DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Ernst Dohm und Julius Rodenberg.

Band IX.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Inhalt des neunten Bandes.

Kunstblätter.

Initialen aus Röhling's güldenem A. B. C.
Kleine Künstler.
Charles Hoguet.
Zeit bringt Rosen.
Waldeinsamkeit.
Ein gestörtes Mittagsmahl.
Johann Strauss.
Venedig.
Abgeblitzt.
Michael Munkacsy.
Am Nordcap.
Sonniger Augenblick.
Karl Tausig.
Gute Kameradschaft.
Franz Joseph Fetis.
Hintersee.
Paul und Virginie.
Karl von François.
Schlittenfahrt.

Nach einem Bilde von C. Böttcher. *Gest. von L. Raff.*

Kleine Künstler.

E
geschäbe
die um
zimmer
um lle
damite
der Sa
gaben s
weich e
ganz im
nicht ni
erschein
Sie pas
und Zu
wie eine
schieden
Besitzer
hundert
theils i
ungesu
eine F
ander
eine P
waren
D
nur in
Erzeug
ging u
geschah
Denker
Baron
sie sich
hatte,
Wesh
Verwa
freunds
war de
bequem

Der Salon.

Die Dame mit den Hirschzähnen.

Novelle von G. zu Putlitz.

Es war sehr unbehaglich draußen. Die Wege grundlos, Schneegestöber und Schlacken vom Himmel, wüster Januarsturm sausend durch die umeisten Baumgipfel. Desto behaglicher war es innen im Wohnzimmer der alten Baronesse. Das Feuer brannte im Kamin, eigentlich zum Ueberfluß, denn das Zimmer war warm; die dicken Smyrnateppiche dämpften den Laut des Schrittes, wie die Schirme über den Lampen den Schein des Lichtes; die schweren Portièren und Fenstervorhänge gaben selbst dem gesprochenen Wort einen gedämpften Klang, dem Gespräch etwas unwillkürlich Leises und Discretes. Die Baronesse saß ganz im Schatten, in einer Ecke am Kamin, denn ihr Auge vertrug das Licht nicht, in einem Anzug, sauber, von kostbarstem Stoff, aber dunkel, unscheinbar und nach einem Schnitt gefertigt, der keiner Mode entsprach. Sie paßte damit vollkommen zu allen den älteren und neueren Familien- und Fürstenbildern, die die Wände des Zimmers bedeckten, ungefähr wie eine gute Wirthin zu allen Bildungsgraden ihrer durch Zufall verschiedenartig zusammengekommenen Gäste zu passen scheint. Durch die Besitzerin bekamen die Bilder in Trachten und Styl verschiedener Jahrhunderte eine Zusammengehörigkeit, wie die Meubles und unzähligen, theils sehr kostbaren, theils werthlosen Zierrathen und Raritäten, die in ungesuchter Ordnung alle Tische, Schränkchen und Consolen bedeckten, eine Harmonie. Man hätte denken sollen, das müsse Alles so durcheinander stehen, und jedes Einzelne, wollte man es herausnehmen, müsse eine Lücke geben, und doch hatte es nur einen Zusammenhang und das waren die Erinnerungen der Besitzerin.

Aber man hätte dieser Unrecht gethan, wollte man sagen, daß sie nur in der Erinnerung lebe, denn die neuesten Zeitschriften, die jüngsten Erzeugnisse der Literatur lagen auf einem Tische ausgebreitet, und nichts ging unbemerkt an ihrer Theilnahme vorüber, was in der Gegenwart geschah oder hervorgebracht wurde. Der Schwerpunkt freilich des Denkens und Empfindens lag in der Vergangenheit. Ich kannte die Baronesse seit vielen Jahren, wenn ich ihr auch seit längerer Zeit, seit sie sich aus dem Treiben der großen Gesellschaft auf's Land zurückgezogen hatte, wo sie in fast vollkommener Einsamkeit lebte, nicht begegnet war. Weshalb sie einsam war, wußte man eigentlich nicht, denn sie hatte viel Verwandte, noch mehr Freunde, und war von der anmuthigsten Gastfreundschaft, die es Jedem in ihrem Hause behaglich werden ließ. Freilich war der Ort, den sie sich zum Aufenthalt gewählt hatte, fernab von der bequemen Eisenbahnreisestraße, und man meinte, sie hätte sich nicht ohne

Absicht gerade hier eingerichtet, denn sie hatte obenein das Haus, in dem sie wohnte, erst zurecht bauen müssen, während ihr auf eigenen Besitzungen vollkommen wohnlich fertige Schlösser zu Gebot standen. Ebenso wußte man nicht, weshalb sie sich nicht verheirathet hatte, denn reich, angenehm, hochgebildet, aus guter Familie mit ausgebreitetsten Verbindungen, immer am Hof und in der großen Welt lebend, hatte es ihr, fast bis in ihr Alter, nicht an Bewerbern gefehlt. Auch ihr Zurückziehen aus der Residenz hatte man sich nicht erklären können. Mit Niemand hatte sie es besprochen, und doch ganz in der Stille durch Jahre den Wohnsitz vorbereitet. Dann ging sie, kaum Abschied nehmend, und kam nicht wieder. Durch ihr ganzes Wesen zog etwas Allmäliges, nie Ueberstürztes, Nachklingendes, das alle Lebensabschnitte zu ebenem, behaglichem Pfade überbrückte. Diesmal hatte mich, noch dazu zu ungünstigster Jahreszeit, eine Geschäftsreise in der Nachbarschaft erinnert, die alte Freundin aufzusuchen und ihr Haus war mir ein Asyl geworden. Sie freute sich sichtlich des Besuchs, der weder sie noch ihre Dienerschaft zu überraschen schien. Wie selbstverständlich, war das Fremdenzimmer bereit, der Tisch gedeckt. Wir begrüßten uns, als hätten wir uns gestern verlassen, und sprachen über Verhältnisse und gemeinsame Bekannte, als führten wir ein Gespräch fort, das wir am vergangenen Abend zufällig abgebrochen hätten, denn die Baronesse, die eine fleißige und geistvolle Briefschreiberin war, blieb dadurch im detaillirtesten Zusammenhang mit Allem, was außerhalb vorging.

Es plauderte sich vortrefflich mit der alten Dame, und jetzt im traulichen Zwiegespräch trat mir erst recht ihre Virtuosität entgegen, zuzuhören und sich erzählen zu lassen. Mit einigen kleinen, oft humoristischen Zwischenbemerkungen hielt sie die Mittheilungen im Fluß, und da sie für Alles liebenswürdigste Theilnahme, lebhaftestes Eingehen zeigte, erzählte man ihr auch Alles. Daher war sie eine lebendige Chronik geworden und kannte alle Menschen und ihre Beziehungen. Liebenswürdig und klug zuzuhören ist eine der anmuthigsten geselligen Eigenschaften, und nur zu oft begegnet man der Ungezogenheit, die Ungeduld auf den Schluß der Rede des Andern zu zeigen, um nur selbst erst wieder zu Wort zu kommen. Davon war bei meiner alten Freundin keine Spur. Discret ohne Heimlichkeit, klar und aufrichtig, ohne je durch eine abweichende Ansicht zu verletzen, kleidete sie die Zurechtweisung meist in ein schelmisches Scherzwort, und steckte unbemerkt, aber sicher, die Grenzen des Gesprächs. Sie duldete nie ein tadelndes oder spottendes Wort über ihre Freunde, am wenigsten ein, auch nur scheinbar, unehrerbietiges über ein Mitglied ihres Fürstenhauses, und mochte es auch längst der Geschichte der Vergangenheit angehören.

Ich fragte nach den Motiven ihres Zurückziehens aus der großen Welt, an die sie alle Interessen knüpften. Sie lächelte und erwiederte: „Es ist so bequem, alt zu sein. Viele Verpflichtungen hören auf und alle Rechte wachsen. Aber es ist recht schwierig alt zu werden. Da hat man noch alle Verpflichtungen, und die Kräfte ihnen zu genügen

nehmen ab. Ja, wenn man an einem beliebigen Tage aussprechen könnte: „Von heute an bin ich alt!" Das geht aber nicht und so muß man den Lebensabschnitt durch ein sichtbares Zeichen kund thun. Ich zum Beispiel zog mich zurück und meine Freunde waren nur zu nachsichtig und zu galant, um daraus zu schließen: „Sie ist alt!""

„Aber wurde Ihnen nach der Gewohnheit, mit so vielen Menschen und in so verschiedenen Kreisen zu leben, die Einsamkeit nicht schwer?" fragte ich weiter.

„Ich bin nicht so einsam als Sie meinen!" war die Antwort. „Im Sommer fehlt es mir niemals an Besuch und daß die Freunde aus der Residenz im Winter nicht auf's Land kommen, ist ein Vorurtheil wie jedes andere, und nur die eigenen Vorurtheile muß man bekämpfen, nicht die fremden, denn das ist nutzlose Zeitverschwendung. Hieße es nicht ein Compliment herausfordern, würde ich Sie als Zeugen aufrufen, daß es auch im Winter bei mir recht erträglich ist. Und dann habe ich auch allein meine Gesellschaft, die mich keinen Augenblick unbeschäftigt läßt. Der Tag vergeht so schnell mit Lesen und Schreiben. Bei Licht erlauben das meine Augen nicht mehr. Ich habe versucht, mir vorlesen zu lassen, aber das kann ich nicht ertragen. Ich bin dazu eine zu mitdenkende, mitredende, etwas oppositionelle Natur, und zu sehr an das Gespräch gewöhnt. Mir schießt ein Gedanke dazwischen, und wenn ich ihn nicht aussprechen kann, lenkt er mich ab und ich habe gleich den Faden der Lectüre verloren. Da sitze ich denn ganz still in meiner Kaminecke und lasse das Auge im Halbdunkel über die Gegenstände im Zimmer streifen, und die Gedanken und Erinnerungen mir ihre Geschichte erzählen. Jedes hat seine Geschichte, die sich mit dem Gegenstand oft schon durch die dritte und vierte Generation vererbte. Manche Geschichte spinnt sich um eine ganze Reihe von Andenken. Früher habe ich das nachstudirt aus Briefsammlungen, die ich noch bis zu meiner Urgroßmutter hinauf sammelte und ordnete. Nach und nach entstand so eine ganze Reihe von kleinen Novellen in meinem Gedächtniß, mit ganz fester Gestalt, und die lese ich mir immer wieder in Gedanken zurecht.

„Und haben Sie dieselben niemals aufgeschrieben?" fragte ich.

„Früher habe ich es wohl, zu verschiedenen Zeiten, versucht, aber es ist mir niemals gelungen!" war die Antwort. „Briefe schreibe ich gern und leicht, aber eine zusammenhängende Erzählung bringe ich nicht zu Stande. Sie wird unklar, confus, und springt mir so oft vom Wege ab, daß ich niemals das Ziel eines einheitlichen Schlusses erreiche. Meist haben meine Novellen gar keinen Schluß. So müssen meine ungeschriebenen Novellen, die vielleicht auch nur für mich allein Interesse haben, mit mir zu Grabe gehen. Bis dahin erzähle ich sie mir aber immer wieder und das ist meine Winterabendgesellschaft."

Ich wollte Einwendungen machen gegen die wol allzubescheidene Ansicht über die Fähigkeit, Gestaltetes niederzuschreiben und wies auf die vortrefflichen, inhalt- und gedankenreichen, dazu in vollendetster Form

geschriebenen Briefe der Baronesse hin, aber sie blieb bei ihrer Aussage, und erklärte sie so: „Mir fehlt alle chronologische Empfindung. Von Kindheit auf, erzogen von einer alten Großmutter, habe ich mehr von der Vergangenheit erfahren, als von der Gegenwart. So wurde mir Vergangenes gegenwärtig und die Zeiten und ihre Reihenfolge fielen durcheinander. Dann bin ich, mit vortrefflichem Gedächtniß, alt geworden und in meinen Erinnerungen steht Alles, wie in meinem Zimmer, nebeneinander, nicht hintereinander. Da steckt der Fehler meiner Fähigkeit, aber ich habe mir den Mangel zu Nutze gemacht. Ich war vor der Zeit alt und bin über meine Jahre jung geblieben."

Während sie sprach hatte ich doch auch den Blick über die Raritäten des Zimmers streifen lassen, die mir auf einmal eine andere Bedeutung gewannen. Die gedämpfte Lampe auf einem Ecktisch warf gerade auf ein Bild mir gegenüber einen eigenthümlichen Schein, und hob es hervor unter den Portraits an der im Halbdunkel liegenden Wand. Es stellte ein junges Mädchen vor im Jagdcostüm des 17. Jahrhunderts. Das Bild hatte, wie man das auf den ersten Blick erkannte, durchaus keinen künstlerischen Werth, sondern schien von irgend einem Routinier im Portraitiren, wie es in jener Zeit so viele gegeben haben muß, gefertigt zu sein. Die Züge hatten etwas Conventionelles und es wäre schwer gewesen zu entscheiden, ob das Original schön war oder nicht, bei diesen scharf abgezirkelten Augenbrauen, diesen hart contourirten Lippen. Der Meister malte sicher alle seine Augenbrauen und Lippen gerade so. Aber daß das Gesicht einen edlen Schnitt hatte und eine eigenthümliche Energie im Ausdruck, sah man doch. Das Costüm war fast das eines Mannes, wenigstens war ein pelzbesetzter Männerrock über das Frauenkleid gezogen; die Jagdtasche hing von der Schulter, und während die eine Hand zierlich, ja fast geziert; eine Agraffe am Halstuch berührte, als wollte sie auf diese aufmerksam machen, stützte sich die andere, in einem groben, zu weiten Handschuh steckend, auf den Gewehrlauf.

„Spielt auch jenes Portrait, oder vielmehr sein Original, eine Rolle in einer Ihrer ungeschriebenen Novellen?" fragte ich.

Die Baronesse beugte sich etwas hervor aus ihrer dunkeln Ecke und lächelte. „Sie haben, lieber Freund", sagte sie, „mit glücklichem Griff gerade eine der verwickeltsten aufgeschlagen, die ich mir unzählige Mal durchdachte, aber auch unzählige Mal von der chère grand' maman erzählen ließ. Es wäre das Verdienst der grand' maman, wenn ich sie etwas zusammenhängender herausbrächte, als die meisten anderen."

„Zum Ruhme der grand' maman also!" rief ich, „erzählen Sie mir die Novelle."

„Nein!" sagte die alte Dame, „wenn ich erzähle, thue ich es auf meine Gefahr und Verantwortung. Ich will Ihnen keinen falschen und schlechten Begriff von dem Erzählungstalent meiner Großmutter geben, denn sie erzählte vortrefflich."

Ich war aufgestanden, um mir das Portrait in der Nähe zu betrachten, wobei sein Kunstwerth nicht eben gewann, einzelne Details des Bildes aber noch entschiedener hervortraten. Die eigenthümliche Anordnung des Bildes konnte keinenfalls von dem sicher talentlosen Maler herrühren und machte auf den Charakter der Dargestellten neugierig. Ich hob die Lampe, um volles Licht zu haben. „Hinter den Zügen, der Haltung muß ein energischer, zum Absonderlichen geneigter männlicher Charakter gesteckt haben", sagte ich.

„Und, was Sie nicht aus dem Bilde erkennen können", ergänzte die Baronesse, „eine berühmte Schönheit."

„Was für ein Schmuck soll das sein?" fragte ich weiter. „Jedenfalls ist es die Absicht, daß der Beschauer ihn nicht übersehen soll? Steine sind das nicht, die diese barocke Rosette bilden, und der Maler müßte noch ungeschickter gewesen sein als ich vermuthe, wenn er das als Brillanten malte."

„Sie sind nicht Jäger, sonst würden Sie es errathen!" lachte die Baronesse. „Es sind Hirschzähne in Silber gefaßt, eine echte Waidmannsagraffe. Wenn Sie recht aufmerksam wären, sollten Sie sogar — aber nein, ich nehme mir alle Effecte vorweg. Was haben Sie überhaupt nach dem Schmuck zu fragen und über den Charakter der Trägerin Hypothesen aufzustellen? Damit verrücken Sie mir gleich den Anfang meiner Novelle. Ich muß sie nun mit der Agraffe anfangen und das paßt mir gar nicht. Aber ich will es doch versuchen. Setzen Sie sich ruhig wieder an den Kamin zu mir heran. Durch das Zimmer trägt meine Stimme nicht und die Lampe, wenn Sie sie so hochhalten, blendet mich. Bitte, vergessen Sie nicht, daß Sie mit einer nahezu Achtzigerin zu thun haben."

Ich gehorchte. Es wurde eine Weile lautlos im Zimmer, nur daß die Uhr tickte und die Funken im Kamin knisterten. Dann fing die alte Dame an:

„Da sie mir nun doch einmal die Agraffe vorweg nahmen, will ich meine Geschichte nach ihr benennen, sie heißt: „Die Dame mit den Hirschzähnen" und obzwar Sie nun gleich errathen könnten, was das heißen soll, so will ich doch hinzufügen, daß man dem Original jenes Portraits schon zu der Zeit, als sie eine glänzende Schönheit war, diesen Namen beilegte und zweifelhaft war, ob sie ihn ihrem Lieblingsschmuck, jener Agraffe, oder ihren eigenen, blendend schönen Zähnen verdankte. Zu dieser Zeit fängt meine Geschichte an, und ein Blick auf das Costüm wird sie Ihnen bezeichnen. Sie müssen sich also etwa anderthalbhundert Jahre zurückdenken; mir, die ich seit meiner Kindheit mit jenem Bilde verkehre, und von der schönen Huberta erzählen hörte wie von einer Zeitgenossin, ist sie freilich viel näher gerückt. Aber werde ich denn je anfangen? Wirklich muß ich noch um eine Generation zurückgreifen und vom Prinzen Peter anheben, der schon ein alter Mann war, als die schöne Huberta erst achtzehn Jahre zählte. Früher, das wissen Sie ja, galt es als beste Bildungsschule der Prinzen und vor-

nehmen jungen Leute, auf Reisen zu gehen. Mit irgend einem gelehrten Begleiter wurden die jungen Herren auf mehrere Jahre in die Fremde geschickt und da lernten sie denn Italien mit seinen Kunstschätzen, Paris mit seiner, freilich gefährlichen, geselligen Bildung, Holland mit seiner Industrie kennen. Auch Prinz Peter hatte diesen Bildungsgang durchgemacht und in der Fremde einen jungen Landsmann kennen gelernt, dem er sich mit schnell erwachter Freundschaft anschloß. An den väterlichen Hof zurückgekehrt, wollte er den Freund in seiner Umgebung behalten, aber der Fürst, sein Vater, hatte die Ansicht, Prinzen dürfen keine intime Freundschaften haben, am wenigsten in ihrer Umgebung, und weigerte die Anstellung, ja er gab dem jungen Mann, wie man sagte, nicht undeutlich zu verstehen, daß er seinen Aufenthalt in der Residenz nicht besonders wünschenswerth fände. Der junge Edelmann fühlte sich tief beleidigt und gab sein Ehrenwort, die Residenz nie wieder zu betreten, und dem Hofe Zeitlebens fern zu bleiben. Damit nahm er kurzen Abschied von seinem Freunde, dem Prinzen Peter, hielt sein Wort und hat denselben auch wirklich niemals wieder gesehen. Er zog sich auf sein Gut zurück, lebte ganz zurückgezogen, eigentlich nur der Jagd, denn er war leidenschaftlicher Waidmann, und dieser Leidenschaft mag es wol auch zuzuschreiben gewesen sein, daß er seine sonstigen Geschäfte sehr vernachlässigte und seinem einzigen Kinde, einer Tochter, so gut als Nichts hinterließ, da obenein die Güter einem Lehnsvetter zufielen. Noch in seinen letzten Lebenstagen schrieb er aber dem Prinzen Peter, erinnerte ihn an die alte Freundschaft und empfahl ihm die Tochter, die ihre Mutter schon in frühester Kindheit verloren hätte und bald ganz verwaist sein würde. Den Prinzen Peter setzte diese Bitte eines Sterbenden in nicht geringe Verlegenheit."

„Bitte, erzählen Sie mir vom Prinzen Peter. Man weiß so wenig von ihm, hält ihn für ganz bedeutungslos, schwach und wenig befähigt!" unterbrach ich die Erzählerin.

„Er war vortrefflich, ganz vortrefflich!" rief die Baronesse mit Nachdruck und eifrig. „Alle Welt gewann er durch seine Bescheidenheit und Herzensgüte. Neben echt fürstlicher Haltung hatte er doch etwas leutselig Scherzhaftes, womit er alle Herzen einnahm. Dort auf der fürstlichen Wand hängt sein Portrait, das können Sie sich morgen im Tageslicht betrachten, aber ohne Kritik, wenn ich bitten darf."

„Sie haben ihn gekannt?" fragte ich unüberlegt.

„Natürlich!" erwiederte die alte Dame, corrigirte sich aber, laut auflachend, sofort. „Ich stecke Sie an mit meiner chronologischen Confusion!" fuhr sie fort. „Er war seit zehn Jahren todt als ich auf die Welt kam, aber ich bin so in der Erinnerung an ihn aufgewachsen, daß ich mir wirklich einbilden kann, ich hätte noch die Ehre gehabt ihn zu kennen. Aber entscheiden Sie sich. Wollen Sie vom Prinzen Peter hören oder von der Dame mit den Hirschzähnen?"

„Von Letzterer!" rief ich schnell.

„Ueber Erstern würde ich auch kaum Etwas hinzufügen!" sagte

die Baronesse. „Also wieder auf die schöne Huberta zu kommen. Der Prinz Peter überlegte mit seiner Gemahlin, die Prinzessin Peter überlegte mit meiner Urgroßmutter, die ihre Obersthofmeisterin war, diese schrieb an eine Cousine, um sich nach dem Fräulein zu erkundigen, die Gräfin, meine Urgroßtante, correspondirte mit einer Nachbarin des inzwischen verstorbenen Vaters des Fräuleins, und so dauerte es viele Wochen, ehe eine Auskunft kam, und diese war so discret abgefaßt, so geschnörkelt, da die Briefstellerinnen wußten, daß ihre Schreiben den höchsten Augen des Prinzen Peter vorgelegt werden sollten, daß sie eigentlich gar nichts besagten. Meine Urgroßmutter ging mit den Briefen zur Prinzessin Peter. Diese studirte die Schreiben, lobte den Styl und die Abfassung, erfuhr aber Nichts, was ihr hätte zur Entscheidung helfen können. Sie legte also am Abend beim Thee die Briefe dem Prinzen, ihrem Gemahl vor. Der las sie durch, ohne Etwas zu sagen. Er hatte inzwischen die ganze Angelegenheit vergessen. Meine Urgroßmutter ehrte respectvoll das Schweigen ihrer Herrschaften, steckte ihre Briefe ein und damit war die Sache vorläufig erledigt. Ich weiß diesen Verlauf so genau, weil man später meiner Urgroßmutter vielfach einen Vorwurf daraus machte, daß sie die schöne Huberta an den Hof gebracht hätte und dann erzählte sie den Hergang wörtlich, wie ich ihn mittheilte. Da sollte sich die jüngste Hofdame der Prinzessin Peter verheirathen und während man gerade noch überlegte, durch wen man sie ersetzen könnte, rief ein Zufall die Waise des Jugendfreundes in das Gedächtniß des Prinzen Peter zurück. Ein Händler ließ ihm nämlich ein Stammbuch zum Kauf anbieten, in dem sich auch sein sauber gemaltes Wappen mit einem eigenhändig geschriebenen lateinischen Spruch und französischer Dedication nebst Namensunterschrift vorfand. Dahinter kam noch eine ganze Reihe Wappen verschiedener Cavaliere. Man konnte erst lange nicht verstehen, woher dies merkwürdige Document käme, bis der Händler Auskunft gab, daß er es auf der Versteigerung des Nachlasses von Huberta's Vater durch die dritte Hand hätte acquiriren lassen. Der Anblick dieses Stammbuches rückte dem Prinzen Peter auf einmal seine Jugendzeit, seine Reisen, mancherlei Genossen froher Stunden vor das Gedächtniß, daß er ganz gesprächig wurde, und meine Urgroßmutter noch nach Jahren behauptete, ihn nie so lebendig, so mittheilsam, ja fast beunruhigend aufgeregt gesehen zu haben. Man schloß nun daraus, daß die arme Huberta (den Namen wußte man aus dem ersten Schreiben des Vaters), in sehr bedrängter Lage sein müsse, da sie sich genöthigt gesehen hätte, selbst diese kostbarsten Andenken ihres Vaters zu verkaufen. Der gottesfürchtigen Prinzessin Peter schien das Zusammentreffen dieser Erkenntniß mit der Verheirathung ihrer Hofdame ein höherer Fingerzeig, und sie sprach sofort die gnädige Absicht aus, die junge, verlassene Waise als Hofdame in ihre Umgebung zu nehmen. Meine Urgroßmutter behauptete immer, sie hätte gleich, wenn auch mit respectvollster Zurückhaltung, ihre Einwendungen dagegen erhoben, aber vergebens dabei eine Unterstützung des Prinzen erwartet,

denn der hätte, vielleicht in Erinnerung an den Jugendfreund und doch in weiser Vorahnung der Zukunft, weder Nein noch Ja gesagt und in Allem seiner Gemahlin freie Hand gelassen. Die Prinzessin war nun eine sehr lebhafte Natur und wenn sie einmal eine Idee lieb gewonnen hatte, wurde sie durch Widerspruch nur noch mehr in derselben bestärkt; sie machte also an jenem Abend ein paar recht ungnädige Anspielungen auf die Härte und Herzlosigkeit meiner Urgroßmutter, was sicher eine falsche Beschuldigung war, und was diese sich auch bemühte nicht zu bemerken. Das Resultat aber war, daß man dem jungen Mädchen, vorläufig auf einige Monate auf Probe, die Stellung einer Hofdame antrug, was diese selbstverständlich mit großer Dankbarkeit und Empressement annahm. So kam die schöne Huberta an den Hof. Man hatte sich freilich eine ganz falsche Vorstellung von ihr gemacht. Auf dem Lande, in tiefster Einsamkeit, noch dazu ohne Mutter aufgewachsen, und jetzt noch unter dem Druck ihrer bedrängten Lage, in der Trauer um den kaum vor einem Jahre gestorbenen Vater, hatte man sich ein schüchternes, linkisches Wesen gedacht, geblendet von dem Glanz der Residenz, imponirt von den hohen Herrschaften, in deren Nähe sie zum ersten Mal kommen sollte. Huberta dagegen war eine schöne, schlanke, fast imponirende Erscheinung, nicht gerade graziös, aber männlich sicher, über Nichts erstaunt, durch Nichts imponirt, heiter bis zum Uebermuth, offen und aufrichtig bis zur Rücksichtslosigkeit, selbstständig bis zum Eigenwillen. Da ihre Vorgängerin noch nicht verheirathet war und also ihre Wohnung im Palais der Nachfolgerin noch nicht einräumte, hatte man die Absicht, Huberta unter den Schutz einer ältern Dame des Hofes zu geben, aber da weigerte sie sich gleich entschieden. Sie brauche keinen Schutz, hätte gelernt sich selbst zu schützen und zu vertheidigen und nicht gelernt sich unterzuordnen. Sie hätte ihr Kammermädchen, eine Kindheitsgespielin, mitgebracht aus der Heimat und weitern Schutz wolle sie nicht. Prinz Peter lachte bei dieser Auseinandersetzung, die Prinzessin fand Huberta deliciös und das war beides ein großes Unglück. Was sollte meine arme Urgroßmama nun anfangen? Die neue Untergebene verstieß unaufhörlich gegen die Regeln der Etikette und gegen die unumstößlichsten Hofgewohnheiten, aber sobald die Obersthofmeisterin von ihrer Stellung eine Zurechtweisung versuchte, wurde sie durch die Bemerkung des jungen Fräuleins zurückgewiesen, daß sie noch nicht wirklich Hofdame, also noch nicht verpflichtet sei ihr zu gehorchen, daß sie auf Probe eingeladen sei und deshalb die Pflicht hätte sich ganz zu zeigen wie sie nun einmal wäre, um nicht zu günstige Meinung zu erwecken, die die Zukunft dann nicht rechtfertigen könnte. Versuchte es dann die gequälte Urgroßmama, bei den Herrschaften Beschwerde zu erheben, fand sie nur Spott und Schadenfreude und das größte Amusement an Huberta's Eulenspiegeleien. Die Urgroßmama war eine kluge Frau, die sich nichts von ihrer Autorität nehmen lassen wollte, sie that also, als wenn sie Vieles gar nicht bemerke, lachte im schlimmsten Falle mit, wenn sie sich auch im Stillen empörte und kränkte. Aber sie war

zugleich eine gute und eine pflichttreue Frau, die nicht wollte, daß ein junges Wesen, das ihrer Obhut anvertraut war, und deren Muth, Wahrhaftigkeit und Verstand ihr Achtung einflößte, zu Schaden käme. Sie zeigte Huberta also daher mütterliche Liebe, so aufrichtige Zuneigung, daß diese wirklich von einer Fügsamkeit gegen sie wurde, einer Unterordnung, und daß die Beiden sich treu aneinander anschlossen. Wäre nur Huberta nicht so schön gewesen, so anziehend, so schlagfertig mit dem Wort, und dadurch so belustigend, mit einem angeborenen Hang zur Extravaganz, der sie zu tausenderlei Unvorsichtigkeiten hinriß, in denen sie von aller Welt, die ihren Spaß daran hatte, ermuntert und angereizt wurde! Huberta war eitel und sah sehr bald, daß sie der Mittelpunkt, die gesuchteste und hervorragendste Erscheinung der ganzen Gesellschaft wurde, und das gerade durch die Dinge, die ihre mütterliche Freundin ihr verweisen wollte. Da ging ihr denn mitunter die Eitelkeit und der Uebermuth über das Gemüth und den guten Willen fort, ja, es kam mit meiner Urgroßmama oft zu heftigen Scenen, in denen Huberta aber immer die Lacher und eigentlich die ganze Gesellschaft auf ihrer Seite hatte."

Unwillkürlich mußte ich lachen. Ich konnte mir die empörte, steife Obersthofmeisterin in ihrem Zorn so deutlich vorstellen. Die Baronesse hielt ein. „Sehen Sie!" rief sie, aber heiter und ohne Empfindlichkeit. „Sie machen es wie damals alle Welt, Sie nehmen Partei für den schönen Kobold gegen meine würdige Urgroßmutter. Ich möchte darauf wetten, daß Sie sich eine ridicüle Vorstellung von derselben machen und das darf ich als Verwandte und als gerechte und getreue Erzählerin nicht zugeben. Sehen Sie sich einmal genau jenes Bild an. Das ist meine Urgroßmutter." Sie zeigte auf ein großes Pastellbild in barockem Rahmen. Ich stand auf und betrachtete es. Das Bild war ein Kunstwerk, würdig jede Galerie zu zieren, und gab den alleranmuthigsten Eindruck einer ältlichen vornehmen Frau. Matronenhaft, trotz der steifen Haltung, schön, trotz der grau gepuderten Locken, über die ein schwarzes Spitzentuch geknüpft war, frisch, trotz der weichen Falten um Stirn und Mundwinkel. Das klare, blaue Auge sah offen und klug aus den freundlichen Zügen. Der Baronesse entging der Eindruck nicht, den das Bild hervorrief. „Nun, was denken Sie von meiner Urgroßmama?" fragte sie.

„Daß die schöne Huberta sehr eitel, sehr wenig weichherzig sein mußte, wenn sie sich der Gewalt dieser liebenswürdigen Mütterlichkeit entziehen oder gar widersetzen konnte!" erwiederte ich.

„Sie haben wirklich den Kern des Charakters herausgefunden — die Mütterlichkeit", sagte die Baronesse; „aber ich bitte, nicht zu übersehen, daß die Mütter von damals anders waren als die Mütter von heute. Bei aller Liebe hielten sie doch immer eine respectvolle Autorität aufrecht, und zur Mütterlichkeit jener Zeit gehörte eine milde Strenge, die unerschütterlich war, schon weil Niemand versucht hätte, sich mit Wort oder That ihr zu widersetzen."

Ich hatte unwillkürlich einen Blick auf das Portrait der schönen Huberta geworfen, und die Baronesse, der nichts entging, stand auf. „Ich muß Ihnen nur gleich den Prinzen Peter und seine Gemahlin zeigne, da wir doch einmal unterbrochen sind, was übrigens kein Schaden ist, denn ich fühlte schon wieder, daß ich breit wurde und den Faden meiner Erzählung verlor.“ Wir traten vor ein paar Portraits, die, wenn auch mit höfischer Schmeichelei gemalt, doch ganz bestätigten, was ich vom Prinzen Peter vorausgesetzt hatte. Die schöne Hand mit den Spitzenmanschetten und den Brillantringen war die Hauptsache. Die Züge waren fade und müde, das Lächeln der Lippen ein höfliches Zucken der Muskeln, keine wahrhafte Heiterkeit oder Wohlwollen. Die Prinzessin sah klug aus scharfen Zügen, aber der überladene fürstliche Schmuck nahm der Erscheinung alle Anmuth.

„Gerade so hätte ich mir den Prinzen Peter gedacht!“ rief ich lachend.

„Ungezogener!“ sagte die Baronesse, „wenn meine Urgroßmama das Lachen vor dem Bilde ihres Prinzen gehört hätte.“

Unwillkürlich wurde ich ernst. Ich fühlte Etwas wie die Gegenwart jener Frau und sagte nach einer kleinen Pause:

„Bitte, fahren Sie fort in Ihrer Erzählung, in deren Kreis mich der Anblick der Bilder wirklich so mächtig hineingezogen hat, daß es mir scheint ich erfahre das Schicksal von Menschen, von denen ich bereits den Eindruck der Persönlichkeit empfing.“

„Ja, es ist Etwas um die leblosen Dinge aus vergangenen Zeiten, das uns zurückzieht in ihre Tage!“ sagte die Baronesse, „und es freut mich, daß Sie den Reiz meines Zimmers verstehen lernen, daß Sie mir, bei flüchtigerer Bekanntschaft, vielleicht nur als Rumpelkammer verspottet hätten. Aus den Tassen auf jener Etagère hat Huberta bei ihrer mütterlichen Freundin wahrscheinlich mehr als einmal Chocolade getrunken, vor jenem Stuhl hat sie gekauert, und wer weiß, ob ein Schlag mit jenem Fächer nicht zuweilen ein unvorsichtiges Wort, das ihr über die Lippen springen wollte, zurückhielt. Aber, wenn wir so fortfahren, werden wir vor Bäumen den Wald nicht mehr sehen. Also wieder zu unserer Geschichte. Ja, wo bin ich nur geblieben?“ Sie hatte sich wieder in dem Dunkel ihrer Kaminecke eingerichtet, und fuhr fort: „Also Huberta's Erscheinung war ein Ereigniß am Hofe. Alle Welt drängte sich um sie und bald coursirte eine ganze Fluth von ihren Bonmots und Anecdoten, die vermehrt, übertrieben, ihr eine durchaus exceptionelle Stellung gaben, und ihr zwar die Huldigung und Aufmerksamkeit des Momentes zuzogen, aber zugleich manche harte und ungerechte Nachrede. Meine Urgroßmutter sah das mit Kummer und mütterlicher Besorgniß und versuchte ihren Schützling durch Ermahnungen zu lenken; Huberta aber erklärte, sie sei sich bewußt nichts Unrechtes zu thun und was man von ihr dächte und spräche sei ihr ganz gleichgiltig, ja, es mache ihr sogar Spaß, die prüden und pedantischen Perrücken einmal in Zorn und Aufregung zu bringen. Alle Erinnerungen bestärkten sie nur noch mehr in ihrem Muthwillen.“

„Nannte man schon damals das Fräulein „die Dame mit den Hirschzähnen?“ fragte ich.

„Gut, daß Sie mich daran erinnern!“ erwiederte die Baronesse, „fast hätte ich es vergessen und Sie sehen, daß ich nicht chronologisch zu erzählen weiß. Freilich nannte man sie so, denn extravagant wie in allen Dingen, war sie es auch in ihrem Anzug. Der Schnitt ihrer Kleider hatte immer etwas Männliches. Das Haar trug sie frei und ungepudert, und dann suchte sie Etwas darin, niemals Schmuck anzulegen, sondern nur die auffallende Rosette aus Hirschzähnen zu tragen, die sie einmal als Geschenk von ihrem Vater erhalten hatte. In jener Zeit ließ sie auch von einem Stümper das Bild dort malen, über das sich meine Urgroßmutter entsetzte.“

„Liebes Kind“, hatte sie gesagt, „wie können Sie alle Ihre Ungezogenheiten so verewigen lassen? Ein Hoffräulein läßt sich im Hofkleide abconterfeien, wie es in der Umgebung der Herrschaften zu erscheinen gewürdigt wird, nicht im Männerrock, mit der Büchse und dem groben Handschuh.“

„Nun“, erwiederte Huberta, „so muß ich das Bild wol Jemand schenken, der mich trotz meiner Ungezogenheiten lieb hat!“ und damit hatte sie es der Urgroßmama, zu deren Schrecken, in's Haus geschickt, denn die konnte sich nie entschließen es in ihren Salon zu hängen. Daß sie aber ein Recht hatte sich mit der Büchse in der Hand malen zu lassen, bewies Huberta dadurch, daß sie wirklich eine vortreffliche Jägerin war und trotz aller Einreden der Urgroßmama keine Jagd versäumte, zu der sie nur irgend eingeladen wurde. Die Oberst hofmeisterin war froh, als es Winter wurde und diese Vergnügungen endlich aufhören mußten, aber sie kam mit ihren Sorgen nur aus dem Regen in die Traufe. Jetzt fing das Schlittenfahren an, damals ein sehr beliebtes Vergnügen bei Hofe. Die Cavaliere holten die Damen ab in ihren Schlitten und die vielbesprochene, muthige Huberta, die gefeiertste Erscheinung am Hofe, wurde natürlich am Meisten um die Gunst gebeten, sie mit wilden, unbändigen Pferden, denen eine andere Dame sich kaum anvertraut hätte, über die Bahn hinjagen zu dürfen. An die Schlittenfahrten schlossen sich die Maskenbälle an, die erst recht ein Feld für Huberta's Muthwillen wurden, und eine immer erneute Qual für die Urgroßmama. Sie hatte dem jungen Mädchen schließlich, und mit aller Strenge, den Besuch der Maskenbälle verboten, und Huberta hatte das Verbot hingenommen mit dem festen Versprechen es zu halten. Um kurz zu sein: Neben der Bewunderung für Huberta's glänzende Eigenschaften hatte sich auch eine Gereiztheit gegen sie in der Gesellschaft gebildet, mochte diese nun von einem zurückgewiesenen Bewerber, von einer neidischen Schönen, oder aus sonst welchen Motiven entstanden sein, und diese rief eine ganze Fluth gehässiger Nachreden hervor. Meine arme Urgroßmama hatte manche Lanze für das junge Mädchen zu brechen, und that das nicht allein zur Ehre ihres Hofes, sondern auch aus Neigung und Vertrauen auf den unvorsichtigen Schützling,

der selbst allem dem Gerede nur heitern Spott entgegenstellte. Aber eine Frau darf die öffentliche Meinung weder herausfordern noch verachten, das hatte meine Urgroßmama so oft gesagt, wiewol Huberta dies weder zugeben noch beherzigen wollte. Sie verließ sich auf sich selbst zumeist und nebenbei auf ihre Freunde, deren sie eine ganze Menge gewonnen hatte. Zu diesen konnte man in erster Reihe einen Verwandten unserer Familie, einen jungen wohlhabenden Edelmann zählen, der ernstlich daran dachte sich um Huberta's Hand zu bewerben, den diese aber, wie viele andere, durch Spott und Muthwillen zurückwies. Dieser Vetter kam nun einmal sehr aufgeregt und bestürzt zur Urgroßmama und nach langem Zaudern und Zurückhalten brachte er endlich folgende Erzählung zu Tage. Am vergangenen Abend hätte er, mit vielen anderen Freunden, meist der Hofgesellschaft angehörend, bei der Flasche Wein in einem Wirthshause gesessen, man hätte die Gesellschaft besprochen und wie gewöhnlich sei die Dame mit den Hirschzähnen das Hauptthema der Unterhaltung gewesen. Neben vielen extravaganten Anecdoten hätte es aber an Vertheidigern und Bewunderern nicht gefehlt, die ihre stolze Unnahbarkeit gepriesen hätten. In der Gesellschaft hätte sich nun, von einem Bekannten eingeführt, ein junger russischer Edelmann befunden, der erst vor wenig Wochen in der Residenz angekommen sei, und noch nicht Gelegenheit gehabt hatte sich in der Gesellschaft einzuführen. Der junge Mann hätte zwar mit großer Aufmerksamkeit das Gespräch verfolgt, selbst aber zuerst kein Wort dazu gesagt. Erst als der Wein Alle mehr und mehr aufgeregt hatte, sei ein eigenthümliches Lächeln über die Züge des Fremden gezogen, beim Erwähnen der Herzenskälte und Unnahbarkeit der vielgepriesenen Schönen. Das wäre denn auch von Vielen bemerkt worden und nicht ohne dringendes Fragen nach der Erklärung geblieben. Der Fremde hätte erst auszuweichen versucht, dann aber, vielleicht gereizt durch den herausfordernden Ton der Frage, erhitzt vom Wein, wäre er damit herausgekommen, daß er gegründete Ursache hätte, an der Sprödigkeit der stolzen Schönen zu zweifeln. Das hatte denn einen ganzen Sturm von Unwillen heraufbeschworen und wenig hätte gefehlt, daß man dem Fremden gegenüber das Gastrecht arg verletzt hätte. Indessen legten sich einige Ruhige dazwischen und nun erklärte der junge Russe, da die Sache, sicher wider seinen Wunsch, doch einmal so weit zur Sprache gekommen sei, da man die Wahrheit seines Wortes bezweifle, müsse er, zur eigenen Rechtfertigung, eine Indiscretion vollenden, die der Zufall bereits verschuldet hätte, um nicht zu sagen, der übertriebene Eifer allzu vertrauensvoller Bewunderer. Obgleich ganz fremd in der Gesellschaft, müsse er doch eine Intimität mit der besagten Dame eingestehen und zum Beweis zog er aus der Tasche die von allen gekannte Agraffe mit den Hirschzähnen. Damit seien denn Alle Vertheidiger stumm geworden, und es könne nicht fehlen, daß diese compromittirende Geschichte bereits die Runde durch die ganze Residenz mache.

Meine Urgroßmama gerieth durch die Mittheilung des Vetters in die allergrößte Bestürzung und Zorn. Zuerst nannte sie Alles eine schändliche Intrigue und Verleumdung, ein Geklätsch vom Wein erzeugt; dann aber sah sie doch ein, daß einem so verbreiteten Gerücht gegenuber, bei einer so schweren Anklage, Etwas geschehen müsse. Die arme Frau konnte lange nicht den richtigen Entschluß fassen, denn einestheils wollte sie die Sache aufklären, anderntheils ein Aufheben vermeiden, das einen Scandal für ihren Hof, einen Vorwurf für sie selbst, und zumeist unermeßlichen Nachtheil für ihren Schützling hervorrufen müsse. Sie war so fest von der Unschuld der Letztern überzeugt, daß sie Huberta, was doch am Nächsten gelegen hätte, durch eine directe Frage und Mittheilung der Beschuldigung nicht beleidigen wollte. Nach langem Ueberlegen wurde also der Vetter beauftragt, den jungen Russen aufzusuchen. Bei ihren viel verbreiteten Verbindungen erinnerte sie sich sogleich einer Bekannten, die seinen Namen trug. Das sollte als Vorwand gelten für den Vetter, um den jungen Mann bei ihr einzuführen. Mit Widerstreben unterzog sich der Vetter des Auftrags, aber die Urgroßmama hatte alle ihre Verwandten gewöhnt, ihre Wünsche, ohne Einwendung, als Befehle anzunehmen. Der Vetter hat später erzählt, daß er den jungen Mann in großer Aufregung gefunden hätte, eigentlich im Begriff abzureisen, gequält von Selbstvorwürfen über seine Indiscretion. Als der Vetter ihn zu beruhigen versuchte, hatte er dann erzählt, daß er seinen Fehler nicht anders hätte gut zu machen gewußt, als daß er der Dame Alles eingestanden und ihr seine Hand angetragen hätte, was ein schweres Opfer sei, denn er verlöre höchst wahrscheinlich durch die Verheirathung mit einer Ausländerin die Aussicht auf ein bedeutendes Vermögen, und was die Hauptsache sei, er müsse eingestehen, daß er aus Eitelkeit die Bekanntschaft der gefeiertsten Schönheit der Residenz gesucht hätte, daß er aber die Dame weder lieben noch achten könne, und im Voraus wisse, daß er durch diese Verbindung Zeitlebens unglücklich werden würde. Der Vetter fragte schüchtern, was das Fräulein auf seinen Heirathsantrag erwiedert hätte und nun erzählte der junge Mann erröthend, daß ihn gerade die hastige Annahme desselben, die Bitte mit ihr zu entfliehen, die aufdringliche Weise, die zu einer schnellen, heimlichen Verbindung drängte, um alle Möglichkeit einer Neigung seinerseits gebracht hätte. Schwer wurde es dem Vetter, den jungen Mann unter diesen Umständen zu einem Besuch bei der Obersthofmeisterin zu überreden; aber er stellte das als so harmlos dar, um so mehr, da er selbst die Absichten seiner Verwandten nicht errieth, daß der Russe, um es nur abzuthun, gleich mit ihm in den Wagen stieg und so bei der Urgroßmama gemeldet wurde. Diese schien den Besuch nicht so schnell erwartet zu haben und ließ die Herren eine ganze Zeit warten. Sie hatte sofort einen Lakei zu Huberta geschickt und sie ersuchen lassen, zu ihr herüber zu kommen. Dabei fiel es ihr ein, daß sie das junge Mädchen in den letzten Tagen allerdings verändert, zerstreut, nicht mehr so natürlich heiter gefunden hätte als früher. Die gute

Frau mußte alle ihre Kraft zusammennehmen in ihrer Seelenangst, und sie hatte doch gelernt Herrin über ihre Stimmungen und Mienen zu sein. Dem Vetter wurde das Warten auch zu lang, um so mehr als der Fremde, dem doch eine Ahnung davon kam, was ihm bevorstehen würde, plötzlich erklärte, daß er ihn verantwortlich dafür mache, daß er nicht mit dem Fräulein confrontirt werde. Er wisse, daß er entschlossen sei, seine Pflicht zu thun, aber freiwillig, und fremde Einmischung würde er entschieden zurückweisen; ja sollte die Dame ihm irgendwo vor Zeugen begegnen, würde er sie verleugnen, um so mehr als er zwar entschlossen sei, sein Unrecht durch seine Hand zu sühnen, aber sehr daran zweifle, ob er sich nicht sofort nach der Verheirathung trennen werde, um nicht für's Leben unglücklich zu werden. Mitten zwischen diese Auseinandersetzung trat die Urgroßmama in's Zimmer. Ihre ruhige Haltung, das vornehm Imponirende ihres ganzen Wesens wirkte sofort beruhigend auf den Fremden. Die freundliche Erkundigung nach seinen Verwandten führte schnell zu weiteren gemeinsamen Verbindungen und so war die Unterhaltung in ganz harmlosem Gange, als Huberta eintrat, und zwar mit gesenkten Augen gegen ihre Gewohnheit. Sie sah leidend aus und auf den ersten Blick sahen die Urgroßmama und der Vetter, daß auf ihrer Spitzencravatte die Agraffe mit den Hirschzähnen fehlte. Der junge Russe wandte sich um, aber der Vetter, der sich in peinlichster Lage befand, sah, daß er seinen Entschluß festhielt; denn keine Miene verrieth, daß er durch Huberta's Erscheinen überrascht sei, ja er betrachtete sie, wie man einer ganz Fremden entgegentritt. Huberta dagegen hatte ihn kaum erblickt, als ein leiser Aufschrei sich aus ihren Lippen rang, dann wurde sie wie mit Blut übergossen, und griff nach einer Stuhllehne, um sich zu halten. Die Urgroßmutter eilte auf sie zu, um sie in den Armen aufzufangen, und hieß den Vetter das Kammermädchen rufen. Der junge Russe aber nahm seinen Hut und entfernte sich mit stummer Verbeugung. Huberta hatte sich schnell erholt von ihrer Ueberraschung. Nun aber nahm ihre Unterredung mit der Urgroßmama, zu der natürlich die Zeugen fortgeschickt wurden, eine ganz überraschende Wendung. Das junge Mädchen hatte einen Augenblick die Augen geschlossen, aber lächelnd schlug sie sie wieder auf. „Sagen Sie, Mama Excellenz" sagte sie „wie kam der junge Mann hierher und wo ist er geblieben?" Darauf war die alte Dame nicht gefaßt, und mit aller Strenge, die ihr zu Gebot stand, mit Zorn und Empörung, erwiederte sie: „Das sollte ich Sie fragen, mein Fräulein, denn nach Ihrem Betragen kann ich nicht mehr im Zweifel sein, daß Sie ihn kennen, daß Ihr Leichtsinn, Ihre Zügellosigkeit Sie nun wirkich in das Verderben gestürzt haben, vor dem ich so lange und so vergebens warnte. Gestehen sie nur Alles!"

Huberta richtete sich hoch auf. Das war nicht der Weg, mit dem man zu ihrem Vertrauen gelangte, und hätte ihr Zorn die gute Urgroßmama nicht fortgerissen, würde die kluge Frau auch sicher einen andern eingeschlagen haben.

Huberta wurde ganz eisig. „Auf solche Aufforderung, die ich Nie-

mandem gestatte, werde ich Ew. Excellenz niemals Antwort geben", sagte sie. „Ja, ich kenne den jungen Mann, und seit einiger Zeit beschäftigt er alle meine Gedanken. Was ist das weiter? Kann ich nicht, frei wie ich bin, meine Neigung verschenken, an wen es mir beliebt?"

„Unglückliche!" rief die Obersthofmeisterin. „Sie gestehen es also ein? Nun, so brauche ich nicht weiter zu hören. So hat er die Wahrheit gesagt!"

„Er?" fragte Huberta. „Was hat er gesagt?"

Die alte Dame, ihre Empörung mühsam bekämpfend, erzählte ihr nun Alles, was sie durch den Vetter erfahren hatte, und während der Erzählung, der sie erst staunend und bestürzt horchte, brach sich Huberta's Trotz und Sicherheit. Laut schluchzend sank sie in den Sessel, aber kein Wort kam mehr über ihre Lippen. Sie ging gebrochen, bleich, ohne Abschied, und meine Urgroßmama hielt das für ein vollkommenes Geständniß. Sie hat sie niemals wiedergesehen, denn als sie mit einigem Zagen zur Prinzessin Peter ging, um dieser Vortrag zu halten über den Vorfall, fand sie Höchstdieselbe schon von Allem unterrichtet. Eine Kammerfrau hatte das übernommen. Die Obersthofmeisterin wurde mit heftigen Vorwürfen empfangen, ihr alle Schuld beigemessen und Huberta's sofortige Entfernung vom Hof decretirt. Meine Mama hat mir viel später einmal vertraut, daß zu diesem strengen Gericht eine kleine Eifersucht der Prinzessin mitgewirkt hätte; denn es war nicht zu verkennen, daß Prinz Peter, wenn auch schon fast siebenzigjährig, in Huberta's Gegenwart besonders lebendig und liebenswürdig wurde.

Die Obersthofmeisterin theilte dem Fräulein schriftlich und möglichst schonend den Befehl der Prinzessin mit, aber sie erhielt ihren Brief unerbrochen zurück. Das Fräulein war bereits mit Extrapost abgereist, Niemand wußte wohin, noch hat man es erfahren. Auch den jungen Russen hatte der Vetter am Abend nicht mehr gefunden. Er hatte zwei Stunden vorher die Residenz verlassen. So verschwand die Dame mit den Hirschzähnen vom Hof, den sie fast ein Jahr lang in Aufregung gesetzt hatte. Meine Urgroßmutter sprach nie wieder von ihr, ja sie verbot es, daß der Name in ihrer Gegenwart genannt wurde, und man war gewohnt ihren Befehlen zu gehorsamen."

Die Baronesse hielt ein, und lehnte sich behaglich zurück in ihren Sessel.

„Nun?" rief ich. „Ich will doch nicht hoffen, daß Ihre Geschichte zu Ende ist?"

„Ja", lachte die alte Dame „so geht es mit den wahrhaften Geschichten. Selten haben sie eine Lösung, die vollkommen befriedigt, und oft haben sie gar keine. Was sollte ich machen, wenn es mit dieser hier ebenso wäre?"

„Ach sagte ich, „dann hätten Sie dieselbe anders erzählt, die Vermuthungen der Zeitgenossen hätten eine Lösung erfunden, die durch Tradition, richtig oder nicht, einen Schlußstein gesetzt hätte."

„Halten Sie mich für so wenig gewissenhaft, daß ich Ihnen Hypo-

thesen und Unerwiesenes als Factum erzählen würde?" fragte die Baronesse.

„Ich bin überzeugt", fuhr ich fort, „daß Sie noch viel mehr wissen von der Dame mit den Hirschzähnen. Erstlich, weil Sie bis dahin ihre Geschichte mit einem Detailstudium ausführten, die Sie an ein ungelöstes Räthsel nicht gewandt hätten. Ihre ganze Behandlung des Gegenstandes zeigt angelegte Fäden, die nicht abrissen, sondern sich zum Knoten schürzten. Zweitens hinge jenes Portrait nicht in Ihrem Zimmer, und endlich haben Sie, ehe Sie Ihre Erzählung anfingen, verrathen, daß Sie noch einen Effect zurückhalten."

Die Baronesse stand auf. „Selbst wenn Ihre Schlüsse richtig wären, muß ich Ihnen für heute sagen, daß es spät ist, und daß meine Hausordnung mir eine weitere Erzählung nicht erlaubt."

„Und morgen mit dem Frühsten muß ich aufbrechen, um den einzigen Eisenbahnzug noch zu erreichen", sagte ich.

„Da haben Sie freilich nur die Wahl, entweder auf den Schluß der Geschichte zu verzichten — oder einen Tag zuzugeben", erwiederte mit einem schalkhaften Lächeln die alte Dame.

Ich versprach ohne Zaudern, zu bleiben. Die Baronesse reichte mir die Hand: „Die alte Scheherezade dankt!" sagte sie „und wäre fast versucht an der Kette ihrer Geschichte, die ziemlich lang ist, so lieben Besuch noch länger zu fesseln. Was aber würde man in der Residenz von dem modernen Tannhäuser und der unmodernen Venus sagen? Sie sollen mit der Probe des einen Zauberbannes davonkommen. Zur Belohnung für die Freude, die Sie mir machen, sollen Sie aber auch einen Theil der Geschichte, der Sie zum Opfer fallen, aus den Quellen studiren dürfen. Ich nehme an, daß Ihnen, dem Residenzbewohner, meine Schlafenszeit viel zu früh ist, und daß Sie Abends noch zu lesen pflegen. Dazu aber brauche ich ein Viertelstündchen zur Einleitung, die ich mir, nota bene, an meinem Schlummer abstehle. Hören Sie denn. Der Vetter hatte wirklich eine mehr als oberflächliche Neigung zu Huberta gehabt und er konnte sich, wie Sie, nicht über ihr Schicksal beruhigen, oder gar es todtschweigen. Er nahm, wie alle Welt, fest an, daß Huberta mit dem jungen Russen die Residenz verlassen hätte und konnte, nach den Mittheilungen des Letztern, nicht zweifeln, daß sie sich in den nächsten Tagen vermählen würden. Aber es war ihm doch geglückt im Hôtel, in dem der Fremde gewohnt hatte, ungefähr die Richtung seiner Reise zu erforschen, und er mußte annehmen, daß ihr Ziel eine andere größere Residenz war, wo überhaupt viel Ausländer sich zusammenzufinden pflegten. Da hatte er nun von einem eigenen Aufenthalt her viele Bekannte und schrieb an dieselben, um möglicherweise über den jungen Russen und so auch über Huberta Nachricht zu erhalten. Seine Combination war richtig gewesen, denn der Fremde war wirklich, wo er ihn vermuthet hatte, und eine Reihe von Briefen giebt über seine Erlebnisse an jenem Ort Auskunft. Diese Briefe besitze ich nun, und die will ich Ihnen als Abendlectüre mitgeben."

Sie gab mir die Lampe in die Hand, um ihr zu leuchten, und trat an einen großen, mit Elfenbein ausgelegten Nußbaumschrank. Langsam, feierlich, fast mit Ehrfurcht öffnete sie ihn. Da waren Fächer an Fächer bis oben hinauf und alle waren sauber geordnet mit Papieren gefüllt. Die einzelnen Packete alter vergilbter Briefe waren sorgsam mit Seidenbändern verschiedener Farbe umkreuzt, die ebenso die Spuren des Alters trugen. „Sehen Sie hier meine liebsten Schätze, die Quellen meiner Geschichten, aus denen ich immer wieder schöpfe. Ich kenne sie alle und von jedem Blättchen weiß ich, wo es steckt. Da sind Briefwechsel, die sich durch viele Jahrzehnte hinziehen, die die Erlebnisse mehrerer Generationen umfassen, hier sind einzelne Notizen, und weiter oben sind die Specialitäten eingeschichtet. Da werden wir bald finden, was wir suchen." Sie nahm eine Mappe heraus, wieder ein Andenken. Auf ehemals weißem, jetzt fast braungelbem Atlas war ein Vergißmeinnichtkranz gestickt, dessen hellblaue Blüthen und grüne Blätter, verschossen und vergilbt, Zeugniß gaben von ihrem Alter, noch mehr als der Namenszug in schwarz gewordenem Gold auf der andern Seite. „Diese Mappe erhielt meine Großmama als Hochzeitsgeschenk", sagte die alte Dame und berührte die Reliquie so leise, als scheue sie sich, die Andenken zu erwecken die in derselben schlummerten. Ihre weiche Hand suchte wie eine andere ordnet. Nichts kam aus der Reihe, noch aus der Lage, und schnell war das Richtige gefunden, die Mappe geschlossen an ihre Stelle geschoben, und fast geräuschlos der Schrank mit seinen Schätzen wieder unter Schloß und Riegel. Ein kleines Packet von nur wenigen Blättern wurde mir übergeben und es war nicht nöthig, mir Vorsicht für dasselbe anzuempfehlen. Die Art und Weise, wie es verwahrt war, wie es mir anvertraut wurde, zeigte, wie werth es der Besitzerin war, wie groß man das Vertrauen schätzen mußte, es zu empfangen.

Die Baronesse wünschte mir eine gute Nacht, aber mit einem anmuthig schalkhaften Lächeln auf den Lippen. „Sie werden von der schönen Huberta träumen", sagte sie „und kaum, oder doch unruhig schlafen. Man tritt nicht ungestraft in den Zauberkreis der Vergangenheit. An die Geister vergangener Tage glaube ich nicht, aber an den Geist, der im Leblosen weiter lebt. Die verschossene Farbe eines werthlosen Bandes erzählt uns oft mehr und wirkt mächtiger auf unsere Empfindungen, als dicke Geschichtsbücher vermögen, trotz aller gelehrten Citate. Man lernt mit einem Blick mehr von den Dingen, als durch die weitläuftigste Beschreibung."

Auf meinem Zimmer angekommen, beeilte ich mich, die Briefe aus ihrer Schlinge zu lösen. Da lagen sie denn vor mir mit ihrem groben, ungeglätteten Papier, mit den pedantisch zierlichen Schriftzügen, den Postzeichen von ehedem, den sorgfältig gebrochenen Siegeln von farblosem, schlechtem Lack, wie sie geschrieben, gefaltet, empfangen und geöffnet waren vor mehr als einem Jahrhundert. Die Baronesse hatte Recht. Das unmittelbare Empfangen aus der Vergangenheit übt einen gespenstisch schauerlichen Zauber und vor diesen Briefen, nach den Erzäh-

lungen der alten Freundin, in der Erinnerung an ihre Andenken und Bilder mußte ich mich oft fragen, in welcher Zeit ich denn eigentlich lebe. Ich vertiefte mich ganz in die Briefe, die in elegantem Französisch geschrieben, etwas weitschweifig mit floskelhaften Freundschafts- und Hochachtungsversicherungen, Hofgeschichten und Stadtklatsch berichteten mit oft unverständlichen Andeutungen, um so mehr, als die betreffenden Personen nur mit Anfangsbuchstaben oder sogenannten noms de guerre bezeichnet waren. Hier und da hatte eine andere Hand leise mit Bleistift den wirklichen Namen am Rande ausgeschrieben, oft aber waren diese Ergänzungen auch wieder verwischt. Der Vetter, an den diese Briefe gerichtet waren, der honorable ami et très-cher baron, mußte seine Erkundigung nach dem räthselhaften Russen sehr discret und wie nebenbei gemacht haben, denn wenn die Mittheilungen über diesen auch der rothe Faden der Briefe waren, namentlich für mich, so waren sie doch umhüllt und erweitert durch Erzählung aller anderen Dinge, die in jenen Tagen das Gespräch der Residenz ausmachten. Ich will kurz zusammenstellen, was in den Briefen zu der Geschichte der Dame mit den Hirschzähnen Beziehung hatte, obgleich ihrer selbst mit keinem Wort, keiner Andeutung Erwähnung geschieht und es somit der Theil ihrer Geschichte ist, in dem sie nicht vorkommt. Aber da möchte mich der scharfsichtige Leser doch vielleicht Lügen strafen.

In dem ersten Briefe heißt es: „Der junge Ausländer, nach dem Sie in Ihrem liebenswürdigen Postscriptum fragen, ist allerdings seit einigen Tagen hier und scheint sich für längere Zeit einrichten zu wollen. Er lebt ziemlich zurückgezogen und scheint Gesellschaft weder zu suchen noch zu vermeiden. Ich traf ihn einige Mal in der Gemäldegalerie und ließ mich in Folge Ihrer Anfrage mit ihm bekannt machen.“

In einem spätern Briefe heißt es: „Graf X., für den ich mich interessire, weil Sie es thun, ist ein stiller, aber angenehmer Gesellschafter, ein liebenswürdiger Cavalier und scheint an meinem Umgang Gefallen zu finden, wenigstens besucht er mich zuweilen und ich habe die Ehre gehabt, ihn in den Kreis unserer Freunde einzuführen, die mir dankbar dafür sind.“ Dann geschieht in mehreren Briefen keine Erwähnung weiter, als eine etwas gezwungene und vielfach verschnörkelte Anfrage, ob der junge Mann en question vielleicht einen Ehrenhandel oder eine Liebesintrigue am Wohnort des Vetters gehabt hätte. Die Antwort muß ausweichend gewesen sein, denn endlich handelt ein Brief ausschließlich von dem räthselhaften Ausländer, aber als wenn der Empfänger des Briefes gar Nichts von ihm wisse. Er berichtet ungefähr so: „Was ich Ihnen heute mittheile, würde die Gebote der Discretion überschreiten, wenn ich nicht von dem Betheiligten, dem ich zufällig erzählte, daß ich die Ehre habe mich Ihren Freund zu nennen, besonders dazu autorisirt wäre. Vorgestern erhielt ich ein Billet von dem jungen russischen Grafen, in dem er mich ersuchte, falls meine Zeit es irgend erlaube, bei ihm vorzusprechen, da er selbst durch Geschäfte verhindert wäre seine Wohnung zu verlassen und in einer dringenden Angelegenheit meinen Rath und

Beistand in Anspruch nehmen müsse. Ich ging unverzüglich zu ihm und traf ihn in voller Beschäftigung mit einem mir bekannten Notar. Er kam mir sehr heiter entgegen und auf meine Frage, womit ich ihm dienen könnte, erwiederte er: „Zunächst als Zeuge bei diesem Actenstück, denn ich bin gerade dabei mein Testament zu machen." Ich wollte mit einem Scherz antworten, aber er ging nicht darauf ein, wenn er auch ganz heiter blieb und mir nur mit wenig Worten erklärte: „Ich vermache mein ganzes Vermögen, für den Fall meines Todes, einer Dame, deren Namen ich mir erlauben werde eigenhändig in die Schrift einzufügen, ehe dieselbe versiegelt wird und der also vorläufig noch ein Geheimniß bleiben muß. Der Herr Notarius soll dafür sorgen, daß jeder gesetzlichen Form genügt wird und daß das Testament unantastbar ist. Sie aber, lieber Freund, sollen bezeugen, daß ich es ganz freiwillig und dispositionsfähig verfaßt." Ich erfuhr nun bei dieser Gelegenheit, daß der junge Mann im Besitz eines sehr beträchtlichen Vermögens ist, das theils in Grundbesitz, theils in Bergwerkantheilen im Ural besteht. Das Testament wurde in aller Form abgefaßt; der junge Mann schrieb den Namen der Testatin hinein, wobei er uns bat zurückzutreten; die Schrift wurde versiegelt und der Notarius empfahl sich. Als wir allein waren und ich eben nach den Motiven einer so ernst aussehenden Stimmung fragen wollte, kam der Graf mir schon zuvor und erzählte mir: „Er habe durch eine Indiscretion, die er tief bereue, den Ruf einer jungen Dame gefährdet. Das einzige Mittel, seinen Fehler wieder gut zu machen und zwar das, der Dame seine Hand anzubieten, sei ihm unmöglich geworden, da diese verschwunden sei, und alle seine Bemühungen, ihre Spur zu finden, gescheitert wären. Gestern nun hätte ein junger Mann sich bei ihm melden lassen, der sich als Vetter und nächster Verwandter der Dame vorgestellt hätte. Der junge Bursche sei sehr keck aufgetreten und hätte rund heraus Genugthuung mit der Waffe in der Hand für die seiner Verwandten angethane Schmach verlangt. Alle Vermittelung, alle Auskunft über die Dame und ihren Aufenthalt hätte er zurückgewiesen. Er müsse seine Schuld und das Recht des Verwandten, Genugthuung dafür zu fordern, eingestehen, und bäte mich in dem Ehrenhandel, für den er die Wahl der Waffen und alle sonstigen Bedingungen, sogar das Recht des ersten Schusses, falls er Pistolen wählen sollte, dem Herausforderer überließe, sein Secundant zu sein. Dabei reichte er mir die Karte des jungen Mannes und bat mich, das Weitere mit demselben zu besprechen, er sei, wie gesagt, mit Allem einverstanden. Der Name, der auf der Karte stand, war mir völlig unbekannt, ich machte mich aber sofort auf den Weg, den jungen Mann aufzusuchen, den ich auch in einem Gasthause zweiten Ranges, in einem ziemlich ärmlichen Zimmerchen vorfand. Zu meinem Erstaunen lernte ich ein ganz junges Bürschchen kennen, der aber sehr keck auftrat und versicherte, er hätte mich, oder doch meine Botschaft, längst erwartet. Anfangs wollte ich noch eine Vermittelung versuchen, aber der junge Mann fuhr heftig auf, wurde dunkelroth vor Zorn, und erklärte barsch, davon könne keine Rede

sein. Auf meine Frage, welche Waffe er wähle, antwortete er kurz: „Pistolen!“ dann aber wurde er sehr höflich und fragte, ob ich ihm noch eine Bitte gewähren wolle. Er sei zum ersten Mal in der Lage einen Ehrenhandel auszufechten, und überdies ganz fremd am Ort. Er bäte mich also, irgend einen Cavalier meiner Bekanntschaft zu ersuchen, sein Zeuge zu sein, und mit diesem alle Bedingungen festzusetzen. Sehr wider meinen Willen mußte ich doch auch diese Bitte gewähren, und nun wurde Ort und Stunde festgestellt. Gestern Morgen hat das Duell wirklich stattgefunden. Wir trafen uns Alle im kleinen Hölzchen hinter dem Schloßpark. Graf X. schien so ruhig, als ob ihn die ganze Sache Nichts anginge, sein junger Gegner dagegen ging mit großen Schritten auf und ab, und vermied es sichtlich, den Grafen anzusehen. Die Entfernung war abgeschritten, die geladenen Pistolen den Gegnern übergeben, sie traten auf ihre Plätze und ich zählte bis drei. Der junge Unbekannte hatte verabredeter Maßen den ersten Schuß, und jetzt, zum ersten Mal, hob er das Auge auf den Grafen, zugleich mit der Pistole. Die Hand zitterte, er ließ sie sinken, dann, mit einem plötzlichen Entschluß hob er sie, ohne zu zielen, der Schuß fiel — Graf X schwankte und sank durch die Brust getroffen zusammen. Der junge Mann, sein Gegner, ließ erst die Pistole aus der Hand fallen, dann machte er einen Schritt, als wolle er auf den Verwundeten zueilen, hielt aber inne, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und sank ohnmächtig zu Boden. Ich ließ den Grafen unter dem Schutz des Arztes und der anderen Herren, trug meinen jungen Mann in den Wagen und fuhr mit ihm nach der Stadt. Sein ganzes Betragen stand in so grellem Widerspruch mit seiner erst zur Schau gestellten Keckheit, daß ich unsern Freund X doppelt bedauerte, einer so kindischen Knabenfanfaronade zum Opfer gefallen zu sein. Ich schenkte auch dem jungen Burschen, der bald wieder zu sich kam, wenig Beachtung, aber nach einer Weile ergriff dieser krampfhaft meine Hand und rief mit dem Tone vollster Verzweiflung: „Um Gottes Willen, sagen Sie mir, ist er todt?“ Dabei floß ein Strom von Thränen über die eigentlich schönen, aber nicht männlichen Züge. Ich konnte keine Auskunft geben, ermahnte aber den jungen Mann sich zusammenzunehmen, denn wenn er sich nicht mehr männliche Kraft zu trauen könne, hätte er dem Ernst eines Zweikampfes noch fern bleiben müssen. Damit waren wir vor seinem Gasthofe angekommen, ich half ihm aus dem Wagen, wartete aber seinen Dank nicht ab und verabschiedete mich mit kaltem Gruß. Der junge Mensch soll sofort abgereist sein, wie ich durch den Wirth erfuhr, bei dem ich mich erkundigen ließ. Graf X.' Wunde geht mitten durch die Brust, das Herz ist nicht getroffen, aber die Aerzte zweifeln daran, ihn durchzubringen.“

Ein fernerer Brief bringt wieder eine ganze Reihe von Mittheilungen aus der Gesellschaft mit ganz verblaßtem Interesse und zum Schluß nur die Bemerkung: „Die unglückliche Duellgeschichte, deren Zeuge ich sein mußte, hat zuerst viel von sich reden gemacht, jetzt hört man Nichts mehr darüber. Der Arzt des Grafen scheint sehr bedenklich

und verbietet jeden Besuch." Im Postscriptum heißt es dann: „Eben wird mir die Nachricht, daß gestern Abend der junge Russe, für den ja auch Sie sich interessirten, nachdem er sich scheinbar erholt hatte, an einem Blutsturz gestorben ist. Die Leiche wird heute schon nach seiner vorgefundenen Bestimmung auf seine Besitzungen im südlichen Rußland gebracht. Sein ganzes Geschick ist ebenso tragisch als räthselhaft. Den Notar, der damals in meiner Gegenwart sein Testament aufnahm, hat er noch Tags vor seinem Tode zu sich kommen lassen. Der Mann erzählt mir, daß er ihn im Bett im Halbdunkel gefunden hätte. Er hätte ihn zu sich herantreten lassen und ihm das versiegelte Testament überreicht, nebst einem eigenhändigen Brief. Er hätte ihn daran erinnert, daß er die Erbin seines Vermögens in dem Document genannt hätte. Sobald er die Nachricht seines Todes, den er nicht mehr fern glaube, erfahre, solle er die Erbin mit aller Sorgfalt aufsuchen, der beiliegende Brief sei an dieselbe adressirt, er solle ihr das Testament überreichen und keine Mühe scheuen, sie zur Annahme der Erbschaft zu überreden. Falls ihm das gelänge, wird er, wie in dem Briefe bestimmt sei, eine namhafte Summe ausgezahlt erhalten, der er natürlich im Falle der Nichtannahme verlustig ginge. Dann ließ er sich das Wort geben, vor der Entscheidung der Erbin, deren Namen als Geheimniß zu bewahren. So viel erzählte mir der Notar, der mich aufsuchte, da er annahm, daß ich über die Verhältnisse des Verstorbenen, in dessen Gesellschaft er mich verschiedene Male und auch als Zeuge bei der Aufnahme des Testaments gesehen hatte, orientirt sei. Ich konnte seine Neugierde ebensowenig befriedigen, als er die meinige. Der Mann, der übrigens eines sehr guten Rufes genießt, hat mir aber gesagt, daß er sich sofort auf die Reise begeben werde, sobald er noch einige kleine Formalien erledigt hätte, den Todtenschein hätte der Arzt ihm schon zugestellt, daß er die Testatin suchen werde und hat schließlich noch versprochen, falls sein Auftrag ihm glücke und er damit seines Versprechens entbunden sei, den Namen der Erbin zu verschweigen, mir genaue Mittheilung zu machen, die ich nicht versäumen werde, meinem très-honorable ami et très-cher baron sofort zu communiciren."

Diese Mittheilungen enthielt nun der letzte Brief aus dem Packet. Sie lauteten: „Gestern ist nach mehrwöchentlicher Abwesenheit der Notar des in Folge jenes Duells gestorbenen russischen Grafen zurückgekehrt. Er ging soeben von mir, und hat seinen Auftrag ebenso geschickt als glücklich ausgeführt. Die Erbin des Grafen ist ein ganz unbemitteltes deutsches Fräulein, das einige Zeit an Ihrem Hofe gelebt haben soll. Der Notar fand die Dame nicht ohne Mühe bei einem frühern Diener ihres Vaters, der jetzt eine kurfürstliche Försterei verwaltet, in sehr dürftigen Verhältnissen, preist sie aber wie eine blendende und imponirende Schönheit. Die Dame soll gar nicht sonderlich überrascht gewesen sein und die Nachricht der Erbschaft sehr gleichmüthig, die Erbschaft selbst ohne alle Widerrede angenommen haben. Der Notar machte sie darauf aufmerksam, daß sie ihren Anspruch auf die beträchtliche Nach-

lassenschaft in Rußland realisiren müsse, daß das große Schwierigkeiten hätte, und daß er sich offerire, dabei behülflich zu sein. Die junge Dame wies das aber zurück. Sie sei längst daran gewöhnt, hatte sie gesagt, ihre Rechte allein zu vertreten und werde das auch in diesem Falle thun. Soweit die Mittheilungen des Notars. Wir haben also, ganz unerwartet, eine reiche Erbin aus guter Familie mehr in Deutschland, nota bene, wenn die junge Dame von ihrer Expedition nach Rußland glücklich heimkehrt."

Damit war das kleine Briefpacket durchgelesen, das mir zu der Erzählung meiner alten Freundin keine Aufklärung, sondern eigentlich nur neue Räthsel gegeben hatte. Sie hatte Recht, mit dem Schlaf war es Nichts für diese Nacht. Die Geschichte ging mir confus durch den Kopf, denn Eines paßte immer nicht zum Andern, und ich war recht böse auf die Baronesse, der ich im Stillen Schuld gab, mir, absichtlich oder nicht, durch ungenaue oder falsche Vortragsweise den Faden und das Verständniß der Geschichte verwirrt zu haben. Daß es die schöne Huberta selbst gewesen war, die ihre Ehre in dem Duell vertheidigen wollte, hatte ich freilich gleich errathen und that mir nicht wenig darauf zugut. Aber dann hätte der Graf sie kennen müssen. Daß sie dann so ohne Umstände die Erbschaft des Mannes annahm, dessen Tod sie verschuldete, wollte mir erst recht nicht zu den Charakter passen, wie ihn die Baronesse schilderte. Ich wußte nicht mehr, ob ich sie verdammen sollte oder der ersten Empfindung folgen, die auch die der Erzählerin zu sein schien, und sie für ebenso unschuldig als hochherzig halten. Wäre sie es im ersten Fall werth gewesen, nach einhundertundfünfzig Jahren den Schlaf einer ganzen Nacht um ihr Geschick zu opfern?

Die Baronesse empfing mich am andern Morgen mit einem etwas boshaft lächelnden Gruß. „Ach!" sagte sie, „lieber Freund, Sie sehen mir aus, als hätten Sie von dem Schicksal der Dame mit den Hirschzähnen etwas unruhig geträumt, vielleicht über dasselbe gar nicht geschlafen, während ich mich des ruhigsten und ungestörtesten Schlummers erfreute."

Ich gab, vielleicht etwas verstimmt, die schlaflose Nacht zu. Die Baronesse lachte. „Das kommt", sagte sie „wenn man die Geister der Vergangenheit heraufbeschwört. Mir, die ich schon vertrauter mit ihnen bin, sind sie nur willkommene Gesellschaft für die Stunden des Wachens, während sie meine Nächte nicht beunruhigen. Aber was denken Sie jetzt über die Dame mit den Hirschzähnen?" Ich gestand ein, daß ich nur noch verwirrter in meinem Urtheil geworden sei.

„Ja", fuhr die Baronesse fort, „das kommt vom Quellenstudium. Man kann nicht verlangen, daß die verschiedenen Auffassungen, selbst der Zeitgenossen, gleich laufen und sich nur ergänzen. Meist kreuzen und widersprechen sie sich. Da muß man sich denn aus allen sein eigenes Urtheil bilden und es bleibt immer zweifelhaft, ob es das richtige wird. Ich möchte zum Beispiel wetten, daß Sie jetzt meine Darstellung der schönen Huberta für falsch halten."

„Jedenfalls“, sagte ich, „bleibt es Ihnen, sie zu rechtfertigen.“

„Nun“, rief die alte Dame, indem sie mir den selbst bereiteten Kaffee bedächtig einschenkte, „so will ich Ihnen kein weiteres Quellenstudium aufbürden, sondern die Geschichte nach meiner Façon abschließen. Der Vetter hat Huberta's Schicksal, das ihm wirklich am Herzen lag, wenn er auch längst nicht mehr daran dachte es in Beziehung zu dem eigenen zu bringen, so viel er konnte weiter verfolgt. Sie war wirklich nach Rußland gereist, hatte mit großer Energie und unermeßlichen Schwierigkeiten ihre Ansprüche durchgesetzt, war dann auf Reisen gegangen und hatte durch ihren Reichthum und ihre Schönheit überall das größte Aufsehen erregt. Selbstverständlich fehlte es ihr nicht an Bewerbern um ihre Hand und um ihr Vermögen, aber sie wies Alle zurück, bis sie auf einmal den Bewerbungen durch die Nachricht ein Ende machte, daß sie sich mit einem jungen mittellosen Mann unter ihrem Stande, den sie, wie es hieß, in der Schweiz auf einer tollkühnen Bergpartie kennen lernte, vermählt hätte. Sie ging mit ihm nach Rußland, wo sie es durch ihren Reichthum durchsetzte, ihn, mit dem Namen ihrer Besitzungen, in den Grafenstand erheben zu lassen. Nun, denke ich, werden Sie zufrieden sein, denn meine Novelle schließt wie alle anderen: der Held, der unbequem geworden war zur Lösung des vielleicht zu unentwirrbar geschürzten Knotens, stirbt plötzlich und die Heldin schließt mit einer romantischen Heirath. Sind Sie noch nicht zufrieden?“

„Durchaus nicht!“ erwiederte ich; „es geht mir mit Ihrer Erzählung umgekehrt wie mit einer Gespenstergeschichte. Wenn bei der die natürliche, aufklärende Lösung die ganze Geschichte werthlos macht, so verliert die Ihrige ohne solche Erklärung alles Interesse, wie ein Trugräthsel ohne Auflösung.“

„Ist das meine Schuld?“ sagte schalkhaft lächelnd die Baronesse. „Sie haben die Geschichte verlangt, und ich habe Ihnen vorausgesagt, das ich eine sehr ungenügende und unbefriedigende Erzählerin bin. Hätten Sie mir das geglaubt, würden Sie diese Nacht prächtig geschlafen haben und säßen jetzt längst im Wagen zur Eisenbahnstation. Aber zur Ehre meines Hauses will ich nicht, daß Sie mir verstimmt einen Tag geschenkt haben und hoffe Sie doch noch über die schöne Huberta vollkommen zu befriedigen. Sie sollen dadurch noch den großen Vorzug vor den Zeitgenossen unserer Heldin haben, daß Sie sofort erfahren, worauf jene ein Menschenalter warten mußten.“

„Also wissen Sie noch mehr!“ rief ich erfreut.

Die Baronesse ging an ein Schränkchen, das man sofort als Schmuckbehälter erkannte. Sie schloß es auf, zog ein Fach heraus, schloß wieder, drückte an einer Feder, ein verborgenes Schiebfach sprang heraus und aus diesem nahm Sie eine kleine Schachtel. „Oeffnen Sie selbst“, sagte sie und reichte sie mir herüber. Behutsam und nicht ohne Mühe nahm ich den Deckel ab. „Wie?“ rief ich erstaunt, „die Agraffe mit der Rosette aus Hirschzähnen!“ Ich eilte zum Bilde und verglich das Schmuckstück mit dem gemalten. Und das hielt ich in den Händen —

dasselbe, das damals dem Original des Bildes den Namen gegeben hatte, so barock als der Schmuck selbst, dessen Vorzeigen Seitens des Grafen die erste Anklage gegen Huberta wurde, dessen Fehlen auf ihrer Cravatte so vernichtend gegen sie zeugte! Und das hatte ich vor mir! Wie rückte es mir das längst Vergangene nahe, wie trug es mich selbst in die Vergangenheit zurück. Ich gab mich dem Eindruck rückhaltlos hin zur sichtlichen Freude meiner liebenswürdigen Wirthin, dann aber nahm sie mir leise den Schmuck aus der Hand und sagte fast schmollend: „Hätte ich denken können, daß diese wunderbare eigentlich unschöne alte Agraffe Sie in solche Aufregung bringen könnte, würde ich sie Ihnen noch gar nicht gezeigt, sondern als Schlußeffect aufgespart haben. Da sehen Sie es, welch' schlechte Novellistin ich bin — die Wirkung nehme ich vorweg und schließlich verläuft meine Geschichte im Sande."

„Was mich am Meisten freut", sagte ich, „ist, daß die Agraffe mir dafür bürgt, daß Sie mit Ihrem Wissen über die einstige Besitzende noch nicht zu Ende sind."

„Im Gegentheil!" rief die Baronesse, „verstünde ich wirklich zu erzählen, so ginge die Geschichte eigentlich erst an; aber fürchten Sie Nichts, ich werde nun ohne Unterbrechung, ohne Ausschmückung berichten."

Wir saßen wieder am Kamin, wie am Abend vorher, und die Baronesse erzählte:

(Schluß folgt.)

Aus verschollenen Tagen.

1.

Es war ein schöner Tag im schönen Wien,
Die Linden blühten und die Sonne schien,
Und Arm in Arm, uns selber überlassen,
Durchschritten wir die morgenfrischen Gassen.

Prunkläden hier, Paläste stolz und grau,
Dort schwarzgethürmt Sankt Stephan's Riesenbau,
Und rings aus laub'gen Gärten durch's Gedränge
Herflatternd Rosenduft und Geigenklänge.

Ein Märchen däucht' es uns, ein Traumgeschick:
Sonst ruhlos überwacht in Wort und Blick
Und plötzlich nun im bunten Volksgetriebe
Der großen Stadt allein mit uns'rer Liebe!

Beschwingt ins Grüne lenkten wir den Schritt,
Die Vögel jauchzten und wir jauchzten mit,
Bis wir zuletzt nach sel'ger Irrfahrt Stunden
Den Weg zu Belvedere's Schloß gefunden.

Von Panzern drinnen beim gedämpften Strahl,
Von Türkenbeute blitzte Saal an Saal,
Und friedlich neben den ersiegten Waffen
Hing was der Meister Farbenkunst geschaffen.

Da grüßt' uns plötzlich lächelnd von der Wand
Der schönste Frauenkopf von Palma's Hand;
Bezaubert staunt' ich, bis in's Herz erschrocken,
So glich er Dir mit Deinen goldnen Locken.

Und küssen wollt' ich das holdsel'ge Bild,
Du aber wehrtest mir und sprachest mild:
„Warum nach stummem Reiz den Wunsch erheben?
Du hast's ja besser; halte Dich an's Leben!" —

Und wieder durch die Gärten schwärmten wir,
Und von den trunknen Lippen strömte mir
Ein übermüthig Lied der Liebeswonne,
Die Rosen blühten und es schien die Sonne.

Und denk' ich dran, so weht's durch meinen Sinn
Wie Rosenduft und Sonnenglanz dahin.
O Stadt Sankt Stephan's, daß dich Gott behüte,
Wo meiner Jugend schönstes Märchen blühte!

2.

Herr Walter, dessen Ruhm erklungen,
So weit die deutschen Ströme gehn,
Als er sich Land und Leut' ersungen,
Da jauchzt' er auf in Liederzungen:
Ich hab' ein Lehn! Ich hab' ein Lehn!

Herr Walter von der Vogelweide
O wüßtet Ihr, was mir geschehn,
Wie ich zu Freuden kam aus Leide,
Ihr hörtet singen mich mit Neide:
Ich hab' ein Lehn! Ich hab' ein Lehn!

Mein Lehn sind eitel rothe Rosen,
Die fort und fort in Blüte stehn,
Frau Minne ließ es mich erloosen,
Mit Scherz bestell' ich's und Liebkosen.
Ich hab' ein Lehn! Ich hab' ein Lehn!

3.

Noch ruh'n die Höh'n vom Duft umwoben
Und neblig dampft es über'm Feld,
Doch Sonnenahnung dämmert droben
Am Himmelszelt.

Dem zweifelhaften Tag entgegen
Reis' ich in's stille Land hinein,
Und grüße Dich zum Morgensegen
Und denke Dein.

Wohl schied die Welt uns streng aufs neue,
Doch muthig blieb mein Herz und fest;
Ich weiß, daß nimmer Deine Treue
Vom Freunde läßt.

Denn nicht ein blind Gefühl der Stunde,
Kein Zauber flücht'ger Sinnenglut,
Uns bindet was im tiefsten Grunde
Der Seelen ruht.

Mag drum in Sehnsucht und Beschwerde
Noch manch verwaister Tag vergehn,
Mir sagt mein Genius: ich werde
Dich wiedersehn.

Und all' mein Leid wird von mir fallen,
Wenn mich Dein Arm umschlungen hält,
Wie dort am Berg im Windeswallen
Der Nebel fällt.

Er fällt mit Hast, mich grüßt azuren
Der Himmel, wie Dein Auge ganz,
Und in mein Herz und auf die Fluren
Strömt Sonnenglanz.

Emanuel Geibel.

Karl von François.

Ein deutsches Soldatenleben.

Nach den hinterlassenen Memoiren von **Clotilde von Schwartzkoppen.**

> „Sein Wesen trug ureigenes Gepräg,
> Durch wilde Schluchten bahnt' er sich den Weg,
> Hinbrausend zwischen widrigen Geschicken,
> Ein rascher Bergstrom war's — doch ohne Tücken."

Vorwort.

Es war seit lange mein Lieblingsgedanke, im Verein mit meinem Bruder, Bruno von François (zuletzt General und Commandeur der 27. Infanterie-Brigade), die hinterlassenen Memoiren unseres Vaters, des Generallieutenants Karl von François, durchzusehen und herauszugeben. Zeit und Gelegenheit zu gemeinsamer Arbeit wollten sich nicht finden und am 6. August vorigen Jahres ist mein Bruder bei Erstürmung der Spichern-Berge gefallen. So schmerzlich es nun für mich ist, allein an's Werk zu gehen, wo ich auf eine liebe Gesellschaft und kräftige Unterstützung gehofft hatte, so fühle ich mich doch dazu veranlaßt, nicht nur durch einen Hinweis in dem Testamente des theuren Gefallenen, sondern auch durch die Betrachtung, wie des Letztern Tod gewissermaßen nur die Erfüllung und Vollendung der väterlichen Laufbahn bildet. Mögen die nachfolgenden Blätter eine wohlwollende Aufnahme finden! Sie machen keinen andern Anspruch, als den der schlichten Lebens- und Wahrheitstreue. C. v. S.

I. Eltern, Heimat und erste Schicksale.

> .... er war Soldat
> Mit Seel' und Leib.

Karl von François war am 27. Mai 1785 auf dem Rittergute seines Vaters, Haus Niemegk, in Sachsen geboren. Er stammte aus einer ursprünglich französischen Familie, deren Name schon im vierzehnten Jahrhundert erwähnt wird, als einem ritterlichen Geschlecht angehörig, welches in Bugey, einer alten französischen Landschaft, östlich von la Bresse, seßhaft war und von seinem Stammschlosse den Beinamen des Alimes führte. Die Nachkommen dieses Geschlechts haben, wie aus einigen historischen Notizen hervorgeht, in dem kriegerischen Leben und Treiben der Herzöge von Savoyen eine kühne und hervorragende Rolle gespielt und als treue Vasallen deren Glück und Unglück vielfach getheilt. Später findet sich der Name in der Normandie mit dem Beinamen de Billy, de la Motte, de St. Nicolas und du Pommier.

Im Jahre 1685, bei Aufhebung des Edicts von Nantes, hatte ein Zweig der Familie unter Karl's Urältervater, Etienne de François, um seines reformirten Glaubens willen Vaterland und Eigenthum verlassen und in Chursachsen ein Asyl gefunden.

Hundert Jahre waren seitdem vergangen. Deutsche Frauen, die sich mit den de François vermählt, hatten deutsche Art und Sitte in den gallischen Stamm gebracht. Aber wie die Natur eines Geschlechts sich oft durch ganze Generationen mäßigt und verändert, um bei einem einzelnen nachgeborenen Individuum wie mit einem Sprunge zu ihrer vollen Ursprünglichkeit zurückzukehren, so sollte auch in Karl, dem Sohne des sächsi-

schen Hauptmanns und Rittergutsbesitzers Karl August von François, der südlich leidenschaftliche, kampflustige Geist seiner Vorfahren wieder aufleben. Seine Jugend fiel in die Zeit, wo die Napoleonische Kriegsfackel durch ganz Europa zündete und Auflösung und Erniedrigung aller Art der ruhmreichen Wiedergeburt unseres Vaterlandes vorausging. Wir sehen ihn, von einem launischen Schicksal bald hierhin bald dorthin getrieben, mannichfache Stadien des Unglücks und der Verfolgung durchlaufend und dennoch, wo es gilt, stets wieder frisch und entschlossen mit den Waffen in der Hand auf seinem Platze stehend. „Der tollkühne François" ward er von seinen Kameraden und Zeitgenossen genannt. Sein Aeußeres entsprach dieser Vorstellung. Sagt auch der alte Jahn von ihm in seinen Schriften, daß ihm nur die Leibesstärke und Länge gefehlt habe, um den kühnsten Recken der Vorzeit vergleichbar zu sein, so lag doch vielleicht gerade in seinem schlanken, geschmeidigen und dennoch muskulösen Körperbau, der sich nicht über Mittelgröße erhob, die Befähigung zu einem außergewöhnlichen, Gefahr überwindenden Leben. François' Jugendbilder zeigen ihn als einen schönen Mann von schwungvoller, fast verwegener Physiognomie, mit bräunlichem Teint, blitzenden Augen und reichem kohlschwarzem Haar. Aber auch noch als Greis, da die Kämpfe des Vaterlandes und seines eigenen Geschickes weit hinter ihm lagen und er in einer freundlichen Gartenwohnung bei Potsdam seine letzten Lebensjahre verbrachte, überraschte er durch das seltene Feuer seines Blicks, welches zuweilen jäh unter den buschigen Brauen hervorbrach. Mancher Vorübergehende blieb stehen und blickte ihm sinnend und theilnahmvoll nach, wenn er, auf seinen Stock gestützt, langsamen, etwas vorgebeugten Ganges seinen stillen Mittagsspaziergang durch die breite Hauptallee von Sanssouci machte. Es lag etwas gar so Gedankenvolles, tief Abgeschlossenes und einer andern Zeit Angehöriges in dieser einsamen, regelmäßig wiederkehrenden Erscheinung. Denn einsam und regelmäßig, wie das Leben der meisten Menschen im Alter, hatte sich auch François' Leben endlich gestaltet. Ist es doch, als ob auch der lebendigste Geist allgemach seine Schwingen zusammenfalte, um bequemer in's Grab schlüpfen zu können! Als François starb, ward er von seiner Familie aufrichtig betrauert und der Segen manch' eines Bedürftigen, den er in prunkloser Weise unterstützt hatte, folgte ihm nach. Aber nur wenige seiner Mitbürger wußten darum — denn er hatte es nie geliebt, viel von sich und seinen Erlebnissen zu reden — welch' einen vielbewegten, seiner Zeit mannichfach genannten Wanderer man da durch ihre Straßen zu seiner letzten Ruhestatt führte. — Jetzt wächst der Epheu fast handgroß auf seinem Grabe.

Wir aber kehren zum Beginn seiner Lebensgeschichte zurück.

Karl war der siebente Sohn, das neunte Kind seiner zwar nicht eben reichen, aber in guten Glücksumständen lebenden Eltern. Der Vater war Hauptmann, wie schon erwähnt, und als solcher nach damaliger Sitte Eigenthümer der gesammten Bekleidung und Ausrüstung seiner Compagnie, wodurch die Stelle eine sehr einträgliche und fast dem Besitze eines Rittergutes gleichgeachtet ward. Daneben aber besaß derselbe ein wirkliches Rittergut von nicht unbedeutendem Werthe, Haus Niemegk, ein altes Brück'sches Familiengut, welches ihm durch seine Gattin, eine geborene von Brück, zugebracht worden war.*)

*) Der Name von Brück ist bekannt aus den sogenannten „Grumbach'schen Händeln" im 16. Jahrhundert. Karl's Mutter war eine Nachkommin jenes

Indessen auch unter minder günstigen Verhältnissen würde zu jener Zeit eine zahlreiche Familie, die Sorge für eine große Kinderschaar noch nicht für einen so bedenklichen Umstand wie heutzutage gegolten haben. Die Welt war freier, das Leben einfacher, ein guter adeliger Name für alle Fälle ein nicht zu verachtendes Gut, welches den Söhnen Anwartschaft auf militairische Anstellungen, den Töchtern auf Stifte und standesmäßige Partien gab. Viel brauchten sie dazu nicht zu lernen. Ein oft sehr bescheidenes Licht von einem Hofmeister genügte, um einem ganzen Nest solcher jungen Edelfalken die nothwendige Schulwissenschaft beizubringen. Die speciellen Erfordernisse ihres Standes, Reiten, Fechten, ritterliches Betragen, lernten die Söhne vom Vater, oder ein Bruder vom andern, während die Töchter häufig nur ihre Mutter zur Erzieherin hatten und von dieser in der löblichen Kunst unterrichtet wurden, sich das ganze Jahr über im groben Kalmuckrock in Haus, Küche und Milchkeller zu tummeln und dennoch bei seltenen feierlichen Gelegenheiten ihre Staatsrobe mit gutem Anstand zu tragen.

Karl sollte dieser gesunden und natürlichen Lebens- und Erziehungsweise, die auch in seinem elterlichen Hause herrschte, nicht lange theilhaftig werden. Früh verlor er die Mutter, eine schlanke, blondhaarige Frau von sanftem und klarem Geiste, deren liebevolle Leitung dem ungestümen Knaben noch vor Allem nöthig gewesen wäre. Sie hatte ihren „Jüngsten" stets mit besonderer Zärtlichkeit umfaßt und vielleicht eben dadurch unbewußt einen Keim von Herzensbedürftigkeit und Empfindlichkeit in ihn gelegt, der ihm, im Verein mit seinen übrigen Temperamentsanlagen, oftmals verhängnißvoll werden sollte im Leben.

Da Karl, wie alle seine Brüder, zunächst für den Militairstand bestimmt war, so brachte ihn sein Vater sobald als thunlich — im Januar 1796, also in seinem zwölften Lebensjahre — auf die Churfürstlich Sächsische Ritterakademie in Dresden. Diese Anstalt befand sich damals in einem vorzüglichen Zustande und hatte bedeutende Lehrkräfte. Wir nennen darunter nur Pölitz, den Verfasser der bekannten Weltgeschichte, und Lehmann, welcher das militairische Bergzeichnen zuerst nach mathematischen Grundsätzen bearbeitete und dadurch der Begründer einer neuen, nach ihm benannten Zeichenmethode ward. Neben der wissenschaftlichen Ausbildung ward auch ein großer Werth auf körperliche Gewandtheit und cavaliermäßigen Anstand gelegt. Die Tanzschule der sächsischen Cadetten war berühmt. François und ein junger von Logau zeichneten sich in derselben besonders aus und die graziöse Leichtigkeit, mit welcher sie die schwierigsten Pas und Touren ausführten, erregte bei Lehrern und Schülern ungetheilten Beifall.

Wie aber auch die Anstalt im Allgemeinen beschaffen sein mochte, für Karl's Charakter war der dort herrschende steife militairische Zwang allein schon genügend, ihn zu beständigem Aufruhr zu treiben. Es war sein Unglück, daß er nur aus Liebe gehorchen wollte und, nach echter unerfahrener Kinderweise, den Maßstab freundlicher Billigkeit in Verhältnissen forderte, welche nur den einer strengen, rücksichtslosen Gerechtigkeit zuließen. So fühlte er sich oftmals verkannt und mit Härte beurtheilt. Wo ein einziges gutes Wort der Mutter hingereicht haben würde, ihn zur Vernunft und

Kanzlers von Brück, der 1566 in Gotha geviertheilt wurde, weil er sich den aufständischen Rittern angeschlossen hatte, welche nach Sickingen's früherem Plane die Unabhängigkeit des Adels den Fürsten gegenüber aufrecht erhalten wollten.

Einsicht zu bringen, dienten die strengen Strafen seiner Lehrer und Vorgesetzten nur dazu, seine junge Seele, welche ohnehin unter dem Mangel eines natürlichen Anschlusses litt, mit schmerzlichem Trotz und Unwillen zu erfüllen. Dazu kam, als er älter wurde, die drängende Sehnsucht, seine militairische Laufbahn in aussichtsreicheren Verhältnissen als denen eines Kleinstaats zu versuchen. Auf eine Anstellung in der preußischen Armee, über der er im Geiste noch des großen Friedrich's ruhmvolle Fahnen flattern sah, richteten sich vor Allem seine Wünsche. Er lag seinem Vater dringend an, ihn von der Anstalt zu nehmen und in Preußen einleitende Schritte zu thun, um diese Wünsche zu realisiren. Schon war es ihm gelungen, den liebevollen und verständigen Mann seinen Bitten geneigt zu machen, als der plötzliche Tod desselben (am 21. December 1801) dem Knaben das mühsam eroberte Terrain unter den Füßen fortzog. Der nunmehr eintretende Vormund, Hauptmann aus dem Winkel, wollte von einer Aenderung des einmal für Karl gefaßten Lebensplanes nichts wissen. Alle Bitten und Vorstellungen prallten wirkungslos von ihm ab. „Jung Blut muß Ordre pariren lernen und das kann's in Sachsen so gut wie in Preußen. Alles Andere ist bloßer Schnick-Schnack“, war seine stereotype Antwort.

Da keimte der Gedanke an Selbsthülfe zum ersten Male in Karl's jugendlichem Gemüthe. Eigenmächtig verließ er die Anstalt und flüchtete zu seinem ältern Lieblingsbruder Friedrich, der als Hauptmann in Wurzen garnisonirte. Dieser nahm ihn liebevoll auf und seinen Bemühungen gelang es, ihm eine förmliche Entlassung aus dem Corps zu erwirken. Aber nicht ebenso schnell war es möglich, ihm auch die ersehnte Anstellung in preußischem Dienst zu verschaffen. Noch ein Jahr sollte darüber in ungeduldigem, oft schier verzweifeltem Hoffen und Harren vergehen.

Endlich, im Jahre 1803, ward Karl zum Fähndrich in dem zu Erfurt garnisonirenden Infanterieregiment Graf Wartensleben und 1805 zum Secondelieutenant in demselben Regiment ernannt. Nicht warm genug kann er das beglückende Hochgefühl schildern, welches ihn in seiner neuen Stellung durchdrang. Er glaubte sich angekommen auf einer sonnigen Höhe des Lebens, wo alle Sorgen und Bitterkeiten seiner frühern Existenz wie Schatten und Nebel auf Nimmerwiedersehen von ihm weichen müßten. Eine erste glückliche Liebe warf noch ihren besondern Rosenschimmer über diese Erfurter Jahre. Karl hatte auf einer Redoute die vierzehnjährige Tochter des Criminalraths M. kennen gelernt und war mit der vollen Gluth seines bis dahin unberührten achtzehnjährigen Herzens für dieselbe entbrannt. Das junge Mädchen muß ein sehr verführerisches Geschöpf, eine frühzeitig entwickelte „Julia“ gewesen sein. Wir lesen in Karl's Memoiren von einem dunklen Lockenkopf und einer schlanken, biegsamen Gestalt, von einer nächtlichen Gartenscene, die vielleicht auch auf einem Veronesischen Balcon hätte spielen können, von einem patronisirenden Kammermädchen, welches zwar die gefährlichen Anlagen, aber glücklicherweise noch nicht die reifen Erfahrungen einer Capulet'schen Wärterin besessen zu haben scheint.

Karl hatte die aufrichtige Absicht, seine Julia-Johanna zu heirathen, sobald er in seiner militairischen Laufbahn um einen Grad vorgerückt sein würde. Das Verhältniß ist später durch den Einfluß der Zeit und eine verschiedenartige Entwickelung der Charaktere gleichsam von selbst gelöst worden. Aber acht volle Jahre lang hat es Karl unter den wechselvollsten Schicksalen mit unwandelbarer Treue in seinem Herzen getragen und keinen

Augenblick aufgehört, ein Beweis, wie wenig frivol seine eigenen Gefühle waren — das Ideal reinster Weiblichkeit in der Geliebten zu erblicken. Ob Johanna diese hohe Meinung wirklich verdiente, vermögen wir nicht zu entscheiden. Giebt es doch Leute, die ohne Julia's frühzeitigen Tod auch für deren unwandelbare Treue nicht gut sagen möchten. Man erzählt sich später, der französische Commandant von Erfurt sei der reizenden Tochter des Criminalraths nicht gleichgültig gewesen.

Zu der Zeit aber, als Karl sich um Johannen bewarb, hatte er nur einen Nebenbuhler zu überwinden, einen unbegünstigten zwar, jedoch darum nicht minder leidenschaftlichen. Baron E., wir dürfen es ohne Parteilichkeit sagen, scheint unsern Helden an jugendlicher Hitzköpfigkeit noch sehr übertroffen zu haben. Er liebte das Mädchen bis zum Wahnsinn und war der Meinung, daß für ihn und Karl zugleich kein Raum auf Gottes Erde sei. Dreimal forderte er jenen und dreimal kam es zu blutigen Duellen. Die letzte Ausforderung des Baron E. ist uns wörtlich erhalten worden, wie folgt:

„Da die stattgehabte Beleidigung zu groß ist, um mit einer leichten Wunde abgemacht zu werden, so fordere ich Sie, sich mit mir auf den Würfel zu schießen. D. h., wer das Meiste wirft, schießt den Andern nieder. Sie haben sich demnach zur Reise nach einer andern, oder in die weite Welt anzuschicken. Baron von E."

Karl's Antwort lautete:

„Da ich weder Lust habe, mich gleich einem Verbrecher todtschießen zu lassen, noch das gefühllose Herz besitze, bei höherem Glückswurf einen Menschen zu morden, so nehme ich ein solches Duell nicht an. Wol aber stehe ich zu Diensten auf ein gesetzmäßiges Duell mit Pistolen.

von F."

Das Officiercorps trat in's Mittel und es wurde beschlossen, den Streit mit dem Degen abzumachen. Die damals herrschenden Duellgebräuche müssen von den unserigen sehr verschieden gewesen sein. So lesen wir, daß sich am andern Tag nach der Parade das gesammte Officiercorps in der Reitbahn versammelte, um dem Kampfe beizuwohnen. Karl war ein guter Fechter; da er es aber, seine Kraft überschätzend, an der nöthigen Vorsicht fehlen ließ, erhielt er gleich zu Anfang einige Hiebe in den Kopf und die Nase ward ihm zur Hälfte durchschnitten. Auch E. blutete bereits aus mehreren Wunden. Aber die eifersüchtige Erbitterung der Gegner war so groß, daß sie, ein Einschreiten den Secundanten unmöglich machend, sich mit dem Degen durch die ganze Reitbahn jagten und nicht eher inne hielten, als bis sie beide, von Blutverlust erschöpft, ohnmächtig zu Boden sanken.

Ein mehrmonatliches schweres Krankenlager Karl's, aber auch eine aufrichtige Versöhnung waren die Folge.

„Zweimal" — schreibt Karl — „hatte ich mich mit meinem Gegner geschlagen und war immer im Vortheil gewesen. Das dritte Mal, wo auch mein Blut floß, machte uns für immer zu Freunden."

Indessen sollten diese blutig romantischen Garnisonfehden, deren Zeit und Ort wol noch mehrere aufzuweisen hatten, bald vor ernsteren Schicksalen zurücktreten. Der unglückliche Krieg von 1806 brach aus und, wohin man blickte, sah man gerüstete Kriegsschaaren die Gefilde unseres schönen Vaterlandes bedecken. Am 14. October wohnte das Regiment Graf Wartensleben der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt bei und verlor an diesem

Tage an Todten und Verwundeten allein 28 Officiere. Karl stand beim dritten Bataillon, welches zur Besatzung der Festung zurückgeblieben war. Am Tage nach der Schlacht ward Erfurt vom Feinde eingeschlossen und am 19. October durch Capitulation übergeben. Dieser Schlag war ebenso fürchterlich, als unerwartet. Karl findet nicht Worte genug, um die Gefühle äußerster soldatischer Wuth und Demüthigung auszudrücken, welche namentlich die Herzen der jüngeren Officiere bei einem so feigen und unmotivirten Ausgange erfüllten. Selbst der Schmerz um die Trennung von der Geliebten hat daneben keinen Raum.

„Ewige Schmach über uns, wenn wir diese Scharte nicht auswetzen", ruft er in leidenschaftlicher Entrüstung.

Sämmtliche Officiere wurden auf Ehrenwort als Kriegsgefangene in ihre Heimat entlassen. Es waren ihrer über hundert, die mit getrübter Lebenshoffnung und kummergebeugter Seele Erfurt zusammen verließen. Vor Magdeburg angekommen, ward ihr großer Trupp für eine feindliche Masse angesehen und mit Kartätschen begrüßt, glücklicherweise aber Niemand verwundet.

Karl ging zu seinem Bruder August, welcher als Rittergutsbesitzer auf Eckardswalde in der Lausitz lebte, um dort den Verlauf der Dinge abzuwarten und dann weitere Entschlüsse für sein Leben zu fassen. Aber ach, von einem wirklichen freien Entschluß sollte unter den obwaltenden Verhältnissen, wo so viele Existenzen plötzlich in Frage gestellt waren, sobald keine Rede sein. Der Weg, den Karl durch die Sorge um eine erträgliche Lebensstellung einzuschlagen genöthigt ward, lag außerhalb seiner innerlichen Sympathien und führte zu ungeahnten schweren Conflicten. Wir lassen ihn selbst seine ferneren Schicksale erzählen, wie er sie zwar erst in späteren Jahren niedergeschrieben hat, dabei aber genauen Tagebuchnotizen folgend, die sich theilweise noch in alten, rothledernen, die Spuren äußeren Miterlebens an sich tragenden Brieftaschen vorfinden.

II. In Württemberg.

Ein Jahr hatte ich bei meinen Verwandten verlebt; ein dumpfes, müßiges, trostloses Jahr, unter dem zwiefachen Druck, der auf ganz Deutschland lastete und auf meinem eigenen, armen Haupte, dessen Traum von einer glücklichen und gesicherten Lebensstellung so schnell wieder zerronnen war. Der unglückliche Friede von Tilsit (den 9. Juli 1807) durch welchen das halbe Land verloren ging und in dessen natürlicher Folge auch die Armee auf die Hälfte reducirt ward, hatte mir, als Ausländer, die letzte Hoffnung auf Wiederanstellung genommen. Ich erbat und erhielt meinen Abschied. Mein geringes väterliches Erbe hatte ich bei der Katastrophe fast gänzlich zusetzen müssen und ich bestimmte den Rest zu meiner Equipirung bei einer neuen Anstellung. Diese fand sich bald. Ich ward in Württembergische Dienste aufgenommen und zwar als Oberlieutenant bei der Jägergarde zu Pferd. Ohne Zeitverlust brach ich auf, aber nicht ohne trübe Vorgefühle. Wie ein Heimatloser und Versprengter kam ich mir vor, als ich meine einsame Straße über Schmalkalden, Meiningen, Schweinfurt, Würzburg dahinzog. Nach achttägigem Ritt erreichte ich Ludwigsburg, die Residenz meines neuen Souverains, König Friedrich I., wo ich, ebenfalls in der Absicht, Württembergische Dienste zu nehmen, mehrere ehemalige preußische Kameraden vorfand; unter ihnen meinen Freund, den Lieutenant von Könneritz.

Slaff nicht zu viel und höre mehr das wird dir bringen Preis und Ehr'. Mit Schweigen sich verred't Niemand, viel Reden bringt in Sünd' und Schand'.

Nachdem ich mich equipirt und dem Könige vorgestellt hatte, ging ich nach meiner Garnison Eßlingen ab. Dort nahm ich Quartier bei einem Kaufmann Schumann, einem biedern, freundlichen Mann, der mich auf die gastlichste Weise in seinen liebenswürdigen Familienkreis zog. Spiel, Musik und heiteres Geplauder füllten manchen Abend aus und sowol die beiden erwachsenen hübschen Töchter des Hauses, als deren noch hübschere Cousine, Doris Wiedersheim, die häufig bei ihnen verkehrte, ließen es sich angelegen sein, mich mein Alleinstehen im fremden Lande vergessen zu machen. Doch gelang es ihnen nur vorübergehend, meinen Trübsinn zu verscheuchen. Die Stimmung meiner Kameraden, die mich als Einschub betrachteten und den preußischen Officieren von vornherein abgeneigt waren, mußte schmerzlich und zurückstoßend auf mich wirken. Ich versah pünktlich meinen Dienst, lebte aber sonst sehr eingezogen nnd fast ausschließlich im Verkehr mit meiner Wirthsfamilie. Mit ihr durchstreifte ich an schönen Tagen die reizende Neckargegend. Doris war fast immer mit uns und sie schien sich mir freundlich zuzuneigen. Aber schön und liebenswürdig wie sie war, konnte es nicht fehlen, daß sie außer mir noch andere Bewunderer hatte, von deren eifersüchtiger Beobachtung ich mir jedoch nichts träumen ließ. Eines Abends, als ich mit meinen Freunden durch die lieblichen Weinberge wanderte und im traulichen Zwiegespräch mit Doris etwas zurückgeblieben war, erscholl hinter mir der Ruf: „Glücksritter" und mit einem höhnischen Lachen ging der Oberlieutenant v. B. an uns vorüber.

Doris zuckte zusammen.

„Es ist abscheulich, wie er mich überall verfolgt!" sagte sie erregt.

„Seien Sie unbesorgt!" entgegnete ich. „Ich werde sein unschickliches Benehmen zu berichtigen wissen."

Am andern Mittag speiste ich wie gewöhnlich mit den Officieren. Noch hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, B. über sein gestriges Benehmen zur Rede zu stellen. Das gewöhnliche Tischgespräch ging auf politische Gegenstände über, man tadelte den edelsten Fürsten, meinen ehemaligen Souverain Friedrich Wilhelm III. und machte sich lustig über seine geschlagene Armee. Mit Wärme sprach ich dagegen, bis der Lieutenant v. B. spöttisch die Bemerkung über den Tisch warf:

„Es ist gestern wieder ein ganzes Rudel geschlagener Helden nach Stuttgart gekommen, um in Württembergischen Diensten ihr Glück zu versuchen."

Da war es denn unmöglich, die Mäßigung länger zu bewahren.

„Der König von Württemberg gilt für einen klugen Mann!" rief ich aus. „Wer will's ihm verdenken, wenn er seine Armee durch den Rest der geschlagenen Helden auszubessern sucht!"

Alle machten höhnische Gesichter, aber Keiner hatte Lust, mir augenblicklich etwas zu erwiedern.

Die Tafel ward aufgehoben und Jeder verfolgte seinen Weg.

Ich ging nach Hause und ritt am späten Nachmittage noch einige Stunden spazieren. Bei meiner Rückkehr fand ich meine Wirthsfamilie in Unruhe und Verlegenheit, ohne daß ich den Grund erfahren konnte.

Gegen acht Uhr kam der Lieutenant v. P. zu mir und fragte mich, weshalb ich auf ein gewisses Billet nicht geantwortet habe?

„Auf welches Billet?"

„Auf das, welches Ihnen der Lieutenant v. B. geschickt hat."

„Ich habe keins erhalten."

Er lächelte.

Ich rief meinen Bedienten, welcher bestätigte, daß kein Billet abgegeben worden sei.

„So ist es vielleicht bei Ihrem Wirth abgegeben worden."

„Kann sein, aber nicht bei mir. Ist es Ihnen gefällig, mir zu ihm zu folgen?"

Wir gingen.

Ich fragte nun meinen Wirth, ob er ein Billet für mich in Empfang genommen. Er verneinte. Aber unter den anwesenden Damen bemerkte ich einige Unruhe und leises Flüstern. Ich stellte die Frage an sie. Da trat Doris hervor und überreichte mir ein Billet, welches vor einer Stunde abgegeben worden.

Ich öffnete dasselbe, als ich wieder mit P. allein war und las eine Ausforderung auf den Säbel für den andern Morgen um sieben Uhr, gez. Lieutenant v. B.

Es sei wohl hierauf keine Antwort nöthig, sagte ich, da sich die Annahme von selbst verstehe.

P. umarmte mich.

„So habe ich Sie nicht verkannt, wenn auch Alle gegen Sie eingenommen waren. Wollen Sie mich zum Secundanten, so gehen wir morgen zusammen."

Dankbar nahm ich sein freundliches Erbieten an.

Kaum war er fort, so stürmten die Damen auf mich ein, mich nicht zu schlagen, und erst jetzt bemerkte ich, daß das Billet unversiegelt gewesen war und sie daher von seinem Inhalt unterrichtet sein konnten. Ich suchte sie so gut wie möglich zu beruhigen, indem ich die ganze Sache als eine geringfügige darstellte und mich auf meine Fertigkeit im Fechten berief. Doris war nicht mehr unter ihnen. Sie hatte sich unmittelbar nach der Uebergabe des Billets entfernt.

Ein schöner blauer Frühlingsmorgen weckte mich am andern Tage. Ich warf mich in einen leichten Anzug, nahm einen wohlgeschliffenen Säbel unter den Arm und langte, von meinem Secundanten begleitet, auf dem Platze an, der für das Duell ersehen war. Nicht lange durfte ich auf meinen Gegner warten; er erschien in Gesellschaft mehrerer Officiere, gewappnet und geharnischt wie zu einem mittelalterlichen Strauße. Einen prüfenden Blick mußte ich doch auf ihn werfen. Wahrlich, meine Kameraden hatten es gut mit mir gemeint; er war der stärkste und gewandteste Officier im Regiment.

Als er herangekommen war, warf ich meinen Oberrock ab und streifte die Hemdärmel auf.

„Was soll das bedeuten?" fragte B.

„Man kommt so leichter mit der Klinge durch, und wir wollen uns doch nicht den halben Tag mit einander herumhauen", entgegnete ich.

Er schwieg und entkleidete sich gleichfalls. Nun standen wir einander mit gezogenem Säbel gegenüber.

„Herr von B." — redete ich ihn an — „Ihr eigenes Gefühl wird Ihnen sagen, wer von uns Beiden der Feindlichgesinnte ist. So mögen Sie auch jetzt bestimmen, ob wir uns auf den ganzen oder den halben Mann schlagen wollen."

„Wir schlagen bis Einer fällt!" entgegnete er.

„Nein!" riefen die Secundanten, „Die Beleidigung ist zu unbedeutend; das erste Blut genügt! Willige ein, B!"

„Meinetwegen!" sprach er. „So gelte der halbe Mann."

Wir legten aus und fochten. Ich konnte seiner Stärke nicht widerstehen und ließ einige Hiebe durchschlagen, um mich in der Parade zu schonen.

In diesem Augenblicke hörte ich einen Schrei aus einem nahen Gartenpavillon und, rasch hinblickend, bemerkte ich mehrere Damen. Das gab meinem Arm neue Kräfte. Hieb auf Hieb fiel, ohne daß Einer blutete. Endlich drang mein Gegner mit ganzer Kraft und Wuth, aber auch mit vieler Unvorsichtigkeit auf mich ein; noch einen Schritt vorwärts, dann hielt er an, ließ langsam seinen Säbel sinken und taumelte zu Boden, die Pulsader seiner rechten Hand war durchschnitten, unaufhaltsam strömte sein Blut.

Ich warf sogleich meinen Säbel fort und eilte hinzu, um ihm mit aufrichtigem Brudergefühl die Hand zur Versöhnung zu bieten. Voll kalten Hasses wies er sie zurück. Ich ging — aber wahrlich nicht mit dem triumphirenden Gefühl des Siegers, sondern mit einem tiefgekränkten Herzen, daß ich unverdient solche Feinde gefunden hatte.

Bei der Rückkehr in meine Wohnung flog mir meine Wirthsfamilie jubelnd entgegen; sie hatte das Duell aus dem Pavillon mit angesehen und, wie sie sagte, namenlose Seelenangst um mich ausgestanden.

Meine Stimmung ward von da immer trüber und einsiedlerischer; ich nahm mir vor, mehr auf meiner Hut zu sein, denn es konnte mir nicht entgehen, daß der Ausgang des Duells meine Kameraden nur noch heftiger gegen mich erbittert hatte.

Die alte Burg bei Eßlingen war mein liebster Erholungsort. Ich bestieg sie eines Abends in Gesellschaft meines Wirthes, und wir freuten uns Beide an der wundervollen Aussicht. Aber plötzlich veränderte sich der Horizont, und schwere, schwarze Wetterwolken, die sich von allen Seiten aufthürmten, drohten mit einem furchtbaren Ausbruch.

Nun kenne ich kein Schauspiel, welches anziehender auf mich wirkte und mein Herz mit so lebhafter, stets neuer Bewunderung erfüllte, als das eines großartigen Gewitters. Das Zucken der Blitze, das Rollen des Donners, das Niederrauschen des warmen, fruchtbaren Regens zu beobachten, ist mir von Jugend auf ein ernstes, zur Andacht stimmendes Vergnügen gewesen. Dennoch erinnere ich mich, daß an jenem Abend das heranziehende Wetter einen unerklärlich bangen und beklemmenden Eindruck auf mich machte und ich Nichts einwendete, als mein Wirth in ängstlicher Besorgniß zu einem eiligen Heimwege drängte.

Zu Hause anlangend, fanden wir die Damen beschäftigt, sich zu einem städtischen Balle zu schmücken und schon durch die Thür ihres Toilettenzimmers riefen sie mir zu, daß ich sie begleiten müsse. Ich war nichts weniger als zu einer Festlichkeit gestimmt, mußte aber dem liebenswürdigen Drängen endlich nachgeben. Nachdem ich mich schleunigst in eine passende Toilette geworfen, gingen wir mit einander fort.

Die allgemeine Heiterkeit, die bei dem Feste herrschte, verscheuchte allmälig auch meine trüben Gedanken und Tanz und Musik ließen ein lang entbehrtes Gefühl jugendlicher Fröhlichkeit in mir aufkommen.

Gegen Mitternacht forderte ich eine Dame zum Walzer auf. Ich trat an und tanzte vor; ein zweites Paar folgte. Aber der Herr des dritten Paares, ein junger Civilist, forderte andere Musik. Dies war eine Ungezogenheit da nach damaliger Sitte der Vortänzer die Musik bestimmte. Ich stellte ihn darüber zur Rede. Er antwortete unbescheiden, und wir wurden

Beide heftig. Da eilte ich, meinen Säbel umzuschnallen, um ihn besser zu bedeuten. Zurückkehrend fand ich zu meinem Erstaunen den Rittmeister W. an seiner Seite. Derselbe vertheidigte das Benehmen des jungen Mannes in einer hochmüthigen, gegen mich absprechenden Weise. Ein Wort gab das andere.

„Desto besser!“ rief ich endlich, „so weiß ich doch nun, an wen ich mich zu halten habe. Ich erwarte Sie augenblicklich eine Treppe tiefer mit Ihrem Säbel, Herr Rittmeister.“

Er folgte mir mit mehreren Officieren, verlangte aber eine deutlichere Erklärung.

„Bedarf es deren wirklich? Sie vertheidigen die Ungezogenheit des jungen Civilisten und mir ist es lieb, den Mann zu kennen, der mir an seiner Statt Genugthuung zu geben im Stande ist.“

„Sie wollen sich mit mir schlagen und scheinen zu vergessen, daß ich die Inspection habe, also im Dienste bin.“

Sein kaltblütiges Wesen und die spöttische Ueberlegenheit, die er gegen mich, den jüngern Officier, herauskehrte, empörte mich auf's Aeußerste.

„Es ist gut, daß Sie mich daran erinnern“, — erwiederte ich — „denn Ihr Zögern könnte mich allerdings vergessen machen, daß ich mit einem Officier, einem Manne von Ehre spreche.“

„Das ist zu viel!“ rief er, jetzt seinerseits die künstlich bewahrte Ruhe verlierend. Und sich zu einem unter ihm stehenden Officier wendend:

„Lieutenant von G., verrichten Sie Adjutantendienste, nehmem Sie dem Lieutenant von François seinen Säbel ab.“

„Setzen Sie den jungen Mann nicht in Verlegenheit, Herr Rittmeister!“ sagte ich. „Wenn Sie keine Courage haben, so sind Sie zu bedauern.“

W. auf's Aeußerste empört, stürzte auf mich ein.

Ich trat einen Schritt zurück und zog: „Nicht näher, oder Sie sind des Todes.“

Er wich zurück und befahl die für diesen Tag unter seinen Befehlen stehende Wache zu holen.

„Also auf keine andere Art wollen Sie diese Ehrensache abmachen?“ fragte ich nun wieder ruhiger. „Wohlan, ich bin Arrestant und gehe nach Hause.“

Hier steckte ich meinen Säbel ein.

Schnell drang er auf mich ein und wollte mir denselben entreißen; aber eben so schnell war der Säbel auf's Neue gezückt.

„Halt!“ — rief ich dennoch — „die Würde eines Officiers will ich nicht verletzen. Hier ist der Säbel, aber Sie werden Ihr Betragen vor einem Kriegsgericht, vor einem Officiercorps zu verantworten haben!“

Ich verließ mit ihm den Saal.

Mein Commandeur, Oberst v. B., hatte niemals zu meinen Gönnern gehört. Dennoch schien er den vorliegenden Fall nicht für angethan zu halten zu einem strengern Verfahren und wollte mich mit Arrest bestrafen. Ich aber war so von meinem Rechte durchdrungen, daß ich auf gänzlicher Straflosigkeit oder gerichtlicher Untersuchung bestand. Auch die Absendung des Rittmeisters N. vermochte nicht, meinen leider bethörten Sinn zu ändern. So ward die gerichtliche Untersuchung verhängt und ich nach einigen Tagen als Arrestant auf die Hauptwache gebracht.

Mit Ruhe und Gelassenheit sah ich den ersten Verhören entgegen. Ich

dachte nur an die Ehrensache und war fast ebenso erstaunt wie empört, als ich aus den Verhandlungen ersah, daß man in meinem Betragen ein Subordinationsvergehen schwerster Art erkennen wollte. Gegen einen sich im Dienst befindenden Vorgesetzten sollte ich angriffsweise die Waffe gezogen haben, während doch alle beim Vorfall anwesenden Zeugen gesehen hatten, daß ich es nur zu meiner Vertheidigung gethan und den Säbel demnächst freiwillig übergeben hatte.

Es wurden einige Zeugen vernommen, die nur bei dem Ende des Vorfalls zugegen gewesen waren und daher zu meinen Ungunsten aussagten. Man beeilte sich, sie über diese Aussagen zu vereidigen.

Ich aber bestand darauf, daß man auch diejenigen Zeugen vernehmen solle, die dem Streite von Anfang an beigewohnt hatten. Es waren ihrer Vier, die einstimmig erklärten, daß ich den Säbel zu meiner Vertheidigung gezogen habe und daß sie bereit seien, diese Aussage durch einen Eid zu erhärten. Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß dieser Umstand bei den Beisitzern des Gerichts einige Unruhe erregte. Verlegen kaute auch der Auditeur an der Feder und ohne die letzten Zeugenaussagen in die Acten aufgenommen zu haben, hob man die Sitzung auf, um dem Obersten Vortrag zu machen.

Nach einigen Tagen wollte man das Verhör fortsetzen. Ich fragte, ehe ich mich auf irgend eine Antwort einließ, weshalb man die Aussagen der zu meinen Gunsten sprechenden Zeugen nicht in die Acten aufgenommen und sich geweigert habe, die Zeugen zu vereidigen. Man erwiederte mir, daß es ungesetzlich sei, zwei Gegenparteien zum Schwur zuzulassen. Da ich mich hiervon nicht überzeugen konnte, sondern in dem ganzen Verfahren nur eine maßlose Ungerechtigkeit gegen meine Person zu erblicken glaubte, so erklärte ich, daß ich in der Sache keine Silbe weiter sprechen würde.

Sechs Tage hatte ich im Arrest auf der Hauptwache zugebracht, als eines Morgens ein verdeckter, mit vier Pferden bespannter Wagen vorfuhr und ein Officier zu mir eintrat mit der Anzeige, daß er beauftragt sei, mich nach der Residenz zu führen, wo Kriegsgericht über mich gehalten werden sollte.

Wir fuhren ab und kamen gegen zwei Uhr Nachmittags in Ludwigsburg an. Ich erhielt mein Quartier abermals auf der Hauptwache.

Am andern Morgen trat ich in das unter dem Vorsitz des Obersten v. R. versammelte Kriegsgericht. Man fragte mich, ob ich etwas zu erinnern habe.

„Meine Herren — entgegnete ich — eine weitere Vertheidigung würde unnütz sein. Wie könnte ich als Arrestant vor einem Kriegsgericht stehen, wenn man nicht von vornherein entschlossen gewesen wäre, meine Sache in einem falschen Lichte zu betrachten? Gegen Ihre Personen kann ich nichts einwenden, denn ich kenne Sie nicht und Ihre Uniform muß mir bürgen, daß Sie rechtliche Männer sind. Bedenken Sie indessen, daß Sie im Begriff sind, über das Schicksal eines Mannes zu entscheiden, welcher durch Leidenschaftlichkeit gefehlt haben mag, der aber stets eine Ehrensache vor sich zu haben glaubte, die er wähnte, ehrenhaft den Säbel in der Hand mit seinem Gegner abmachen zu können. Hier zu Lande scheinen andere Ansichten zu herrschen, als bei uns. Habe ich mich gegen dieselben vergangen, so möge die kurze Zeit meines Aufenthalts bei Ihnen und meine Unbekanntschaft mit den Gesetzen mir zur Entschuldigung gereichen. Mich eines Subordinationsvergehens schuldig gemacht zu haben, kann ich nicht zugeben, da auf dem Ball kein Dienstverhältniß stattfindet und das Betragen des Rittmeisters W. eine

Privatbeleidigung für mich enthielt. Das ist Alles, was ich zu sagen habe und ich muß mich Ihrem Spruch unterwerfen."

Ich kehrte in mein Gefängniß zurück. Nach Beendigung des Kriegsgerichts gegen zwölf Uhr Mittags kam ein Officier, der demselben beigewohnt hatte, zu mir herein und sagte die dem spätern Verlauf der Dinge so widersprechenden und mir darum noch heute unbegreiflichen Worte: „Seien Sie guten Muthes! Das Kriegsgericht ist vortheihaft für Sie ausgefallen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er mich.

Es war am Morgen des 31. Juli 1808. Ich stand an meinem Fenster, welches die Aussicht auf den Markplatz hatte, und las in einem Buche. Plötzlich höre ich ein Geräusch von vielen Stimmen und bemerke, daß das Volk sich vor der Hauptwache zusammenrottet und Aller Blicke sich nach meinem Fenster richten. Betroffen ziehe ich mich zurück, von einer ungewissen Ahnung ergriffen. Da tritt ein Officier zu mir ein.

„Kleiden Sie sich an, Lieutenant von François, Ihr Urtheil soll publicirt werden."

Von einer plötzlichen Bewegung überwältigt, ergriff er meine Hand und sagte mit bebender Stimme:

„Seien Sie ein Mann!"

Ich wollte fragen, aber er erklärte, nichts weiter sagen zu dürfen und bat mich, ihm zu folgen.

Ich setzte mein Casquet auf und trat durch die in Gewehr stehenden Wachen hindurch. Auf dem Paradeplatz hatte die Garnison ein Quarré formirt. Tausende von Menschen waren versammelt, alle Fenster und Dächer gedrängt voll Köpfe. Ein wunderbares Gefühl überkam mich, halb Staunen, halb gespannte Erwartung. Etwas Außerordentliches mußte bevorstehen. Ich trat in's Quarré. Die Officiere des Kriegsgerichts hatten den innern Kreis gebildet. Dreimal bließen die Trompeter dreimal wurde das Gebot zur Ruhe wiederholt. Dann erfolgte Todtenstille und der Oberauditeur las mit lauter Stimme folgende Publication:

Nachdem der Oberlieutenant von François den höchsten Grad von Subordinationsverbrechen begangen und gegen den sich im Dienste befindenden Rittmeister von W. den Säbel gezogen hat, wird er hiermit verurtheilt, am 3. August Morgens 6 Uhr erschossen zu werden.

(gez.) Friedrich.

So unerwartet mich dieser Ausspruch traf, so war er mir doch eben nur unerwartet. Ich kann nicht sagen, daß ich die geringste Erschütterung empfunden hätte. Der Tod, dem ich als Soldat von früher Jugend auf geweiht war, hatte sogar etwas Tröstliches und Vertrautes für mich nach den mannigfachen Mißgeschicken und Feindseligkeiten, die ich in letzter Zeit erfahren. Nur vergaß ich im ersten Augenblick, daß ich noch drei Tage zu leben hätte. Ich wähnte, das Urtheil solle sogleich vollstreckt werden und sah mich nach meinen Todesschützen um. Statt ihrer erblickte ich einen verdeckten Wagen, der mich aufnehmen sollte. Festen Schrittes ging ich darauf zu. Die Officiere drängten sich um mich herum, um mir die Hand zum Abschied zu reichen. Sieh, da war auch mein alter Freund Könneritz, der Kamerad und Gefährte aus besseren Tagen! Er konnte den Strom seiner Gefühle nicht hemmen; laut schluchzend drückte er mich an die Brust. Ich gab ihm einen Gruß an die Heimat mit, riß mich eilig los und sprang in

den Wagen, der langsam durch die wogende Volksmenge mit mir dahin rollte. Tausende von weißen Tüchern wehten mir den Abschiedsgruß nach.

In Begleitung eines Officiers kehrte ich nach meiner Garnison Eßlingen zurück, wo das Urtheil vollstreckt werden sollte. Ich bezog mein altes Gefängniß, erhielt aber jetzt stärkere Bewachung. Ein Unterofficier blieb in der Stube, vor der Thür wurden Doppelposten aufgestellt. Alles nahm einen ernstern Charakter an.

Die erste Nacht schenkte mir Gott ruhigen Schlaf. Am Morgen des 1. August setzte ich meinen letzten Willen auf und nahm schriftlichen Abschied von den Meinigen. Ich erinnere mich, daß ich mich in vollkommener Seelenruhe befand. Ich überdachte mein vergangenes Leben und glaubte keine Ursache zu haben, mich vor dem höchsten Richterspruche zu fürchten. Aber von Außen her trat manches Erregende und Bewegende an mich heran. Mein guter Wirth hatte Erlaubniß erhalten mich zu besuchen und er war so fassungslos vor Schmerz, daß ich alle Mühe aufbieten mußte, um ihn zu trösten. Er brachte mir von Doris einen leidenschaftlichen verzweifelten Brief, in welchem sie mir rückhaltslos ihre Liebe gestand und ihre fürchterliche Seelenqual schilderte. Sie hatte mich durchaus sehen wollen. Als ihr Onkel ihr die Unmöglichkeit vorstellte, war sie in mein Zimmer geeilt, wo sie meinen treuen Jäger vor einem Heilandsbilde auf den Knieen liegend und dasselbe um meine Rettung anflehend, vorfand. Sie war neben ihm niedergesunken und hatte ihre Gebete mit den seinen vereint. Noch immer wollte, konnte sie die Hoffnung auf Erhaltung meines Lebens nicht aufgeben.

Ich antwortete ihr einige Zeilen, tief ergriffen von ihrer Liebe, aber in beruhigendem Ton.

Kurz darauf trat der Regimentsadjutant bei mir ein. Ich hatte ihn stets für einen meiner heftigsten Gegner gehalten. Er bat um die Schlüssel zu meinem Koffer. Ich reichte sie ihm stumm, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Er nahm ein Etui mit Messern an sich und ich bemerkte, daß er nach tödtlichen Werkzeugen suchte; dann gab er mir die Schlüssel zurück. Er wollte mir einige Worte des Trostes und der Ermuthigung sagen.

„Ich hoffe“ — entgegnete ich — „daß Sie in meinem Wesen weder Unruhe noch Muthlosigkeit entdecken. Behalten Sie ihre Tröstungen! Vielleicht bedürfen Sie und meine Gegner mehr der Beruhigung als ich, wenn der letzte Augenblick meines Lebens gekommen ist!“

Er fuhr dennoch fort:

„Wer hätte einen so ernsthaften Ausgang erwartet! Ein jeder Kamerad ist von Trauer und Mitleid durchdrungen.“ — Und da ich nicht antwortete — „Glauben Sie mir, wir Alle beklagen Sie herzlich!“

„Beklagenswerth sind Sie, daß Sie einen Kameraden so behandeln konnten“, versetzte ich kalt. „Doch dies ist vorbei und ich war mit Ihrem Andenken schon fertig. Haben Sie noch einen Befehl in meinem Zimmer zu vollziehen?“

„Nur Sie zu fragen, ob Sie noch etwas begehren?“

„Nichts!“

„Wünschen Sie einen Geistlichen?“

„Nein.“

Er ging.

Am Nachmittag erschien dennoch ein solcher, Pastor Herwig. Ein edler, würdiger, seelenkundiger Mann, dessen Andenken mir ewig theuer sein wird.

In seiner Gesellschaft verstrichen die übrigen Tagesstunden und wir schieden am Abend als Freunde.

Ich war tief ermüdet und verbrachte abermals eine ruhige Nacht. Doch erwachte ich früh und mein erster Gedanke, von einem schweren Seufzer begleitet, war: „Nur noch ein Tag!"

Bald erschien mein Freund Herwig. Wir beteten zusammen und ich verbrachte den Vormittag mit ihm ohne Gemüthsbewegung in ernstem Gespräch. Nachmittags kam wieder mein treuer Wirth, um zum letzten Mal Abschied von mir zu nehmen und mir das Lebewohl seiner um mich jammernden Familie zu bringen. Es war eine herzbewegende Scene; doch ging sie schnell vorüber, da der anwesende Officier zum Aufbruch drängte.

Der Prediger blieb bei mir. Als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne durch die vergitterten Fenster meines Gefängnisses fielen, knieten wir nieder zu gemeinsamem Gebet. Ich gelobte Denen zu vergeben, die mir übel thaten. Gestärkt erhob ich mich von meinen Knieen. Da fiel ein Blumenregen auf mein Haupt. Ich sah nach dem offenen Fenster und erkannte Doris, die, bleich wie ein Geist, ihre Arme durch das Gitter streckte. Noch glaubte ich das Wort „Lebewohl" zu hören; dann sank sie bewußtlos in die Arme ihrer Begleiterin. Hier hätte auch mich beinah meine Standhaftigkeit verlassen.

Und nun noch eine letzte Nacht. Mein Freund Herwig war gegangen; die Aufregungen des Tages hatten sich gelegt; die erschöpfte Natur verlangte ihr Recht.

Nach einem sanften Schlummer schlug ich die Augen wieder auf. Es war am Morgen des dritten August. Da saß der treue Geistliche schon wieder an meinem Bett.

„Wie ruhig Sie geschlafen haben!" sagte er fast verwundert.

Ich versicherte ihn, daß ich mich überhaupt ruhig fühle, ja sogar eine Art froher Empfindung habe bei dem Gedanken an mein baldiges Scheiden und das Wiedersehen mancher vorangegangenen Lieben. Das Leben habe sich mir nicht in so rosigem Lichte gezeigt, daß ich allzusehr daran hängen sollte.

„Wie viel Uhr ist es?" fragte ich dann.

„Gegen drei Uhr."

„Also noch drei Stunden! Der Himmel ist trübe; Gott gebe einen heitern Morgen! Ich möchte die Sonne noch einmal wiedersehen und es muß unheimlich sein, in kühler grauer Dämmerung zu sterben."

„Bei solcher Gemüthsstimmung", entgegnete der Prediger — „wird Ihnen der letzte Augenblick in keinem Falle schwer werden. Lassen Sie uns aber jetzt noch einmal zum Gebet schreiten und dann will ich Ihnen das heilige Abendmal geben."

Es geschah und der Geistliche sprach warme erhebende Worte. Ich versank in stille Betrachtung. Wunderbar war es mir zu Muthe, als ob meine Seele sich schon von allen Erdenbanden löste, wie ein Vogel hoch in den Lüften schwebte und das Treiben der Welt nur noch von Ferne in einem bis zur Winzigkeit verkleinerten Maßstabe erblickte. Es schlug fünf Uhr. — Noch eine Stunde! — Ich dankte dem Geistlichen für seine Liebe und Treue und wir sprachen von den Meinen daheim.

Mit dem Glockenschlag Sechs trat ein Adjutant bei mir ein.

„Ich bin bereit", sagte ich.

„Das Officierscorps", begann er hierauf, „hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß alle Kameraden mit dem tiefsten Schmerz Ihr trauriges Loos empfinden und daß wir uns die größte Mühe gegeben haben, es abzuwenden!"

„Lassen Sie es gut sein und erwiedern Sie Denen, die Sie schickten, daß ich in meinen letzten Lebenstagen nicht mehr an sie gedacht habe oder doch nur mit verzeihendem Gefühl! Und nun, Herr Pastor", wandte ich mich an jenen — „Sie wollen mein Begleiter sein auf diesem letzten Gange, so kommen Sie denn! — Herr Adjutant, ich folge!"

Noch einmal umarmte ich den würdigen Geistlichen.

„Mit Gott und meinen Gedanken an das Jenseits bin ich im Reinen" sagte ich zu ihm. „Stören Sie mich nicht, wenn ich mit meinen letzten Athemzügen und Empfindungen noch der diesseitigen Welt angehöre!"

Er versprach es.

Ich trat jetzt in meiner glänzenden Gardeuniform vor die Wacht und in den Zug der Krieger, die meine Begleitung ausmachen sollten. Das Regiment war zu Pferde aufmarschirt. Neun Jäger zu Fuß, meine Todesschützen, umgaben mich. Viele Tausende von Zuschauern von Nah und Fern waren versammelt. Der Todtenmarsch erschallte, der Zug setzte sich feierlich in Bewegung.

„Kamerad", sprach ich zu einem neben mir gehenden Todesschützen, „Du bist wol nicht mein Freund; an Deiner Büchse ist die Batterie auf, Du verlierst das Pulver, Deine Kugel wird mich nicht treffen!"

Betroffen sah er mich an und schloß die Batterie.

Viele Bekannte und Freunde sah ich, die mir mit ihren Tüchern Lebewohl zuwinkten. Aber auch auf allen mir fremden Gesichtern war Theilnahme und tiefe Betrübniß zu lesen. Doris sah ich nicht.

Nachdem der Zug fast die ganze Stadt passirt hatte, langten wir vor dem Thore an auf einer grünen Wiese, die zu meinem Sterbeplatz dienen sollte.

Das Regiment marschirte auf und formirte einen Kreis, dreimaliger Trompetenstoß erfolgte, der Auditeur verlas noch einmal das Urtheil.

„Haben Sie noch etwas zu erinnern — einen Wunsch, ein Verlangen?" fragte mich der commandirende Officier, Major Graf S.

„Nichts!"

„Es ist das unglücklichste Geschick meines Lebens, welches ich heut zu erfüllen habe. Trauen Sie mir zu, daß ich vom tiefsten Schmerz ergriffen bin."

„Möglich; aber ich wünsche keinen Aufschub der Execution."

Er commandirte; der Kreis öffnete sich, die neun Todesschützen traten mir gegenüber; ich warf einen zufälligen Blick seitwärts und erblickte neben mir meinen Sarg, den ich am Tage zuvor mit 5 Fl. 30 Kr. hatte bezahlen müssen. (Auch die Todtengräber waren von mir mit 2 Fl. honorirt worden. Die Rechnung über beide Posten findet sich noch unter meinen Papieren). Ich umarmte den Geistlichen noch einmal; er deutete auf die Sonne, die eben in vollem Glanze aus den Wolken hervorbrach. Ich ging zu meiner Escadron, sagte ihr Lebewohl und sah manche Thräne über die bärtigen Wangen der Krieger herabrollen. Vergebens aber sah ich mich nach einigen Officieren um, die sich mir stets am feindlichsten gezeigt hatten, um ihnen die Hand der Versöhnung zu reichen. Sie schienen nicht anwesend zu sein.

Nun trat ich sechs Schritte vor meine Todesschützen.

„Kameraden, erzeigt mir den letzten Freundschaftsdienst, trefft gut! — Herr Major, commandiren Sie Feuer!“

„Lassen Sie sich erst die Augen verbinden!“

Ein Unterofficier trat vor und überreichte mir ein weißes Tuch.

Ich wollte mich weigern.

„Verzeihen Sie“, sagte der Major, „ich bin im Dienste des Königs und muß darauf sehen, daß jedes Ceremoniel beobachtet werde.“

Ich nahm das Tuch und band es um die Augen.

„Knien Sie nieder.“

Mein Casquet abnehmend, ließ ich mich nieder auf ein Knie.

Schnell gab er ein Zeichen, die Schützen machten ihre Gewehre fertig, ich glaubte den Tod zu empfangen, als —

„Pardon, Pardon“, und tausendstimmiges „Pardon“ erschallte.

Man hat mich später oftmals gefragt, was ich in den Augenblicken gedacht und empfunden habe, die ich nach menschlicher Voraussicht für meine letzten halten mußte.

Wenn ich gewissenhaft die Stimmung derselben zergliedere, so finde ich dreierlei: ernste Wehmuth — den festen Willen heroisch zu sterben, meinen Feinden keinerlei Schwäche zu zeigen — und endlich, die beiden anderen Gefühle überdauernd, eine gespannte, mit einer Art von Neugier untermischte Erwartung des Augenblicks, wo Leib und Seele sich von einander trennen würden.

Schwerer wird es mir, die Empfindungen bei meiner plötzlichen Begnadigung zu schildern.

Man hatte mir die Binde von den Augen genommen, ich stand aufrecht, doch mochte ich wol sehr bleich aussehen, denn die Aerzte wollten mir zu Hülfe eilen. Mit einer Handbewegung wies ich sie zurück und überblickte finster die mich umgebende Scene, die ihren Charakter tiefer Trauer so überraschend mit dem einer unbegrenzten Freude vertauscht hatte. Nicht enden wollende Hurrahs auf den König und den Kronprinzen (nachmaligem König Wilhelm I.) füllten die Luft. Von Mund zu Mund ging die Nachricht, daß der Letztere, dessen edles Gemüth sich oft gegen die Willkürlichkeiten seines Vaters sträubte, noch im letzten Augenblicke durch einen Fußfall beim Könige meine Begnadigung erwirkt habe, nachdem alle seine vorherigen dahin gehenden Bitten und Vorstellungen erfolglos geblieben waren. Wie dem auch sein mochte, ich konnte keine Freude darüber empfinden. Der Zeitpunkt war vorüber, so schien es mir, wo selbst der König das Recht hat, Gnade zu üben. Stumm schüttelte ich den Kopf, als der gute Geistliche mir unter strömenden Freudenthränen Glück wünschte. Ich hatte zu viel gelitten; meine Seele war bereits auf dem Wege nach einer andern Welt und wie eine neue Grausamkeit, härter als jede vorhergehende, empfand ich den Ruf, der sie zurückhielt.

Das Zeichen zum Aufbruch ward gegeben. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung in derselben Ordnung, wie er gekommen war, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt eine freudige Musik erschallte. Sie wurde fast übertönt von dem Jubel des Volks und von allen Seiten grüßten die Menschen und winkten mir zu.

Auf einem freien Platze angekommen machte das Regiment wieder Halt,

formirte den üblichen Kreis, und der Auditeur verlas noch einmal den Pardon, von dem ich bei der ersten Lesung wenig verstanden hatte.

Am Schlusse hieß es:

„Jedoch soll der Oberlieutenant von François cassirt und sechs Jahr auf die Festung gesetzt werden."

Diese Worte erschütterten auf einmal mein ganzes Inneres. Bei allem Vorhergehenden hatte ich nicht gezuckt. Nun aber waren Ruhe, Mäßigung, Standhaftigkeit mit einem Male dahin; gesprengt waren alle Bande der Vernunft; tödtlicher Haß gegen den König, der mir, statt meines Lebens, Freiheit und Ehre nehmen wollte, überfiel mich. Krampfhaft riß ich die Revers von der Uniform, warf mein Casquet zu Boden und trat es mit Füßen.

„Verflucht", rief ich aus, „verflucht sei die Gnade des Königs!"

Der Commandeur meines Regiments, Oberst v. B — ich habe schon gesagt, daß ich ihn nicht zu meinen Freunden zählte — ließ sich auf einmal sehen und suchte mich zu beruhigen. Wüthend faßte ich sein Pferd in die Zügel.

„Steh und höre, wenn Du noch einen Funken Ehre im Leibe hast! Ich verfluche den König und seine Gnade! Er ist ein Ungeheuer, das seine Freude daran findet, Menschen zu Tode zu peinigen. Geh und melde es ihm!"

Ich wurde fortgerissen und in mein Gefängniß gebracht, wo eine Ohnmacht meiner Verzweiflung Grenzen setzte.

Am andern Morgen, den 4. August, bestieg ich den Wagen, der mich nach der Festung bringen sollte. Doch kaum hatte ich den dritten Theil des Weges zurückgelegt, als ein Officier nachgesprengt kam und Befehl ertheilte, sogleich wieder umzukehren.

Sein ernstes und bekümmertes Gesicht schien neues Unheil zu verkünden. Doch war mir jetzt Alles gleichgiltig. Sie hätten mich verbrennen oder lebendig begraben können, mein Gefühl war wie erstorben.

Zum dritten Mal betrat ich mein Gefängniß in Eßlingen. Aber ein härteres Loos als vordem schien mir bevorzustehen. Die Fenster wurden vernagelt, die Wachen verdoppelt, kein Geistlicher zugelassen.

Bei jedem Geräusch erwartete ich auf's Neue zum Tode geführt zu werden.

Die Nacht verging, der Tag graute; aber noch lag wol Alles in tiefem Schlummer, als ein Officier kam, um mich abzuholen.

Eine Escadron war in der Stille aufmarschirt; ich ward nach der Reitbahn geführt, wo der Auditeur abermals das Urtheil meiner Cassation verlas, jedoch mit dem Anhang, daß ich wegen Majestätsbeleidigung lebenslang als Staatsgefangener eingekerkert werden sollte.

Ich öffnete meine Lippen, aber kein Laut kam hervor; mein Bewußtsein schwand, leblos stürzte ich zu Boden.

Musikalische Pfingsten am Niederrhein.

Von **Hermann Grieben.**

Alljährlich zu Pfingsten sammelt sich abwechselnd in einer der drei bedeutendsten Städte des Niederrheins, in Köln, Düsseldorf oder Aachen, eine auserlesene Schaar begeisterter Musikfreunde aus Nähe und Ferne, um unter tüchtigster Leitung in drei Musterconcerten Meisterwerke vorzüglicher deutscher Tondichter in ihrer ganzen Klangfülle zu künstlerischer Darstellung zu bringen. Dieser schöne Brauch, der übrigens neuerdings auch am Mittelrhein von den Städten Mainz, Darmstadt und Mannheim in Pflege genommen worden ist, hat in den fünfzig Jahren seines Bestehens nicht unwesentlich mit dazu beigetragen, in diesen Westlanden des weiland heiligen Römischen Reiches das deutsche Nationalbewußtsein neu zu beleben, zu kräftigen und mit der heitern Zuversicht auf eine große Zukunft zu erfüllen.

Seit das zum Hüter Deutschlands vom Schicksal bestellte Preußen die Wacht am Rhein übernommen und in treuer Erfüllung seiner Pflicht nicht nur den wirthschaftlichen Gütern des Volkes kräftigsten Vorschub zu leisten, sondern auch Wissenschaft und Kunst, diese köstlichsten Schätze des geistigen Lebens, zu wahren, zu pflegen und zu mehren begonnen, hat sich an dem schönen deutschen Strome, welche der wälschen Fremdherrschaft schon verfallen zu sein schien, eine Wandelung und stetige Erhebung vollzogen, wie sie Ernst Moritz Arndt bei seiner Niederlassung in Bonn 1817 kaum zu erhoffen, geschweige zu weissagen wagte. In der preußischen Zucht ist das Rheinland, so widerwillig es auch anfangs die straffen Zügel der neuen Regierung ertrug, dem deutschen Geiste vollständig wiedergewonnen worden und das hat es zumeist jenen nationalen Kräften und Säften zu danken, die aus der neugestifteten Hochschule zu Bonn allmälig, aber unwiderstehlich reinigend und verjüngend alle Adern seines gesellschaftlichen Lebens durchdrangen. Neben der freien deutschen Wissenschaft erhob denn auch die deutsche Kunst wieder ihr Haupt, begehrte ihr Recht und bekam es. Dem Verfall des schönsten Bauwerkes, des Kölner Domes, ward Einhalt gethan, die Malerschule zu Düsseldorf trat wieder in Leben und Wirksamkeit; überall im leichtlebigen, fröhlichen Rheinlande erwachte auf's Neue die Lust und Freude an deutschem Gesang und deutscher Chormusik.

So entstand damals in der milden Witterung des nach schwüler schwerer Zeit wiedergewonnenen Friedens und unter dem zuverlässigen Schutze einer kräftigen Regierung gleichzeitig mit der Universität Bonn auch das N i e d e r r h e i n i s c h e M u s i k f e s t. Tiefinnerlich aus deutschem Geiste geboren, eine Schöpfung edelster Begeisterung für gute deutsche Musik, nahm es auch äußerlich seinen Anfang aus einem deutschen Meisterwerke. Mit Joseph Haydn's „Schöpfung" begann seine Geschichte.

Am 2. November 1817 war es, und zwar zu E l b e r f e l d, daß jenes Oratorium unter Leitung des Musikdirectors und Organisten Schornstein

und unter Mitwirkung verschiedener Musikfreunde aus Düsseldorf öffentlich aufgeführt und zugleich die Veranlassung zu dem von allen Hauptheilnehmern gefaßten Beschlusse wurde, an den beiden Pfingsttagen (10. und 11. Mai) des folgenden Jahres nicht nur nochmals „Die Schöpfung", sondern auch desselben Meisters „Jahreszeiten" mit verstärkten Tonkräften zu sorgfältigster Darstellung zu bringen und damit den ersten Grund zu einem jährlich wiederkehrenden Musikfeste der vereinigten Städte Elberfeld und Düsseldorf zu legen.

Düsseldorf sollte den Anfang machen und dort fand denn auch, wie beschlossen, das erste Fest statt. Unter Leitung der Musikdirectoren Norbert Burgmüller und Schornstein trug ein Chor von hundert Stimmen nebst einem Orchester von 95 Instrumenten die beiden großen Tonwerke Haydn's einer für die damalige Zeit recht zahlreichen Versammlung von etwa sechshundert Zuhörern mit allseitig befriedigendem Erfolge vor. Außer Düsseldorf und Elberfeld hatte auch Crefeld seine besten Sänger und Musiker gestellt, um das schöne Unternehmen gleich von Vorn herein sichern zu helfen.

Das zweite Fest wurde am 3. und 4. Juni 1819 zu Elberfeld begangen und zwar durch die Aufführung von Händel's „Messias", den man bis dahin am Rhein noch niemals gehört hatte, während dem zweiten Tage Beethoven's Leonoren-Ouverture und D-moll Symphonie Nr. 2, eine Hymne von Mozart u. s. w. vorbehalten waren. Dem dritten Feste, das am 21. und 22. Mai 1820 wieder zu Düsseldorf vor sich ging und Händel's „Samson", Beethovens Es-dur-Symphonie Nr. 3 (Eroica) und Spohr's Violinconcert zu Gehör brachte, wohnten viele Kunstfreunde aus Köln bei und diese äußerten sofort den Wunsch, ihre Stadt als dritte in den Festbund aufgenommen zu sehen. Am 20. Juni kam denn auch ein förmlicher Vertrag zu Stande, wonach die drei Städte sich zu einem „niederrheinischen Verein" mit dem Zwecke verbanden, alljährlich zu Pfingsten „classische Meisterwerke älterer und neuerer Zeit" zur Aufführung zu bringen.

So war zunächst an Köln die Reihe. Es ersah sich zu diesem ersten Feste, das es am 10. und 11. Juni 1821 im alten, seit 300 Jahren als Waarenspeicher benutzt gewesenen Gürzenichsaale veranstaltete, Fr. Schneiders „Weltgericht", den 100. Psalm von Händel und Beethoven's Cmoll-Symphonie Nr. 5 aus. Der Chor war bis auf 222 Stimmen und das Orchester auf 158 Instrumente gesteigert: eine für die damalige Zeit, wo es noch keine Dampfschiffe und Eisenbahnzüge gab, ganz außerordentliche Sammlung von Tonkräften. Im Jahre 1822 brachte Düsseldorf „Das befreite Jerusalem" vom Abt Stadler, Beethoven's B-dur-Symphonie Nr. 4, Mozart's Ouverture zur „Zauberflöte" und verschiedene Tonstücke K. M. v. Weber's, im Jahre 1823 Elberfeld Händel's „Jephtha", Beethoven's A-dur-Symphonie Nr. 7 u. A. zur Aufführung. Beide Male war die Zahl sämmtlicher mitwirkenden Kräfte wenig über dreihundert. Köln führte 1824 wieder eine erlesene Schaar von 286 Sängern und 178 Instrumenten in den Gürzenich, wo die „Sündfluth" von Fr. Schneider, der von Dessau persönlich zur Leitung des Ganzen erschienen war, Beethoven's Coriolan-Ouverture und eine Symphonie des eben von London nach seiner Vaterstadt Bonn heimgekehrten Ferdinand Ries zu musterhafter Darstellung gelangten.

Bei diesem Feste beantragte Aachen, in den Städtebund aufgenommen zu werden und trotz des anfänglichen Widerspruchs von Seiten Düsseldorfs

kam die Quadrupelallianz wirklich zu Stande, so daß am 22. und 23. Mai 1825 die alte Kaiserstadt Karl's des Großen ihr eben neuerbautes Theatergebäude mit dem achten niederrheinischen Musikfeste feierlich einweihen konnte. Ferdinand Ries, der die Oberleitung übernommen, hatte für den ersten Tag Händel's „Alexanderfest" (das, beiläufig bemerkt, 1735 in Aachen componirt worden) und seine eigene neueste Symphonie (Es-dur) vorbereitet, für den zweiten Tag aber außer verschiedenen Tonstücken Mozart's die damals noch ganz unbekannte, erst im Manuscript vorhandene und aus diesem erst einmal in Wien aufgeführte D-moll-Symphonie Nr. 9 von Beethoven angesetzt. Als Schüler und Freund des großen Meisters war er, freilich nicht ohne Mühe, so glücklich gewesen, direct von Wien gegen ein Honorar von 40 Carolins eine Abschrift der Partitur zu beziehen und zugleich die ausdrückliche Erlaubniß zur Aufführung des Riesenwerkes in Aachen zu erhalten. Die Musik war aber, wie er gleich nach der ersten Durchsicht erklärte, „so fürchterlich schwer zur Ausführung", daß er auf einen befriedigenden Erfolg nicht rechnen mochte und bei der Generalprobe den Beschluß faßte, beim Feste selbst einige Stellen des Adagio und das ganze Scherzo wegzulassen, da ein exactes Zusammenspiel durchaus nicht zu ermöglichen war. Dennoch, wenn auch Beethoven selbst hinterher diese „Verstümmelung" seines Werkes gar übel vermerkte, wurde die grandiose Symphonie mit ihrem Schlußchor „An die Freude" durch 147 Instrumente und 266 Sänger so wirkungsvoll ausgeführt, daß alle Zuhörer „in Bewunderung vor der Majestät dieser Schöpfung nie etwas Gewaltigeres vernommen zu haben meinten".

Nachdem Düsseldorf 1826 „Die letzten Dinge" von Spohr, der sein Werk persönlich dirigirte, dargestellt hatte, erklärte Elberfeld, das für 1827 an der Reihe war, das Musikfest für dies Mal allerdings noch anrichten, alsdann aber aus dem Städtebunde ausscheiden zu wollen, da es bei der wachsenden Theilnahme des Publicums keinen passenden Hörsaal mehr darzubieten habe und nun auch bitten müsse, bei dieser letzten Aufführung, die es veranstalte, mit der — Reitbahn vorlieb zu nehmen. Später stellte sich freilich heraus, daß auch noch andere Schwierigkeiten obwalteten und daß in gewissen Kreisen des Wupperthals das musikalische Pfingstfest mit gar scheelen Augen angesehen wurde. So schied denn die Stadt, in welcher das schöne Unternehmen ja doch eigentlich zur Welt gekommen war, am 4. Juni 1827, nachdem Fr. Schneider's Oratorium „Das verlorene Paradies" Tags zuvor aufgeführt worden, unter den letzten Klängen der C-moll-Symphonie des großen Meisters, der wenige Monate zuvor (am 26. März) zur letzten Ruhe gegangen war (Beethoven's), aus dem Verbande für immer aus. Fortan wechselte das Musikfest zwischen den drei anderen Städten, die bis auf heute darin treu zusammengehalten haben.

Das nächste Pfingstfest, 1828 zu Köln, brachte außer den „Jahreszeiten" (Herbst und Winter) von Haydn und Beethoven's B-dur-Symphonie Nr. 4 namentlich Bernhard Klein's Oratorium „Jephtha". Klein, 1794 in Köln geboren, führte hiermit in seiner Vaterstadt sein bestes Werk zum ersten Male vor; das zwei Jahre später von ihm componirte Oratorium „David" gelangte erst 1841, ebenfalls in Köln, zur Aufführung; er sollte dies aber nicht mehr erleben, denn er starb bereits am 9. September 1832.

Inzwischen hatte Ries das Amt übernommen, die Pfingstmusikfeste zu dirigiren. Um sich würdig einzuführen, componirte er für Aachen 1829 ein

Oratorium „Der Sieg des Glaubens", das nebst einer seiner Symphonieen und Beethoven's Cantate „Meeresstille und glückliche Fahrt" den ersten Abend füllte, während am zweiten Abend Haydn's „Schöpfung" und Beethoven's „Eroica" angesetzt waren. In Düsseldorf brachte er 1830 Händel's „Judas Makkabäus", Beethoven's „Christus am Oelberge" und C-moll-Symphonie Nr. 5 zu Aufführung.

Im Jahre 1831 aber fiel, der unruhigen Zeit wegen, das niederrheinische Musikfest ganz aus. Köln eröffnete 1832 die neue Folge der musikalischen Pfingsten am 10. und 11. Juni mit Händel's „Samson", Beethoven's A-dur-Symphonie Nr. 7 &c. und hatte dazu 349 Sänger und 205 Instrumente zusammengebracht. Düsseldorf folgte 1833 und erweiterte das bisher zweitägige Fest ausnahmsweise zu einem dreitägigen, das namentlich dadurch eine erhöhte Bedeutung gewann, daß Felix Mendelssohn-Bartholdy aus Berlin herübergekommen war, um den Oberbefehl über die Tonmassen zu übernehmen. Der erste Tag wurde durch eine Festouverture des Dirigenten selbst eingeleitet, der sich Händel's „Israel in Egypten" anschloß. Der zweite Tag brachte Beethoven's Pastoralsymphonie Nr. 6, die Leonorenouverture &c., der dritte aber ein meist aus Solovorträgen bestehendes „Künstlerconcert", in welchem Mendelssohn besonders durch sein Pianofortespiel Alles entzückte.

Für 1834 in Aachen bereitete Ries, der inzwischen seiner angegriffenen Gesundheit wegen ein Jahr in Italien verlebt hatte, Händel's „Deborah", welches Oratorium noch niemals in Deutschland gehört worden, zur Aufführung vor. Außerdem sollten einige Nummern aus Schneider's „Weltgericht", eine Symphonie von Mozart &c. vorgetragen werden. Das Programm war ebenso ernst und würdig, wie bei allen vorangegangenen Musikfesten. Da verbreitete sich um Ostern das Gerücht, daß die Kreissynode zu Barmen (Elberfeld), insonders ihr äußerst puritanischer Superintendent beim König unmittelbar vorstellig geworden sei, wie wenig es sich in christlichen Landen schicke, an zwei hohen Feiertagen „weltliche" Musikfeste zu begehen. Und in der That erging von Berlin eine königliche Cabinetsordre, welche der Regierung in Aachen anbefahl, die Musikaufführung an den beiden Pfingsttagen, 18. und 19. Mai, nicht zu gestatten. Es blieb dem Festausschuß nichts übrig, als sich schleunigst ebenfalls unmittelbar an den König zu wenden und Sr. Majestät auseinanderzusetzen, aus welchen Gründen gerade nur das Pfingstfest die allein geeignete Zeit zur gemeinschaftlichen Ausübung einer so edeln Kunst, wie die Chormusik, und ein Verbot der zwei Feiertage, an denen ja die größere Anzahl der Mitwirkenden aus ihren Geschäften nur abkommen könne, gleichbedeutend sei mit dem Untergange des doch so förderns-werthen Unternehmens. Vier Tage vor Pfingsten erfolgte die königliche Entscheidung, daß dem Wunsche Aller gemäß das Musikfest zu Aachen an den bestimmten beiden Tagen ausnahmsweise noch einmal begangen werden dürfe. Und es wurde begangen, wenn auch, wie natürlich, unter nur schwacher Betheiligung von auswärts, aber doch mit dem freudigen Bewußtsein, daß die Kunst über den Puritanismus obgesiegt habe. Bei diesem Aachener Feste erschien übrigens zum ersten Male der damals zweiundzwanzigjährige Ferdinand Hiller, der zu Händel's „Deborah" die Verstärkung der Instrumentation, sowie auch den deutschen Text besorgt hatte und eigens von Paris herübergekommen war.

Im Jahre 1835 wurde es wiederum „ausnahmsweise" gestattet, das

Musikfest in Köln abermals auf Pfingsten anzusetzen. Dann legte sich aber der Prinz Friedrich von Preußen, der in Düsseldorf Hof hielt, in's Mittel und erwirkte vom Könige eine Cabinetsordre vom 3. April 1836, welche das erste Verbot ausdrücklich zurücknahm und die Verwendung der Pfingstfeiertage den drei vereinigten Städten auf immer gestattete.

Nachdem Mendelssohn 1835 in Köln Händel's „Salomon" zur Aufführung gebracht und dazu zum ersten Male für die Solopartien, die bisher grundsätzlich nur Dilettanten zugetheilt worden waren, auch einige geschulte Opernstimmen von Ruf gewonnen hatte, schritt er 1836 in Düsseldorf zur ersten Darstellung seines „Paulus". In Aachen 1837 dirigirte Ries noch einmal wieder und zwar Händel's „Belsazar" und sein eigenes letztes Werk, das Oratorium „Die Könige in Israel". Am 13. Januar 1838 rief ihn in Frankfurt der Tod ab. Seine, des Geschiedenen, C-moll-Symphonie leitete das nächste (zwanzigste) Musikfest in Köln ein, bei welchem Mendelssohn Händel's „Josua" und Seb. Bach's „Himmelfahrtscantate" aufführte.

Bei dem Düsseldorfer Feste 1839, das am ersten Tage Händel's „Messias", am zweiten Mendelssohn's 42. Psalm und am dritten ein auserlesenes Künstlerconcert brachte, waren sämmtliche Solopartien Künstlern und Künstlerinnen, z. B. Faßmann aus Berlin, Clara Novello aus London, Sophie Schloß ꝛc. zugetheilt, während der Chor der Dilettanten „als Staffage in den Hintergrund trat", wie damals von Gegnern jener Neuerung mißmuthig betont wurde. Der neue Brauch fand aber vielen Beifall, gewann Bestand und hat sich bis heute wohl bewährt. So kam unter dem Beistande künstlerisch geschulter Solisten 1840 Händel's „Judas Makkabäus", von Ludwig Spohr dirigirt, 1841 Klein's „David", die Ouverture zu Gluck's „Iphigenie in Aulis" und Beethoven's Neunte Symphonie, von Konradin Kreutzer dirigirt, zur Aufführung. Mendelssohn brachte dann 1842 Händel's „Samson" und Heinrich Dorn aus Köln in dieser seiner Vaterstadt 1844 Händel's „Jephta", Beethoven's Missa solemnis in D-dur und Mozart's Jupitersymphonie zur Darstellung. Letzteres, der Zahl nach das sechsundzwanzigste, Musikfest wurde ganz besonders dadurch ausgezeichnet, daß im Kölner Dom, dessen Weiterbau seit 1842 wieder begonnen hatte, ein musikalisches Hochamt mit Hummel's Messe Nr. 2 celebrirt ward, was heute zu Tage nicht mehr vorkommen kann, da seit 1863 alle Instrumentalmusik aus den Kirchen der Erzdiözese Köln verbannt ist. Am Pfingstdienstage machte die Festgesellschaft auf der jüngst eröffneten Bonn-Kölner Eisenbahn einen musikalischen Ausflug nach dem königlichen Schlosse Brühl und genoß Abends heimgekehrt im Stadttheater Weber's „Euryanthe".

Düsseldorf bot dann 1845 unter Julius Rietz' Leitung Händel's „Josua", Mozart's „Requiem", Beethoven's neunte Symphonie und Mendelssohn's „Walpurgisnacht", Aachen aber gab 1846 das unvergeßliche „Jenny Lind-Fest" unter Mendelssohn's Führung. Die „schwedische Nachtigall", damals noch in Stockholm, war von dem Tondichter, dessen Lieder sie so entzückend zu singen vermochte, für dies Pfingstfest nach Deutschland eingeladen worden und die Ankündigung ihres Erscheinens hatte dem sonst schon von allen Nationen besuchten Badeorte Aachen eine ungeheure Menge von Gästen zugeführt. Der erste Tag brachte Mozart's D-dur-Symphonie und Haydn's „Schöpfung", der zweite Händel's „Alexanderfest", Beethoven's C-moll-Symphonie und Weber's Oberon-Ouverture; der dritte aber außer

verschiedenen Chören und Quartetten Jenny Lind's Gesangvorträge Mendelssohnscher und schwedischer Volkslieder.

Bei dem nächsten in Köln gefeierten Pfingstfeste 1847 kam unter Dorn's Leitung Händel's „Messias" und Mendelssohn's 114. Psalm zur Aufführung. Am zweiten Tage aber dirigirte Spontini, der fast siebenzigjährige königlich preußische Generalmusikdirector, der eigens dazu nach Köln gekommen war, persönlich die Tonstürme seiner Oper „Olympia", deren Ouverture und zweiter Act von 622 Sängern (Fräulein Babnigg, die „schlesische Nachtigall" in erster Sopranpartie) und 164 Instrumenten fleißig eingeübt worden waren.

Am 4. November desselben Jahres starb Mendelssohn, als ob er es vorgeahnt hätte, daß bald große politische Stürme hereinbrechen und die Kunst seiner Liebe auf Jahre hinaus übertäuben würden. Für die drei nächsten Pfingsten 1848, 1849 und 1850 wurde die Feier des niederrheinischen Musikfestes vollständig ausgesetzt: ein stummes, aber tief bedeutungsvolles Requiem für den geschiedenen Meister.

Nach dieser dreijährigen Pause kündigte Aachen an, daß es am 8. bis 10. Juni 1851 die neue Folge der Musikaufführungen beginnen wolle und den Hofkapellmeister Lindpaintner zu Stuttgart für die Oberleitung des Festes gewonnen habe. Für die Solopartieen hatten Frau Köster und der Bassist Krause, die Tenoristen Theodor Formes und Widemann &c. ihre Mitwirkung zugesagt. Zur Aufführung gelangten Händel's „Judas Makkabäus", Ausgewähltes aus Mozart's „Idomeneo", Beethoven's Eroica, verschiedene Ouverturen Lindpaintners &c. Aber der Versuch schlug nicht recht ein; die Welt war noch zu verstimmt; Köln erklärte, das ihm für 1852 zufallende Musikfest in dieser Zeit des Mißmuthes nicht veranstalten zu wollen.

Inzwischen hatte Ferdinand Hiller seinen festen Wohnsitz in Köln genommen und das Amt eines städtischen Kapellmeisters angetreten. Ihm gelang es, die Ungunst der Zeit zu bewältigen und den alten schönen Brauch wieder in Gang zu bringen. Unter seiner und Robert Schumann's Leitung ging am 15. bis 17. Mai 1853 in Düsseldorf, wo der „Jägerhof", den Prinz Friedrich 1848 verlassen hatte, seit 1850 die Residenz des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen geworden war, das Fest wieder vor sich; 490 Sänger und 160 Instrumente hatten sich dazu eingefunden; zu den mitwirkenden Künstlern gesellte sich auch der Concertmeister Joachim aus Hannover. Der erste Tag bot Händel's „Messias" und R. Schumann's D-moll-Symphonie; der zweite Tag Beethoven's D-moll-Symphonie, Hiller's 125. Psalm und von Gluck's „Alceste" die Ouverture und den ersten Theil. Seit Gründung des Festes war Gluck nur einmal (1841) auf das Programm gekommen, von nun brachte Hiller ihn zu gebührender Geltung. Am dritten Tage, wie denn von jetzt ab alle Feste dreitägig wurden, fand wieder ein Künstlerconcert statt, in welchem sich Joachim, Hiller, Frau Clara Schumann, Frau Clara Novello &c. hören ließen.

Aachen war 1854 an der Reihe, Lindpaintner übernahm wieder die Leitung und das Fest gelang. Als Oratorium wurde Händel's „Israel in Egypten" gegeben. Im Jahre 1855 war Köln außer Stande, seine Vereinspflicht zu erfüllen, da schon im April mit dem vollständigen Umbau des Gürzenich begonnen worden und ein anderer passender Concertraum nicht zu beschaffen war. So kam es, daß Düsseldorf zwei Jahre hintereinander die Veranstaltung des Festes zu übernehmen hatte: 1855 dirigirte Hiller, 1856

Julius Rietz aus Leipzig. Robert Schumann war der Kunst bereits verloren und starb am 29. Juli 1856. Hiller brachte Haydn's „Schöpfuug", Mendelssohn's Ouverture „Meeresstille", Schumann's „Das Paradies und die Peri", Beethoven's C-moll-Symphonie und seine eigene Symphonie „Es muß doch Frühling werden" zur Aufführung. Auch hatte er Frau Jenny Goldschmidt-Lind bewogen, den dritten Tag durch ihren Einzelgesang zu verherrlichen. Rietz führte Mendelssohn's „Elias" (zum ersten Male), Händel's „Alexanderfest", Beethoven's D-moll-Symphonie ꝛc. vor, wobei ihn als Solisten namentlich Julius Stockhausen und Frl. Tietjens (aus Hamburg) unterstützten. Das Aachener Fest (1857) dirigirte Franz Liszt aus Weimar, der dazu eigens eine Symphonie: „Festklänge" componirt hatte. Händel's „Messias" kam zur Darstellung und Franz Schubert's C-dur-Symphonie.

Der Umbau des Kölner Gürzenich war inzwischen beendet und am 22. November 1857 wurde der großartige, eigens für musikalische Aufführungen hergerichtete und überaus prächtig geschmückte Saal durch ein großes Concert eingeweiht. So konnte denn auch dieser Raum sich 1858 wieder der altherkömmlichen Pfingstfeier bereit halten. Hiller stellte bei dieser sechsunddreißigsten Wiederkehr des vor vierzig Jahren gegründeten Musikfestes ein ganz auserlesenes Programm auf. Der erste Tag war seinem neuesten Werke, dem Oratorium „Saul" bestimmt, dessen Text in drei Abtheilungen Moritz Hartmann gedichtet. Professor Bischoff, der kunstverständige Herold des Festes, bezeichnete diese Tondichtung, welche das epische Element des eigentlichen Oratoriums ganz und gar überwunden hat, ein „in Musik gesetztes biblisches Drama", als eine ganz neue Gattung vereinigter Vocal- und Instrumentalmusik, in welcher die polyphone Arbeit (z. B. Bach's) mit dem freien Stile und der genialen Behandlung des Orchesters meisterhaft verbunden sei. Der zweite Tag war den großen Meistern Gluck (Armida), Seb. Bach (Credo aus der H-moll-Messe), Beethoven (Eroica) und Mendelssohn (Walpurgisnacht) gewidmet. In dem Künstlerconcert des dritten Tages aber, dessen Programm aus Einzelsätzen von Händel, Mozart, Haydn und Weber bestand, ließ sich auch der vom Domorganisten Musikdirector Franz Weber geleitete und bereits zu europäischem Ruf gelangte Kölner Männergesangverein mit vier Liedervorträgen vernehmen. Wenn auch die einzelnen seiner Mitglieder bei den bisherigen Musikfesten stets im Chor mitgewirkt hatten: als einheitliche Künstlercorporation trat er in dieser Pfingstfeier zum ersten Male auf; es war die höchste Anerkennung seines Werthes.

Als sollte die reiche Fülle dessen, was diesmal der Gürzenich geboten, für zwei Jahre ausreichen: die für 1859, das Säculartodesjahr Händel's, in Düsseldorf fällige Musikaufführung kam nicht zu Stande und mußte auf Pfingsten 1860 vertagt werden. Da brachte denn Hiller Händel's „Samson", seine 1856 geschriebene Cantate „Ver sacrum" (Text von Professor Bischoff), Beethoven's A-dur- und Robert Schumann's B-dur-Symphonie ꝛc. zur Aufführung, während in dem wieder sehr reich ausgestatteten Künstlerconcert u. A. Julius Stockhausen Lieder von Schumann, Hiller und Fr. Schubert vortrug. Das Aachener Fest 1861 dirigirte Franz Lachner (Generalmusikdirector in München) und bot Händel's „Josua", Beethoven's Missa solemnis in B-dur und desselben Eroica, Mozart's C-dur-Symphonie mit der Fuge. Köln gab 1862 unter Hiller's Leitung Händel's „Salomon", aus Seb. Bach's H-moll-Messe Sanctus und Osanna, aus Gluck's „Iphigenie in Aulis", Ouverture und einzelne Scenen, Beethoven's D-moll-Symphonie und

Hiller's Hymne „Die Nacht", gedichtet von Moritz Hartmann. Für 1863 hatte Otto Goldschmidt die Direction und seine Gattin Jenny Lind die Sopranpartie im Düsseldorfer Feste übernommen; am Chor betheiligten sich 781 Sänger und Sängerinnen. Mendelssohn's „Elias" und der dritte Theil von Haydn's „Schöpfung" wurden ausgeführt.

Aachen, das seine Musikfeste seither stets im Theater angerichtet hatte, war nun 1864 in der angenehmen Lage, für sein zwölftes den ganz neu erbauten prächtigen Kurhaussaal benutzen zu dürfen, in welchem denn unter Julius Rietz' und Wüllner's Leitung Händel's „Belsazar", Mendelssohn's 114. Psalm, Beethoven's Neunte Symphonie und Fr. Lachner's zweite Orchestersuite in E-moll zur Aufführung kamen. Dann folgte Köln (Hiller) wieder 1865 mit Händel's „Israel in Egypten", Haydn's „Jahreszeiten" (Sommer und Herbst), der dritten Abtheilung von Robert Schumann's Musik zu Goethe's Faust, Beethoven's A-dur-Symphonie und Coriolan-Ouverture.

Auch Düsseldorf hatte, um den Schwesterstädten ebenbürtig zu bleiben, im Geisler'schen Garten am Steinweg sich eine neue schöne Tonhalle gebaut, die denn 1866 mit dem Pfingstmusikfeste feierlich eingeweiht ward. Otto Goldschmidt aus Hamburg und Musikdirector Julius Tausch aus Düsseldorf leiteten die Aufführungen, die mit Beethoven's Ouverture „Zur Weihe des Hauses" eröffnet wurden. Der erste Tag brachte Händel's „Messias", der zweite Mendelssohn's Musik zu Racine's „Athalie", so wie ausgewählte Theile aus Gluck's „Armida", und der dritte den zweiten Theil von Schumann's „Paradies und Peri", worin Frau Jenny Lind-Goldschmidt, Fräulein v. Edelsberg aus Berlin, Dr. Gunz und Stockhausen als Solisten mitwirkten.

Aachen (Julius Rietz und Breunung) führte 1867 Händel's „Judas Makkabäus", Seb. Bach's Orchestersuite in D-dur, Mendelssohn's „Walpurgisnacht" ꝛc., Köln (Hiller) 1868 Händel's „Messias", Mendelssohn's 114. Psalm, Beethoven's Neunte und Schumann's D-moll-Symphonie; Düsseldorf (Rietz und Tausch) 1869 Händel's „Josua", Haydn's Jahreszeiten (I und III) und Beethoven's A-dur-Symphonie auf.

Zum Andenken an Beethoven, dessen Säculartag bevorstand, brachte Aachen (Franz Lachner und Breunung) 1870 des unsterblichen Meisters Missa solemnis und Händel's „Deborah" zur Darstellung. Gleich darauf brach der Krieg aus, so daß das für den Sommer nach Bonn anberaumte große Beethovenfest, das Hiller dirigiren sollte, vertagt werden mußte.*)

---

*) Dieses Fest zu Ehren des vor hundert Jahren (im December 1770) zu Bonn geborenen Meisters ist nun am 20., 21, 22. und 23. August dieses Jahres (1871) feierlich begangen worden. Die Stadt Bonn hatte eigens dazu am Viereckplatz eine Tonhalle aufgeführt, die auf den Namen Beethovens getauft und auch in akustischer Hinsicht vor allen anderen Concerträumen ganz besonders begnadet ist. Unter Ferdinand Hiller's Leitung, dem der städtische Musikdirector von Wasielewsky mitwirkend zur Seite stand, sind folgende Tonwerke Beethoven's zur Aufführung gebracht werden: Missa solemnis und C-moll-Symphonie Nr. 5, die Ouverturen zu Egmont, zu Coriolan und die dritte zu Leonore, die Eroica, Marsch und Chor aus den „Ruinen von Athen", große Arie aus „Fidelio", Violinconcert, Clavierconcert in Es-dur, elegischer Gesang, Phantasie für Pianoforte, Chor und Orchester; endlich auch die herrliche Neunte Symphonie mit dem Schlußchor „An die Freude". Im Orchester wirkten 110 Musiker, lauter Künstler, kein einziger Dilettant;

Da war es denn Köln beschieden, am 28. bis 30. Mai 1871 als fünfzigjähriges Mitglied des musikalischen Städtebundes die glückliche Wiederherstellung des Friedens durch ein Pfingstfest zu begehen, das dem nationalen Gefühle des Rheinlandes vollen kräftigen Ausdruck gab. Karl Reinicke hatte „Zur Friedensfeier" die Ouverture componirt und Emil Rittershaus die von ihm selbst auch vorgetragenen „Worte der Weihe" gedichtet. Daran schlossen sich folgende Tonwerke: Seb. Bach's Cantate „Eine feste Burg", Ouverture zu Gluck's „Iphigenie in Aulis", eine ganz neue, ungemein wirkungsvolle Schöpfung Hiller's „Israels Siegesgesang" (nach Worten der heiligen Schrift), Beethoven's Neunte Symphonie mit dem prächtigen Chor „An die Freude", Händel's „Josua", Niels Gade's erste Symphonie in C-moll, Händel's Krönungshymne und zum Schluß die Ouverture zum „Freischütz". Dazwischen Joachim's Geigenspiel und die seelenvollen Lieder seiner Gattin. Der Chor zählte 624 Stimmen, das Orchester 131 Instrumente und zwar war das Streichquartett mit 46 Geigen (darunter viele Künstler ersten Ranges) 19 Bratschen, 21 Celli und 19 Contrabässen besetzt.

Es waren drei schöne weihevolle Tage, ebenso ruhmvoll für Alle, die daran mitgewirkt, als genußreich und unvergeßlich für die Tausende, welche den Tönen der großen Meister gelauscht.

Achtundvierzigmal sind so bis anher die musikalischen Pfingsten am Niederrhein festlich begangen worden und zwar dreimal in Elberfeld, siebenzehnmal in Düsseldorf und je vierzehnmal in Aachen und in Köln. Außer den bereits genannten Dirigenten haben sich im Laufe der Zeit um die verschiedenen Aufführungen namentlich als Leiter des Chors der Domkapellmeister Leibl in Köln (1828—1841), der Domorganist Franz Weber (seit 1835) und die Aachener Musikdirectoren Zimmers, Schindler, Girschner, v. Turanyi, Wüllner (1864) und Breunung (1867), sowie der Düsseldorfer Julius Tausch (1866) große Verdienste erworben. Als Solisten sind im Ganzen 190 Personen, Dilettanten und Künstler, aufgetreten und zwar 67 im Sopran, z. B. Fräulein Almenräder elfmal (1820—34), Frau Kufferath-Reintjes siebenmal (1824—33), Jenny Lind-Goldschmidt viermal ꝛc.; im Alt 33, darunter namentlich Fräulein Sophie Schloß aus Köln siebenmal (1839—53), Fräulein Franzisca Schreck aus Bonn viermal (1860—65) und Frau Joachim; im Tenor 42, darunter Dr. Gunz aus Hannover, Niemann, Mantius, Karl Schneider aus Wiesbaden sechsmal (1855—62) und als Dilettant v. Woringen aus Düsseldorf vierzehnmal (1818—36); im Baß 48, darunter namentlich Michel Du Mont zwölfmal (1828—56). Als Instrumentalsolisten haben sich im Ganzen 35 Concertisten hören lassen und zwar 18 auf der Geige (Joachim, Vieuxtemps, Wilhelmi, Auer, Laub ꝛc.),

---

nicht oft wird Hiller ein so auserlesenes Corps zu führen gehabt haben. Der Chor zählte 366 Sängrr und Sängerinnen, zumeist Mitglieder des von Wasielewsky trefflich geschulten Bonner Gesangsvereins. Der vierte (letzte) Tag brachte als Epilog noch eine „Matinée für Kammermusik" und zwar die Streichquartette Op. 59 Nr. 3 C-moll und Op. 95 F-moll, ausgeführt von den Meistern Joachim, v. Königslöw, Straus und Grützmacher, ferner die Sonate für Pianoforte und Violoncell Op. 69 A-dur, vorgetragen von Hiller und Grützmacher, und drei Lieder: „Adelaide", gesungen von Vogl aus München, sowie „Wonne der Wehmuth" und „Kennst Du das Land?", gesungen von Frau Joachim. Diese viertägige Beethovenfeier in Bonn hat sich so nicht nur als den niederrheinischen Musikfesten vollkommen ebenbürtig, sondern auch als deren schönste Blüthe erwiesen.

7 auf dem Pianoforte (Frau Szarvady-Claus, Frau Clara Schumann, Hans v. Bülow, Otto Goldschmidt ꝛc.). Da die Künstler für ihre Mitwirkung, wie billig, honorirt wurden, so steigerten sich die Kosten der Musikfeste von Jahr zu Jahr bedeutend. In den beiden ersten Jahrzehnten betrugen sie etwa 3 bis 4000 Thaler, die aus den Einnahmen (die Eintrittskarte für zwei Tage kostete 3 Thlr.) gerade nur gedeckt werden konnten. Jetzt, wo die Karte für drei Tage 5 Thlr. kostet und auch der Zutritt zu den Generalproben gegen Zahlung von je 20 Sgr. pr. Person gestattet ist, sind die Einnahmen so gewachsen, daß der Ausgabeetat von jährlich 6 bis 7000 Thlr., mitunter noch mehr, nicht nur vollauf bestritten, sondern auch ein Reservefonds in steter Zunahme erhalten werden kann. Bei dem Musikfeste 1871 in Köln freilich sind die Einnahmen, im Betrage von 7274 Thlr. 20 Sgr. durch die Ausgaben vollständig aufgezehrt worden.

Die geschichtliche Entwickelung des Festes, der wir von Jahr zu Jahr nachgegangen sind, vollzog sich augenscheinlich in drei Perioden, deren jede einen Fortschritt zum Höhern und Vollkommenern bekundet. Ursprünglich war es ein Verein kunstbegeisterter Dilettanten, der sich der ernsten Musik annahm und den Sinn dafür in weiteren Kreisen zu wecken suchte, was ihm mit noch größerm Erfolge gelang, als Ries sich an seine Spitze stellte. Als er so im zweiten Jahrzehnt eine höhere Stufe der musikalischen Ausbildung erreicht und auch wirklich künstlerische Kräfte zu den Aufführungen herangezogen hatte, konnte Mendelssohn dem Feste bereits das Gepräge von Musterconcerten geben. Die dritte Periode endlich, welche wol vorzugsweise die Hiller'sche genannt werden darf, hat die musikalische Pfingstfeier des Niederrheinischen Städtebundes auf die Höhe des Ruhmes erhoben, den die Leistungen von Solisten, Chor und Orchester unter so vortrefflicher Leitung vollauf verdienen.

Wir haben gezeigt, welchen Tonschöpfungen von Anbeginn vorzugsweise gehuldigt worden ist. Der Cultus galt in erster Reihe den beiden Meistern des Oratoriums und der Symphonie, Händel und Beethoven. Von Ersterm sind neun Oratorien in vierunddreißig Jahrgängen zur Aufführung gekommen und zwar „Der Messias" neunmal, „Samson" fünfmal, „Judas Makkabäus", „Josua" und „Israel in Egypten" je viermal, „Jephtha", „Deborah", „Salomon" und „Belsazar" je zweimal; außerdem „Das Alexanderfest" dreimal, der 100. Psalm zweimal, die Cäcilienode und ein Psalm in Es-dur. Beethoven's Symphonien kamen neununddreißigmal vor und zwar D-dur II einmal, die Eroica Es-dur III siebenmal, B-dur IV zweimal, C-moll V achtmal, die Pastorale F-dur VI einmal, A-dur VII achtmal, F-dur VIII einmal und D-moll IX elfmal. Außerdem die Ouverturen zu Leonore dreimal, zu Coriolan zweimal, C-dur viermal; ferner die Missa solemnis in D-dur viermal, das Oratorium „Christus am Oelberge" zweimal, die Cantaten „Preis der Tonkunst" und „Meeresstille" sowie Marsch und Chor aus den „Ruinen von Athen" ꝛc. Haydn's „Schöpfung" erfuhr fünf, die „Jahreszeiten" vier Aufführungen. Sebastian Bach und Gluck erschienen in der Hiller'schen Periode je achtmal. Mozart aber bot die Jupitersymphonie dreimal, die D-dur-Symphonie zweimal und G-moll einmal, die Ouverture zu Don Juan einmal, zur Zauberflöte viermal, das Requiem zweimal, die Cantate „Davidde penitente" viermal ꝛc. K. M. v. Weber's Ouverturen zu Freischütz, Euryanthe und Oberon kamen mehrfach zur Darstellung; desgleichen einige seiner Cantaten und die Jubelouverture.

Mendelssohn war vertreten durch seine Oratorien „Paulus“ zweimal und „Elias“ dreimal, den 114. Psalm dreimal, die „Walpurgisnacht“ dreimal und noch fünf andere Tonstücke; Robert Schumann achtmal durch Symphonien, Cantaten, Ouverturen und die Musik zu „Faust“, Ferdinand Ries elfmal durch zwei Oratorien, vier Symphonien und drei Ouverturen; Friedrich Schneider durch drei Oratorien und einen Psalm; Bernard Klein durch zwei Oratorien und endlich Ferdinand Hiller durch das Oratorium „Saul“, die Cantate „Ver sacrum“, die Symphonie „Es muß doch Frühling werden“, die Hymnen „Pfingsten“ und „Israels Siegesgesang“ und den 125. Psalm. Ein willkommener Gast im deutschen Kreise war auch der den deutschen Meistern nicht blos nahverwandte, sondern auch ebenbürtige Director des Pariser Conservatoriums Cherubini. Seine mustergiltigen Ouverturen (Anakreon, Fanisca, Wasserträger, Abencerragen, Medea) kamen seit 1829 wiederholt, seine Missa solemnis in D-moll dreimal (zuletzt 1867 in Aachen) und nach seinem 1842 erfolgten Tode auch mehrere seiner kirchlichen Hymnen zur Aufführung. Von den übrigen Tondichtern, denen die Gunst zu Theil geworden, in diesem oder jenem Werke vor das Publicum der Musikfeste zu treten, seien hier zum Schlusse genannt: Hector Berlioz (der zweite Theil aus „Christi Kindheit“ 1857 in Aachen), Berner (Friedenscantate), Fesca (103. Psalm) Konr. Kreutzer (Ouverture), Franz Lachner, Lindpaintner, Franz Liszt, Onslow, Reissiger, Julius Rietz (Ouverture), Franz Schubert, Spohr, Spontini und Julius Tausch.

So ist seit zwei Menschenaltern mit unausgesetztem Eifer die rechte echte deutsche Musik am Niederrhein gehegt und gepflegt worden. In allen Städten blühen Chorgesang- und Orchestervereine, die Jahr aus Jahr ein mit Fleiß und Liebe an den großen Tonwerken ihre Kräfte üben und proben. Köln zumal hat deren mehrere, die im Laufe jedes Winters sich unter Hiller's Commando stellen, um in einer Reihe von Gürzenichconcerten zu zeigen, welche Aufgaben sie vereint zu lösen befähigt sind. Nicht minder strebsam üben und concertiren die musikalischen Gesellschaften zu Aachen, Düsseldorf, Elberfeld, Bonn, Crefeld, Coblenz, Neuwied 2c. Sie alle setzen ihren Stolz und ihre Ehre darein, sich in der Ausführung gediegener deutscher Tonwerke durch Chorgesang und Orchester mehr und mehr zu vervollkommnen und so mitzuwirken an dem immer herrlichern Gelingen des jährlichen Gesammtfestes, der schönsten Blüthe des deutschen Tonlebens am Niederrhein.

Wahrlich, ein schönes heiliges deutsches Fest sind diese musikalischen Pfingsten. Wenn alle die Sänger und Musici da einmüthig bei einander stehen und der Strom der geweihten Töne wie ein Brausen vom Himmel das ganze Haus erfüllt: ist es da nicht, als ob diese Menschenstimmen und Tonwerkzeuge mit feurigen Zungen sprächen und die großen Thaten Gottes redeten? Wol sind sie Alle, die da singen und spielen, „aus Galiläa“, aus rheinischem Land; aber was über sie ausgegossen ist in heiliger Fülle, was durch sie aus den Oratorien und Symphonien überwältigend zu uns redet, das ist der echte fromme deutsche Geist, der da lebendig unter uns bleiben möge immerdar. Das walte Gott!

Erzählungen aus dem Elsaß.

Von **Erckmann-Chatrian.**

Von denjenigen literarischen Erscheinungen des Auslandes, auf deren Werth und hervorragende Bedeutung der „Salon" unermüdlich hingewiesen hat, als man sie bei uns kaum erst dem Namen nach kannte, steht „das elsässische Dichterpaar" Erckmann-Chatrian obenan. Schon in einem der frühesten Bände dieser Zeitschrift brachten wir das Portrait der Beiden und eine von Freundeshand geschriebene Geschichte ihres Lebens und ihrer Werke. Was uns, ganz abgesehen von der hohen dichterischen Schönheit ihrer Erzählungen und dem geheimnißvollen Reiz der Entstehung derselben, des Doppellebens in ihnen, besonders anzog, war damals zweierlei: der deutsche Geist, die deutsche Seele, das deutsche Gemüth, welches in diesen Schöpfungen so voll von Humor und Phantasie lebte und webte, und ganz in Uebereinstimmung damit eine Art von Auflehnung gegen den übelsten von allen französischen Charakterzügen: die Ruhmsucht, die Prahlhansigkeit, den Chauvinismus. Wie sehr schienen diese beiden Männer, die im Elsaß geboren waren und in Paris für Frankreich schrieben, dazu gemacht, den Frieden zu predigen! Und mit welcher Wärme des Herzens haben sie ihn gepredigt! Wir schätzten sie deswegen vor allen anderen französischen Schriftstellern, weil wir uns ihnen verwandt fühlten; ihr einfacher, bescheidener und männlicher Ton, ihre Freiheitsliebe und ihre Sittenreinheit hatten etwas Erfrischendes für uns mitten in diesem literarischen Sumpf des zweiten Kaiserreichs und mit einem schmerzlichen Vergnügen lernten wir aus ihren rührenden Geschichten dieses schöne Land zwischen Schwarzwald und Vogesen, diese kernigen, prächtigen Menschen kennen, die dasselbe bewohnen. Das Herz klopfte rascher und manchmal trat uns eine Thräne in's Auge, wenn wir mitten aus der französischen Erzählung heraus die Laute unserer eigenen Muttersprache vernahmen — „Brüder!" hätten wir rufen mögen; aber der Schmerz, der damals fast zweihundert Jahre alt war, erstickte das Wort.

Es war im Juni 1870, als wir von Erckmann-Chatrian aus Paris eine Novelle im französischen Original empfingen, welche bestimmt war, zuerst in der deutschen Uebersetzung im „Salon" zu erscheinen. Sie hieß: „Die Papiere der Madame Jeanette", und eine umfangreichere unter dem Titel: „Geschichte eines Schulmeisters" sollte ihr folgen. Der letzte Brief in dieser Angelegenheit erreichte uns Mitte Juni. Vier Wochen später war der Krieg erklärt. Die „Papiere der Madame Jeanette" wurden gedruckt, während die Schlachten von Weißenburg und Wörth geschlagen wurden, und das Heft, welches die Novelle der beiden Elsässer eröffnete, kam heraus, als der größere Theil des Elsasses schon von den deutschen Truppen occupirt worden war — als in Soldaten-

thal, der Heimat Chatrian's, schon die deutschen Kanoniere lagen, und Pfalzburg, der Geburtsort Erckmann's, von ihnen beschossen wurde. Die Herstellung jedes einzelnen unserer Hefte, welche etwa vier Wochen in Anspruch nimmt, machte es unmöglich, die Veröffentlichung jener Novelle noch zu verhindern, was sonst, aus Achtung vor dem Unglück, sicher geschehen wäre. Doch mit all' der grausamen Ironie, welche damals in dem Erscheinen jener Novelle lag, fehlte ihr doch auch nicht ein gewisser tröstlicher Zug, der für den Augenblick wenig, aber für die Zukunft viel bedeutete. In einer Bemerkung, mit der wir die Novelle einführten, hatten wir die beiden neuen Mitarbeiter zugleich als solche begrüßt, welche mit uns gemeinsam thätig seien an dem großen Culturwerk der Gegenwart, welches der „Friede der Völker" heißt. Und diese Worte, geschrieben in den ersten Tagen des Juli, starrten uns gedruckt entgegen im August, als die Kanonen donnerten vom Rhein bis weit hinaus über die Mosel! Aber mitten in der Erregtheit und der Leidenschaft jener Tage sagten uns diese Worte, riefen sie es uns immer zu unserm Troste in unser Gedächtniß zurück, daß es bis dicht vor dem Kriege zwei Männer in Frankreich gegeben, welche den Frieden aufrichtig geliebt und den Krieg aufrichtig verabscheut, und daß diese Männer die beiden Elsässer Erckmann-Chatrian gewesen.

Das Unrecht zweier Jahrhunderte ist gesühnt und das Elsaß wieder unser. Wir sind weit entfernt, in die Seele dieser beiden Männer Etwas hinein interpretiren zu wollen, was sie sicherlich ablehnen würden. Der Fleck Erde, auf dem sie geboren wurden, ist freilich wieder deutsch; aber hüten wir uns, verfrühte Folgerungen daraus zu ziehen, vom nächsten Tage zu verlangen, was nur Jahrzehnte, nur ein allmäliges Vergessen und ein langsames Neugewöhnen gewähren können. Wäre es nicht ungerecht, ja unnatürlich, von ihnen zu verlangen, daß sie die Anhänglichkeit ihres ganzen Lebens von einem Jahr zum andern, und nun gar nach einem so unglücklichen, so schmachvollen Kriege umwandeln sollten? Nein, gönnen wir ihnen den Schmerz; lernen wir ihre Klagen verstehen und machen wir ihnen selbst aus ihrem Zorn keinen Vorwurf. Wer besiegt worden ist, so besiegt worden, dem sollte man doch wenigstens das Recht der Trauer zugestehen; wehe den Siegern noch viel mehr, als den Besiegten, wenn diese mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen zu ihnen übergehen! Erckmann-Chatrian haben den Roman, der anfangs für uns bestimmt gewesen und der durch den Krieg unterbrochen worden, nach dem Krieg fertig geschrieben und er ist kürzlich unter dem Titel: „Histoire d'un Sous-Maître" erschienen. Es ist erklärlich, daß der Roman hie und da von der Stimmung beeinflußt worden, welche die Seele der beiden Schriftsteller erfüllt haben muß; und daß an einigen Stellen sich eine gewisse Bitterkeit, selbst Ungerechtigkeit geltend macht, die man nicht billigen, wol aber entschuldigen kann. Wenn aber einige deutsche Zeitungen ein Geschäft daraus gemacht haben, diese Stellen auszuziehen und mitzutheilen, um die beiden elsässischen Dichter in einem gehässigen Licht erscheinen zu lassen, so müssen wir ein solches Verfahren

auf das Allerentschiedenste mißbilligen. Einestheils ist es undankbar gegen diese Beiden, deren Schöpfungen uns schon so manchen reinen und heitern Genuß bereitet haben; anderntheils sollten wir nicht vergessen, daß sie in ihren Erzählungen mehr gethan haben, als irgend ein anderer deutscher oder französischer Schriftsteller der jüngsten Zeit, um das deutsche Element im Elsaß zu verherrlichen. Nein, wir unsererseits ziehen es vor, in ihren schönen Erzählungen die Spuren deutschen Lebens und Empfindens aufzusuchen, uns an ihnen zu erfreuen und aus ihnen eine Hoffnung mehr auf eine, wenn auch späte Versöhnung zu schöpfen. In diesem Sinne geben wir hier und werden fortfahren im folgenden Heft zu geben einige von ihren kürzeren Skizzen und kleinen Geschichten aus dem Elsaß, welche, schon vor zehn oder zwanzig Jahren geschrieben, doch in Deutschland noch gänzlich unbekannt zu sein scheinen. Mit ihrer fröhlichen Laune und tiefen, zuweilen phantastischen Poesie werden sie jedes deutsche Herz anheimeln und uns obendrein von Land und Leuten im Elsaß eine Schilderung bieten, die vor so viel Jahren und ohne Nebenzweck entworfen, werthvoller für uns ist, als so manches Andere, was nur dem Bedürfniß und der Leidenschaft des Tages dient.

I. Myrtilla.

Ganz am Ende des Dorfes Dosenheim, im Elsaß, fünfzig Schritte oberhalb des sandigen Pfades, welcher in den Wald führt, erhebt sich ein allerliebstes, von Fruchtbäumen umgebenes Häuschen, dessen flaches Dach mit großen Steinen beschwert ist und dessen Giebel in das Thal hinausgeht.

Einige Taubenpärchen mit ihren Jungen flattern umher, Hennen gehen längs der Hecken spazieren, ein Hahn klettert auf die kleine Gartenmauer und schmettert in das Echo des Falbergs hinein, zum Aufbruch oder zum Rückzug; eine Treppe mit hölzernem Geländer, an welchem die Wäsche hängt, führt in das erste Stockwerk und zwei Weinäste ranken um die Vorderseite und treiben ihre Sprossen bis unter das Dach.

Wenn man die Treppe hinaufgeht, so bemerkt man im Hintergrund des kleinen Hausflurs die Küche mit ihren geblümten Tellern, ihren bauchigen Schüsseln; wenn man die Thür rechts öffnet, so kommt man in das Wohnzimmer mit den bejahrten Möbeln von Eichenholz, mit der Decke von gebräunten Balken, mit der altmodischen Nürnberger Uhr, welche den Tact schlägt.

Eine Frau von fünfunddreißig Jahren, die Taille von einem langen Mieder aus schwarzem Taffet umspannt, auf dem Kopf die hohe Sammethaube mit großen, knisternden Bändern, spinnt und träumt.

Ein Mann in einem Plüschrock und einer kastanienbraunen Hose, mit breiter, knochiger Stirn, ruhigem und nachdenklichem Blick, läßt auf seinen Knieen einen dicken, pausbäckigen Buben reiten, indem er dabei das Signal zum Satteln pfeift.

Das Dorf sieht man tief unten im Thal wie eingerahmt in die

kleinen Fenster des Häuschens: der Fluß springt über die Mühlenschleuße und überschreitet die große, winkelige Straße; die alten Häuser mit ihren finsteren Vorbauten, ihren Scheunen, ihren Dachluken, ihren in der Sonne ausgebreiteten Netzen; die jungen Mädchen, welche auf dem Stein im Flusse knieend waschen; die Ochsen, welche zwischen den großen Weiden trinken und mit tiefem Ton brüllen; die jungen Hirten, welche ihre Peitschen knallen lassen; die Gipfel der Gebirge, von denen sich die schlanke Spitze der Tannen abhebt, alles Das spiegelt sich in der blauen Fluth, welche im Vorüberziehen kleine Flotten von Enten oder einige alte am Hügel entwurzelte Bäume mit sich hinwegträgt.

Wenn man diese Dinge mit der wolgeziemenden Rührung sieht, so denkt man: „Der liebe Gott ist gut! . . . Alles, was er gemacht, ist vollkommen, vortrefflich . . . Sagen wir ihm Dank und lobsingen wir ihm von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!“

Nun wol, meine werthen Freunde, so war Bremer's Haus, so war Bremer selbst, seine Frau Cathrine und ihr Sohn, der kleine Fritz, im Jahre der Gnade 1820.

Ich erinnere mich ihrer genau so, wie ich sie Euch eben gezeichnet habe.

Christian Bremer hatte unter den Jägern der kaiserlichen Garde gedient. Nach 1815 hatte er Cathrine, seine alte Liebe, geheirathet, die, ein wenig gealtert, aber doch noch immer frisch und voll Anmuth war. Mit seinem eigenen Vermögen, seinem Haus, seinen vier oder fünf Morgen Weinberg und den Ländereien, welche er von Cathrine mitbekommen hatte, war Christian Bremer einer von den bestgestellten Bürgern Dosenheims; er hätte können Maire, Adjunct, Gemeinderath werden, aber es lag ihm wenig an solchen Ehrenposten und sein einziges Vergnügen, wenn die Feldarbeit gethan war, bestand darin, seine Flinte von der Wand zu nehmen, seinem Hund Friedland zu pfeifen und einen Gang in's Holz zu machen.

Nun ereignete es sich, daß der wackere Mann, als er eines Tages von der Jagd heimkehrte, in seiner großen Jagdtasche ein kleines Zigeunerkind mitbrachte, ein Mädchen, zwei bis drei Jahre alt, lebhaft wie ein Eichhörnchen und braun wie eine schwarze Johannisbeere. Er hatte es im Sack eines unglücklichen Zigeunerweibes gefunden, welches todt vor Ermüdung und vielleicht vor Hunger am Fuß eines Baumes lag.

Ich überlasse es Jedem, sich das Geschrei Cathrinen's und ihren Widerspruch zu denken. Aber da Bremer die Gewohnheit hatte, in seinem Hause zu befehlen, so erklärte er seiner Frau einfach, daß die Kleine auf die Namen Susanne Friederike Myrtilla getauft werden und daß man sie mit dem kleinen Fritz zusammen erziehen würde.

Es versteht sich von selbst, daß alle Gevatterinnen des Dorfes kamen, um nach der Reihe die kleine Zigeunerin zu sehen, deren ernstes und träumerisches Gesicht sie in Erstaunen setzte.

„Das ist kein Kind, wie die andern“, sagten sie, „es ist eine Heidin

... eine wahre Heidin! ... Man sieht in ihren schwarzen Augen, daß sie Alles versteht! ... Sie hört uns ... Nehmt Euch in Acht, Meister Christian, die Zigeuner machen lange Finger ... Wenn man kleine Marder aufzieht, so erwürgen sie eines Morgens Euren Hahn und machen sich aus dem Staube."

„Geht zum Teufel!" rief Bremer, „kümmert Euch um Eure Angelegenheiten. Ich habe Russen gesehen, ich habe Spanier gesehen, ich habe Italiener, Deutsche und Juden gesehen; die Einen waren schwarz, die Anderen braun, die Anderen roth; die Einen hatten eine gebogene Nase, die Anderen eine Stumpfnase, und überall, ja, überall bin ich wackeren Leuten begegnet."

„Das ist möglich", sagten die Gevatterinnen, „aber alle diese Leute lebten in Häusern, während die Zigeuner in der freien Luft leben."

Hierauf führte er sie an den Schultern höflich vor die Thür.

„Geht, geht", sagte er, „ich habe Eure Rathschläge nicht nöthig. Es ist Zeit, den Hof zu lüften, die Ställe zu misten und den Fußboden zu waschen."

Indessen hatten die Gevatterinnen so Unrecht nicht gehabt, wie man unglücklicherweise ein Dutzend von Jahren später inne ward.

So viel Vergnügen es Fritz gewährte, dem Vieh das Futter zu bringen, die Pferde in die Schwemme zu reiten, mit seinem Vater in's Feld zu gehen, um zu arbeiten, zu säen, zu mähen, die Garben zu binden und im Triumph nach dem Dorf zu fahren: ebenso wenig machte sich Myrtilla daraus, die Kühe zu melken, zu buttern, Erbsen zu palen und Kartoffeln zu schälen.

Wenn die jungen Mädchen von Dosenheim des Morgens bei der Wäsche sie „die Heidin" nannten, so betrachtete sie sich mit Wohlgefallen im Brunnen und ihre schönen, schwarzen Haare, ihre purpurrothen Lippen, ihre weißen Zähne, ihre Halskette aus Beeren von wilden Rosen, so lächelte sie und murmelte:

„Man nennt mich die Heidin, weil ich hübscher bin, als die Anderen."

Und mit der Spitze ihres kleinen Fußes bewegte sie die Welle, indem sie laut lachte.

Cathrine, welche diese Dinge bemerkte, beklagte sich bitter darüber.

„Myrtilla", sagte sie, „ist zu Nichts zu gebrauchen — sie will Nichts thun. Ich habe ihr gut predigen, ihr rathen, ihr Vorwürfe machen — sie thut Alles verkehrt. Erst dieser Tage, als wir die Aepfel auf den Fruchtboden legten, ließ sie sich's da nicht einfallen, in die schönsten zu beißen, um zu sehen, ob sie reif seien? — Ihr größtes Talent ist, an Allem herumzuknabbern, was sie findet."

Bremer selbst konnte nicht umhin, wahrzunehmen, daß der Geist der Heiden in ihr sei und wenn er seine Frau von früh bis spät rufen hörte: „Myrtilla! Myrtilla, wo bist Du? ... O, die Unselige, da sitzt sie wieder in der Hecke und pflückt sich Brombeeren ..." so lachte er in sich hinein und dachte: „Arme Cathrine, da stehst Du nun, wie eine

Henne, welche Enteneier ausgebrütet hat; die Kleinen sind im Wasser, Du fliegst umher, Du rufst sie und Du kannst sagen, was Du willst."

Alle Jahre, nach der Ernte, verbrachten Fritz und Myrtilla ganze Tage fern von dem Meierhof, um das Vieh zu hüten, singend, pfeifend, Erdäpfel unter der Asche röstend und am Abend den steinigen Hügel beim Schall einer Pfeife aus Baumrinde hinabsteigend.

Das waren die schönsten Tage Myrtillen's.

An dem Feuer von Hanfschebe sitzend, den schönen braunen Kopf auf die kleine Hand geneigt, blieb sie stundenlang unbeweglich, wie verloren in unermeßliche Träumereien.

Die Schwärme der wilden Gänse und wilden Enten, welche gegen das Ende des Herbstes den öden Himmel durchstreifen, von einem Gebirge zum andern, über die großen Wälder hin, schienen sie bis in den Grund ihrer Seele traurig zu machen. Sie folgte ihnen mit einem langen .. langen Blick in die grenzenlose Tiefe der Unendlichkeit; und plötzlich erhob sie sich, breitete die Arme aus und rief:

„Ich muß fort ... Ich muß fort ... Ach, ich gehe fort."

Dann weinte sie, den Kopf zwischen den Knieen, und Fritz, der neben ihr stand, weinte auch, indem er sagte:

„Warum weinst Du, Myrtilla? Wer hat Dir Etwas zu Leide gethan? Ist es ein Junge aus dem Dorfe?... Kasper, Wilhelm, Heinrich? Sprich ... ich falle über ihn her ... Sprich nur!"

„Nein."

„Aber warum weinst Du?"

„Ich weiß nicht."

„Willst Du nach dem Falberg laufen?"

„Nein — das ist nicht weit genug."

„Aber wohin willst Du denn, Myrtilla?"

„Dorthin, dorthin!" sagte sie, indem sie weit über die Gebirge hinaus zeigte; „wohin die Vögel ziehen! ..."

Fritz erhob dann die Augen und stand mit offenem Munde da.

Eines Tages im September, als sie sich so an dem Rand der Wälder befanden, gegen Mittag, war die Hitze so groß, die Luft so ruhig, daß der Rauch ihres kleinen Feuers, anstatt in einer schwärzlichen Säule emporzusteigen, sich wie Wasser unter den trockenen Dornsträuchen ausbreitete. Die Grille hatte ihren eintönigen Gesang unterbrochen; nicht ein Insect summte, nicht ein Blatt flüsterte, nicht ein Vogel zwitscherte. Die Ochsen und die Kühe, mit geschlossenem Augenlid und die Kniee unter den Bauch gebogen, ruhten im Schatten einer großen Eiche mitten in der Wiese, und zuweilen brüllte eines von ihnen in einem dumpfen und langen Ton, wie um sich zu beklagen.

Fritz hatte zuerst den Strick seiner Peitsche flechten wollen, dann hatte er sich in das Gras gestreckt, mit dem Hut über den Augen und Friedland hatte sich neben ihm niedergelegt, bis an die Ohren gähnend.

Nur Myrtilla fühlte nichts von dieser niederdrückenden Hitze. Zusammengekauert beim Feuer, die Arme um die Kniee geschlungen, in der

vollen Sonne, blieb sie unbeweglich und ihre großen schwarzen Augen durchliefen die düsteren Hallen des Forstes.

Die Zeit verfloß langsam. — Die entfernte Glocke des Dorfes hatte Mittag, dann ein Uhr, dann zwei Uhr geschlagen, und die junge Zigeunerin rührte sich nicht von der Stelle. Diese Wälder, diese dürren Bergesgipfel, diese Felsen, diese Tannenreihen, welche auf der Rückseite des Hügels hinabstiegen, schienen ihr einen tiefen, geheimnißvollen Sinn zu umschließen.

„Ja", sagte sie in sich selber, „ich habe das gesehen ... es ist lange her ... lange her!"

Plötzlich, indem sie Fritz ansah, der in tiefem Schlafe lag, erhob sie sich leise und begann zu gehen. Ihre leisen Füße streiften kaum den Rasen; sie lief, lief, den Hügel ersteigend. Friedland wandte den Kopf vorsichtig und machte Miene, ihr zu folgen; dann streckte er sich auf's Neue hin, wie von Müdigkeit niedergedrückt.

Myrtilla war in den Brombeerhecken verschwunden, welche den Gemeindeforst begrenzen. Sie setzte mit Einem Sprung über den schlammigen Graben, wo in den Binsen ein einsamer Frosch schnarrte, und zwanzig Minuten nachher erreichte sie den Kamm der Roche-Creuse, von wo man das Land Elsaß und die bläulichen Gipfel der Vogesen sieht.

Dann wandte sie sich noch einmal zurück, um zu sehen, ob Niemand ihr folge: Fritz, seinen Hut über den Augen, schlief noch immer mitten in der großen, grünen Wiese. Friedland auch, und die Ochsen unter ihrem Baum.

Sie sah weiter entfernt das Dorf, den Fluß, das Dach des Meierhofes, um welches Tauben flatterten, die von hier aus schon so klein wie Schwalben erschienen; die große, winkelige Straße, in welcher einige Bäuerinnen in rothem Rock gingen; die kleine, moosige Kirche, in welcher der gute Pfarrer Nicolaus sie getauft und später in der christlichen Religion confirmirt hatte.

Und nachdem sie das Dorf gesehen hatte, kehrte sie sich nach dem Gebirge und betrachtete dort die unzähligen Spitzen der Tannen, welche sich an dem Abhang der Schluchten zusammendrängten, wie das Gras in den Feldern.

Diesem erhabenen Anblick gegenüber fühlte die junge Zigeunerin ihren Blick sich erweitern, ihr Herz mit einer unbekannten Stärke schlagen und indem sie ihren Weg wieder aufnahm, sprang sie in eine mit Moos und Farrenkraut bewachsene Felsspalte, um den Pfad der Hirten zu gewinnen, welcher quer durch den Wald führt.

Ihre ganze Seele, ihre ganze wilde Natur blitzte nun in ihren Augen mit einer unerhörten Gewalt auf; sie war wie umgewandelt: ihre kleinen Hände hielten sich am Ephen fest, ihre nackten Füße an den Rissen im Felsen.

Sie kam bald auf dem entgegengesetzten Abhang des Berges wieder heraus, sie lief, sie sprang, sie hielt zuweilen auch plötzlich inne und betrachtete die Gegenstände, die sie umgaben — einen Baum, eine

Schlucht, einen einsamen Sumpf, einen Rasenfleck mit hohen, duftreichen Kräutern — wie von Staunen ergriffen.

Wiewol sie sich nicht entsann, diese Gebüsche, dieses Unterholz, diese Haidesträuche jemals gesehen zu haben, so sagte sie sich doch bei jeder Wendung des Pfades: „Ich wußte es! ... hier war der Baum ... dort der Felsen ... der Sturzbach unten!“ Wiewol tausend seltsame Erinnerungen, Visionen ähnlich, ihrem Geist mit der Schnelligkeit des Blitzes wieder erschienen, so verstand sie doch nichts davon und gab sich darüber auch keine Rechenschaft. Sie hatte sich noch nicht gesagt: „Das, was Fritz und die Anderen haben müssen, um glücklich zu sein, das ist das Dorf, die Wiese, das Dach des Gehöfts, die Fruchtbäume des Obstgartens, die Kuh, welche Milch giebt, das Huhn, welches Eier legt; das sind die Vorräthe des Kellers und des Kornbodens und die warme Stube im Winter. Aber ich, ich habe alles Das nicht nöthig, denn ich bin Heidin, wirkliche Heidin! Ich bin in den Wäldern geboren, wie das Eichhörnchen auf der Eiche, der Sperber auf dem Felsen und die Drossel auf der Tanne.“

Nein, sie hatte niemals über diese Dinge nachgedacht, aber der Instinct führte sie; und so, durch diese wunderbare Gewalt getrieben, erreichte sie bei Sonnenuntergang die abgeholzte Hochebene des „Kohlenplatzes“, wo die Zigeuner, die aus dem Elsaß nach Lothringen gehen, gewöhnlich Rast machen für die Nacht und ihre Fleischkessel im Haidekraut aufhängen.

Dort setzte sich Myrtilla, die Füße wund, ihren kleinen rothen Rock durch die Dornen zerrissen, am Fuß einer Eiche nieder.

Lange blieb sie unbeweglich; den Blick im leeren Raum verloren, hörte sie den Wind im hohen Tannenwald rauschen, und war glücklich, sich allein in dieser Einsamkeit zu fühlen.

Die Nacht kam. Die Sterne erschienen zu Tausenden in den dunklen Tiefen des Himmels, dann erhob sich der Mond und seine klaren Strahlen versilberten sanft die Birken, welche zerstreut am Abhang des Hügels standen.

Der Schlaf fing an, die junge Zigeunerin zu überwältigen; ihr Kopf neigte sich, als Lärm weit weg aus dem Walde sie erweckte.

Sie lauschte; dieselben Stimmen klangen durch die Nacht: Bremer, Fritz, alle Leute des Meierhofes kamen, um sie zu suchen.

Ohne zu zögern, sprang Myrtilla nun auf und tiefer in den Forst hinein, nur von Zeit zu Zeit einmal anhaltend, um zu horchen.

Die Rufe wurden schwächer.

Endlich, sehr spät, um die Zeit, wo der Mond seine letzten Strahlen vom Laube zurückzieht, konnte sie nicht mehr weiter, sank in die Haide und schlief fest ein.

Sie war jetzt vier Meilen von Dosenheim entfernt, dicht bei der Quelle der Ziesel; hier konnte Bremer sie nicht mehr suchen.

Es war heller Tag, als Myrtilla in der Einsamkeit des Schloßberges unter einer alten, durch das Moos zerfressenen Tanne aufwachte. Eine Drossel sang über ihr; eine andere antwortete weit, sehr weit im Thale. Der Morgenhauch bewegte das Laub wie im Schauer; aber die Luft, welche schon warm war, füllte sich mit den tausend Düften des Epheus, des Lavendels, der Moose und des wilden Geisblatts.

Die junge Zigeunerin öffnete ganz erstaunt die Augen; sie blickte um sich und als sie sich darauf besann, daß sie Cathrine nicht mehr rufen hören würde: „Myrtilla! . . . Myrtilla! . . . wo bist Du denn, Unglückliche?“ . . . da lächelte sie und lauschte dem Sang der Drossel.

Dichtbei murmelte eine Quelle, aber sie fühlte sich so träge, so zufrieden, das Wasser rauschen und die Drossel singen zu hören, daß sie nicht den Muth hatte, diese Harmonie zu stören; und ließ ihren hübschen, braunen Kopf zurücksinken, lächelnd und das Licht durch die Augenwimpern betrachtend.

„So werde ich immer sein“, sagte sie sich. „Wen kümmert es? . . . Der liebe Gott hat es gewollt.“

Indem sie so träumte, stellte sie sich den Meierhof und seinen großen Hahn vor, dann die Hennen und endlich die Eier, welche tief in der Scheuer unter einigen Strohhalmen versteckt waren.

„Wenn ich zwei Eier hätte“, sagte sie sich, „zwei hartgesottene Eier, wie sie Fritz gestern in seinem Sack hatte, mit einer Rinde Brod und Salz, das würde mir Vergnügen machen. Aber, bah... wenn man keine Eier hat, so sind die Maulbeeren und die Heidelbeeren auch sehr gut...“

Ein Duft von Heidelbeeren ließ sie hierauf ihre niedlichen Nasenlöcher öffnen.

„Es sind welche da“, murmelte sie, „ich rieche es.“

Sie täuschte sich nicht; die Sträucher waren noch voll davon.

Nach Verlauf eines Augenblicks, da sie die Drossel nicht mehr singen hörte, erhob sie sich auf den Ellnbogen und sah den Vogel, wie er nach einer von den Trauben des Erdbeerbaums pickte.

Sie ging einige Tropfen Wassers in ihrer hohlen Hand schöpfen und bemerkte, daß es in der Nähe nicht an Kresse fehle.

Dann — was ihr sonst niemals begegnet war — kamen ihr gewisse Worte des Pfarrers Nicolaus wieder in's Gedächtniß:

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht; sie haben auch keine Kelter noch Scheuer, und Gott nähret sie doch!

„Nehmet wahr der Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage Euch aber, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht ist gekleidet gewesen, wie der eins.

„So denn Gott Sorge trägt, den Vogel zu nähren und das Gras zu kleiden, sollte er denn das nicht vielmehr Euch thun?

„O, Ihr Kleingläubigen! . . . Darum sollt Ihr nicht sorgen um diese Dinge; nach solchem Allen trachten die Heiden. Denn Euer himmlischer Vater weiß, daß Ihr deß Alles bedürfet.“

„Ei“, dachte Myrtilla, „wenn Mutter Cathrine mich eine Heidin nannte, so hätte ich ihr wol antworten können: Ihr seid eine Heidin, denn Ihr säet und erntet; und wir sind gute Christen, weil wir leben wie die Vögel des Himmels.“

Sie hatte kaum diese Betrachtungen beendet, als ein Geräusch von Schritten in den trockenen Blättern sie den Kopf erheben machte.

Sie wollte fliehen, als ein junger Zigeuner von achtzehn bis zwanzig Jahren, groß, schlank, von brauner Gesichtsfarbe, mit krausem Haar, glänzenden Augen, die starken Lippen lächelnd aufgeworfen, sich längs des Felsens herabgleiten ließ und, sie mit einem entzückten Auge betrachtend, ausrief:

„Almâni?“

„Almâni!“ erwiederte Myrtilla ganz bewegt.

„So, so“, sagte der Bursch; „von welchem Trupp?“

„Ich weiß nicht — ich suche ihn . . .“

Und ohne Umschweife erzählte sie ihm, wie Bremer sie erzogen hatte und wie sie gestern Abend aus seinem Haus geflüchtet sei.

Der junge Zigeuner lächelte und zeigte seine weißen Zähne.

„Ich“, sagte er, indem er den Arm ausstreckte, „ich gehe nach Haslach; morgen ist Kirmeß, unsere ganze Bande wird da sein: Pfeifer-Karl, Melchior, die Blaumeise, Fritz die Clarinette, Kukuk-Peter und die schwarze Elster. Die Frauen sagen dort wahr und wir, wir machen Musik. Wenn Du mit willst . . . komm mit mir!“

„Ich will gern“, sagte Myrtilla und senkte die Augen.

Er küßte sie hierauf, hing ihr seinen Sack auf den Rücken und, indem er seinen Stab mit beiden Händen ergriff, rief er:

„Weib, Du gehörst mir . . . Du wirst meinen Sack tragen und ich werde Dich ernähren. Marsch!“

Und Myrtilla, so träge in dem Bauernhof, marschirte frohen Muthes.

Er folgte ihr singend, und wechselsweise, bald auf den Händen, bald auf den Füßen laufend, so sehr war er erfreut!

Seit diesem Tage hat man nicht mehr von Myrtilla sprechen hören.

Fritz wäre beinahe gestorben, als er sah, daß sie nicht wieder zurückkam; aber da er einige Jahre später Grethel Dick, die Tochter des Müllers, ein gutes, starkes, recht frisches und appetitliches Mädchen, geheirathet hatte, so tröstete er sich über sein Unglück.

Auch Cathrine schien zufrieden, denn Grethel Dick war die reichste Erbin im Dorfe.

Bremer allein blieb traurig; er liebte Myrtilla, wie sein eigenes Kind, und wurde zuletzt krank.

Eines Tages im Winter, wo er aufgestanden war und durch das Fenster blickte, sah er eine mit Lumpen bedeckte Zigeunerin, einen Sack auf dem Rücken, das verschneite Thal durchschreiten; er setzte sich wieder und stieß einen langen Seufzer aus.

„Was hast Du, Bremer?“ fragte seine Frau.

Als er nicht antwortete, näherte sie sich und sah, daß er todt war.

Laß Unfall nicht verdrießen dich, das Glück geht oftmals hinter sich; Anfang und Ende sind nicht gleich, reich wird oft arm, und arm wird reich.

II. Der Komet.

Im vergangenen Jahr, vor den Festlichkeiten des Carnevals, tauchte das Gerücht in Hüneburg auf, daß die Welt untergehen würde. Es war der Doctor Zacharias Piper aus Colmar, welcher zuerst diese unangenehme Nachricht verbreitete; man las sie im „Hinkenden Boten“, im „Vollkommenen Christen“ und in fünfzig anderen Kalendern.

Zacharias Piper hatte berechnet, daß auf Fastnacht ein Komet vom Himmel herabkommen werde, mit einem Schweif von fünfunddreißig Millionen Meilen Länge; daß dieser Schweif ganz aus siedendem Wasser bestehe, welches sich über die Erde ergießen, den Schnee der höchsten Gebirge schmelzen, die Bäume verzehren und die Menschen vertilgen werde.

Es ist wahr, daß ein ehrbarer Gelehrter von Paris, Namens Popinot, später schrieb, daß der Komet allerdings kommen werde; jedoch sei sein Schweif aus so leichten Dünsten gebildet, daß Niemand auch nur die geringste Belästigung davon zu befürchten habe. Jedermann möge sich daher unbesorgt seinen Beschäftigungen hingeben; er bürge für Alles.

Diese Versicherung beruhigte den Schrecken einigermaßen.

Unglücklicherweise haben wir in Hüneburg eine alte Wollspinnerin, Namens Maria Finck und wohnhaft in dem Drei-Töpfe-Gäßchen. Es ist eine kleine, alte, ganz weiße, ganz runzelige Frau, welche die Leute in den mißlichen Angelegenheiten des Lebens um Rath zu befragen pflegen. Sie bewohnt eine niedrige Stube, deren Decke mit bemalten Eiern, rosenrothen und blauen Bandstreifen, vergoldeten Nüssen und tausend anderen bizarren Gegenständen verziert ist. Sie kleidet sich in einen altmodig gefalteten Stoff und ernährt sich von Spritzgebackenem, was ihr in der Umgegend ein großes Ansehen verleiht.

Maria Finck, anstatt die Meinung des ehrbaren und guten Herrn Popinot zu billigen, erklärte sich für Zacharias Piper und sagte:

„Geht in Euch und betet; bereut Eure Sünden und thut der Kirche Gutes; denn das Ende ist nahe, das Ende ist nahe!“

Im Hintergrund ihrer Stube sah man ein Bild der Hölle, zu welcher die Leute auf einem mit Rosen bestreuten Weg hinabstiegen. Keiner hegte den mindesten Zweifel über den Ort, zu welchem dieser Pfad sie führte: sie gingen tanzend, die Einen mit einer Flasche, die Anderen mit einem Schinken oder einem Bund Würstchen in der Hand. Ein Spielmann, den Hut mit Bändern besetzt, blies die Clarinette, um ihnen die Reise angenehmer zu machen; Mehrere umarmten ihre Gevatterinnen und alle diese Unglücklichen näherten sich sorglos dem mit Flammen erfüllten Ofen, in welchen schon die Vordersten von ihnen fielen, mit ausgestreckten Armen und die Beine in der Luft.

Man stelle sich die Gedanken jedes vernünftigen Wesens beim Anblick dieses Bildes vor. Niemand ist so tugendhaft, daß er nicht eine gewisse Anzahl von Sünden auf dem Gewissen habe; und Keiner kann sich schmeicheln, sich ohne Weiteres zur Rechten des Herrn niedersetzen zu dürfen. Nein, man müßte sehr anmaßend sein, wenn man sich ein-

bilden wollte, daß die Sachen einen solchen Verlauf nehmen würden; das wäre das Zeichen eines äußerst verdammungswürdigen Hochmuthes. Die Meisten sagten sich deshalb:

„Wir werden den Carneval nicht mitmachen; wir werden die Fastnacht mit Acten der Zerknirschung begehen.“

Niemals hatte man etwas Aehnliches gesehen. Der Adjutant und der Capitain des Ortes, sowie die Unterofficiere der in Hüneburg garnisonirenden Compagnie des ***Regiments befanden sich in einer wahren Verzweiflung. Alle Vorbereitungen für das Fest, der große Saal der Mairie, welchen sie mit Moos und Waffentrophäen geschmückt hatten, die Estrade, welche sie für das Orchester hatten zimmern lassen, Bier, Kirschbranntwein und Bischof, welche sie für das Büffet angeschafft hatten, kurz, alle Erfrischungen würden rein verloren gewesen sein, weil die jungen Damen der Stadt vom Tanzen gar nicht mehr sprechen hören wollten.

„Ich bin nicht boshaft“, sagte der Sergeant Duchêne; „aber wenn ich Euren Zacharias Piper zu fassen kriege, so wird er den Schaden zu besehen haben.“

Bei alledem waren doch noch die Trostlosesten Daniel Spitz, der Secretair der Mairie, Hieronymus Bertha, der Sohn des Postmeisters, der Steuereinnehmer Dujardin und ich. — Acht Tage zuvor hatten wir die Reise nach Straßburg gemacht, um uns Maskenanzüge zu besorgen. Der Onkel Tobias hatte mir sogar fünfzig Franken aus seiner Tasche gegeben, damit Nichts gespart würde. Ich hatte mir demgemäß bei Mademoiselle Dardenai, unter den kleinen Arcaden, einen Pierrotanzug ausgewählt. Dies ist eine Art von Hemd mit breiten Falten und langen Aermeln, mit Knöpfen in Form von Zwiebeln besetzt, welche Einem, dick wie eine Faust, vom Kinn bis an die Schenkel schlottern. Man bedeckt sich den Kopf mit einem schwarzen Käppchen, macht sich das Gesicht mit Mehl weiß und wenn man eine lange Nase, hohle Backen und gut geschlitzte Augen hat, so sieht das bewunderungswürdig aus.

Düjardin hatte wegen seines starken Bauches das Costüm eines Türken genommen, welches auf allen Nähten gestickt war; Spitz den Rock eines Polichinelle, aus tausend rothen, grünen und gelben Flicken zusammengesetzt, mit einem Buckel vorn und einem Buckel hinten, einen großen Gendarmenhut im Nacken; man konnte nichts Schöneres sehen. — Hieronymus Bertha sollte einen Wilden vorstellen, mit Papageienfedern. Wir waren im Voraus sicher, daß alle Mädchen ihre Sergeanten verlassen würden, um sich an unsere Arme zu hängen.

Und wenn man solche Ausgaben gemacht hat und sehen muß, daß Alles zum Teufel geht durch die Schuld einer alten Närrin oder eines Zacharias Piper, sollte man dann nicht einen Haß bekommen gegen das ganze Menschengeschlecht?

Freilich, was läßt sich dagegen thun? Die Menschen sind immer dieselben gewesen; die Narren werden immer die Oberhand haben.

Fastnacht kommt. An diesem Tage war der Himmel voll von

Schnee. Man schaut rechts, links, hinauf, hinunter — kein Komet! Die jungen Damen scheinen ganz verwirrt; die jungen Männer laufen zu ihren Basen, zu ihren Tanten, zu ihren Pathinnen, in alle Häuser: „Nun seht Ihr es, daß die alte Finck toll ist, in allen Euren Kometengedanken ist keine Spur gesunden Menschenverstandes. Kommen die Kometen im Winter? Wählen sie nicht vielmehr stets die Zeit der Weinlese? Macht rasch, macht rasch; man muß sich entscheiden. Zum Teufel! Ihr könnt Euch noch besinnen?" ꝛc.

Die Unterofficiere ihrerseits gingen in die Küchen und sprachen mit den Mägden; sie ermahnten sie und überhäuften sie mit Vorwürfen. Verschiedene faßten Muth. Die alten Männer und Frauen kamen untergefaßt, um den großen Saal der Mairie zu sehen; die Sonnen von Säbeln und Dolchen und die kleinen dreifarbigen Fahnen zwischen den Fenstern erregten allgemeine Bewunderung. Auf Einmal ändert sich Alles; man erinnert sich, daß Fastnacht sei; die jungen Damen beeilen sich, ihre Röcke aus dem Kleiderschrank zu nehmen und ihre kleinen Schuhe zu wichsen.

Um zehn Uhr Abends war der große Saal der Mairie voll von Menschen; wir hatten die Schlacht gewonnen: nicht eine der jungen Damen von Hüneburg fehlte beim Appell. Die Clarinetten, Posaunen und die Pauken schallten, die hohen Fenster glänzten in die Nacht hinaus, die Walzer drehten sich wie Wirbelwinde, die Contretänze gingen ihren Gang; die jungen Mädchen und die jungen Männer waren in einem unaussprechlichen Jubel; die alten Großmütter, welche bequem an den Guirlanden saßen, waren seelenvergnügt. Man drängte sich am Büffet, man konnte nicht Erfrischungen genug herbeischaffen und Vater Zimmer, welchem die Wirthschaft auf Meistgebot zugeschlagen worden war, kann sich rühmen, in dieser Nacht sein Schäfchen in's Trockene gebracht zu haben.

Auf der äußern Treppe, so lang sie war, sah man Diejenigen stolpernd hinabsteigen, welche sich bereits zu sehr „erfrischt" hatten. Draußen schneite es indessen immer weiter.

Onkel Tobias hatte mir den Hausschlüssel gegeben, damit ich heimkommen könne, wenn ich wollte. Bis um zwei Uhr ließ ich keinen Walzer aus; aber dann hatte ich genug, die Erfrischungen hatten auch mir ein bischen schwindelig gemacht. Ich ging. Als ich auf der Straße war, fühlte ich mich besser und fing an zu überlegen, ob ich noch einmal hinaufgehen oder mich zu Bett legen sollte. Ich hätte gern noch getanzt; aber andererseits war ich auch sehr müde.

Endlich entschließe ich mich, nach Haus zu gehen und mache mich auf den Weg nach der St. Sylvesterstraße, mit dem Elnbogen an der Mauer und allerlei Selbstbetrachtungen anstellend.

Seit zehn Minuten bewegte ich mich auf diese Weise in der Dunkelheit vorwärts und wollte mich eben bei dem Brunnen um die Ecke wenden, als ich, indem ich das Gesicht zufällig erhebe, hinter den Bäumen des Walles einen Mond so roth wie glühende Kohlen sehe, welcher

sich durch die Luft gleichfalls vorwärts bewegte. Er war noch auf Tausende von Meilen entfernt, aber er ging so schnell, daß er in einer Viertelstunde über uns sein mußte.

Dieser Anblick jagte mir einen solchen Schreck ein, daß sich meine Haare sträubten, und ich sagte zu mir selber:

„Das ist der Komet! Zacharias Piper hat Recht gehabt!"

Und ohne zu wissen, was ich that, fange ich plötzlich an nach der Mairie zu laufen, springe die Treppe hinan, werfe Alle über den Haufen, die herabsteigen, und schreie mit einer furchtbaren Stimme:

„Der Komet! Der Komet!"

Der Ball war eben in seinem schönsten Moment; die Pauke donnerte, die jungen Männer stampften mit den Füßen und schlugen mit den Beinen hintenaus, indem sie sich herumdrehten, die Mädchen glühten wie die Klatschrosen; aber als man im Saal diese Stimme sich erheben hörte: „Der Komet! Der Komet!" trat eine tiefe Stille ein und die Leute, indem sie den Kopf wandten, sahen ganz bleich aus, die Wangen wurden lang und die Nasen spitz.

Der Sergeant Duchêne sprang nach der Thür, hielt mich fest und legte mir die Hand auf den Mund, indem er rief:

„Sind Sie verrückt geworden? Wollen Sie wol schweigen?"

Aber ich, mich nach hinten zurückwerfend, wurde nicht müde, mit dem Ton der Verzweiflung zu wiederholen: „Der Komet!" Und schon hörte man die Schritte über die Treppe rollen wie einen Donner, die Leute hinabstürzen, die Frauen stöhnen; kurz, einen entsetzlichen Tumult. Einige alte Frauen, welche auch Fastnacht gefeiert hatten, erhoben die Hände gen Himmel und stammelten: „Jesus! Maria! Joseph!"

In wenigen Secunden war der Saal leer. Duchêne ließ mich los; und an ein Fenstergesims gelehnt, bemerkte ich ganz erschöpft, wie die Leute die Straße hinabrannten; zuletzt entfernte ich mich auch, wie wahnsinnig vor Verzweiflung.

Indem ich bei dem Büffet vorbeiging, sah ich die Marketenderin Katharine Lagoutte mit dem Corporal Bouquet, welche zusammen den Grund einer Punschbowle ausleerten.

„Wenn es denn einmal zu Ende sein soll", sagten sie, „so möge es gut enden!"

Unten auf der Treppe saßen eine Menge Menschen auf den Stufen und beichteten einander; der Eine sagte: „Ich habe Wucher getrieben!" Der Andere: „Ich habe mit falschem Gewicht verkauft!" Der Andere: „Ich habe beim Spiel betrogen!" Alle sprachen auf Ein Mal und von Zeit zu Zeit unterbrachen sie sich, um zusammen zu schreien: „Herr Gott, habe Erbarmen mit uns!"

Ich erkannte den alten Bäcker Fèvre und die Mutter Lauritz. Sie schlugen sich die Brust wie Unselige. Aber alle diese Dinge interessirten mich nicht; ich hatte Sünden genug für meine eigene Rechnung.

Bald hatte ich Diejenigen erreicht, welche nach dem Brunnen liefen. Dort hätte man das Aechzen hören sollen! Alle erkannten den

Kometen; ich fand, daß er schon um das Doppelte gewachsen war: er warf ordentlich Blitze; die tiefe Finsterniß ließ ihn roth wie Blut erscheinen.

Der Haufen, welcher in der Dunkelheit stand, hörte nicht auf, in einem kläglichen Ton zu wiederholen:

„Es ist zu Ende, es ist zu Ende! O mein Gott, es ist zu Ende! Wir sind verloren!"

Und die Frauen riefen den heiligen Joseph an, den heiligen Christoph, den heiligen Nicolaus, mit Einem Wort, alle Heiligen des Kalenders.

In diesem Augenblick sah ich auch alle meine Sünden wieder, die ich begangen, seitdem ich in einem zurechnungsfähigen Alter; und ich bekam einen Schauder vor mir selber. Mir wurde kalt unter der Zunge, wenn ich bedachte, daß wir Alle verbrennen würden; und da gerade der alte Bettler Balthasar sich dicht neben mir auf seine Krücken stützte, so umarmte ich ihn und sprach:

„Balthasar, wenn Du in Abraham's Schooß sein wirst, so wirst Du Mitleid mit mir haben; nicht wahr?"

Worauf er mir unter Schluchzen antwortete:

„Ich bin ein großer Sünder, Herr Christian; seit dreißig Jahren betrüge ich die Gemeinde aus Liebe zum Nichtsthun, denn ich bin nicht so lahm, wie man denkt."

„Und ich, Balthasar", sagte ich ihm, „ich bin der größte Sünder in Hüneburg."

Wir weinten, Einer im Arm des Andern.

Und also werden die Menschen mit einander sein beim jüngsten Gericht: die Könige mit den Stiefelputzern, die Bürger mit den Barfüßigen. Sie werden sich Einer des Andern nicht mehr schämen; sie werden sich Brüder nennen! Und Derjenige, welcher gut rasirt ist, wird sich nicht mehr scheuen Denjenigen zu umarmen, welcher seinen Bart voll Schmutz wachsen läßt — denn das Feuer reinigt Alles und die Furcht, verbrannt zu werden, macht Einem das Herz weich.

Ach, ohne die Hölle würde man nicht so viele gute Christen sehen!

Wir mochten ungefähr eine Viertelstunde lang so auf den Knieen gelegen haben, als der Sergeant Duchêne ganz außer Athem ankam. Er war zuerst nach dem Arsenal gelaufen, und als er dort Nichts gesehen hatte, kam er durch die Capucinerstraße wieder zurück.

„Nun", sagte er, „was habt Ihr denn da zu schreien?"

Dann, als er den Kometen sah:

„Donnerwetter!" rief er, „was ist denn das da?"

„Das ist der Untergang der Welt, Sergeant", erwiederte Balthasar.

„Der Untergang der Welt?"

„Ja, der Komet!"

Hierauf fing er an zu fluchen wie ein Verdammter und rief:

„Wenn nur der Adjutant da wäre . . . man könnte dann doch die Parole der Schildwache erfahren."

Dann, plötzlich seinen Säbel ziehend und sich gegen die Männer hinschleichend, sprach er:

„Vorwärts! Ich scheere mich den T— drum, man muß eine Recognoscirung vornehmen.“

Sein Muth ward allgemein bewundert, und ich selber, durch seine Kühnheit fortgerissen, schloß mich ihm an. — Wir gingen vorwärts, leise, leise, mit aufgesperrten Augen den Kometen betrachtend, welcher zusehends wuchs, indem er in jeder Secunde wol einige Milliarden Meilen zurücklegen mochte.

Endlich kamen wir an der Ecke des alten Capucinerklosters an. Der Komet schien zu steigen; je weiter wir vorrückten, desto höher stieg er; wir waren gezwungen, den Kopf zu erheben, so daß Duchêne zuletzt den Hals gebogen hatte, indem er ganz gerade in die Luft sah. Ich, zwanzig Schritte weiter entfernt, sah den Komet ein wenig von der Seite. Ich fragte mich, ob es vernünftig sei, noch weiter vorzugehen, als der Sergeant Halt machte.

„Sacrebleu!“ rief er mit leiser Stimme, „das ist die Laterne!“

„Die Laterne?“ sagte ich, näher kommend, „ist es möglich?“

Und ich blickte ganz verblüfft hin.

In der That, es war die alte Laterne des Capucinerklosters. Man zündete sie niemals mehr an, aus dem Grunde, weil die Capuciner seit dem Jahre 1792 fort sind und in Hüneburg Jedermann sich mit den Hühnern zu Bett legt; aber der Nachtwächter Burrus, welcher voraussah, daß es in dieser Nacht viele Betrunkene geben würde, hatte den barmherzigen Gedanken, eine Kerze hineinzustecken, damit die Leute nicht in den Graben fielen, welcher längs des alten Klosters sich hinzieht; und hierauf war er zur Seite seiner Frau schlafen gegangen.

Wir unterschieden nun sehr deutlich die Arme der Laterne. Die Schnuppe war so dick wie ein Daumen; wenn der Wind ein wenig blies, so ward die Schnuppe wieder angefacht und warf Blitze und das war es, was sie scheinbar wie einen Kometen vorwärts ziehen ließ.

Als ich alles Das gesehen, wollte ich rufen, um die Anderen zu benachrichtigen; aber der Sergeant sagte mir:

„Wollen Sie wol schweigen! Wenn man wüßte, daß wir zum Angriff auf eine Laterne ausgerückt sind, so würde man uns schön zum Besten haben. Achtung!“

Er hakte die ganz verrostete Kette los und die Laterne fiel mit einem gewaltigen Lärm zu Boden. Worauf wir uns in Laufschritt aus dem Staube machten.

Die Anderen warteten noch lange Zeit; aber da der Komet erloschen war, so faßten sie zuletzt wieder Muth und legten sich gleichfalls schlafen.

Am andern Morgen verbreitete sich das Gerücht, daß der Komet erloschen sei, weil Maria Finck gebetet habe; und seit diesem Tage ist sie denn auch heiliger als zuvor.

So geht es her in der guten kleinen Stadt Hüneburg!

Charles Hoguet.

Eine Skizze von **George Hiltl.**

Ein Saal angefüllt mit Bildern des leider der Kunst und der Menschheit zu früh entrissenen Meisters, Charles Hoguet. — Man könnte sogleich beginnen mit den Schilderungen und Betrachtungen der vollendet dastehenden Werke. Man könnte von den Farben und von der Gewalt des Eindruckes sprechen, den die prächtigen und so wahren Seestücke und Landschaften auf den Beschauer hervorbringen. Viel mehr aber noch als alles das Bedeutende, Vollendete wird den sinnigen Beschauer jenes kleine, kindisch entworfene, stümperhafte Oelbild zu ernster Betrachtung auffordern, welches dort unten an der Wand, rechter Hand, aufgestellt ist. Ein Kornfeld, darüber ein bläulicher Himmel, der sich in einem, von schmutzigem Grün umrahmten Tümpel abspiegelt, in und an welchem zwei Störche spazieren. — Dieses Erzeugniß eines — man möchte den gewöhnlichen Ausdruck der Schuljungen brauchen — Tuschpinsels, der in Oelfarbe getaucht wurde, ist des Meisters erstes Bild gewesen. — Welch' eine breite große Kluft — welch' ein Raum zwischen diesem Kornfeld- und Storchgemälde — bis zu der prachtvollen Landschaft mit dem Sonnenblick — dem letzten Bilde, welches sein edler, reger Geist und seine edle Hand geschaffen!

Charles Hoguet war ein ruhiger, heitrer Mann. — Obwol sein nun auch dem Irdischen entrückter Vater ein Franzose und zwar einer der echten alten Franzosen war, wie sie zum Schaden des schönen Landes immer seltener werden, zeigte sich bei Charles doch das sprudelnde, eifrige und excentrische Wesen, welches dem Vater noch eigen war, nur selten. Charles Hoguet beobachtete — betrachtete still vor sich hin; aber seine Werke zeugen dafür, wie es in ihm arbeitete, wie die Phantasie gestaltete, was dann in so vollendet schöner Weise zum Ausdruck kam. Es ist leider eine alte Wahrnehmung, die man nicht zu ändern oder zu erschüttern versucht, daß meist mit dem Aufhören der Thätigkeit eines begabten Menschen der ganze Umfang seiner Schöpfungen, demnach seines Talentes, erst zur Schau tritt. So auch bei Hoguet, der eigentlich nur für einen bedeutenden Landschaftsmaler galt. — Erst durch diese nach seinem Tode veranstaltete Aus- und Zusammenstellung der Werke des Meisters lernt man erkennen, welche Mannigfaltigkeit das Talent Charles Hoguets auszeichnete und welcher Hingebung in der Auffassung der scheinbar unbedeutendsten Stoffe dasselbe fähig war. Hier das wallende Meer mit den stolzbemasteten Schiffen — dort ein Weidenkorb, in welchem ein prächtiger Hahn neben Zwiebeln und sonstigen Früchten ruht, während an den Sprossen des Korbes die täuschend gemalten Fetzen einer Postadresse kleben; da ein Engpaß mit gewaltigen Felsen, deren dunkle Höhlen von phantastisch gebildetem Wurzelwerk umrahmt sind — daneben der schöne, schwarze Neufundländer Hund mit den treuen Augen, der nach dem tollen Spiele, zu welchem ihn ein bunter Schuh verlockte, auszuruhen scheint. —

Eine Straße mit mächtigen Giebelhäusern, eng an einander gebaute, thurmhohe Steinkolosse, deren röthliches Mauerwerk der Morgennebel mit einer glitzernden Decke von Feuchtigkeit überzieht — in ungewissen Umrissen schauen die Thürme aus dem Dunstmeer, das über die Häuser, die Gassen und über die bunte, wimmelnde Menschenmenge dahinwallt. Es sind wirklich Menschen, das will sagen wirkliche Menschen auf dem Stadtbilde. Der stämmige Fleischer, die vierschrötigen Marktweiber — das Wild, Geflügel — die vielen umherliegenden Gemüse und Kohlexemplare — Alles ist so wahr, so richtig und das Alles wird in der wundersamen Beleuchtung noch doppelt und dreifach gehoben — jener Beleuchtung, die der Beschauer wol selbst oft genug zu seinem Verdruß am trüben Morgen erschaute, wo die Sonne mit dem Nebel kämpft und wo jene melancholische Stimmung erzeugt wird, die so viel Aehnlichkeit mit dem Spleen des Engländers hat. — Von der räucherigen Straße der kleinen französischen Stadt wendet sich der Blick zu dem reizenden Idyll in Farben, welches in die Sonnenglut eines Sommerabends getaucht zu sein scheint. Die Kuh, welche durstig das kühle Wasser schlürft, der Bauer auf dem mit Moos bewachsenen Felsen — die zitternde Luft, deren leichte Streifen die Strahlen der Sonne durchspielen — die Büsche der Blätter, die nach der Hitze des Tages sich zu heben scheinen in dem Säuseln des heranwehenden Windes, der dem Abend vorausgeht: dieses Alles gleicht einem jener reizenden Lieder, welche Matthisson sang und wir wähnen, daß die „Lenzgefühle der Knabenzeit“ sich erneuen beim Anschauen des schönen Bildes. Aber der Meister läßt uns nicht auf lange Zeit in dieser mildträumerischen Stimmung. Dicht neben dem Sommerabendbilde erblicken wir das tosende, donnernde Meer, wie es rasend und tobend den weißen Gischt seiner Wellen gegen die grauschwarzen, riesigen Bohlen einer, weit in die Brandung hineingebauten Mole schleudert. Wie sie hochauf spritzt die salzige Flut und mit ihrem Stoß die Breter und Balken überspült, daß sie wie mit flüssigem, grünem Lack bezogen erscheinen — wie sie hier aufwallt, dort drüben niedertropft — wie droben am schwarzgrauen, tiefniederhängenden Himmel die bleichen und dunklen, theils zu Klumpen geballten Wolken dahinjagen, gepeitscht vom Sturmwinde der die Fahrzeuge Backbord gelegt hat und über die See fegt, daß auf dem glatten, schlüpfrigen Breter- und Balkengerüste die Männer und Frauen sich kaum zu halten vermögen! — Wie das Auge von dieser wilden Scenerie hinweg und zu dem Stillleben hinüberstreift — zu den meisterhaft behandelten Gegenständen, die in Glas, Porzellan und Silber vor unseren Blicken flimmern und doch so ruhig, so behaglich sich darstellen, umgeben und beladen mit vollen Flaschen, Eiskübeln und Früchten — mit dem prächtigen Hummer, dessen Anblick die Lippen des Gourmands sich spitzen läßt. — Hoguet wirkt auch in diesem Genre wie die besten Niederländer, und jener aufgehängte Puter — ein Meisterstück der Technik — der in der Farbe selbst den älteren Gemälden gleicht, wird unter den berühmtesten Werken dieser Art eine hervorragende Stelle einnehmen. Vier große, in Rechteckform gehaltene Decorationsbilder gehören zu den interessantesten Stücken der Ausstellung. Sie sind freilich eben „decorativ“, aber es liegt so viel Kraft und Poesie zugleich in der Darstellung, daß sie den Beschauer unwillkürlich fesseln. Die Treppe im Garten, die durch künstliche Felsen führt, auf deren Wangen die Vasen mit Tropfstein prangen, deren Stufen eine Anzahl schöner Rosen bedecken — wo Tauben girren und schnäbeln — diese Treppe war wol soeben noch der Ort, wo zwei Glückliche sich fanden; noch

Charles Hoguet.

meint man das Rauschen eines seidenen Gewandes zu hören, dessen Trägerin wol hinter der Felswand verschwunden ist — weil irgend ein Lauscher nahte, der nur die Rosen als Beweis des Stelldicheins finden und von den girrenden Tauben nichts erfahren wird. Eine ernste Stimmung ruht auf dem Bilde mit den drei Säulen, an deren Fuße ein Bassin sich befindet. Reiher umstehen dasselbe, trübselig und gelangweilt in die grünliche Wassermasse schauend. Daneben das Seestück mit dem Angler, wo von der gelblichen Düne der Blick in das weite, stille Meer hinausschweift und wieder zurückkehrt zu dem vierten Bilde, welches einen riesigen Ahorn mit seinen bemoosten Aesten und Blättern darstellt, an dessen Fuß ein Backofen geheizt wird, der seinen Rauch in die Luft hinauf und zu einem romantisch gelegenen Schlosse sendet. Eine ganze Galerie kleiner Bilder bildet einen nicht minder werthvollen Theil der Sammlung und Ausstellung. Hoguet's „Mühlen" sind berühmt und in jeder bedeutenden Kunstgalerie findet sich wol eines dieser Stücke — stets in anderer Auffassung, mit nebligem oder tiefblauem, heiterm oder gewitterschwerem Himmel. Die wunderlichsten Formen zeigt das Holzwerk, die Landschaft umher stimmt trefflich zu dem Bauwerk und die Staffage von Thieren und Menschen ist nicht minder dem Ganzen angepaßt.

Haben wir von dem Mühlenhügel aus in die weite Ebene hinuntergeblickt, so fesselt uns jetzt die schäumende See, welche zwischen den rothen Felsen tobt, die gleich Mauerwerk von Titanenhand aufgethürmt aus dem Meere aufgestiegen und von vollendeter Technik so wie von wahrhaft poetischer Auffassung Zeugniß geben — und dort der lange melancholische Seestrand, den die Menge der Arbeiter belebt, den Möven und Seeschwalben umkreisen. Es ist eine Bewegung, ein Treiben und eine Wiedergabe der Natur auf die Leinwand gezaubert, welche nur Der in ihrer ganzen Bedeutung erfassen und verstehen kann, der einst — ermattet in den weichen Sand gestreckt — dem Gewimmel der Arbeiter zusah, die hier einen von der See angespülten Mastbaum bergen — dort das in den Hafen eingelaufene Fahrzeug abtakeln und an der Klippe, deren Fuß die Ebbe trocken legte, in Gesellschaft breitschulteriger Weiber die zappelnden Bewohner des Meeres, die Krabben, Taschenkrebse und sonstigen kleinen Ungethüme in die Körbe bergen, um sie nachher auf Tischen und Schüsseln, zwischen Citronen und gefüllten Weingläsern so lockend servirt zu sehen, wie die meisterhaften Stillleben Hoguet's sie im Verein mit all' den glänzenden Zierrathen einer Tafel — in Farben von glühender und matter Pracht darstellen. — Bei Hoguet ist Alles w a h r — und doch verstand er es, wie selten ein Anderer, die Wahrheit mit jenem reizenden Schleier des Schönen zu umziehen, durch welche der Beschauer wahrhaft entzückt auch auf die unbedeutendsten Dinge blicken kann und diese Grazie, dieses Herausfinden des Schönen auch aus dem wunderlichst geformten und scheinbar unpoetischen Vorwurfe bewirken es, daß der räucherige Raum einer mit Geflügel und Victualien angefüllten Küche in seiner Art ebenso treffliche Wirkung erzielt als das im prachtvollen Farbenschimmer glänzende Bild, welches „Capri" vorstellt. Charles Hoguet liebte das Meer. Es war eine Heimath für seine künstlerischen Gedanken geworden, wohin sie immer und immer wieder aus den glänzendsten Sälen, aus den friedlichen Feldern zurückkehrten, von den Hügeln mit Mühlen besetzt, aus der poetischen Waldesnacht und von dem lockenden Frühstückstische, der Delicatessen aller Art trug. Diese Vorliebe für das Meer äußerte sich auch sonst, wenn der Künstler in anderer landschaftlicher Umgebung sich befand. Es war

ihm ein fast beängstigendes Gefühl in den Bergen sein zu müssen; er fühlte, wie er oftmals sagte, das Bedürfniß, den Blick weit — weit hinaus schweifen zu lassen; der Athem ward ihm freier, wenn er die sonnige, wogende Fläche vor sich ausgebreitet sah, und dieses Meer hat wol kaum ein Meister besser zu malen verstanden, als Charles Hoguet. Sein Pinsel hat diese langen Wellenthäler mit den schaumgekräuselten Wasserbergen an den Seiten — dankbar für die Genüsse, welche sie im Verein mit Luft und Licht dem Auge des Künstlers boten — treulich wiedergegeben und auch in dem Beschauer eine Sehnsucht zu erwecken verstanden nach dem, was weit dort hinten liegt, wo der Himmel sich auf die wallende graugrünliche Fläche zu senken scheint. Die tiefste Wehmuth erfaßt den Besucher dieser Ausstellung, wenn er von all' den herrlichen Erzeugnissen der Kunst, welche der entschlafene Meister hervorrief und von denen nur ein kleiner Theil zur Ausstellung vereinigt werden konnte, den Blick zu dem Bilde Charles Hoguet's wendet, dessen schönes Antlitz die Hand eines andern — dem Himmel sei es gedankt — noch lebenden großen Meisters auf die Leinwand geworfen, so ähnlich, so wahr, so ganz, daß Denjenigen, welche davor stehen, die Augen übergehen in Schmerz und in Thränen — so getreu und lebendig, daß Jeder, der den Entschlafenen gekannt, diesem herrlichen Portrait leise zurufen möchte: „Da bist Du ja wieder, den wir vermißten — steige heraus aus dem Rahmen — reiße den Trauerflor ab und schaffe zu all' dem Schönen, was wir hier von Deiner Hand hervorgebracht sehen, Neues.“ Dieses Portrait von Gustav Richter's Meisterhand ist ein herrliches Denkmal des entschlafenen Künstlers; was wäre darüber wol noch zu sagen? Lernt man doch erst bei dem Anschauen der Bilder Richter's die Scene in Emilia Galotti zwischen dem Prinzen und Conti ganz verstehen. Wer Hoguet im Leben nahe stand, dem wird die Kraft und Fülle erklärlich, die in all' seinen künstlerischen Schöpfungen sich zeigt. In dem ganzen Manne war nichts Gekünsteltes, nichts Gemachtes. Eine frohe Laune, die im recht vertrauten Kreise selbst bis zur Ausgelassenheit sich steigern konnte, ließ ihn nach heiteren Stunden mit einer wahren Begierde an die Staffelei, an die Arbeit treten. Während derselben liebte er Unterhaltung, die heiterste war ihm immer die willkommenste. Durch die glücklichsten Familienverhältnisse, durch seine glänzende Stellung in materieller Hinsicht war es ihm freilich leicht, über die Kleinlichkeiten und Beschwerden dieses Lebens hin und immer nur auf seine im Entstehen oder in der Vollendung begriffenen Werke zu schauen. Aber das eben ist für den verewigten Künstler ein anderer Ruhm: daß er nicht in der Behaglichkeit eines schönen und sorgenfreien Lebens der Kunst und des regsten Schaffens vergaß, sondern rastlos arbeitete und schaffte, bis der Tod den fleißigen Arm niederdrückte, die hohe Stirn mit dem eisigen Schweiße bedeckte, das helle Auge, welches so oft und freudig in dem Anschauen all' des Schönen geschwelgt, das die Hand auf Leinwand oder Papier übertrug, auf immer verdunkelte. — — Hoguet war ein leidenschaftlicher Freund der Jagd; ein Jagdtag war stets ein Fest für ihn und viele seiner wundervollen Skizzen verewigen kleinere oder größere Jagdabenteuer. Von der sogenannten Genialität, die sich durch äußere Zuthaten in Tracht &c. documentiren soll, war bei Hoguet ebensowenig als gemachter Ernst zu finden. Sein schön geformter Kopf mit der hohen Stirn ließen wol den außergewöhnlichen Menschen erkennen; aber die Liebenswürdigkeit, welche auf dem Gesicht lagerte und die Richter so schön wiedergegeben hat, überwog den Ernst,

der zuweilen zwischen den Brauen auf kurze Zeit thronte. Hoguet machte den Eindruck eines eleganten und selbstbewußten Mannes; nur wurden Diejenigen, welche an ein schnelles Zustandekommen gesellschaftlicher Beziehungen mit dem Künstler dachten, sehr bald enttäuscht. Hoguet schloß sich schwer an; aber wer ihm nahe trat, der empfand wahrhafte Freude in dem Umgange mit dem harmlosen liebenswerthen Manne. Woher Hoguet die Neigung, das Talent zur hehren Kunst erhielt? woher zückt dieser göttliche Funke? — wie fällt er in den Geist, in die Hand des Beglückten? — Hoguet's Vater war der geniale Balletmeister an der Berliner Hofbühne, ein ebenso braver als hochbegabter und origineller Mann. Die Biographie des alten Hoguet ist schon vielfach, aber doch noch lange nicht so erschöpfend wiedergegeben worden, als es vielleicht nach den hinterlassenen Memoiren des alten Herrn möglich wäre. Hoguet der Alte hatte die letzten Jahre der Revolution mit durchlebt; er hatte die seltsamsten Ereignisse des damaligen Theaterlebens an sich vorübergehen sehen, der leidenschaftliche Legitimist hatte in Robespierre's Zimmer gewohnt, mit dem großen Napoleon gesprochen, er war ihm im einsamen Walde von Fontainebleau begegnet, ein Ereigniß, welches Hoguet dem Schreiber Dieses sehr hübsch erzählte — der junge Tänzer war mit genauer Noth der Conscription entgangen und in Folge dessen mit Galeerensclaven und Banditen aller Art transportirt werden. Klimmt man weiter hinauf in den Stammbaum der Familie Hoguet, so findet man geschickte und geniale Leute genug — besonders zeichnen sich mehrere als Mechaniker, also auch als Künstler aus, denen die Hand und deren Verrichtungen sehr gehorchten und geläufig waren; und es läßt sich wol annehmen, daß dieses Geschick auf die Nachkommen überging und in noch höherm Sinne erwuchs. Einer der Vorfahren war Uhrmacher Ludwig's XV. und es sind noch verschiedene schöne Arbeiten von ihm vorhanden. Alle diese Erinnerungen, die ererbte technische Fertigkeit — sie äußerte sich bei Hoguet auf verschiedene Weise — mögen wol den Sinn des jungen Charles auf die Kunst hingelenkt haben und die Freunde des Schönen müssen dankbar dafür sein, daß er dieser Lenkung gehorchte. — Im vollen Glücke des Schaffens, in der Kraft riß ihn der Tod dahin. Er riß ihn aber nicht nur aus dem Wirkungskreise des Künstlers, er nahm ihn hinweg aus dem glücklichsten Familienleben, welches der Künstler sich vor noch nicht langer Zeit geschaffen — von der Seite einer liebenden Gattin und von trefflichen Kindern, die dem Stiefvater, der ihnen die Liebe eines rechten Vaters entgegenbrachte, mit wahrhafter Zuneigung und Verehrung anhingen — von der Schwester und von dem jüngeren liebenswerthen Bruder, dem ebenfalls das Talent des Künstlers verliehen ist! Alles — Alles, was das Leben verschönt, war Charles Hoguet beschieden; und wie plötzlich — wie unerwartet mußte er uns Allen entrissen werden. Aber er schied von der Erde, die er so gern mit hellem Blicke durchstreift, im vollen Ruhme, der ihm gebührte; der Tod hatte seinen Arm, seine Hand gelähmt, seine Augen geschlossen, sein Künstlerherz erstarren gemacht; aber jenes reizende Lächeln konnte er nicht verbannen. Es umspielte noch den schönen Mund des Todten, gerade so, wie es einst die Lippen des Lebenden umschwebte, wenn dieser entzückt und erfreut sich in die Betrachtung eines Meisterwerks der Natur vertiefte.

Paris!

Von Adolf Ebeling*).

(Juli 1871.)

„Und muß ich so Dich wiederfinden!"

Es sind nun schon über acht Tage verflossen, seitdem ich wieder nach Paris zurückgekehrt bin . . . . nach Paris, das einst meine zweite Heimat gewesen und das ich so lieb gewonnen hatte, wie man einen guten, langjährigen Freund, trotz seiner Schwächen und Fehler, lieb hat. Mehr als acht Tage, und noch immer kann ich nicht zur Besinnung kommen und noch weniger zur Ruhe, um die hundert- und tausendfach auf mich einstürmenden Eindrücke zu sammeln und einigermaßen geordnet auf's Papier zu bringen. Ja, mehr als das: Ich bin ernsthaft mit mir zu Rathe gegangen, ob ich überhaupt eine Erzählung Dessen unternehmen sollte, was ich hier nach meiner endlichen Rückkehr Alles gesehen, gehört und erlebt, oder ob ich nicht vielleicht besser thäte, ganz zu schweigen und den tiefen Schmerz und die noch tiefere Verachtung, die sich meiner innersten Seele alsbald bemächtigten und die kein anderes milderes Gefühl in ihr aufkommen ließen, niederzukämpfen und still nach Deutschland zurückzureisen zu gesunden Menschen und in reinere Luft, als ob ich von nichts wüßte.

Und doch auch wieder nicht! denn ich konnte es nicht über mich gewinnen, mich so loszureißen und Alles hineinzuwerfen in die Vergessenheit, nachdem ich fast mein halbes Leben dort zugebracht und in einer Reihe von Bänden dieses selbe Paris geschildert, das sich nun, wie durch einen bösen Geisterspuk, vollständig und so entsetzlich verwandelt hat.

Ich gebrauchte soeben das Gleichniß von einem guten, langjährigen Freunde und möchte es mit einigen Worten noch etwas vervollständigen. Der Leser denke sich einen der seinigen, den Besten immerhin, den er bis dahin lieb und werth gehalten als einen Ehrenmann und der nun plötzlich vor ihm steht als ein schlechtes, anrüchiges Subject. All' sein früheres Wesen war Schein und berechnete Heuchelei, er hatte durch niedere Intriguen unser Vertrauen und unsere Neigung zu gewinnen gewußt, da auf einmal bricht die Wahrheit wie ein Gewitterschlag durch und reißt ihm die Maske ab und nun erscheint er in seiner wirklichen Gestalt: verachtungswerth und infam. Gewiß ist alsdann unser Schmerz über diese Täuschung groß und gerecht, ja, wir wagen es Anfangs gar nicht zu glauben, und suchen nach Beschönigung und Entschuldigung, aber die Evidenz der Thatsachen redet zu laut

---

*) Gerade in diesen Tagen ist von unserm verehrten Mitarbeiter ein neues Buch erschienen: „Kaleidoskop aus dem Kriegsjahr 1870" (Köln, A. Baedeker), das wir hiermit unsern Lesern als eine äußerst interessante Lektüre angelegentlich empfehlen. Es enthält nämlich (wie schon der Titel sagt) in bunter Reihenfolge die verschiedenartigsten Schilderungen von hervorragenden Personen oder Ereignissen aus den Kriegsjahren oder sonst dahin gehörende Artikel, zumeist in Bezug auf Paris und Frankreich, auf welchem Gebiete der Verfasser bekanntlich seit Jahren als Autorität gilt. Seine anziehende, elegante Darstellungsweise, seinen leichten, feinen Witz und gemüthvollen Humor finden wir in diesem Buche ganz wieder; stilistisch ist Ebeling ohnehin längst einer unserer ersten Prosaiker.

Die Redaction des „Salon".

und wir sind gezwungen, uns ihnen zu fügen und zu erklären, daß wir ruchlos betrogen sind. Diesem ähnlich war ungefähr das Gefühl, das mich überkam und dessen ich mich nicht allein nicht erwehren konnte, sondern das immer gewaltsamer und überzeugender auf mich einstürmte, als ich nach fast einjähriger Abwesenheit Paris in diesem Sommer wiedersah.

Daß ich es nur gestehe: mir war früher dies Paris an's Herz gewachsen, nicht als ob ich blind gewesen gegen seine Schattenseiten . . . . meine Schriften liefern das beredte Zeugniß, daß ich dieselben stets erkannt und mit ernstem Tadel darauf hingewiesen; aber ich glaubte an einen bessern Kern in der ganzen Nation, und wahrlich, ich stand mit diesem Glauben nicht allein. Jetzt, wo das furchtbare Kriegsjahr von 70 auf 71 das französische Volk in Charakter, Handlung und Gesinnung blosgelegt und zugleich geächtet hat — jetzt bin auch ich genesen; aber weh hat es gethan, so weh, daß mir die Thränen nahe waren und noch sind; denn als ich das große Schuldbuch Frankreichs und, in Bezug auf die Commune, namentlich das von Paris, durchblätterte und nirgends, nirgends einen tröstenden Lichtblick, sondern nur hohles, verächtliches Scheinwesen fand, nur freche Lüge bei maßloser Selbstüberschätzung und schließlich nur Verbrechen und Scheußlichkeiten, die gen Himmel schrieen, da ging es mir (man hat ja manchmal so eigentliche Ideenverbindungen) wie Ferdinand in „Kabale und Liebe", als er seiner treulosen Geliebten zum ersten Male wieder gegenübersteht: mich überkam, trotz Haß und Verachtung, doch noch vorher eine unendliche Wehmuth, ein unsagbarer Schmerz, und die Worte des Dichters fielen mir ein:

> „Noch einmal, meine Luise! Noch einmal wie am Tage unseres ersten Kusses! Eine Saat unendlicher, unaussprechlicher Freuden schien in jenem Augenblicke, wie in der Knospe zu liegen. Da war ich der Glückliche! O Luise! Warum hast Du mir das gethan!"

Der freundliche Leser, der diese Blätter in stiller Feierstunde zur flüchtigen Unterhaltung und fern von dem Schauplatz all' jener Gräuel und Schrecknisse in die Hand nimmt, findet jenes Citat wol etwas überschwänglich; vielleicht wird er mir aber Recht geben, wenn er bis zu Ende gelesen.

Doch nun auch genug der sentimentalen Stimmung; die nackte, erschütternde Wirklichkeit steht vor uns, mit ihrem Todtenantlitz, mit ihrem Blut und ihren Ruinen, und drängt jedes weichere, mildere Gefühl zurück, das mich an frühere Zeiten mahnt, die nicht mehr sind . . . . ich habe das Paris von 1871 vor mir und das will ich schildern.

Es werden nur abgerissene Skizzen sein, die ich lose aneinanderreihe, persönliche Eindrücke, wie sie mir theils durch eigene Anschauung, theils durch Mittheilung glaubwürdiger Augenzeugen geworden sind, nichts mehr; denn die Zeit einer ernsten, unbefangenen historischen Darstellung der Schreckenszeit ist noch nicht gekommen — noch rauchen und dampfen fast die Ruinen und noch liegt über der ganzen Weltstadt der Todesschleier der Angst, der Verheerung und der Verzweiflung, düster und unheilvoll . . . . „als ob die Gottheit nahe wär'", aber die Gottheit der Rache!

I.

Von Metz, der Hauptstadt des wiedergewonnenen Deutsch-Lothringens, meinem augenblicklichen Aufenthalte, und von welchem ich recht bald dem Leser gleichfalls mancherlei zu erzählen gedenke, reiste ich nach Paris. Schon diese Reise an sich war wol die mühsamste und angreifendste, die ich je auf einer

Eisenbahnlinie gemacht. Der unermeßlich lange Zug bestand aus mehr als fünfzig Waggons mit zwei kolossalen Locomotiven und enthielt gegen dreitausend französische Kriegsgefangene, die in ihre Heimat zurückbefördert wurden. Man hatte nur einige wenige Wagen erster und zweiter Classe angehängt, die buchstäblich mit Reisenden vollgepfropft wurden. Und was für Wagen! Selbst diejenigen erster Classe gehörten zu den ältesten und längst ausrangirten, und waren aus diesem Grunde so schadhaft und abgenutzt, daß man sich wirklich besann, ob man auch einsteigen sollte. Reclamationen halfen jedoch nichts; es seien keine anderen Wagen da, antworteten die Schaffner und wir sollten nur froh sein, diese zu haben, um überhaupt fortzukommen. Wir konnten also nichts Anderes machen als gute Miene zum bösen Spiel.

Auch vergaßen wir die kleinen Misèren dieses gänzlichen Mangels an allem Comfort gar bald und zwar bei dem bloßen Gedanken, daß wir denselben Weg machen sollten, den vor bald einem Jahr die deutschen Truppen auf den Flügeln des Sieges zurückgelegt hatten, entschieden noch weit weniger bequem als wir, trotz unserer schlechten Wagenkissen, aber dafür um so ruhmvoller.

Ich befand mich damals noch in Paris, als, es war gegen Ende des Augustmonats 1870, jeder Morgen eine neue Schreckensnachricht brachte, die man sich leise und mit bleichen Lippen zuflüsterte, um sie in der nächsten Minute laut und mit verzerrtem Lächeln zu widerlegen: „Sie sind in Pont-à-Mousson!“ — „Sie stehen vor Toul!“ — „Man hat die Ulanen in Commercy und Bar le duc gesehen!“ — Dann hieß es immer als letzter Trost: „Was liegt daran! und wenn sie auch noch weiter vordringen, um so sicherer wird sie alsdann das Verderben erreichen, denn Canrobert erwartet sie in Châlons mit 200,000 Mann und die Champagne wird ihr Grab sein.“

Die Champagne wurde aber nicht allein nicht ihr Grab, sondern zu einem neuen Felde der Ehre und des Ruhms, bei welcher Gelegenheit, nebenbei bemerkt, Gott weiß wie viel tausend Flaschen Champagner die Hälse gebrochen wurden, und von Canrobert war bei Châlons nicht viel zu sehen.

Das dort angelegte sogenannte befestigte Lager, das zwölf Jahre lang in jedem Sommer von 50,000 Mann bezogen wurde, das der Kaiser selbst immer auf einige Wochen besuchte und das zugleich das Rendez-vous unzähliger Touristen und Neugieriger war — dieses Lager wurde plötzlich zusammengeworfen wie ein Kartenhaus im Winde, und der deutsche Siegeszug stürmte unaufhaltsam weiter bis nach Paris.

Die kriegsgefangenen Franzosen, die mit in unserm Train waren, konnten sich dies Alles von Station zu Station vergegenwärtigen; Manchen von ihnen mag wol das Herz etwas schwer geworden sein, aber gewiß nicht Allen, denn jedesmal, wenn der Zug hielt, was leider viel zu häufig geschah, hörte man sie lärmen und schreien und lachen und singen. Also ganz wie sonst in glücklichen Tagen, wenn die einzelnen Compagnien der verschiedenen Regimenter auf Urlaub gingen, was alsdann der Minister Rouher dem Gesetzgebenden Körper mit seiner bekannten selbstgefälligen Miene triumphirend anzeigte: „Sie sehen, meine Herren, wir entlassen sogar unsere Mannschaften, ein Beweis, wie ernsthaft wir den Frieden wollen und wie wenig wir an Krieg denken.“ Hohle Phrasen und nichts weiter! aber an solchen hohlen Phrasen sollte ja eben Frankreich zu Grunde gehen.

Jetzt standen auf allen Bahnhöfen, die wir passirten, preußische Soldaten,

und ihre verhaßten Helme („les casques odieux", wie die Pariser Blätter noch heute die armen preußischen Pickelhauben nennen) blitzten keck in der Sonne, als ob sie sich der politischen Wichtigkeit recht bewußt wären, die sie durch die Siege ihrer Träger erlangt haben.

Prächtige Schlösser grüßten dann und wann von den bewaldeten Bergen in die Thäler herab, und auf den sanfteren Anhöhen wogten die Kornfelder in allen Schattirungen des Grüns, vielfach von dunklen Laubgehölzen und Obstbaumpflanzungen untermischt. Ein heiteres Bild der ländlichen Ruhe, als hätte die Kriegsfurie hierher niemals ihren verheerenden Fuß gesetzt. Und doch hat sie vielfach in jenen Ebenen, auf jenen Heerstraßen und in jenen Flecken und Dörfern getobt und gewüthet, Schrecken verbreitend, Entsetzen und namenlosen Jammer; aber einmal vorbei und vorüber und der endliche Friede da, so kamen die Bewohner emsig und rastlos und schafften und sorgten, um die Spuren der Schrecknisse zu vertilgen. Nun sind die zerstampften Felder längst wieder bepflanzt und bebaut, und es stehen fast zu viel bunte Blumen unter den Halmen, so daß ich, selbst hier in Feindesland, an die Worte unseres Schiller erinnert wurde, der die Segnungen des Friedens so schön und herrlich zu besingen wußte, wie kein anderer deutscher Dichter:

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!"

Wir hatten nur nicht viel Zeit, diesen freundlichen, harmlosen Gedanken nachzuhängen, denn die Unbequemlichkeiten der Fahrt machten sich immer empfindlicher geltend, je mehr wir uns unserm Ziele, Paris, näherten. Vorzüglich befanden sich die Buffets auf den Hauptstationen in sehr kläglichem Zustande (auf den Zwischenstationen traf sie dieser Vorwurf nicht, denn dort waren gar keine) und es war fast unmöglich, ein Butterbrod, geschweige denn eine Tasse Bouillon, oder eine Tasse Kaffee zu erhalten. Ein Glas frisches Wasser, im gewöhnlichen Leben die einfachste Gottesgabe, die man sogar dem Bettler umsonst reicht, wäre vollends nicht aufzutreiben gewesen, und hätte man es mit einem Goldstück bezahlen wollen. Nichts wie schlechte, ungenießbare Liqueure, ungenießbar wenigstens für mich, armes Menschenkind, der ich selbst den guten abhold bin; und in solchen materiellen Fragen ist man durchaus Egoist und bekümmert sich nicht weiter darum, was den Andern schmeckt oder paßt. Ich hatte übrigens mehrere Leidensgefährten und auch Gefährtinnen, bis uns endlich einige Pfund Kirschen, die für schweres Geld erhandelt wurden, eine flüchtige Erquickung verschafften.

Der geneigte Leser zürne nicht über diese Lappalien; es sind freilich nur solche, wenn man sie hier einen Monat später gedruckt liest, und aus diesem Grunde hätte ich wol besser gethan, sie unerwähnt zu lassen; aber in jenem Momente waren sie für uns von hoher Bedeutung, vorzüglich wenn man bedenkt, daß der „Moment" gegen zwanzig Stunden dauerte, wo man sonst in gewöhnlichen Zeiten die Fahrt von Metz nach Paris in sieben, höchstens acht Stunden macht.

Dies mag mir auch als Entschuldigung gelten, wenn ich die Schilderung der Reise, die meinem heutigen Artikel eigentlich nur als Einleitung dienen soll, vielleicht über die Gebühr ausdehne; und doch muß ich durchaus noch einen andern Umstand berühren, der uns in gewaltige Emotion versetzte und von dem ich gewiß bin, daß ihn der Leser nicht zu den obigen Lappalien rechnen wird.

Es betrifft dies die vielen gesprengten Brücken, die, namentlich von Châlons aus, bei Epernay und dann wieder zwischen Château-Thierry und Meaux immer häufiger werden und bei denen, richtiger auf denen, Einem wirklich sehr unheimlich zu Muthe wird.

Von allen jenen Brücken hatten nämlich die Franzosen stets die äußersten Bogen gesprengt, um dadurch zunächst die Eisenbahnverbindung zu unterbrechen und auch sonst dem siegreichen Feinde das Vorrücken zu erschweren.

Sobald sich nun die Deutschen im Besitz jener Landestheile sahen, war natürlich ihr Erstes, jene Brücken wieder herzustellen, was noch dazu mit staunenswerther Schnelligkeit geschah. Diese Nothbauten, die noch bestehen, sind gewiß sehr sicher und solid, aber sie machen einen äußerst beängstigenden Eindruck. Die gekreuzten Strebepfeiler mit den quergelegten Balken, die oft in einer Höhe von dreißig und vierzig Fuß die Nothbrücken tragen, sehen so leicht und luftig, man möchte sagen, so durchsichtig aus, daß man sich eines gelinden Schreckens nicht erwehren kann, wenn man leise zu sich selbst sagt: da müssen wir hinüber. Bei Meaux z. B. ist eine solche Construction wahrhaft Entsetzen erregend. Die Höhe mag leicht gegen hundert Fuß betragen, tief unten im Thal schäumt die Marne, die dem Ourqcanal sein Wasser zuführt, man biegt sich zum Wagenfenster hinaus und wird von jähem Schwindel ergriffen, denn man erblickt nichts als den gähnenden Abgrund und die weite, öde Luft, in der man zu schweben scheint, weil man, wegen des einen Gleises, zu beiden Seiten des Trains keinen Halt sieht, kein Geländer, kurz, gar nichts. Eine wahre Teufelsbrücke! Ueberdies blieb unser Zug durch irgend einen fatalen Zufall dort wenigstens zehn Minuten lang halten, unbeweglich, nur die einzelnen Waggons schwankten durch die elastische Bewegung der Achsen hin und her. Dadurch wird, nach einem einfachen physischen Gesetz, das Gewicht der ungeheuren Masse verdoppelt . . . der Druck wird mit jeder Minute intensiver, nur ein einziger Balken braucht nachzugeben und zu brechen, und der ganze Bau weicht aus den Fugen, stürzt krachend zusammen und reißt zerschmetternd Alles mit sich in die Tiefe. Doch es ist nicht hübsch von mir, dies grausige Bild so auszumalen, schon der Damen wegen, die mit in unserm Coupé saßen und die in die größte Aufregung geriethen, als der Zug plötzlich mitten auf der Brücke stillstand. Nun war es an uns, sie zu beruhigen und wir gaben mit erzwungenem Lächeln die wiederholte Versicherung, daß auch nicht die geringste Gefahr vorhanden sei. Leider ließ sich ein Herr (es schien ein Ingenieur zu sein) einfallen, diese Versicherung sehr ernsthaft durch eine zweite zu bestärken, daß nämlich Unglücksfälle auf diesen Nothbrücken zu den größten Seltenheiten gehörten — das warf uns natürlich in unsere frühere Angst zurück . . . es ist also doch schon ein solches Unglück passirt? fragte man bestürzt von allen Seiten, und manche zarte Wange entfärbte sich von Neuem . . . . endlich setzte sich der Zug wieder in Bewegung, schwerfällig und langsam . . . . die verhängnißvolle Brücke schien mir eine Ewigkeit lang zu sein, und dazu kam mir noch der Gedanke an den Seiltänzer Blondin, den „Niagarakönig", und ich malte mir seine Gefühle aus, als er über dem brausenden, schäumenden Katarakt schwebte — da endlich war die Brücke passirt und Alles athmete auf.

Sechzehn Stunden lagen bereits hinter uns und die kurze Strecke von Meaux nach Paris sollte noch volle vier Stunden dauern. Ueberall preußische und bayrische Soldaten und um so zahlreicher, je mehr wir uns der Hauptstadt näherten. Wer das vor einem Jahre prophezeit hätte, als der betrun-

kene Pariser Pöbel (es giebt auch feinen Pöbel, namentlich in Paris) schreiend über die Boulevards zog: „à Berlin! à Berlin!“ Sonst machte aber die Umgegend von Paris einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Auf den ersten Blick sahen nämlich die verschiedenen Ortschaften sehr schmuck und hübsch aus; die weißen Häuser mit den rothen oder schwarzblitzenden Dächern schimmerten durch das Grün, und die gleichfalls weißen Gartenmauern zogen helle Streifen dazwischen. Aber diese Häuser und Mauern waren sämmtlich neu, viele von ihnen nicht einmal ganz vollendet: man baute eben die durch den Krieg zerstörten Ortschaften wieder auf. Man sah noch viele Ruinen unter den Neubauten, zumeist mitleidig von den Bäumen bedeckt, aber ein aufmerksameres Auge fand sie bald heraus. Hier und da lagen sogar noch halbe Dörfer in Schutt und Trümmern und warteten der rettenden Hand, die sie wieder in's Leben rufen sollte, aber die Bewohner waren fortgezogen und hatten ihre Penaten anderswo hingetragen, voll Trauer und Schmerz, so ihren heimatlichen Herd verlassen zu müssen. In den kleinen, halbverschütteten Gärten blühte der rothe Mohn und die weiße Ackerwinde in üppiger Fülle: Die Natur kennt nichts von Krieg und Zwietracht und von den schrecklichen Kämpfen der Menschen untereinander.

Dicht vor Paris, in Pantin, meinte man in einer preußischen Garnisonstadt zu sein; die deutschen Truppen hielten Alles bis an die Festungswerke besetzt. Ein Herr, der mit uns im Waggon saß, deutete auf eine Wiesenfläche zur Linken: es war das Traupmann'sche Blutfeld, wohin die Männer der Commune bekanntlich die Asche Napoleon's aus dem Invalidendom schaffen wollten, um sie in das Grab das Mörders zu werfen. Das Decret war schon erlassen, zwei Tage nach dem Umsturz der Vendômesäule; die Versailler ließen ihnen nur keine Zeit zur Ausführung.

Diese östliche Gegend von Paris zeigte sich übrigens sonst weniger verheert, als die westliche, wo der eigentliche Kampf der Regierungstruppen mit den Insurgenten stattgefunden hatte; nur der Festungsrayon lag verwüstet und öde, und von den lieblichen Villen und Landhäusern mit ihren sorgfältig gepflegten Gärten und Parkanlagen war nichts mehr zu sehen . . . ein Vierteljahrhundert wird nöthig sein, und vielleicht eine noch längere Zeit, um dort Alles wieder in den Stand zu setzen, wie es früher war.

Zehn Minuten später fuhren wir in den Straßburger Bahnhof ein, und nach weiteren fünf Minuten stand ich draußen auf dem Perron und sah den Boulevard de Straßbourg hinab, der sich im Anschluß an den Boulevard de Sebastopol in unendlicher Perspective ausdehnt. Den haben sie also doch stehen lassen, sagte ich unwillkürlich zu mir selbst, denn nach all' den Erzählungen und Berichten über das zerstörte Paris meinte ich, kaum mehr einen Stein auf dem andern zu finden. Leider sollte ich gar bald sehen, daß dies in einzelnen Stadtvierteln wirklich der Fall war.

Das stolze, kolossale Frauenbild mit der Mauerkrone und dem Herrscherstabe, das die Stadt Straßburg vorstellt, saß noch wie auf einem Thron, hoch auf dem Giebel des Bahnhofgebäudes; um den rechten Arm hatte man ihr einen schwarzen Flor geschlungen, als Zeichen der Trauer um die verlorene schöne Stadt. Ein bischen Komödie muß in Frankreich immer dabei sein. Schlingt nur Alle einen schwarzen Flor um Euren Arm, Ihr Pariser, und trauert in Sack und Asche, denn wahrlich, Euer Unglück ist groß, riesengroß . . . aber doch nicht größer als Eure Schuld!

Nur mit Mühe war ein Fiaker zu haben und dann mußte man sich

noch um den Fahrpreis streiten, denn der alte Tarif war noch nicht wieder in Kraft getreten. Einige Kutscher forderten zehn und zwanzig Franken für die Stunde; ich hatte von Glück zu sagen, den meinigen für acht Franken zu bekommen. O Haußmann! seufzte ich, wie haben sich die Zeiten geändert! „Ich fahre Sie dafür auch an einigen Ruinen vorbei“, sagte der Kutscher, um mich zu beschwichtigen. „Die Ruinen“ scheinen nämlich jetzt in Paris die Losung des Tages zu sein; zehn, zwanzig zerlumpte und auch sonst sehr zweideutig aussehende Kerle umdrängten uns wenigstens unaufhörlich und boten sich als Führer an durch die zerstörten Stadttheile. Manche von ihnen mochten wol unter der Commune gedient haben, und wir baten sie sehr kategorisch, uns ungeschoren zu lassen.

II.

Sollte Max Stirner, sagte ich zu mir selbst, als ich nach meiner Wohnung fuhr, doch Recht gehabt haben mit seiner Schrift: „Der Einzige und sein Eigenthum“, wenn er das menschliche Ich über alles Uebrige in der ganzen Welt stellt und somit dem Egoismus in der krassesten Weise das Wort redet; .... sollte er wirklich Recht gehabt haben? Ich wenigstens ertappte mich auf einem äußerst egoistischen Gedanken, der mich völlig und ganz in Anspruch nahm und alle sonstigen Gedanken vor der Hand verdrängte: Ich und mein Eigenthum, mit anderen Worten die Frage: Wie mag es in meiner Wohnung aussehen? denn daß sie nicht zerstört war, wußte ich bereits. Ich hatte sie damals Ende August (der Leser erinnert sich vielleicht meiner Leidensgeschichte aus jener Zeit) Hals über Kopf verlassen müssen, schnell einen Koffer mit den nöthigen Effecten gepackt und dann fort aus Paris hinaus und über die Grenze, um nur mein Leben in Sicherheit zu bringen. Und jetzt waren die eingeäscherten Tuilerien, das in die Luft gesprengte Stadthaus, die vielen zertrümmerten Paläste und Prachtgebäude für mich bei Weitem nicht so interessant, wie meine drei kleinen Zimmer in der Rue de Grenelle.

Und sie waren wirklich unversehrt geblieben, obwol das Stadtviertel, in der Nähe des Invalidendomes, gerade der Beschießung am meisten ausgesetzt gewesen. Auf den Invalidenplatz waren die Granaten zu Dutzenden gefallen, zwei, drei sogar in unsern Garten, die unser Concierge später als Trophäen auf seinem Fenstergesims aufgestellt hatte. Doch ich will es kurz machen, denn ich bin im Grunde stets ein Gegner Stirner's gewesen, und habe dem Leser außerdem von anderen Dingen zu erzählen, als von meiner Wohnung — ich fand mein kleines Daheim fast ganz so, wie ich es verlassen. Selbst meine zwei Kanarienvögel hatten die doppelte Belagerung und Beschießung glücklich überstanden und begrüßten mich mit Gesang, als wenn gar nichts vorgefallen wäre; nur mein weißer Spitz, von dem mir damals, ich gestehe es gern, der Abschied so schwer geworden, war verschwunden. Erst später erfuhr ich, und auch nur andeutungsweise, denn man wich meinen Fragen aus, daß man ihn geschlachtet und gegessen habe .... aufgefressen hätte ich beinahe gesagt, denn es kam mir gewaltig barbarisch vor. Armer Spitz, der mich jahrelang auf so manchen Spaziergängen begleitete, oder an Winterabenden so lange wedelte und schmeichelte, bis er sich auf den Fuchspelz vor dem Kamin betten durfte .... hier in diesen zwei Zeilen widme ich Dir ein letztes Andenken. Wenn ich auch nicht mit Rousseau sage: „Je mehr ich die Menschen kennen lernte, um so lieber wurden mir die Hunde“,

so warst Du mir doch ein treuer Freund, obwol Du es mir nie mit Worten sagen konntest — ach treuer, als mancher andere, der es mir laut versicherte.

So weit mein lebendes Inventar; das todte war so gut wie ganz vorhanden, wenn auch mit fast einjährigem Staube bedeckt. Dort stand über dem Schreibtische mein Tröster und Aushelfer, das Brockhaus'sche Conversationslexikon, und im Bücherschranke fand ich all' meine guten, alten Bekannten wieder; außer den großen Classikern, die selbstverständlich in jeder Bibliothek die ersten Reihen einnehmen, auch Jean Paul und Platen, Stifter, Rückert und Chamisso und so viele Andere, die aber schon fast alle hinübergeschlummert sind und mithin diesen neuen schrecklichen, ja man darf wol sagen: schrecklichsten Krieg nicht erlebt haben.

Im unverschlossenen Wandschrank standen noch (wer hätte das gedacht!) die angebrochenen Liqueurflaschen unberührt, einige Pfund Chocolade desgleichen .... die Requisitionen der Commune, die doch sonst nichts verschonte, hatten sich also nicht bis auf mein Arbeitszimmer erstreckt.

Aber auch ernstere Eindrücke sollten mir alsbald in meinem Hause werden. Einen Freund, der im untern Stockwerk wohnte, fand ich in tiefer Trauer: er hatte während der ersten Belagerung im Januar seine Mutter verloren. Die Beschießung hatte bereits begonnen und man war genöthigt gewesen, da, wie bereits erwähnt, unser Stadtviertel sehr exponirt war, die todtkranke Dame in den Keller zu schaffen, damit sie dort wenigstens in Ruhe sterben konnte. Ich verweile nicht bei den Einzelnheiten dieses erschütternden Bildes, ich erwähne es hier nur wie im Vorübergehen, als Beweis, daß uns überall in Paris, bei einem Blick auf die jüngste Vergangenheit, solche Schrecknisse und Jammerscenen entgegentreten — kaum ein Haus, das nicht in dieser Beziehung irgend etwas Trauriges, Trostloses, wo nicht Herzzerreißendes zu erzählen hätte! Aber die Klagen und das Elend des Einzelnen verhallen in der Noth der Gesammtheit.

Die schwere Heimsuchung, wie Gottesgericht, hat indeß weder den Stolz und den Uebermuth der Pariser gebrochen, noch sonst irgendwie einen heilsamen Einfluß auf ihre Denk- und Handlungsweise gehabt. Sie sind nicht allein ganz dieselben geblieben, sondern in mancher Beziehung noch schlimmer geworden, denn zu ihrem frühern eiteln Gebahren, zu ihrer elenden Prahlerei und Selbstüberschätzung ist jetzt noch der Preußenhaß und das hohle Geschwätz von Verrath, durch den sie allein besiegt zu sein vorgeben, hinzugekommen, was sie bei jeder Gelegenheit auftischen und in allen Tonarten singen. Ich werde dies weiter unten bei einem Blick auf die Tagespresse noch etwas näher besprechen; mir drängte sich nur diese peinliche Ueberzeugung sofort auf, als ich mit den Nachbarn in zufällige Berührung kam. Aus ihren spitzen, anzüglichen Reden, die sie freilich mehr an sich untereinander, als direct an mich richteten, und an sonstigen zweideutigen und verletzenden Aeußerungen fühlte ich alsbald heraus, daß sie ihre Gesinnung nicht geändert hatten, sondern mich noch nach wie vor als denselben Spion betrachteten, der sie im vorigen Sommer für schweres Gold an Bismarck verrathen hatte. Sie sind wie Kinder, diese Pariser, aber wie die gefährlichsten enfants terribles, denen man keine Vernunft predigen kann, weil sie von vornherein entschlossen sind, keine anzunehmen.

Doch das schien mir alles Nebensache; ohnehin hatte ich ja nicht die Absicht zu bleiben, denn der dauernde Aufenthalt der Deutschen in Paris ist zur Zeit noch sehr peinlich und wird es voraussichtlich wol noch lange sein.

Ich wollte nur meine Angelegenheiten, so gut oder schlecht es sich thun ließ, ordnen, Dasjenige, was ich von meiner Habe zu behalten wünschte, einpacken lassen und das Uebrige fortgeben. Nicht umsonst hatte ich fast ein volles Jahr in Deutschland gelebt: nun zog es mich sehnsüchtig zurück in die wiedergewonnene Heimat, und die Sehnsucht wurde mit jedem Tage größer, denn Alles schien in Paris darauf angelegt zu sein, uns Deutschen die Lust des Bleibens zu verleiden. Und doch — was wird aus der gesammten pariser Handelswelt werden, was aus den übrigen Gewerben und Handwerken, wenn man die Deutschen, die dort früher die ersten Plätze einnahmen, mit einem Proscriptionsbanne belegt, wie die meisten Zeitungen einen solchen im Namen der sogenannten „ligue anti-prussienne" in ebenso gemeiner wie unsinniger Weise täglich predigen? Mein Hauswirth schien übrigens zu dieser unsaubern Ligue nicht zu gehören; er bedauerte wenigstens ebenso höflich wie phrasenreich meinen Entschluß, Paris oder doch zunächst sein Haus zu verlassen. Aber er überreichte mir auch zugleich mit süßlicher Miene die Quittungen der vier verflossenen Quartale, wonach ich also die Miethe für ein ganzes Jahr zu zahlen hatte. „So will es die Ordnung, so will es das Recht", und ein Pariser Propriétaire wird sich beides, trotz Krieg, Belagerung und Beschießung niemals nehmen lassen. So ganz und gar in seinem Rechte war er indeß doch nicht, denn gerade in jenen Tagen war bereits das Gesetz wegen der rückständigen Hauszinse erlassen worden, welches den Miethern nicht unbedeutende Erleichterungen gewährte. Es fragte sich nur, ob auch die Fremden und namentlich die „Preußen" mit in diese Bestimmung einbegriffen waren, was jedenfalls noch vor dem Friedensrichter oder dem Maire des Arrondissements einer speciellen Erörterung bedurft hätte. Der Gedanke jedoch, vor jenen noch dazu immer öffentlichen Tribunalen zu erscheinen und dort möglicherweise den bereits oft erprobten Insulten auf's Neue ausgesetzt zu sein, hatte für mich so wenig Verlockendes, daß ich vorzog, lieber die ganze Summe zu bezahlen, freilich in Fünfzigthalerscheinen, die aber der edle Mann für voll annahm. „Wenn es an mir gelegen hätte", sagte er darauf, als er schmunzelnd sein Geld einstrich, „so wäre es nie zum Kriege gekommen; ich war von jeher kosmopolitisch gesinnt und mir sind die Deutschen ebenso lieb wie die Franzosen" . . . „nämlich ihre Thaler", hätte er hinzufügen können. Dies war das einzige Compliment, das ich während meines neuen Aufenthaltes in Paris zu hören bekam.

III.

Mein erster Weg war nach den Tuilerien, denn von allen Palästen und öffentlichen Gebäuden, welche die Männer der Commune dem Untergange preisgegeben hatten, erschien mir das alte weltbekannte Königsschloß am bedeutendsten. Wenn auch die früheren französischen Könige nur selten dort gewohnt — Ludwig XIV. und XV. nie, denn sie blieben stets in Versailles, und Ludwig XVI. nur gezwungen und gewissermaßen als Vorgefängniß seiner spätern Haft im Temple — so hatte trotzdem der Palast, vorzüglich seit dem ersten Kaiserthum, eine welthistorische Rolle gespielt und das Tuileriencabinet hat im ganzen jetzigen Jahrhundert einen wesentlichen Einfluß auf die Weltgeschicke gehabt. Geplündert und verheert war bekanntlich das Schloß in jeder Revolution worden; der Commune, „diesem modernen Herostrat", setzte ich gern hinzu, wenn man den Vergleich nicht schon so

oft gemacht hätte, war es aufbehalten, es durch Feuer und Flammen vollständig zu vernichten.

Schon unterwegs trat mir von allen Seiten die schreckliche Wandlung entgegen, der das arme Paris anheim gefallen war. Auf dem Invalidenplatze bivuakirten noch die Truppen und auf den Wällen, wo früher die Kanonen standen, welche der Stadt und Frankreich, urbi et orbi, immer jedes großes Ereigniß des Landes verkündigten, waren Zelte aufgeschlagen, wie in einer belagerten Citadelle. Die Kuppel des Doms indeß blitzte wie sonst in ihrem goldenen Schmuck; der Maler Courbet, einer der wildesten Communisten, dem man auch den Sturz der Vendômesäule zu verdanken hat, hatte nicht Zeit gehabt, die Kuppel schwarz anstreichen zu lassen, wegen des darunter befindlichen Kaisergrabes ... was dem Grabe selbst für ein Schicksal bestimmt war, sagte ich bereits oben. Das Ministerium des Auswärtigen, das den Invalidenplatz nach dem Quai hin begrenzt, war, wie das daneben liegende Präsidentschaftshôtel, stark zusammengeschossen worden, und zwar von der Invalidenbrücke aus, wohin die Versailler durch die Avenue der Elyseischen Felder ihre Kanonen geschafft hatten. Der Concordeplatz strafte gleichfalls seinen schönen, friedlichen Namen Lügen, denn er war furchtbar mitgenommen: die eine der beiden prachtvollen Fontainen fast ganz zertrümmert, die massiven Steinbalustraden wie mürbes Holz zerbröckelt, unter den Statuen diejenige der Stadt Lille geköpft, und von den hohen, monumentalen Broncecandelabern nicht einer unversehrt. Mehr als zwei Stunden lang flogen die Kanonenkugeln und Granaten der Versailler auf diesen Platz, und es ist fast ein Wunder, daß er nicht noch weit schlimmer verheert wurde. Ein noch größeres Wunder ist es aber unstreitig, daß der Obelisk in der Mitte völlig und ganz unversehrt geblieben ist, nicht einmal einen Streifschuß hat er erhalten, der die kleinste seiner Hieroglyphen verletzt hätte; der Steinkoloß steht stolz und aufrecht da, wie er vor viertausend Jahren in der Ebene von Luxor unter seinen Schwestern, den Pyramiden, stand. Er hat schon viel erlebt in Paris und wird voraussichtlich wol noch viel erleben.

Der Tuilerienpark war noch abgesperrt; von den goldenen Gittern hatte man natürlich die Kronen mit dem lorbeerbekränzten N. herabgerissen und auf der Terrasse nach der Seine hin, dem frühern sogenannten reservirten Garten der kaiserlichen Familie, lagerte noch die Artillerie mit ihren Kanonen, Zelten und Pferden. Auch der übrige Theil des weiten Gartens war von campirenden Soldaten vollständig in Beschlag genommen worden, und der prächtige Blumenflor, einer der schönsten und reichhaltigsten der Welt, auf dessen Pflege jährlich viele Hunderttausende verwendet wurden („verschwendet“, lautet jetzt die republikanische Lesart), war verschwunden. Von den hohen hundertjährigen Bäumen des Parks selbst fehlten aber Gottlob nur wenige; die Commune hatte allerdings den Plan gehabt, sie sämmtlich fällen zu lassen, um dadurch ein freies Operationsfeld zwischen dem Concordeplatz und den Tuilerien zu gewinnen; die Versailler waren ihnen jedoch auch hier zuvorgekommen und hatten sie vor der Zeit verjagt.

Im Hintergrunde, und zwar in der ganzen Breite des Parks, ragte düster und grauenhaft eine unermeßliche schwarze Ruine: die Tuilerien. Das war also übrig geblieben von dem stolzen, glänzenden Königsschlosse, das drei Jahrhunderte lang (der Bau wurde bekanntlich von Katharina von Medicis im Jahre 1564 begonnen) der Sitz der Eleganz, des Wohllebens

und Reichthums gewesen, und in dessen Räumen, namentlich in letzter Zeit, alle Producte des Pariser Luxus in einer Pracht und Fülle aufgehäuft waren, wie in keinem andern kaiserlichen Palaste, mit alleiniger Ausnahme vielleicht von Saint=Cloud, das jetzt gleichfalls eine klägliche, schaurige Ruine ist.

Nach der Proclamation der Republik am 5. September 1870 hatte das Volk, das nun wieder „souverain“ geworden war, sofort von den Tuilerien Besitz genommen; die Kaiserin war Tags zuvor in schlichter, bürgerlicher Verkleidung aus ihren Gemächern geflohen . . . man sagt, sie habe weinend einen letzten Blick auf die Galerien und Säle geworfen, in denen sie fast zwei Decennien lang die demüthigen Huldigungen der ganzen vornehmen Welt Frankreichs und vielfach auch Europa's empfangen — sie konnte sich leicht sagen, daß diesem Abschied kein Wiedersehen folgen würde, denn sie brauchte nur an die früheren von dort vertriebenen Könige zu denken.

Sofort wurde an allen Mauern, Portalen und Eingängen des Schlosses die bekannte und im Grunde so nichtssagende republikanische Devise: Liberté, Egalité, Fraternité riesengroß hingemalt und darunter Propriété nationale. Aber das Gebäude als solches wurde respectirt. Man installirte dort verschiedene administrative Bureaux, später auch Ambulanzen; aus der Galerie de Diane wurde ein Lazarethsaal gemacht und sogar ein Inventar des Mobiliars wurde aufgenommen. Noch später wurden im Marschallssaal Volksconcerte gegeben, mit zehn Sous Entrée und Freibillets für die Citoyennes („Damen“ durfte man nicht sagen; auch waren es keine) und in jenen Concerten sang die Bordas, diese zweite und noch scandalösere Auflage der Théresa, ihr berüchtigtes Lied „C'est de la canaille, et j'en suis!“ und das gesammte Publicum brüllte und wieherte den schmutzigen Refrain mit, während in den unteren Räumen an solchen Concertabenden Bier und Schnaps geschenkt wurde. Aber die Freude dauerte nicht lange, denn die absonderlichen Herrschaften hatten sich gleich in den ersten Malen so schlecht aufgeführt und die Mobilien, Teppiche und übrigen Geräthe so beschmutzt und verdorben, auch gar Vieles, was nicht niet= und nagelfest war, mitgehen heißen, daß höhern Orts die Schließung des „Nationaleigenthums“ verfügt wurde. Natürlich in den Augen der durch diese Verordnung Betroffenen eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, die nach ihrer Ansicht dem schönen Begriff der Propriété nationale vollständig widersprach.

Als am 18. März die Revolution losbrach und die Schreckensherrschaft der Commune begann, wollte sich der bald darauf ernannte Wohlfahrtsausschuß Anfangs in den Tuilerien etabliren; man sah aber später davon ab, nur der General Cluseret wohnte dort etwa acht Tage lang und hielt in dem Thronsaal eine Art Kriegsrath, der aber schon nach einer halben Stunde in eine Kneiperei ausartete. Auch Raoul Rigault, der ein Geck und ein Scheusal in einer Person war, wohnte dort nach seiner Ernennung zum Generalstaatsprocurator eine kurze Weile und zwar in den Zimmern des Erdgeschosses, man sagt sogar im frühern Cabinet des Kaisers selbst, nur um seiner kindischen Eitelkeit diese Genugthuung zu verschaffen; alsdann blieb der Palast leer und nur einzelne Räume wurden wieder für die Bureaux der assistance publique benutzt. Als darauf am 16. April das Hôtel Thiers' demolirt wurde, schaffte man die dort gefundenen Kunstschätze (im Werth von weit über einer Million) in die Galerie de Diane der Tuilerien,

weniger um sie in Sicherheit zu bringen, als um sie dort in öffentlicher Auction zu verkaufen. Da sich aber kein Käufer fand, so ließ man sie dort und sie mußten später das Schicksal des Gebäudes theilen.

Jetzt die Katastrophe.

Es war in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai. Schon in der Frühe des 22. waren die Versailler von der Südwestseite in Paris eingedrungen und um 5 Uhr Morgens wehte die Tricolore auf dem Trocadero und dem Triumphbogen. Der Erlöser und Rächer nahte, die Stunde der Vergeltung schlug. Gegen 7 Uhr las man an den Straßenecken den Verzweiflungsruf der Commune: „Zu den Waffen! Der Feind ist in unseren Mauern! Nur nicht muthlos und nicht gezögert! Auf die Barrikaden für die Republik, die Commune und die Freiheit! Zu den Waffen!“ Dies ist die letzte Proclamation, welche der Wohlfahrtsausschuß überhaupt erlassen hat; sie bezeichnet zugleich das Ende der Schreckensherrschaft. Am 23. tobte der Kampf auf der ganzen Westseite von Paris und gerade in den vornehmen, reichen Stadtvierteln der Elyseischen Felder, des Faubourg St. Honoré und all' der neuen, prächtigen Avenuen und Boulevards, wo beinahe ein Palast neben dem andern steht. Am Morgen des 23. nahm die Division des Generals Ladmirault die Höhen des Montmartre und bald darauf diejenigen von Chaumont, wodurch eigentlich schon strategisch der Sieg der Regierungstruppen über die Insurgenten entschieden war. Diese zogen sich mehr nach Osten zurück, obwol in manchen Straßen und vorzüglich an den Barricaden Schritt für Schritt gekämpft wurde. Unter den letzteren bildeten einige, z. B. die beiden am Concordeplatze vor der Rue de Rivoli und der Rue Royale, wahre Citadellen, die mit schwerem Geschütz einige Stunden lang bombardirt werden mußten, bevor sie gestürmt werden konnten. So brach der Abend des 23. Mai an: Sieg auf der ganzen Linie für die Versailler, bei verhältnißmäßig nur geringen Verlusten; der Concordeplatz und der Tuilerienpark waren dagegen mit den Leichen der gefallenen Communisten wie besäet.

Da begann plötzlich um Mitternacht ein fürchterliches Schauspiel. In verschiedenen Gegenden der Stadt, vorzüglich nach dem Centrum hin, stieg dicker, gelber Qualm auf, der sich zu festen, undurchdringlichen Wolkenballen bildete und wie ein schwerer Schleier vom Himmel herabhing. Bald darauf züngelten breite, blutrothe Blitze durch den Qualm: Paris war den Mordbrennern anheimgefallen, und die Tuilerien waren das erste Opfer. Wie durch einen Zauberschlag standen die vielen hundert Fenster der Façade in lichter Helle; so hatten sie auf keinem der kaiserlichen Bälle und Hoffeste gefunkelt und geleuchtet, wenn sich die neugierige Menge hinzudrängte und zu den hellen Spiegelscheiben hinaufschaute, um die Glücklichen zu beneiden, die da oben tanzten und sich vergnügten — jetzt hielten Tod und Verderben in wahnsinniger Zerstörungswuth dort ihren höllischen Einzug ... Feuer und Flammen, Flammen und Feuer, wohin der entsetzte Blick sich wandte.

Aus der Kuppel des Mittelbaues, wo der berühmte Marschallssaal lag, der zugleich der Thronsaal war, schlug eine thurmhohe Flammengarbe empor ... ein Riesenfeuerwerk, wie man an keinem Napoleonstage ein ähnliches gesehen; die Gitter des Carousselplatzes schmolzen und sein steinernes Pflaster verglaste in der Gluth; da auf einmal ein ohr- und sinnbetäubender Knall, wie ein Erdbeben, dem langnachhallende Donner folgten, die über ganz Paris fortrollten: die Pulverminen in den Kellern explodirten, und nun stürzten die Dächer, Giebel und Mauern von allen Seiten krachend

und prasselnd zusammen und überschütteten mit einem sprühenden, dichten Funkenregen den ganzen Park, so daß die entlegensten Bäume versengt wurden und ihr Laubwerk auflohte in der übergewaltigen Hitze — zuletzt war der Palast ein feuerspeiender Berg geworden, der mitten in einem unermeßlichen Flammenoceane stand!

Wie war es möglich gewesen, das ganze ungeheure Gebäude so auf einmal und an allen Ecken und Enden zugleich in Brand zu setzen? Dies unheimliche Räthsel sollte bald auf fürchterliche Weise gelöst werden: das Petrol und die Petroleusen. Ganz Europa las schaudernd einige Wochen später die näheren Details dieser Brandstiftungen und fragte sich entsetzt, ob wirklich Menschen im Stande gewesen, solche Scheußlichkeiten zu verüben. In großen Fässern hatte man das Petrol in die unteren Räume des Erdgeschosses geschafft, das von da in die übrigen Etagen vertheilt wurde. Alles lief hastig hinzu und schöpfte, jedes Geräth oder Gefäß war gut, sogar kostbare Sèvresvasen und japanische Schüsseln, einst die Zierde der kaiserlichen Gemächer, benutzte man, um die infernale Flüssigkeit weiter und weiter zu tragen, treppauf und treppab und um sie dann überallhin zu verschütten. Und wieder hinunter, um neuen Vorrath zu holen. Kein Saal, kein Zimmer wurde vergessen, kein Corridor, keine Galerie; die sammetnen und seidenen Vorhänge und Portièren wurden damit getränkt, die Teppiche und Möbeln damit begossen, und in diesem höllischen Thun immer die Weiber voran, und vielfach . . . die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — von Kindern gefolgt. Von Kindern! Man meint seinen Augen nicht zu trauen, wenn man es liest, und der Philanthrop wendet sich weinend und erschüttert ab, weil es ihn irre macht an aller menschlichen Natur. Und doch ist es so und noch mehr, denn man hat Mütter ihre *eigenen* Kinder, Knaben und Mädchen von zehn, zwölf Jahren, mit sich führen und ihnen die nöthige Anleitung geben sehen, um alsdann unter ihren Augen tüchtig zu „arbeiten“. Kinder waren es auch zumeist, die, als Alles fertig und zugerichtet war, brennende Zündhölzchen umherwarfen und dann lachend und schreiend davonliefen, denn das flüssige Feuer, das mit rasender Schnelligkeit um sich griff, folgte ihnen auf den Fersen. Manche konnten sich nicht einmal schnell genug vor den überall auflodernden Flammen retten, und drei Weiber sollen mit fünf Kindern in den Tuilerien lebendig verbrannt sein. Sie hatten sich selbst ihren Scheiterhaufen angezündet!

Das Entsetzen der Pariser, als sie diese Scheußlichkeiten vernahmen (ganz Paris, so hieß es, solle auf diese Weise in Brand gesteckt werden) war groß, aber noch größer die Wuth der Versailler Truppen. Pardon wurde keiner gegeben. In der Rue de Lille erwischten die Soldaten zwei Frauen und drei kleine Mädchen, die mit Gießkannen Petrol in die offenen Kellerfenster der Häuser gossen und brennende Wergbündel hinterher warfen, so daß sofort die Flammen herausschlugen. Aber in demselben Moment wurden auch die Frauen und Kinder erbarmungslos nieder- und zusammengestochen und dann in die Gluth hineingeschleudert . . . wol eines der haarsträubendsten und gräßlichsten Bilder dieses fürchterlichen Bürgerkrieges!

Doch noch einmal zurück zu den Tuilerien.

Der Pavillon de Flore, dieser prächtige Neubau, der mit dem langen Flügel nach der Seine hin gegen fünfzehn Millionen Franken gekostet und den der Prince Impérial erst im Winter 1870 bezogen hatte, war gleichfalls vom Dach bis zum Keller mit Petrol begossen und alsdann angezündet

worden, aber die Flammen fanden nur wenig Nahrung im Innern der leeren Gemächer, und die gewaltigen Stein- und Eisenmassen, aus denen das ganze Gebäude besteht, wiederstanden der Gluth. Die zierlichen Sculpturen, mit denen alle Façaden des Pavillons wie des Flügels fast zu verschwenderisch bedeckt sind, wurden nur geschwärzt und die vielen allegorischen Figurengruppen desgleichen; hier wird die Restauration nicht schwierig sein.

Etwas Anderes ist es mit dem Pavillon de Marsan auf der entgegengesetzten Seite, nach der Rue de Rivoli hin, wo 1857 der jetzige Kronprinz des deutschen Reichs mit seinem damaligen Adjutanten Moltke, und im Weltausstellungsjahr 1867 der König von Preußen mit Bismarck logirte; dieser Theil des Palastes ist vollständig zerstört und nur die klaffenden, acht bis zehn Fuß dicken Mauern sind geblieben. Auf diesem Punkt begreift man auch am besten den verruchten Plan der Communisten, der bekanntlich die Zerstörung des ganzen Bauwerkes, Tuilerien sowol wie Louvre, umfaßte; nur daß ihnen zur Ausführung auch hier, wie überall, die Zeit gefehlt hat. Trotzdem ist es ihnen noch gelungen, im südlichen Flügel des Neubaues den Pavillon du Louvre, der die Louvrebibliothek enthielt, in Brand zu stecken und so gut wie ganz zu vernichten. Von der schönen Bibliothek, die namentlich reich an modernen Werken aller Art war, sind nichts als ungeheure Aschenhaufen übrig geblieben. Der Pavillon selbst, von gleich massiver Construction wie der Pavillon de Flore, ist ebenfalls nur ausgebrannt, aber durch alle Stockwerke durch, so daß seine gänzliche Wiederherstellung viele Millionen kosten dürfte. Diesem Pavillon gegenüber und nur durch den Square des innern Hofes getrennt, liegt der Pavillon Denon, wo die Museen beginnen. Der bloße Gedanke, daß auch diese hätten zerstört werden können, erfüllt uns mit Angst und Entsetzen, und daß es nicht geschah, ist wahrlich nicht die Schuld der Communisten. Im Pavillon Denon standen bereits große, bis an den Rand mit Petrol gefüllte Kübel, und wenn die Versailler nur zwei Stunden später gekommen wären, wer weiß, was für ein namenloses, unberechenbares Unglück wir zu beklagen hätten. Zerstörte Paläste lassen sich wieder aufbauen und auch der prächtigste Hausrath läßt sich leicht wieder ersetzen, aber die Kunstschätze von Jahrhunderten, ja von Jahrtausenden, wie sie die Galerien des Louvre enthalten, die dadurch zu den bedeutendsten und kostbarsten Europa's geworden sind — diese einmal verbrannt, verstümmelt, oder sonst der Vernichtung preisgegeben, so ist der Verlust unersetzlich, unwiederbringlich, ein Gräuel für die civilisirte Menschheit und eine ewige Verwünschung zugleich für die Urheber solcher Schandthat.

Die furchtbare Brand- und Todesfackel leuchtete schon und warf ihren Schreckensschein auf die Façaden und hinein in die geheiligten Räume . . . die Venus von Milo und der Apoll des Praxiteles, diese beiden schönsten Marmorbilder der Welt, waren bereits von der röthlichen Gluth angehaucht und mit ihnen alle die tausend und aber tausend Statuen und Büsten, und in den oberen unermeßlichen Sälen die zahllosen Gemälde aller Meister und Schulen! — Doch es sollte nicht dahin kommen; diesen Fluch sollte die Commune zu all' ihren übrigen Verbrechen nicht auf sich laden, und so schrecklich sollte das arme, unglückliche, schwer verschuldete Paris nicht heimgesucht werden. Gott der Herr that ein Einsehen, möchte ich fast sagen, und erinnerte sich der alten Devise Frankreichs: Dieu protège la France. Die Galerien und Museen blieben unversehrt und werden vielleicht später dazu dienen, uns den Franzosen und zuerst den Parisern, wenn ihr unsinniger

Haß und Groll und namentlich der noch unsinnigere Durst nach Rache verschwunden sein werden, wieder versöhnlich zu nähern; denn die Kunst ist eine sanfte, freundliche Vermittlerin, indem sie die Menschen hinaufzieht in ihre reine, lautere Sphäre, wo die wilden Leidenschaften des Tages schweigen und wo sich der Geist den ewigen Idealen zuwendet, die von Oben kommen und ihm auch deshalb ein besseres Jenseits verbürgen.

Wenn also den Communisten die beabsichtigte Zerstörung des gesammten Neubaues der Tuilerien und die des Louvre nicht gelang, so entschädigten sie sich dafür durch die Feuersbrunst des nördlich vis-à-vis gelegenen Palais-royal. Auch von diesem schönen Palaste ist der ganze Mittelbau jetzt eine große, düstere Ruine, nur die beiden Seitenflügel sind stehen geblieben und glücklicherweise auch das daranstoßende Théâtre français, das ebenfalls mit niedergebrannt werden sollte. Ein Gleiches gilt von den langen Galerien, die den Garten begrenzen, unter dessen Arkaden sich bekanntlich die vielen hundert Gold- und Silber- und sonstigen Luxusläden befinden; auch sie hat ein günstiges Geschick vor dem Untergange bewahrt.

So weit die Ruinen der Tuilerien, die man wol die kaiserlichen nennen könnte, denn sie umfassen den Palast als Residenz der kaiserlichen Familie und das Palais-royal, das der Prinz Napoleon bewohnte. Aus diesem Grunde habe ich bei ihnen etwas länger verweilt, so schmerzlich auch der Anblick sein mochte. Das Kaiserthum war gestürzt, nun mußte auch der Palast der Majestäten in Schutt und Trümmer fallen; so wollte es die Logik der Commune. Leider blieb sie dabei nicht stehen, sondern trug ihre Mordbrennerfackel weiter und weiter, um das haarsträubende Wort Rigault's wahr zu machen, der es indeß auch, Gott sei Dank! an demselben Tage, wo er es aussprach, mit dem Leben bezahlte: „Wir können unterliegen, aber wir lassen dafür Paris in Flammen aufgehen.“ —

Matt und zerschlagen, und dies mehr noch moralisch als physisch, kam ich am Abend von diesem ersten Spaziergang wieder in meiner Wohnung an. Und doch hatte ich eigentlich bis jetzt nur wenig von all' den Schrecknissen gesehen, gewissermaßen nur eine einzige Scene des furchtbaren Dramas, voll Blut, Mord und Brand, das über die Weltstadt hereingebrochen war wie ein Gottesgericht von Oben.

Herbstleben unserer Singvögel.

Von Pfarrer **Karl Müller.**

Der Augustmonat hat sich seinem Ende zugeneigt, über die Stoppeln weht der Wind. Doch ist das Leben der Schnitter auf dem Felde noch nicht ganz verstummt, noch dringt uns der Ton des Sensenhammers und -Wetzers aus dem stillen Riede zu Ohr, noch heimeln uns die Melodien der Volkslieder aus dem Munde der spätheimkehrenden Burschen und Mädchen an, als rührende Nachklänge aus Zeiten, wo das Gemüth tiefer vom Hauche der Naturpoesie berührt ward. Aber das Wirbeln und Trillern der himmelanstrebenden Sänger der Lüfte, die echoweckenden, markigen Rufe der Waldsänger, das Schmettern und Flöten der Park- und Gartensänger vermißt unser Ohr. Im glühenden Strahle der Sonne verblaßte schon, dem schärfern Auge bemerkbar, das Laub; allmälig starben die Klänge der Vogellieder, der Strom der Begeisterung unserer besiederten Sänger besänftigte sich mehr und mehr, sein Wellenschlag wurde immer ohnmächtiger und seltener, sein Rauschen und Klingen verlor sich endlich ganz. Ein Menschenleben im Kleinen haben gleichsam die Vögel in den wenigen Monaten des Frühlings- und Sommerwandels durchlebt. In der rosigen Zeit der Jugend und Minne war ihr Herz voll und ging über in lautem Jubel. Ihre Bewegungen waren rasch, flink, leicht und anmuthig. Da kam der Ernst des Ehelebens. Der wohligen Spielerei, dem stürmischen Gebahren, dem planlosen Hin- und Herstreifen folgte der sinnigere Wandel, die gemessenere Haltung, die planmäßige Ordnung und Einrichtung, die quälende häusliche Sorge, die aufopfernde Mühewaltung, die treue Erziehung und endlich die Trennung von den selbstständigen Nachkommen. Ihr Kleid ist über Eiern und Jungen mit dem der sie umgebenden Natur abgeblaßt, die Entbehrungen, welche sie sich auferlegen mußten, um für ihre Nestlinge zu sorgen, hat den Stand ihrer körperlichen Fülle und Behaglichkeit nicht gefördert. Dazu kam der Federwechsel der meisten Sänger in den Monaten Juli und August, der nicht selten von förmlichen Krankheitssymptomen begleitet wird. Stille hält sich der matte, oft von starkem Herzklopfen und Athmungsbeschwerde schon bei geringer Verfolgung befallene Vogel, einsam und tief am Boden im Dunkel des Gebüschs oder der Saat. Ein wahrer Heißhunger kommt da oft über ihn. Der Verbrauch der Säfte, welchen die Bildung des neuen Gefieders erfordert, ist um diese Zeit ein ungewöhnlicher. Das ganze Sinnen und Trachten ist auf Ernährung, Ruhe und Schutz gerichtet. Und die Natur ist diesem Bedürfniß zuvorgekommen durch Entwickelung des Lebens unzähliger Kerbthiere für die Insectenfresser und der Sämereien für die Samenfresser. Ueberall ist der Tisch dem besiederten Völkchen gedeckt. Unter der Fülle der Nahrung und der Trägheit des Wandels nimmt die Fettbildung von Tag zu Tag zu. Selbst nach vollendeter Mauser währt die Gefräßigkeit fort zur Bildung einer Leibesfülle, welche dem Vogel die nöthigen Kräfte zur Reise in die Gegenden und Länder der Fremde giebt.

Beeren der Bäume und Sträucher werden von Drosseln, Amseln und Grasmücken verschlungen, und schon sind einzelne Beeren an den Dolden des schwarzen Hollunders dunkelbraun geworden und locken die Lüsternen an. Die Vorwanderung des Pirol hat schon längst begonnen, unruhig durchstreifte er bisher die Gartenbäume. In einer der nächsten Nächte verläßt uns der erst zur Zeit der Maienblüthe zur Heimat Zurückgekommene. Unter südlichem Himmelsstrich erneuert er sein goldgelbes, schwarzgeflügeltes Kleid. Der gelbe Spötter, seines ausgezeichneten Spottgesanges wegen Bastardnachtigall genannt, verläßt uns schweigend um dieselbe Zeit. Auch er zieht in der Fremde erst sein neues Röcklein an. Graue und schwarzköpfige Grasmücken verlassen ihre Brutorte, wenn nicht Beerenreichthum sie länger fesselt, und kommen in unsere Gärten. Manches junge Rothkehlchen hat sich heimlich aus dem Walde schon seit einem Monat entfernt und nun seine vorher unscheinbar gefärbten Brustfedern mit leuchtend orangegelben vertauscht. Jetzt, wo es nach vollbrachter Mauser auf die Fähigkeit seiner Schwingen vertraut, hält es sich nicht mehr so heimlich im Dickicht, sondern fliegt zuweilen auf freie Zweige und lockt unter anmuthigen Bücklingen. Zu Anfang des September sind die Hecken und Büsche unserer Gärten von vielen dieser lieblichen und schlanken Vögelchen belebt. Das helle „Bist" ihrer Kehlen, das namentlich in der Morgen- und Abenddämmerung zum trillerartigen Vortrag sich steigert, erschallt von allen Seiten und dazwischen flüstert wie ein säuselndes Lüftchen das feine Gezwitscher der jungen und alten Männchen. Ja, unter dem Lächeln des blauen, goldstrahlenden Septemberhimmels vergißt sich manches lebhaft erregte Hähnchen und singt laut, als ob es dem wunderbar berührten Menschenherzen den Frühling verkündigen wollte. Du herziges Vögelchen warst der Liebling des Knaben, der mit klopfendem Herzen die Töne vernahm, die dich ihm verriethen und unter staunendem „Ach" deine rothgelbe Kehle und Brust und den olivengrünen Glanz deines Oberkleides im Sonnenlichte schimmern sah; der kaum zu athmen wagte, wenn du seinem Sprenkel mit glattanliegendem Gefieder, aufgeschürzten Beinchen und begehrlich blickendem Auge nahtest; der unter dem Selbstgespräch der Leidenschaft den Knoten löste, welcher eines deiner dünnen, zarten Füßchen fesselte und dich im Uebermaß kindlicher Freude triumphirend nach Hause trug, um dich den Brüdern und der Schwester zu zeigen. Wenn ich heute aus den kreuzweise gesprungenen Kapseln der Pfaffenhütchen den mit orangefarbenem Fleisch überzogenen Samen hervorleuchten sehe, so taucht deine Gestalt und Farbe vor mir auf und so manche mit deinem und meinem Herbstleben innig verwebte Erinnerung. Da gedenke ich deiner schelmischen Neckereien und Bücklinge, mit denen du den kleinen Vogelfänger als erfahrenes, bejahrtes Männchen höhntest und seine Fangversuche vereiteltest, indem du den zappelnden Mehlwurm oder die Hollunderbeeren am Sprenkel verschmähtest oder flatternd gegen den Fangapparat schlugst, daß die Falle zufiel und du dann gefahrlos anbeißen konntest. Da gedenke ich auch deiner Liebenswürdigkeit im Gefangenleben, wie du eine gute Miene zum bösen Spiele machtest und dich zu schicken wußtest in Zeit und Lage wie eine geduldige Christenseele. O, ich weiß noch, daß du deine Pfleger und Hausgenossen wohl zu unterscheiden verstandest von Fremdlingen, die du neugierig beäugeltest und vorsichtig umkreistest. Wie hob sich dein bewegliches Schwänzchen so hoch, wie erfreut nicktest du mir zu, wie schlugst du überschwängliche Triller, wenn ich deine Wohnung mit Pfaffenhütchen-

zweigen schmückte! Deine Seele war wol plötzlich dadurch in den Wald und Garten der Freiheit, in das Paradies der Sänger versetzt. Auch lernte ich deine Unverträglichkeit kennen, mit welcher du andere Vögel neckteſt und zornsprühend verfolgteſt; andererseits aber auch einen rührenden Zug deines Wesens, dich im Gefangenleben junger hülfloser Vögelchen fütternd anzunehmen.

Im Strahle der Herbstsonne verklärt sich das Herbstleben unserer Sänger überhaupt in gar anziehender Weise. Die Tonübungen der Jungen zeugen von dem größern oder geringern Fleiß des Studiums der Individuen, und während diese „dichten", wie der Vogelkundige sagt, fallen die alten Meister leise ein, wie wir Aelteren es ja auch gern thun, wenn unsere Jugend uns jugendlich anregt. Und wenn die alten Meister die Leier stimmen, und sei's auch zu noch so gedämpftem Vortrag, so lauscht der Vogeljüngling den bildenden Strophen und dem Liede, das dem feinen Ohre trotz dem Gezwitscher vernehmbar ist. Im August sitzen die jungen rothrückigen Würgermännchen auf den Dornsträuchern und lauschen der heimlichleisen Tonweise des Vaters, der vieler Vögel Rufe und Lieder wiedergibt; im September haben die jungen Drosseln, Grasmücken, Stieglitze, Hänflinge und andere Gelegenheit, den Gesang der Väter in Andeutungen oder auch in ihrer Durchführung mit unterdrückter Stimme zu hören. Die Jungen der ersten Brut dieser Sänger haben sogar den lauten Gesang des Vaters vernommen. Aber dies ist nicht die Bedingung, unter der ihre künftige Meisterschaft sich ausbildet, denn im Herbste gefangene junge Sänger werden trotzdem keine Meister. Grundbedingung der Entwickelung des Gesanges ist unstreitig die Freiheit. Will man sich auf aufgezogene oder in der Jugend ihres Lebens eingefangene Drosseln berufen, die oft in der Folge vorzüglich singen, so behaupte ich dagegen auf Grund genauer Beobachtung und Vergleichung, daß dieser Gesang himmelweit verschieden ist von demjenigen des Wildlings, also durch Verlust der Freiheit des Sängers im Stadium seiner Entwickelung entartete. Die jungen Nachtigallen, welche größtentheils im Neste nicht einmal den früh verstummenden Vater hören und im August in ihren manchmal zum Schlag sich erhebenden Uebungen von großer Mangelhaftigkeit des Vortrags Zeugniß geben, bleiben, wenn man sie einfängt, stümperhafte Sänger, während das Freileben sie, ohne daß ihnen ein Lehrvorbild behülflich wäre, im nächsten Frühjahre als vollendete Künstler zurückkehren läßt. Deshalb glaube ich, daß das Lied eines Originalsängers theils gar nicht, theils nur in sehr beschränktem Grade das Ergebniß der väterlichen Belehrung ist und der junge Vogel im Freileben ohne Lehrmeister zur Vollendung im Vortrag des seiner Art und Species charakteristischen Gesanges gelangt. Bei denjenigen Sängern hingegen, deren Vortrag aus den Weisen anderer Vögel besteht, übt die zufällig sie umgebende oder auf dem Zuge ihnen begegnende und in der Fremde nachbarlich wohnende Vogelwelt einen wesentlich bestimmenden Einfluß aus.

So wirr und unverständlich aber auch das Herbstgezwitscher der Vögel sein mag, es hat für den sinnigen, poetischen Menschen dennoch etwas Zauberhaftes und ist in seiner niedergehaltenen, andeutungsweisen Sprache mit dem Hauche sanfter Wehmuth überkleidet, der zu dem allgemeinen Bilde der stillen Herbstnatur harmonisch stimmt. Wem macht es nicht den Eindruck des Abschiedsliedes, wenn er die Scheideblicke des Spätjahres empfängt und die kleinen Wanderer sich rüsten sieht zum Zug und zur Wanderung? Die

leise, unterdrückte Vogelsprache — klingt sie nicht als der Ausdruck des behaglichen Gefühls, noch daheim zu sein, in welches sich die Regung des unerklärbaren Triebes zum Aufbruch und zur Trennung mischt? Diese Naturkinder in ihrer Ursprünglichkeit stehen mit feinfühligen Fäden in Verbindung mit der Außenwelt, mit den Einflüssen der Jahreszeit und der Witterungsverhältnisse. Ein kalter Regen- oder Windschauer vermag ihre gehobene Stimmung niederzudrücken, ein milder Sonnenblick weckt ihre heitere Laune, ein plötzliches Auftauchen der Gefahr erschreckt und lähmt sie gleichsam, wenige Minuten darauf kehrt Vertrauen und Sorglosigkeit wieder. Sanguinisch ist die Natur des Sängers, und weil er sich dem Augenblick mit ganzem Wesen hingiebt, so wechselt bei ihm rasch Freude und Schmerz, Behagen und Unbehagen, Lust und Unlust. Und wie die Wetterlaune die Stimmung des Vogels in hohem Grade beherrscht, so gestaltet der Wechsel der Jahreszeit vielfach auch sein Leben um. Der Herbst ist die Zeit seiner Trägheit und Ruhe. Drosseln, Amseln und Grasmücken mästen sich wahrhaft durch den Genuß der Beeren und Früchte, welcher später im Süden zu ihrem eignen Verderben fortgesetzt wird, denn der Körper wickelt sich förmlich in Fettpolster ein, so daß sich viele dieser Früchtefresser kaum noch von Baum zu Baum fortbewegen mögen und können und darum leicht eine Beute der ausgedehntesten und verheerendsten Nachstellungen von Seiten der Italiener werden. Was ist aus den ewigbeweglichen Insectenjägern geworden? Wir schleichen durch das Gebüsch eines Parks, welcher wegen des Reichthums seiner beerentragenden Sträucher und der Ausdehnung seiner Schutz bietenden Bosquets von vielen zum Zug in die Fremde sich rüstenden Singvögeln gemäß ihrer Neigung und Vorliebe besucht ist.

Die Mittagsonne der zweiten Hälfte des September steht am Himmel. Kein Blatt regt sich. Das bunte Farbenspiel des röthlichen, röthlichgelben, blaßgelben und noch grün gebliebenen Laubes wird von den Strahlen gehoben, welche durch die lichteren Stellen des Gezweiges in das Heiligthum des Schattendunkels eindringen. Leises Zwitschern vernimmt unser Ohr, von dem wir unsere Schritte lenken lassen. Geräuschlos nahen wir uns einem Hollunderbaume am Rande des Dickichts, der Sonne zugekehrt. Da bietet sich unserm spähenden Auge eine Gesellschaft der träge gewordenen Beerenfresser dar. Auf den Zweigen liegen zu dicken Bolzen aufgeblasen, tiefathmend schwarzköpfige und graue, Dorn- und Klapper-Grasmücken; selbst die Weidenzeisige, große wie kleine, ruhen behaglich und scheinen die faule Herbstnatur ihrer Nachbarn auch ein wenig zu theilen. Einzelne Männchen der Letzteren nur schnappen nach Mücken, rufen „hoid“ und deuten ihr zartes, hinsterbendes Liedchen an, das uns an Weidenkätzchen und Obstbaumblüthen erinnert, oder wir vernehmen das „Tiltell“ des kleinen Laubsängers, das uns die im Frühlingssafte stehenden Weiden am Ufer des angeschwollenen Flusses vergegenwärtigt. Jetzt hat ein Schwarzkopf uns bemerkt, spähend reckt er den Hals aus, während der Leib noch träge ruht. Der gefahrkündende unkenartige Ruf des Gestörten durchzuckt wie elektrischer Schlag die übrigen Träumer, aber zögernd nur erhebt sich einer nach dem andern, die Sorglosesten strecken erst einmal Flügel und Beine aus und gähnen wie Langschläfer unter den Menschen, ehe sie von Zweig zu Zweig weiter hüpfen. Lüsterne zerren im Vorübergehen noch schnell einige Beeren los und verschwinden dann erst unserm nachblickenden Auge. Selbst die sonst so scheuen Drosseln und Amseln geben sich um diese Zeit zuweilen

tiefer Ruhe hin, so daß man sie vorsichtig beschleichen und in ihrer Siesta belauschen kann.

Rings um uns her ist die Vogelwelt dem Zuge des geselligen Lebens gefolgt und großentheils in den freundlichsten Verkehr getreten. Die den Sommer über paarweise abgesondert lebten, halten sich jetzt zu einander oder ziehen als Unzertrennliche mit einander umher, täglich Streifereien in weiterm Kreise der ihrer Neigung entsprechenden Umgebung unternehmend. Eltern und Kinder, rechte und Stiefgeschwister, Vettern und Basen wandern mit einander, laden sich gegenseitig zur Tafel, fordern sich auf zur Rast und mahnen zum Aufbruch. Sie haben ihre Sprache, ihre Zeichen, ihre Vereinsordnung. Sie kennen ihre Freunde so gut wie ihre Feinde, gehen ohne Ausnahme ihre ehrlichen Wege, und stehen sich im Angesichte der erkannten drohenden Gefahr durch wohlverständliche Rufe und Geberden treulich bei. Sie haben keinen Herrscher unter sich, dennoch werden sie beherrscht, und zwar nur von der Erfahrung und dem Natursinn, welcher bei allen derselbe ist. Es herrscht ein stillschweigendes Einverständniß unter ihnen. Wie der Frühling ihnen gebot, ihr Familienleben in strenger Abgeschiedenheit zu beginnen, so rief ihnen gleichsam der Herbst zu: kommt und vereinigt euch! Keines dieser Vögelchen kennt ein Warum, keines vermag sich Rechenschaft zu geben, wenn es der Aufforderung der Jahreszeit folgt. Dieselben Töne, welche den Sommer über im engern Familienkreise ihre Bedeutung und Geltung hatten, haben sie jetzt im gesellschaftlichen Verbande. Derselbe Ruf, der laut ertönend zum Aufbruch mahnt, ist, leise gegeben, oft der Ausdruck des behaglichen Beisammenseins am heimischen, beliebten Plätzchen. Was reden nicht Alles diese Freigemeindler mit einander, deren natürliche Sprache nur der Eingeweihte versteht! Das ist das Vorrecht des Forschers, der mit dem Dogma und Systeme sich nicht begnügt, sondern sucht und mit allen Sinnen forscht, daß es draußen für ihn keine Langeweile und Einsamkeit giebt, kaum noch Geheimnisse, wie dies Rückert so rührend schön singt:

„Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!"

Ja, was reden diese von Millionen kaum eines Blickes gewürdigten Vögelchen? Komm' und sei mit! spricht die unbefangene Liebe; nimm dich in Acht! warnt die nachbarliche Besorgniß; er kommt! er ist da! heißt der Schrei der Furcht und des Entsetzens; wie bin ich so glücklich! tönt es heimlich im sonnenhellen Busch; wie köstlich schmeckt mir's eben! so lautet die durch Schnabelhiebe unterbrochene Lockstrophe; auf, ihr Gefährten und weiter! das ist der Inhalt der lauten, rasch wiederholten Töne von den hohen Baumzweigen. Und wie die vielen, vielen anderen Tonschattirungen zu deuten sind, ich kann es nicht sagen, ob ich es gleich weiß; es ist eben ein Geheimniß, welches an poetischem Werthe verlieren würde, wenn ich es ausplaudern wollte. Wer es erfahren möchte, der lasse es sich von den Vögeln selbst anvertrauen.

An den Ufern der Bäche, Flüsse und Teiche sind unsere Sänger schon beim Abschiede der eigentlichen Sommertage verstummt. Die Rohr- und Schilfsänger durchzogen mit ihren rüstigen Jungen schlüpfend und kletternd noch eine Zeit lang die Sumpf- und Wassergewächse, und die jungen Männchen erhoben zuweilen dichtend ihre Stimmen. Die Zarteren dieser Sippen,

namentlich der Sumpfschilfsänger, welcher erst im vorgerückten Mai zur Heimat gekommen und unsere Aufmerksamkeit durch seine Meisterschaft in der Nachahmung fremder Gesänge gefesselt, sind gleich der Bastardnachtigall, dem Pirol, vielen Nachtigallen und Sprossern vor Eintritt des September davongezogen. Nur der Wasserschwätzer ist mit dem schillernden Eisvogel zurückgeblieben und taucht, schwimmt und fliegt auf und ab oder sitzt bald lauernd, bald singend, bald ruhend auf einem Felsblock im Forellenbach oder auf einer Wurzel, die aus der Uferwand hervorragt. Selbst im Winter bei Schnee und Kälte, sobald nur stille Luft und Sonnenschein walten, vernehmen wir in den Frühstunden den Gesang dieses treuen Bewohners unserer Gebirgswässer.

In den Gemüsegärten und in Kraut- und Kartoffeläckern scheuchen wir im September so manchen Sänger auf, der nur auf dem Herbstzuge hier vorübergehend anzutreffen ist. Hier wiegt sich auf schwankem Krautblatt das Schwarzkehlchen und schnickt mit dem Schwänzchen, dort taucht das hoch- und dünnbeinige Blaukehlchen auf, dessen neues Kleid unvortheilhaft absticht gegen das Frühlingsgewand, in welchem es schön blaubrüstig mit weißem oder zimmetrothem Stern erschien und uns ebenso sehr durch seine Zeichnung wie durch Anmuth in Haltung und Bewegung gefiel. Fächernd hebt es im Affecte den Schwanz und enteilt unseren Blicken durch Verbergen im Dunkel der deckenden Crescenz. Es steigen in ruckweisem Fluge Baum- und Singpieper vor uns auf, und wiederholt ertönt das dem Freunde der Hühnerjagd wohlbekannte „Hiß“ oder „Liß“, wonach das Volk, vielleicht auch der Jäger, den Urheber dieses Lockrufs „Liesichen“ getauft hat. Die Wachtel „steht“ aus dem Stoppel- oder Kartoffelfelde „auf“ und verräth durch ihren schwerfälligen Flug ihren wuchernden Fettansatz als Folge der Hanf- und Hirsenmast. Horch, jetzt rauscht es in unserer Nähe, und unsere Aufmerksamkeit wird einem Hanfacker zugelenkt, wo eben eine Schaar von Hunderten unserer beliebten Saamenfresser aufgeschreckt wurde. Die goldgelben Felder der schwarzgeflügelten Stieglitze glänzen prachtvoll im Sonnenlichte. In auf- und niedertauchendem Bogenflug beschreiben Stieglitze und Hänflinge eine weite Kreislinie; kleine Abtheilungen trennen sich von der Hauptschaar, darunter Grünlinge, Edelfinken und selbst Sperlinge. Die jungen Stieglitze der ersten Brut lassen ihr rauheres „Zibet“, die Spätlinge das feinere „Zibit“ hören, und daneben schallt das Gedrill der jungen Hänflinge. Mancher alte Stieglitzhahn schmettert im Flug eine Abtheilung seiner Reitermelodie und mancher alte Hänflinghahn kräht, jodelt und flötet dazwischen. Andere raufen und zanken sich ohne dadurch zurückzubleiben oder sich abzutrennen. Doch diese Liedesstrophen sind schnell verhallende Nachklänge aus der hingeschwundenen Sommerzeit. Unser Auge verfolgt ein Häuflein dieser Munteren, welches sich losgetrennt hat von der Schaar, bis zu einem nahen Erlengrunde. Unser Fuß folgt nach, und ein Erlenbusch birgt uns auf eingenommenem Beobachtungsstandpunkt. Auf den hohen Erlenbäumen sitzen die Stieglitze, schäkernd den Bürzel hin und her drehend, alte mit karminrother Stirne, schwarzen Kopfbinden und herzförmigen, bräunlichen Flecken auf der weißen Brust, junge, die theils schon mit gelblichrothen Federchen an der Stirn geschmückt sind, oder noch das sperlingsgraue Käppchen ohne jegliches Abzeichen tragen. Ihnen und den Hänflingen nahe sitzen einige Erlenzeisige, die in scharfen Tönen krähen und mit den nachbarlichen Gefährten die Absicht theilen, drunten am Bach sich niederzulassen. Zögernd

wartet die Gesellschaft es ab, bis ein argloser Goldammer, Feldsperling, Edelfink oder auch ein Hänslingsjüngling oder eine Stieglitzjungfrau den Anfang gemacht hat. Nun werden auch die Vorsichtigen vertraut und kommen herab auf Steine im Wasser oder an seichte Stellen, trinken und nehmen zum Theil auch noch unter kräftigen Flügelschlägen und Anspritzungen mittelst des Schnabels ein Bad. Man sieht ihnen Wohlbehagen und Erquickung an. Viele durchnässen ihr Gefieder so sehr, daß sie bei ihrem Aufflug rauschend und flatternd sich bemerklich machen. Im Sonnenschein wird dann das Gefieder getrocknet, eingeölt und geordnet, worauf sie mit erneutem Appetit zum Hanfacker zurückkehren.

Noch sind die Lerchen nur in kleinen Flügen vereinigt, lockend fliegen sie vor uns auf und zwitschern dann und wann noch schwirrend. Der October erst bringt uns die Wandernden in großen Zügen. Ihr Sinn ist der reichlich vorhandenen Nahrung zugewendet, die sie hauptsächlich an die weitausgedehnten Ebenen Sachsens fesselt, wo sie ihres gemästeten Körpers wegen tausendweise unter dem Garne des Lerchenfängers sterben müssen und den Feinschmeckern als „Leipziger Lerchen" höchst willkommen sind. Ein „Altweibersommertag" zieht am Octoberhimmel herauf. Vom sanften Südhauch gehoben und gelöst, schweben die silberstrahlenden Erdspinnenfäden wie im Sommertraum vorüber. Was summt und schwirrt leise über uns? Es ist ein wonneerregtes Lerchenmännchen, das sich mit den Sommerfäden erhoben hat, aber von seinem Emporsteigen gar bald abläßt und zur Scholle zurückkehrt. Das Herbstgefühl bewältigt die augenblicklich verjüngende Anwandlung seiner Seele und unterbricht den kaum begonnenen lichten Traum.

Ueber Wiesen und Felder eilen hastig die Schaaren der Staare und beuten mit treibender Unruhe die Nahrungsquellen aus. Eins und das andere Männchen, von der Gunst der Witterung eingenommen, kehrt zur Brutstätte zurück und schwingt seine Flügel und balzt oder steigt flatternd empor, um niederschwebend wieder Fuß zu fassen. Die drohende Miene des Wetters aber bringt auch diesen Sänger zur Besinnung und rasch verläßt er die Brutstätte, zurückeilend zur drängenden Schaar der Brüder und Schwestern. Im Verlaufe des Herbstes, früher oder später, hat sich in der Stille der Nacht ein Zugvogel nach dem andern entfernt. Langsam geht der Herbstzug von Statten, entgegengesetzt dem stürmischen Frühlingszug. Aus der Heimat scheidet sich's nicht so leicht, wie aus der Fremde. Einzelne Nachzügler wollen sich zum Aufbruch nicht entschließen, bis die rauhe Witterung sie unerbittlich nöthigt. Kläglich und mitleiderweckend klingt noch an späten Octobertagen von entlaubten Bäumen die Lockstimme des kleinen Weidenzeisigs. Die zuerst kamen, gehen zuletzt. Rauh bläst die Nordluft unter die Federn dieses zwar zarten, aber doch ausdauernden Vögelchens. Doch das zwingende Naturgesetz beherrscht auch seine Seele. Unser Blick ruht theilnehmend noch auf den Getreuen, welche bei uns bleiben oder nur dem strengsten Winter aus dem Wege gehen. Mögen sie die mannigfachen Gefahren der schlimmen Jahreszeit glücklich überstehen! Ihr aber, südlich wandernde, lasset euch lenken von dem sichersten Compaß, der geheimnißvollen Naturgabe, über Berg und Thal, die gewohnten Straßen entlang, und über das Mittelmeer. Er lenkt euch sicher, und derselbe Zug des Herzens führt euch im Frühling wieder heimwärts zu den trauten Stätten, wo wir euch freundlich begrüßen und empfangen wollen.

Von schönen Händen.

Ein Berliner Artikel von Dr. G. Lewinstein.

Wenn man an einem Orte einen besondern Industriezweig emporblühen sieht, so wird man bei einigermaßen gründlicher und sachverständiger Betrachtung aller Umstände immer finden, daß dies kein Zufall, kein Resultat eines Einzelwillens ist, sondern daß die Bedingungen für diese Industrie schon vorher vorhanden waren, und daß es zu ihrer Entwickelung nur eines Anstoßes bedurfte. Nicht der Umstand, daß Jemand den Willen hat, irgend eine Fabrik an irgend einem Orte anzulegen, schafft aus diesem Orte ein Centrum für diese Fabrikation, sondern wenn die Vorbedingungen für ein solches Centrum, sei es Rohmaterial, sei es leichter Absatz oder reichliche Arbeitskraft, vorhanden sind, so finden sich leicht verständige Leute, welche diese Vorbedingungen auszunutzen verstehen, und solche durch natürliche Vortheile unterstützte Industrieen entwickeln sich dann auch selbstverständlich sehr schnell und in einer dem oberflächlichen Beobachter unbegreiflichen Weise. Auch in Berlin giebt es solche Industriezweige, deren Entwickelung den Meisten unbekannt und Denen, welchen sie bekannt ist, räthselhaft sein mag; wir wollen heute eine solche Industrie herausgreifen, und zwar eine Damenindustrie, wie sie sich nur in einer Stadt wie Berlin zu einer solchen Höhe entwickeln konnte. Jedoch, wenn ich hier von einer durch Damen ausgeführten Industrie sprechen will, so handelt es sich um eine solche Industrie, welche den zarten Händen der Damen angemessen ist, und deren Ausführung seit Jahrtausenden den Frauen angewiesen war.

Es ist dies eine Industrie, welche Arbeiterinnen aus so verschiedensten Classen der Gesellschaft und in den verschiedensten Arten von Localen beschäftigt. Bald finden wir die Arbeiterin, welche in ihr wirkt, in einer ärmlichen Dachstube, in verschossenen Cattun gekleidet, bei einer trüben Oellampe arbeitend und bald begegnen wir, wenn wir den Tönen eines gut executirten classischen Tonwerkes lauschen, ihr in einem Concertlocal, wo sie heiter plaudernd und in wenn auch nicht reichem, so doch elegantem Anzug, keinen Augenblick ihre Arbeit unterbricht.

Wir glauben nicht, daß nach diesen wenigen Andeutungen noch Jemand im Zweifel über das Thema unserer Schilderung ist; ein Jeder weiß, daß wir das Tapisseriegeschäft meinen, und daß wir ihm eine Stelle in den Reihen der berliner Industrie anweisen. Allerdings könnte Jemand, der nur die statistischen Ermittelungen der letzten Volkszählung zu Rathe zieht, es bezweifeln, daß man diesen Geschäftszweig unter die Industrien und besonders unter die der Erwähnung werthen Industrieen zählen darf; denn die Volkszählung giebt nur sechshundertundvierzig Tapisseriearbeiterinnen und Stickerinnen an, also, wenn man die Zahl der Arbeiterinnen unter beide Gewerbe theilt, eine nur verschwindend kleine Zahl gegenüber den Arbeiterschaaren, welche in anderen Industriezweigen beschäftigt sind.

Aber wir stellen jener amtlich ermittelten Zahl die Behauptung gegenüber, daß die Zahl der Arbeiterinnen für die berliner Tapisseriegeschäfte von

den Arbeitern weniger anderer Industriezweige übertroffen wird, höchstens vielleicht von den Arbeitern der in Berlin so sehr entwickelten Maschinenindustrie und einiger sich dieser eng anschließenden Industriezweige. Man muß nur, um diese Zahl annähernd zu ermitteln, in die Werkstätten gehen, wo sie arbeiten. Das sind keine öden, dumpfen Fabriklocale, in welche das Licht durch trübe Fensterscheiben fällt; es sind helle Säle mit Spiegelfenstern und goldstrahlenden Kronleuchtern, oder es sind schöne, prächtige Gärten mit alten dichtbelaubten Bäumen und herrlichen Bosquets, und wer die heiteren und gut gekleideten Arbeiterinnen sieht, der vermuthet gewiß Alles eher, als daß er Personen vor sich sieht, die für Geld arbeiten.

Wo aber sind jene herrlichen Arbeitslocale, die ja die weitgehendsten Pläne unserer Socialisten zu übertreffen scheinen, zu finden? Gar nicht so schwer. Einem Jeden, der nur ein einziges Mal in Berlin jene Concerte besucht hat, in welchem für wenig Geld dem Publicum Gelegenheit geboten wird, die Werke unserer großen Meister von gut eingeübten Kapellen vortrefflich vortragen zu hören, wird Zweierlei aufgefallen sein. Einmal der Fleiß der anwesenden Damen, und dann der Umstand, daß der größere Theil des Damenpublicums aus jungen Damen besteht, deren Väter kleine Beamte sind, welche in Berlin wahrhaftig kein so großes Einkommen haben, um ihre Töchter wöchentlich mehreremal Concerte besuchen zu lassen.

Wie machen es nun diese jungen Damen trotzdem möglich, diese Concerte regelmäßig zu besuchen? Wißbegieriger Leser, frage Dein Portefeuille oder Deine Cigarrentasche, wenn Du einen solchen Gegenstand, von liebender Hand Dir geschenkt, besitzest, und Du wirst die Antwort erhalten, eine Antwort, welche Dich vielleicht aus tausend Himmeln stürzen wird. Alle diese jungen Damen arbeiten nicht zu ihrem Vergnügen, sondern für Geld; sie verdienen sich im Concert das Geld, um diese Concerte besuchen zu können. Sie sticken und häkeln Alles, was verlangt wird, Börsen- und Cigarrenetuis, Schlummerrollen und Briefmappen, Feuerzeuge und Fußteppiche. Alle diese Gegenstände entstehen unter den fleißigen Händen dieser jungen Damen, welche sich mit einer wunderbaren Energie für wenig Geld die Augen ruiniren, um ihren Ohren einen Genuß zu verschaffen.

In dieser Weise arbeiten andauernd Tausende von jungen Damen für die Tapisseriegeschäfte, welche diese theils ganz, theils halbfertige Arbeiten in Quantitäten, welche die hochgespanntesten Erwartungen übertreffen, sowol im Inlande als nach Amerika verkaufen.

Diese Tapisseriegeschäfte, deren es in Berlin neben sehr vielen kleineren, eigentlich für den localen Absatz arbeitenden, fünf oder sechs größere, die ihren Geschäftskreis über die ganze Welt ausgedehnt haben, giebt, waren anfänglich Geschäfte, in denen man Gaze, Wolle, Seide, Perlen und die Stickmuster bekam, nach denen gearbeitet wurde. Bald fand man aber heraus, daß das Arbeiten nach Mustern sehr unbequem war. Man mußte nicht nur selbst die Farben auswählen, in denen man das Muster ausführen wollte, sondern man mußte auch das harte, steife Muster immer bei der Arbeit neben sich liegen haben, und deshalb, wenn man die Arbeit mit in ein Kaffeekränzchen nehmen wollte, mit sich führen, was besonders bei großen Mustern seine Schwierigkeiten hat. Man kam deshalb auf die Idee, für Gegenstände, bei denen sich das Muster regelmäßig wiederholt, so z. B. bei Kissen, Decken und dergl., dieses Muster einmal in dem Geschäft selbst sticken zu lassen, damit man so den Gebrauch des Papiermusters ersparte und gleichzeitig auch

die Wirkung so gewählter Farbenzusammenstellung beim Kauf beurtheilen konnte. Gewöhnlich war, wenn man eine angefangene Stickerei kaufte, ein Viertel fertig, und die Dame, welche eine selbstgefertigte Handarbeit verschenken wollte, brauchte nur drei Viertel auszuführen; aber bald wurden aus dem einen Viertel zwei und drei, ja schließlich kaufte man das ganze Muster fertig, so daß nur noch die mechanische Arbeit des Ausfüllens übrig blieb. Und sogar diese wird oft bis auf wenige Reihen vermindert. Was schadet es, wenn auch die eigene Hand noch so wenig daran gearbeitet hat — sie war doch thätig bei dem Geschenk, welches sie uns mit lächelndem Munde und zärtlichem Blick überreicht, und es wäre indiscret, nach dem Wieviel der Arbeit zu fragen.

Was nun die Zahl der so verkauften Gegenstände anbelangt, so ist diese allerdings nicht festzustellen, wol aber ist es uns durch verschiedentliche Anfragen und Nachforschungen gelungen, den Fabrikationswerth des Umsatzes in diesen Artikeln in Berlin auf etwa eine Million Thlr. jährlich festzustellen, eine Summe, welche natürlich durch den Verkaufswerth noch bedeutend übertroffen wird. Von dieser Million bleibt — wenn wir den Maßstab des Umsatzes in einem der größten Geschäfte anlegen — etwa Waare im Werthe von 150,000 Thlr. in Berlin, dann gehen etwa 500,000 Thlr. in die übrigen Zollvereinsstaaten, und der Rest, im Werthe von 350,000 Thlr. wird in das Ausland, vorzüglich nach Amerika, in zweiter Reihe nach Rußland exportirt. Natürlich ist zum Anfertigen von so großen Quantitäten gestickter, gehäkelter und ähnlich verfertigter Sachen eine große Anzahl von Arbeitern nothwendig, und wenn auch, nach der Natur der Sache, in keinem Zweige der Industrie vielleicht die Zahl der Arbeiterinnen schwieriger festzustellen ist als hier, so können wir sie doch nach den Angaben einzelner Geschäfte und nach deren Verhältniß zur Gesammtproduction auf etwa 3000 Personen schätzen. Rechnet man von diesen 400, ja selbst 500 als solche ab, welche sich offen als Arbeiterinnen für Geld bekennen, so bleiben immer noch 2500 Mädchen und Frauen, welche „so nebenher" für die Geschäfte arbeiten, d. h. dies sind jene fleißigen Damen, welche in den öffentlichen Concerten, in den Thee- und Kaffeegesellschaften niemals ohne eine Handarbeit gesehen werden. Natürlich machen diese Töchter aus anständigen Häusern, welche nicht direct von ihrer Hände Arbeit leben, weit weniger Ansprüche auf hohen Lohn, als die wirklichen Arbeiterinnen, und die Klage, daß durch diese Art der Concurrenz die Bezahlung derartiger Arbeiten so herabgedrückt werde, daß es fast unmöglich sei, mit solchen Stickereien und Häkeleien sich seinen Unterhalt zu erwerben, ist eine sehr alte und leider auch sehr gerechtfertigte. Aber Dem ist nicht abzuhelfen, die Industrie braucht diese Hülfsarbeiterinnen, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, um einmal durch billige Preise auf dem Weltmarkt concurriren zu können und dann auch, weil sie ohne dieselben gar nicht genug Hände haben würde, um das Bedürfniß des Marktes zu befriedigen. Und schließlich, warum sollen die jungen Mädchen, welche gern ein Concert besuchen wollen, und deren Eltern ihnen kein Geld geben können, dieses Geld sich nicht selbst verdienen? Wenn sie dies zu einem verhältnißmäßig zu billigen Preise thun, so ist gewiß nicht böser Wille oder die Lust, den armen Brodarbeiterinnen ihr kärgliches Einkommen noch mehr zu verkümmern, daran Schuld, sondern die Schuld daran trägt erstens die Concurrenz, denn es giebt hier in Berlin sehr viele Töchter aus bürgerlichen Familien, welche in derselben Lage sind, und zweitens ist die Erziehung unserer Töchter daran Schuld. Sie lernen aller-

hand Sprachen, Musik und dergl., aber sie lernen nicht die einfachsten Lehren der Volkswirthschaft. Sie freuen sich, wenige Groschen durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen, aber sie denken nicht daran, einen möglichst hohen Preis zu verlangen.

Der Umstand aber, daß das Tapisseriegeschäft, sobald es über den Umfang des Localgeschäftes hinausgehen und sich unter die Weltindustrie stellen will, eine so große Anzahl von Arbeiterinnen gebraucht, die nicht ihre ganze Zeit mit dieser Arbeit ausfüllen, und nicht ausschließlich auf dieselbe zum Erwerben des Lebensunterhaltes angewiesen sind, bedingt, daß diese Industrie sich nur in sehr großen Städten entwickeln kann, und auch diese bieten nicht alle den gleich günstigen Boden dar. In Berlin war es hauptsächlich die Vorliebe für Musik und der glückliche Versuch, dem musikliebenden Publicum gute Concerte für billiges Entrée zu geben, welche in hohem Maße fördernd auf die Ausbildung dieser Industrie wirkte. Die guten Concerte reizten die jungen Damen, sie zu besuchen, und das billige Eintrittsgeld eröffnete ihnen die Aussicht, sich dasselbe durch einige Stunden Handarbeit zu erwerben; erst die eine, dann eine zweite und so fort machten den Versuch, er gelang, und wir können wol sagen, daß die Liebig'schen Concerte die Grundlage gewesen sind, auf der das Berliner Tapisseriegeschäft sich zu einer Weltindustrie ausbilden konnte. Ohne sie wäre das Geschäft schwerlich weit über das locale Bedürfniß hinausgegangen.

Fragen wir nun nach dem Rohmaterial, welches in dieser Industrie verarbeitet wird, so ist es neben den zur Unterlage dienenden Stoffen, als Gaze, Seide, Wollenstoff und dergl., besonders Stickwolle, Perlen und Stickseide, welche in Betracht kommen. Die benutzte Wolle ist vorzugsweise rein deutsches Product, meist aus preußischer Wolle, in Sachsen gesponnen und dann in Berlin gefärbt; es kommt dazu nur eine verschwindend kleine Quantität englischen Fabrikates. Die Perlen sind vorzugsweise venetianische, welche zum Theil in Böhmen noch einmal geschliffen werden, dann böhmische, sogenannte Schmelzperlen und hohlgeblasene thüringische Perlen; von den kleinen thüringischen Perlen wird in Berlin nur sehr wenig verbraucht. Die Seide, welche verarbeitet wird, kommt fertig zum Gebrauch theils aus Westdeutschland, theils aus der Schweiz. Wir würden gern noch einige Daten über den Verbrauch der einzelnen Stoffe hinzufügen, hierfür fehlt aber jeder sichere Anhaltspunkt, und wir möchten nicht gern Zahlen mittheilen, welche allzusehr von der Wahrheit abweichen. Auf jeden Fall ist, wie man ja schon aus dem oben angegebenen Ertrag des Gesammtfabrikats ersehen kann, die Menge der verarbeitenden Stoffe eine sehr bedeutende, und zieht man den Werth und die Zahl der beschäftigten Arbeiterinnen in Rechnung, so muß man eingestehen, daß dieser Industriezweig wahrlich nicht zu den unbedeuteren in Berlin gehört, und mag uns vielleicht auch hie und da, wenn wir das Geschenk einer Dame ansehen, ein Zweifel aufsteigen, ob das Geschenk eigene Arbeit ist, so haben wir als Ersatz dafür die Genugthuung, daß diese Arbeit in Berlin vielen fleißigen Arbeiterinnen theils den Lebensunterhalt, theils ein gutes, den Geist erfrischendes Vergnügen verschafft hat, und daß in der ganzen Welt die „Berliner Tapisseriewaaren" allen anderen ähnlichen Fabrikaten vorgezogen werden.

Zeit bringt Rosen.

Erzählung von E. Diethoff.

> Die Zeit sie mäht so Rosen als Dornen,
> Aber das treibt immer wieder von vornen.
> Goethe.

Eine weiße Brücke führt über den Bach, davor stehen zwei alte Trauerweiden und lassen ihre fließenden Zweige bis zu den blinkenden Wellen herabhängen, die thun, als hätten sie's gar eilig, zu den Gerbhäusern hinab zu kommen, die weiter unten liegen in einer langen Reihe. Und doch ist es ein gar stiller Ort, daran sie vorbei kommen. „Sta Viator" steht in verwitterter Goldschrift über dem vielfach verschnörkelten Eisenthore jenseits der Brücke; aber die Wellen stehen nicht still, und auch nur selten ein Wanderer. Das ist der alte Kirchhof, und da, wo so manche Geschichte geendet, beginnt die unsere. Rings um den Kirchhof war Ackerland, schwerer kostbarer Fruchtboden, gut bebaut und gut gehalten; denn die Bürger der kleinen ehemaligen Reichsstadt, die da jenseits der Landstraße hinter ihren Mauern und Thürmen liegt, trieben alle neben ihrer Handtierung noch den Acker- und Weinbau zu ihrem eigenen und des Landes Gedeihen. Vor der Brücke kreuzen sich zwei Straßen; die eine führt gegen das Gebirge, dessen kühne Formen aus blauduftiger Ferne herübergrüßen, die andere weiterhin in's Gau.

Da, wo die Straße sich kreuzt, standen zwei junge Männer. Der eine jünger scheinende trug auf dem braunen Kraushaar einen leichten Strohhut und darunter ein frisches, fröhliches Gesicht voll Leben und Lust an der Welt. Einen leinenen Kittel hatte er über seine Kleider gezogen, ein grünes Ränzel umgehängt und einen Stock in der Hand. So konnt' er leicht für einen Handwerksburschen gelten. Wer aber näher hinsah, der merkte, daß das Alles feinerer Stoff war und der junge Mann einer von der immer mehr aussterbenden Species der Fußreisenden. Der andere war mit einem dunklen Sommerpaletot vom elegantesten Schnitt und einem hohen Seidenhut bekleidet. Seine Hände staken in etwas zu engen Glacéhandschuhen; er konnte also unmöglich den kleinen gestickten Nachtsack selbst tragen und mußte zu diesem Zweck einen noch sehr jugendlichen Bewohner der Reichsstadt hinter sich hertraben lassen, dessen schiefgetretene Stiefel und nicht nur mützenloses, sondern auch ungekämmtes Haupt den äußersten Contrast zu dem rein und glänzend gebürsteten Herrn bildeten. Der junge Reichsbürger hatte sich einstweilen auf einen Chausséestein gesetzt und zu mehrerer Bequemlichkeit den gestickten Nachtsack in den tiefsten Staub abgestellt.

„Also wirklich, Emil", sprach der Fußreisende, „Du willst nicht mit mir gehen?" — „Gewiß ginge ich gern mit Dir", antwortete der Feine, „aber Du kennst die Verhältnisse, Karl."

„Ei was!" rief der Andere, „immer und immer diese leidigen Verhältnisse! Müßt' ich nur das verdammte Wort nicht immer hören, das nichts sagt und nichts verbirgt, hinter das man sich flüchten kann und verstecken, und Jeder mag sich dabei denken, was er will!" — „Was willst Du, mein Lieber?" lautete die Antwort. „Die Verhältnisse sind zwingend, wir können uns nicht losreißen, ohne das Gefüge der Kette, welche uns mit Andern verbindet, gewaltsam und unnatürlich zu lösen."

Der Andere drehte sich auf dem Absatz herum und wirbelte den Stock umher. „Um Gotteswillen, Herr Assessor in Ferien, gieb mir keine so subtile, gedrehte Antwort, an der ich zu knacken habe wie an einer Nuß. Einfach, ich finde Dich hier, frei, in Ferien; ich frage Dich: willst Du mit in's Gebirg? Du duckst Dich ganz klein zusammen: — die Verhältnisse — ich möchte gern, aber — die Verhältnisse — mein Onkel — die Gesellschaft. — Zum Teufel, stelle Dich einmal drüber, geh' mit!"

Der Andere sah auf seine Uhr. „Ich muß mich beeilen, Karl, es ist eine Viertelstunde zum Bahnhof. Ich kann in der That Deiner Aufforderung nicht Folge leisten. Viel Vergnügen!"

Ein Wink mahnte den Buben zum Aufbruch, welcher, den Nachtsack über die Schulter werfend, im dicken Staube der Heerstraße hintrottete. Aergerlich wandte der Fußreisende sich herum, der Andere grüßte nochmals mit der schön belederten Hand.

„Geh' hin in Gottes Namen", murmelte Jener, „geh' hin zu Basen und Vettern und in das ganze Getriebe der schöngefügten Verhältnisse! Ich will mich ein paar Tage losmachen, vielleicht auch ein paar Wochen. Heraus, heraus! Ich will einmal all' den Plunder hinter mir lassen und mir wohl thun in der freien Gotteswelt, in Wald und Haide. 's ist am Ende auch besser, der geht für sich und ich meines Weges. Wer heißt mich auch allen Leuten Gutes thun wollen nach meiner Meinung und es ihnen aufdrängen?"

Der Reisende schlenderte bei diesen Worten langsam über die Brücke, er ergriff die niederhängenden Zweige der einen Trauerweide und bewegte mit denselben, sie hin und her schleudernd, das Wasser. Da hörte er helle Mädchenstimmen aus dem Innern des Kirchhofs herüber tönen; er trat über die Brücke, und sich auf das niedrige Gemäuer lehnend, blickte er, halb verborgen von einer hochgewachsenen Taxusstaude, hinein. Es war reiches Ackerfeld ringsum, schwerer fetter Boden, auf dem alle Frucht doppelt zu keimen schien. So war auch der Kirchhof. Der Reisende meinte nie eine üppigere Gartenwildniß gesehen zu haben. Wie das blühte und glänzte über den moosigen Steinen und den eingesunkenen Kreuzen! Nur noch selten, da und dort, war ein Grab gejätet und gerecht, mit einer Umfassung von Masliebchen oder Immergrün umgeben; sonst deckte all' die Gräber das gleiche hoffnungsgrüne Leichentuch des im Thauperlenschmuck prangenden Grases. Lustig wuchsen darüber die

prächtigen Büsche des Goldlacks und der Schwertlilie, wiegten Tannen und Cypressen ihre dunklen Häupter und dufteten ganze Hecken von Rosen und Flieder zu dem an der Mauer herüber.

Daß der Kirchhof nicht mehr im Gebrauch sei, war wohl sichtlich, sowie daß er nun auch zu anderen Zwecken diente. Auf dem Rasen der eingesunkenen Gräber waren lange Stücke Linnen zum Bleichen gebreitet und zwischen den Grabsteinen flatterte allerhand zum Trocknen aufgehängte Wäsche.

Das Alles hatte der Reisende mit einem Blick gesehen. — Aber wo waren die Mädchen? — Richtig, dort standen sie, ganz in seiner Nähe neben dem großen Rosenstrauch, aus dessen Mitte eine Todtenurne weißlich schimmerte.

„Wie schön! wie schön!“ flüsterte der junge Mann unwillkürlich. — Ja, es war wirklich schön, was er sah. Schön war sie, wie die thaubesprengte Rose am Busch, die schlanke, anmuthige Blondine im kurzen Rock und knappen Mieder, wie sie eben den aus dem weißen Hemdärmel schimmernden Arm hob, um einen vollen Rosenkranz sich auf den lockigen Wellenscheitel zu drücken. — Aber mit einer hastigen Bewegung riß ihre dunklere, vollere Gefährtin den gehobenen Arm herab.

„Jesus! Mariann'! Ich glaub' Du wärst's im Stande!“ — Das Mädchen, welches dies mit einer angstvoll fragenden Betonung rief, war, wenn auch nicht so schön, als ihre Gefährtin, doch wohl für manchen Geschmack noch reizender und gefälliger. Sie hatte üppigere Formen, frische Gesichtsfarbe und dunkle Augen und Haare. Ihre Kleidung war die eines wohlhabenden Bürgermädchens; doch nicht halb so kleidsam war das hellgrundige, rothgetupfte Kattunkleid und die braune Merinoschürze, als das blaugestreifte Drellmieder und der kurze Unterrock von dunklem Wollstoff, welchen die blonde Schöne trug.

Der junge Mann war so sehr in das Anschauen dieser zauberhaften Schönheit verloren, daß er die eifrige Rede der Braunen ganz überhörte. „Wenn dieses Mädchen ein Atlaskleid trüge und Perlenschnüre im Haar, Jeder hielte sie für eine geborene Prinzessin, und dächte nicht, daß in diesen Verhältnissen — — Pfui!“ unterbrach er sich selbst, „kommt mir schon wieder das leidige Wort?“

„Geh', Du bist nicht klug, Rosine!“ rief jetzt die Blonde mit hellem Lachen. „Warum soll ich den Kranz nicht aufsetzen?“

„Sieh, Marianne, thu's nicht, mir zu Lieb! Weißt Du nicht, man sagt, an die käme nie der Brautkranz, die einmal einen Kranz von Todtenblumen getragen!“

„Wegen dessen wollt' ich's schon wagen!“ rief die schöne Marianne übermüthig. — „Sieh!“ fuhr sie fort, auf die Leinwand deutend, „das ist ja auch von meinem Ausstattungsleinen, was ich auf den Gräbern bleiche, und der Rosenstock hier ist von je mein Liebling.“

„Was ist's denn für ein Grab, darauf er steht?“ fragte Rosine. „Er muß schon gar alt sein, denn in meinem Leben hab' ich noch keinen so dicken Rosenstamm gesehen.“

„Ich weiß es nicht", erwiederte die Blonde, „ich hab's noch nicht gelesen, die Schrift ist ganz moosig."

Rosine beugte sich nieder zum liegenden Grabstein, Marianne hatte den Kranz über die nebenstehende Gießkanne gehängt und bog sich mitlesend über die Freundin, indem sie mit der Linken die Rosenzweige zurückhielt, welche sie am Sehen hinderten. — Der Lauscher an der Kirchhofmauer wagte kaum zu athmen, aus Furcht, das liebliche Bild zu zerstören.

„Maria Anna ruhet hier,
Aller Tugenden ein Zier
Ist sie an Leib und Seel geweſt.
Dem Herrn des Raths und ehrenveſt
Junker Jürg vom Thor war sie vertraut
Als eine angelobte Braut.
Jetzt hat sie Gott im Jungfernkrantz
Geführet in des Himmels Glantz.

„Anno 1573 auf den Tag Johannis ist allhier beerdigt worden die edel Jungfraw Maria Anna im Ringwalt, so ihrs Lebens Alter gebracht hat auf 21 Jahr weniger 3 Monat, und eyn eheleiblich Kind geweſt des edeln Junkers und Burgemeister Peter Hans im Ringwalt und seiner Hausfrawen Kathrein, eyner Edeln von Walberg. Gott mög' ihrer Seelen gnädig seyn. Amen!"

Solches las mühsam und langsam die dunkle Rosine. Und wie es geht, wenn Einer so nach und nach Buchstaben und Worte zusammenklauben muß, kann er nicht so schnell den Sinn fassen wie der Hörende. Die Leserin wußte also nicht mehr so recht, was sie gelesen hatte, und sah erschrocken auf die Freundin, welche sich, bleich und mühsam Athem holend, an den Rosenstamm lehnte. — „Marianne, was ist? was hast Du?" rief sie erschreckt.

„Hast Du denn nicht selbst gelesen, daß die da unten „Maria Anna Ringwalt" heißt, gerade wie ich, und auch gerade so alt war?" rief die Blonde, indem es wie ein Frösteln ihre ganze schlanke Gestalt durchzitterte.

Die Braune war auch um ein Merkliches bläſser geworden. „Geh", sagte sie, „sei kein Kind! Die Ringwalte sind in der Stadt erbgesessen, seit sie steht, und Maria Anna's giebt's in jedem Haus, das ist kein Wunder!"

„Ja, Du kannst Recht haben, sie kann unseres Geschlechts gewesen sein", sprach Marianne, und indem sie die blonden Haare rasch zurückstrich, rief sie herzhaft: „Und es sind mir doch immer nur Rosen aus diesem Grab erblüht!"

Ihre Gießkanne aufnehmend, rief sie: „Wir wollen eilen, daß wir von dem Grab fort kommen und wieder an die Arbeit; es wird Einem ganz ängstlich!" Und gleichsam sich selber zur Aufmunterung und zum Troste wiederholte sie halblaut: „Es sind mir doch immer nur Rosen draus erwachsen!"

„Marianne!" rief die Freundin, „willst Du so im Unterrock und im Mieder, hemdärmelig an den Bach gehen?" — „'s wird noch Nie-

mand auf dem Weg sein", meinte die Andere, und sprang fröhlich gegen das Gitterthor, um am Bach zu schöpfen. Rosine folgte bedächtigeren Schrittes, sorgsam den Saum des Rockes vor dem feuchten Grase schützend. Das verschnörkelte Eisenthor drehte sich kreischend in den verrosteten Angeln, Marianne trat heraus und beugte sich gegen die Seite, wo der Reisende stand, zum Wasser. Da erblickte sie diesen, und mit einem Schrei, sich ihrer leichten Toilette erinnernd, ließ sie die Gießkanne fallen. Mit einem gurgelnden Ton, den schwankenden Seiher nach oben gerichtet, sank die Kanne halb unter Wasser, aber schon war der Wanderer gegen den Rand des Baches gesprungen und hatte mit dem gebogenen Griffe seines Stockes die Flüchtige wieder beigehakt.

Als er sich wieder erhob, stand die schöne Marianne, mit hellem Roth übergossen, halb hinter der Freundin; die baumwollene Schürze hatte sie über die entblößten Schultern geschlagen und die nackten Arme so viel als thunlich darunter versteckt. So stand sie da, ein Bild der reizendsten Verwirrung.

Es war daher an der geordneten Rosine, die Sprecherin zu machen und den Dank für die gerettete Gießkanne abzustatten. Sie entledigte sich dieses Amtes denn auch bestens, und aus Höflichkeit oder weil der Fremde ihr gefiel, spann sie das Gespräch noch weiter fort.

„Er wird in die Stadt wollen? — 's ist ein hübscher Ort", sprach sie.

„Ich komme aus der Stadt und will in's Gebirg", antwortete der Reisende.

Die Redeweise des Fremden verdutzte ein wenig die Fragerin, denn es kam ihr vor, als hätte sie sich in dem Reisenden mit dem Ränzel geirrt.

„Ich hab' gemeint, Sie reisten in einer Profession" — sprach sie. Der junge Mann lächelte. „Das ist auch kein Irrthum, schönes Kind", erwiederte er.

Jetzt wurde Rosine wieder zutraulicher. „Und in welcher, wenn man so keck sein und fragen darf?"

Der Gefragte strich sich lächelnd mit der Hand über den Schnurrbart, er ließ einen besinnenden Blick über die scheue Blonde und den blühenden Kirchhof gleiten. „Ich bin ein Gärtner", sagte er nach einigem Zaudern. Da kam plötzlich Leben in die schöne Marianne, welche bisher nur verstohlen, von dem Kattunkleide der Freundin geschützt, den Fremden betrachtet hatte.

„Mein Großvater sucht schon lange einen tüchtigen Gärtnersgehülfen", rief sie, wagte aber nicht, den Reisenden geradezu anzureden, und warf diese Bemerkung als eine allgemeine hin. — Da schwirrte durch den Kopf des jungen Mannes wie ein Blitz der Gedanke: „Wie, wenn Du Dich auf einige Tage hier als Gärtner aufhieltest? Das gäbe ein schönes Reiseintermezzo, da wäre ich einmal gründlich losgerissen von allen Verhältnissen", sprach er bei sich. — „Im Gebirg ist für einen Gärtner nicht viel zu finden, schon eher für einen Forstmann", sagte Rosine.

Der Reisende wandte sich gegen die Blonde. „Wenn die Jungfer mich zu ihrem Großvater führen will, so soll mir's lieb sein." Sie gab

auch jetzt wieder keine directe Antwort. „Dort ist der Großvater", sprach sie, indem sie, sich auf die Zehen stellend, über den Kirchhof hinblickte. Eilig lief sie dann davon durch das offen gebliebene Gitterthor und griff hastig nach Rock und Jacke von dunklem Zeug, welche über ein marmornes Kreuz gehängt waren. Im Laufe warf sie den Rock über, knöpfte die Jacke zu und band das weiße Spitzentüchlein um den Hals.

Der Fremde folgte mit Rosinen, immer die Augen auf die liebliche Entflohene gerichtet. Seine Begleiterin führte ihn durch vielfach gewundene Wege, denn sie wollte ihres hellen Kleides und ihrer zierlichen Schuhe halber nicht über die thaufeuchten Gräber laufen; auch hätte es sich mit dem Fremden nicht wohl geschickt, so darüber hin zu huschen wie Marianne. So war denn dieser Zeit genug geblieben, dem Großvater die ganze Angelegenheit vorzutragen.

Die beiden Andern kamen näher. Der alte Mann mit der grünen Schirmmütze war eifrig beschäftigt, die Zweige von Spalierpfirsichen, welche er an der Kirchhofsmauer zog, anzubinden.

„Großvater, da ist der Gärtner!" rief seine Enkelin. Der alte Mann band ruhig und ohne sich umzuwenden einen widerstrebenden Zweig an das Gitter. „Ich hab' es dem Großvater schon gesagt, daß Sie ihn sprechen wollen", sagte die schöne Marianne, indem sie den Reisenden fest anblickte. Mit der gewohnten anständigen Kleidung schien ihr auch wieder alle gewohnte Sicherheit gekommen zu sein. Der Fremde betrachtete entzückt die schöne Gestalt, die im dunklen, lang niederfallenden Kleide höher und reifer erschien.

Endlich war der Zweig festgebunden. Der Alte drehte sich langsam herum; er hatte einen Büschel Bindfaden im Munde, den nahm er erst langsam heraus und steckte ihn in die Tasche der langschooßigen Weste, dann wischte er bedächtig die Brillengläser, rückte die grüne Schirmmütze rückwärts und betrachtete nach all' diesen sorgsamen Vorbereitungen den vor ihm Stehenden von oben bis unten.

Ueber das Gesicht des jungen Mannes zuckte ein kaum zu unterdrückendes Lächeln. „Wahrhaftig!" dachte er, „das gäbe eine schöne Scene, wenn meine hochadelige Verwandtschaft mich, Karl Justus von Strehmeck, jetzt sehen könnte, im Begriff, mich einem alten Todtengräber als Gehülfen zu verdingen."

Der Alte räusperte sich. Er war es von je gewöhnt, seine Untergeordneten mit Er anzureden; diesem jungen Gärtner gegenüber wollte es aber nicht so recht gehen, er bediente sich daher der Art von Anrede, wie sie manche Fürsten zu lieben pflegen.

„Ist der junge Mann ein gelernter Gärtner?" fragte er. — Der gab darauf keine directe Antwort. „Ich habe mich immer besonders viel mit der Blumenzucht abgegeben", sprach er. — Der Alte schüttelte den Kopf. „Auf Blumen geb' ich nicht viel, Obst und Gemüse ist mir die Hauptsache." — „Aber ich dächte doch, Ihr Amt als Todtengräber — —" — „Mein Amt als Todtengräber?" unterbrach ihn der Alte. „Ich bin ein Handelsgärtner und kein Todtengräber; den Kirchhof hab' ich von

der Stadt in Pacht, weil er noch acht Jahre zu liegen hat, bis die gesetzlichen fünfunddreißig Jahre um sind, dann wird er umgebrochen."

Der junge Mann fühlte, daß er einen Verstoß begangen habe, er wollte es wieder gut machen, und vor ein daneben liegendes Birnenspalier tretend, sagte er: „Das sind prächtige Saint Germain; so hab' ich sie bis jetzt nur in Paris gesehen." Das wirkte. — „Ist der junge Mensch in Paris gewesen?" sprach der Alte schmunzelnd. „Ich habe die Gärtnerei in Metz gelernt und wäre auch gern nach Paris gegangen, aber es war in der Revolution."

Nach manchem Hin- und Herreden wurde der alte Gärtner mit dem jungen einig, daß derselbe einmal vierzehn Tage auf Probe arbeiten und dagegen Kost und Wohnung erhalten solle. Die Mädchen hatten sich inzwischen entfernt und der Alte sich wieder seiner Arbeit zugewendet. Nach einer kleinen Weile, während welcher der Reisende sich umsonst bemüht hatte, die schöne Marianne wieder zu sehen, nahm der Alte Reb- und Oculirmesser, Bast und Bindfaden vom Boden auf und ein Wink lud den Reisenden zum Mitgehen ein. — Schweigend gingen die Beiden durch den grünen blühenden Kirchhof; da war es dem jungen Mann, als hörte er wieder die Stimmen der Mädchen, und richtig, dort standen sie auf der Brücke; das Gitterthor war offen, sie sahen zu ihm herüber. Er nahm den Hut ab und schwenkte ihn grüßend gegen die Mädchen; lachend entsprang Rosine, aber es war ihm, als ob die schöne Marianne seinen Gruß erwiederte.

Die Hainbuchenhecke, welche ehemals den Kirchhof auch auf der westlichen Seite umgab, war verschwunden, und so bildete das Besitzthum des alten Ringwalt ein Ganzes mit dem Kirchhofe; bis auf diesen herüber erstreckten sich die edlen Obstbäume und manches Gemüsefeld war schon über die Grenze gerückt.

Karl von Strohmeck betrachtete mit Vergnügen diesen wohl gehaltenen Besitz, die gutgepflegten Bäume und die schön und sauber gehaltene Baumschule, deren gesunde schlanke Stämmchen die östlichste Ecke des Gartens füllten. Das Ganze lachte ihn an wie ein freundliches Idyll, und er dachte es sich ganz angenehm, mit dem schönen blonden Mädchen ein paar Tage in dem weißen Häuschen mit den grünen Fensterläden dort zu hausen.

Strohmeck war eine glücklich begabte, heitere Natur. Als einziger Sohn hatte er schon frühe die militairische Laufbahn ergriffen, gleich fast allen seinen Vorgängern. Aber gar bald vom Garnisonsleben im Frieden angewidert, hatte er dem Kriegerstande Valet gesagt, um sich seinem Lieblingsstudium, den Naturwissenschaften, vornehmlich der Botanik und Forstcultur mit Muße widmen zu können. Bedeutendes Vermögen und ein gut gelegener, schöner Landsitz kamen ihm dabei trefflich zu statten. Seine Kenntnisse ließen ihn deshalb nicht fürchten aus der Rolle zu fallen, und von seiner Militairzeit her war ihm eine gewisse Rührigkeit und Straffheit geblieben, welche den Gelehrten nicht eigen zu sein pflegt.

Seine Tour nach dem Gebirge hatte einen doppelten Zweck; einmal

wollte er auf einige Zeit Verhältnisse und Personen fliehen, von welchen er sich nicht losmachen konnte, oder wenigstens es nicht zu könnnen glaubte, und die ihm dadurch nur um so lästiger wurden. Und dann wollte er die Flora des Gebirges näher kennen lernen zum Behuf der Abfassung eines eingehenderen Werkes, welches seinen Namen der gelehrten Welt bekannt machen sollte.

Gepäck und Herbarienmappen waren schon nach dem Orte ihrer Bestimmung, einem Dorfe im Gebirg, vorausgegangen, und Karl von Strohmeck war nur deshalb mit seinem leichten Felleisen nach der guten alten Stadt gekommen, um im Vorübergehen ihre alten stattlichen Bauten zu sehen und zugleich einen gerichtlich ausgestellten Nachweis über einen seiner Vorfahren zu begehren, welcher daselbst geboren war. Er hatte hier einen ihm entfernt verwandten Touristen getroffen, denselben, von welchem er diesen Morgen geschieden, und dieser hatte sich dem Auftrag bei dem Magistrat willig unterzogen. So kam es, daß er die Stadt schon am andern Morgen wieder verlassen wollte. Aber das Abenteuer lockte, und er wollte es mit sich nehmen, wie eine schöne duftende Blume, am Wege gepflückt, als freundlich lachendes Erinnerungszeichen zwischen den ernst beschriebenen Blättern liegt.

„So, da wären wir!“ rief der alte Gärtner, indem er, die grüne Schirmmütze an einen Stock hängend, dieselbe mit einer gestrickten Kappe von schwarzer Seide vertauschte, deren Quästchen bei jeder Bewegung lustig auf und nieder tanzte.

Karl sah sich in der freundlichen Stube mit Vergnügen um. Das Mobiliar war kleinbürgerlich und altmodisch, aber bequem und vollkommen gut gehalten. Vom mächtigen Himmelbett mit seinen roth und weiß gewürfelten Vorhängen bis zu den geschweiften messingbeschlagenen Commoden und dem lederbezogenen Lehnstuhl trug Alles den Stempel behaglichen Wohlstandes.

Der Alte griff nach einem Kalender, der zur Seite eines stattlichen Tresorschrankes von schön eingelegter Arbeit hing. Die weißen Blätter des Kalenders dienten ihm zugleich als Journal und Hauptbuch.

„Ja so, wie heißen Sie denn?“ — Er hatte glücklich das Sie herausgebracht und sich innerlich dieser Neuerung halber damit entschuldigt, daß ein Mensch, der in Paris gewesen, das wohl beanspruchen könne. — „Karl Strohm“, antwortete der Gefragte. Er nannte nur die erste Sylbe seines Namens. — „Das Eck“, dachte er, „mag wegbleiben, ich will jetzt einmal ohne störende Ecken sein.“

Der Alte kramte lange in seinem Tresor nach dem Rothstift, endlich fand er ihn; er zog einen dicken Strich unter den 25. Mai und schrieb daneben: „Ist bei mir eingetreten als Gesell Karl Strohm.“ — „Mariann!“ rief er dann in die Hausflur, in welche das schöne Mädchen soeben mit dem vollgepackten Wäschekorb getreten war. „Zeig' dem Strohm seine Kammer!“

Das Mädchen nahm einen Schlüssel, der an der Küchenthür hing und schritt, ohne ein Wort zu sprechen, die schmale Treppe hinauf.

Der junge Mann folgte. — Sie gingen über einen luftigen Speicher, dessen Boden ganz mit Sämereien bedeckt war. Trockene Tabaks- und Maisbüschel hingen von den Sparren und lange Schnüre von dürren Bohnen und Erbsenschoten vor den offenen Dachluken.

Ein schmaler Weg führte dazwischen hin zu den beiden Thüren im Giebel. Die eine stand halb offen und Karl sah flüchtig im Vorübergehen darin ein weiß überzogenes Bett in einem helltapezierten Stübchen; ein Kanarienvogel ließ daraus seine schmetterndsten Triller ertönen, aber rasch schloß die schöne Marianne diese Thür und drehte den Schlüssel so hastig um, daß es für Carl deutlicher als Worte sprach, dieses Zimmer existire nicht für ihn. Sie schloß die daneben liegende Thür auf. Das war das Zimmer des Gehülfen.

Allerdings war es kein elegantes Boudoir mit seinen weißgetünchten Wänden, dem schmalen Bette, dem zerbrochenen Spiegel und dem roth angestrichenen Kleiderkasten und Tische von Tannenholz; aber doch funkelnd von Reinlichkeit und Sonnenschein. Das Fenster umrankte Rebenlaub, dessen zitternde Schatten auf der weißen Wand spielten und über die beiden Bilder huschten, welche dieselben schmückten. Denn auch die Kunst hatte ihre Vertreter da herauf gesendet, freilich in zwei verschiedenen Producten. Da war über dem Bette, wahrscheinlich von einem kunstsinnigen Vorgänger hinterlassen, eine mit Oblaten an die Wand geklebte grell colorirte Lithographie: Kaiser Napoleon mit dem Herzog von Reichsstadt auf einer sehr handfesten Wolke sitzend. Der kaiserliche Adler darüber war defect geworden, und um diesem Mangel abzuhelfen, hatte der Kunstliebhaber an diese Stelle eine schöne goldbedruckte Karte geheftet, auf welcher zwei an einen Pfeil gespießte Herzen in einem Vergißmeinnichtkranz flammten, und darunter stand, flankirt von zwei Rosenstöcken: „Viel Glück zum Namenstag!"

Auf der jenseitigen Wand aber hing in geschwärztem Rahmen von ehemals vergoldetem Eichenholz ein altes Portrait. Jahrhunderte mochten eine dicke Kruste von Rauch und Schmutz darüber gelegt haben; nur schwer noch erkannte man ein dunkelrothes Frauengewand und einen blonden Mädchenkopf, jedoch so verschwommen, als lägen siebenfache schwarze Schleier davor.

„Wer ist das?" fragte Karl seine Begleiterin, denn das alte Bild schien ihn mit bekannten Augen aus dem trüben Flor anzublicken. — Marianne lächelte. „Das weiß Niemand mehr zu sagen. Das Bild hing früher unten in der Stube, seit ich denken kann; als sie aber frisch geweißt wurde, that es der Großvater da herauf. Mir war es leid, denn ich habe mich oft selbst gefragt, wer es sein möge und hab' das alte Bild oft betrachtet, ja fast liebgehabt."

So war der junge Mann denn eingeführt in eine Häuslichkeit, welche dem Lebenskreis, in dem er sich bis jetzt bewegt, so fremd war; aber um so reizvoller muthete sie ihn an, um so mehr lockte sie, wie ein süßes Geheimniß. — Er blieb.

Dem Alten war in wenigen Tagen der fremde, feine Gehülfe fast

wie seine rechte Hand geworden, und die schöne Marianne gab sich mit offenem Herz und Sinn dem Genusse hin, welchen die Gespräche Karls ihr gewährten, Gespräche so verschieden von denen, an die sie bisher gewöhnt gewesen.

Einst kam wieder die Rede auf das alte Bild. Karl äußerte den Wunsch, es zu reinigen und fragte zugleich nach seiner Herkunft. Der alte Ringwalt, an welchen diese Frage gerichtet war, that erst ein paar lange Züge aus seiner Pfeife. „Wenn Sie alte Bilder putzen wollen", sagte er gleichmüthig, „so steht in der Kammer unter der Treppe noch ein ganzer Haufen, Männer mit großen Halskrägen und Frauen mit Schnepphauben. Das gäb' aber ein tüchtiges Geschäft: die Mäuse haben Löcher hineingefressen, so groß wie einer von den Kürbissen draußen. Als die Stadt noch reichsfrei war, und vor den Kriegen, da waren die Ringwalte ein Geschlecht, wie sie's damals geheißen haben. Damals haben sie Geld genug gehabt, um sich malen zu lassen; unser Eines hat's heutzutage nothwendiger. Wenn Sie aber an alten Sachen Geschmack haben — — da ist genug!" Mit diesen Worten stand der alte Mann auf und trat an das Himmelbett. Er warf den Vorhang vom Kopfende zurück und Carl sah, daß dieser Theil, auf dem die Geschichte der keuschen Susanna abgebildet war, einen Schrank bildete. — Schon lange war ihm das mächtige Bett mit den gewundenen Säulen und den biblischen Malereien aufgefallen; es stammte wohl schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der Charakter sämmtlicher dem alten Testament entlehnten Malereien bezeugte es, und noch mehr die grotesken Schnitzereien der Pfosten und Säulenköpfe.

Der Alte kramte im Bettschrein und warf allerhand Plunder, ein paar goldstoffene Hauben aus dem vorigen Jahrhundert, ein Paar schwere eiserne Sporen, einen alten Wetscher von schwarzem Sammet mit Silberbuckeln besetzt, einige metallene Krugdeckel und dergleichen mehr heraus. Dazwischen kamen Bücher und Schriftstücke und zwischen all' dem Plunder dieses Curiositätencabinets in der Bettwand, mit alten Pfeifenköpfen und Schminkdosen, fiel eine vielfach versiegelte Rolle von Pergament heraus.

„Ei, was ist das?" rief der Alte. „Das muß ganz hinten gesteckt haben, ich hab's meines Wissens noch nicht gesehen." Marianne hob lachend den blonden Kopf. „Ihr entdeckt am Ende noch Schätze, Großvater!" rief sie. — „Nun, es wär' nicht so unmöglich, daß das ein Pfand- oder Kaufbrief wäre", sprach der Alte, indem er, an den Tisch tretend, die Siegel zu lösen begann.

Da klopfte es an's Fenster und die blühende Rosine schaute herein. Marianne öffnete. „Vetter Christoph, der Georg ist heut' Mittag angekommen, und mein Oheim läßt Euch bitten, zu ihm zu kommen; weil ihn die Gicht wieder so plagt, kann er nicht ausgehen. Ich wollt's Euch im Vorbeigehen gesagt haben."

Der Eindruck, welchen diese Botschaft auf Diejenigen machte, an welche sie sich richtete, war ein sehr verschiedener. Marianne war todt-

bleich geworden, stammelte ein paar unzusammenhängende Worte, sie müsse nach dem Abendessen sehen, und verließ die Stube, ohne das auf den Boden gefallene Nähzeug der Beachtung zu würdigen. Der Alte hatte deß kein Acht. Er nahm die seidene Kappe ab und stülpte sie mit einer hastigen Bewegung wieder seitwärts auf den Kopf, wie er immer that, wenn er guter Laune war.

„So ist der Herumtreiber endlich wieder einmal heim gekommen? Es hat lange gewährt", sprach er „Wie ist's, Rosinchen? Jetzt werd' ich mir für eine Haushälterin sorgen müssen. Am End' hättest Du Lust?"

„Ihr kämet mit mir schlecht aus, Vetter!" antwortete das Mädchen: „Die Marianne hat Euch verwöhnt." — „Ja, 's wird mir leid um sie thun", sprach der Alte; „am Ende zieh' ich mit ihr. — Einstweilen aber schmiere Du nur Deine Tanzschuhe, denn ich will der Marianne eine lustige Hochzeit ausrichten!" Das Mädchen antwortete nicht; es flog wie ein dunkler Schatten über ihr Gesicht. Sich abwendend sprach sie: „Ich muß noch einmal in die Stadt, grüßt mir die Marianne."

Karl hatte staunend diesen Reden zugehört. Er war jetzt seit drei Wochen in diesem Hause und heute zum Erstenmale wurde Mariannen's als einer Verlobten erwähnt, und zwar in einer Weise, als sei dies eine so bekannte und sichere Sache, daß es der Rede darüber gar nicht bedürfe. — Ein eifersüchtiges bitteres Gefühl beschlich den jungen Mann. Er mußte sich gestehen, daß nur Marianne ihn in dieses Abenteuer gelockt, daß nur sie ihn so lange gefesselt. Urplötzlich kam ihm seine Umgebung so aller Poesie entkleidet, so nüchtern vor, daß er sich unwillig fragte, wie er so lange Zeit an dieses Possenspiel habe wenden können? Durch die Mißstimmung aber zuckte ein tieferes Weh.

„Ich höre ja heute zum Erstenmale, daß Jungfer Marianne Braut ist." Mit diesen anscheinend gleichgültigen Worten wandte er sich an den Alten. „Nun, wie man's just nennen will", erwiederte dieser. „Die Verhältnisse haben das so mit sich gebracht. Es ist für beide Theile passend und geschickt, da sollen sie eben in Gottes Namen einander heirathen, damit Ruh' wird!"

„Die Verhältnisse!" — knirschte Karl zwischen den Zähnen. „Immer und immer wieder dieser Popanz! also auch hier!" Laut fragte er dann, und es klang wie Hohn hindurch: „Nun, darf man denn wissen, was das für Verhältnisse sind, für zwingende Verhältnisse und störende dazu, das Mariannen's Heirath Ruhe schaffen muß?"

„Warum nicht!" antwortete der Alte, der die Aufregung seines Gehülfen nicht bemerkte. „Das ist für Niemand ein Geheimniß. „Das Wasser da", fuhr er fort, „ist noch von Reichstadts Zeiten her Privilegium für die Gerber da unten; nur sie dürfen's benützen. Die Gerbhäuser aber und das Privilegium sind von Uralters her im Besitz einer Familie. Die hat sich mit der Zeit in verschiedene Stämme getheilt, deren Jeder seinen Theil an der Gerberei und dem Wasserrecht hat. Keines darf seinen Antheil verkaufen, noch an Fremde verschenken oder vermachen. Nur durch Heirath oder Beerbung in der Familie können

Gez. von B. Vautier *Gest. von L. Ruff*

Zeit bringt Rosen.

Marianne trat heraus und beugte sich gegen die Seite, wo der Reisende stand, zum Wasser. (S. 106.)

die Theile zusammenkommen. Da jetzt aber drei Stämme Antheil haben, so ist ewig Hader und Zwietracht. Der Marianne Vater (Gott hab' ihn selig! er ist jung gestorben), das war auch ein Ringwalt und hatte ein Viertheil an den Gerbhäusern zu eigen. Sein Antheil kam auf die Marianne. Mein Vetter, der Vater des Georg, hat einen zweiten Antheil und das Uebrige gehört dem Vater der Rosine. Der Georg hat ein Viertheil und die Marianne hat eines. Drum sollen sie heirathen, damit sie zusammen einen so großen Antheil haben, wie der Vater der Rosine. Sonst thut es kein gut. — Haben Sie's verstanden?"

Der Alte zündete nach dieser langen Auseinandersetzung langsam die ausgeglimmte Pfeife wieder an und löste bedachtsam die Siegel an der geheimnißvollen Pergamentrolle.

„Und Jungfer Marianne, ist sie's zufrieden? Behagt ihr dieses Compagniegeschäft?" fragte der junge Mann. — „Was wird sie nicht!" sprach der Alte. „Sie hat's von je nicht anders gewußt und der Georg ist ein sauberer Bursch."

Er hatte jetzt glücklich die Siegel an dem Pergament gelöst und schickte sich an, sich mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen, sagte aber, indem er das zusammengefaltete Pergament hinter den Tresor steckte: „Ich kanns' auch auf den Abend verschieben. Es ist ohnedies schon dämmerig. Ich will einmal nach den Gerbhäusern gehen und hören, was die wollen. Der Georg hätt' auch selber kommen können."

Kopfschüttelnd über die Respectlosigkeit der heutigen Jugend schickte der Alte sich zum Ausgehen an, und auch Karl verließ das Zimmer, dessen Decke plötzlich auf ihm zu lasten, dessen Luft schwül und trüb ihn zu umgeben schien. Verstimmt trat er in den Garten, ging er in den Kirchhof. — Was lag ihm so viel daran? Liebte er das Mädchen?

„Es ist Zeit, daß ich dem Ding ein Ende mache", sprach er düster vor sich. „Was bildete ich mir auch ein, in diesen herrlichen blauen Augen einen Strahl der Empfindung, auf dieser hellen weißen Stirn einen Gedanken an mich zu lesen? Sie weiß und wußte nicht anders, als daß ein glattes Geschäft abzuschließen sei mit ihrer Heirath."

Er blieb stehen. Das privilegirte Wasser rauschte unter der Brücke, in glührothem Abendstrahl schimmerten die weißen Denksteine des Kirchhofes, durch die Trauerweiden, Tannen und Cypressen strich leise sanfter Lufthauch. — Karl blieb stehen, der tiefe Frieden um ihn muthete ihn eigenthümlich an, aber die Mißstimmung ward wieder Herr über ihn.

„Thor, der ich bin!" dachte er. „Was ich mit dem Auge der Poesie erblicke, ist für die Anderen nur ein gewöhnliches Ergebniß alltäglicher Verhältnisse, und sie behalten Recht! Und was ist's auch, beim Lichte der Wirklichkeit besehen? Das privilegirte Wasser eilt lustig den Gerbhäusern und Lohgruben zu und diese reizende Wildniß des Kirchhofs wird gutes Ackerland geben, Jugend, Schönheit und Talent half dem Bauer den Acker düngen — und Marianne, die schöne Blume —? — Was soll mir das", unterbrach er sich heftig. „Ich ziehe meines Weges weiter, und sie mag die zwei Viertheile zur Hälfte verschmelzen!"

Er war so, ohne es zu wissen, bis zu dem Rosenbusche gekommen, der dem Grabe der Rathsherrnbraut entwuchs. Sein Auge war in die Ferne gerichtet; dort über die Hainbuchenhecke des Kirchhofes blickten und winkten die Berge zauberisch herüber im violetten und rosigen Lichte, mit dem die scheidende Sonne sie übergoß, und dort zog sich die Landstraße hin, wie ein heller Streif durch das dunkelgrüne Saatfeld. Da trat sein Fuß auf ein dürres, knackendes Reis, und mit einem Laut der Ueberraschung hob sich dicht zu seinen Füßen eine auf den Grabstein gekauerte Gestalt empor.

Erschrocken trat der junge Mann einen Schritt zurück. „Marianne!" Da saß sie unter dem blühenden Rosenbusch auf dem Grabe von des Bürgermeisters Töchterlein, die schöne Marianne. Eine rothgoldene Glorie webte die Abendsonne um ihren blonden Scheitel, in den gefalteten Händen hielt sie eine weiße Rose. Sie stand auf und wollte sich entfernen.

„Hab' ich Sie gestört, Jungfer Marianne?" fragte der junge Mann, und wie um sich selbst zu erproben, fügte er hinzu: „Ich habe Sie nicht hier erwartet, ich glaubte, Sie seien auf den Gerbhäusern bei Ihrem Verlobten."

„Bei meinem Verlobten?" wiederholte das Mädchen, und der Ton dieser Worte berührte wunderbar den Mißgestimmten, als dränge ein heller, singender Klang durch alle Dissonanzen seines Innern.

„Ihr Großvater", fing er an, „hat mir gesagt, das sei eine längst abgemachte Sache." — „Sagen Sie, ein Geschäft!" fiel ihm das Mädchen lebhaft in die Rede; „ein Handel, wobei Alles berücksichtigt wurde, alles Für und Wider reiflich erwogen, nur nicht Das, um was es sich handeln sollte, wenn zwei Menschen einen Bund für's Leben schließen!" Sie hatte das mit großer Heftigkeit gesprochen und schien noch mehr hinzufügen zu wollen, aber ein tiefer Seufzer unterbrach ihre Rede und mit der Rechten die Augen bedeckend blieb sie schweigend sitzen.

Karl ließ sich an ihrer Seite nieder, er ergriff ihre niederhängende Linke. „Sie sind nicht glücklich, liebes Mädchen!" sprach er, „und dennoch haben Sie in diese Verbindung gewilligt, haben sich nicht dagegen gesträubt?"

„Es ist wahr", entgegnete das Mädchen, „ich habe nie dagegen geredet. Seit meiner Kindheit hat man mich mit diesem Gedanken vertraut gemacht, ich wußte nichts weiter. So ging der Georg in die Fremde vor drei Jahren, und in der ganzen Zeit wußt' ich nicht anders, als daß ich sein Weib werden sollte. — Ich habe ruhig d'ran gedacht, daß er wieder kommen würde; aber ich hab's weder sehnlich gewünscht, noch ängstlich dem Tag entgegengesehen, bis — —".

Mit klopfendem Herzen hatte der junge Mann zugehört. „Bis wann, Marianne? bis wann?" fragte er sanft, indem er, ihre Rechte ergreifend, ihr in's Auge zu blicken suchte. Da hob sie den Kopf, und einen langen, innigen Blick aus den schönen Augen, einen warmen Liebesstrahl, durch Thränen leuchtend, sandte sie zum jungen Mann empor. —

Eine Nachtigall ließ ihren Flötenton durch den stillen Friedhof schallen, die Wellen des Baches rauschten und sangen, durch Bäume und Gesträuche zog Flüstern und Duften, und im Herzen des jungen Mannes war Alles aufgegangen, Nachtigallenjubel und Frühlingslust, Liebe und Sonnenschein, in dem Einen thränenfeuchten Blick. — „Marianne!“

Die Rosen dufteten über dem alten Grabe, die Nachtigall streute ihre perlenden Töne in die dunkelnden Büsche, das violette Licht verschwamm an den Bergen, leise stieg der Mond auf; aber gleich einem Augenblick entschwand den Glücklichen die Stunde.

„Und wirklich, mein Mädchen, Du bist mein? Sag' es mir noch einmal, daß ich's glauben kann!“ rief der junge Mann. — „Dein, Dein auf immer!“ antwortete sie, den Kopf an seine Schulter lehnend.

„Komm', Marianne!“ rief er, indem er das Mädchen in die Höhe zog. „Bleib' nicht auf dem Grabe hier sitzen!“ — „Warum nicht, lieber Freund?“ antwortete das Mädchen. „Auf dem Grabe ist unser Bund geschlossen worden, darum soll er auch dauern bis an's Grab und drüber. Mir sind Rosen aus dem Grabe erblüht!“

Durch den mondhellen Kirchhof, durch den Garten voll reifender Früchte schritt das glückliche Paar. „Rede Du heute noch mit dem Großvater“, sagte Marianne. „Es ist besser so, ehe Georg noch bei uns war. — Georg wird sich trösten und das Uebrige muß sich finden.“ — „Gut' Nacht, Liebchen!“ rief Karl, den schönen Mund der Sprecherin mit einem Kusse schließend.

Der alte Ringwalt war mürrisch und übelgelaunt nach Hause gekommen, er hatte die Lampe angezündet und saß am Tische, in dem aufgefundenen Pergament studirend. Marianne war in ihre Kammer geeilt; es war ihr so leicht und fröhlich zu Muthe, sie hätte fliegen mögen. Mit einem schmetternden Triller begrüßte sie ihr Vogel, da nahm sie rasch ihr Tuch ab und hing es über den Käfig. Sie lehnte sich weit zum Fenster hinaus, der kühle Abendwind flog um ihre erhitzte Stirn, um ihre entblößten Schultern, vom Kirchhof her klang das schmelzende Abendlied der Nachtigall, und dort war der Ort, wo ihre Rosen blühten.

Unten mühte sich der Alte mit dem Pergamente, da trat Karl ein. Er wußte nicht recht, welchen Ton er mit dem Alten zuerst anstimmen sollte; denn der war brummig und die schwarze Troddel hing tief über die Stirn. Aber es mußte begonnen sein.

„Wie wär's, Meister Ringwalt, wenn ich käme, um die Marianne zu freien?“ sprach er. — „Dann würd' ich sagen, 's wär' zu spät, sie wär' schon vergeben“, brummte der Alte. — „Aber, Meister Ringwalt, wenn ich käme und sagte: die Marianne und ich wir lieben uns, es ist völliger Ernst.“ — „Dann sagte ich, es wäre besser Spaß“, entgegnete der Alte unerschütterlich.

„Meister Ringwalt“, fuhr Karl ernster und dringender fort, „Marianne muß mein Weib werden; sie liebt mich. — Sie würde unglücklich werden; löst das Uebereinkommen, denn ein Verlöbniß kann

das doch nicht genannt werden, was ohne den freien, selbstbewußten Willen Derjenigen, um welche es sich handelt, abgemacht worden ist."

Der Alte schob seine Brille in die Höhe und blickte den Sprechenden an: „Das ist ein miserables Gewäsch, aus dem ich nicht klug werde; ich hab' wunder gemeint, was dahinter stecke", sprach er und stieß das Pergament von sich, daß es über den Tisch hinflog bis an den Platz, wo der Andere saß. „Die Marianne heirathet den Georg und damit Punktum!" rief er dann aufstehend und seinen Wachsstock an der Lampe anzündend. — „Ich denke, wir machen noch manches Komma, bis wir an das Punktum kommen!" rief Karl.

Der Alte zuckte die Achseln und verließ das Zimmer, um seinen gewöhnlichen Gang durch das Haus zu machen. — Unter der Thür wandte er sich nochmals um. „Sie sind mir lieb und werth gewesen", sprach er, „für mein Enkelkind aber hab' ich einen andern Mann, und so wär's besser, wenn Sie sich wo anders umsähen."

Karl lächelte bitter. — „Also abgewiesen!" murmelte er. „Und da spuken wieder die Verhältnisse dazwischen; der arme Gärtner kommt gegen den reichen Gerberssohn nicht in Betracht. — Es ist überhaupt eine peinliche Lage. Ich kann doch wahrhaftig nicht wie der Prinz im Melodram den Rock aufreißen, den Stern zeigen und sprechen: ich bin Freiherr!" Er war aufgestanden und ging im Zimmer umher. — „Und doch muß es klar werden, sonst kann ich dem Eigenwillen dieses alten Mannes und diesem widerwärtigen Uebereinkommen nicht mit Erfolg gegenüber treten."

Seine Augen fielen bei diesen Worten zufällig auf das auf dem Tische liegende Pergament. Wie gebannt blieb er stehen: „Was ist das?" Da kam der Alte schlurfenden Schrittes wieder über die Hausflur. Verwundert blickte er auf den jungen Mann, der, ohne sein Eintreten zu bemerken, eifrig in der Rolle las, welche zu entziffern er sich vergebliche Mühe gegeben hatte.

„Wenn Sie das alte Ding mit sich hinauf nehmen wollen, ich hab', nichts dagegen", sprach er. — „Nun, wir wollen morgen weiter reden, und dann lese ich es Ihnen und Marianne vor", rief der junge Mann heiter. — „Ich denke, es wird wohl das Letzte sein", brummte der alte Mann und schloß hinter dem jungen die Thür.

Karl war in seine Kammer hinaufgestiegen. Er warf im Vorübergehen einen Kuß gegen die verschlossene Thür seines Mädchens. — „Gute Nacht!" flüsterte er, und als Antwort klang ein jubelnder Triller des Kanarienvogels zurück, durch das Schlüsselloch drang ein heller Lichtblitz in den dunkeln Speicher, aber schnell verlöschte derselbe und der Vogel schwieg.

Karl trat in seine Kammer. Hell schien der Mond in die kleine Stube und goß sein volles Licht auf das alte Bild. Die blonden Locken glänzten, das Auge grüßte so bekannt, so lächelnd herüber, das dunkelrothe Gewand schien sich zu regen. — „Marianne!" rief der Entzückte

Da verhüllte eine vorüberstreifende Wolke den Mond, und im Dunkel lagen Gemach und Bild.

Hastig zündete Karl sein Licht an. Hoch dasselbe erhebend, ließ er den vollen Strahl auf das Gesicht der Unbekannten fallen. Und wahrhaftig, aus der Fülle ihres blonden Haares, das der zierlichen, perlenbesetzten Sammethaube entquoll, blickte sie ihn an mit den Augen der Geliebten. Das war die helle, weiße Stirn und der feine, festgeschlossene Mund seines Mädchens. Karl ließ den hellen Lichtschein niedergleiten am geschlitzten und gepufften dunkelrothen Gewand. Sieh' da, in der Ecke, ist das nicht eine Inschrift? Trüb und undeutlich schimmern die gelben Buchstaben hervor. Mit Reiben und Wischen gelang es dem Forschenden allmälig und mühsam die Schrift zu entziffern. „Maria Anna im Ringwalt", las er.

Da fuhr es wie ein Schauer durch die Seele des sonst starken Mannes, der Leuchter in seiner Hand zitterte und klirrte; er mußte ihn niedersetzen. Da blickte sie auf ihn nieder, aus dem grauen Dämmer der Jahrhunderte, sie, die Beschützerin seiner Liebe, die draußen lag unter dem moosigen Steine, über dem der Rosenbusch duftete und die Nachtigall sang; sie blickte ihn an mit den Augen der Geliebten, nur nicht so heiter und sonnenhell, wie die Lebenden; ein Schatten der Trauer und Wehmuth schien auf der Stirn zu liegen und der festgeschlossene Mund lächelte nicht heiter, wie der einer Braut.

Sinnend, den Kopf in die Hand gestützt, betrachtete er das wundersame Bild, da stieß er mit der Linken an das achtlos zur Seite gelegte Pergament. — Es hatte ihn gefesselt um eines Namens willen, den er zu sehen geglaubt, und alte Schriften, besonders wenn sie unmittelbar das Familien- und Seelenleben vergangener Zeiten betrafen, hatten für ihn von je einen besondern Reiz. — Der Eingang hatte ihn eigenthümlich angemuthet, so nahm er es denn jetzt wieder zu Hand und las:

„Anno Domini 1591.

„Daz soll seyn meyne Beicht, so ich ablegen will denen, die nach mir kommen. Denn mich dünket, ich hätt deß eyn groß Bedürfen. Weilen ich aber in Dr. Martin Luthers gereinigter Lehr geboren bin und will auch darinnen verbleiben, so kann mir kein geystlich oder weltlich Macht Absolution ertheilen, denn alleyn durch meyne Reu und tiefe Bekümmernuß und durch den Herrn Jesus Christus, den alleinigen Herrn Gott Zebaoth.

„Aber gleichwie in der katholischen Kirche man vermeint, daß denen, so im Purgatorium Seelenpein und Not leiden, gute Werck und Gebette woltun, so vermeyn ich und will die gebetten haben, die nach mir kommen, daß sie meyn und meyner Sünden gedenken, und machens gut, waz ich verbrochen hab. Deß sey Ihnen Gott gnedig und der Herr Christus. Amen!

„So wiße dann: Ich Peter Hans im Ringwalt, dieser Stadt Patricius und Burgemeister, untertan kayserlich römischer Majestät, hab

mir genommen zur Hausfraw Kathrein, des Ritters von Walberg Tochter, da meyn erst Gespons mit Tod abgangen, von der mir noch zwei Söhne am Leben sind. Meine Hausfraw Kathrein aber ist auch Tods verblichen, alz sie mir ein Mägdlein geboren hatt, darauf ich lang gewartet. — Daz Mägdlein hab' ich Maria Anna geheißen nach meiner Frawen Mutter.

„Selbiges Mägdlein ist gar lieplich angewachsen, also daß sie fast zu sehen war wie eyn Rößlein im May. Da sie in das Alter gekommen, hab' ich sie verlobt dem Junker Jürg vom Thor, eynes hohen und edlen Raths Verwandten, und ich hab gemeint meyn Sach recht gut zu machen; denn der vom Thor war eyn begüterter Mann, auch noch in besten Jahren, also daß er sich wol noch eynes jungen Gemahles hätt befreuen mögen.

„Da hatt aber in unsrer Gassen gewont eyn alt gering Weiblein, so eynes Schwertfegers Wittib gewesen, und hatt geheißen die Strohmeckerin, weilen sie hergekommen ist mit des Ritters von Walberg Leuten, der auch ein Herr gewesen ist zu Strohmeck, und ihr Mann ist gewest ein Hintersaß und der Stadt Schützling.

„Und bemeldte Strohmekerin hatt eynen einigen Sohn, so das Schwertfegerhandwerck gelernt und dasselbige trieb vor seiner Mutter. Das war eyn gar keker Gesell, der Justus, und die Mägdlein sahen ihn gern; dann er war anzusehen wie Milch und Blut, war aber doch gar starck und schier anzusehen wie der Simson, der abgebildet ist sambt den Philistri auf unsrem Rathshaus. Kundt auch Niemand was ihm Böses nachreden, dann er war gottesfürchtig und fleißig. Deß mög sich Gott meyner erbarmen!

„Da ward ich innen am Tag Georgii des Jares 1572, daß meyn eigen Kind, die Maria Anna, nach dem Gesellen sah. Ich hatt deß sunst kein Aug, weyl sie ihn gekannt hat von Kindesbeinen an. An dem Tag aber ward ichs innen, wie mein Kind kunnt ihres adeligen Bluts so vergessen sein, daß sie zu irem Liebsten den Gesellen gemacht, und wollt nichts wissen vom Junker Jürgen. Da hab ich ihr manch hart Wort gegeben und hab mich vermessen hoch und theuer, daß sie das Weib müßt werden dessen vom Thor. Die Maria Anna aber ward dessen nur vester in irem Sinn und wolt nit lassen von dem Gesellen.

„Da hab ich gedacht, wie ich könnt den Justus fortschaffen, auf daß sie seyn nit mehr gedenke. So hab ich dann den Justus gefordert als meyner seeligen Hausfrawen leibeigen Knechtlein, da sie die Letzte gewest ires Stamms, und ist ir zugefallen alz Besitztum Burg und Dorf Strohmek sambt allen Leuten. Des Justus Mutter aber hatt sich losgekauft gehabt sambt allen ihren Nachkommen, wie sie den Hintersassen der Stadt geheurat hat. — Solches war mir wol bekannt, aber der böse Feind hat mich verblendt, also daß ich, so ich zu oberst sitze in der Stadt, hab eynen falschen Eyd geschworen auf das Evangelium und ließ den Justus greifen von den Stekenknechten.

„Die machten viel Rumorens im Haus der Wittib, also daß daz

Weiblin sich schier entsatzte, und der Justus schlug drein wie eyn Simson. Weyl aber das Weib so heulte und nit von irem Sohn lassen wolt, stiß sie eyner von den Knechten mit der Partisan, daß sie hinfiel in irem Blut. Das ist über mich gekommen, obwohlen ich's nit so gemeint hab, um meins falschen Eyds willen.

„Wie daz der Justus ersah, ist er auf die Stekenknecht dar und hat ihrer zwey fast schwer verwundt. Da liß ich ihn in den Thurm werfen und mitt Ruthen streichen, da ich gedachte, ietzt könnt meyn Kind nimmer Einem in Liep zugetan seyn, der so verschändt worden. — Aber die Maria Anna verschwor sich hoch und teuer, wie daß sie wolt lieber in Ketten des Justus Buhle sein, denn deß vom Thor Gemahel in Sammet und Damasten.

„Die Strohmekerin ist bald an ihren Wunden und Herzeleid gestorben, aber der Justus ist aus dem Thurm entsprungen, wußt Niemand wohin. — Da nahm ich auf meynen falschen Eyd hin der Strohmekerin Haus alz meyn verfallen Eigentum.

„Aber ich hatt deß wenig Freude. Die Maria Anna zehrte sich ab vor Gram, alfo daß sie starb am Tage vor Johannis 1573. — Von dem vom Thor hat sie nichts wissen wolle und hat nur alleweyl dem Justus gerufen auf irem Todesbett. Der Junker Jürg hatt ir eyn schön Carmen verfaßt; das liß ich eingraben auf iren Stein um unsrer Freundschaft und Gevattern willen, meyn aber, sie hätt sich lieber des Justus denn dessen vom Thor Braut genennt.

„Vom Justus hat Niemand mehr waz gehört, nur alz vor fünf Jahren kurfürstlich Reiterey hier über Nacht gelegen, wollten irer Etzliche Einen Hauptmann gesehen haben, der auf der Maria Anna Grab gekniet, und vermeyneten, daz sey der Justus gewesen. Ist auch eyn Rosenstöklein auf meynes Kindes Grab gefunden worden, so vorher nit da gewesen."

Bis hierher las der Freiherr, da ließ er das Pergament sinken und griff nach dem Kopf, denn ihm schwindelte fast. Es grenzte ihm an das Wunder, wie sich vor seinem Auge Glied um Glied der Kette schlang, die ihn und Marianne mit der längst Verblichenen verband, wie plötzlich lebendig vor ihm stand, was unmittelbar in sein Schicksal erhellend und schützend eingriff. Es wurde ihm fast unheimlich zu Muth, wie er so da saß und vor ihm ein Stück Leben aus alter, gewaltthätiger, finsterer Zeit sich entrollte, unter den Augen des Opfers, das ihr gefallen. Diese Augen blickten wundersam milde herab auf den späten Enkel des einst so heiß Geliebten; der wehmüthige Mund schien sich öffnen zu wollen zu einem Lächeln, einem grüßenden Wort. Da überfiel es den jungen Mann wie ein Schwindel, und hastig löschte er das Licht.

Die Sonne schien hell in sein Gemach, als er am andern Morgen erwachend erst mühsam seine Gedanken wieder ordnen mußte, um den Traum von der Wirklichkeit zu scheiden. — Diese ganze Nacht hatten Maria Anna und sein Ahn sein Träumen erfüllt. Bald war sie hinausgetreten in ihrem dunkelrothen Gewande, die unglückliche Patricierin,

und schritt nun über ihr Grab hin und umhalste den Justus, der im kriegerischen Schmuck einen Rosenzweig eingrub; und dann war sie es wieder nicht und es war die Marianne, die im kurzen Unterrock da stand, und er selbst war der Justus, der im Thurme lag, schwer gefesselt an Händen und Füßen, während draußen in einem ganz mit Rosen bedeckten Sarg die Marianne vorüber getragen wurde. Ganz erschöpft erwachte er und war geneigt, Alles für einen Traum zu halten, aber dort lag die Rolle und dort hing das Bild mit dem Namen: Maria Anna im Ringwalt. — Er stand auf und kleidete sich an. Es war ihm ganz eigen feierlich zu Muthe, als wäre Marianne schon lange die Seine, als wäre sie ihm unauflöslich verbunden.

Er ging hinab; es war Sonntag und darum der Alte länger beim Frühstück als gewöhnlich; doch schien er nicht besserer Laune zu sein als am Abend vorher. Er stieß den Rauch seiner Pfeife in kurzen Sätzen von sich und Marianne saß am Fenster mit trüb umflorten Augen und festgeschlossenem Munde. — Ein offenes Gesangbuch lag auf ihren Knieen, aber sie blickte darüber hinaus auf das tanzende Wasser, auf die grünen Bäume und die Landstraße.

Karl trat an den Tisch. „Guten Morgen, Vater Ringwalt", sprach er und bot dem alten Mann die Hand. Der nahm keine Notiz davon und schob nur brummend die schwarze Kappe auf das eine Ohr. Da trat der Andere, ohne sich an die verwunderten Blicke des Alten zu kehren, an's Fenster. „Guten Morgen, Marianne!" sprach er fest und reichte dem Mädchen die Hand. Diese ergriff sie, und ein heller, sonniger Strahl flog aus ihren schönen Augen zu dem Geliebten empor. „Es wird gut werden!" flüsterte dieser.

Dann sich an den Alten wendend, sprach er: „Ehe ich ein Weiteres rede, muß ich erst das gestern gefundene Pergament Euch vorlesen." — „'S wird kaum der Mühe werth sein", brummte der Alte. — Karl las, was wir mitgetheilt, und auch den Schluß, der also lautete:

„So befehl' ich denn all denen, so nach mir kommen, daß sie um Gottes willen meyner gedenken und meyner Sünden, so Gott Inen selbsten soll Gnad gewähren, daß sie annehmen meine Beicht, so ich jetzt abgelegt, und wollen dem Justus Strohmeker oder seinen Nachkommen in Gutem vergelten, waz ich ihm und seiner Mutter Böses getan. Dann ich hab' nichts mehr von ihm erfahren, daß ich's hätt' können thun. Insonderheit sollen sie Ime oder den Seinen das Haus zurückgeben neben der Kirch hinter dem Sct. Michaelsbrunnen, daz ich wider alles Recht an mich genommen. Auch sollen sie denenselben förderlich seyn und das Ire geben, wie sie können.

„Daz hab' ich geschrieben in meinem Wingertslusthaus, darein ich gezogen bin, auf daß ich mich in der Näh hielte von meines Kindes Grab und müßt nimmer sehen daz Haus der Strohmekerin über die Gaßen. — Gott erbarm' sich mein in seiner Barmherzigkeit. Amen!

Peter Hans im Ringwalt."

„Daz hab' ich in meines Bettes Schrein gelegt, damit ich auf dem

Todesbett meine Beicht ablege und müßt doch nit erleben, daß meine Söhn' sich von mir abwenden."

„Am Sct. Georgen Tag 1591, da ich 74 Jar alt war."

Staunend hatte der Alte, erschüttert Marianne zugehört. So wußte sie jetzt, wie viel Weh das Grab unter dem Rosenstrauch barg, und wessen Hand die Rosen für sie gepflanzt. Sie faltete die Hände über dem offenen Gesangbuch und eine helle Thräne rollte darauf. Einen scheuen Blick warf sie nach dem Bette, in welchem der verbrecherische Bürgermeister gestorben war, dessen harte Hand so schonungslos seines eigenen Kindes Lieben und Leben zerdrückt hatte.

„Das ist ein curioses Testament", sprach der Alte. „Wenn man sonst Testamente findet, meint man was zu bekommen; da aber heißt's: gieb her! — Ich meine nicht, daß wir die Strohmecker in der Zeitung sollten ausschreiben lassen. Das gäb' eine schöne Geschichte, Mariann', wenn Deines Vaters Bruder sein Haus hergeben sollte. 's ist überhaupt curios, daß von all' dem Besitz der Ringwalte uns nichts geblieben ist als das Haus hinter dem Michelsbrunnen und da das Wingerthaus, in das sich der alte Sünder geflüchtet hat."

„Ist denn dieses Haus schon so alt?" fragte Marianne. — „Freilich", erwiederte der Alte. „Vor der Franzosenzeit hat es gezackte Giebel gehabt und ein in Stein gehauenes Wappen über der Thür. Die Giebel hat mein Vater seliger abbrechen lassen und das Wappen herausmeißeln; denn es war in der Zeit, wo die erste französische Revolution angefangen hat. Da hat er an die Stelle schreiben lassen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", und darunter: „Renovatum 1792."

„Ja, Zeiten und Verhältnisse ändern sich in zweihundert Jahren", sprach Karl ernst. „Aber wie, Vater Ringwalt", fuhr er fort, und legte seine Hand auf die des alten Mannes, „wenn jetzt Einer von den Strohmeckern vor Euch träte und sagte: „Gebt mir, was mein ist?" — „Ei, das möcht' doch noch manch Wort hin und her kosten!" rief der Alte. — „Gut", antwortete Karl. „Wo der Justus Strohmeck hingekommen, das weiß ich, denn er war mein Ahn."

Der Alte schob die Brille in die Höh' und sah den Sprecher an. „So?" sprach er gedehnt.

„Meister Ringwalt, ich will offen mit Euch reden", fuhr Karl fort. „Ich heiße nicht Karl Strom, sondern Karl Justus von Strohmeck."

„Du?" rief Marianne, und in dem Tone klang es wie Vorwurf, denn der Geliebte stand mit dem fremden vornehmen Namen so fremd und fern ihr gegenüber.

„Verzeih', mein Mädchen!" rief dieser, „daß ich das Mißkennen Deiner Freundin benützt und mich bei Euch eingeschlichen habe, aber Strohm oder Strohmeck — ich bleibe Dir der Gleiche."

Dem Alten war es bei dieser Enthüllung sehr unbehaglich geworden und er verwünschte in seinem Innern den reuigen Bürgermeister und sein Testament. „Nun, und was weiter?" fragte er mürrisch. — Strohmeck aber sprach: „Die Leute, die den kurfürstlichen Hauptmann

gesehen, haben recht gesehen; es war der Justus. Und ich kam nur darum in Eure Stadt, um in den alten Kirchenbüchern, die noch vorhanden sein sollen, die Herkunft des Justus nachweisen zu lassen, da mein Oheim dessen zur Herstellung von Gott weiß was bedarf. Der Justus, der mit Ruthen gepeitschte, beraubte mißhandelte Mann, trat in kurfürstliche Dienste und stieg von Grad zu Grad. Als ein tapferer Mann brachte er es bis zum Obersten, und als er nach einer glorreichen Action ein armes adeliges Fräulein heimführte, in seinem fünfzigsten Jahr, gab ihm sein Kurfürst Strohmeck zu Lehen und den Freiherrntitel. So liegt er begraben über dem gekreuzten Schwert und Handschuh in der Kirche meiner Vaterstadt, welcher er, wie der Stein besagt „um sein, seiner Hausfraw und noch eyner lieben Seele willen“ reiche Geschenke gemacht hat. Darunter steht die Jahreszahl 1622. Ich habe mich oft gefragt, wer diese liebe Seele sein möge. Nun ist mir die Antwort geworden, und Ihr sollt mir geben, was mein ist, dem Karl Justus Strohmeck die Maria Anna im Ringwalt.“

Marianne reichte hellleuchtenden Auges dem Geliebten beide Hände über den Tisch. — „Hm“, brummte der Alte. „Ich kann keinen Eid schwören, daß der Herr mein leibeigener Knecht sei. ’S dreht sich curios in der Welt; die im Ringwalt sind Handwerker und Ackersleute geworden, und Der, den sie von der Schwelle gejagt haben, ein Freiherr.“

„Was mein ist, soll hinfort Euer sein!“ rief Karl. — „’S geht mir nichts ab, ich hab’ mein Auskommen“, sprach der Alte. „Ich meinte nur so. — Ueber die Hausthür, wohin der Bürgermeister sein Wappen hatte setzen lassen, schrieb mein Vater: Renovatum, und den Wahlspruch der Revolution. Ich hab’ mein Schild darüber gehängt: „Christoph Ringwalt, Kunstgärtner und Saamenhändler“, und was darnach kommen wird, weiß Gott.“

„Nur Gutes, Großvater, gewiß nur Gutes!“ rief Marianne. „Du wirst nicht nein sagen, wenn Karl mich begehrt; Du wirst es sühnen, Großvater, das alte Verbrechen, und im Bette, dessen trübes Vermächtniß Du schön erfüllt, wirst Du noch manches Jahr in Frieden Dein Haupt legen, gesegnet von den Lebenden und den Schatten der Vorangegangenen“

„Ich hab’“, sprach der Alte halb gerührt, „noch immer gut geschlafen darin. Ein gut Gewissen ist ein sanft Ruhekissen, und mich hat das Testament wenig incommodirt.“

„Großvater!“ rief Marianne schmeichelnd und schmiegte sich an den alten Mann. — Dieser wandte sich herum; er mußte seine Brille abwischen, denn sie war ihm plötzlich feucht geworden. „Man soll Testamentsanordnungen ehren, dafür sind sie gemacht, und wenn Der da keinen weitern Anspruch macht, als an Dich, so hab’ ich nichts dagegen, und der Georg wahrscheinlich auch nicht.“

„Der Georg — was ist’s mit Dem?“ rief Marianne. — „Nun, der hat ein groß Maul aus der Fremde mitgebracht“, sprach der Alte. „Deswegen hat sein Vater mich rufen lassen. Der Georg hat aufbe-

gehrt und gesagt, er sei Manns genug, das andere Viertheil auch beizubringen, und er lasse sich kein Weib aufzwingen, er habe selbst Augen im Kopfe und wisse, was er wolle. Sein Vater hat gemeint, er wolle ihm schon den Kopf zurechtsetzen, und 's wäre auch gegangen. Jetzt aber soll's in Gottes Namen bleiben, wie es ist."

Und so blieb es. Einen Strauß der Rosen, die ihr aus dem Grabe erblüht waren, trug die schöne Marianne vor der Brust, als sie Karl von Strohmeck zum Altare folgte, und hell aus der Fülle der blonden Locken blickte Maria Anna im Ringwalt aus blitzendem Goldrahmen auf das Glück der späten Nachkommen.

Der Georg war wirklich Manns genug, noch mehr als die zwei Viertheile an den Gerbhäusern zusammenzubringen; denn ihren Antheil verlieh ihm Marianne, als er die muntere, frische Rosine heimführte. So war denn manches Verhältniß bereinigt, manches gelöst und geordnet und das schönste begründet: häusliches Glück.

Briefe eines harmlosen Großstädters.

Aus Berlin im September 1871.

Sondern blos deshalb habe ich mit den Kleinstädterbriefen aufgehört, weil ich seit einigen Wochen in Berlin vergeblich eine Wohnung suche. Sie ersehen daraus, lieber Freund, daß alle Ihre Vermuthungen über mein Stillschweigen unbegründet waren. Ich habe natürlich so gut wie jeder Andere meine kleine Döllingerdemonstration gemacht, habe mir vorgelogen, daß dieser stramme Ultramontane, weil er zufälliger Weise mit dem Dogma der Unfehlbarkeit nicht übereinstimmt, ein Verfechter der Gewissensfreiheit sei — aber das war doch nicht zeitraubend und würde mich nicht gehindert haben, meine Briefe an Sie fortzusetzen. Ich sehe sogar nicht einmal ein, weshalb man wegen dieser Unfehlbarkeit so viel Lärm schlägt. Es giebt so viele Unfehlbarkeiten, daß es mir für meine Person auf eine mehr oder weniger nicht ankommt. Unfehlbar ist z. B. daß, wenn in einem Lustspiele eine Dame auftritt, welche ein Amazonenkleid trägt, allemal ein Pferd durchgeht; daß dieses Pferd angehalten wird von einem jungen Manne, welcher die obengenannte Amazone halb ohnmächtig auf die Bühne bringt, und daß die Dame im fünften Acte ihrem Retter die Hand zum ehelichen Bunde reicht. Unfehlbar war in jedem Leitartikel, welcher sich mit einer der Thronreden Napoleon's beschäftigte, der Satz: „Die diesjährige Thronrede des Kaisers zeichnet sich mehr aus durch Das, was sie verschweigt, als durch Das, was sie sagt.“ Unfehlbar ist, daß, wenn ein paar Deutsche eine Landpartie machen, nach einer gewissen Pause Einer anhebt: „Wer hat Dich, Du schöner Wald“, und daß bei der Pianostelle „Lebe wohl“ einige Gutterallaute mit unterlaufen. Unfehlbar ist, daß jeder gebildete Toast mit dem Satze schließt: „Und in diesem Sinne bitte ich Sie &c.“ — ich sehe also gar keinen Grund, weshalb nicht auch der Papst unfehlbar sein sollte, namentlich bei der nahenden Cholera.

„Dem alten Herrn macht's Vergnügen und mir schadet's nichts“, sagte Rachel, als man ihr ihre Liebenswürdigkeit gegen einen betagten Würdenträger Frankreichs einst zum Vorwurf machte.

Ich sagte Ihnen, daß ich in der Metropole der Intelligenz ein Unterkommen suche, und dadurch erklärt sich die Metamorphose meiner Briefe. Aus dem Kleinstädter ist ein Großstädter geworden, und ich will mir alle Mühe geben, Form und Inhalt meiner Briefe mit ihrem neuen Titel in Einklang zu bringen. Meine Uebersiedelung nach Berlin hat nun endlich auch den Entschluß zur Reife gebracht, den ich schon lange mit mir herumtrage: Ich wende dem undankbaren Journalismus den Rücken und wähle irgend einen honetten Beruf. Beim Journalismus ist die Concurrenz zu stark. Nicht nur die französischen Generale, die Faidherbe und wie die Sieger alle heißen, verderben mit der Feder, was sie mit dem Schwerte nicht gut gemacht haben, auch unsere deutschen Heerführer, die Goeben, Manteuffel, Falkenstein &c. sind ständige Mitarbeiter an verschiedenen Zeitungen geworden und verderben die Preise.

Vor Allem aber ist es Herzog Wilhelm von Mecklenburg, welcher uns Feuilletonisten, die wir uns auf originellen Stil und gute Laune etwas einbilden, das Handwerk völlig verleidet hat. Gerade heute wird es mir gestattet sein, daran zu erinnern. Mögen Andere die Jahrestage von Metz, von Beaumont und Sedan festlich begehen, ich feiere den Jahrestag des Briefs des Herzogs von Mecklenburg; und in den Annalen des Humors wird der 10. September, just der Tag, an dem ich diesen Brief schreibe, in unvergänglichem Glanze strahlen.

Am 9. September des vorigen Jahres erfolgte die entsetzliche Explosion in Laon, und schon am folgenden Tage fand Herzog Wilhelm, obwol er selbst verwundet war, Stimmung und Muße ein Feuilleton zu schreiben, wie wir deren in unserer feuilletonarmen Zeit nicht viele aufzuweisen haben.

Erinnern Sie sich dieses köstlichen Briefes? Ich habe denselben aus dem „Staatsanzeiger" ausgeschnitten, mit Epheu sinnig umranken, unter Glas und Rahmen bringen lassen; und so bildet der Brief jetzt einen der reizendsten Schmuckgegenstände des Arbeitszimmers, welches ich vergeblich suche. Zu ihm schlage ich die Augen auf, wenn ich mich zu neuen Thaten begeistern will, und in ihm finde ich Tröstung in schweren Tagen. Wenn ich mich bei der Lectüre einer Berliner Zeitung satt gelangweilt habe, dann trete ich vertrauensvoll vor den Brief des Herzogs Wilhelm und dann lese ich: „Wir sind Alle gestern, zwar fahrend, hierher marschirt; die Stabsordonnanz ist am Kopfe leicht blessirt und mit uns hier; die andern Pferde unten in der Vorstadt hatten sich losgerissen, fortgelaufen und sind meist geschunden, aber gestern schon mitmarschirt. Der Kronprinz von Sachsen kam sehr liebenswürdig gleich am andern Morgen zu mir und war außer sich. Die Kugel, die auf dem Operngucker abgesetzt hatte, ist schon geheilt, aber die durch Balken erhaltene starke Contusion ist noch sehr geschwollen und dick mit Blut unterlaufen. Das Gehen am Stock geht schwach."

Ja, lieber Freund, da ist leicht gelacht, aber versuchen Sie es einmal nachzumachen! Sie haben ja auch Sinn für Stil und werden mir beistimmen, daß es nicht möglich ist, in so wenigen Sätzen und in so anspruchsloser Weise eine solche Fülle sprudelnden Humors anzuhäufen, wie dies Herzog Wilhelm von Mecklenburg gethan hat. Und wie plastisch ist die Schilderung. Ich sehe ihn im Geiste vor mir fahrend marschiren, ich sehe die Stabsordonnanz und die anderen Pferde, die sich fortgelaufen hatten, aber gestern schon mitmarschirt; ich sehe den sehr liebenswürdigen Kronprinzen von Sachsen außer sich; ich sehe die genesende Kugel, die durch Balken erhaltene Geschwulst geschwollen und das schwache Gehen am Stock gehen.

Ich kenne nur einen Satz, der sich in Bezug auf drastischen Stil vergleichen läßt mit den obigen, und das ist der folgende, einem Mügge'schen Roman entnommene: „Die Tische saßen voller Soldaten." Diesen Satz wage ich der schwellenden Contusion, der heilenden Kugel, dem fahrenden Marschiren und dem gehenden Gehen an die Seite zu stellen.

„Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!"

Heute, am Jahrestag des Briefes, umkränze ich auf's Neue das geliebte Schriftstück mit unvergänglichem Lorbeer, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß der hohe Briefsteller jetzt gehend marschiren kann, daß die Kugel auch die letzten Symptome ihrer Krankheit überwunden hat und daß das Gehen auch ohne Stock stark geht. Gleichzeitig gelobe ich, daß ich von Stund'

ab dem Feuilleton Valet sage, weil mir meine Stümperhaftigkeit zum vollen Bewußtsein gekommen ist, und daß ich ein neues Leben beginnen will.

Wenn man einmal seinen Beruf verfehlt hat, so geht man bei der Wahl des neuen mit der größten Bedachtsamkeit zu Werke. Nichtsdestoweniger habe ich meinen Entschluß mit großer Schnelligkeit gefaßt. Und das verdanke ich dem gütigen Zufall, der mich mit einem alten Bekannten vor wenigen Tagen zusammenbrachte. Dieser alte Bekannte, welcher auf den wohlklingenden Namen Nante hört, wurde mir als Kind stets als abschreckendes Beispiel vorgeführt; und noch heute glaube ich die vorwurfsvolle Stimme unserer alten Magd zu hören, wenn sie mir nach irgend einem dummen Streich, den ich begangen hatte, treuherzig sagte: „Wenn Du Dich nicht besserst und unartig bleibst, wirst Du noch so wie Nante."

Bei Nante war von Jugend auf die Unterscheidungsgabe zwischen dem eigenen und dem fremden Besitz in auffällig geringem Grade entwickelt, und dieser Mangel seines Organismus brachte ihn schon auf der Schule in alle möglichen unangenehmen Situationen. Der Schulzwang übte auf ihn keine Wirkung aus. Nicht, als ob er sich den Lehrstunden zu entziehen gesucht hätte, sondern einfach aus dem Grunde, weil die Lehrer sich weigerten, durch dieses räudige Schaaf ihre Heerde verderben zu lassen. Später hörte ich denn, daß er in einer Correctionsanstalt für jugendliche Strolche seine weitere Ausbildung erhalten und die Anstalt später mit dem Zeugniß der Reife für das Zuchthaus verlassen hatte.

Diesem Nante begegnete ich nun neulich unter den Linden in untadelhafter Toilette, strahlend wie die Morgensonne und im Besitz aller Eigenschaften — bis auf die Nationalcocarde. Das Wiedersehen war außerordentrührend.

„Junge", rief er mir entgegen, „wie geht es Dir denn?"

„Was!" rief ich meinerseits, „Nante, Du läufst ungehangen herum?"

„Wie Du siehst. Ich habe eine glänzende Stellung: ich bin seit einigen Monaten Theateragent."

„Was ist denn das, Theateragent?" fragte ich.

„Das ist schwer zu beantworten. Vielleicht giebt's Leute, die die Sache in ganz anständiger Weise betreiben. Ich richte mich nach einem großen Muster und betreibe sie unanständig. Der Theateragent, wie ich ihn repräsentire, ist ein Mensch, welcher unter dem Vorwand, Procente für verschaffte Engagements einzuziehen, den schlechtbezahlten Künstlern das Blut abzapft und sich damit mästet, der vermöge eines gedruckten Wisches, welchen er Theaterzeitung nennt, eine verhältnißmäßig hohe Jahressteuer von denselben Künstlern zwangsweise eintreibt, der für eine gewisse Art unbeschreiblicher Vermittelungen, die mit der dramatischen Kunst nicht viel zu schaffen haben, ein ausgesprochenes Talent besitzt und sich diese Liebesdienste gut bezahlen läßt, und der endlich namentlich von den hübschen und jungen Künstlerinnen, die ihm ihr Unterkommen verdanken, überzeugende Beweise der Dankbarkeit erwartet — eine gute Gesinnung, nicht blos Thaler, Silbergroschen und Pfennige."

„Das scheint ja ein sauberes Handwerk zu sein."

„Lieber Gott, es ernährt seinen Mann, und mit der Größe des Einkommens schwindet bekanntlich immer der Makel der Verächtlichkeit. So lange ich nur die kleinen Winkelbühnen versorgte, galt ich als Lump; jetzt,

wo ich die Ehre habe, mit den größten deutschen Theatern in Verbindung zu stehen, bin ich der geachtete Ehrenmann. Intendanten fahren bei mir vor, die größten Künstler antichambriren bei mir, ich stehe mit ihnen auf Du und Du, sie bezahlen mich und fühlen sich mir verpflichtet. Was will ich mehr? Du solltest einmal meine Einrichtung sehen, Du würdest Dich wundern. In meinem Empfangsboudoir steht ein Sopha — Du machst Dir keinen Begriff von der bequemen Einrichtung! Dort empfange ich Künstler und namentlich Künstlerinnen, verkehre mit ihnen huldvoll und herablassend, verschachere sie an theatralische Seelenverkäufer, überzeuge mich, ob ihre äußerliche Constitution den Bedingungen, welche man heutzutage an die Priesterinnen der keuschen Muse stellt, entspricht, und bin merkwürdig zerstreut, wenn meine künstlerischen Geschäftsfreunde ihre Börse vergessen. Und an Abwechselung ist kein Mangel. Ich sage Dir, die ergötzlichsten Scenen spielen täglich auf meinem Bureau. Da kommt ein blutjunges Mädchen mit treuen, blauen Augen und blonden Locken zu mir, aus anständiger Familie, die es mit der dramatischen Kunst ganz ernst nimmt.

„Sie hat bei irgend einem Lehrer Declamationsstudien gemacht, es wird ihr ein glänzendes Talent zuerkannt, und sie wendet sich nun an mich mit dem Ersuchen, ihr ein Engagement als erste tragische Liebhaberin zu verschaffen. Ich sehe mir das Kind genauer an, mit jenem prüfenden und durchdringenden Blick, den man sich aneignet, wenn es zum Geschäft gehört. Das Mädchen schlägt die Augen nieder. „Zeigen Sie mir einmal Ihre Zähne, schönes Kind" sage ich. Tiefe Röthe bedeckt ihre Wangen; sie antwortet mir nicht. Da sehe ich sofort: hier sind Grundsätze vorhanden, hier ist nichts zu machen; Engagement nach Crimmitzschau oder Aehnliches. Gleich darauf kommt eine Andere mit umgänglichen Manieren. Sie war Choristin und erröthet nicht mehr, wenn man ihr väterlich die Backen streicht. Weiß der Himmel, wer ihr eingeredet hat, daß sie Talent zum Mimen habe. „Na, Onkelchen", sagt sie mit einschmeichelnder Stimme, „wie wäre es denn mit einem kleinen Engagement? An der Gage ist mir nicht viel gelegen, aber Rollen will ich haben. Ich sage ihnen, ich verzapfe Ihnen jetzt ein Gretchen und lege Ihnen ein Klärchen hin, nicht von Pappe. Seien Sie gut, Onkelchen, ich werde mich Ihnen auch erkenntlich zeigen." Und dabei sieht sie mich so liebevoll, so versprechend an, drückt mir so vielsagend die Hände, und ich fühle in der Hand das angenehme Rascheln jenes unnachahmlichen Papiers, das man zu Kassenscheinen verwendet, daß alle meine Bedenken über die Verwendbarkeit dieser Dame schwinden, und daß sich mir die innige Ueberzeugung aufdrängt: hier haben wir es mit einem großen, naturwüchsigen Talent zu thun. „Nun, mein Fräulein", sage ich, „ich habe noch zwei Engagements offen; das eine mit achthundert Thalern Gage und Spielhonorar, zusammen tausend Thaler, in X — keine Garnison — das Andere in Y mit zweihundertfünfzig Thalern, zwei Escadrons Ulanen und einer Escadron Husaren als ständige Garnison." — „Wenn ich um das letztere bitten dürfte", entgegnet erröthend die bescheidene Künstlerin."

„Und bei alledem bleibt Dir noch Zeit ein Theaterblatt zu redigiren?"

„Du scheinst die Einrichtung meines Theaterblattes nicht zu kennen, sonst würdest Du Dich nicht darüber wundern. Mein Geschäftsführer, der die Correspondenz besorgt und Photographien ordnet — ein weggejagter Briefträger — redigirt auch mein Blatt. Und zwar wird das so gemacht. Wir haben natürlich ein genaues Verzeichniß aller der Künstler, die mit uns in Geschäfts-

verbindung stehen. Diese setzen uns durch regelmäßige Zusendung der Zeitungen, in welchen sie gelobhudelt werden, in den Stand, über ihre Erfolge berichten zu können. Jeder Tadel, der im Originalblatt ausgesprochen ist, wird gestrichen, es bleiben nur Lobhudeleien, so daß dadurch der Sinn der ursprünglichen Kritik in dem Nachdruck, den wir veranstalten, vollständig entstellt wird. Mit diesem wüsten und sinnlosen Nachdruck füllen wir drei Fünftel des Blattes, ein Fünftel bleibt für Inserate und bezahlte Reclamen und ein Fünftel für das Herunterreißen der Concurrenz und die Verunglimpfung aller der Künstler, die nicht mit mir in Verbindung stehen. Du siehst, es ist kein Kunststück ein solches Blatt zu machen. Es erscheint wöchentlich einmal, kostet mich im Jahre etwa sechzehn Silbergroschen, und ich verkaufe es für acht Thaler; es giebt kein besseres journalistisches Unternehmen in der Welt. Wehe dem Bühnenmitgliede, das sich nicht auf mein Blatt abonnirt! Es wird so lange heruntergerissen, bis es sich für die bescheidene Summe von zwei Thalern pro Quartal in unseren journalistischen Augen wieder zu Ehren bringt. Das Wunderbarste ist, daß diese Blätter, über deren Mache kein Mensch im Zweifel ist, von denen alle Welt weiß: jedes Wort, das hier gedruckt ist, ist der bezahlte Ausdruck einer unehrenvollen Gesinnung — daß diese Blätter, sage ich, trotzdem und alledem nicht nur von Bühnenmitgliedern gelesen werden, sondern in der That einen großen Einfluß auf die Directionen ausüben. Die größten Künstler können derselben nicht ganz entbehren, auch sie müssen uns ihren Tribut zahlen. Das ist eine Thatsache, die ich nur anführe, ohne sie erklären zu wollen. Es geht eben mit den Theaterblättern genau so, wie mit uns selbst, und ich glaube, Molière dachte an mich und meines Gleichen, als er die Worte schrieb:

„Man kennt ihn wol, man weiß, daß er ein Schurke,
Man weiß, daß dieser ehrvergessne Schelm
Durch schmutz'ges Handwerk sich emporgeschwungen,
Daß über dieser Laufbahn hehren Glanz
Die Tugend grollt, ihr schamroth Haupt verhüllend!
Bedeckt ihn allerorts mit Schimpf und Schande,
Kein Anwalt findet sich für seine Ehre.
Nennt ihn Schelm, Schuft, verruchten Bösewicht,
Man wird beistimmen, Niemand widersprechen,
Doch ist die Fratze überall willkommen;
Man nimmt ihn freundlich auf mit offnen Armen,
Allüberall weiß er sich einzufressen."

„Und Du fühlst Dich wohl dabei?" fragte ich.

„Natürlich" antwortete Nante, „wenn unser Handwerk auch einen schmutzigen Keller hat, hat es doch jedenfalls einen goldnen Boden."

„Nun, Nante", sagte ich, „Du hast meine letzten Bedenken beseitigt, und in Anbetracht unserer alten Bekanntschaft gewähre mir die erste Bitte, die ich an Dich richte: Weihe mich ein in die Geheimnisse des theatralischen Bauernfanges."

Dies ist meine Unterredung mit Nante und für die Echtheit derselben bürge ich mit meinem vollen Namen. Paul Lindau.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Waldeinsamkeit.

Der Salon.

Jungfer Modeste.

Novelle von **Werner Maria.**

Man schreibt Weltgeschichte — aber die eigentliche Geschichte der Menschen, die intime Geschichte der Seelen liegt wie verhüllt; Einer sucht sie dem Andern zu verbergen und dann wundern sie sich, wenn sie fremd und kalt nebeneinander hergehen — fremd und kalt, als gingen sie sich nichts an. Hie und da lüftet sich der Schleier, dann schauen wir wie gebannt hin, als wär's unsere eigne Geschichte die dort spielte; als wär's uns aus dem Herzen geschrieben und wir merken, was wir nie vergessen sollten: daß wir Brüder und Schwestern sind, blutsverwandt, seelenverwandt, in Leiden und Freuden uns nah.

Fast immer werden wir Den liebgewinnen, der sich uns zeigt, wie er sich Gott zeigt — wie sich die Kinder Einem zeigen, und darum bring' ich dies Bruchstück, das ich heut' fand und das sonst ebensogut in dem alten Schrank hätte vermodern können.

Ich kenne sie nicht, die es schrieb; sie ging wol vorüber wie der Tropfen im Meer. Aber auch der Tropfen erquickt vielleicht Einen oder den Andern, es giebt viel Dürstende in der Welt. „Jungfer Modeste", stand in goldenen Lettern auf dem verblichenen Büchelchen. Sie blitzten nur so verstohlen, als wollten sie sagen: zu dem Namen paßt es nicht recht; aber da wir echtes Gold sind müssen wir glänzen.

Hier fängt es an. —

Man nannte mich die alte Kindermuhme; ob ich je jung gewesen, ich weiß es nicht — so viel besinn' ich mich nur, daß ich immer noch ein Jüngeres im Arm gehabt. Weiß auch der liebe Himmel, wo sie Alle herkamen und warum mich gerade das Geschick dazu ausersehen hatte, so viel kleine Menschenkinder zu wiegen, zu warten, zu wickeln, zu pflegen, da mir von Rechtswegen keins zukam.

Erst sorgte meine liebe selige Mutter dafür, sie konnte für nichts Anderes sorgen, denn sie war immer krank, alle Jahr ein Kind.

Als die Eltern starben hatte ich eine große Familie. Schon ganz früh, ein kleines Ding, lief ich mit einem Stück Holz im Arm herum; küßte es, deckte es warm zu, hatte wirklich Mutterfreuden daran. Die Leute lachten mich aus; aber es war wol ein Vorgefühl, denn bald, kaum daß ich's tragen konnte, lag statt des Stückes Holz eins nach dem andern, Schwesterchen oder Bruder mir am Herzen.

Ich war glückselig; für mich gab's nichts Reizenderes, als solch' ein rosiges, lächelndes, kleines Leben, voll Uebermuth, voll Unschuld. Wie es strampelt in den weißen Linnen, als könnt's mich bezwingen; wie es sich anschmiegt, als wüßt' es keinen liebern Platz zwischen Himmel und

Erde — ihr glaubt es ihm, und denkt die Seligkeit hat kein Ende; aber Alles hat ein Ende und das Kleine ringt sich los vom Schooß und fängt an allein zu gehen und läuft weg und wie es hier zu Anfang geht, geht es später, der Platz wird leer, wo ihr sonst seine liebe Gegenwart fühltet, und ihr bleibt allein.

Lange Zeit war immer wieder eins da, die Stelle zu füllen. Ich machte auch keinen großen Unterschied, hatte Eins so lieb wie das Andere; wer meiner am Meisten bedurfte, der hatte mich.

So lebte ich wie eine Königin in meinem Reich; was darüber hinaus passirte, davon wußte ich wenig, ich merkte kaum, daß die Zeit hinging. Erst als die kleinen Dinger hochaufschossen, in frischer Jugend neben mir standen, lauter junge Tannen, merkt' ich, daß ich darüber zum alten Baum geworden. Es ist etwas Eignes um das Alter, gespenstisch umschleicht's Manchen bald nach den ersten Schritten im Leben. „Du bist alt", heißt es, „denn Du bist fünf, das Schwesterchen erst zwei." — Sorge und Verantwortlichkeit zieht es nach sich — dann wieder absolut ist's nie da, so lange noch ein Aelterer neben Einem steht; für Den bleibt man immer jung.

So schwankt man hin und her zwischen Alter und Jugend, bis das eigene Herz einmal sagt: „Du bist alt — Du bist ja wie aus einer andern Generation, wie aus einer andern Welt, kommst manchmal mit Deinen Ansichten hervor wie der Bräutigam, der hundert Jahre im Berg geschlafen hat; Keiner versteht Dich, was Du jung nennst, ist vergangen."

So war ich alt und meine Vögel alle flügge geworden, eins nach dem andern verließ das Nest — erst nur bis zum nächsten Zweig, dann aber weiter und weiter. — Manche kamen ab und zu wieder wenn sie Etwas brauchten. Einige hab' ich nie wieder gesehen.

Es ist so der Lauf der Welt, sagen die meisten Leute; wer es aber erfährt, wie vergänglich Alles ist, wie zersetzend die Zeit wirkt, selbst in diesen Verhältnissen — dem wird schwindlig vor den Augen, als verlör' er den einzigen Halt.

Die Mädchen heiratheten, die Burschen gingen ihrem Beruf nach. Grad mein zärtlichstes Nesthäkchen, von dem ich geglaubt, es könne nicht zwei Schritt von mir, ging mit fremdem Mann, sie kannte ihn kaum acht Tage, über's Meer; er war Missionar.

Eh' ich recht zur Besinnung kam, sah ich mein Reich zerstört, mein Scepter mir aus der Hand gefallen, meine Krone, meine Freude dahin.

Die Mädchen schrieben wol, aber das eigene Haus wuchs ihnen über den Kopf und in das Herz. Liebe ist kein Luxusartikel; wird sie nicht täglich in die Hand genommen, verstaubt sie. Helfen konnt' ich nicht. Bei der Einen wollt' es der Mann nicht, eifersüchtig auf seine Macht; bei der Andern war kein Raum für mich. Die Burschen schrieben nicht einmal, ganz versunken in ihr eigenes Leben. Selten denkt ein Knabe als Jüngling daran, welche Hand ihn gewartet; noch dazu wenn es nicht die Mutter war, und selbst Mütter werden vergessen.

Schäme dich, Jungfer Modeste — willst du deinen Lohn dahin

haben? Nur Geduld, einst bekommst Du sie alle wieder; jetzt nur sind die Herzen so zerstreut, so abgezogen und wissen überhaupt nicht, wem sie angehören. Später wirst Du eine große Familie haben — und ich konnte mich an dem Gedanken selig freuen, wenn sie dort oben wieder auf mich zugestürzt kämen, wie sie als Kinder gethan; mich erkennend, mich und meine Lieben sich zu mir drängend, mir sagend, daß sie mein wären. Dein! — Jungfer Modeste! — Als ob dir irgend Jemand angehörte — Du bist allein, hast ein Recht an Niemand, ein leerer Stiel ohne Blatt und Blüthe — oder eine Blüthe, die keine Frucht gebracht. Umsonst hast Du gelebt, unnütz für die Welt. Sollte das wirklich so sein? sollte dort oben nichts gelten, als das irdische Band, oft so locker gewoben, daß es kaum den Sturm des Unglücks bedarf, um es zu zerreißen, manches Mal nur zum Putz, zum Schmuck umgeschlungen ....? Nun, Gott weiß.

Also ich war mutterseelenallein. — Ich saß in meinem Stübchen am Fenster Tage und Tage und lebte die Zeit zurück. Das ist aber nichts, so lange sie noch vorwärts geht; man muß mit und es findet sich auch immer ein Weg. Meiner war ganz in der Näh'. Unter mir wohnte ein junges Frauchen, blaß wie ein Winterhauch. — Sie war schon in der Wittwenhaube, und hatte noch ein Kindergesicht. Wie ein armer Nestling sah's aus, das aus dem warmen Nest gefallen.

Kaum die ersten Schritte im Leben, dacht' ich, und gleich den schwersten Gang! Der Mann war durch einen Sturz mit dem Pferd verunglückt, er war Verwalter gewesen; mit ihm verlor sie Alles — Stellung — Ernährer — den Geliebten. Eins doch hatte er ihr hinterlassen, ein Kindchen, ein strahlendes, blühendes Kindchen, das ihr im Schooß lag. Ich fand sie oft zusammen, wenn ich ihr etwas Kräftiges brachte. Mir war sie ein Räthsel; als gäb' es ihr einen Stich in das Herz, wandte sie sich ab, wenn das Kind jauchzte, oder mit eifrigen Händchen nach ihren Lippen fuhr, daß sie ihm den alten Spaß wiederhole, wie früher.

Ich schalt sie oft aus, wenn sie das arme kleine Ding mit ihren Thränen benetzte — Thränen, die es auch zum Weinen brachten.

„Betrübe Dein Kind nicht vor der Zeit", warnte ich; „wer weiß, welchen eigenen herben Kummer es einst zu tragen hat, freu' Dich vielmehr, daß es den Deinen noch nicht theilen kann. Lächle ihm zu wie Deinem Glück; es ist ja doch Glück, großes Glück — ein Kind, wie ein Frühlingstag."

„Glück!" wiederholte sie; „ich glaube an kein Glück mehr; es ist Alles Betrug, Alles Schein — ich glaube nur noch an den Schmerz. Nimm das Kind fort, ich kann Niemand mehr lachen hören."

Sie war krank, darum verzieh ich die Rede, nahm das arme Würmchen mit und dachte: „Welch' ein Schatz und warum Dem bescheert, unter dessen Hand sein Gold zu Spreu wird?"

Weder des Kindes Schreien, noch sein Jauchzen konnte sie ertragen — losch aus wie ein Licht, frug nach nichts mehr, als wie bald sie wieder mit ihm vereint sein würde. In dunkler Stube lag sie, mochte

kein Frühjahr die Knospen erschließen sehen; Alles dunkel um sie her, bis die Erde sich endlich ihrer Sehnsucht öffnete und man sie neben ihn bettete im Grab. Wär' ich nicht dagewesen, man hätte ihr das Kleine nur gleich mit in den Sarg legen können.

Als ich so dabei stand, das verlassene Stückchen Leben auf dem Arm, das aus dem Tode hervorsah wie's Schneeglöckchen aus gefrornem Boden, fand mich die Wirthin.

„Jungfer Modeste!“ rief sie, „nun hätten sie ja wieder eins; ohne Last geht's ja doch nicht bei Ihnen ab.“

„Last?“ wiederholte ich erstaunt; „Ihr nennt das auch eine Last und habt selbst Kinderchen?“

„Grad deshalb“, antwortete sie; „sechs, daran schleppt man schon, ich möchte manchmal hundert Arme haben.“

„Seht Ihr, wie reich Ihr seid; Ihr könnt es kaum fassen.“

„Nun ja“, gab sie lächelnd zu; „alle Hände voll hab' ich schon, ich will auch nicht klagen, ich möchte keins missen und bin Gott sei Dank stark genug, die Last zu tragen; — anders als das arme Frauchen, das wir eben zur Ruh' gebracht, der war das Eine schon zu viel.“

„Sie wollte nicht, sie hat es gar nicht versucht!“

„Sie wollte nicht, sie konnte nicht — das ist oft Dasselbe.“

Ich enthüllte den rosigen Schatz in meinem Arm, der lächelnd ein paar blaue Augen öffnete, als wär's der Himmel. Die Mutter that mir so erschrecklich leid, die selbst bei diesem Anblick an ihrem Kind nicht mehr glücklich werden konnte.

„Solch' Herz“, dacht' ich, „ist doch ein unbescheiden Ding, wie es sich dehnt im Besitz; Dein's muß recht klein sein, denn selbst vom fremden Kind ist's schon überfüllt, als sollt' es vor Wonne zerspringen“, und ich drückte mein Dortchen fest an mich in voller Seligkeit. Mein war das Kind — ganz mein; Niemand wird es mir streitig machen. Mir war, als wär' es grad für mich verwaist in die Welt geworfen; „für mich“, sagt' ich mit einem Dankgebet, für mein Herz, das so durstig war wie eins nach Besitz, nach ausschließlichem Besitz. Keinen Augenblick ließ ich's von mir; eine Mutter konnte nicht eifersüchtiger darüber wachen, ich fühlte mit Freude, wie das tägliche Leben uns eng aneinander drängte, bis wir Eins wurden, als wären wir demselben Blute entstammt.

Wenig Menschen sind wirklich menschenfreundlich; Kinder aber suchen sich, finden sich, freu'n sich ohne Unterschied aneinander, freilich auch nur so lange sie klein sind.

Drüben im Nachbarhaus gab es ein Knäbchen.

Ließ ich mein Dortchen am Fenster tanzen, lag es dort gegen die Scheiben gedrückt und starrte hinüber.

Dortchen jauchzte ihm zu und der Kleine nickte zurück. Ein armer Schelm war's; so zu sagen gut versorgt und doch verwahrlost. Bezahlte Leute bekommen es bald weg, ob Jemand Interesse für ihren Pflegling hat; ist das nicht der Fall, warum sollten s i e es haben?

Oft schrie das Bübchen stundenlang; Keiner hörte danach — nur ich, und mich ging's nichts an.

Seine Eltern hatten grad Mittel genug, um nach großem Vermögen zu ringen. Des Jungen wegen, hieß es; für den muß man sorgen. Sie schifften sich ein nach Amerika; einer zuverlässigen Wärterin wurde das Kind anvertraut, Geld war nicht gespart, Geld schien ihnen Liebe. — Es ging Alles gut, schon waren sie auf der Rückreise; da erhob sich ein Orkan und das Schiff verschwand mit Allem, was darauf war, als hätt' es der Sturm verweht. Immer noch hoffte man, Einer oder der Andere würde wiederkommen; aber es kam Niemand und der kleine Just Six war verwaist.

Michel Dürr, sein Vormund, Compagnon im Geschäft des Vaters, überlegte sich, was wohl, nicht für den Jungen, sondern für ihn das Bequemste wäre. Geld war noch da, die Kinderfrau wurde behalten, da sie bezahlt werden konnte so theuer sie auch kam. Damit schien das Kind versorgt.

Frau Wurzel war eine anständige Frau; sie stahl nicht, betrog nicht, sie und ihr Zögling sahen immer nett und reinlich aus: was wollte man mehr? — Konnte sie dafür, daß ihr die Sympathie für das kleine Wesen fehlte? Wer will der Zuneigung gebieten? Wer kann heilige Gluth in sich entzünden, weil er bezahlt ist? Unglücklicher aber ist kein Kind, als eins, das seiner Umgebung unsympathisch ist. — Da hat's kein Ende mit Schelten, Alles wird zum Fehler.

Eine fortwährende Qual gab es drüben, ein fortgesetztes Martyrium.

Es verbitterte mir ordentlich mein Glück. Wenn ich mein Dortchen einsang, hört' ich (die Häuser lagen dicht beieinander, nur von einem Hof getrennt) wie eine Begleitung die Jammertöne des kleinen Just Six; am Morgen erschien sein verschrieenes, entstelltes Gesichtchen mir gegenüber. Ich hab' nicht viel Mitleid mit den Erwachsenen; die wissen ja, oder sollten wissen, was sie hier zu erwarten haben. Aber die Kleinen, die, wie aus dem Himmel gefallen, leiden müssen, eh' sie begreifen können wofür, die kann ich nicht elend sehen. Ein trauriges Kindergesicht macht mir den Eindruck, als sei das Paradies zum zweiten Mal verloren und auch das letzte Sonneneckchen auf Erden verlöscht.

Der alte Michel Dürr kümmerte sich wenig darum, für ihn existirten Kinder nicht; das war Sache der Frauen, ein nothwendiges Uebel, damit die Menschheit nicht ausstürbe. Er selbst hielt sich zu schad für dergleichen. Alle Tage ging er auf die Resource nach geschlossenem Geschäft, das war der Culminationspunkt seines Lebens.

Ich hoffte immer, das viele Geschrei würde ihn stören; aber er dachte wol: rühr' ich daran, hab' ich noch mehr Noth davon. Er war sehr klug für sein Wohl, dieser Herr Michel Dürr und verstand sich die Unannehmlichkeiten so fern zu halten als möglich.

Eines Tages hielt ich den Jammer nicht länger aus; ich konnte den Ton gar nicht wieder los werden.

Da faßte ich mir ein Herz und ging hinüber.

Den grauhaarigen Diener schob ich bei Seite, sonst wär' ich nie zu dem Michel Dürr hineingekommen. Es war recht unweiblich von mir und doch wahrhaftig, in mir regte sich das wahre Frauenherz, das alle Keimchen an sich schließen möchte und aufziehen, wie Mutter Erde die Keimchen der Blüthen. Diesem Herzen zu Liebe drang ich so kühn in das Heiligthum Michel Dürr's, in dem er selbst sein eigener Götze war.

Er stand sehr höflich auf, verneigte sich; er war immer von der größten Höflichkeit und doch fühlte man sich in seiner Nähe geringschätzig, ja grob behandelt, weil er nur an sich dachte.

Mich brachte seine Manier heut' ganz aus dem Text; er zeigte mir auf feine Art, daß ich die Sitte verletzt und nicht an meinem Platz sei.

Ja, mit welchem Recht war ich eigentlich hier? Mit dem Menschenrecht. — Aber dies erste aller Rechte schien, wie so oft im Leben, keine Berechtigung zu haben.

Ich fühlte wie ich roth wurde unter seinen kühlen Blicken.

„Das Geschrei ....", stammelte ich.

„Ah so", sagte er, gleich bei der Sache, „das Gebrüll von dem Just Six, ich hab' auch schon daran gedacht, das kann kein Mensch länger aushalten — ein Hund heult nicht ärger; nach meiner Berechnung müßte er sich längst den Hals abgeschrieen haben, aber solch' ein Kind hat beneidenswerthe Lungen. Ich werd' ihn mit sammt seiner Wärterin ausquartieren."

„Aber dann hören ihn doch Andere", warf ich schüchtern ein.

„Andere?" wiederholte er eisig, — „nun was geht das uns an? — Ueberhaupt, was geht Sie denn die ganze Geschichte noch an? Ich wüßte wirklich nicht, was Sie sonst noch von mir verlangen könnten", und dabei suchte er mich mit der größten Höflichkeit zur Thür hinauszucomplimentiren.

Da überkam's mich — das warme Herzblut kam mir zurück.

„Herr Michel Dürr", begann ich, „ich komme nicht meinetwegen, nicht Ihretwegen, sondern des Kindes wegen."

„Mischen Sie sich lieber nicht dahinein; was wissen wir Beide denn von Kindern, Jungfer Modeste?" antwortete er mit einem Stich auf mich; „davon verstehen Sie Nichts und ich auch Nichts. Schreien ist, wie es scheint, ihr Beruf und könnten sie das nicht aushalten, wär' die Erde wol bald entvölkert, statt daß eine Masse Gewürm um Einen her ist, man kann kaum treten und eine ruhige Stelle finden. Das krabbelt verlassen, verloren herum und wird doch groß."

„Aber wie!" rief ich empört.

„Nun wie es grad kann; ich werde keinen Finger darum rühren. Bin ich schuld, daß die Eltern den Jungen in die Welt setzten und sich dann davon machten?"

„Ich möchte mich seiner annehmen", sagte ich.

„Der Bursch braucht nicht zu betteln", erwiederte er hochmüthig.

Mir schwoll das Herz wieder. — Betteln! — auf den Knieen müßte das arme Ding rutschen nach ein bischen Liebe, wie es jedem Hund

von selbst wird, der die Mutter behält. Aber ich hielt an mich und sagte: „Geben Sie mir den Jungen, ich habe solche Lust an Kindern; er wird Niemanden mehr mit seinem Geschrei belästigen; und soll er mir keinen Dank schuldig sein, so kann man ja Alles bezahlen.“

Michel Dürr sah mich an, als ob ich nicht recht bei Troste wäre.

„Nun ja“, bekräftigte ich, „Sie werden auf alle Weise dabei Profit haben.“

Im Charakter eines guten Geschäfts lockte es Michel Dürr, das hatte ich ganz richtig berechnet.

„Mir ist es ganz gleich, wo der Junge bleibt“, hub er an, „wenn ich nur die Noth los bin. Mögen Sie die Sache mit der Wärterin abmachen; die Person ist mir im höchsten Grade zuwider, ich habe noch kein Wort mit ihr geredet. Hier ist das letzte Quartal; Geld ist, wie Sie sehen, nicht gespart. Die Sache gilt natürlich nur für die Kindheit, etwa wie eine Pension, später werd' ich mich noch entscheiden, was aus dem Just Six wird. Vielleicht brauch' ich ihn.“

„Natürlich“, antwortete ich giftig, „Sie bleiben der Vormund und sobald der Junge aus dem Gröbsten ist, steht er zu Befehl.“

Damit war meine Unterredung zu Ende und ich ging, den kleinen Just aus den Griffen seiner drachenähnlichen Hüterin zu befreien. Ich wußte kaum, was mir am schwersten wurde; mein Herz pochte hörbar, als ich dem Zorn, der Grobheit gegenüber stand. Scheu, verlegen, als thät' ich bitter Unrecht, stand ich mit meinem guten Gewissen vor der Frau Wurzel. Das Kindchen hatte sich an mich gedrängt; mit klaren, fragenden Augen sah's zu mir auf, es war lange nicht so erschüttert als ich von der Fluth Schmähungen, die sich von den Lippen seiner bisherigen Wärterin auf mich ergoß.

So schloß die wuthentbrannte Rede, deren Energie jedem Redner Ehre gemacht hätte: „Gut, nehmen Sie die kleine Schlange, nehmen Sie sie, warten Sie nur, was jetzt klein ist, wird groß werden; Der wird mich schon rächen. Was! — er hat zu viel geschrieen? Ich hätte brüllen müssen, so hat er mich geplagt; den Mond vom Himmel hätt' ich ihm herunter holen sollen. Das Leben hat er mir verleidet, Tag und Nacht. — Der ist mit Nichts zufrieden, denken Sie an mich — mit Nichts; mag er auch von Ihnen fordern, was Sie nicht geben können, Unfrieden und Unglück bringen, wohin er geht.“

Mit diesem Segenswunsch entließ sie uns. Just Six weinte ihr nicht nach. Ich schnürte seine Habseligkeiten in ein Bündelchen und brachte ihn zu meinem Dortchen. Wie das jauchzte, wie es all' seine Spielsachen anschleppte, es konnte grad laufen, wie es die Wirthin machte und that, als hätte es für Alles zu sorgen!

Just Six ließ sich's gefallen, als sei er zum Herrschen geboren; wie ein Königssohn rief, befahl er und sah sich mit seinen leuchtenden Augen so gebieterisch um, daß mir mehr als einmal die Rede seiner erzürnten Wärterin einfiel.

Von da ab führten wir ein wundervolles Leben. Im Sommer

draußen im verwilderten Garten voll üppiger Ranken, voll halbwilder Früchte, die wie eine süße Ueberraschung hie und da plötzlich auftauchten. Nichts war darin verboten, nicht einmal der große Apfelbaum, lockend wie jener im Paradies. Hohe Mauern schlossen das Plätzchen ein und damit doch Freiheit bliebe, grenzte von einer Seite der Fluß und drüben streckten sich weithin lustige Wiesen. Im Winter im freundlichen Stübchen am Feuer, die Kinder dicht um mich. Es war ein verborgenes Leben, das wir da hatten, Keiner fragte nach uns, Keiner kümmerte sich um uns. Just war unser Tyrann. Aber wir fühlten uns sehr gemüthlich dabei. Nach ihm ging Alles, Alles riß er an sich, oder vielmehr Alles fiel ihm von selbst zu. Wie durch geheimes Uebereinkommen war er zum Thron gelangt, hatte immer den besten Platz, die süßeste Frucht, das größte Theil.

Tausend Geschichten könnt' ich erzählen; doch die Kinderzeit ist wie ein Geheimniß zwischen Pfleger und Kind. Sie haben ihre eigene Sprache, Alles — so klein es scheint — ist von größter Wichtigkeit; zieht man es aber an das Tageslicht, verliert es den Glanz, wie ein Glühwürmchen in der Hand.

Dortchen glich dem stillen kleinen Landsee, lieblich und freundlich, selbst das Gewitter lief wie in silbernen Lichtern spielend darauf hin. Just dagegen erinnerte an das Meer, von dem man nie weiß, wohin seine Stürme führen. Manches Mal dacht' ich an den bösen Wunsch, der uns mitgegeben war und erschrak vor dem brennenden Durst nach Glück in des Knaben Seele. Aber warum sollte er nicht glücklich werden? Geistig und körperlich war er herrlich für das Leben ausgestattet. Von mir waren Beide verschieden. Eins hatte ich gelernt bei den Vielen, die unter meinen Händen erwuchsen: man muß nie danach trachten, sie sich gleich zu machen, so sehr auch die eigene Natur dahin drängt; es ist eine gefährliche Sache, eine egoistische Regung, bei der die Pflanze verkümmert oder wild ausschlägt, mit Gewalt die Fessel zerbricht und in geilen Zweigen ihre Kraft vergeudet.

Dortchen schleppte dem Just Alles nach, wie die beste Dienerin, fühlte sich beglückt, geehrt, wenn er es sich nur gefallen ließ. Dann und wann sah sie ihn sich dabei von der Seite an, strahlend, und darauf mich, als fragte sie: „Kann man ihm je genug thun? ist er nicht ein Mirakel von einem Jungen?"

Schön war er wirklich, etwas Adeliges, Hohes im Gesicht, als geruhte er nur in unserer niedern Hütte zu wohnen; dabei doch freundlich, fröhlich wie Sonnenschein, der da sagt: „Was kann ich dafür, daß ich heller leuchte als der kleine Stern?"

Ich war bös auf Dortchen. — „Schäme Dich", schalt ich, „Du bist doch nicht seine Magd; es ist gar nicht politisch, wenn man sich den Männern so niedrig gegenüber stellt, das Niedere wird verachtet. Hoch, von hochher muß man kommen; immer auf dem Sockel, wie eine Statue, damit sie erinnert werden, daß wir die Schwächern sind, etwa aus Alabaster, und könnten gar leicht in Stücke gehen."

Die kleine Dirne sah mich unaussprechlich unschuldig an und verstand mich nicht. Da schwieg ich, was auch besser war; man muß hier in der Welt, wo Glück rar ist, Jeden es nehmen lassen wo und wie er es findet.

Die Wirthin rief, wo sie die Beiden sah: „Ein Pärchen, grad wie Braut und Bräutigam; wenn die sich nicht heirathen! . . .“

„Ach was!“ sagt' ich; „als ob Alles da hinaus müßte, Die sind sich zu nah; beim Heirathen ist es die Hauptsache, daß man sich nicht recht kennt.“

Bis jetzt träumte sich Just Six sein Glück und ließ dessen Glanz vor Dortchen's erstaunten Augen in tausend Märchen und Farben spielen; sie saß da mit glühenden Wangen und ließ sich erzählen; ihre Glaubensfähigkeit war unbegrenzt, er hätte ihr einreden können, daß man mit einer Leiter in den Mond käme, wenn man nur der Mann danach wäre. „Just hat's gesagt“, erschien unwiderleglich.

Der Bursch' ging in das siebzehnte Jahr; großgewachsen, stattlich anzusehen, mit einer Mähne wie ein Löwe. Geschickt zu Allem, beliebt bei Lehrer und Kamerad, führte den Pinsel, spielte die Geige, freilich immer dasselbe Lied, denn fleißig war Just Six nicht; was ihm nicht anflog, blieb nicht sitzen.

Sein größtes Talent war seine Liebenswürdigkeit, sein anregendes Gespräch; leider kann man nicht davon leben, das sah ich ein. Ich hoffte immer, es wäre noch Vermögen genug übrig, um ihm über die erste Zeit fortzuhelfen. Darüber sollten wir nicht lange im Dunklen bleiben; wie ein Blitz fuhr es in unsere wohlgeordnete Häuslichkeit, in der, ein seltner Fall, Jeder mit seinem Platz zufrieden war.

Michel Dürr erschien. — Die Zeit war gekommen, Michel Dürr brauchte einen Schreiber. Ich hatte mir ja längst gedacht, daß Just einen Beruf ergreifen mußte; aber gerade Schreiber! Die Feder hinterm Ohr wie der blasse kleine Jüngling im Geschäft, der Tag aus Tag ein von nichts zu leben schien, als von Tinte; — der sein Genosse fortan in dem dumpfigen Stübchen, das nie die Sonne erblickte, dessen Mauern übernächtig bleich aussahen, dessen Thüren und Fenster zu gähnen schienen! . . .

Dortchen schrie laut auf: „Das leidest Du nicht! Das ist unmöglich!“

„Ich werde nicht gefragt“, antwortete ich; „ich habe kein Recht mitzusprechen.“

„Kein Recht mitzusprechen, nach Allem was Du für ihn gethan hast!“

„Das giebt keins“, antwortete ich, „keins vor dem Gesetz, höchstens eins auf sein Herz und auf solche Rechte darf man nicht zählen. Du und ich, wir haben kein Recht an Just.“

Ich sagt' es mit Vorbedacht und es machte sie sehr nachdenklich, denn sie hatte ihn immer wie Einen, der ihr angehörte, betrachtet.

Michel Dürr nahm gar keine Notiz von unserer Bedrängniß, ich glaube, er ahnte sie kaum; er kam sauber und höflich, wie immer, sich

zu holen, was er zu seiner Bequemlichkeit brauchte. „Junger Mensch", redete er Just an, „es ist hohe Zeit, daß Sie sich irgend Jemandem nützlich machen; seien Sie dankbar, daß ich Ihnen diese Gelegenheit biete. Die Stelle eines Schreibers in meinem Hause ist eine vortreffliche, sehr begehrte, ich wende sie Ihnen zu als Vergünstigung und hoffe, daß Sie das nie vergessen werden. Dieser Beruf führt Sie gleich auf den Weg geregelter Thätigkeit, den Sie fortan zu wandeln haben. Fleiß und Ordnung sei Ihr Wahlspruch; dann werden Sie mit dem Wenigen, was Ihnen Ihre Eltern hinterließen, auskommen. Sie sind arm, vergessen Sie das nicht, Just Six; Sie müssen von Ihrer Hände Arbeit leben. Eins erwarte ich von Ihnen, daß Sie sich nicht einen Tag länger umsonst hier werden füttern lassen."

„Umsonst?"

„Von nächster Woche ab wird nicht mehr bezahlt."

Just erröthete tief und mit einer Art ängstlicher Hast machte er die Sache fest und versprach so bald als möglich die Lücke bei Michel Dürr auszufüllen.

Mir war die Geschichte sehr peinlich. „Just", sagt' ich, „meinethalben gehst Du nicht. — Du wirst doch nicht zu stolz sein, das bischen Essen weiter zu nehmen, bis sich eine passendere Aussicht findet? Hast Du nicht mein Herz genommen ohne viel Federlesens, war es nicht mehr als alles Uebrige?"

„Das ist's nicht, weshalb ich gehe", antwortete er und in seinen Augen standen Thränen; „wo gegeben wird als käm's Einem zu, merkt man ja nicht einmal, wie viel Zeche man schuldig wird. Mir ist nun plötzlich klar geworden wer ich bin; wozu bestimmt — ein armer Kerl bin ich, bestimmt ein saures Brod täglicher Entsagung zu essen; Alles hinzugeben, was Einem der Mühe zu leben werth scheint, um doch wieder dies werthlose Leben zu fristen. Ich habe mich für reicher gehalten. — Damit ist es vorbei — früher oder später wäre dieser Tag immer gekommen. — Was hilft's, ob Du mit Deiner großen Güte ihn noch ein Weilchen hinhältst! — Michel Dürr's Schreiberstelle ist ein Glück für mich, wie er ganz richtig sagt; ich hatte mir nur das Glück ganz anders gedacht."

Ob es mir gleich leid that, ihn zu verlieren, so jubelte doch mein Herz, daß er brav sein Schicksal auf sich nahm. In der nächsten Woche zog er hinüber, wir halfen ihm und Dortchen sah trostlos aus dem kleinen Zimmer in den dunklen Hof, ob sie Nichts entdecke, was ihm Freude machen könne; aber da war Nichts, Nichts außen, Nichts innen, Nichts von all' Dem, was er liebte; trocken, langweilig und dürftig. Sie steckte noch eine duftige Rose in ein halbzerbrochenes Glas und dann verließ sie ihn mit einem Seufzer.

Wir sahen ihn von da ab nur selten; er hatte sehr viel zu thun; manchmal nur Mittags ein Stündchen oder Abends spät, immer müde und abgearbeitet, die Leute wurden ordentlich ausgenutzt in Michel Dürr's Wirthschaft.

Dortchen stand oft am Fenster, die Nase am Glas, und schaute nach Just, wie sie als kleines Kind gethan.

Es war dasselbe Stübchen, in dem er so viel gelitten. Jetzt aber sah er nicht auf, über das Papier gebeugt saß er und schrieb, schrieb, daß Einem vom Zusehen die Finger schmerzen konnten.

Wenn er kam, machte Dortchen ein hohes Fest daraus, holte zusammen, was sie wußte und konnte, all' seine Leckerbissen erschienen, Schaalen voll Früchte, malerisch geordnet, wie er es liebte.

Leuchteten seine Augen im alten Feuer, als wäre eine Illumination dahinter, dann stellte sie sich entzückt ihm gegenüber und genoß seine Freude mehr als er selbst. Aber wenn sie ihm seine Geige geben wollte, daß er sein Lied spiele, wies er sie weg.

„Glaubst Du, daß er es aushält?" frug mich Dortchen besorgt; „ich glaub's nicht — man kann eine Koralle nicht im Sumpf halten."

„Auf die Art leben die meisten Menschen im Sumpf", antwortete ich; „meinst Du, daß Jeder hier sein Fahrwasser hat? — und die gewiß im Wenigsten, die das Meer brauchen zum Schwimmen."

„Wer aber das Meer braucht und nur solch' ein Eckchen hat", rief sie betrübt, „der kann sich nicht entfalten, wie es ihm bestimmt war."

„Dortchen", sagt ich, nahm ihren Kopf in meine Hände und sah ihr tief in die Augen, „die äußere Größe thut's nicht; hast Du nicht oft gesehen, in welcher Herrlichkeit sich, im engsten Raum, klein, nicht mehr vom bloßen Aug' entdeckt, die Natur entfaltet? Wir sind doch noch mehr als sie."

Zwei Jahre war jetzt Just Six im Joch. An einem himmlischen Juniabend kam er noch spät.

Tags über war es zu warm gewesen; aber jetzt reckte und dehnte sich Alles, Blüthe und Blatt, vom Abendthau besprengt, duftete, strömte aus und sog wieder ein in den Strahlen des Mondes, die auf und nieder zu gehen schienen in der Dämmerung; jede starre Fessel schien gelöst, Erde und Himmel in süßer Wechselwirkung. Just nahm einen großen Athemzug von der rosigen Luft und noch einen und immer wieder einen, wie Jemand, der erstickt.

Schweigend gingen wir am Fluß auf und ab. — Drüben auf den Wiesen lag der Nebel, schimmernde Sterne sahen hindurch, leuchtende Blicke aus einer glanzvollen Welt.

„Wie sie zu mir herüber blitzen", fing er endlich an, „die ewigen unsterblichen Sternenaugen, als wollten sie sagen — Thor, der Du bist! um Dein wahres Dasein wirst Du betrogen. Soll Das Leben heißen, dies Fortkriechen im Staube, dies Arbeiten mit verbundenem Auge, gleich dem Roß in der Tretmühle? Trag' ich dafür frische Jugend in der Seele, die sich gewaltig regt, ein sprossender, wachsender, ewiger Frühling? — Tödten müßt' ich sie — tödten all' die Kräfte, denen kein Raum gegönnt ist und die nur da wären, mich zu verzehren in nutzloser Sehnsucht."

„Viele müssen wie Du“, sagt' ich, „in der Arbeit leben, in der Entbehrung.“

„Ein niedriger Trost“, fuhr er auf, „ein elender! Nur jammervolle Seelen können sich daran aufrichten, daß Andere auch elend sind; im Gegentheil, grad in dem Winter fühl' ich die schwere dumpfe Luft, die auf der Welt liegt. Da sitzen sie in ihren lichtlosen Löchern, stumpf, arbeiten und erwerben sich den Tod — das ist doch erst das Ende ihrer Noth!“

„Für Dich ist besser gesorgt, für Dich, Just, ist es nur ein Durchgang, habe Geduld; bist Du fleißig, kannst Du zuletzt noch gar reich werden.“

„Wenn ich alt bin“, rief er, „nicht wahr? Wenn ich am Boden klebe, wie eine lahme Fliege, dann wird es heißen: entfalte Deine Schwingen, genieße Dein Dasein, erhebe Dich zu den Wolken. Jetzt — jetzt wär' die Zeit, jetzt oder nie. Welch' ein Leben würd' ich daraus machen, voll Kunst und Schönheit und echter Poesie!“

„Male es Dir nicht so verlockend aus, Just; es ist Dir nicht bestimmt.“

„Weshalb nicht?“ rief er ungeduldig. — „Wofür opfere ich mich? für wen? — wem gehör' ich an? — für wen hab' ich zu sorgen? — Nur ein enges Gefühl von Ehrbarkeit, ein täuschendes Gefühl von Pflichttreue hält mich, fesselt mich an einen Beruf, den ich verabscheue. Freiheit, nichts als Freiheit will ich für's Erste; ich bin schon reich genug, wenn ich in Gottes freier Natur wieder einmal nach Herzenslust herumlaufen kann, arbeiten nach meiner Manier, nicht geknechtet wie im Arbeitshaus.“

„Pflicht“, sagt' ich, „scheint Einem immer Fessel — von der einen gelöst, kommt oft die schlimmere.“

„Wo Pflicht nicht Freude ist“, rief er, „wird sie nie voll und ganz erfüllt!“

Da hatte er Recht und wir gingen wieder schweigend zwischen den verführerisch duftenden Blumen.

Ich wußte, er würde sich losmachen und zitterte für ihn. Es ist immer gefährlich sich von der Menge zu trennen, seinen eigenen Weg zu gehen, selbst zu bestimmen, was man für seine Pflicht halten will.

„Bist Du mir bös“, frug er, als wir schieden; „ich will ja deshalb kein Taugenichts werden!“

„Werden will es Keiner, Just“, antwortete ich betrübt; „aber plötzlich ist man es und kann dann nicht mehr anders.“

„O, ich kann, was ich will!“ rief er; „jetzt aber will ich mein Leben genießen! — Du selbst bist schuld daran“, fuhr er eifrig fort, „als Du das mißhandelte Kind vom Elend befreitest und ihm zeigtest, daß man glücklich sein kann und darf.“

Dortchen ging ihm nach bis zur Gartenthür, sie redeten verstohlen miteinander und als sie zurückkam, glänzten ihre Augen von Thränen.

„Er muß los! — er muß fort!“ wiederholte sie immer. „Ach, ich

wollte ich wäre reich wie eine Prinzeß, daß ich ihn loskaufen könnte, wie man einen Vogel dem Händler abkauft, ihm den Käfig öffnet und ihn fortschwirren sieht, als ging es direct in den Himmel."

„Da wär' er recht edler Art", fiel ich ein, „wenn er mit Deinem Geld seine Sprünge machte; es sieht Manches groß und hoch aus und ist doch sehr niedrig. Das Beste ist eben, daß er arm ist; er mag wollen oder nicht — zur Arbeit muß er zurück, wenn er nicht verhungern will. Uebrigens", fuhr ich fort, sie dicht an mich heranziehend, „häng' Dein Herz nicht an ihn, er hat Dir nichts dawider zu geben."

„Als ob ich das wollte", antwortete sie erröthend; „wenn man Jemanden lieb hat, trägt das nicht Lohn genug in sich? Er ist so mein Stern, nach dem ich sehe, an dem ich mich erquicke; ohne den wär's dunkel, mit ihm wird Alles licht; ich bin ihm so dankbar, daß er leuchtet."

Nach ein paar Tagen war der Platz leer drüben im Stübchen, der Vogel ausgeflogen — er hatte die Stäbe durchbrochen, er war heimlich davon.

„Du bist schuld daran", sagt' ich Dortchen, die offenbar darum wußte.

„So viel ich konnte, ja", antwortete sie eifrig; „wär' es nur mehr gewesen; ich gab ihm, was ich hatte, mein kleines Kreuz von der Mutter, die Ringe — Alles, was ich an Geld aufbringen konnte. Du warst immer freigebig gegen mich, zu größerer Freude hätte ich es nicht aufsparen können. Mit Dem, was er selbst besaß, war's grad zur Ueberfahrt genug."

„Pfui, daß er's genommen hat", sagte ich.

„Schilt ihn nicht, ich zwang es ihm auf, er nahm es mir zu Liebe —"

„Liebe — nennst Du das Liebe? Sich zu Nutzen und Vortheil nahm er's."

Michel Dürr faßte die Sache sehr phlegmatisch; ein anderer Bursch hatte sich gleich eingeschoben, der hatte nur darauf gewartet und lächelte mitleidig über den Schwärmer, der den guten Platz so leicht aufgegeben.

Als ich Michel Dürr unter der Hausthür traf, sagte er mir: „Jungfer Modeste, besser, Sie hätten den Jungen damals schreien lassen! Eine weiche Hand taugt nichts für Einen, den das Leben rauh anfaßt, der nichts zu erwarten hat als Arbeit, und wer zum Dienen geboren, den muß man das Herrschen nicht lehren."

In mir stieg der Zorn auf. „Das lernt der Mensch immer schwer", antwortete ich, „und Mancher begreift es nie, daß wir Alle zum Dienen geboren sind."

„Er wird sich gehörig die Flügel verbrennen", fuhr er fort, ohne auf meine Rede einzugehen; „ich gönne es ihm. Mich geht übrigens die ganze Geschichte wenig mehr an; was er hatte, ist in der Erziehung drauf gegangen, auch haben seine Papiere Unglück gehabt. Ich bin froh, daß ich ihn mit guter Manier los bin; es ist zu viel verlangt, daß man sich noch mit dem Geschick einer anderen Menschenkreatur abplagen

soll, man hat am eigenen genug." Damit zog er seinen Hut tief und ließ mich meiner Empörung.

Just war wie verschollen. Erst warteten wir täglich auf einen Brief, dann Wochen, dann Monde, zuletzt verfiel man in die stumpfe Stimmung, die man Resignation nennt. Dortchen ging still ihrer Arbeit nach, sie war in der ganzen Nachbarschaft bekannt für eins der brauchbarsten, hausmütterlichsten Mädchen. Mir war sie Alles in Allem, mein Trost, meine Freude, meine Pflege, mein Glück. Wenn die Mütter stolz ihre Kinder führten, hatte ich keinen Neid, in mir jauchzte es nur: „Du hast auch eins — es ist Dein, für Dich, für Dein Herz;" nicht ein Eckchen blieb unausgefüllt darin von Liebe und Wonne.

Da entstand — es war etwa zwei Jahre nachdem Just fort war — drüben bei Michel Dürr eine seltsame Bewegung. Die Leute aus dem Haus liefen zusammen; unsere Wirthin, die bei Allem was passirte die Erste war, stand da und sprach sehr eifrig, während ihr Kleinstes auf dem Fahrweg augenscheinliche Gefahr lief. Ich öffnete das Fenster und rief meine Warnung hinab. Sie raffte ihr Kind auf und schrie dann zu mir hinauf: „O Jungfer Modeste, das kommt davon, wenn man nicht wie ein Mensch mit den Menschen lebt; für Nichts läßt sich Keiner drücken, bis ihm das Blut aus den Nägeln spritzt; des Herrn Dürr Kasse ist erbrochen und beraubt. Der alte Diener und der neue Schreiber sind mit dem Geld auf und davon, da kann man schon fünfzig Jahre Quälerei aushalten, wenn man sich so bezahlt macht. War das ein Lärm, als es herauskam! Michel Dürr liegt in einem Anfall über all' die Noth, über den Schrecken; man gönnt es ihm aber gründlich", fuhr sie beredt fort und Alles im Hause stimmte ein: „Solch' Einer, der Alles für sich will, immer für sich, Nichts für die Andern!"

Ich machte mein Fenster zu. „Ja, ja", dacht' ich, „das verzeiht man am schwersten, weil es Einem am meisten in die Quere kommt."

Den nächsten Tag erschien der blasse Schreiber bei mir; er bat mich zu seinem Herrn zu kommen, der mit mir reden möchte, aber noch zu schwach zum Gehen sei nach all' dem Aerger.

Ich sah ihn erstaunt an. „Was soll ich Herrn Michel Dürr helfen", frug ich, „da ich weder Arzt noch Polizei bin?"

Der bleiche Jüngling zuckte mit den Achseln, beschwor mich aber zu kommen, schon damit er keine Schelte bekäme; ich hätte ja ein mitleidiges Herz, wie die Wirthin sage.

Ich konnte es nicht leugnen und ging hinüber.

Der alte Mann saß aufgeputzt, zierlich wie immer, in seinem Lehnstuhl; dennoch sah er aus als wär' er um viele Jahre älter. Die Sorgfalt des Anzugs ließ den Verfall des Körpers noch schärfer hervortreten.

„Jungfer Modeste", hub er an, „Otterngezücht diese Menschen! undankbare Schlangen! Bezahlt, genährt, gekleidet, was wollen sie denn mehr? Es ist abscheulich, wie schwer Einem das bischen Ruhe gegönnt wird, das man zum Leben braucht. Ich bin ganz aus dem Gleichgewicht

und das Mißtrauen ist mir vollständig wie ein Fieber in das Blut gegangen; lange ertrag' ich das nicht, ich muß machen, daß ich so bald als möglich aus dieser fatalen Lage komme."

Noch immer begriff ich nicht, was ich ihm dazu helfen sollte, da fuhr er fort: „Jungfer Modeste, Sie sind vernünftig, verständig, mit Ihnen läßt sich ein für beide Theile vortheilhafter Handel ohne unnütze Sentimentalität besprechen. Sie haben da ein allerliebstes, häusliches, artiges kleines Ding erzogen, das Dortchen -- Jeder, der sie kennt, weiß etwas Gutes von ihr zu sagen; man rühmt sie mir sehr und sehen Sie, grad solch ein ehrenhaftes Kind könnt' ich hier im Hause brauchen. Ich setzte sie über all' die Schelmen und wär' der Noth ledig. Mein Compliment, das Mädchen ist Ihnen viel besser gerathen, als der Bursch; ja, das artige Dortchen das paßte mir grade. Sie führt natürlich nur die Oberaufsicht und mag zu Ihnen gehen so oft sie will. Denn auf Umgang mit Frauen mach' ich keinen Anspruch; nur für die Wirthschaft, da sind sie doch manchmal unentbehrlich."

Mir schwoll die Zornesader und das Herz schlug mir so hoch im Hals, daß ich kaum die Worte herausbekam: „So, also das Dortchen, mein Dortchen, das wär' Ihnen grad recht?"

Er sprach ruhig fort: „Ja, Jungfer Modeste; aber dann möcht' ich sie auch so bald haben als möglich."

Da floß mein Gemüth über wie ein Strom im Frühling, bei dem kein Haltens mehr ist; alle Grenzen überstürzt er mit langangesammelter Fluth.

Die Worte weiß ich nicht mehr, dies etwa der Sinn:

„Was hätt' ich für einen Grund, Ihnen, Herr Michel Dürr, mein Herzblut zu geben, Ihnen meine Freude, meine Bequemlichkeit zu opfern, für Sie gearbeitet zu haben, meinen Augapfel, mein Kind erzogen zu Ihren Diensten? Wie käm' ich dazu? und wie kommen Sie dazu, mir solch' einen Vorschlag zu machen?"

Er ließ mich ruhig ausreden, lächelte, zupfte sich die Manschetten zurecht. „Jungfer Modeste", fing er endlich an, „wie ich sehe, sind Sie auch nicht vernünftig; wenn es an sein Eigenthum geht, da schreit Jeder, denn es geht ihm an den Kragen. Sie vergessen, wovon ich ausging; einen Handel wollt' ich mit Ihnen machen, oder vielmehr mit Dortchen. Sie gingen so zu sagen leer aus, oder müßten gar noch zuzahlen, all' die guten Dinge aufgeben die Sie mir da herzählen zu ihres Kindes Gunsten, für Ihres Kindes Glück."

Ich schwieg und ein banges Gefühl beengte mir das Herz. „Was wollen Sie uns thun?" frug ich.

„Nun", fuhr er lächelnd fort, „für Dortchens Zukunft sorgen, wenn sie mir jetzt ihre Gegenwart opfert. Ich habe keine Angehörige, die mir Das umsonst thun könnten, was ich bezahlen will; es ist mir auch lieber; so weiß ich, was ich habe. Dortchen soll meine Erbin werden, wenn sie es unternimmt, mir all' die Unannehmlichkeiten fern zu halten, die mit

einem Haushalt verbunden sind. Auf diese Art kommt mir mein Vermögen doch noch bis zuletzt zugute."

Mir war, als fasse eine eisige Hand nach dem warmen Leben in mir. Ich konnte nicht reden.

„So viel ich weiß", sprach er weiter, „und ich kenne Ihre Vermögensverhältnisse, können Sie nichts weiter für das Kind thun, als es kleiden und nähren; sobald Sie die Augen schließen, und das kann jeden Augenblick geschehen, steht das Mädchen verlassen, auf sich selbst angewiesen da. Eilig muß es sich dann ohne Vergütigung, ohne glänzende Aussicht nach einem Dienst umsehen, wie ich ihn heut' biete; wer weiß, ob sie ihn findet; hab' ich Recht, Jungfer Modeste?"

„Dortchen wird sich zu helfen wissen", fiel ich ein. „Solch' ein fleißiges, tüchtiges Mädchen verkommt nicht, das hat eben Jeder gern im Haus, wie Sie selbst bezeugen."

„Sie wollen Dortchen für sich behalten, Sie sind eine Egoistin", sagte er sich abwendend; „vielleicht verkommt's, vielleicht auch nicht, darauf lassen Sie es ankommen. Sie denken eben an sich, nicht an das Kind bei der Sache."

Seine Worte trafen wie ein Dorn; ich hatte an mich gedacht, an meine Entbehrungen, an meinen Verlust.

„Ich will Dortchen nicht im Lichte stehen", fing ich zaghaft wieder an; „aber Geld ist doch nicht das Einzige zum Glück."

„Nicht das Einzige, aber doch sehr viel", bemerkte er; „nennen Sie es anders, Freiheit, Selbstständigkeit, die Möglichkeit Gutes zu thun, zu thun, was Sie thaten, Jungfer Modeste."

Ich begann zu schwanken und zu zagen. Es war wol ein großes Glück . . . durfte ich es Dortchen vorenthalten? Dann wieder schien es, als wär' etwas Böses dabei; wenn ich es aber fassen wollte, waren es meine selbstsüchtigen Gedanken, die mit mir rangen.

Wer ganz eng miteinander gelebt, im selben Haus, im selben Zimmer, der weiß, was es heißt, sich trennen. Es ist grad, als risse man von Zwillingsbäumen, die Wurzeln und Aeste verschlungen halten, einen aus dem Erdreich; rings entstehen Lücken und dürre Flecke und die Blumen gehen aus, die den Platz fröhlich machten, und es ist um Einen her wie eine Verwüstung, die nur langsam, oft nie wieder gut zu machen ist.

„Lassen Sie mich jetzt gehen, Michel Dürr", bat ich; „solche Dinge muß man mit sich allein abmachen, morgen früh haben Sie Bescheid."

Ich wußte kaum wie ich herauskam; in meinen Füßen lag's wie Blei; stramm ging ich nach meiner Kammer, sie war voll Sonnenschein; aber das Licht that mir weh, ganz dunkel macht' ich's, und dachte an Dortchens Mutter, die hatte sterben wollen, weil man ihr das Liebste nahm. „Es ist eine Art Tod", sagt' ich mir, „jetzt weiß ich es." Die Vernunft rechtete dagegen: „Dein Kind lebt, liebt Dich, was verlierst Du?" Eins, eins nach dem mich verlangte wie nach der Luft, die ich athmete — ihre Gegenwart. Mag man sagen, was man will, mag

man die Treue preisen über Jahre hinaus, über weite Meere hinweg — immer getrennt! — Liebe kann ja nicht vergehen, aber die tägliche Gegenwart, diese Sorge für einander, diese Lust aneinander ist ihr wahres Leben, ihre persönliche Erscheinung hier auf Erden.

Ein schmeichelnder Frühlingswind schlich sich durch die geöffneten Fenster, er frommte mir so wenig wie dem Baum, der verdorrt. Das also war das Ende der Sache? — das Ende von Allem? — Wie Just, rang ich mit meinem Schicksal und rief ein über das andere Mal: „Dafür soll ich gelebt haben! — dafür soll ich mich geplagt haben! — soll mir nichts gehören in der Welt? — Habsüchtig reckte ich die Hände nach Besitz aus und wo ich ihn fassen wollte, wich er zurück, schattenhaft, mich immer wieder verlockend, eine Fata morgana in der Wüste. Ich mag es kaum schreiben was mir durch die Seele ging — als sei es leichter, sein Liebstes dem Himmel wiederzugeben.

Mein, mein sollte das Kind sein, kein Anderer als ich sollte sein Glück machen. — Warum war die Macht in meine Hand gelegt, die Nichts gethan, diese Wonne zu erlangen? — Warum mir genommen, was eigentlich als Lohn der Mühe mir zukam? Hatte ich denn Nichts erworben, durch all' die schweren Stunden, die man mit einem Kind durchlebt, bis es erwächst? Immer wieder verarmt — warum ich — grade ich! . . . Ungerechtigkeit ist oft der bitterste Tropfen im Leiden.

Ich zog den Vorhang auf, um freier zu athmen. Wie sich Alles in der jungen Natur regte und bewegte! — Hinaus, herein flog's in die Nestchen; Schwalben, Spatzen, Finken — Alles bunt durcheinander. Wie sie sich an einander vergnügten, sich fütterten, schnäbelten. — „Jedes hat etwas zu pflegen, zu lieben in der Natur“, sagt' ich bitter, „von selbst fällt es ihnen zu; aber dem Menschenherzen geht es anders, einsam sucht es, schmerzvoll ringt es, und erringt sich nichts als die Sehnsucht danach, wie einen Brand in der Seele.“

Ich ging hinunter in den Garten zu Dortchen; ich war ja nicht zweifelhaft seitdem ich erkannt, daß es ihr Glück galt. Sie war bei ihren Blumen. „Was mag nur mit der Pflanze sein?“ rief sie mir zu; „der eine Blüthenstock will nicht keimen so viel ich ihn gieße.“

„Er ist zu alt“, antwortete ich; „es geht ihm grad wie mir.“

Sie sah mich lächelnd an. „Du alt?“ wiederholte sie; „Du hast überhaupt kein Alter — ich weiß nicht, daß Du je anders gewesen sein könntest, blühender, frischer. Du bist wie der Tannenbaum, Sommer und Winter grün.“

„Selbst für den Tannenbaum“, griff ich auf, „kommt die Zeit, wo seine Nadeln verdorren, sein Holz morsch und unbrauchbar wird.“

Sie sah mich aufmerksam an. „Fehlt Dir was?“ frug sie, „was ängstigst Du mich?“ — und ich sah ihr an, daß sie die traurige Erfahrung machte, plötzlich mit unverhülltem Auge zu sehen, daß der Verfall die Hand ausreckte nach Dem, was ihr ewig unveränderlich schien, wie der Himmel.

„Wir können nicht immer zusammenbleiben, Dortchen“, sagt' ich

— und eine Thränenfluth, zu groß, um in die Augen zu treten, stockte in meinem Herzen. „Vergleiche doch nur, meine weißen Haare, Deine nußbraunen Flechten; Deine frischen Wangen, meine tausend Falten. Unsere Zukunft kann nicht zusammenfallen, Du mußt ein Stück Wegs später allein gehen. Alte Leute sollten das nie vergessen und der jungen Schicksal sich anschließen, als nähm' es kein End' mit dem eigenen. Dortchen, ich muß Dich von mir lassen; wegen Deiner Zukunft muß ich das thun. Jetzt kann ich Dich noch nähren, kleiden — aber später, wenn ich schwach oder krank würde und nicht mehr recht wüßte, was die Jugend braucht, selbstsüchtig durch Leiden — was dann?" —

Sie faßte Nichts, als daß sie mir zur Last werden könne. „Du hast Recht", rief sie zärtlich, „Du könntest Etwas brauchen, es muß Jemand da sein, der die Möglichkeit hat, Dir zu helfen wie Du mir geholfen. O, daß ich so blind war — daß ich warten mußte, bis Du es sagst. — Hast Du schon einen Dienst für mich?"

Das Wort verwundete mein Ohr.

„Es ist mir sehr hart, Dich dienen zu lassen, Dortchen, wenn es nicht so große Vortheile für Dich hätte."

„Als ob dienen eine Schande wäre! Ist dienen aus Liebe nicht das schönste Loos hier auf Erden? Mag ich hingehen, wohin ich will, dienen wem ich will, Dir dien' ich — Dir aus Liebe wie Du mir gedient hast, als ich hülflos auf Deinen Armen lag."

Wie ich ihr gesagt hatte, worum es sich handle, schlug sie die Hände fröhlich ineinander. „So nah!" rief sie, „welch' ein Glück, und ich fürchtete, ich müßte ganz von Dir fort! Alle Tage werd' ich Dich sehen, Dich in der Nähe wissen, fast bleiben wir beieinander."

„Fast!" — klang es in meiner Seele nach; „nie mehr ganz!"

Wir packten ihre Sachen zusammen. Ich drängte sogar mit Unruhe, daß sie hinüberkam und wieder bei jedem Stück, das ich in die Hand nahm, war's als sei's ein Abschied von ihr selbst. Schon nach wenigen Tagen schlief sie drüben.

Es kam ordentlich wie Angst über mich, so verlassen war mir zu Muth. Wer's erlebt hat, der weiß, was es heißt, solch' ein leeres Bett neben sich zu sehen. Abschied hat eine grausige Aehnlichkeit mit dem Tode.

Dortchen kam alle Tage herüber. Michel Dürr ließ ihr volle Freiheit. Er ging seinen alten Weg nach der Ressource und war ganz froh, wenn sie ihre Pflicht im Verborgenen wie ein unsichtbarer Hausgeist that.

Saßen wir zusammen, so sprachen wir natürlich über Just, ob er sein Leben nun nach seinem Wunsch eingerichtet, ob er vielleicht doch endlich wiederkäme aus Amerika, alle Hände voll Gold.

Es wurde Winter darüber, November; ich saß am Fenster und sah die Flocken fallen, Alles weiß; die Augen wurden Einem krank davon. An den Sommer dacht' ich, der verloren war, und an Dortchen — dann wieder schalt ich auf mich, daß ich immer an das Verlorene dachte und

vergaß was mir geblieben. „Schäme Dich", sagt' ich; „weißt, Dein Kind kommt und hast ein Herz wie eine erfrorene Blumenstaude; die schlägt nicht mehr aus, mag der Sommer dann auch kommen, ihr frommt's nicht mehr, ihr Grün ist schwarz, ihr Kelch für immer geschlossen." — Mir wurde Angst bei dem Bild! Ob es wirklich mit mir so kommen sollte?

Da ging die Thür auf und Dortchen trat herein.

Nein, erfroren war mein Herz nicht; es war gleich voll Sommerwonne! Dabei jauchzte auch das Dortchen und hielt einen Brief in die Höh' und das dunkle Stübchen war plötzlich so voller Lust, wie eine Kammer im Weihnachtsglanz.

Wir rückten uns ganz dicht am Feuer zum Licht. — Dortchen las vor, ich konnte nicht schnell genug mit meiner Brille auf die Nase kommen.

„Ihr, meine Liebsten!" fing es an — der Anfang ganz allein war schon für Dortchen genug. „Wundert Euch nicht, wo dieser Brief herkommt; ich bin nicht nach Amerika gegangen, sondern nach Italien, dem Land meiner Sehnsucht. — Alles, was ich je geträumt, verlegte ich dorthin und habe mich nicht geirrt..."

„Er ist wieder hinter die Schule gegangen", unterbrach ich sie; „in Amerika wollte er Geld verdienen und geht statt dessen nach diesem verführerischen Land, wo die Bummelei als Kunst betrieben wird."

Dortchen fuhr begeistert fort, ohne sich durch meine Prosa stören zu lassen:

„Keine Schwärmerei, keine Phantasie erreicht solche blaue Nacht am warmen südlichen Meer — nirgends ein Mißton, weder in Laut noch in Farbe, umringt von Glanz und doch einfach, umduftet von tausend Blüthenkelchen, mit Myrthen bekränzt, wie eine Braut! Sie ist meine Geliebte, ich liege ihr zu Füßen, ich trinke Wonne, bis ich berauscht in ihre Arme sinke. Nichts verlang' ich vom Leben, als immer so still daliegen zu können in Anbetung versunken."

„Wahrhaftig", unterbrach ich Dortchen empört, „wenn ihn nicht seine Jugend entschuldigte, dächt' ich, er wäre verrückt. Kein vernünftig Wort darin oder gesunder Sinn und Menschenverstand. Ist das eine Position für Einen, der seinen Lebensunterhalt nüchtern verdienen soll — berauscht von Orangendüften! — ich beneid' ihn nicht um das Erwachen."

Dortchen hörte mich kaum und las weiter: „Hier am Meer, zwischen den Felsen eingeklemmt, bau' ich mir einst mein Nest — wann? Einmal — ich bin zufrieden mit der Hoffnung. Hier, wo die Welt unendlich scheint — wo nicht jedes Fleckchen ängstlich eingehegt ist, wo man sich noch dehnen und strecken, wo man allein noch leben kann! Meine Geige oder mein Pinsel haben mir fortgeholfen. Dies nenn' ich Arbeit nach meinem Sinn; nur wenn die Seele mich dazu treibt. Ich führe eine Art Zigeunerleben, ein herrliches, freies Dasein, wo der Tag für den Tag sorgt. Am liebsten lieg' ich im warmen Sand am

Meer, jede Welle trägt mir Gedanken zu. — Schönheit auf Schönheit enthüllt sich meinem Blick, ich lerne erst sehen, leben; Ihr zu Haus wißt nicht, was das heißt. — Mit vollen Zügen all' diese Herrlichkeiten einsaugen, die für uns geschaffen sind — meine Seele wächst daran, erhebt sich, lebt. — Leben heißt eben glücklich sein; alles Andere ist Tod. Sterbend schleppen sie sich umher und wissen nicht einmal, daß sie Schatten sind. Ich aber, der es weiß, fliehe sie und ihr Elend. Mich soll man nicht wieder einengen, geistloses Zeug zu arbeiten, bis mein Sinn verknöchert, mein trübes Auge schlaff kein helles Licht zu fassen vermag. Für wen, frag' ich wieder, sollt' ich das thun? — und wozu? Was kümmern mich Die, die nach mir kommen; mag Jeder nur für sich selber sorgen, dann ist für Alle gesorgt. Ja, ich wag' es, diesem thörichten Ameisenbau der Menschheit Hohn zu sprechen; ein Fußtritt der Zeit, ihr Werk ist zerstört, und dennoch schleppen sie unermüdlich ihre Lasten denselben Weg."

„Unnützer Bursch", fuhr ich auf, „unnütz und hohl. —"

„Muß denn Alles nützlich sein?" frug Dortchen betrübt; „kann nicht auch Einiges nur schön sein? Manche Blume, die keine süße Frucht bringt, erfreut das Herz und thut oft mehr damit."

„Blumen sind dafür geschaffen; seit wir das Paradies verloren, sind wir geschaffen zur Arbeit."

„Giebt es nicht welche, die wie eine Erinnerung an das Verlorene sind? Menschen", fuhr sie begeistert fort, „hohe Geister, die verbannt zu uns herunterkamen, voll Heimweh nach reinerm Aether — getödtet vom Staub, ohne Kraft gegen den Frost — mit Fittigen, zart wie der bestäubte des Falters — erfreuen wir uns nicht an ihnen, wie am Falter, der nur den Honig aus den Blüthen nimmt? Gern giebt jede ihren Kelch, glücklich, wenn er es nur von ihr fordert. — So ist Just. — Es thät' mir zu weh, säh' ich ihn am allgemeinen Joch ziehen, mit Staub bedeckt, im Schweiß seines Angesichts. Ich wollte, ich könnte es für ihn thun, ich liebe Arbeit."

„Die schwerste Arbeit kann Keiner für den Andern thun, Dortchen; davon hat jeder selbst alle Hände voll."

Noch ein Jahr und es kam eine große Veränderung über uns. Drüben bei Michel Dürr zog der Tod ein. Er hatte gar nicht viel Umstände gemacht, Nichts angekündigt — umsonst war heut' das ausgesuchteste Essen für Michel Dürr in der Ressource bestellt; er hatte gesagt: „Ich komme morgen wieder;" aber er kam nicht morgen, nicht übermorgen, nie mehr.

Er lag todt und starr und war fertig mit seiner Aufgabe. Dortchen rief mich in ihrer Erschütterung gleich hinüber; wir standen Beide und sahen ihn an. Seltsam war's, in das Antlitz zu schauen, dem ich mit so schwerem Herzen die letzte Freude, oder vielmehr die letzte Wohlthat gegönnt hate. Ein eigen Ding, eine solche Leiche, die in ihrer ehrfurchtgebietenden Hoheit daliegt und sagt: „Ich bin Dir entrückt — so hoch als der Himmel über der Erde ist, bin ich über Dir; Du kannst mir

nichts geben, nichts nehmen mehr auf der Welt. Behalte Deinen guten Willen, verschließ Deine guten Wünsche in Deinem Herzen; wenn Du mir Etwas schuldig geblieben, es kommt jetzt Alles auf die große Rechnung am jüngsten Tag."

Ich war froh, daß er Dortchen gehabt hatte, daß ich mein Glück nicht allem Andern vorgezogen. Wie hatte ich gezagt, als sollte der Schmerz eine Ewigkeit dauern — und nun war es schon überstanden! — Sind wir Großen doch grad so kindisch wie die Kinder und meinen überall, die Ewigkeit zu haben — bald in der Freude, bald im Kummer.

Ich hatte mein Kind zurück. Dortchen kam in die Erbschaft. Sehr froh war ich, daß Just nicht da war; sie dachte natürlich gleich an ihn.

Da nahm ich sie ordentlich vor. „Du bist nicht seine Schwester, bist durchaus nicht mit ihm verwandt; er darf kein Geld von Dir nehmen und Du darfst ihm damit keine Fessel auflegen, die ihn binden könnte. Bis hieher wart Ihr Kinder — die Sitte darf man nicht verletzen."

„Die Sitte nicht", antwortete sie betrübt, „und doch das Gebot der Liebe, das da sagt: wir sollen uns untereinander helfen wie Geschwister. Es ist so viel Verkehrtes in der Welt! Manchem ist man gut und darf's ihm nicht zeigen und wieder soll man oft Gefühl zeigen und hat kein Herz dazu. Wie soll man sich da zurechtfinden? Kannst Du nicht von dem Reichthum nehmen und schicken, was er braucht?" —

„Es wäre Gift für ihn, Dortchen", antwortete ich, sie streichelnd. „Laß ihm seine Armuth; mir ist, als verscheuch' ich seinen Schutzengel mit dem Geld."

Bis jetzt schien ihn der Mangel nicht zu drücken. Er schrieb überschwängliche Briefe voll Gluth und Uebermuth; bald war er hier, bald dort, bald malte er Teresina, bald sang und tanzte er mit Marietta. Dann wohnte er auf felsigem Abhang am Meer im Kloster bei den Mönchen. Mich wunderte nur, wann er mit all' dem Vergnügen fertig sein würde. Plötzlich verstummte er — verschwand aus unserm Leben wie ein Sonnenstrahl hinter Wolken. Es wurde Sommer und Herbst — keine Nachricht. Dortchen sagte Nichts; sie war scheu, von ihm zu reden, seit dem Tag an dem ich mit ihr über ihr Verhältniß geredet.

Ich saß allein auf der Terrasse am Fluß. Die Herbstsonne funkelte in den Blattgewinden, ihre bunten Blätter durchleuchtend, bis sie zu Smaragd und Rubin wurden, Tropfen gleich Demanten dazwischen — Flitterstaat, den die Natur im Herbst anlegt — ich liebe ihn nicht — Lüge ist's. Erst wenn die falben Blätter fallen, ist er in der Wahrheit.

Als ich noch so dachte und dazu an den Just, stand er plötzlich wie aus dem Boden gestiegen vor mir. Er war noch ein gut Stück gewachsen. Das Feuer seiner Augen leuchtender denn je, umstrahlt von der glühend flammenden Sonne. Wahrhaftig, Dortchen fiel mir ein mit ihrem Vergleich. Er lachte fröhlich und sagte: „Was staunst Du mich

so an? Ich bin es leibhaftig, kein Spuk. Ich komme auch nach sehr irdischen Dingen, das Geld ist mir im gelobten Lande ausgegangen und so viel hab' ich gesehen, Etwas muß man doch überall haben, sogar recht viel", setzte er mich schlau ansehend hinzu, „wenn man sich's wohl sein lassen will."

„Aber wo willst Du es hernehmen, Just?" frug ich erschrocken; „Du weißt, hier ist keine Goldgrube."

„Nicht von Dir und nicht von Dortchen, so gern sie's mir gäbe", fuhr er lustig fort.

„Du willst Dich wieder an die Arbeit machen!" rief ich erfreut.

„Ei behüte", antwortete er frisch, „so zahm bin ich noch nicht. Ein Vogel, der den Käfig gekostet, kriecht so bald nicht wieder hinein. Ich will das Geld Dem abfordern, der es mir schuldig ist."

„Wer wäre Dir Geld schuldig?" frug ich überrascht.

„Nun, der alte Geizhals, der Michel Dürr. Was hat er mir da geschrieben? Meine Papiere wären unglücklich gewesen — ich hätte nichts mehr zu verlangen! — — War's nicht seine Pflicht, danach zu sehen? Warum hat er sich nicht mehr Mühe gegeben? — Ich werde ihn zur Rede setzen." —

„Den", sagt' ich, „Just, wirst Du nicht mehr zur Rede setzen — Er ist todt!" —

„Was!" rief er — „todt! Michel Dürr ist todt! Das hatt' ich freilich nicht gedacht. Da hab' ich mich wieder einmal verrechnet. Er ist mir durch die Finger geschlüpft. Wahrhaftig, er ist sehr achtlos mit meines Vaters Vermögen umgegangen; freilich, er quälte sich um Nichts als um seine eigene Bequemlichkeit."

„Ja ja", sagt' ich, „und er hätte sich, um Dir zu gefallen, nur um die Deine quälen sollen! Das ist die alte Geschichte."

„Nun werde ich mir wohl anderweitig Etwas verschaffen müssen", meinte er sichtlich betroffen.

Mir wurde sehr angst um Dortchen, um ihn, um das böse Geld.

„Pfui!" sagt' ich, „Geld leihen! Das ist der Anfang aller Liederlichkeit. Der Augenblick kommt nie, in dem man es gern wiedergiebt, immer scheint's noch nicht an der Zeit, bis es plötzlich zu spät ist. — Arbeite!"

„Als ob ich faul wäre! In meinem Hirn arbeitet es fortwährend, auch habe ich Allerlei getrieben —"

„Nur was Dir Spaß machte." —

„Immer das alte Lied! Nun ja, was mir Spaß machte. Wenn Du nur im Geringsten den Schauder fühltest, den ich vor der Misère habe, die Du arbeitsames Leben nennst! Eh' ich nicht buchstäblich verhungere, bringt mich Nichts daran."

„Ich will für Dich thun, was ich kann", sagt' ich, „ich hab' ein paar hundert Thaler zurückgelegt — nur Eins mußt Du mir dafür versprechen, daß Du Dortchen in keiner Weise um Geld angehst."

„Wie sollt' ich", rief er; „sie gäb' es mir schon, aber sie hat ja Nichts!"

„Dortchen ist reich", begann ich und erzählte ihm die ganze Geschichte von Michel Dürr's Hinterlassenschaft.

Er hörte mich schweigend an.

„Jetzt will ich aufrichtig mit Dir reden, Just", schloß ich; „Dortchen würde Dir Alles geben, da hast Du Recht — geschenkt könntest Du es nicht nehmen, auch nicht geliehen; aber es giebt eine andere Manier, wie mancher Mann von Ehre zu Gelde kommt. Er heirathet eine reiche Frau. Ich lege gewiß nicht zu viel Werth auf das Geld, und meine, weil ein Mädchen reich ist, könne es um das Geld geheirathet werden, noch dazu eines wie Dortchen. Aber der Mann, der grade Geld braucht, der danach seufzet wie Du, der nehme sich in Acht, ob er nicht eine Gemeinheit vor hat, obgleich er sich vorlügt, es sei nicht der Fall. Davon erholt sich die Seele nie und daraus entsteht kein Glück. Ich meine, Du kannst jetzt nicht klar sehen, Just!"

Er sah auf den Boden und zerpflückte einen Zweig.

„Liebst Du Dortchen?" frug ich, „so sag's und ich will Dir's glauben und wir wollen vergessen, was ich gesagt habe."

Da hob er seine klaren ehrlichen Augen, unschuldig wie Kinderaugen zu mir auf — ein brennendes Roth lag auf seinen Wangen.

„Ich weiß es nicht", sagte er — „ich habe mich nie gefragt, wie das Gefühl hieß, das uns verband. Jetzt hast Du Recht, ist mir verwirrt zu Muth. Ich will fort. — Erst wollt' ich Dir nicht Dein Geld nehmen, nun aber muß ich Dich darum bitten, damit ich nur fort kann. Du hilfst mir wieder einmal wie in alter Zeit; es ist noch nicht so lange her, daß ich verlernt hätte, Hülfe von Dir anzunehmen.

Die Rede rührte mich und ich lief was ich konnte mein Geld holen, daß nicht Dortchen etwa dazu komme und es Beiden erschwerte. Wir kamen überein, Nichts von seinem Besuch zu sagen.

Ich bracht' ihn noch bis an das Pförtchen am Fluß, die Sonne ruhte auf dem Wasser und die Welt strahlte.

„Lieber", sagte er, „spräng' ich hier in das Wasser, einen Stein um den Hals, als zurück in das elende Joch; ich werde schon meinen Weg finden."

Ich sah ihn mit stolzen Schritten den Pfad hinuntergehen und blieb zurück wie die Henne, die den Schwan erzogen — angstvoll und verstört. „Er wird schon seinen Weg finden; aber wohin er führt, das weiß der Himmel."

Nun kam Dortchen — von Just schwieg ich; aber ein Geheimniß ist fast immer vom Uebel, selten kommt Gutes daraus oder wird Böses verhütet — wie eine halbe Lüge ruht's auf dem Menschen.

Lange Zeit hörten wir nichts von Just.

Endlich kam der blasse Schreiber aus dem Geschäft von drüben, der war mit ihm zusammengetroffen auf Reisen. Wunderbare Nachricht gab er. Just lebe in Herrlichkeit und Freuden; bald bei diesem,

bald bei jenem großen Herrn. Sie könnten gar nicht mehr auskommen ohne ihn, er sei so spaßig und voller Talente, grad was sie brauchten; kein prächtiges Fest ohne ihn, er ordne Alles an, gäbe seinen Witz, sein Geschick und sie tractirten ihn dafür. Einer risse ihn nur so immer dem Andern weg.

Ich schüttelte den Kopf darüber und Dortchen klagte:

„Nun wird er uns vergessen, jetzt hat er, was er braucht."

„Wenn er nicht mehr braucht, als das", sagt' ich entrüstet, „wird er sein Lebtag ein nichtsnutziger armer Kerl bleiben."

Grad über dem Fluß lag ein Wäldchen; im Sommer war es sehr lieblich dort zu sitzen. Wir fuhren manches Mal hinüber und sonnten uns aus. Auch heut' — da kam Jemand durch den Wald geschritten, zwischen den schlanken Fichtenstämmen hindurch, grad auf uns zu; mich blendete die Sonne, aber Dortchen fuhr auf wie ein getroffenes Reh und rief — „Just!"

Er war es wirklich — ich hätt' ihn nicht erkannt, hohlwangig, hohläugig wie ein Schatten seiner selbst. Umsonst versuchte er, meine Empfindung hinwegzuspotten; Dortchen wurde ganz bleich.

„Armer Sohn", sagt' ich, „Du siehst nicht aus, wie Jemand, der das Vergnügen gefunden hat — keine Arbeit hätte Dich mehr herunterbringen können."

Er beugte den Kopf und antwortete nicht.

Ich wußte, er war zuletzt in einem schönen Palast gewesen, einem reichen und edlen Haus.

„Just", hub ich an, „es war Deiner nicht würdig, Dich dort füttern zu lassen; es freut mich, daß Du es nicht länger ertragen hast."

Er blitzte mich an mit seinen Augen in der alten stolzen Manier. „Wer sagt, daß ich mich umsonst dort habe füttern lassen? Ich gab ihnen mehr als sie mir."

„Mit geistiger Münze ist schwer rechnen, Just; Cours und Werth gleich zweifelhaft, dazu schlägt der Geber den Werth weit höher an als der Empfänger."

„Wahrhaftig ich nicht", fuhr er dazwischen; „bettelhaft kam ich mir vor, und weshalb? weil ich nicht zu Sammet und Seide geboren war; weil ich wie ein ungebetener Gast an dieser glänzenden Tafel des Lebens stand; zugelassen, geduldet — aber ohne Recht daran. Mitten in den geschmückten Sälen, strotzend von Luxus, hing mir meine Armuth an und raunte mir zu: Dir gehört Nichts von dem Allen — Nichts — — Du gehörst nicht hierher; was willst Du hier bei den Festen des Lebens? Du gehörst zur Arbeit, zu den Sclaven, die sorgen müssen, daß es den Reichen an keiner Annehmlichkeit fehlt — Geh, nimm das Bündel Elend, das für Deinen Rücken bestimmt war, was zauderst Du? Alles stößt Dich darauf, willst Du verhungern? — Ja, lieber todt sein, lieber heut als morgen — ich habe einen Ekel vor dem Leben." —

„Just", rief ich erschreckt, „hast Du keine Religion?..."

„Religion!“ wiederholte er spöttisch; mit dem Wort wird erschrecklich Mißbrauch getrieben. Wer kann sagen, er besitzt sie — weiß er es, schon eh das Ende seiner Leiden da ist? — Ebensogut könnte er sagen: ich besitze den Himmel! Eines aber, wenn Ihr das auch Religion nennt, davon ist meine Seele erfüllt wie die Pflanze von ihrem Saft — unauslöschliche Sehnsucht nach allem Hohen, Edlen — Ewigen; nach Allem, was mir hier auf Erden unerreichbar ist, nach dem ich die Hände umsonst in heißer Liebe ausstrecke. Warum soll ich nicht Heimweh danach haben? warum nicht heimzukehren wünschen?“

Ich hätte ihn schelten können, ihm das Hohle seiner Existenz zeigen; aber vom Reden ist selten Einer anders geworden. Wir hörten seine Klagen an, die in Bitterkeit ausströmten; als wir zu Hause waren, wollte er gleich fort. — „Was soll ich bei Euch — ich passe nicht zu Euch“ — aber ich litt es nicht und so blieb er für heut' unter meinem Dach.

Es war eine mondhelle Nacht, warm, licht. Ich konnte keinen Schlaf finden und stand am Fenster. An die Kinderwärterin des Just dacht' ich, an ihre prophetischen Worte, ihm hafte Unglück an — Unglück für Die, die mit ihm in Berührung kämen. Vielleicht hätte es sich wenden können, damals als ich ihn warnte; vielleicht war er, als der faule Knecht, der fleißigen Magd bestimmt; es that mir leid, daß ich gesprochen hatte. Nie ist man doch thörichter, als wenn man sich weise genug dünkt, Etwas an der Weltordnung mitzuschieben.

Während ich noch mit mir rechtete, sah ich Just den Weg zum Fluß hinuntergehen. Mir schoß wie ein Blitz ein Gedanke durch die Seele — rasch öffnete ich die Thür und ging dem Wanderer nach — leise, um Dortchen nicht zu stören, die zu schlafen schien.

Draußen war's so stumm wie der Tod, geisterhaft leuchtete hie und da ein vom Mondstrahl getroffener Busch mir entgegen. Auf dem Steg, an dem die Schiffe anlegen, fand ich Just, ich rief ihn beim Namen, er schrak zusammen wie ein Mondsüchtiger.

„Du hier! was willst Du hier?“ frug er mich barsch.

„Ich suche Dich“, antwortete ich, „Dich, Just, den ich verloren habe; ich suche mein Glück, wie Du Deins, und kann es nicht finden so lang ich Dich elend weiß. Du gehörst dazu. Wie sehr, möcht' ich Dir eben sagen.“

„Ich kann Niemandes Glück mehr sein“, antwortete er; „ich bin wie ein wundes Thier, das nur noch ein Loch sucht, um ruhig zu sterben.“

„Ein Kranker bist Du, Just.“

„Und Niemand hat die Arzenei dazu.“

Ich setzte mich zu ihm auf den Vorsprung, seine Trostlosigkeit hatte etwas Feierliches, Entfremdendes, als sei wirklich keine Hülfe für ihn. Die warme Nacht strich schmeichelnd über uns her. „Wir hätten so glücklich sein können, wir Drei liebten uns, hatten, was wir brauchten zum Leben und doch ging es nicht! — Ja, wenn Der oder Der anders

wär'," seufzt Mancher, „aber Der ist Einem nun grad wie ein Stein des Anstoßes in den Weg gelegt...."

„Du glaubst vielleicht, ich empfände Reue", fing er an, „und Du könntest mich jetzt wieder nach Hause nehmen, gleich dem Kind, das sich verlaufen hat. Nicht einen Schritt thät ich zurück, nicht einen Tag möcht' ich von der Zeit wiederhaben. Ich will Nichts — Nichts mehr — mich ekelt die ganze Geschichte an. Wozu soll ich leben? für wen? Ich sehe nicht ein, daß es edel ist, sich zu plagen um einen Erwerb, der mir nicht der Mühe werth scheint. Wer ein großes Loos gezogen, der mag sein Dasein lieben; mir ward es schaal und erbärmlich angeboten; ist es eine Sünde, sich davon frei zu wünschen, wie man sich frei wünscht von Noth und Qual? Als ich damals fort wollte aus dem elenden Gefängniß bei Michel Dürr, da glaubt' ich, draußen würd' ich die Freiheit finden. Jetzt seh' ich, für mich ist überall Nichts als Kette und Gefängniß; ich sehne mich fort, brennender als damals."

So sprach der gottlose Bursch und ich hatte keinen Trost für ihn. Wer kann den Waldvogel zwingen, das Futter zu nehmen, das er im Käfig verweigert?

Ein elendes Gefühl kam über mich, als hätt' ich besser gethan, ihn die ihm bestimmte Leidensschule der Kindheit durchmachen zu lassen. Als wäre das besser gewesen für ihn und besonders für uns. Mein zorniges Herz legte ihm Dortchen's Schicksal zur Last. Einer zieht ja immer den Andern nach sich in den Grund oder erhebt ihn.

„Vergeßt mich", fuhr er fort; „es wird doch nicht so schwer sein. Ich habe Euch nichts Gutes, nur Schlimmes gethan; Ihr seid eine Sorge, eine Last los."

„Als ob man sich so abschütteln könnte, was mit der Seele verwachsen ist wie die Wurzel im Erdreich. Dortchen wird Dich nie vergessen."

Er sah rasch zu mir auf. „Du könntest es doch nicht für ein Glück ansehen, daß wir beide jetzt zusammen kämen? Denke an Deine eigenen Worte."

„Wenn Ihr Euch lieb habt", sagt' ich, „ist ja Alles gut."

Eine dunkle Röthe überzog sein schönes Antlitz.

„Nein", rief er, „es ist nicht Alles gut, mir bleibt der Bettler verächtlich, der die Hand ausreckt nach der reichen Braut. Nichts kann ich thun, Nichts bieten als mein Elend. Ich käme in die Wirthschaft als zög' ich fremden Putz an."

„Und Deine Liebe", sagt' ich, „rechnest Du sie für Nichts?"

„Mit der ist's wie mit dem geistigen Gut", antwortete er; „wer wägt ab, wie viel sie werth ist!"

„Keiner wird Dich danach fragen; Dortchen hat für Euch Beide genug."

„Keiner wird fragen — ich werde fragen! — Das eben", fügte er bitter hinzu, „das auch haben die Reichen voraus; sie können gierig Gold auf Gold häufen, ohne selbst zu fühlen, daß ein unedles Motiv

in ihrer Wahl mitgespielt. Dem Armen steht es wie ein Gespenst zur Seite, wie eine Gewissensqual. Ich will meine Seele ganz rein halten von dem schmutzigen Handel der Welt."

„Hochmüthiger!" sagt' ich, „wir leben Alle in der Welt. Wie edles Metall durch die Erde, zieht sich in goldenen Adern das Ewige. Schöneres, Besseres kannst Du nicht für Dein Glück erwerben, als dies Herz."

„Versuche mich nicht", rief er, „es würde entwerthet in meiner Hand." Damit stand er auf und verließ mich. Als ich mich umwandte, stand Dortchen hinter mir. Ich sah, daß sie Alles verstanden hatte.

„Kümmre Dich nicht um ihn, gräme Dich nicht", sagte ich, indem ich sie an mich drückte; „er hat Niemand lieb, das ist sein Unglück."

Just war nächsten Tages wieder verschwunden.

Dortchen nahm nicht Vernunft an, sondern grämte sich vom Morgen bis Abend.

„Wenn ich nur in seiner Nähe sein dürfte", wiederholte sie, „ich könnte ihm doch helfen. Ich allein könnte ihn noch retten."

„Das ist gefährlich Spiel", warnte ich; „manches Mädchen hat derlei gedacht und ist daran zu Grunde gegangen."

Nach einigen Monaten bekamen wir von fremder Hand die Anzeige, Just läge krank in einem Dorf am Meer, einem kleinen Nest an der italienischen Küste. Dortchen ließ mir kaum Zeit, meine Sachen gehörig einzupacken, so eilig machten wir uns auf die Reise.

In mancher Zeit lebt man von Innen nach Außen, in anderer von Außen herein; bei einer Reise sollte es das Letztere sein, aber unser Sinn war befangen. Mag man dann hingehen wohin man will, überall dieselbe Farbe, derselbe Ton.

An einem späten Abend kamen wir in dem genannten Ort an; aber er war nicht mehr dort — er hatte sich fortgeschleppt, man hörte wol, weshalb.

Wir zogen seiner Spur nach. Es waren keine guten Nachrichten, die uns führten, bergab ging es mit ihm; ich sah ihn schon in Gedanken wie so Viele, die hoch hinaus wollen, in Niedrigkeit enden. Muthlos folgte ich; aber Dortchen ließ nicht ab.

Mit Haß durchzog ich dies entnervende Land voll ermattender Gluth. Was hat der aus dem Norden damit zu schaffen? Ihm ist ein anderer Himmel beschieden; mag er ihn tragen wie ein Mann.

Schwarzäugige Kinder, halbwach, halbnackt der Länge nach im Sand ausgestreckt, vor ihnen das blaue Meer, in das sie sich hineinwälzten, wenn ihnen zu heiß wurde — hieß das hier zu Land leben? —

Wieder kehrten wir ein; am Thor des Hauses empfing uns die dicke, gutmüthig aussehende Frau.

„Gebt uns ein Stübchen nach dem Meer hinaus", bat Dortchen; „hier ist es so eng und bedrückt, als sollte der Fels über Einen herstürzen."

„Der Fels", meinte die Wirthin, „wird noch stehen, wenn Alle am

Boden sind, und das Stübchen mit dem Blick nach dem Meer — ja, sehen Sie, das einzige, das ich noch hätte — ich könnt' es Ihnen geben und ich kann auch nicht. Es wohnt Einer darin, den ich herauswerfen könnte und ich möchte doch nicht; auf der Tafel steht ihm schon viel angekreidet und er hat nicht mehr Geld, als ein Wickelkind. Aber er ist auch so gut wie ein Kind. Er hat schon meine ganze Familie gemalt, sogar den Kater; aber er kann damit doch nicht immer wieder von vorn anfangen. Ist hier ein Tanz, geigt er dazu. So glaubt er sich quitt und ich lass' ihm den Glauben. Er hat das böse Fieber gehabt und der Doctor sagt, gebt ihm noch eine Weile das Gnadenbrod. Wir haben ihn Alle lieb und geben es gern, sonst nähme er es auch gar nicht; er wollte fort, aber die Kinder hingen sich an seinen Rock, für diese ist er gar zu interessant mit seinen Bildern und Geschichten. Er hätte ein großer Herr werden müssen, wie der Prinz drüben im Schloß; einen herrlichern hätte es nicht geben können. Jetzt hat er nur noch eine Freude — das Meer; stundenlang sitzt er Euch da und starrt hinüber; verläßt ihn die Sonne hier, steigt er die Stiege hinab und sucht sie unten, wo der Fels sie nicht mehr verdeckt. Mond, Sterne, Sonne sieht er dort auf- und niedergehen; er sitzt Euch so still, Ihr denkt er ist von Stein. — Die scheue Möve fürchtet ihn nicht, so unbeweglich sitzt er da. Ich red' ihm oft zu und sage: Ihr werdet Euch den Tod holen; aber er lacht dazu und sagt, das wäre nicht das Schlimmste. — Soll ich ihn aus dem Stübchen treiben? Er heißt Just Six und ist nebenbei Euer Landsmann."

So schwatzte sie fort, indem sie die für uns bestimmten Zimmer öffnete. — Lang eh' der Name genannt wurde, wußten wir Beide von wem die Rede war.

„Nein! nein", rief ich, „wir wollen dem Just Six wahrhaftig keine Freude nehmen!"

„Es ist eine köstliche Aussicht", versicherte die Wirthin. „Von weit her kommen die Fremden angereist, um sie zu sehen; treten Sie nur hinaus auf den Altan, der Herr ist nicht zu Haus." Damit öffnete sie uns das Stübchen des Just Six. Ich trat mit Dortchen ein, die Frau verließ uns; erbärmlich sah es darin aus, aber wenn man hinaus trat enthüllte sich die ganze Majestät der Natur. Da war nichts Jämmerliches, Elendes, unser Auge ruhte auf lauter Pracht.

Es war noch in der Frühstunde eh' die Hitze kam; der Himmel klar, durchsichtig in silbernem Morgenlicht. Wir gingen hinab, Just suchen; — ein Lied, das Lied, das er immer spielte, führte uns den Weg.

Schimmernd lag das unendliche Blau vor uns; hie und da flatterte ein weißes Segel, einen Ruhepunkt gebend für Sehnsucht und Hoffnung. Ich konnte mir denken, wie die Seele hier versinkt im Verkehr mit dem Unendlichen, wie sie die Schwingen entfaltet und sich befreit von Staub — Hast — Müh — Arbeit der Menschen, kleinlich und elend, nichtig vor der Heimat, der sie angehört und zustrebt. Zum ersten Mal fühlte

ich eine Art Verständniß für Just. Hatte er vielleicht doch Recht und erniedrigten wir uns umsonst in irdischer Müh'?

Ueber unsern Empfang war ich sehr zweifelhaft; aber er schrie auf vor Freude, als er uns erblickte.

„Es ist so schön hier", sagte er, „aber es fehlte mir doch Etwas; jetzt weiß ich, Ihr wart es. Wie wollen wir zusammen dies herrliche Land genießen, in dem jeder Bettler sich reich dünken kann, denn das Schönste theilt er mit den Reichsten, diese wonnige Luft, diese köstliche Natur! Hier will ich still ausathmen — ich begehre Nichts mehr, als daß ich hier bleiben darf, bis es mit mir zu Ende geht, mag das nun Jahre oder Wochen dauern. Jetzt weiß ich, ich bin der ganzen Arbeit des Lebens müde — ich will Nichts als Ruhe — ruhen und feiern." —

„Du bist im Venusberg, mein Sohn", dacht' ich; „Dein Glück ein Irrthum — ruhen und feiern ziemt den Greisen. Hier weht die Luft der Verführung; zum Pflücken bereit reift die goldene Traube, süß, ohne daß Du Dir den Dank durch Pflege erworben. Du hättest dies reiche Land erst als Lohn für schwere Zeit betreten dürfen."

Gleich heut' wollte er uns seinen Lieblingsplatz nicht weit vom Ufer zeigen. Alle Boote schienen aber fort zur Fischerei. Eines nur schaukelte plätschernd am Strand. Ein altes Ding von Boot, offenbar zurückgelassen wegen Unbrauchbarkeit. Mir schien es nicht geheuer. Just war aber nicht gewohnt sich einen Wunsch zu versagen.

„Es ist ganz nah'", sagte er; „im schlimmsten Fall, wenn das Boot versagt, trag' ich Euch ein Stückchen durch das Wasser zum Strand und wir kommen auf einem Umweg nach Haus."

Der Vorsprung schien wirklich sehr nah — dazu lockte die blaue Fluth, als könne es nur Wonne sein hineinzutauchen; wie schmeichelnd umspielte sie die Hand, die ich hineinhielt — wie ein Kuß.

Dortchen wollte natürlich nur, was Just wollte. Uns nach war das kleine Hündchen der Wirthin in das Boot gesprungen. Just hatte ihm hie und da einen Bissen Brod, ein freundliches Wort hingeworfen. Das Thier lohnte es ihm mit großer Anhänglichkeit.

Wir waren schon auf dem Rückweg; da fühlte man den Boden des Bootes naß werden — es war noch kein Grund zu Angst, denn es ging offenbar langsam und mit raschen Ruderschlägen waren wir bald zu Haus, man sah ja das Land ganz nah' vor sich.

Mit doppelter Anstrengung ergriff Just das Ruder — das Holz krachte unter seiner Heftigkeit — er lachte, daß ich Angst hätte — Dortchen lachte mit; wie konnte man sich ängstigen, wenn er dabei war?

Aber das Wasser nahm zu, Tropfen auf Tropfen. Immer wilder führte er das Boot, des Fahrens, der Arbeit ungewohnt. Da plötzlich war Alles aus — das morsche Ruder brach — weithin sah man es ziehen mit den lichten Wellen. Der Morgenwind aber, der sich erhoben, sanft wie ein Hauch, trieb uns zurück, fort vom Land — wer weiß wohin! —

Leichenblaß sah es Just — darauf hatte er nicht gerechnet. Jetzt lag unter uns unendliche Tiefe und Keiner konnte uns hindurch tragen. Es war grausig den Tod zu sehen, hier in dieser Stille, in dieser Sonnenfluth, so nah' der Rettung. Keiner sprach das schlimme Wort aus, Jeder hatte es im Sinn; der Hund heulte — er mochte wol den Instinct haben, daß es mit uns vorbei wär'.

Unser banges Rufen verklang — vor dem Hause war Niemand... Wir waren verlassen von aller Welt. Just faßte den Hund und warf ihn über Bord, möglich, daß er durch Schwimmen noch Rettung fand von selbst hätte er uns nicht verlassen.

Dortchen drückte sich nah' an Just; es war so still, ich konnte ihr Flüstern verstehen. „Geh'", sagte sie, „rette Dich; Du kannst es, Du kannst schwimmen, Du bist ein starker Mann. Jetzt im Angesicht des Todes sag' ich Dir meine letzte Bitte — mir zu Liebe rette Dich! — Du wolltest bei meinem Leben nicht reich durch mich werden, mit meinem Sterben gehört Dir Alles, was ich besaß. Ich machte es gleich fest, als ich das viele Geld bekam. Weise mich nicht wieder zurück — rette Dich."

Aber er umschlang sie und drückte sie fest und immer fester an sich. „Wo Du bleibst", flüsterte er zurück — „bleibe ich; wir gehören fortan zusammen, ich theile mit Dir Dein Geschick, sei es nun Leben oder Tod."

So liebkosten sie sich inmitten höchster Gefahr, als wäre Sterben und Leben ein Kinderspiel und nur ihre Liebe wichtig.

Mich hatten sie ganz vergessen. Ich war allein, so nah' sie auch waren. Mir graute vor dieser Herzenseinsamkeit. Das Meer umspielte unser Boot wie eine glatte schillernde Schlange. „Es ist Alles Trug in der Welt", schien es zu flüstern. Euer Gefühl Lüge, hin und her schwankt es, Jeder glaubt es sei ewig, Jeder erfährt, daß es weniger hält als Rohr. Verlaßt Euch nur immer wieder darauf, um zu erfahren was Du heut' erfährst." Ich suchte mein Ohr davor zu verschließen; aber umsonst — statt hinauf zu horchen, bedrängte mich ein Wirrsal irdischer Wünsche und Begierden; vor meinem geistigen Auge, ich hatte den Kopf in die Hand gelegt, um es nicht mehr zu sehen, erschienen immer wieder die beiden Kinder, die ich erzogen, wie sie sich küßten und mich vergaßen. Ueber mir stand wie ein Räthsel, wie ein Himmel, von dem ich ausgeschlossen, die Liebe in ihrem heiligen Egoismus. Ich hatte keinen Theil daran, keinen Theil an den Kindern, die ich ernährt und gepflegt.

Sie würden mir einen Brocken zuwerfen, wenn sie zur Besinnung kämen, denn es waren gute Kinder; immerhin war es nur ein Brocken, ihr Herz ganz erfüllt von ihrem bittern Schicksal.

Da wuchs in mir allmächtig, überwältigend, Alles in sich verschlingend, eine Sehnsucht nach der Liebe, die, weit wie der Himmel, Alles im Arm umfängt und Nichts ausschließt.

„Just", sagt' ich zu den Beiden, wie vorhin Dortchen: „Rettet Euch, Du bist ein leichtes Ding, der Just ist stark genug für Euch Beide — an mir ist doch nicht viel gelegen; ich bin alt, bald müßt' ich doch fort,

dies ist vielleicht die beste Manier. Auch wär's ja eine Möglichkeit, ihr brächtet mir Rettung."

Da umschlangen mich Beide, erdrückten mich fast und wir saßen zusammen, Keins konnte vom Andern lassen, glücklich — ich kann es nicht anders nennen — trotz unserer trostlosen Lage.

Drüben aber fing sich's an zu regen, zu laufen, die Boote der Fischer kamen nach Haus — wir wurden gesehen — gehört, triefend von Wasser sprang das Hündchen zu uns herein; es hatte den ersten Alarm geschlagen.

Noch gerad im letzten Augenblick wurden wir gerettet.

Bald saßen wir wieder fröhlich auf dem Altan, das Nachzittern überstandener Gefahr nur noch als angenehmes Grauen in der Seele; frisch, denn auch geistig hatte man ein Bad genommen. Wer sich das Sterben anprobirt hat, merkt fast immer, daß es ihm zu eng oder zu weit war; passend wol nie. Darunter weggekommen richtet man sich ganz gern noch einmal häuslich wieder hier ein, findet das Schlimme nicht so schlimm und das Schöne doppelt schön.

Es dauerte nur kurze Zeit — worauf sollten sie warten? — da wurde Just mit Dortchen zusammengegeben; für Alle ein Fest, Groß und Klein. Man merkte, daß er verstand das Leben zu genießen. Noch lange sah man Abends die Raketen aufsteigen und hörte den Jubel. Eine selige Zeit begann; wie er immer gesagt, für das Glück war er geboren; mit voller Hand auszutheilen. Kunst, Natur, Alles wurde in den Kreis hineingezogen; seine Gedanken irrten nicht mehr planlos umher, bald dort, bald hier sah man sie sich gestalten in Parkanlagen, in Bauten.

Ein kleiner Zauberpalast entstand am Strand des Meeres. Im Frühjahr zogen wir hinein. Die Welt war für uns ganz verbrämt mit Lustbarkeiten. Hatten wir sie an einem Ort ausgekostet, zogen wir nach einem andern; bald schwammen wir in Gondeln mit bunten Lampen auf dem Lido, bald waren wir zum Carneval in Rom, bald ruhten wir zwischen Myrthen und Orangen in immergrünen Wäldern; ab und zu kehrten wir zurück zu unserer sogenannten Heimat. Es war ein ruheloses Suchen, ein Jagen, als ob es immer noch einen schönern Punkt gäbe, den wir versäumen könnten.

Da war's, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben mich überflüssig fand; fast möchte ich sagen: ohne zu lieben. Ich war so gewöhnt durch Sorge und Pflege meine Liebe auszusprechen, in dem Gefühl Wohlleben geschaffen zu haben, meinen Dank zu finden. Hier ging Alles von selbst In meinem Egoismus vergaß ich, daß für den scheinbar Unnöthigsten doch plötzlich der Augenblick kommen kann, wo er unentbehrlich ist. Ich wartete meine Zeit nicht ab, schützte Heimweh vor und ließ die Beiden ihrem Glück. Schon auf der Reise hatte ich mehr als ein Mal Lust umzukehren; dies hatte ich ihnen noch sagen wollen, vor jenem warnen, aber ich schämte mich.

An einem Novembermorgen kam ich an; ich schob es auf das Re-

genwetter, daß mein Stübchen mich so traurig ansah und mich zu fragen schien? „Was kommst Du so allein? Was willst Du von mir?“ —

Es tropfte fort und fort von den Dächern. „Modeste“, frug's, „sehnst Du Dich auch zurück nach dem schimmernden goldenen Land?“ —

Nicht nach dem Land, aber nach meinen Kindern.

Dort glaubt' ich zu wenig von ihnen zu haben; jetzt erfuhr ich, wie viel ich gehabt — die Luft, die wir athmeten, verband uns, der Anblick ihrer lieben Gestalten erquickte mich.

Was kommt dem elenden Gefühl gleich, wenn der Tag vorüber geht und bringt Nichts von ihnen? Eine Straße ist schon schlecht; so aber — getrennt durch Meer und Gebirg!

„O“, sagt' ich zu mir, „was sind wir Menschenkinder doch thöricht! Wann werden wir Freud' und Leid richtig zu unterscheiden wissen!“

Das Haus des verstorbenen Michel Dürr schickte mir seinen Bevollmächtigten, sobald ich ankam. Er hatte eine lange Unterredung mit mir, in der er mir sagte, was mir längst geahnt; daß Just bei Weitem die Mittel überschritt, die ihm zu Gebote ständen; er zehrte vom Capital und auch selbst davon war nicht mehr viel vorhanden, Dortchen's Vermögen so gut wie verschwendet. Man kann Briefe schreiben wie ich's that; aber ein Wort zur rechten Zeit, die Gegenwart thut doch mehr. Ein banges Jahr verging. Wär' ich doch nicht fortgegangen! Dicht muß man sich zu Denen halten, die man liebt, damit Gott Einen zur Hand hat, wenn er Einem die Freude gönnen will, ihnen zu dienen. Ich machte mich wieder auf und stand endlich wieder bei meinen Kindern auf der Veranda am Meer.

Sie wußten sich nicht zu fassen vor Entzücken; welch' einen dummen Streich hatte mir mein Herz gespielt, als ob man nicht Den entbehren, vermissen sollte, der Einen so treu liebt, wie ich die Beiden!

„Dortchen“, rief Just lachend, „glaube nicht, daß Tante Modeste unserthalb kommt; es giebt wieder etwas zu wickeln und zu warten, deshalb kommt sie allein.“

„Meinethalb nehmt es, wie ihr wollt“, antwortete ich, „zum Helfen komm' ich natürlich.“

Als Dortchen fort war, nahm ich Just gleich vor.

„Wie denkst Du, daß Alles werden soll?“ frug ich und legte ihm die Papiere vor.

Er sah lange hinein. „Ich bin kein Rechenmeister“, sagte er endlich; „da werde ein Anderer daraus klug.“

„Das ist nicht so schwer“, fuhr ich fort, „wo Null mit Null aufgeht.“

„Es wird wol wieder eine Rechnung sein, wie sie Michel Dürr machte.“

„Da Du sie nicht machst, muß sie wol ein Anderer für Dich machen. Du bist am Ende mit Deinem Reichthum, so viel ist gewiß.“

„Nun“, sagte er leichthin, „so haben wir wenigstens auch Etwas davon gehabt.“

„Ihr hättet viel mehr davon haben können, ein sorgenfreies Leben, und nun —“

„Sorgenfrei nennst Du das? sorgenfrei, wenn man jeden Groschen zwei Mal umdrehen muß, eh' man ihn ausgiebt, damit es auch ja bis an's Ende reicht? Es wird sich schon wieder Etwas finden.“

„Für Dich magst Du so reden, aber für Dortchen!“ —

„Dortchen und ich sind Eins; was ich liebe, liebt sie, was ich gut finde, heißt sie auch gut.“

„Aber Dein Kind, Just.“

Er lachte hell auf. „Natürlich, das ist bei Dir die Hauptsache. Das kleine Ding wird doch nicht gleich so riesengroße Ansprüche machen; für's Erste braucht es nichts als die Mutter und Dortchen ist ja da.“

„Für's Erste“ wiederholte ich. —

„Bis es erwächst, ist lange Zeit; mag es später sehen wie es fertig wird. Ist's mir doch auch so gegangen. Bin ich nicht auch hinausgeworfen worden ohne Zukunft, ohne Aussicht wie in das Meer geworfen, geklammert an eine Planke! Hat die Gegenwart nicht auch das höchste Recht und betrügen sich die Menschen nicht umsonst darum, indem immer der Eine für die Zukunft des Andern sorgt?“

Dortchen fand ich verändert. „Denk' Dir“, sagte sie heimlich zu mir, „es ist mir zu schön hier, ich habe Heimweh nach unserm engen Stübchen. Dort hatte ich mehr Freude, konnte Just überraschen mit guten Dingen, mit allerlei Vergnügen. Hier ist man so satt davon.“

An einem wilden Gewittertage, der alle Lieblichkeit umher mit einem Schlage vernichtete, wurde das Kind geboren, ein kleines Mädchen.

Es ging wie ein Aechzen und Klagen durch die Natur, das sich in die Klagen der Menschen mischte. Brausend schwollen die Meeresfluthen und spielten mit den Splittern gestrandeter Schiffe. Dunkle Wolken drohten am Himmel durch unausgesprochene Schrecknisse. Das leichte Lusthaus zitterte und von den schlanken Säulchen riß der Sturm die zierlichen Ranken und jagte sie haltlos in den Lüften umher.

Wir standen gedrängt um Dortchen's Lager. Der Jammer draußen ein Wiederhall für den Jammer innen. Der Arzt gab keine Hoffnung — es waren Zeichen und Zufälle, die keine zuließen.

Just war fassungslos, ich schickte ihn hinaus, damit der Ausdruck seines Schmerzes das arme Dortchen nicht erreiche und ihr das Scheiden noch schwerer mache; aber mein Herz erwärmte sich wieder für ihn, wenn ich durch das Seufzen des Windes seine trostlose Stimme hörte.

Meist war sie bewußtlos. Ich war jetzt allein mit ihr. Das Kind, ein ganz lebenskräftiges Kleines, lag mir im Arm. Draußen ließ das Wetter nach — es wurde stiller; wie von fern dröhnte der Donner und wie im Traum fuhren bleiche Scheine durch das Gemach. — Ueber die Wolken fort erkämpfte sich der Mond seine lichte Straße — er zog wie ein Sieger daher und vor ihm flohen zersprengt die dunklen Schatten.

Würde es hier auch so sein? Würde es noch einmal hell und licht werden? Fast schien es so.

Dortchen schlug die Augen auf; aber ein angstvoller, unruhiger Ausdruck war darin. Sie richtete sich empor; verstört und wild blickte sie umher. — Ich dachte, sie wäre wieder von sich.

„Was willst Du? Was suchst Du?" frug ich leise.

„Mein Kind!" rief sie, „mein Kind!"

Ich legte es ihr in die Arme, da fing sie an zu weinen und zu schluchzen, daß mir, die ich's hörte, das Herz still stand.

„Weine nicht so", bat ich, „Du machst Dich kränker."

„Was schadet das?" antwortete sie; „es hilft mir Nichts mehr, ich hörte es ja, ich weiß es — ich muß sterben. — Ach", rief sie ein über das andere Mal, das Kind an sich drückend, „ich muß fort — fort von Dir — kann Dich nicht pflegen, nicht warten, nicht hüten, gebe Dir Nichts, als dies jammervolle Leben — o, dürft' ich's verlöschen! Dürft' ich Dich mit mir nehmen in den ewigen Schlaf, wie sanft wollten wir mit einander ruhen, wie selig!"

„Still, Dortchen", sagt' ich, „man darf einem Kind nicht den Tod wünschen! Weißt Du nicht, daß Leben Gottes Odem in uns ist? . . ."

„Es wird mir so Angst darum", entschuldigte sie hastig, immer noch verstört um sich schauend, es deckend mit ihren Armen, wie die Henne das Küchlein mit den Flügeln. „Wer wird's versorgen? — Wer? — Wer wird's lieben?"

„Ich bin alt", sagt' ich, „und alte Leute dürfen nicht viel versprechen; doch so lange ich lebe, wird's nicht verlassen sein."

„Aber später — später?" frug sie fieberhaft eifrig. „Was braucht solch' ein kleines Geschöpf Alles, bis es erwächst . . . Jetzt erst erkenne ich, was Du für mich gethan — Deine Liebe und Treue, komm' und schilt mich. Wie war ich aufgenommen, ich, eine Waise; und mein Kind, das eine Heimat hat, wie fremd, wie verlassen wird's darin sein!"

„Habe Vertrauen, Dortchen, es wird schon Einer dafür sorgen."

Aber sie ließ sich nicht trösten, verfiel wieder in ihren Jammer.

„Könnt' ich's mit mir nehmen! Dürften wir mit einander die Welt verlassen! Ich glaubte", sagte sie, das Haupt wieder erhebend, „ich könnte Niemanden heißer lieben, als den Just. Als ob Liebe ein Ende hätte, als ob man wissen könnte, wie weit sie reicht. — An das Kleine dacht' ich nicht — nicht an mein Kind. — Und nun — nun es da ist, strömt es ihm zu von meinem Herzen — heiß, als hätt' ich noch nie geliebt. O, was möcht' ich ihm Alles anthun! Was gäb' ich darum, könnt' ich es — Alles umsonst — keine Stätte hab' ich ihm bereitet — Nichts vorhergesehen — fremd, einer Last gleichgeachtet, tritt es in die Welt. — O, wie schrecklich ist es, in Unruhe sterben — in Unruhe um Das, was Einem das Liebste ist."

„Just ist da", sagt' ich zweifelhaft; „er wird sich dessen annehmen, wenn ich nicht mehr bin."

Sie drängte sich zu meinem Ohr und flüsterte: „Just! Ich bin

schuld, daß es nicht so sein wird — dort, eben dort hab' ich dem Kind keine Stätte bereitet. — Es wird ihm überall im Weg sein, glaubst Du nicht auch? Fordern wird's, nichts geben — er aber ist gewohnt, nur zu empfangen; ich hab' ihn daran gewöhnt. — Für ihn paßt kein Kind, keine Sorge, er macht sich frei davon, er wird es kaum merken, wenn es stirbt — vergeht. — Das wäre ja noch nicht das Traurigste, wenn es mir bald folgte; aber was kann man leiden, ohne zu sterben! Wie wird es herumgestoßen werden unter fremden Leuten! Ein Hund ist schon elend, der dem Herzen nach Niemandem angehört, für den Niemand sorgt — aber ein Kind! Mein Kind, mein Liebling . . ."

Ungesehen von ihr war Just eingetreten; an seinem aschfarbenen Gesicht sah ich, er hatte Alles gehört.

Eine Zeit lang blickte er ihr stumm zu, wie sie immer wieder in dieselbe Klage verfiel: „Wer — wer wird dafür sorgen? Könnt' ich's mit mir nehmen!"

Dann näherte er sich ihr. „Mir vertraust Du's nicht an, Dortchen", sagte er und seine Stimme zitterte.

Flüchtige Röthe färbte ihr Antlitz — sie schwieg.

„Du hast Recht", fuhr er fort, „ich würd' es auch nicht thun. Worte sind geduldig, ich könnte Dir schwören, wer weiß was; aber es würde Dir nicht helfen. Wer kann für sich stehen, daß er plötzlich ein Anderer wird, obgleich es Tage giebt, die Einen zu verwandeln scheinen von Grund aus — aber ein Besserer werden — da liegt's . . . Verachten würd' ich mich — aber was hälf' es dem Kind! Dortchen, Deine alte Liebe will ich anrufen — sonst hieltest Du so viel von mir, vertrautest mir in Allem, glaubtest an Gutes und Großes in meiner Seele. Vertrau' mir noch ein Mal! Ich will unser Kind nicht versäumen, nicht verlassen; die Sorge darum soll mein Leben werden. Um das Kleine, mußt Du denken, wird er's schon thun, um nichts Anderes in der Welt — aber um das Kind doch — Dortchen, Du hast ihm doch eine Stätte bereitet — Deine Liebe zu mir hat es gethan!"

Er streckte die Arme nach dem Kind aus — in ihren Augen — erlöschend, schon dem Tod nah — tauchte es wie ein Sonnenstrahl auf; mit der letzten Kraft legte sie ihm ihren Schatz hinein.

„Es ist wieder mein Vermächtniß", flüsterte sie, „anders wie damals, aber auch Reichthum — o, könntest Du's erkennen!"

„Mag es sein, was es will", erwiederte er, „Schmerz, Noth, Entsagung — ich will es auf mich nehmen. Dortchen, Deiner will ich gedenken und wie Du mir Alles gabst, ihm geben, was ich kann."

„Du kannst, was Du willst, Just", sagte sie mit der alten Zuversicht und ein verklärter Ausdruck lagerte auf ihrer Stirn. „Wie konnte ich an Dir irre werden! Ich vertraue Dir's an, gewiß, ich vertraue Dir unser Kind, wo könnte es besser sein, als bei Dir?"

Damit zog sie sein Haupt zu sich auf das Kissen, zwischen ihnen lag das Kleine. Sie flüsterten noch lange mit einander; aber ich hörte nicht, was sie sagten.

In der Nacht traten die gefürchteten Zufälle wieder ein, der Abschied wurde ihr erspart; ohne es zu wissen, ging sie hinüber.

Draußen war es ganz still geworden; frisch und warm zugleich brach der neue Tag an und versuchte sein Leuchten durch die Schatten der niedergelassenen Vorhänge zu schicken. Just saß unbeweglich am Bett und sah bald auf die Leiche, bald auf das neuerwachte Leben in meinem Schooß. Ich begriff nicht, warum es mit dem verlorenen vertauscht worden war; dies Dasein fortgenommen, welches uns so nothwendig war wie die Luft, die wir athmeten; ein anderes hineingedrängt zur Sorge, zur Last. Solch' zerbrechliches, kleines Dasein, aus dem der Tyrann werden sollte für Just; eine Fessel, die er nicht abwerfen durfte und die ihn trotz Allem anschloß an jene Art Existenz, die er mehr fürchtete, als den Tod.

„Er wird sie sich doch abschütteln", dacht' ich.

Just mußte es mir wohl angesehen haben, denn er sagte:

„Du glaubst nicht an mich, es müßte ein Wunder geschehen, denkst Du. Glaubst Du nicht an Wunder und bist doch umringt davon! Mir ist selbst, als wär' ich vertauscht und könne nie wieder werden, der ich gewesen bin, nie wieder froh, nie wieder begierig nach Allem, was ich sonst heiß wünschte — ob nun aber Der, den das Kind braucht? — Gott helfe mir dazu." Er nahm es auf die Arme. „Wie leicht Du bist", sagte er, „und solltest doch für mich zu schwer sein! — Wie natürlich für einen Vater, sein Kind zu lieben, dafür zu sorgen, und ich sollte das nicht können?"

„So ist's nicht gemeint!" rief ich; „aber wer ein tägliches Entsagen nicht gewöhnt ist . . ."

„Täglich", wiederholte er, „Du hast mich nicht begriffen. Ein für alle Mal hab' ich's gethan; für mich ist mit diesem Tag aus, was Leben heißt — als hätt' ich mich in den Tod gestürzt, um einen Andern zu retten. Nach Nichts mehr in der Welt will ich mich umschauen, nach keiner Lust, nach keinem Genuß, unempfindlich — bleich, stumm wie die Leiche dort — ohne Wunsch, ohne Begehr. Verdorrt doch Mancher am Geist bei lebendigem Leib. Ersticken will ich, was sich in mir regt und höher hinaus will; zwingen will ich mich zur Niedrigkeit, für die ich bestimmt war, gierig nach Gewinn wie der Geizhals, Groschen auf Groschen zusammensparen für mein Kind. Fort will ich von hier; brechen mit der Vergangenheit, keinen Freund, keine Verbindung mit hinübernehmen — absterben wie Der, hinter dem sich des Klosters Pforte schließt."

An einer der schönsten Stellen legten wir Dortchen zur Ruh'. Das Meer sah man von dort aus und unermeßliche Fernen. In der Nähe schlang die glühende, kleine Rose sich um die Cypresse und küßte den dunklen Stamm, der hoch in den klaren Aether hineinragend aufstrebte, als wisse er Nichts von ihr. Myrthen und Orangen, feurige Geranien drängten sich herzu, Blätter und Blüthen in üppiger Fülle, als fragten sie: „Wie — ein Grab inmitten von all' dem herrlichen Leben?"

Ein Grab — Just konnte sich nicht trennen von dem Fleck. „Da lieg' ich mit begraben", wiederholte er, „ich und mein ganzes Leben. Laß mich nur noch einmal zurück, noch einmal und immer wieder noch ein mal. Ich trinke mich satt, ich sauge das Heimweh tief in mich ein — das nehm' ich mit. Nach dem Paradies darf man ja Heimweh haben; der Engel mit dem flammenden Schwert treibt Jeden einmal heraus; aber die Sehnsucht danach behält man sein Lebelang."

Plötzlich aber drängte er, daß wir fort sollten; ich glaube, er hatte Angst vor sich selbst. Die Villa wurde verkauft, es blieb kaum zur Reise übrig, als die Schulden gedeckt waren. Wollte er für der Kleinen Zukunft mit irgend einer Art Sicherheit sorgen, blieb ihm Nichts übrig als das alte Joch. Er mußte sich sogar noch sehr darum bemühen, denn Keiner traute seinem Fleiß.

Wie in früherer Zeit saß er Tag für Tag drüben im Stübchen und arbeitete. Ich stand mit dem Kind oft am Fenster, wie damals mit Dortchen; sah er uns, nickte er uns zu. Mancher Geschäftsfreund wollte ihn verleiten, hie und da Etwas zu wagen, aber er wies Alles ängstlich zurück.

Oft sagte ich ihm: „Du könntest Dir doch etwas freie Zeit gönnen, einen Gang in die frische Luft, die Du so sehr liebst" — aber er schüttelte traurig den Kopf.

„Nein", antwortete er, „ich darf mir Nichts gönnen, ich darf keinen Tag aus dem Geschirr, meine alte Natur bräche gleich wieder durch; am liebsten ist mir, ich vergesse, daß draußen überhaupt die Sonne scheint, die Nachtigall singt, fröhliche Menschen herumgehen; am liebsten redete ich mir ein, dies kleine Loch wäre die Welt."

„Könnte doch Dortchen sehen, wie Du Dich mühst um das Kind, es würde sie freuen —"

„Nein, nein!" rief er abwehrend, „Gott sei Dank, daß sie es nicht sieht — ich wünschte nie, nie, daß sie wüßte, welch' ein elendes Leben ich führe, welch' ein jammervolles. Jeden Morgen, wenn ich die Augen aufschließe, fällt mir der Tag wie ein dunkler Alp auf die Brust. O, es ist gut, daß sie es nicht sieht."

Er nahm das Kind. — „Für Dich leb' ich", sagte er, „es mag wol doch nicht anders gehen, als daß hier Einer immer für den Andern lebt. Mach' Du es Dir nur zu Nutze."

Aber das Kind wuchs und mit ihm unbemerkt eine große Liebe zwischen den Beiden — wo sie angefangen, wie sie zu dieser Höhe gediehen — wer weiß — genug, sie war da und warf über die elende Existenz ihren vollen Sonnenschein. Was er wußte und konnte, brachte er der Kleinen mit; nichts Werthvolles, aber etwas Schimmerndes, Glänzendes — Etwas aus der Feenwelt, wie sie es nannte, und war's auch nur ein Stückchen altes Glas oder ein Steinchen. Dann saß sie auf seinem Knie — hörte ihn reden von der Mutter, von Italien — sie konnte kein Ende finden mit Fragen, er mit Antworten; zum Schluß nahm er fast immer die Geige und spielte sein altes Lied. Da es aber

melancholisch war, ging es meist in ein Tänzchen über, er mochte gar zu gern sein Kind lustig sehen. Sobald er in Sicht kam, brach, in Erwartung all' der Freuden, ihr Jubel los. Einen Lärm machten die Beiden wie losgelassene Schulbuben, durch Zimmer, Garten ging's, in wilder Flucht, dazwischen das Aufjauchzen der Kleinen.

Ich fand sie grad wie unsinnig am Boden; Just's Augen leuchteten wie Sterne.

„Nun, nun", sagte ich, dem Mädchen das ganz verschobene Röckchen zurechtzupfend, „Ihr macht es auch gar zu arg; nie hätte ich geglaubt, Just, daß Deine Lustigkeit mir zu viel werden könnte. Deine Lebensgeister sind offenbar im besten Zustand, trotz dem Absterben in trübseliger Arbeit."

„Gott sei Dank, ja", sagte er aufstehend und sich den Staub abschüttelnd; „ich hab' es auch schon entdeckt — wo sie herkommen, ich weiß es nicht. Die weiß es!" rief er, sein Töchterchen hoch in die Höhe hebend. „Kann man sie ansehen, ohne lustig zu werden? Du mein Alles, mein gelobtes Land, meine Kunst, mein Reichthum, meine Seele, wie hast Du es gemacht, um das Alles zu werden? Wie kannst Du kleines Endchen das Alles in Dir vereinigen?"

Da reckte sich das Kind in seinem Arm in die Höh', beide Händchen hoch hinaufstreckend.

„O", sagte sie, „ich bin ja so groß — viel größer als Du, ich kann Alles."

Ja, wir Drei waren sehr glücklich; ich wüßte nicht, was uns außer Dortchen gefehlt hätte. Ich werde wol bald zu ihr gehen und freue mich schon darauf, ihr zu erzählen, was selbst dort oben ihre Seligkeit noch erhöhen muß.

Modeste, als ob Du darauf rechnetest, zur Seligkeit zu kommen! . . . Das nicht; aber darauf rechne ich, daß Die, die sich lieb hatten, sich wieder zusammenfinden.

Mehr hat Jungfer Modeste nicht verzeichnet, leere weiße Blätter füllen den Rest des Büchelchens; — ein Bruchstück ist's, ein Ton aus dem unermeßlichen Chor von Stimmen die bald im Jubel, bald in der Klage sich aufheben gen Himmel.

Gedichte von Adolf Wilbrandt.

1. An zwei genesene Augen.

Liebe, vielgeprüfte Sterne,
Laßt von diesem frohen Tage
Eure Herrin ohne Klage
In ein lieblich Leben sehn!
Leitet sie getreu und gerne
Ueber Thäler, über Höh'n!
Lehrt sie alle Näh' und Ferne
Und der Erde Herrlichkeiten
Und ihr Glück und ihre Leiden
Liebreich ohne Schmerz verstehn!

2. Liebestraum.

Arm in Arm im Abendschein
Durch den Frühlingsgarten
Schleichen wir so still zu Zwei'n,
Unsrer Zeit zu warten.
Sei getrost, der Tag verklingt,
Niemand kommt zu lauschen;
Nur des Stromes Welle singt,
Sterbend zu verrauschen.

Laß die Wellen rauschen, Kind,
Unsern Platz umkühlen!
Ach, und schwöll' ein Mährchenwind,
Sie emporzuwühlen!
Trieb' er sie in's Land herein,
Rings sich zu ergießen
Und verfolgter Liebe Pein
Schützend zu umfließen!

Frei die Brust umwallten dann
Sorgenlose Tage!
Still verschollen Weib und Mann,
Wie verklungne Sage!
Keines Spähers Blick bewacht
Unsre zagende Wonne,
Nur der Mond in stiller Nacht,
Nur bei Tage die Sonne!

Mährchenlüfte wehn heran
Von beglänzten Hügeln,
Treiben den gefüllten Kahn
Mit den Morgenflügeln;
Landen ihn in blumiger Bucht,
Bringen zu guter Stunde
Von dem Herbst die reife Frucht,
Von der Welt die Kunde.

Und das Morgen wie das Heut,
Wie sie still verrauschen!
Liebchen, so mit Ewigkeit
Unsern Tag zu tauschen! —
Ach! doch zwischen Fluß und Land
Stehn wir noch gefangen.
Ach, und wer auf Erden bannt
Unsrer Liebe Bangen?

Die Internationale in Belgien.

Von **Max Sulzberger.**

I.

Die allgemeine Arbeitergesellschaft, die Internationale, ist nachgerade der Gegenstand des Universalschreckens geworden. Seitdem sie sich in der Commune von Paris verkörpert und ihr Medusengesicht enthüllt hat, denkt man in Frankreich wie in Italien, in Belgien wie in Spanien daran, die Gesellschaft durch specielle Ausnahmegesetze gegen diesen Feind zu schützen. In London, der Wiege und dem Sitz der Internationale, herrscht eine solche Panik, daß vierzig Mitglieder des Hauses der Gemeinen, ganz im Stillen, den flüchtigen pariser Communalisten einen Unterstützungsfond angewiesen haben. Die Internationale selbst nährt systematisch das Grauen, das die bloße Meinung ihres Namens in vielen Kreisen erregt. Es entspricht ihren gegenwärtigen Plänen, der Welt als ein modernes Gorgonenhaupt zu erscheinen. Sie ahmt den Jesuiten nach, welche je nach Zeiten und Umständen, bald auf die gewaltigen, die Welt umstrickenden Briareusarme ihres Ordens pochen und damit dräuten, bald mit über der Brust gefalteten Händen, gesenkten Blickes und mit affectirter christlicher Demuth betheuern, nichts läge ihren Zielen ferner als weltliche Herrschsucht, sie dächten nur daran Capitalien im Himmel anzulegen und denselben möglichst zu bevölkern.

Man kann die Gefahr der jetzt mit der social-revolutionären Bewegung synonym gewordenen Internationale mehr oder minder hoch anschlagen; ganz verkennen oder ableugnen läßt sie sich nicht. Und da sie einmal besteht, so gebietet schon die Klugheit, dem Ungeheuer dreist zu Leibe zu gehen, ihm in's Auge zu blicken und sich von seinem Ursprung und Zielen, seinem Streben und Wirken möglichst klar Rechenschaft zu geben.

Seine Erscheinung ist nicht neu; sie ist keine dem neunzehnten Jahrhundert besonders eigenthümliche. Es ist das bekannte menschliche Gebreste, ein altes schleichendes Erbübel aller Civilisationen, aller politischen und socialen Institutionen, es ist der bald unterirdisch fortglimmende, bald in heller Lohe auffladernde Haß des magern Volkes gegen das fette; es ist der Classenkampf, zu dem eine Generation nach der andern sich das Losungswort vermacht, ein Kampf, der, so lange nicht die Freiheitssonne die Menschheit gleichmäßig beleuchtet und erleuchtet, periodisch ausgekämpft werden muß. Er war es, welcher schon im dritten Jahrhundert des Bestehens von Rom, die Plebejer zum ersten politisch-socialen Strike auf den Aventinerberg führte, er war es, der im vierzehnten Jahrhundert die Adamiten oder Picarden, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England die Volks- und Bauernmassen bewaffnete und jene fürchterlichen, unter dem Namen der Bauernkriege bekannten populären Rachezüge mit obligatem Sengen und Brennen in Scene setzte, deren Wiederholung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gerade in Paris, das sich brüstete das Herz der Civilisation zu sein, uns die Schamröthe auf die Stirn treibt und die Gemüther mit tiefem und gerechtem Ingrimm erfüllt.

Schon das sechzehnte Jahrhundert hatte seinen Blanqui in der Person des fanatischen und fanatisirenden Thomas Münzer; diesem war es ebenso gut gelungen, wie jüngst den Pariser Communnalisten, eine förmliche Armee zu bilden, in's Feld zu ziehen und der Gesellschaft den Vertilgungskrieg zu erklären.

Nur in einem, allerdings in einem wesentlichen Hauptumstand unterschied sich die heutige social-revolutionäre Bewegung von allen früheren socialen Aufständen und Kämpfen.

Diese letzteren hatten ihre volle Berechtigung.

Mag man immerhin die rohen, blutigen Mittel bedauern, tadeln und verdammen, deren sie sich bedienten; da jene Erhebungen selbst gerechtfertigt, so erscheinen sie als der Act der gerechten Nemesis. Waren es doch nur die furchtbarsten Leiden und Qualen des unterjochten, ausgebeuteten, an die Scholle gebundenen, rechtlosen und jeder Willkür preisgegebenen Volkes, die ihm das Schwert in die Hand drückten. Die Verzweiflung wappnete die Unglücklichen. Hoffnung auf Sieg gab es für sie keine. Um das Unerhörte, Unerträgliche zu rächen, opferten sie gern das elende Dasein. Das bischen Halbleben war reichlich aufgewogen durch den Moment barbarischer Befriedigung, ihre Bedrücker zittern zu sehen und ihre Hände in deren Blut zu baden. Jahrzehnte lang hatte sich der Zündstoff hier angehäuft; von Vater auf Sohn hatte sich der Racheschwur des Hörigen vererbt; der Haß war immer giftgeschwollener geworden; das Maß war bis zum Ueberschäumen voll. — So erfolgte dann plötzlich, durch irgend einen zufälligen, äußern Anstoß, der Ausbruch. Wie die feurige Lavagluth wälzte sich die wilde Schaar über Stadt und Land, durch lachende Gefilde und blühende Triften, die ihre Wuth nur noch mehr anfachten — denn sie blühten ja nicht für die im Mutterschooß bereits Enterbten und zu Leibeigenschaft Verurtheilten; ihnen war es nicht gegeben die reifen, goldigen Früchte zu brechen und zu genießen: sie hatten nur das Recht, die Erde, welche ihnen nicht angehören konnte, mit ihrem Schweiße zu befruchten.

Die heutige social-revolutionäre Bewegung ist dagegen eine weit mehr künstlich hervorgerufene, als eine organisch und spontan gewordene.

Soll damit etwa besagt sein, daß die Wechselbeziehungen zwischen Capital und Arbeit, zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, die Stellung des Arbeiterproletariats in der Gesellschaft im Allgemeinen befriedigend, und keinen Anlaß zur gerechten Beschwerde mehr lieferte? In keiner Weise. Wer wollte leugnen, daß das Capital sich bis jetzt den Löwenantheil zu sichern wußte? Würde die Internationale, wie sie es eine Zeit lang vorgab, sich darauf beschränken, eine rein international-ökonomische, gegenseitige Versicherungsgesellschaft zu sein, welche alle Arbeiter vereinigt, um mit Erfolg der Allmacht des Capitals entgegenzutreten und demselben die Bedingungen der Arbeit zu stellen, so könnte man sich zu ihrem Bestehen nur Glück wünschen. Die sociale Frage kann eben nur durch Verhandlungen der Parteien oder Gruppen untereinander in das Bett eines friedlichen Ausgleichs geleitet werden.

Der Staat, das heißt die organisirte Gesellschaft, kann, darf und soll es nicht wagen zwischen den beiden Contrahenten etwa einen Machtspruch zu fällen; dies hieße geradezu sich dem Teufel verschreiben und die Wege einschlagen, welche des Communismus Geschwisterkind, der Despotismus, wandelt.

Der Staat kann heute ebensowenig für die noch bestehenden Uebelstände, als etwa für die Verschiedenheit der geistigen Begabung der Menschen verantwortlich gemacht werden.

Das Erstere war allein möglich und richtig so lange das Gesetz mächtige, nicht zu durchbrechende Schranken zwischen den verschiedenen Volksclassen aufthürmte und der Mensch entweder mit dem Attribut des Herrschers, oder mit dem unverwischlichen Kainszeichen des Helotenthums auf die Welt kam. So lange es Patricier und Clienten, Herren und Leibeigene, Priviligirte und Enterbte gab, waren sociale Ausbrüche: Selbstvertheidigung.

Diese Schranken sind heute gefallen. Mit geringen, täglich mehr schwindenden Ausnahmen herrschen gleiche Rechte und gleiche Pflichten; dem in den untersten Schichten der Gesellschaft geborenen Kind steht der Weg zu allen Ehren wie zum Reichthum, ja zur Macht offen.

Und eben nur so erklärt sich ein nicht genug bemerktes Factum, auf das wir hier vor Allem die Aufmerksamkeit lenken wollen, daß nämlich die gegenwärtigen Leiter der social-revolutionären Propaganda und Bewegung durchaus nicht aus den Reihen des Volkes oder der Arbeiter hervorgehen, wie ehemals z. B. der Ziegeldecker Wat Tyler in England, der London erzittern machte, der Schneidergeselle Johann Bocholt ꝛc. Die heutigen Chefs sind größtentheils — namentlich auch in der Pariser Commune machte sich dieser Umstand geltend — Ueberläufer aus den Reihen der Bourgeoisie, verkommene und verbummelte Genies, Ehrgeizige, denen der stete sociale Gang zu langsam schleicht, hier und da wirkliche Fanatiker und Sectirer — aber in Pausch und Bogen Leute, welche, ohne wie die Proletarier zu fühlen, oder wirklich für die Proletarier zu fühlen, jenen stets der Aufstachelung zugänglichen Gemüthern ihren Haß, ihre Abgunst, ihren Neid, ihre hysterische Genußsucht einträufeln und die mehr durch dunklen Instinct als durch Vernunft bewegten aufgeregten Massen zum finstern Zerstörungswerk treiben; sie sind es, welche seit einigen Jahren die Nothwendigkeit des Triumphes des vierten Standes (im Gegensatz zum Tiersetat) aufgestellt, während der Arbeiter, im entgegengesetzten Sinne strebend, seinen Ehrgeiz darein setzte, alle äußerlichen Unterschiede zwischen ihm und der übrigen Gesellschaft thunlichst auszumerzen und in Kleidung, Sprache und Lebensweise der Bourgoisie zu gleichen; sie sind es, welche arglistig und grausam mit Hacke und Schaufel nächtlich thätig waren, um den allmälig verschütteten Abgrund wieder neu zu graben, welcher früher klaffend in der Gesellschaft gähnte; es sind endlich jene Falschmünzer des socialen Fortschritts, welche die verwerfliche, dem schlimmsten Despotismus entlehnte, wahrhaft gräßliche Lehre aufstellen: die Freiheit sei ein leerer Schall, ein Luxusgegenstand. Der Genuß und die Herrschaft der Arbeiter, das sei das von der Arbeiterverbrüderung zu erstrebende Ziel. Alles Uebrige sei leerer Tand. Und um dieses Ziel zu erreichen müsse alles Bestehende über den Haufen geworfen und mit Menschen wie mit Monumenten und Traditionen tabula rasa gemacht werden.

Diese Zerstörungslust um der Zerstörung willen, dieser Haß, der sich nicht nur gegen die lebenden Widersacher, sondern gegen das Leblose richtet, dieser Vandalismus konnte nur in den Gemüthern jener frechen Gesellen entstehen, die, in sich gebrochen, ausgebrannten Kratern ähnlich, trotzdem und alledem, sich des Gefühls ihrer Ohnmacht nicht erwehren konnten.

Rogeard, der berühmte Verfasser der „Propos de Labienus“, sagte uns eines Abends, als wir Beide bei Sonnenuntergang lautlos die imposante

Masse der brüsseler Sanct-Gudulakirche mit ihren gen Himmel strebenden Pfeilern und Thürmen bewunderten, die sich in grauen, kalten Tönen auf den warmglühenden Purpurtinten abhoben: „Und doch muß sie der Erde gleich gemacht werden! So lange diese Symbole sich über alle anderen Gebäude in Stadt und Land erheben", fuhr er fort, „wird das Volk mit seiner reichen, leicht beeinflußten Einbildungskraft immer wieder in die Arme der Kirche zurücksinken."

„Welch' trauriges Armuthszeugniß stellen solche Projecte ihrem socialdemokratischem System aus", erwiederten wir ihm damals; „so lange Ihr vor der in todten Steinen verkörperten Idee zittert und bangt, fehlt es noch an innerm Halt und Ueberzeugung. Wir sehen die Zerstörer, aber wo bleibt der Glaube an Euch selbst und an die Ideen, welche Ihr lehrt?"

Einer unserer Freunde erzählte uns heute folgendes: Courbet besuchte noch denselben Abend dem Brüsseler Cercle artistique et littéraire als derselbe von Antwerpen zurückgekommen, wo er die herrlichen Kunstsammlungen der niederländischen Meister in Augenschein genommen: „Nun", frug ihn ein vlämischer Künstler: „was sagen Sie zu unserem Rubens?"

„Famos. Thut aber Alles nichts, er muß doch verbrannt werden; die alte Kunst soll spurlos ausgerottet werden und der Kunst der neuen Welt weichen."

So sprach der Malermeister von Ornans, der doch vor dem Gerichtshof zu Versailles hoch und theuer schwor, er habe nur eingewilligt, Sitz und Stimme in der Commune anzunehmen, um die Kunstschätze zu beschirmen und zu schützen!

Wo Rogeard zweifelnd und schmerzlich getheilten Herzens grübelte, da hatten die wahren Chefs der Communalisten und der Internationale schon längst entschieden, und das um so „leichtern Herzens", als sie eben die Arbeiter zu ihren Handlangern machten, und ihnen die materielle Verantwortlichkeit überließen. Daß die Arbeiter in keiner Weise die geistigen Urheber jener mordbrennerischen Theorien sind, ist eine nicht abzuleugnende Thatsache.

Die Entwickelung und Ausbreitung der Internationale in Belgien bieten schlagende Belege für die Wahrheit und Richtigkeit unserer Thesis.

Allerdings bestand hier schon vor 1848 ein gewisses Häuflein von Socialisten, oder besser gesagt, Communisten. Aber diese Socialisten „en chambre" machten nur wenig oder gar keine Propaganda; es waren eben nur Arbeiter. Sie hatten ihr Organ „Der Proletarier", das der Schneidermeister Coulon redigirte; ihre Zusammenkünfte, wo ein anderer Schneider, ein gewisser Pelering, und der Drucker Brismée perorirten — ihr Einfluß war so gut als Null.

Erst der internationale lütticher Studentencongreß von 1865 wurde der Ausgangspunkt einer entschiedenen, planmäßigen, socialen Bewegung in Belgien, welche der Internationale als Angelpunkt diente.

Die Organisatoren besagten Congresses ahnten auch nicht im Entferntesten ein derartiges Resultat. Sie gehorchten einfach einer damals stark grassirenden Sucht zu internationalen Sprechsaturnalien, wo jeder sein eigenes Ich gleich dem goldenen Kalb umtanzte und die mit den speciellen Wanderversammlungen, welche in Deutschland schon so viel Ersprießliches geleistet, ebensowenig verwandt sind als z. B. die Schultze-Delitzschen Arbeitervereine mit der von Marx in London erfundenen und errichteten socialen Höllenmaschine. Der beste Beweis für die Unschuld und die Jugend

der Organisatoren liegt schon in dem gleichzeitigen Einladungsschreiben, welche das Comité, in sonderbarer eklectischer Laune, an die Herren Guizot, Mittermaier, Thiers, Littré, Dupanloup, Bischof von Orleans, Duruy, damals imperialistischer Unterrichtsminister, Jules Simon, Pelletan und Victor Hugo richteten. Sämmtliche bunt zusammengewürfelte Koryphäen des Ultramontanismus, des Imperialismus, des Doctrinärismus und des blauen Republikanismus lehnten in mehr oder minder schmeichelhaften Antwortschreiben ab; Herr Thiers ließ sich durch einige sehr trockene Zeilen seines Freundes und heutigen Cabinetssecretairs, Herrn Barthélémy St. Hilaire, entschuldigen. Er, wie die Herren Simon und Pelletan wußten wol, welche Cumpane speciell Paris nach Lüttich entsenden würde.

Sie ließen sich wirklich als die im bonapartistischen Sumpf aufgeschossenen Giftblüthen bezeichnen. Raoul Rigault, der Fouquier-Tainville von 1871, Tridon, Protot, Lefrançais, Longuet, lauter Chefs der künftigen socialen Revolte hatten sich mit einem ganzen Clan ihrer Gesinnungsgenossen eingestellt — der Grundstock der Commune.

Lüttich empfing die Congreßmitglieder auf's Freundlichste. Der Bürgermeister, Herr Piercot, führte bei dem Empfang im Rathhaussaal den Vorsitz; er stellte die auswärtigen Studenten dem versammelten Gemeinderath vor und hielt eine längere Anrede, worin er die Congreßmitglieder als die Avantgarde des Fortschritts begrüßte und Lüttich und Belgien beglückwünschte, durch die freiheitlichen Institutionen des Landes würdig zu sein, eine solche Versammlung in ihrem Schooße tagen zu sehen.

Herr Piercot und die Väter der Stadt sollten bald merken, welche Kukukseier sie ausgebrütet. Auf dem Programm des Congresses figurirte die Unterrichtsfrage.

Schon in der ersten Sitzung zeigten sich nicht zu verkennende Symptome, die in der zweiten bereits zu schüchternen Anläufen der Pariser Studenten führten, ihre nihilistischen, anarchischen Grundsätze an den Mann zu bringen, wie z. B. Herr Casse in charakteristischer Weise jedes Autoritätsprincip verdammte und nur die Gewalt als eventuellen, revolutionairen Factor gelten ließ. Als nun noch einige belgische Commilitonen Belgiens Verfassung als Blendwerk der Bourgeoisie sans façon über Bord warfen und gleichfalls an die Revolution appellirten, da hielten sie auch nicht länger mehr hinterm Berge. Nach einigem Phrasengeklingel und Plänkeleien auf philosophischem Gebiet zwischen den Spiritualisten, den Kantianern und den Materialisten, nachdem diese den Positivisten August Comte, erstere Hegel mit Krause in's Gefecht geführt, um so Herrn Tridon (später Mitglied der Kriegsabtheilung in der Commune) die Zeit zu lassen, das Terrain zu recognosciren: erhob endlich die Rotte Korah ihr Haupt und entfaltete mit frecher Unverschämtheit ihre blutige Fahne.

Nicht ohne Entrüstung und lebhafte Protestationen hatte nämlich die Majorität der Versammlung das Auftreten der der Internationale mit Leib und Seele verschriebenen Minorität aufgenommen; die zersetzenden nihilistischen Theorien waren mit Glück bekämpft worden.

Da bestieg Herr Lasson aus Paris die Tribüne:

„Man hat hier eben", sagte er, „der Fahne der Julireqierung eine Lobrede gehalten, welche am 24. Februar 1848 schmachvoll gestürzt wurde. Es giebt eine andere Fahne, die rothe. Nur diese Fahne, würde die große Commune (von 93) adoptirt haben.

„Man hat auch behauptet, unser Congreß würde keine practischen Resultate haben. Wir sind die Zukunft! Unser Schrei wird in den Tuilerien, im Vatican, wie in allen Palästen wiedertönen. Wir haben ein für alle Mal proclamirt: die Jugend ist revolutionair; die Zukunft gehört den Socialisten!"

Das Eis war gebrochen. Trotz aller tumultuarischen Protestationen versuchten es die Jünger der Commune en herbe, die Versammlung mit sich fortzureißen, oder wenigstens zu compromittiren.

Herr Protot, später der Advocat Mégy's, und dann Delegirter der Justiz unter der Commune, bekämpfte die von mehreren Rednern befürwortete Unentgeltlichkeit des Volksunterrichts in drastischer Weise. „Das Volk", führte er aus, „hat allerdings ein Recht auf Erziehung und Wissen, aber sein Recht zum Leben steht allem Anderen voran, d. h. der Besitz aller jener Güter, welche ihm die Genüsse des Lebens sichern können. Das Volk hat Anspruch auf Wohlleben.

„Wie ihm dasselbe verschaffen? Die Bourgeoisie hat die Flanken vom Staate beschützt, der Clerus rafft alle Schätze der Erde zusammen. In Gegenwart solcher Schwierigkeiten, sagen wir es laut, giebt es für das Volk kein anderes Ziel als die Revolution:

„Hors la revolution pas de bienêtre,
Hors le bienêtre pas d'instruction!" "

Während dergestalt die Zigeuner von Paris sich nicht entblödeten, das Programm der künftigen Commune in öffentlicher Sitzung zu entwickeln, so waren sie außerhalb derselben, namentlich bei Banketten und Gelagen, noch weit thätiger und kühner. So sprach Raoul Rigault bei einem Bankett seine Hoffnungen und Wünsche in der Sprache des Père Duchêne und zwar in so empörender Form aus, daß nicht nur die anwesenden Belgier, sondern auch seine eigenen Spießgesellen ihn desavouirten. Schon damals war der Mörder Chaudey's von einem wahren moralischen Delirium tremens besessen.

Sein Auftreten wie das seiner Gesinnungsgenossen genügte, um den Anschlag Tridon's, den Studentencongreß zu einem Annex der Internationale zu machen, zu vereiteln. Aber trotzdem wurden Verbindungen angeknüpft, welche dem Embryo der belgischen Section der Internationale seine geistigen Chefs gab.

Zwei junge belgische Advocaten zeigten sich in ihren Reden als revolutionaire Geistesverwandte.

Herr Robert, ein kalter Kopf mit kaltem Herzen, aber voller Witz und Laune, ein Skeptiker in des Wortes voller Bedeutung, bewies in paradoxaler Weise, „die Autorität sei der böse Genius der Menschheit."

Herr Victor Arnould, damals noch Redacteur des in Antwerpen erscheinenden „Précurseur", hielt den bedeutendsten, tief durchdachtesten und am meisten von einem wirklichen Schwung getragenen Vortrag.

„Er hätte drei Tage lang geschwiegen", sagte er, „aber die sich immer mehr geltend machende Intoleranz zwinge ihn, das Wort zu ergreifen.

„Diese Intoleranz sei aber nur das Ergebniß des ausschließlich auf dem Scepticismus oder auf den Gegensätzen basirten öffentlichen Unterrichts, der seinerseits auch nur der Ausfluß einer auf lauter anarchischen Grundsätzen beruhenden Gesellschaft sei. Es giebt keine einzige, nach dem Gesetz der allgemeinen Gerechtigkeit begründete Institution. „Wie vermöchte", ruft er aus,

„eine solche Gesellschaft die Wahrheit zu lehren? Diejenigen, die Alles thun, sind Nichts, während Diejenigen, welche sich darauf beschränken, zu organisiren, Alles sind und als Herren über die Menschheit gebieten!"

„Die Menschheit ist erst in ihrem Entstehungsstadium; sie hat bis jetzt nicht gelebt; Könige haben gelebt, Aristokratien haben gelebt; Menschen haben als Schmarotzer der Menschheit gelebt; aber die Menschheit als solche hat noch nicht gelebt; sie erhob ein einziges Mal das Haupt, und das auch nur theilweise, bei Gelegenheit der Revolution von 1789, die einzige, welche wirklich das Glück der Menschheit bezweckte und die eben deshalb so groß war, daß wir seit achtzig Jahren von ihrem Hauche leben."

Herr Victor Arnould schreibt wie er spricht; es ist ein philosophischer und überlegener Geist, sein Auftreten war damals epochemachend. Seitdem ist er das Haupt der belgischen Section der Internationale geworden und redigirt das socialistische, hier erscheinende Organ, die „Liberté", welche nicht nur offen für die Pariser Commune Partei ergriff, sondern auch ohne irgend einen Vorbehalt die Ermordung der Geiseln, wie das Verbrennen der öffentlichen Monumente gut hieß, indem sie schrieb: „es müsse mit der alten Welt aufgeräumt werden, um der neuen Platz zu machen."

II.

Der internationale Studentencongreß bezeigte indeß wenig Lust, dem Beispiel der drei Könige gleich dem Messias entgegenzupilgern, der das goldene Zeitalter des Proletariats herbeiführen sollte, dessen Morgenröthe Herr Arnould zu erschauen vorgab.

In der zweiten Session, welche dies Mal in Brüssel im Aprilmonat 1867 eröffnet ward, erschienen statt der 1500 Mitglieder, welche in Lüttich getagt, deren nur 300 und auch diese weigerten sich in überwiegender Majorität, in die ihnen gestellte Falle zu gehen und als Annex der Internationale zu figuriren. Der Congreß versammelte sich denn auch nicht mehr wieder.

Derselbe hatte indeß, wie bereits oben bemerkt, der Internationale eine nicht geringe Anzahl von Aposteln und Missionspredigern zugeführt, Advocaten, Studenten, Leute, welche ihren Lebensberuf verfehlt und nun als sociale Vagabunden die Welt reformiren wollten; ihre Thätigkeit in Wort und Schrift gewann bald der londoner Arbeitergesellschaft eine große Zahl von Anhängern, ja verpflanzte dieselbe erst recht eigentlich auf belgischen Boden.

Die Internationale, welche vor acht Jahren in Belgien factisch noch nicht existirte, d. h. nur einzelne Mitglieder, aber nicht wie heute ganze Gewerkschaften in festen, geschlossenen Organisationen zählte, breitete sich von 1865 an immer mehr aus, wie die Schling- und Wucherpflanzen nach allen Richtungen züngelnd, sich anklammernd, den Lichen gleich überall ihren giftigen Saamenstaub verbreitend und Wurzel fassend. Brüssel und Lüttich waren die Treibhäuser.

Vor einigen Jahren gab es in Lüttich nur dreiundzwanzig Affiliirte, welche sich nicht einmal versammelten; heute besteht dort eine der zahlreichsten, mächtigsten Sectionen, die, in Anbetracht der zahlreichen, Tausende und aber Tausende von Händen beschäftigenden industriellen Anstalten und Minenausbeutungen der Provinz, die Schmiede Belgiens, vielleicht die gefahrdräuendste von allen ist. Den Impuls zu dieser intensiven Arbeiterbewegung hatte eine Studentengesellschaft, le Club revolutionnaire betitelt, gegeben; sie hatte sich

in corpore affiliirt und agirte gemeinschaftlich mit dem in Brüssel gebildeten Bundesrath der belgischen Section der Internationale durch Arbeitermeetings, Journale, Zeitungen und Schriften, Maueranschläge 2c.

Der letztere hatte mit großem Scharfblick und richtiger revolutionärer Tactik außer Brabant sich den Hennegau zu seinen Wühlereien auserwählt und seine Wandeltribüne inmitten der Fabrikarbeiter aufgeschlagen.

Die in moralischer und physischer Verkommenheit und Versumpfung lebenden Kinder der „schwarzen Erde" mußten natürlich allen Aufreizungen weit zugänglicher sein, als alle übrigen Arbeiterbranchen, namentlich in den vlämischen Provinzen, wo sie mehr zerstreut, nicht auf einen Knäuel zusammengepfercht, wohnen und leben.

In den Hennegauer Kohlenbezirken gehört schon ein sehr geübtes Auge dazu, um das Geschlecht zu unterscheiden. Männer, Frauen, Knaben und Mädchen arbeiten vermischt zwölf Stunden lang in den finsteren Schachten, dieselbe Kleidung, dieselben rohen Sitten und Gebräuche: die Weiber trinken und rauchen um die Wette mit ihren männlichen Gefährten; von den Freuden eines eigenen Herdes keine Spur. Während der Arbeit werden die Kinder, bis zu acht Jahren, zu Hunderten der Obhut irgend eines schwachköpfigen altersschwachen Greises oder einer ältern Frau anvertraut, und es kommt häufig vor, wie der Professor Kubborn vor wenigen Jahren in seinem Bericht an die belgische Kammer bei Gelegenheit der Debatte über die Arbeit der Kinder in den Fabriken mittheilte, daß die Eltern, wenn sie von ihrer mühevollen und gefährlichen Tagesarbeit zurückkommen, ihre eigenen Kinder nicht mehr wiederzuerkennen vermögen und einige auf's Gerathewohl aus dem Haufen herausnehmen wie denn auch bei der herrschenden Geschlechtsvermischung zahlreiche Fälle vorkommen, daß die Mütter nicht einmal wissen, wer der Vater der Kinder ist, die sie auf die Welt gesetzt. Daß die Offenlegung dieser grauenerregenden Verhältnisse die Regierung noch nicht zu eingreifenden Maßregeln veranlaßt, ist schwer zu entschuldigen; eine solche Lockerung aller Familienbande, ein solch' thierisches Zusammenleben kann natürlich nur die Brutanstalt aller Laster sein und erstickt jede häusliche Tugend. Ist der Verdienst reichlich so wird er vertrunken, und ist die Löhnung schmal, so wird ebenfalls getrunken, um das Elend zu vergessen.

Die Arbeiterbevölkerung der Kohlenbecken von Charleroi und Mons zeigte sich denn auch vor allen anderen der Propaganda der Internationale empfänglich; wie der Funken am Zunder, glimmte der dort niedergelegte Zünder fort und fort . . .

Seit 1866 organisirte man von Brüssel aus in jenen Gegenden allwöchentlich bald hier, bald dort Arbeiterversammlungen, und die Advocaten, die Herren Victor Arnould, Paul Janson und Robert, erlangten durch die Gewalt der Rede und einer geschickten Ausbeutung der traurigen Verhältnisse in den letzten Jahren einen immer größern Einfluß auf die allmälig und stufenweise fanatisirten Massen. Die Rednergabe Paul Janson's, auch über Belgiens Grenzen hinaus berühmt durch seine hervorragende Leistung in dem de Buck'schen Jesuitenproceß, ist wuchtig; sie zermalmt wie ein schwerer Schmiedehammer, der auf den Ambos zurückfällt; Arnould mit etwas heiserm Organ, das sich beim Sprechen erwärmt, vereinigt eine klare classische Form mit einer sehr populär gehaltenen Sprache; Robert's Redetalent ist spitzig wie ein venetianischer Galanteriedegen; er scheint mit seinem Gegner zu spielen, dessen Lachmuskeln er kitzelt und der arglos zuhört, bis er unerwartet

das kalte Eisen fühlt. Arnould giebt in diesem revolutionären Trio den Ton an. Er war es, der zuerst vor drei Jahren, die Idee eines einzuberufenden Arbeiterparlaments aufstellte, das in Brüssel neben den legislativen Kammern tagen sollte, einen Staat im Staate bildend, und die Interessen des bekanntlich in Belgien, wo noch der Census besteht, in der Majorität von der Wahlurne ausgeschlossenen Volkes mehr zu wahren hätte. Zur Anbahnung desselben forderte Herr Arnould alle Arbeiter Belgiens auf, ihre Beschwerdehefte nach dem Muster der Cahiers des griefs, die in der französischen Revolution von 1789 eine so große Rolle gespielt, zu verfassen. Diese Beschwerdehefte sollten die Basis des Arbeiterparlaments bilden, zu dem alle gesetzlich ausgeschlossenen Nichtwähler wahlberechtigt und das, dem Urheber des Projects zufolge, den Triumph des vierten Standes herbeiführen sollte, wie 1789 die Nationalversammlung den des Tiersetat.

Das Kühne der Idee ließ über die practische Ausführbarkeit derselben hinwegsehen. An die Möglichkeit, wirklich ein derartiges Parlament unter den gegebenen Verhältnissen zu Stande zu bringen, dürfte selbst Herr Arnould kaum geglaubt haben. Sein Plan hatte in seinen Augen den doppelten Vortheil, einestheils den völligen Bruch mit den bestehenden Institutionen und der herrschenden Bourgeoisie in der schroffsten Weise darzulegen, da er und seine Genossen selbst das allgemeine Stimmrecht nicht aus den Händen der Letzteren annehmen zu wollen erklärten; anderntheils dem Arbeitermeeting ein dem Arbeiter verständliches, anregendes und aufregendes Thema zu liefern und dem Arbeiter beständig seine Misère und sein sociales Helotenthum vor den Geist zu führen. Konnte man doch demselben nicht wie z. B. in dem sehr bemerkenswerthen socialistischen Wochenblatt „La Liberté", das seit dem Pariser Communeaufstand täglich erscheint, theoretische und social-philosophische Abhandlungen zum Besten geben. (Außer der Liberté erscheinen noch in Belgien eine nicht unbeträchtliche Anzahl populär gehaltener socialistischer und communistischer Organe, wie der „Mirabeau" in Verviers, die „Internationale" in Brüssel, „De Werker" in vlämischer Sprache in Antwerpen, „le droit" in Lodelinsart, der „Reveil" in Seraing, die „Cahiers du travail" in Lüttich ꝛc.)

Mit der Politik hatten scheinbar die Jünger der belgischen Internationale gänzlich gebrochen; wozu, hieß es, sich mit den kleinlichen Intriguen und Streitigkeiten einer dem Untergange geweihten Gesellschaft beschäftigen! Dem Einfluß Arnould's gelang es, selbst seine Collegen, die Herrn Paul Janson und Robert zu bestimmen, die ihnen von radicalen Parteigenossen in Brüssel angebotenen Candidaturen zum Repräsentantenhause abzulehnen.

Die Stellung zu der öffentlichen Ordnung der Dinge wurde immer feindlicher, die Sprache der Liberté immer herausfordernder, was aber bezeichnender Weise diese Herrn keineswegs hinderte, täglich im Justizpalast die Advocatenrobe anzuziehen und die bestehenden Gesetze je nach dem Interesse ihrer Clienten anzurufen, dieselben Gesetze, welche sie in ihren Meetings und in ihren Organen als Denkmäler der Ungerechtigkeit brandmarkten und an den Pranger stellten.

Als wir einst das socialistische Kleeblatt „die drei Wiedertäufer" nannten, meinte Jemand, er sehe aber den Schwachkopf nicht, der sich dazu hergeben würde, den Propheten zu spielen.

Es dauerte nicht lange, da waren es die Arbeiter, welche die Rolle des Johannes von Leyden übernahmen. Die systematische Agitation erzielte end-

Gez. von O. Weinberger. *Gest. von O. Heidemann.*

Ein gestörtes Mittagsmahl.

lich, ob dies gewollt oder nicht, lassen wir dahingestellt, eine furchtbare Gährung in den Kohlenbecken von Charleroi; es erfolgte Arbeiteinstellung, die gleich bei ihrem Ausbruch von so fürchterlichen Gewaltthätigkeiten begleitet war, daß alsbald militairisch eingeschritten werden mußte und Opfer über Opfer fielen. Selbst gegen ihre eigenen Leidensbrüder richtete sich die wilde Wuth jener Gesellen und nur die muthige Geistesgegenwart eines jungen Mädchens verhinderte z. B. in einer Zeche, wo die Grubenarbeiter nicht die Arbeit einstellen wollten, daß die Meuterer den Kübel abschnitten und in den Abgrund stürzten, in welchem eine beträchtliche Zahl von Bergknappen gerade herauffuhren. Die Truppen mußten Hieb- und Schießwaffen benutzen, es gab Todte und Verwundete. Die Haupträdelsführer wurden gefangen und die Ordnung hergestellt.

Während man in Charleroi die Arbeiter füsilirte, hielten sich hier in Brüssel die Chefs der Internationale mäuschenstill; ja wir sahen zwei derselben in einem öffentlichen Concerte gerade an dem Tage, wo die Nachricht einer wahren Metzelei der Meuterer eingetroffen.

Der Eindruck jener Scenen war dagegen selbst in den Bürgerkreisen ein solcher, daß wenige Monate später das Geschwornengericht von Charleroi sämmliche angeklagte Arbeiter freisprach, was den Advocaten Victor Arnould, Paul Janson und Robert, die sie vertheidigt hatten, ebenso wie der Internationale wieder zugute kam; wie übrigens stets das Rachegefühl nach erstickten Arbeiterunruhen letzterer neue Affiliirte zuführte.

Ueber die eigentliche Mitgliederzahl der belgischen Internationale ist es schwerer sich genaue Ziffern zu verschaffen; doch glauben wir folgende statistische Angaben, die meist vor dem Kriege von 1870 datiren und seitdem sich wohl verdoppelt haben dürften, verbürgen zu können.

Die Internationale zählt an Affiliirten:

Im Lüttticher Kohlenbecken	15,000	Affiliirte
In Verviers	6000	„
Im Kohlenbecken von Mons	11,000	„
In Brabant	9000	„
Im südlichen Flandern	2000	„
Im westlichen Flandern	1000	„
In der Provinz Antwerpen	5000	„
	Total 49,000	Affiliirte.

In den übrigen Provinzen giebt es wol hier und da einzelne Affiliirte, aber keine Sectionen. Bemerkenswerth ist namentlich, daß in den vlämischen Provinzen die Ausbreitung der Internationale weit geringer ist. Die in Gent von dem Club révolutionnaire aus Lüttich in's Leben gerufene Section hat sich von der Internationale losgesagt; in Antwerpen, wo die Propaganda eine äußerst rege, zählt man in der Stadt nur 150 Internationalisten. Mehr als zwei Drittel der dortigen Arbeiterbevölkerung gehören dagegen dort zu geistlichen katholischen Brüderschaften.

Seit dem Auftreten und der Erdrückung der Pariser Commune entwickelt der hiesige Bundesrath eine fieberhafte Thätigkeit. In diesem Augenblick organisirt er in Brüssel eine Strike nach der anderen und sind dazu nicht nur die Delegirten der verschiedenen belgischen Sectionen, sondern auch auswärtige Delegirte berufen. Der Strike erfolgt nämlich nur dann, wenn die auswär-

tigen Sectionen zugesagt, den feiernden Arbeitern ihre „Widerstandskassen“ zu öffnen.

Die Internationale selbst trägt nur in wichtigen Ausnahmefällen bei*). Sie empfängt dagegen von jedem Mitgliede einen jährlichen Beitrag von 1 Franken 25 Centimen, wovon 10 Centimen dem Londoner Generalrath, 10 Centimen der localen Section zu Theil werden.

Die wahre Hülfsquelle der Strikes, die furchtbarste Waffe der Internationale, sind die Widerstandskassen.

Die eigentlichen Organisatoren der Strikes, die mit dem Arbeiter nur Das gemein haben, daß sie sich seiner zu ihren revolutionairen Zwecken bedienen, gehen mit solcher Umsicht zu Werke, daß man ihre Hand wol ahnt, aber keinen materiellen Beweis dafür beibringen kann. Im Schooße der Internationale besteht nämlich ein Geheimbund, dessen Existenz nur Diejenigen kennen, welche tief in die Mysterien des Sanhedrin des Socialismus eingeweiht; die Bundesräthe der verschiedenen Länder agiren, handeln in der größten Unabhängigkeit, jeder betreibt auf seine Weise die sociale Unterminirungsarbeit. Alle die verschiedenen Abstufungen, wie sie der große Brüsseler Arbeitercongreß von 1868 an's Licht brachte, die Socialisten, die Materialisten, die Collectivisten und die Communisten legen Hand an das große Zerstörungswerk; die Londoner Muttergesellschaft giebt nur in wichtigen Momenten ein Loosungswort aus, das dann um so sicherer befolgt wird.

Eine solche Organisation spottet jeder Präventivmaßregel, wie sie hier und da von einigen Regierungen beabsichtigt wird. Aber sie ist eine Mahnung an alle Regierungen, dem Volke in allen seinen Forderungen möglichst gerecht zu werden und die Gleichheit vor dem Gesetz zu einer so unumstößlichen, unleugbaren Wahrheit zu machen, daß sie so wenig geleugnet werden kann, als das Sonnenlicht; sie ist eine Mahnung an alle Arbeitgeber, mit ihren Arbeitern sich möglichst zu verständigen und ihr Loos so günstig als möglich zu machen, ja, wir möchten selbst die Fabrikbesitzer gesetzlich verpflichet sehen, für den Schulunterricht der Kinder ihrer Arbeiter zu sorgen, denn nur Licht und Freiheit vermögen den Feind zu zerschmettern; sie ist endlich eine Mahnung an Jeden, der den Fortschritt will, allen jenen Versuchen entgegenzuwirken, welche dahin zielen, den allgemeinen Schrecken, welchen die Internationale erregt, zu benutzen, um in's Reactionsfahrwasser zurückzukehren und die verrosteten unseligen Waffen aus der Marter- und Torturkammer des Absolutismus wieder zu Ehren zu bringen. Nicht durch den Despotismus kann der Despotismus — und was ist der Communismus denn Anderes? — bekämpft werden; das vermag allein die Freiheit.

Außer in Frankreich, wo die sociale Zersetzung Alles möglich macht**),

---

*) Der Pariser Commune hat die Internationale vor dem 18. März eine Summe von 200,000 Franken zur Verfügung gestellt. Man scheint in London, so wahnsinnig es auch klingen mag, an die Möglichkeit geglaubt zu haben, aus Paris den Hauptsitz und die Hauptstadt der Internationale zu machen, wie Utah die Hauptstadt des Mormonenstaats ist.

**) Einer der bedeutendsten französischen Industriellen, der 1800 Arbeiter beschäftigt, sagte uns dieser Tage, er habe seinen Arbeitern, sämmtlich Affiliirte der Internationale, vorgestellt, wie der Communismus, sollte selbst das Unmögliche geschehen und derselbe zur Geltung kommen, eben nur Eines verwirklichen könne, die allgemeine Armuth. „Das ist uns gleich“, erwiederte man ihm; „wir wollen wenigstens, und sei es nur für einen Tag, die Befriedigung haben, daß Niemand besser d'ran ist wie wir.“

ist die Internationale übrigens keineswegs so gefährlich, daß man ihrethalben auf der so mühselig und mit so schwerem, kostbaren, edelen Blute erreichten Bahn anhalten und zurückkehren soll. Aber wäre die Gefahr selbst größer, so würden wir noch auf's Entschiedenste jede Gewaltmaßregel, jedes Ausnahmegesetz verwerflich finden. Man strafe jede Gesetzüberschreitung mit der vollen Schärfe des Gesetzes — man versuche es wenigstens, die wirklich Schuldigen, die Nichtarbeiter, zu ertappen, aber man bleibe in der Gesetzlichkeit.

Wie der Mann als Individuum inmitten der geistigen und materiellen Kämpfe um sein Dasein ein Kleinod vor Allem hoch halten, vertheidigen muß und nie und nimmer preisgeben darf, und sei es um sein Leben zu retten, damit er selbst sterbend mit dem ritterlichen François I. ausrufen kann: „Tout est perdu fors l'honneur!“ (Alles ist verloren außer der Ehre), so hat auch die Nation als solche im politischen und socialen Kampfgetümmel ihre Ehre makellos und rein im Siege wie in der Niederlage zu halten, und die Ehre der Nation ist — ihre Freiheit.

In stiller Nacht.

Ich bin in stiller Nacht allein,
Allein im dunklen Zimmer,
Nur durch das Fenster bricht ein Schein
Wie matter Sternenschimmer.

Doch dort, dort von dem Tische glüht
Gleich sehnendem Verlangen
Die Rose, die halb aufgeblüht
Ich jüngst von Dir empfangen.

Ich wende nicht den Blick von ihr
Und durch die nächt'gen Räume
Fliegt all' mein Sehnen hin zu Dir,
Der Göttin meiner Träume.

Doch Du ruhst still; vielleicht zieht licht
Ein Traum durch Deine Seele:
Du lächelst leis und ahnst es nicht,
Wie ich um Dich mich quäle.

Hermann Oelschläger.

Der Erfinder.

Erzählung von **Erckmann-Chatrian.**

Am 29. Juli 1835 erschien Kaspar Boeck, Schäfer des Dorfes Hirschweiler, seinen breiten Filzhut im Nacken, seinen Quersack von faserigem Leinen über der Schulter und seinen großen gelbhaarigen Hund auf den Fersen, gegen neun Uhr Abends bei dem Herrn Bürgermeister Petrus, welcher eben sein Abendbrod gegessen hatte und ein Gläschen Kirschwasser trank, um seine Verdauung zu befördern.

Dieser Bürgermeister, lang, hager, die Oberlippe mit einem grauen Schnurrbart bedeckt, hatte vormals in den Armeen des Erzherzogs Karl gedient; er war ein Mann, der einen guten Spaß liebte, und das Dorf parirte ihm auf den Wink.

„Herr Bürgermeister!" rief der Schäfer ganz erregt.

Aber Petrus, ohne das Ende seiner Rede abzuwarten, runzelte die Stirn und sagte:

„Kaspar Boeck, fange damit an, Deinen Hut abzunehmen, laß Deinen Hund hinausgehen und dann sprich deutlich, ohne zu stottern, damit ich Dich verstehe."

Worauf der Bürgermeister, neben dem Tische stehend, sein Gläschen ruhig leerte und seinen struppigen grauen Schnurrbart gleichgiltig abwischte. Kaspar ließ seinen Hund hinausgehen und kam mit dem Hut in der Hand zurück.

„Nun", sagte Petrus, indem er ihn schweigen sah, „was geht vor?"

„Was vorgeht? Der Geist hat sich in den Ruinen von Geierstein wieder sehen lassen!"

„Ah, hab' ich mir's doch gleich gedacht! Du hast ihn gut gesehen?"

„Sehr gut, Herr Bürgermeister."

„Welche Gestalt hat er?"

„Die Gestalt eines kleinen Mannes."

„Gut."

Hierauf langte der alte Soldat eine Flinte herab, die über der Thür hing, sah nach, ob der Schuß in Ordnung sei, und nahm sie am Wehrgehenk über die Schulter; dann sagte er, sich an den Schäfer wendend:

„Du wirst den Feldhüter benachrichtigen, daß er mich in der kleinen Stechpalmenallee treffe. Der Geist wird irgend ein Landstreicher sein. Aber wenn er etwa ein Fuchs sein sollte, so würde ich Dir eine Mütze mit langen Ohren aus seinem Balg machen lassen."

Meister Petrus und der demüthige Kaspar gingen. Das Wetter war ausgezeichnet. Während der Schäfer sich entfernte, um den Feldhüter herauszuklopfen, trat der Bürgermeister in einen kleinen von Hollunderbäumen gebildeten Gang, welcher sich hinter der alten Kirche hinzieht. Zwei Minuten später stießen Kaspar und Hans Goerner, den Säbel an der Seite, zu Meister Petrus. Alle Drei machten sich auf den Weg nach der Ruine von Geierstein.

Diese Ruine, zwanzig Minuten vom Dorfe gelegen, schien ziemlich

unbedeutend; es sind einige verfallene Mauerstücke, von vier bis sechs Fuß Höhe, welche sich zwischen dem Haidekraut erheben. Die Alterthumsforscher nennen es den Aquäduct des Severus, das römische Lager von Holderloch oder die Ueberreste des Theodorich, je nach ihrer Laune. Das Einzige, was wirklich bemerkenswerth in dieser Ruine, ist die Treppe einer in den Fels geschnittenen Cisterne. Anstatt daß bei schneckenförmigen Treppen die concentrischen Kreise sich sonst Stufe nach Stufe verengen, erweitert sich umgekehrt bei dieser die Spirale, so daß der Boden des Brunnens dreimal breiter ist als die Oeffnung. Hat eine architektonische Grille oder irgend ein anderer Grund diese seltsame Bauart veranlaßt? Uns liegt wenig daran. Thatsache ist, daß daraus jenes dumpfe Brausen in der Cisterne entsteht, welches Jeder hören kann, wenn er sein Ohr an eine Muschel legt; und daß man die Schritte der Wanderer auf dem Kies, das Wehen der Luft, das Säuseln der Blätter, ja sogar die entfernten Worte Derjenigen vernimmt, welche am Fuße des Abhangs vorübergehen.

Unsere drei Biedermänner kletterten also den kleinen Fußpfad zwischen den Weinbergen und Gemüsegärten von Hirschweiler empor.

„Ich sehe nichts“, sagte der Bürgermeister, indem er mit einer spöttischen Miene vor sich herblickte.

„Ich sehe auch nichts“, wiederholte der Feldhüter, den Ton des Bürgermeisters nachahmend.

„Er ist in dem Loch“, murmelte der Schäfer.

„Wir werden sehen, wir werden sehen“, nahm der Bürgermeister wieder das Wort.

So kamen sie, nach Verlauf einer Viertelstunde, bei der Oeffnung der Cisterne an. Wie ich bereits gesagt, war die Nacht hell, klar und vollkommen windstill. Der Mond zeichnete auf unabsehbare Weite eine jener Nachtlandschaften in bläulichen Linien, mit schlanken Bäumen übersäet, deren Schatten mit schwarzer Kreide ausgeführt zu sein scheinen. Das Haidekraut und der blühende Ginster erfüllten die Luft mit ihrem ein wenig herben Geruch und die Frösche eines benachbarten Sumpfes sangen ihr schnarrendes Lied, hin und wieder von Stillschweigen unterbrochen. Aber alle diese Einzelheiten entgingen unseren braven Landleuten; sie dachten nur daran, den „Geist“ zu fangen.

Als sie an die Treppe kamen, machten alle Drei Halt und hielten das Ohr hin, dann blickten sie in die Finsterniß hinunter. Nichts erschien, Nichts rührte sich.

„Den Teufel!“ rief der Bürgermeister; „wir haben vergessen, ein Lichtstümpfchen mitzunehmen. Steig Du hinab, Kaspar, Du kennst den Weg besser, als ich; ich folge Dir.“

Bei diesem Vorschlag wich der Schäfer ungestüm zurück; wenn er es gewagt hätte, so würde der arme Mensch die Flucht ergriffen haben. Sein jämmerlicher Gesichtsausdruck machte den Bürgermeister laut lachen.

„Wolan, Hans, wenn er nicht hinabsteigen will, so zeig Du mir den Weg!“ sagte er zum Feldhüter.

„Aber, Herr Bürgermeister", versetzte dieser, „Sie wissen wol, daß einige Stufen fehlen. Wir werden riskiren, uns den Hals zu brechen."

„So schick' Deinen Hund vor", wandte sich Petrus wieder an Kaspar Boeck.

Der Schäfer pfiff seinem Hund, zeigte ihm die Treppe und hetzte ihn; aber der Hund wollte das Abenteuer ebenso wenig als die Anderen bestehen.

In diesem Moment kam dem Feldhüter eine glorreiche Idee.

„Ei, Herr Bürgermeister", sagte er, „wenn Sie einen Schuß hineinfeuern wollten!"

„Meiner Treu!" rief der Andere, „Du hast Recht; man wird wenigstens klar sehen können."

Und ohne zu zögern, näherte sich der tapfere Mann der Treppe, seine Flinte schulternd. Aber in Folge der akustischen Wirkung, welche ich oben beschrieben habe, hatte der „Geist", der Landstreicher, das Individuum, welches sich in der Cisterne befand, Alles gehört. Der Gedanke, einen Schuß zu bekommen, schien ihm nicht angenehm, denn mit einer dünnen, durchdringenden Stimme rief er:

„Haltet ein! Schießt nicht! Ich komme herauf!"

Die drei Beamten sahen sich ganz leise lachend an und der Bürgermeister, indem er sich von Neuem über die Oeffnung beugte, rief mit einer rauhen Stimme:

„Beeile Dich, Schuft, oder ich schieße!"

Er spannte den Hahn, dessen Tick-tack das Emporsteigen der geheimnißvollen Persönlichkeit zu beschleunigen schien; man hörte einige Steine hinabrollen. Dessenungeachtet bedurfte es noch einer Minute, um ihn erscheinen zu sehen, da die Cisterne sechzig Fuß Tiefe hatte.

Was that dieser Mensch mitten in einer solchen Finsterniß? Er mußte irgend ein großer Verbrecher sein! So dachten wenigstens Petrus und seine beiden Genossen.

Endlich löste sich eine noch undeutliche Gestalt aus dem Schatten, dann kam langsam, allmälig ein kleiner, rothhaariger, magerer Kerl, knapp einen und einen halben Fuß hoch, mit gelbem Gesicht und einem Auge, das wie das einer Elster funkelte, die Haare in Unordnung und die Kleidung in Fetzen, heran und schrie:

„Mit welchem Recht kommt Ihr daher, um mich in meinen Studien zu stören, Ihr Elenden?"

Dieser großmächtige Ausruf stimmte wenig mit seinem Anzug und seinem Aussehen überein; der Bürgermeister erwiederte ihm daher sehr aufgebracht:

„Versuch' es, Dich ein wenig anständiger zu benehmen, oder ich werde damit anfangen, Dir eine Tracht Prügel appliciren zu lassen!"

„Eine Tracht Prügel!" sagte der kleine Mann, indem er vor Zorn emporsprang und sich unter der Nase des Bürgermeisters aufpflanzte.

„Ja", erwiederte dieser, welcher übrigens nicht aufhörte, den Muth des Pygmäen zu bewundern; „wenn Du nicht auf eine befriedigende

Weise die Fragen beantwortest, welche ich Dir vorlegen werde. Ich bin der Bürgermeister von Hirschweiler; dies da ist der Feldhüter, dies der Schäfer und sein Hund, und wir zusammen sind stärker als Du. Sei vernünftig und sage mir gutwillig, wer Du bist, was Du hier gemacht hast und warum Du Dich bei Tageslicht nicht zu zeigen wagst. Dann wollen wir sehen, was mit Dir geschehen wird."

„Alles Das geht Sie nichts an", versetzte der kleine Mann mit seiner scharfen Stimme.

„In diesem Falle vorwärts marsch!" sagte der Bürgermeister und nahm ihn mit fester Hand beim Kragen; „Du wirst in's Gefängniß gesteckt."

Der kleine Mann wehrte sich wie ein Marder; er versuchte sogar zu beißen, und der Hund schnupperte ihm schon um die Waden, als er, gänzlich erschöpft, nicht ohne Würde sagte:

„Lassen Sie mich los, mein Herr; ich weiche der Gewalt — ich folge Ihnen!"

Der Bürgermeister, dem es nicht an Lebensart gebrach, wurde seinerseits gleichfalls ruhiger.

„Sie versprechen es mir?" fragte er.

„Ich verspreche es Ihnen!"

„Gut — gehen Sie voran."

Und so geschah es, daß in der Nacht des 29. Juli 1839 der Bürgermeister einen kleinen rothhaarigen Menschen gefangen nahm, welcher aus der Höhle des Geierstein hervorkam.

In Hirschweiler angelangt, holte der Feldhüter den Gefängnißschlüssel und der Vagabund ward hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Am andern Morgen gegen neun Uhr begab sich Hans Goerner, welcher den Befehl erhalten hatte, den Gefangenen in's Gemeindehaus zu führen, wo man ihn in ein neues Verhör nehmen wollte, mit einem starken Burschen in's Gefängniß. Sie öffneten die Thür, Alle neugierig den „Geist" zu erblicken; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihn mit seinem Halstuch am Fenstergitter aufgehängt sahen! Man lief zu Petrus, um ihn von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

Der Friedensrichter und der Arzt von Hirschweiler nahmen ein vorschriftsmäßiges Protocoll über dies Ereigniß auf; dann begrub man den Unbekannten in einem Kleefeld und damit hatte die Geschichte ein Ende.

Ungefähr drei Wochen nach diesen Ereignissen besuchte ich meinen Vetter Petrus, dessen nächster Verwandter ich bin und den ich daher einmal beerben werde. Dieser Umstand macht es erklärlich, daß wir auf ziemlich vertrautem Fuße stehen. Wir speisten mit einander zu Mittag und unterhielten uns von gleichgiltigen Dingen, als er mir die obige Geschichte erzählte, wie ich sie selber eben mitgetheilt habe.

„Das ist seltsam, Vetter", sagte ich, „wahrhaft seltsam! Und Du hast keine weitere Nachricht über diesen Unbekannten?"

„Nicht die allergeringste, Christian!"

„Aber — in der That, was konnte er in der Cisterne vorhaben? Wovon lebte er?“

Der Bürgermeister zuckte die Achseln, füllte unsere Gläser und antwortete:

„Auf Deine Gesundheit, Vetter!“

„Auf die Deine.“

Wir schwiegen einige Augenblicke. Es war mir unmöglich, mich mit dem plötzlichen Ende des Abenteuerers zufrieden zu geben, und unwillkürlich dachte ich mit Wehmuth an das traurige Geschick gewisser Menschen, welche in der Welt erscheinen und verschwinden, wie das Gras auf dem Felde, ohne das geringste Andenken oder das geringste Bedauern zurückzulassen.

„Vetter“, begann ich nach einer Weile wieder, „wie weit kann es von hier nach der Ruine von Geierstein sein?“

„Zwanzig Minuten höchstens. Warum?“

„Weil ich sie sehen möchte.“

„Du weißt, daß wir heute Gemeinderathssitzung haben und daß ich Dich nicht begleiten kann.“

„O, ich werde sie schon allein finden.“

„Nein, der Feldhüter wird Dir den Weg zeigen; er hat doch nichts Besseres zu thun.“

Und mein wackerer Vetter schlug an sein Glas, worauf seine Magd hereintrat.

„Kathel, geh, rufe den Hans Goerner; er soll sich eilen. Sieh da, zwei Uhr. Ich muß fort.“

Die Magd ging und der Feldhüter zögerte nicht zu kommen. Er erhielt den Befehl, mich nach der Ruine zu führen. Während der Bürgermeister sich würdevoll nach dem Rathszimmer begab, stiegen wir schon den Hügel hinan. Hans Goerner zeigte mir mit der Hand die Ueberreste des Aquäducts. In diesem Augenblick nahmen die felsigen Kanten der Hochebene, die bläulichen Fernen des Hundsrücks, die traurigen zerfallenen Mauern, das Gesumm der Glocke von Hirschweiler, welche die Gemeinderäthe zur Sitzung rief, der keuchende Feldhüter, welcher sich am Buschwerk festhielt — Alles nahm vor meinen Augen einen traurigen und ernsten Ton an, über den ich mir keine Rechenschaft geben konnte; es war die Geschichte dieses armen Erhängten, welche den Horizont gleichsam entfärbte.

Die Treppe des Brunnens erschien mir sehr merkwürdig und die Windung derselben zierlich. Das Gesträuch, welches aus den Rissen jeder Stufe hervordrang, und der einsame Anblick der Umgebung stimmte zu meiner Traurigkeit. Wir stiegen nieder und der helle Punkt der Oeffnung, welche sich mehr und mehr zu verengen und die Gestalt eines Sternes mit schrägen Strahlen anzunehmen schien, sandte uns bald sein bleiches Licht.

Als wir den Grund der Cisterne erreicht hatten, gewährten alle diese nach unten hin beleuchteten und ihre Schatten mit einer wunder-

baren Regelmäßigkeit abzeichnenden Stufen einen prächtigen Anblick. Da hörte ich das Brausen, von welchem Petrus mir gesprochen hatte: die ungeheure Muschel hatte ebenso viele Echos, als Steine!

„Ist seit dem kleinen Mann irgend Jemand hier hinabgestiegen?“ fragte ich den Feldhüter.

„Nein, Herr; die Bauern haben Furcht, daß der „Geist“ wiederkomme. Niemand steigt in das Eulenohr.“

„Man nennt das hier das Eulenohr?“

„Ja.“

„Es ist ungefähr so“, sagte ich, indem ich die Augen erhob. „Diese zerstörte Wölbung bildet den Gehörgang, dieser untere Theil der Stufen die Trommelhöhle, und die Krümmungen der Treppe die Schnecke, das Labyrinth und den Vorhof des Ohres. Das ist die Ursache des Gemurmels, welches wir hören; wir sind im Innern eines ungeheuren Ohres.“

„Das ist wol möglich“, sagte Hans Goerner, welcher von meinen Betrachtungen keine Silbe verstand.

Wir stiegen wieder hinauf und ich hatte die ersten Stufen überschritten, als ich unter meinem Fuß Etwas zerbrechen fühlte; ich bückte mich, um zu sehen, was es sein könne, und gewahrte zu gleicher Zeit einen weißen Gegenstand vor mir: es war ein zerrissenes Blatt Papier. Was den harten Körper anbetraf, der sich zerstoßen hatte, so erkannte ich eine Art von Topf aus glasirtem Steingut.

„O, o!“ rief ich, „das wird uns die Geschichte des Bürgermeisters aufklären!“

Und ich traf wieder mit Hans Goerner zusammen, welcher mich bereits auf der steinernen Umfassungsmauer des Brunnens erwartete.

„Wohin wollen Sie nun gehen, mein Herr?“ rief er mir zu.

„Setzen wir uns zuerst ein wenig; wir werden sogleich sehen.“

Und ich setzte mich auf einen Stein, während der Feldhüter seine Falkenaugen nach dem Dorf wandern ließ, um die Landstreicher in den Gärten zu entdecken, wenn welche darin wären.

Sorgfältig untersuchte ich das irdene Gefäß, von welchem nur noch ein Scherben geblieben war. Dieser Scherben hatte die Form eines Trichters und war inwendig mit Flaumfedern bekleidet. Es war mir unmöglich, die Bestimmung desselben zu erkennen. Ich las hierauf das Brieffragment, welches mit einer sehr geläufigen und sehr festen Hand geschrieben war. Ich schreibe es hier wortgetreu ab. Es scheint die Fortsetzung eines halben Blattes zu sein, welches ich seitdem vergebens in den Umgebungen der Ruine gesucht habe:

. . . .

„Mein mikrakustisches Horn hat demnach den doppelten Vortheil, die Intensität der Töne in's Unendliche zu vervielfältigen und in das Ohr eingeführt werden zu können, ohne den Beobachtenden im Geringsten zu belästigen. Sie können sich, mein theurer Meister, den Reiz gar nicht vorstellen, welchen man empfindet, wenn man diese tausendfältigen, kaum bemerkbaren Stimmen vernimmt, welche sich an schönen

Sommertagen zu einem unermeßlichen Gemurmel vereinen. Die Biene hat ihren Gesang, wie die Nachtigall, die Wespe ist die Grasmücke des Mooses, die Grille ist die Lerche des hohen Grases; die Milbe ist ihr Zaunkönig, sie hat nur einen Seufzer, aber dieser Seufzer ist melodisch.

„Diese Entdeckung übertrifft in Bezug auf die Empfindung, welche uns im allgemeinen Leben mitleben läßt, an Wichtigkeit Alles, was ich darüber sagen könnte.

„Nach so viel Leiden, Entbehrungen und Plagen, welch' ein Glück, endlich den Preis unserer Arbeiten zu empfangen! Mit welchem Flug erhebt sich die Seele zu dem göttlichen Urheber dieser mikroskopischen Welten, deren Großartigkeit sich uns enthüllt! Was sind alsdann diese bangen Stunden der Qual, des Hungers, der Verachtung, welche uns ehemals bedrückten? Nichts, mein Herr, Nichts! ... Thränen der Dankbarkeit feuchten unsere Augen. Man ist stolz, durch Dulden der Menschheit neue Freunde erkauft und zu ihrer Besserung beigetragen zu haben. Aber wie ungeheuer, wie bewunderungswürdig auch diese ersten Resultate meines mikrakustischen Hornes sein mögen: darauf allein beschränken sich seine Vortheile nicht. Es gewährt noch positivere und in gewisser Weise materiellere, welche sich in Zahlen ausdrücken lassen.

„Ebenso wie das Teleskop uns Myriaden von Welten entdecken läßt, welche ihre harmonischen Umdrehungen im Unendlichen vollenden, ebenso erweitert mein mikrakustisches Horn den Gehörsinn über das Mögliche hinaus. Ich werde mich daher, mein Herr, nicht bei der Circulation des Blutes und der Flüssigkeiten in den beseelten Körpern aufhalten: Sie können Sie mit dem Ungestüm der Wasserfälle laufen hören; Sie können sie mit einer Genauigkeit unterscheiden, welche Sie erschreckt; die geringste Unregelmäßigkeit im Puls, das leichteste Hinderniß fällt Ihnen auf und macht auf Sie den Eindruck eines Felsens, an welchem sich die Wogen eines reißenden Stromes brechen!

„Das ist in der That eine außerordentliche Errungenschaft für die Entwickelung unserer physiologischen und pathologischen Kenntnisse; jedoch ist es nicht dieser Punkt, auf welchen ich das meiste Gewicht lege. Wenn Sie das Ohr an die Erde legen, mein Herr, so hören Sie die warmen Mineralwasser in unmeßbaren Tiefen entspringen; Sie können den Gehalt, die Strömung und die Hindernisse derselben beurtheilen!

„Wollen Sie noch weiter gehen? Steigen Sie in ein unterirdisches Gewölbe hinab, dessen Umfang genügt, um eine beträchtliche Menge von Tönen in sich aufzunehmen; dann, in der Nacht, wenn Alles schläft, wenn Nichts das inwendige Geräusch unserer Erdkugel stört — lauschen Sie!

„Mein Herr, was ich Ihnen in diesem Moment sagen kann — denn mitten in meinem tiefen Elend, meinen Entbehrungen und oft meiner Verzweiflung bleiben mir nur wenig lichte Augenblicke zur Vornahme geologischer Beobachtungen — Alles, was ich Sie versichern kann, ist: daß das Sieden der weißglühenden Laven, das Krachen der

kochenden Substanzen etwas Schreckliches und Erhabenes ist, was sich nur mit dem Eindruck des Astronomen vergleichen läßt, welcher mit seinem Glase Tiefen untersucht, welche ohne räumliche Grenzen sind.

„Dennoch muß ich Ihnen gestehen, daß diese Eindrücke noch studirt und in einer methodischen Ordnung classificirt werden müssen, um aus denselben sichere Schlüsse ziehen zu können. Deswegen, sobald Sie, mein theurer und würdiger Meister, mir die kleine Summe nach Neustadt geschickt haben werden, welche ich von Ihnen erbeten habe, um meinen dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, werden wir uns zu verständigen suchen über die Errichtung dreier großer unterirdischer Observatorien, das eine im Thal von Catana, das andere in Island und das dritte in einem der Thäler von Capac-Uren, von Songay oder Cayemba-Uren, den tiefsten der Cordilleren und daher . . .“

. . . .

Hier brach der Brief ab! Die Hände sanken mir starr nieder. Hatte ich die Einfälle eines Verrückten oder die verwirklichten Eingebungen eines Genies gelesen? Was sollte ich sagen, was denken? So war dieser Mensch, dieser Erbarmungswürdige, welcher unten in einer Grube wohnte und vor Hunger fast starb, vielleicht einer jener Auserwählten gewesen, welche das höchste Wesen auf die Erde schickt, um die zukünftigen Geschlechter aufzuklären! Und dieser Mensch hatte sich im Lebensüberdruß aufgehängt. Man hatte auf sein Flehen nicht geantwortet, als er um nichts als ein Stück Brod bat, um seine Entdeckung dafür auszutauschen. Das war schrecklich! — Lange Zeit blieb ich da, träumend, dem Himmel dankend, daß er aus mir keinen Menschen höherer Ordnung gemacht, um dann das Loos der Märtyrer zu theilen. Der Feldhüter, welcher mich mit starren Augen und offenem Munde da sitzen sah, wagte endlich, mir die Schulter zu berühren:

„Herr Christian“, sagte er, „sehen Sie, es wird spät; der Herr Bürgermeister muß von der Sitzung zurückgekehrt sein.“

„Ach, das ist wahr“, rief ich, indem ich das Papier zerknitterte. „Vorwärts!“

Wir stiegen den Hügel hinab. Mein Vetter empfing mich mit lachender Miene auf der Schwelle seines Hauses.

„Nun! . . . nun! . . . Christian, Du hast Nichts von diesem Blödsinnigen gefunden, der sich erhängt hat?“

„Nein.“

„Ich habe mir's gedacht. Er war ein Verrückter, der aus Stefansfeld*) oder irgend wo anders her weggelaufen war. Meiner Treu, er hat wohl daran gethan, sich aufzuhängen; wenn man zu Nichts gut ist, so ist Das das Einfachste.“

---

*) Ein berühmtes Irrenhaus in der Nähe von Straßburg, zwischen Brumath und Wendenheim.

Karl von François.

Ein deutsches Soldatenleben.

Nach hinterlassenen Memoiren von **Clotilde von Schwartzkoppen.**

III. Der Hohenasperg.

Als ich den Gebrauch meiner Sinne und Glieder wieder erhielt, befand ich mich auf der Landstraße in einem einförmig dahin rollenden Wagen.

„Wo bin ich?“ fragte ich meinen Begleiter.

Er antwortete nicht.

Ich versank in tiefes Grübeln. Alles, was ich erlebt hatte, schien mir nur ein schrecklicher Traum gewesen zu sein, von dessen Bann ich mich vergeblich frei zu machen suchte. Da tauchte am Horizont die wohlbekannte graue Felsenfestung Hohenasperg auf, vom Volksmund die Thränenburg geheißen. Und mit einem Male war mir auch mein Schicksal wieder klar und gegenwärtig. Ich sollte lebenslang eingekerkert werden und dort vor mir lag die Stätte unabsehbaren Elends, das Grab meiner Jugend und jeder irdischen Hoffnung.

Wir langten an. Der Commandant ließ mich bei sich eintreten; er schien von meinem Anblick gerührt und befahl, mir das beste und gesundeste Gefängniß zu geben.

Ich ward in eine Zelle geführt, die ein Stockwerk tiefer als die Commandantenwohnung lag. Sie enthielt einen Tisch, einen Stuhl und ein schlechtes Lager. Die Thür schloß sich hinter mir und ich setzte mich in eine düstere Ecke auf den Boden. Ich hatte keine Gedanken, nur ein dumpfes Gefühl der Verzweiflung und unaussprechlichen Jammers. Bald öffneten sich die Schlösser auf's Neue.

„Da — fesselt mich!“ rief ich und streckte dem Eintretenden meine Hände entgegen.

Es war der Commandant.

Er sprach zu mir in einem milden herzlichen Ton, versicherte, daß er mir augenblicklich kein besseres Zimmer anweisen könne und bat mich, von der Zeit eine Milderung meines Schicksals zu erwarten. Er verließ mich, da seine Tröstungen unbeantwortet blieben.

Drei Wochen ging ich umher, ohne ein Wort zu sprechen, ja, ohne einen eigentlichen Gedanken zu fassen. Der Commandant besuchte mich oft, auch der Geistliche der Festung, der Alles aufbot um einen Lichtstrahl in meine Seele zu bringen. Aber ich blieb stumm und man gab sich endlich der Besorgniß hin, ich sei tiefsinnig geworden.

Eines Tages wagte es ein alter Unterofficier, der den Commandanten begleitete, mich gutmüthig tröstend an den Arm zu fassen. Wüthend packte ich ihn und warf ihn zu Boden. Von diesem Augenblicke an wurde mein Wahnsinn nicht mehr bezweifelt und man ließ mir die gewünschte Ruhe.

So lebte ich, in Schmerz versunken, sechs lange, hoffnungslose fürchterliche Wochen.

Einst als ich in stumpfer Verzweiflung in meinem Kerker auf- und abging, erblickte ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung an dem Fenster eines anstoßenden Eckgebäudes eine mir bekannte weibliche Gestalt. Sie

schien mich beobachtet zu haben und trocknete sich eben die Augen mit ihrem Tuche.

Es war Fräulein Wilhelmine von Pf. Ich hatte sie öfter in Eßlingen gesehen und manche kleine Auszeichnung von ihr erfahren. An dem zu meinem Tode bestimmten Tage sandte sie mir einen Haarring mit der Bitte, ihn mit in's Grab zu nehmen und ihr dagegen eine Locke von mir zu schicken.

Ihr Wiedersehen an diesem Ort — ich denke mir, daß sie auf Besuch bei der Familie des Commandanten war — rüttelte mich zum ersten Mal aus meiner geistigen Starrsucht auf. Kaum aber sah sie, daß es ihr gelungen war, sich mir bemerklich zu machen, als sie einen in ein Papier gewickelten Stein aus ihrem Fenster in das meine hinüberwarf. Ich entfaltete das Blatt und las:

„Ein Mann von Ihrer Standhaftigkeit, der dem Tode in's Antlitz trotzte, kann der den Muth verlieren, weil vier elende Mauern ihn festhalten? Das Grab giebt seine Todten nicht wieder, aber die Riegel manch' eines Gefängnisses sind schon gebrochen worden. Mit Muth und Ausdauer überwindet der Mann die schwersten Geschicke."

Ich drückte das Blatt an meine Lippen und hob die Hand gen Himmel, wie um zu fragen, ob er sich meiner erbarmen würde?

Sie nickte, während reichliche Thränen über ihr Antlitz flossen, und verschwand in der Tiefe des Zimmers.

Aber die flüchtige Erscheinung war für mich, den armen verzweifelnden Gefangenen, die eines guten Engels gewesen. Sie hatte nichts gesagt, was ich mir im Grunde nicht selbst sagen konnte und doch machten ihre Worte mein Blut plötzlich anders fließen. Ich fühlte wieder den schon für immer verloren geglaubten Zusammenhang mit jener lebendigen glücklichern Welt, die sich außerhalb der Mauern meines Kerkers bewegte. Die Nacht meines Innern theilte sich, ein heller hoffnungsreicher Gedanke an Flucht und Freiheit blitzte hindurch; mein Kopf begann wieder zu arbeiten.

Die Festung Hohenasperg liegt bekanntlich auf einem hohen Felskegel, das Land weit überschauend. Das Volk blickt mit einer gewissen Scheu zu ihr hinauf; man zeigt sie dem Fremden als eine traurige Merkwürdigkeit des Landes. Manche tüchtige Manneskraft wurde hier langsam gebrochen, viele Seufzer schuldig und unschuldig Leidender sind hier ungehört verhallt.

Der Platz war so fest und so streng bewacht, daß es niemals einem Gefangenen gelungen war, daraus zu entspringen. Ein Bataillon von Halbinvaliden hielt ihn besetzt.

Mein Gefängniß lag im zweiten Stock; rechts und links waren Nebengefängnisse; darüber befand sich die Wohnung des Commandanten. Es war ein großes, gesundes Zimmer mit starken, eisernen Fenstergittern und doppelten Thüren. Vor den letzteren stand eine Schildwache, um die Bewegungen des Gefangenen zu überwachen. Zwei weitere Schildwachen patrouillirten unter den Fenstern. Die Aussicht ging auf einen großen Platz, auf welchem sich die Hauptwache befand.

Das Meublement war, wie schon gesagt, sehr einfach. Ein Tisch, ein Stuhl, eine Bettstelle mit Strohsack und Decke, ein großer Kachelofen, ein blecherner Leuchter.

Die Wände waren mit Schmerzensrufen früherer Insassen in Prosa und Versen bekritzelt. Was war aus jenen geworden? Hatte der Tod sie erlöst, nach welchem sie so sehnsüchtig verlangten, oder war ihnen nach allen

Qualen der Gefangenschaft die Sonne des Lebens und der Freiheit noch einmal aufgegangen? — Auch ich lieferte meinen Beitrag zu dieser traurigen Literatur.

In der Zelle neben mir saß ein siebzigjähriger Greis, Oberst v. W. *), der schon im neunten Jahre als Staatsgefangener hier schmachtete. Jeden Morgen und jeden Abend hörte ich ihn ein geistliches Lied singen. Oft stimmte ich wehmüthig ein.

Für meinen täglichen Lebensunterhalt waren zehn Kreuzer festgesetzt. Dieselben langten aber kaum für die allerkärglichste Nahrung. An manchem Abend ging ich hungrig zu Bett.

Aber ich war doch nicht mehr so ganz unglücklich, seit der Plan, mich zu befreien, ob auch noch dunkel und gestaltlos, in meinem Kopfe Wurzel geschlagen hatte.

Eines Tages hörte ich zu ungewohnter Zeit die Schlösser und Riegel meines Gefängnisses klirren und hereintrat, in Begleitung des Commandanten, mein Freund, Pastor Herwig. Welch' tief bewegtes Wiedersehen! Er brachte mir Grüße und Nachrichten und tausend Liebesversicherungen von meinen Freunden aus Eßlingen.

Der Commandant hörte theilnehmend zu und versuchte mir Trost einzusprechen. Er bezeichnete einige Fälle, wo der König hatte Gnade ergehen lassen.

„Herr Oberst, ich verlange und hoffe keine Gnade von dorther", entgegnete ich.

„Sie haben" — begann er nach einer Pause — „noch viele Freunde, die Ihre Lage zu bessern wünschen. Sie erhalten jetzt eine schlechte Kost; man hat mir Unterstützungen für Sie zugesandt, die ich bisher nicht annehmen durfte. Nun aber ist es mir erlaubt worden und es soll mir eine Freude sein, Ihr Loos ein wenig zu erleichtern."

Ich fühlte, wie mir das Blut in's Gesicht schoß.

„Herr Oberst, ich danke für alle Almosen, die man mir zufließen lassen will. Ich bin daran nicht gewöhnt und wünsche bei meiner jetzigen Kost zu bleiben."

Während meines Gesprächs mit dem Commandanten hatte Pastor Herwig unbemerkt ein Papier auf den Tisch gelegt.

Er entfernte sich bald.

Ich entfaltete das Papier und ein Laubthaler fiel heraus. Thränen der bittersten Kränkung entstürzten meinen Augen. Und doch konnte ich dem guten Herwig nicht zürnen. Ich wußte, daß er arm und die Gabe ein Opfer aufrichtig wohlmeinender Freundschaft war. Außerdem aber enthielt das Papier ein Gedicht, welches auf meinen Todestag verfaßt und im Publicum verbreitet worden war. Mein Unglück ward darin in ergreifender Weise geschildert, die edle Fürbitte des Kronprinzen gepriesen und mein jugendlicher Todesmuth als der eines starken und unschuldigen Herzens mit begeisterten Worten gefeiert.

---

*) Vermuthlich Oberst von Wolff, welcher bei Uebergabe des Hohentwiel im Jahre 1800 betheiligt gewesen war. Der unglückliche Greis mußte die Stunde seiner Schwäche während seiner ganzen noch übrigen Lebenszeit büßen und keine noch so herzbewegende Fürbitte seiner Tochter vermochte ihm eine Erleichterung seines harten Looses zu verschaffen. Erst im Jahre 1816, nach König Friedrich's Tode, ward er durch dessen Nachfolger begnadigt. Die lange Gefangenschaft hatte ihn aber so schwach und hinfällig gemacht, daß er das Haus seiner Tochter nur betrat, um in ihren Armen zu sterben.

„Zur Richtstatt geht er hin mit frohem Muth,
Als wie der Krieger, der den Tod nicht scheut,
Dadurch beweiset er sein edel Blut,
Er stehet höher, als Der, der hier gebeut.
Erhöhet durch dies edle Betragen
Wird der Wunsch, die Sehnsucht nach Pardon —
Nicht mehr Mitleid, nicht mehr Weheklagen —
Volksbewunderung trug den Sieg davon."

Und so weiter, mehrere Seiten lang! Jetzt, wenn ich die Verse wieder durchlese, wollen sie mir selbst etwas ungelenk und weitschweifig erscheinen. Aber für den Eindruck, den sie damals auf mich hervorbrachten, werde ich dem Freunde ewig dankbar sein. Mein geknicktes Selbstgefühl richtete sich an ihnen empor. So hatte des Königs Urtheil doch auch vor den Leuten meine Ehre nicht anzutasten vermocht. Man gedachte meiner draußen in der Welt mit Achtung und Anerkennung, während ich mich vergessen und für sie gestorben glaubte.

Ich begann nun ernstlicher auf meine Flucht zu sinnen. Mancher Plan ward erdacht und wieder verworfen. Das Eine stand endlich fest: ich mußte mich durch die Erde durcharbeiten; es gab keinen andern Weg, in's Freie zu gelangen.

Von allen Mitteln entblößt, wie ich war, schien die Ausführung dieses Planes so ziemlich an's Unmögliche zu grenzen. Aber Noth lehrt nicht nur Beten, sondern auch Erfinden.

Man hatte mir wegen meines Trübsinnes beim Essen Messer und Gabel genommen. Nun ich mich ruhiger zeigte, erhielt ich sie zurück und mit ihnen die erste Möglichkeit meine Arbeiten zu beginnen.

Der Fußboden also mußte durchbrochen werden. Mein ganzes Handwerkszeug bestand aus einem Messer, einer Gabel, einem Stuhlbein und einem Paar Stiefelhaken. Mit dem Messer suchte ich die Nägel in den Dielen zu lüften, die Stiefelhaken dienten als Zange beim Herausziehen derselben.

Nach vierzehn Tagen war die erste Diele gehoben. Aber wer schildert meinen Verdruß, als der Commandant mir eines Morgens ankündigen ließ, daß ich, da der Winter nahe, ein kleineres Stübchen nebenan beziehen müsse, indem meine jetzige Stube zuviel Heizung erfordere.

Mißvergnügt schlug ich die Diele wieder ein und nach einigen Tagen ging der Wohnungswechsel vor sich.

Ohne Zeitverlust fing ich in der neuen Zelle meine Arbeit wieder an. Wieder vierzehn Tage und zwei Dielen unter meiner Lagerstelle waren gehoben. Ich stieß auf ein gewölbtes Mauerstück, welches zu durchbrechen zwar langsam, aber ziemlich gut von Statten ging. Wo aber den Schutt verbergen? — Ich versuchte im Dunkel der Nacht einen Stein nach dem andern und zuletzt alle kleinen Steine auf einmal zum Fenster hinaus zu werfen

„Was war das?" hörte ich eine Schildwache zur andern sagen. „Unterofficier, heraus!"

Mein Herz stand still.

Der Unterofficier erschien mit einer Laterne, der Commandant ward durch den Lärm geweckt. Er befahl einige Gefängnisse zu öffnen. Da man nichts Verdächtiges vorfand, so beruhigte man sich.

Ich aber ward durch diesen Vorfall zu größerer Vorsicht ermahnt. All' meinen Scharfsinn strengte ich nun an, um ein Mittel zur Verbergung des

Schuttes zu ersinnen. Endlich hatte ich es gefunden. Ich ließ den Commandanten ersuchen, mir meinen Koffer zu geben, damit ich meine wenigen Kleidungsstücke besser aufbewahren könne. Mein Wunsch ward erfüllt und so hatte ich einen vortrefflichen Behälter.

Nach sechswöchentlicher Arbeit war das Mauerwerk vernichtet und eine kältere Luft wehte mir aus den unteren Räumen entgegen. Ich schloß daraus, daß dieselben unbewohnt seien. Ein brünstiges Dankgebet stieg aus meinem Herzen empor. Nie begann oder endete ich auch sonst meines Tages Arbeit, ohne Gott um Beistand zu bitten oder ihm zu danken.

Aber neue Schwierigkeiten stellten sich meinem Werke entgegen. Vermittelst einer genauen Untersuchung meines unterirdischen Thores, bei der ich mich des Stuhlbeins zum Sondiren bediente, stieß ich auf eine dichte Lage Balken, die wol einen Quadratfuß stark war. Muthlos ließ ich bei dieser unerwarteten Entdeckung die Werkzeuge meiner Arbeit aus den Händen fallen. Sollte alle Mühe und Hoffnung dennoch vergebens gewesen sein? —

Ich suchte Kraft im Gebet und fand sie. Von Neuem begann ich mein Werk. Es galt jetzt die starken Balken spahnweise zu zerschneiden.

Wie beschwerlich war nicht allein meine Stellung bei dieser Arbeit! Den Kopf in der Tiefe, den Körper bis an den Leib durch ein enges Loch gepreßt, mußte ich denselben auf der einen Hand tragen, während ich mit der andern arbeitete. Länger als zwei Minuten hielt ich es nicht aus; dann war mir das Blut in den Kopf gestiegen, die Hand, auf der der Körper ruhte, erlahmt; ich mußte innehalten, um neue Kräfte zu sammeln. Die undurchdringliche Finsterniß, die in dem Loche herrschte, erschwerte auch sehr mein Schaffen. Ein Glück war es jedoch, das ich nicht leicht überrascht werden konnte. Das Oeffnen meiner Doppelthüren, die mit vielen Schlössern und Riegeln versehen waren, nahm so viel Zeit hinweg, daß ich bequem das Loch mit den Dielen bedecken und meine Bettstelle wieder darüber schieben konnte.

Am sechzehnten October war meine mühselige Arbeit beendet. Ein Strahl der Hoffnung zitterte durch meine Seele. Noch wußte ich zwar nicht, wohin mein unterirdischer Ausgang führte, aber ich hatte doch, vermittelst eines kleinen Spiegels, den ich zum Fenster hinaushielt, entdeckt, daß die unteren Fenster nur mit hölzernen Gittern versehen waren, die ich mit einiger Kraft zu durchbrechen hoffte.

Es handelte sich noch um eine Verkleidung, in welcher ich die Wachen täuschen mußte, um ungehindert die Festung zu passiren. Aber auch diese war bald gefunden. Ein Hemd und ein Paar Unterhosen, mit denen ich die Farbe meines neugeschwärzten Ofens abwusch, ein schwarzes Tuch um den Kopf, das Schirmleder des Koffers als Leibgurt, ein alter, blecherner Leuchter zur Kelle geformt — und die Maske eines Schornsteinfegers war fertig.

Da man mir all' mein Geld, meine Uhr und meine Ringe, ja selbst die überflüssigen Kleidungsstücke genommen hatte, so mußte ich mir einige Mittel zu verschaffen suchen, um nicht gleich im Anfange der Flucht in Verlegenheit zu gerathen. Ich ließ daher dem Commandanten sagen, es sei heute am achtzehnten October mein Geburtstag und ich bäte ihn um etwas Geld, um mir eine gute Flasche Wein dafür zu kaufen, sowie um Auslieferung einiger Ringe, die theure Andenken wären, an deren Anblick ich mich wieder einmal erfreuen möchte.

Er erfüllte meine Bitte, übersandte mir die Ringe und zwanzig Kreuzer,

zugleich eine Flasche Wein aus seinem eigenen Keller mit etwas Bisquit und einen herzlichen Glückwunsch. —

So war ich denn mit dem Nothwendigsten versehen und mein Entschluß stand fest, am Abend zu fliehen.

In welcher fieberhafter Aufregung mir der Tag verging, vermag ich nicht zu schildern. Schon fing es an zu dämmern. Mit jeder Minute, die mich dem entscheidenden Augenblick näher brachte, begann mein Herz stärker zu klopfen. Die Glocke schlug sechs Uhr. Zum letzten Mal öffnete sich meine Kerkerthür, der Unterofficier brachte frisches Wasser zum Nachttrunk.

Die Thüre schloß sich wieder hinter ihm. Ich warf mich auf meine Kniee und erflehte Gottes Beihülfe im brünstigen Gebet.

Dann schnell die Maske über! — Ich stieß eine Ofenkachel ein und färbte mir Hände und Gesicht mit Ruß; ich öffnete mein unterirdisches Loch, befestigte eine aus Hemden, Bett- und Handtüchern geknüpfte Leine an die Bettstelle, steckte ein Messer zu mir, um im unglücklichsten Falle das Ende meiner Leiden herbeizuführen, und — ließ mich hinab.

Das Souterain war tiefer, als ich gedacht hatte. Mein acht Ellen langes Seil reichte kaum bis zur Hälfte; doch ließ ich los und fiel glücklich. Schnell sprang ich zur Thür — es war ein Stall, in dem ich mich befand — und wer beschreibt mein Entzücken, da sie unverschlossen war!

Nach Monaten zum ersten Mal wieder Gottes freie Luft!

„Wer da?“ donnerte mir der erste Posten entgegen.

„Essenkehrer — ich will zur Festung 'naus“, antwortete ich im schwäbischen Dialect.

„Nun so mach' Er, daß er fortkommt! Der Unterofficier läßt eben welche hinaus.“

Ich eilte an dem Posten vorüber, der Pforte zu.

Der Unterofficier der Wache und drei Mann waren beschäftigt, Arbeiter hinaus zu lassen. Vor dem Thore standen einige Soldaten, welche als Ablösung oder eingezognes Piket hinein wollten.

Jeder ward auf's Strengste examinirt. Die Reihe kam auch an mich.

„Wer bist Du?“ fragte der Unterofficier.

„Essenkehrer“, antwortete ich mit gepreßter Stimme.

„Wer?“ fragte er zum zweiten Mal.

„Essenkehrer.“

„Der Teufel kann Dich verstehen“, brüllte er und leuchtete mir mit der Laterne in das berußte Gesicht.

Gott weiß, wie ich in diesem Augenblick auf den halb übermüthigen, halb verzweifelten Einfall kam, ihm eine fürchterliche Fratze zu schneiden und ihm mit weit aufgerissenem Munde ein lautes „Pah!“ entgegen zu schreien.

„J, Du verfluchte Wetterkröte!“ rief er zornig, zog mir mit seinem Stock einen Jagdhieb über und schob mich zum Thore hinaus.

Und da war ich draußen — wirklich draußen! — Ich hätte aufschreien mögen vor Freude. Blitzschnell lief ich den Berg hinab und hielt nicht eher an, als bis ich erschöpft, in Schweiß gebadet zu Boden sank.

Ueber mir stand der gestirnte Himmel. Ich streckte meine Arme in tiefer, dankbarer Rührung zu ihm empor. Es war ein Augenblick, den ich nicht vergesse.

Als ich mich einigermaßen erholt hatte, warf ich meine Maske ab, unter der ich meinen gewöhnlichen Jagdanzug trug; nur die Kopfbedeckung fehlte.

Es war eine kalte Octobernacht. Wolken fingen an, den Himmel zu bedecken, die Sterne verschwanden und bald machte dicht fallender Schnee es unmöglich, die Wege genau zu unterscheiden.

Von der großen Hauptstraße war ich natürlich sofort abgelenkt. Auf unbekannten Nebenpfaden wanderte ich auf's Gerathewohl über Berg und Thal. Wenn ich sehr ermüdet war, kroch ich in's Gebüsch oder hinter die Mauern der Weinberge, um einige Augenblicke zu ruhen.

So mochte ich ungefähr vier Stunden gewandert sein, als ich auf einmal vor einem hohen Spalier stand. Ich vernahm das Schlagen mehrerer Glocken, das Anrufen der Wachen. „Ludwigsburg!“ sagte ich mir voll Entsetzen, die Spaliere des königlichen Thiergartens erkennend, und schlug eiligst einen seitwärts führenden Pfad ein.

Wieder wanderte ich unaufhaltsam einige Stunden. Jedem Dorfe wich ich aus. Aber die Nacht ward immer finsterer; der Schnee hatte sich in einen kalten Regen verwandelt; ich sah endlich ein, daß ich, unkundig der Wege, meine Kräfte umsonst verschwendete und statt die Grenze zu erreichen, vielleicht unversehens wieder bei meinem Kerker anlangen würde.

Ich beschloß daher bis zum Tagwerden zu warten und erklomm einen hohen Berg, unter dessen buschigem Haupte ich einigen Schutz gegen den Regen zu finden hoffte. Kaum hatte ich ein taugliches Plätzchen erspäht und mich niedergestreckt, als die Müdigkeit meine Augen schloß.

Aber Kälte und Nässe rüttelten mich bald wieder auf. Ich sah nach dem Himmel, ob kein Stern sichtbar werde — trostloses Dunkel starrte mir entgegen. Wie mein Auge aber mehr und mehr die Nacht zu durchbohren sich bemühte, bemerkte ich, mir gegenüber und in gleicher Höhe, wandelnde Lichter. Bald darauf glaubte ich deutlich das Anrufen von der Wache zu vernehmen.

Heiliger Gott, das war der Hohenasperg! Nicht eine Stunde konnte ich von ihm entfernt sein. Wie ein gejagtes Wild sprang ich auf und lief den Berg hinab. Die Angst gab mir neue Kräfte.

Gegen vier Uhr Morgens stand ich vor den noch verschlossenen Thoren einer kleinen Stadt. Ermüdet, von Hunger und Durst gepeinigt und die Nothwendigkeit einsehend, mich zu orientiren, klopfte ich an. Ein altes Männchen erschien und öffnete.

„Woher des Landes?“ fragte er examinirend.

„Von Ludwigsburg, Schneiderbursch, vom Meister geschickt.“

„Zahlt zwei Kreuzer.“

Ich zahlte und ging. Tiefe Stille und Dämmerung herrschte im Städtchen. Das einsame Licht in einem Bäckerhause, an dem ich zugleich das Weinschankzeichen erblickte, zog mich an. Ich faßte Muth, trat ein und forderte einen Schoppen Wein und Brod.

Trefflich ließ ich es mir schmecken. Aber bald merkte ich, daß mir der Genuß des jungen Weins und warmen Brodes theuer zu stehen kommen könnte, denn ich fühlte mich danach sehr unwohl werden und eine überaus heftige Kolik ließ es mir unmöglich erscheinen, meinen Weg zu Fuß fortzusetzen.

„Kann man hier für Geld einen Wagen nach Pforzheim bekommen?“ fragte ich.

„Auf der Post, sonst nicht“, antwortete der Wirth.

Der eintretende Nachtwächter hatte meine Rede vernommen und erbot

sich gegen ein Trinkgeld bei einigen Bekannten um ein Fuhrwerk zu fragen. Er kam aber bald unverrichteter Sache zurück. Mir blieb also nichts übrig, als auf die Post zu gehen, wo ich in sehr determinirtem Ton eine Chaise mit zwei Pferden Extrapost nach Pforzheim forderte.

Nach Verlauf einer Stunde fuhr sie vor.

„Was habe ich zu bezahlen, Herr Postmeister?"

„Elf Gulden."

Eine schöne Summe für Den, der nur noch zwei Kreuzer in der Tasche hat!

„Es wird Ihnen wol recht sein, Herr Postmeister, wenn ich die Zahlung dem Postillon bei meiner Ankunft in Pforzheim gebe. Ich möchte nicht erst Gold wechseln", sagte ich in möglichst vornehmem und gelassenem Ton.

„O freilich!" entgegnete er.

„Nein, nein, es muß gleich bezahlt werden!" rief eine kreischende Frauenstimme aus einem anstoßenden Alkoven hervor. „Man kennt ja den Herrn nicht einmal."

„Nun das wird wol einerlei sein, Madame" — versetzte ich spöttisch — „da ich mit meiner Person dem Postillon für die Bezahlung hafte. Ich mag hier nicht Gold wechseln, da ich in Pforzheim Silbergeld genug habe, das ich später wieder nicht brauchen kann."

Meine Weigerung schien die Dame nur noch mißtrauischer zu machen; sie streckte ihren alten häßlichen Kopf durch die Thür.

„Nichts da, es muß gleich bezahlt werden!"

„Nun, dann muß ich schon sehen, wo ich anderwärts ein Fuhrwerk bekomme. Jedoch um Madame ihr Mißtrauen zu benehmen, wäre ich wol erbötig, dem Postillon diese Ringe als Pfand zu übergeben, um sie auf der Station wieder einzulösen."

Frau Xantippe nahm die Ringe und betrachtete sie mit prüfendem Blick. Sie mußte sie wol dem Werth des Postgeldes entsprechend finden, denn sie machte keinen weitern Einwand, und ich fuhr glücklich ab.

Ich war nur drei Stunden vom Hohenasperg entfernt; der Weg nach Pforzheim, dem ersten badischen Grenzort, führte zwei Stunden dahin zurück. Wie mein Herz klopfte, als ich meinen Kerker wieder vor mir liegen sah, ihm näher und näher kam und mir sagen mußte, daß nun bald die Morgenstunde eintrat, wo der Gefangenaufseher mich vermissen würde!

Endlich bog die Straße wieder ab. Aber im nämlichen Augenblick fielen drei Kanonenschüsse auf der Festung.

„Was giebt's Schwager?"

„Es wird einem Deserteur gelten; da müssen die Bauern und Gendarmen sich versammeln, aufpassen und nachsuchen."

Ich drückte mich zurück in meine Wagenecke. Nach etwa einer Stunde erreichten wir ein Dorf, wo ich die Aussage des Postillons bestätigt und einige Bauern mit Stöcken bewaffnet fand.

Da ich sah, daß man sich dem Wagen näherte, legte ich mich weit hinaus.

„Was macht Ihr hier?" fragte ich dreist.

„Die Alarmkanone ist gegangen, wir müssen einem Deserteur aufpassen."

„Nun, so laßt ihn ja nicht entwischen!" rief ich und fuhr an den gaffenden Eseln vorüber.

Glücklich, ohne weitere Hindernisse, erreichte ich die badische Grenze.

Das Wetter hatte sich ausgetobt, eine klare Octobersonne stand am Himmel, als ich in vorgerückter Morgenstunde in Pforzheim anlangte. Hier

sollte ich den Postillon bezahlen und hatte weder das nothwendige Geld in der Tasche noch einen einzigen Bekannten in der Stadt. Indessen war mir das Herz doch um Vieles leichter, seit ich das Unglücksland meiner Gefangenschaft im Rücken hatte, und ich vertraute weiter auf Gott und mein gutes Glück.

Wir hielten vor der Post; ich ließ mir ein Zimmer geben und verlangte den Postmeister zu sprechen. Er kam. Ein ernster, wohlwollend aussehender Mann. Ohne Rückhalt entdeckte ich ihm meine Lage und schloß damit, ihm zu sagen, daß mein Schicksal in seiner Hand liege; er könne mich retten oder verderben.

„Sie heißen?" fragte er nach einem kurzen Bedenken.

„Von François."

„Und standen bei welchem Regiment?"

„Bei der Jägergarde zu Pferde."

Er reichte mir die Hand.

„Seien Sie ohne Sorgen! Ihre traurige Geschichte hat auch bei uns allgemeine Theilnahme erregt. Ich werde die Post zunächst bezahlen, und dann sagen Sie mir Ihre weiteren Wünsche."

„Ich möchte so bald als möglich über die französische Grenze."

„Freilich, denn hier sind Sie nicht sicher. Wir haben mit Württemberg Cartell. Ich fürchte, man ist Ihnen schon auf der Spur und wir werden bald nachsetzende Gendarmen hier anlangen sehen. Ich werde Sie jedoch in meinem Hause verbergen, bis ich mit dem Stadtvoigt, der mein Freund ist, zu Ihren Gunsten Rücksprache genommen habe."

Er führte mich eine Treppe höher in ein hübsches, stilles, abgelegenes Zimmer, in welchem er mich allein ließ und hinter mir zuschloß.

Seine Vermuthungen sollten sich bald bestätigen. Ich lugte zwischen den Fenstergardinen auf die Straße hinaus und erblickte einen im vollen Trabe ansprengenden Württembergischen Gendarmen. Er sprach angelegentlich mit meinem Wirth, der eben aus seinem Hause heraustrat. Ein schrecklicher Argwohn durchzuckte meine Seele.

„Du kennst ihn nicht. — Wenn er Dich verriethe!"

Aber da sah ich auch schon den Gendarmen grüßend an seine Kopfbedeckung greifen und wieder von dannen reiten.

Ein Stein fiel mir vom Herzen.

Mein Wirth schickte mir ein gutes Mittagsbrot und eine Flasche alten Weines auf mein Zimmer.

Nach so vielen Strapazen des Leibes und der Seele war mir die Stärkung ebenso nothwendig als willkommen. Ich aß und trank mit köstlichem Appetit und streckte mich dann auf das Sopha zu einem langen, tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, stand mein Wirth vor mir.

„Sie können heute und morgen noch nicht fort von hier", sagte er. „Man wird strenge Nachforschungen halten, aber in meinem Hause sind Sie sicherer als auf der Landstraße. Trauen Sie dem Worte eines redlichen Mannes! Was in meiner Macht steht, werde ich thun, um Ihnen zu helfen."

Ich hatte keine Worte, um ihm zu danken; Thränen traten mir in die Augen; ich segne sein Andenken noch heute.

Er hielt, was er versprach. Am Abend des folgenden Tages brachte er mir einen Hut, einen Stock und einen Carolin Reisegeld.

„Morgen früh um drei Uhr" — sagte er — „wird Sie ein sicherer

Bote wecken und über den Rhein bringen. Nehmen Sie diesen Empfehlungsbrief an Herrn G. in L., wo Sie weitern Rath und gute Aufnahme finden werden. Reisen Sie glücklich!"

Ich dankte ihm von ganzer Seele und versprach ihm seine Auslagen so bald als möglich zu erstatten.

Lange vor Tagesanbruch war ich wach. Der Bote kam und führte mich auf unbesuchten Nebenpfaden bis an die Ufer des Rheins.

Als wir dort ankamen, war es zum Uebersetzen zu spät. Wir übernachteten in einem diesseitigen Dorfe. Aber mit den ersten Strahlen der Morgensonne stand ich schon wieder ungeduldig harrend am Strom. Endlich kam der Fährmann herbei. Ich stieg in das Boot.

Es war ein schöner Herbstmorgen. Die stille, einsame, mir völlig unbekannte Gegend trat nach und nach aus ihrem verhüllenden Nebelschleier hervor. Auch ich fühlte, wie es in mir klarer wurde. Die athemlose Flüchtlingsspannung ließ nach und nur ein tiefer Schmerz blieb, so auf's Ungewisse, wie ein verjagtes Wild, in die fremde Welt hinaus zu müssen.

Die Einzelheiten jener einsamen Frühstunde auf dem Wasser haben sich meinem Gedächtnisse lebhaft eingeprägt. Selbst des Raubvogels erinnere ich mich noch, der hoch über mir in den Lüften kreiste und den ich um sein einsames Felsennest beneidete. Er wußte doch, wo er daheim war; aber wie lange Zeit konnte noch vergehen, bis ich einmal wieder sichern Boden unter den Füßen haben und meinen dornigen Wanderstab niedersetzen würde? —

Glücklich betrat ich den französischen Boden. Ich ging nach Lauterburg, wo ich das Empfehlungsschreiben des Postmeisters abgab, welches mir gute Dienste that. Von hier schrieb ich nach Hause an meinen Bruder Friedrich und bat ihn um Geld.

Die Geschichte meiner Gefangenschaft und Verurtheilung war den Meinen mittlerweile bis in die kleinsten Details bekannt geworden. Mein Bruder Louis hatte sich selbst auf die Reise nach Württemberg begeben, um zu sehen, ob sich nicht an Ort und Stelle etwas für meine Befreiung thun lasse. Er kam nur bis Frankfurt a. M. Dort, an einer zahlreich besetzten table d'hôte hatte sich ein Fremder des Wortes bemächtigt und erzählte unter lebhafter Theilnahme seiner Zuhörerschaft, daß er von Ludwigsburg komme, wo eben die Alarmkanone gegangen sei, um die wunderbare, fast unglaubliche Flucht eines ungerechter Weise erst zum Tode, dann zu lebenslänglicher Haft verurtheilten jungen Officiers vom Hohenasperg zu verkündigen.

Meinem Bruder zitterte das Glas in der Hand.

„Kennen Sie den Namen des Flüchtlings?" fragte er mit gepreßter Stimme.

„Ich würde ihn wiedererkennen, wenn ich ihn hörte."

„Hieß er — von François?"

„Richtig und stand bei der Jägergarde, wie man mir sagte."

Mein Bruder erhob sich.

„Meine Herren, thun Sie mir Bescheid auf das Wohl des armen Entsprungenen. Er ist mein Bruder, und ich kam her, um nach ihm zu sehen."

Ein donnerndes Hoch erfolgte.

Der gute Louis hat später noch oft von dem ergreifenden Eindruck dieser Augenblicke gesprochen. Gern hätte er meine Spur weiter verfolgt, aber wie war dies möglich in einem fremden Lande, wo ich mich auf der

Flucht und unter fremdem Namen befand? Er gab seine Nachforschungen auf und reiste heim.

Für mich aber begann jetzt ein Stück Leben, Flüchtlingsleben vor vierzig Jahren — heute würde es sich vielleicht anders gestalten — auf das ich noch jetzt in der Erinnerung wie auf einen bunten verworrenen Traum zurückschaue.

Die erste Gefahr der Entdeckung und Einholung war beseitigt; einen Paß auf den Namen G. lautend hatte ich mir zu verschaffen gewußt. Aber bei dem leidenschaftlichen, persönlich rachsüchtigen Geiste Friedrichs I. konnte ich mich weder in Frankreich, so hart an der Grenze, noch in den benachbarten Schweizergegenden, wohin ich mich später wandte, vor Württembergischen Nachstellungen ernstlich gesichert fühlen. Ich mußte acht Wochen in Lauterburg bleiben, um die Antwort meines Bruders Friedrich abzuwarten. Endlich kam sie; er schickte mir vierzig Friedrichsdor und hoffte, daß ich bald in die Heimat zurückkehren würde.

Dazu konnte ich mich aber noch nicht entschließen. Der Friede, der in Deutschland herrschte, gähnte mich hoffnungslos an. Mein Sinn stand nach Krieg; im Kriege allein glaubte ich meinen Platz und mein Fortkommen zu finden.

Mein Plan war daher, über Frankreich nach Spanien zu gehen und bei der dort befindlichen englischen Armee Dienst zu nehmen. Ich reiste nach Straßburg, um nähere Erkundigungen über die spanischen Verhältnisse einzuziehen. Dort aber fand ich die Zeitungen bereits mit Nachrichten über die Siege Napoleons in Spanien erfüllt; Alles schien zu einem baldigen, für das arme Land unglücklichen Abschluß oder Abschnitt des Krieges hinzudrängen.

Eine große Niedergeschlagenheit überkam mich, als ich mir auch diesen Ausweg versperrt sah. Was blieb nun übrig, als die traurige aussichtslose Rückkehr in die Heimat? Französische Dienste hätte ich bekommen können, aber dagegen sträubte sich meine ganze Seele.

Ich überzählte meine Baarschaft — die Hälfte derselben hatte ich für die Lauterburger Wirthshausrechnung hingeben müssen — und fand, daß sie für die Rückreise ausreichen würde, wenn ich den größten Theil derselben zu Fuße zurücklegte. Ueber Baden, die Schweiz und Bayern wollte ich gehen. Ein unerwarteter Reisegefährte gesellte sich zu mir, der nicht ohne einen — soll ich sagen, hülfreichen oder bedenklichen? — Einfluß auf meine Schicksale blieb, Baron v. W. Er war ein alter Bekannter von mir, ein ehemals preußischer Officier, der nach der Schlacht von Jena als Kriegsgefangner nach Nancy geführt und in Folge des Tilsiter Friedens wieder freigegeben worden war. Entblößt von allen Mitteln, abgeschnitten von seiner Familie, mit der er übrigens, wie ich später merkte, zerfallen war, hatte er sich unter dem Namen eines Schauspielers Ackermann der Guttmannschen Truppe angeschlossen, die während meines Aufenthaltes in Lauterburg dort Vorstellungen gab.

In jener Zeit der gelockerten Verhältnisse, verschobenen Grenzen und reducirten Armeen gab es viele derartige, aus ihrer natürlichen Bahn gewichene Existenzen. Dennoch machte es mir einen überraschenden, Anfangs kaum glaublichen Eindruck, als ich meinen ehemaligen Bekannten eines Abends in Lauterburg auf der Bühne agirend erblickte. Auch er hatte mich erkannt. Nach der Vorstellung kam er zu mir und erzählte mir seine Geschichte.

Ich versuchte ihn von seiner Laufbahn abzubringen und ihn zu einer Versöhnung mit seiner Familie zu bewegen. Aber er lehnte es lachend ab und schien sich in seinem neuen Stande sehr zu gefallen.

In Straßburg sah ich ihn wieder, jedoch diesmal in großer Bedrängniß. Die Guttmann'sche Gesellschaft hatte Bankerott gemacht und er konnte nicht gleich ein neues Engagement finden.

Da mich seine Noth dauerte, bot ich ihm ein Plätzchen in meiner Stube an — ich wohnte bei einem freundlichen deutschen Studenten, Namens Lips — welches er dankbar annahm. Nun erbot er sich, mich auf meiner Reise zu begleiten, da es ihm gleich sei, unter welcher Himmelsgegend er sein Glück versuche. Er war ein ziemlich leichtsinniger Gesell, zu dem es mich innerlich wenig hinzog. Aber das Verhängniß der Landstraße hatte uns zusammengeführt; ein oft gar wunderliches Verhängniß, von dem der ehrsame Bürger, der ruhig daheim im eigenen Federbett schläft, sich schwerlich etwas träumen läßt. —

Am vierundzwanzigsten Januar 1809 traten wir unsere Reise an. Wir gingen über Kehl nach Lahr, wo wir über Nacht blieben. Hier begegnete mir ein großes Unglück, indem mir meine Baarschaft, die ich in meinem Mantelsack verwahrte, auf unbegreifliche Weise gestohlen wurde. Ich gerieth dadurch in die höchste Noth. Aber mein Begleiter, obwol er von meiner Unterstützung lebte, schien die Sache sehr leicht zu nehmen. Er behauptete, es sei ihm ein Kinderspiel, ohne Geld mit allem Anstand durch die Welt zu kommen und da ich großmüthig gegen ihn gehandelt habe, so wolle er gegen mich ebenso handeln und mich seine Kunst lehren; ich müsse Schauspieler oder Declamator werden.

„Warum nicht gar Luftspringer“ unterbrach ich ihn mit bitterm Spott.

„Freilich, das wäre das Beste“, gab er kaltblütig zur Antwort. „Du bist für das Ballet wie geschaffen. Ich erinnere mich, daß Du in unserer Garnison der beste und graziöseste Tänzer warst.“

Gewiß ist es schon manch' Einem begegnet, daß er sich später gezwungen sah, auf eine Zumuthung einzugehen, die er Anfangs mit Entrüstung oder mit Lachen als eine Unmöglichkeit von sich gewiesen hatte. Ich wenigstens war auf dem Wege eine solche Erfahrung zu machen. Ueber Mühlberg, Eltenheim, Kenzingen bis Freiburg reichten die paar Groschen, die ich in der Tasche trug, für mich und meinen Gefährten. Dort aber waren mir Noth und Verfolgung dicht auf der Ferse. Ich sah keinen Ausweg mehr, als den, den W. mir mit der größten Dringlichkeit immer von Neuem vorschlug. Um es kurz zu sagen, unter dem Titel eines Pariser Balletmeisters stellte ich mich dem Director der ziemlich guten Freiburger Schauspielergesellschaft vor. Ich ward sehr artig empfangen und mit einem Honorar von sechs Friedrichsdor für eine Gastvorstellung engagirt.

W. erhielt vier Friedrichsdor für ein Gastspiel am selbigen Abend.

Mir klopfte doch das Herz gewaltig, als die Stunde der Vorstellung kam. Das Theater war sehr besucht. Ich trank zuvor eine Flasche Wein, um mich zu stärken, und tanzte dann unter dem lauten Applaus des Publicums ein Solo Matelot, Kosacque und ein Pas à la Vestris, wie ich es wol früher auf Bällen zu meinem Vergnügen gethan hatte. Womit ich den Applaus verdiente, weiß ich freilich nicht zu sagen und besaß auch in meiner traurigen Lage nicht einmal Humor genug, um mich seiner zu freuen. W. erklärte mir am andern Morgen, daß er ein Engagement gefunden habe und

in Freiburg bleiben werde. Ich hatte von ihm und seiner Freundschaft nichts Besseres erwartet und beschloß, so eilig wie möglich nach Hause zu reisen und nur im äußersten Nothfalle von meiner Kunst Gebrauch zu machen.

Noch ehe es Mittag geworden war klopfte ein armer, sehr schäbig aussehender Schauspieler, der größtentheils von Collecten lebte, bei mir an. Er sprach viel von den schlechten Zeiten, in denen die Kunst nicht nach Verdienst belohnt würde, und als ich ihn durch ein kleines Geldgeschenk abfinden wollte, rückte er mit seiner Meinung heraus, daß ein solcher Herr, wie ich doch unmöglich ohne Bedienten bleiben könne; da er gehört habe, ich wolle meine Kunstreise fortsetzen, so hoffe er, wenn ich ihn als Diener annähme, mir bei meinen Vorstellungen nützlich sein zu können.

Ich überlegte und fand den Vorschlag so übel nicht. Da ich allein und zu Fuße reiste, konnte ich allerdings einen Menschen brauchen, der mir die Jagdtasche nachtrug. Ich engagirte ihn daher unter sehr billigen Bedingungen und mit dem Vorbehalt, ihn jeden Augenblick fortschicken zu können.

So wanderten wir selbander über Mühlheim, die kalte Herberge, Basel, Rheinfelden, das nicht unberühmte Städchen Sickingen u. s. w.

Die großartige Schweizer Winterlandschaft, die wir an den Ufern des Rheins entlang schreitend, passirten, verlieh dieser Wanderung eine besondere Färbung. Ich gab hie und da ein Declamatorium, in welchem ich Schiller'sche und Bürger'sche Balladen vortrug und bald eine größere, bald eine geringere Einnahme damit erzielte. Mancherlei kleine Anknüpfungen boten sich mir dar. In einem winzigen Provinzialstädtchen suchte mich der Schulmeister des Orts auf, und vermochte mich, mit seinen Töchtern Theater zu spielen, die leidenschaftliche Dilettantinnen waren. In Sickingen ward ich zum Ball gebeten und von der jungen, hübschen Frau Oberförsterin auf's Schmeichelhafteste ausgezeichnet. Sie lud mich für den andern Tag zu Tisch, da sie hörte, daß mein Weg an ihrer Besitzung vorüberführe, und ich sollte durchaus für längere Zeit als Gast in ihrer Familie bleiben. Das Letztere lehnte ich ab, um mein fahrendes Leben, welches mir ohnehin wenig zusagte, nicht unnütz zu verlängern.

Ueber Baden ging ich nach Zürich. — Ich hatte meinen Diener mit dem Gepäck dorthin vorausgeschickt und wunderte mich, denselben nicht zu finden. Auch am zweiten und dritten Tag meines Aufenthaltes stellte er sich nicht ein. So mußte ich mich denn entschließen, meine Reise allein fortzusetzen.

In Winterthur gab ich ein Declamatorium und hatte eine sehr gute Einnahme. Die Winterthurer Mädchen sind auffallend hübsch; sie haben eine kleidsame Tracht und ein fröhliches gesangreiches Wesen. Ich wohnte dort einer Hochzeit auf einem Dorfe bei und werde den anmuthigen lebendigen Eindruck dieses Festes nie vergessen. Um so häßlicher und in ihrer Kleidung geschmackloser sind die Appenzellerinnen.

In St. Gallen mußte ich einige Tage ausruhen, da meine Füße geschwollen waren und den weitern Dienst versagten. Ich lag am dritten Tag noch zu Bett, als es an die Thür klopfte und mein verlorner Sancho Pansa eintrat. Er erzählte mir, daß er sich von Sickingen nach Schaffhausen verirrt habe, dort wegen mangelnden Passes arretirt und erst nach einigen Tagen wieder in Freiheit gesetzt worden sei. Gestern sei er hier angelangt und heute Morgen vor die Polizei gefordert worden, wo man sich angelegentlich nach meiner Person erkundigt habe.

Er hatte kaum ausgeredet, als man abermals klopfte.

Ein Civilist trat ein und forderte meinen Paß.

Ich übergab ihm denselben.

Er steckte ihn zu sich und sagte, daß er ihn zum Polizeipräsidenten bringen müsse; wenn ich abreisen wolle, möge ich die Güte haben, ihn dort abzuholen.

„Freund", sagte ich, als er fort war, zu meinem Bedienten, „hier ist es nicht geheuer. Heute Nachmittag reisen wir in aller Stille ab nach Bregenz."

Als ich Mittags an der table d'hôte speiste, trat ein Grenzjäger in die Stube, sprach heimlich mit dem Wirth und entfernte sich wieder.

Doch sah ich, daß er im Nebenzimmer blieb und keinen Blick von mir verwandte.

„Es ist die höchste Zeit zur Flucht", dachte ich, leerte mein Glas Wein, bezahlte die Zeche und ging auf mein Zimmer, wo mein Diener schon die Jagdtasche gepackt hatte.

Wie ich mit ihm auf die Straße trat, bemerkte ich zwei Polizeidiener, die uns in einiger Entfernung folgten. Ich faßte schnell meinen Plan und wandte mich an einen derselben.

„Wo wohnt der Polizeipräsident?" fragte ich.

„In jenem Eckhause!" antwortete er mit einem boshaften Lächeln.

Rasch ging ich mit meinem Bedienten in das bezeichnete Haus und die Treppe hinauf. Durch ein Fenster des Vorsaals gewahrte ich, wie die beiden Polizeidiener der Hausthür gegenüber Posto faßten.

„Höre", sagte ich zu meinem Bedienten — „den Kerls ist an Deiner Person nichts gelegen! Lauf, was Du kannst, zum Hause hinaus! In Bregenz treffen wir uns wieder."

Gesagt, gethan! — Kaum aber stürzte mein Getreuer in scheinbarer wilder Flucht auf die Straße, als die beiden Tölpel ihren Posten verließen und ihm wie besessen nachrannten. Nun war auch ich mit zwei Sätzen draußen, eilte mit möglichster Schnelle in entgegengesetzter Richtung aus der Stadt, sprang über eine Weinbergsmauer, erkletterte die hohen waldigen Gebirge und athmete wieder frei.

Rastlos wanderte ich eine Weile fort auf der Höhe und suchte nach einem Standpunkt, um die richtige Direction nach dem Bodensee zu entdecken. Bald erblickte ich denn auch den Spiegel dieses schönen Sees. Eine wundervolle freie Aussicht bot sich mir dar und ich lagerte mich, um mich in ihr Anschauen zu versenken.

So wie aber die Schatten sich verlängerten, griff ich meinen Wanderstab wieder auf und eilte weiter auf ungebahnten, klippenreichen Wegen. Die Nacht breitete ihre schwarzen Fittige über die Gegend. Es wurde bitter kalt. Mein einziger Wunsch war, eine Hütte zu finden, denn meine Füße wollten mich kaum mehr tragen. Dennoch mußte ich weiter, Abhänge hinauf und hinab, zuweilen watend durch Ellen hohen Schnee, zuweilen rauschendes Wasser auf schwankenden Baumstämmen überschreitend. — Endlich, endlich Licht in einer kleinen Hütte! — Es war zehn Uhr. Ein Mädchen stand an der Thür.

Ich bat um Obdach.

„Verstehe kein Welsch", antwortete sie in unfreundlichem Tone.

Ich wiederholte meine Bitte, sagte, daß ich von Frost erstarrt sei und den Weg nach Bregenz verloren habe.

„Dort geht der Weg!" kreischte sie und schlug mir die Thür vor der Nase zu.

Weiter, weiter! Es war eine furchtbare Nacht. Zwei Stunden noch irrte ich in der Wildniß des rauhen Schweizergebirges umher, bis ich eine große Chaussée und bald auch ein Dorf erreichte. Dort aber ging es mir zu lebhaft zu; es war eine starke Passage; ich fühlte mich nicht sicher und bog ab. Der Himmel überschüttete mich mit Schnee. Endlich wieder ein einsames Gehöft! Ich wollte nicht in's Haus treten, nur Schutz suchen in einem Schuppen; aber die Hunde litten keine Einquartierung. — Abermals weiter! — Da konnte ich nicht mehr. Hunger, Mattigkeit, Schnee und Kälte ließen mich fast zusammenbrechen. Ich fühlte, es ging an mein Leben. Mit letzter Kraft schleppte ich mich nach einem einsamen Häuschen. Ich pochte an.

„Werda?" rief eine Stimme.

„Ein verirrter Wanderer, den das ungestüme Wetter nöthigt, um ein Obdach zu bitten."

„Es ist Nacht, wir lassen Niemand ein."

„So habt doch Mitleid! Ich vergehe vor Kälte."

„Wie viel sind Eurer?"

„Ich bin allein, verirrt auf dem Wege nach Bregenz."

Ein Murmeln und Flüstern drinnen, dann wurde Alles wieder still.

„Um Christi Barmherzigkeit, so macht doch auf!" rief ich.

„Es könnten Eurer doch mehrere sein!" sagte die Stimme von Innen.

„So seht zum Fenster hinaus und überzeugt Euch."

Das Fenster ward vorsichtig ein wenig zurückgeschoben; darauf hörte ich Feuer schlagen, und die Thür öffnete sich. Ein seltsam komischer Anblick bot sich mir dar. Die Familie war in einer kleinen, ärmlichen, aber äußerst saubern Küche versammelt, in die man unmittelbar aus dem Freien gelangte. Voran stand ein bejahrter Mann mit einer Holzaxt bewaffnet, neben ihm seine Frau und ein Knabe, Beide Ofenkrücken in den Händen haltend, zuletzt ein hübsches junges Mädchen mit erhobener Feuerzange.

Kaum war ich eingelassen, als die Thür wieder sorgfältig hinter mir verriegelt ward. Man betrachtete mich Anfangs neugierig und mißtrauisch, beruhigte sich jedoch, als ich mich als einen Spitzenhändler aus Feldkirch zu erkennen gab, der sich bei dem Schneegestöber verirrt habe und bei anbrechendem Tage weiter wolle.

Ich sah nun, daß ich es mit einfachen, gutherzigen, nur etwas furchtsamen Leuten zu thun hatte, deren Vorsicht in jener Zeit und bei der einsamen Lage ihres Häuschens vielleicht nicht einmal ganz ungerechtfertigt war. Sie wiesen mir die Ofenbank zum Nachtlager an, labten mich am andern Morgen mit Brot und Milch, waren aber durchaus nicht zu bewegen, eine Bezahlung anzunehmen.

Ich setzte nun meine Reise fort, langte nach einigen Stunden an der Ueberfahrt über den Rhein und, nachdem ich den Fluß passirt hatte, in Bregenz an. Hier kaufte ich mir etwas Brod und ging dann weiter nach Kempten. Der Morgen war wunderschön; ich konnte mich nicht satt sehen an dem klaren Krystallbecken des Bodensees mit seinen hundert und aber hundert weißen Segeln und flatternden Seevögeln und den malerisch am Ufer gelegenen Städten, die sich in dem Silbersee spiegelten, während ein tiefblauer Himmel, im hellsten Sonnenglanz prangend, darüber ausgespannt war. Selbst ein so gebeugtes Gemüth wie das meine, mußte sich an diesem herrlichen Anblick erquicken.

Ich kam in Bregenz an, fand jedoch meinen Diener nicht vor; ich ging weiter drei Stunden über Kempten hinaus, nichts als Wasser und trocken Brod zu mir nehmend, da meine Börse mir keine Einkehr gestattete. Es war schon Abend, als ein Bauer mich mit seinem Wagen überholte.

„Woher des Landes?“ rief er mir zu.

„Aus Spanien.“

„Da habt Ihr einen weiten Weg gemacht und könnt wol viel erzählen?“

„Manches, aber nichts Gutes.“

„Wie weit wollt Ihr denn noch heute?“

„So weit mich meine Füße tragen.“

„Wißt Ihr was? Setzt Euch auf meinen Wagen und bleibt in unserm Dorfe. Da ist ein gutes Wirthshaus.“

„Wird auch wol theuer sein?“

„Der Wirth ist ein ehrlicher Kerl und mein Schwager. Er hat einen Sohn in Spanien und wenn Ihr brav was von dort erzählt, macht er die Zeche billig.“

Ich stieg zu dem Bauer auf, wir fuhren im scharfen Trabe davon und er setzte mich am Wirthshause ab.

„Ich komme auch noch ein bischen herein, wenn ich ausgespannt habe und dann trinken wir einen Schoppen zusammen“, sagte er gutmüthig.

Ich wurde in dem reinlich und behaglich aussehenden Gasthofe auf's Freundlichste aufgenommen, trefflich bedient, aber sehr ausführlich ausgefragt, da man hörte, daß ich aus Spanien käme. Unaufgefordert holte der Wirth seinen besten Wein aus dem Keller und die Wirthin trug große dampfende Schüsseln auf. Auch der Schwager stellte sich versprochnermaßen wieder ein mit seinem kurzen Pfeifchen und mit ihm kamen noch einige andere Bauern, die jedem meiner Worte mit gespannter Neugierde lauschten. Die gute Pflege that mir sehr wohl und ich würde mich überhaupt unter den einfachen, biederen Menschen ganz behaglich gefühlt haben, wenn der Gedanke an die Bezahlung mich nicht im Stillen beunruhigt hätte.

Glücklicherweise war ich im Besitz von ein paar Medaillen, den Straßburger Münster und den Marschall von Sachsen darstellend, die meines Wirthes Verlangen lebhaft reizten. Ich bot sie ihm an zum Kauf und er erklärte damit meine Zeche über und über gedeckt. Sorglos konnte ich mich nun in das weiß überzogene Himmelbett niederlegen und so köstlich, wie lange nicht mehr, bis in den hellen lichten Morgen hinein schlafen.

Nach einem achtstündigen Marsch langte ich am andern Tage in Kaufbeuern an. Hier nöthigte mich mein leerer Beutel, ein letztes Declamatorium zu geben, welches großen Beifall fand und mir so viel einbrachte, daß ich meine Reise über Augsburg, Donauwörth, Mohnheim, Schwabach bis Nürnberg fortsetzen konnte. Freilich ging ich immer zu Fuße und machte an einem einzigen Tage einmal zehn Meilen.

In Nürnberg aber blieb ich liegen. Meine Füße waren ganz geschwollen, und ich mußte abermals um Geld in die Heimat schreiben. Nach sechs Wochen langte es an; ich setzte mich auf die Post, verfolgte meinen Weg nach Sachsen ohne weitere nennenswerthe Abenteuer und langte endlich in Niemegk an, wo ich nach so vielen schmerzlichen Irrfahrten in den Armen meiner Brüder Ausruhen und Vergessen fand.

Ein Blatt aus dem Elsaß.

Sie fragen mich, wie ich mich hier befinde, was ich von der Germanisirung — ein Freund von mir, der den Fehler hat, sich immer sehr correct auszudrücken, redet nur von der Entgallisirung — Elsaß-Lothringens halte, wie viel Aufklärung wir hier um uns verbreiten, und ob es uns schon gelungen sei, einen Elsässer zu bekehren? Auch wollen Sie wissen, ob es sich des Landes und der Leute willen der Mühe verlohnte, sie erobert zu haben, oder ob wir uns mit dem Troste abfinden müssen, daß für die Sicherheit unserer Grenzen nun einmal in anderer Weise nicht gesorgt werden konnte.

Ich kann, was die letztere Frage betrifft, dieselbe aus vollem Herzen nur bejahen! Es war übrigens hohe Zeit, daß wir gekommen sind; noch zwanzig Jahre und wir hätten im Elsaß nicht mehr Deutschland, sondern nur noch Frankreich gefunden. Nicht was die Gesinnung der Bevölkerung betrifft, diese ist im Allgemeinen gerade französisch genug, sondern nach Sprache und Art, die auf dem Lande bisher noch deutsch geblieben sind. Erst seit den Schulgesetzen von Einundfünfzig haben die Präfecten auch die Volksschulen französirt und damit die Wurzeln des Franzosenthums in die Herzen unserer Landsleute gesenkt. Und schon versuchten sie die Kirche und die Predigt französisch zu machen, so daß man dreist sagen kann, daß es in einem Vierteljahrhundert keinen Elsässer mehr gegeben haben würde, der nicht Französisch gesprochen und sich des Deutschen geschämt hätte.

Ich wohne nun schon seit einigen Monaten im Elsaß, oder besser gesagt in Lothringen; denn das Volk unterscheidet hier sehr genau und nennt das ganze Land westlich von den Vogesen Lothringen, obschon ein Theil davon unter der französischen Regierung zum Elsaß gehörte und einstweilen administrativ noch gehört. Doch wird die Regierung bei der neuen Eintheilung die volksthümliche Anschauung adoptiren, da diese nicht blos geographisch, sondern in dem Unterschied der Volkscharaktere begründet ist. Der Elsässer ist heißblütig, hat das Temperament des Weins, den er trinkt, und erfreut durch die deutsche Biederkeit seines Wesens; der Lothringer ist nüchtern, versteckt und hinterlistig, „Lorrain, vilain", sagt das Sprichwort. Obwol ich nun, wie gesagt, schon einige Monate hier bin, kann ich Ihnen einen bekehrten Lothringer noch nicht vorstellen, wenn Sie nicht die Bauern darunter verstehen wollen, welche versichern, es sei ihnen gleichgiltig, wer regiere, wenn nur das Futter hinreiche und der Weizen gerathe. Offen gesagt, die heutige Generation ist zum Deutschen verdorben und muß erst wieder dazu erzogen werden — durch den deutschen Unterofficier und Volksschullehrer, und nicht minder durch die höheren Beamten, welchen es obliegt, ein eingebornes brauchbares und gewissenhaftes Beamtenthum erst heranzubilden. Auch das Gespenst der bei Sedan erschlagenen „Gloire" spukt hier noch, und der schmucke, schnurrbärtige Elsässer Bursche gefällt sich noch immer am besten in der phantastischen Zuavenuniform, und da er sie am hellen Tage nicht mehr tragen darf, zieht er sie in der Dämmerung heimlich an und schleicht sich, einen großen Bogen um den Polizeicommissar beschreibend, in's Estaminet, wo er vor dem bewundernden Publicum seine Heldenthaten erzählt, bis zuletzt, anfangs schüchtern, endlich lauter und lauter, die Marseillaise im Chor erschallt.

Unser Städtchen ist der Hauptort eines Cantons von achtundvierzig Gemeinden und zeichnet sich durch die Abwesenheit sämmtlicher Requisite einer mittlern deutschen Kreisstadt aus: kein Straßenpflaster, keine Straßen-

beleuchtung, keine Zeitung, keine Druckerei, nicht einmal eine lithographische Anstalt, keine Buchhandlung, noch weniger eine Leihbibliothek oder ein Lesezirkel, keine Bürgerschule und kein Casino. Nur die Preise der Lebensmittel sind großstädtisch, ja großstädtischer wie in Berlin. Das schöne Wetter der letzten Wochen benutzend, machten wir eines Tages einen sehr hübschen Ausflug in die benachbarten Vogesen. Wir fuhren von hier in einem ländlichen Wagen, der schlecht aussah, aber besser fuhr als eine Berliner Droschke, durch das Hügel- und Wiesenland des vor den Vogesen sich erstreckenden Hochplateaus in das Gebirge hinein. Pfalzburg gewährte uns einen interessanten Anblick. Die hübsche, von Goethe in „Wahrheit und Dichtung" als geschmackvoll bezeichnete Kirche war gänzlich zusammengeschossen und selbst der steinerne Fußboden zwischen den vier nackten Wänden hatte von dem herabstürzenden Dachstuhl arge Beschädigungen erlitten. Daneben lagen lange Häuserreihen in Schutt. Doch schon waren emsige Hände beschäftigt, neue und schönere Gebäude aus den Trümmern zu erheben, nachdem die Entschädigungsgelder, welche die deutsche Regierung bezahlt, flüssig geworden sind. In dem Hôtel „Zur Stadt Basel", welches an dem Haupt- und einzigen Platze der Stadt liegt, kehrten wir ein. In Pfalzburg herrscht viel Leben, da die Bevölkerung der umliegenden Gemeinden dort ihre Einkäufe macht und ihr Vergnügen sucht. Der große, regelmäßige Platz, an dem die sämmtlichen Café's gelegen sind, gewährt einen großstädtischern Anblick, als ihn die Augen nach so langem Aufenthalt in der hiesigen Gegend gewohnt sind. Freilich fühlt man sich bald enttäuscht, wenn man die Entfernung zwischen dem deutschen und dem französischen Thore, den beiden einzigen Möglichkeiten aus Pfalzburg zu entkommen, einmal bemessen hat; denn die Festung ist so klein, daß sie wol auch kaum als solche erhalten werden wird. Die Hauptabwechselung der hier in Garnison liegenden Braunschweiger Officiere besteht darin, einmal die Hypothenuse und das andere Mal die Katheten des Platzes entlang aus einem Café in's andere zu gehen, wie es ihre französischen Vorgänger auch gethan haben werden. Mitten auf dem Platze steht das Standbild eines Pfalzburgers, des Marschalls Mouton, wie denn Pfalzburg sich als Vaterstadt vieler militairischen Helden rühmt, z. B. auch des Generals Uhrich. Neben jenem napoleonischen Helden waren es vorzüglich die modernen literarischen Berühmtheiten Pfalzburgs, Erckmann-Chatrian, an welche wir dachten, hier in ihrer Stadt, von welcher sie uns im „Conscrit" und „Waterloo" eine so malerische Schilderung gegeben, lange bevor wir ahnen konnten, daß wir hier selbst noch einmal wandeln und über dem Festungsthore die deutschen Farben erblicken sollten.

Pfalzburg liegt auf einer mäßigen Anhöhe, von der wir, einen herrlichen Weg entlang, tief in das Thal bis nach Lützelburg hinabfuhren, wo wir den Marne-Rheincanal und den Schienenweg nach Nancy erreichten. Hier zeigt die Gebirgsgegend ihre vollsten Reize. Ueberall dichtbewaldete Kuppen, tiefe Schluchten, mit Felsgebröckel übersät, pittoreske, himmelhohe Mauern von Jahrtausende altem Gestein, dessen morscher, für den Schienenweg zu seinen Füßen oft gefahrvoll vorgebeugter Riesenleib mit Backsteinpfeilern von Menschenhand künstlich unterstützt wird. Am Fels angeklammert das saftigste, zitternde Waldgrün, das ewige Werden im Gegensatz zur erstarrten Ewigkeit. Seitwärts ragen auf einer niedrigern Kuppe vor dem waldigen Hintergrunde die Ruinen der Lützelburg, dem Auge beinahe verschwindend, wenn uns die grelle Mittagssonne mit dem goldenen Dunste

und dem Glanze des Grüns blendet. Dennoch hat die Natur hier, gleichsam zurückhaltend in einer ökonomischen Anwandlung, einen bedauerlichen Mangel. Es fehlt an brausenden Wasserfällen, die über Felsen sich stürzen, an Seen, die den Himmel spiegeln, und an einem im Thal sich schlängelnden Fluß, der die Monotonie dieser grünen Lieblichkeit zuweilen unterbräche. Einen schwachen Ersatz vermag der bewunderungswürdig angelegte Canal zu gewähren, der sich geradlinig mitten durch die wilde Gebirgswelt erstreckt, mit seinen regelmäßig ausgebauten Ufern, von denen aus die keuchenden Pferde schwerbeladene Fahrzeuge langsam hinter sich herziehen, mit den hunderten von Schleusen und den gleichförmigen Aufseherhäusern daran. Riesige Viaducte und endlose Tunnels bezeugen die Schwierigkeit dieser kunstvollen Anlage. Der ebenso liebenswürdige wie tüchtige deutsche Kreisingenieur, welcher mit von unserer Gesellschaft war, verschaffte uns hier einen eigenthümlichen Genuß. Bei Harzweiler liegt, mehr als 150 Fuß tief unter der Erde der längste Tunnel des Canals, mehr als zwei Kilometer sich erstreckend. Und unter dem Canal braust durch einen gleichlangen Tunnel die Eisenbahn durch die Tiefe. Wir fuhren in einem großen Boot durch die halbrunde Oeffnung in die finstere Nacht hinein. So mögen sich die Alten die Fahrt auf dem Styx geträumt haben! Ein Schleusenaufseher und der Maire von Harzweiler in seiner blauen Blouse, der üblichen Landestracht, geleiteten auf dem Leinpfad mit Fackeln unser Schiff. Das rothe, stumpfe Licht beleuchtete die triefenden, zum Theil natürlichen Felswände, die sich grausig über uns wölbten, während das schwärzliche Wasser zu unseren Füßen nur zuweilen feurig aufzischte, wenn brennende Flocken von den Fackeln auf seine Fläche fielen. Nur fern zu beiden Seiten verbanden uns mit dem Tageslichte die Aus- und Eingangspforten des Tunnels, welche sich durch die Lichtspiegelung im Wasser als kleine, eiförmige, glänzende Monde darstellten. Plötzlich begann sich aus der Ferne ein dumpfes Brausen bemerkbar zu machen, welches die Erde leicht erbeben ließ. Immer mächtiger erhöhte sich die Stimme dieses Schalls, ohne daß zu vernehmen war, woher sie kam, bis sie uns endlich donnernd erreichte, und wir nun gleichsam fühlten, wie unter uns im Schooße der Tiefe die Locomotive dröhnend einhersauste. Dann wurde es wieder still wie vorher, und das Auge suchte sehnsüchtig die kleinen Tageslichtfunken in scheinbar nicht zu erreichender Ferne.

Als ob ein Zufall die Schauer des Eindrucks noch erhöhen wollte, zeigte sich gerade in der Mitte der ovalen Lichtöffnung auf der dunklen Fläche des Wassers ein schwarzer, schwimmender Gegenstand. „Sehen Sie“, sagte der Ingenieur zu mir, „wie deutlich sich das geringste Object, das auf dem Wasser schwimmt, von hier aus dem Auge zeigt! Dort schwimmt etwas, was ich für ein Stück Holz halte, mindestens tausend Schritte von uns entfernt!“ In solcher öden Stille war selbst das Heranschwimmen eines Stückes Holz ein Ereigniß und Aller Aufmerksamkeit beschäftigte sich mit der Berechnung des Moments, wann wir mit demselben zusammentreffen mußten. Als der Zeitpunkt endlich gekommen war, stieß unser Boot — an eine menschliche Leiche; lautlos glitten wir über dieselbe hinweg. Nur ein flüchtiger Fackelschein hatte uns im letzten Augenblick das schreckliche Geheimniß des Todes, das die Wasser mit sich führten, enthüllt.

Wir kehrten am Abend nach Pfalzburg zurück, setzten uns unter die Gäste des Cafés vor die Hausthür, wo eine Reihe Oleanderbäume aufgestellt waren, und sahen die schönen Pfalzburgerinnen über den Platz prome-

niren. Hier, wie überall, sind die deutschen Beamten und Officiere auf einander angewiesen und bilden mitten unter der Bevölkerung eine freimaurerische Gemeinde, vereint viel mehr noch, als durch das gemeinsame Vaterland, durch die gründlichere Bildung und die tieferen Bedürfnisse der Unterhaltung. Als stereotype Figuren erscheinen hier an den Cantonsorten ein Friedensrichter, meistens rheinischen Ursprungs, ein Oberförster und ein Kreisbaumeister, der Director der Post und die Enregistrements- und Steuereinnehmer, so wie der Polizeicommissar, welche alle mehr oder minder zusammenhalten. An größeren Orten wird die Gesellschaft durch den Kreisdirector und seine Beamten, so wie durch die Forstinspection verstärkt. Im Ganzen ist der deutsche Beamte als solcher bei den Einwohnern beliebt, wenn er auch keinen geselligen Verkehr mit ihnen unterhält, und schwierig ist nur die Stellung derjenigen Elsässer, welche bereits deutsche Dienste genommen haben. Wenn ich mit einem Wort sagen soll, was die Bevölkerung zu ihrem Verhalten gegen die deutschen Beamten bestimmt, so ist es das größere Vertrauen, welches sie haben, daß Alles parteilos und gewissenhaft gehandhabt wird.

Am andern Morgen fuhren wir zunächst wieder nach Lützelburg, von da aus aber diesmal nicht den Canal entlang, sondern südwärts über Huttenhausen und Hasselburg nach Dachsburg. Unser Kutscher Chantepi, ein Franzose, der uns schon am Tage zuvor Noth genug gemacht hatte, zeigte sich heute noch unbrauchbarer. Es war ein kleiner, blonder, magerer Gesell, dessen Gesicht durch den landesüblichen Henri-quatre etwas Charakteristisches hatte, was indessen durch den inhaltlosen Ausdruck der blassen blauen Augen gänzlich wieder aufgehoben wurde. Aus diesen Augen las man auf den ersten Blick die alte Geschichte ab, welche noch kein Dichter besungen hat, das alte, ewig neue Lied vom — Branntwein. In der That war der Mensch schon um acht Uhr Morgens nicht mehr nüchtern.

Weiter im Gebirge wurden auch die Ortschaften gebirgsmäßiger. Es ist die Heimat der Holzflößer, die wir betreten, sagen wir besser, der Wilderer und Holzdiebe; denn hier in den weiten Gebirgen verbietet sich die strengere Controle von selbst. Recht wunderlich liegt der Ort Hasselburg, hoch auf steilem Berge, nur durch Klettern erreichbar. Es läßt sich denken, daß ein phantastischer Kopf da oben Allerlei vermuthet, was unten im Thal nicht so leicht passiren kann. Man erzählt sich eine Anecdote, wie der jugendliche deutsche Oberförster, als er, bei seinem ersten geschäftlichen Umgang durch sein Revier, Hasselburg erklomm, es für nöthig hielt, seinen zierlichen Taschenrevolver nicht aus der Hand zu lassen. In der That verstellte ihm mitten im Walde ein langhaariger, struppiger Mensch von gefährlichem Aussehen den Weg. „Halt, oder ich schieße!" rief der junge Heißsporn und streckte den Revolver vor. Doch gelassen und ohne Furcht schreitet der Waldmann auf ihn zu, ergreift, als er ihn erreicht hat, die Mordwaffe, die auf ihn gerichtet ist, harmlos mit der Hand, indem er verwundert im besten Elsässer Deutsch ausruft: „Lugen Sie, was ist denn das für ein nettes Ding, das Sie da in der Hand haben?" Unter diesen Umständen hielt es der junge Deutsche doch für angebracht, ihm den Gebrauch der Waffe lieber mündlich zu erklären, als ihn eine andere Bekanntschaft mit derselben machen zu lassen. Sobald der Waldmann das Hochdeutsch vernahm, fragte er stutzig: „Ihr seid wol ein Prüß?" und brach in ein freudiges Erstaunen aus, als er hörte, daß er nun wirklich einen leibhaftigen Preußen vor sich habe, von denen er so viel hatte

reden hören — denn der Krieg ist nach Hasselburg nicht gekommen. „Nun", sagte er endlich mit Befriedigung, „ich hätte nicht geglaubt, daß die Preußen so schmucke Jungens wären." Der junge Held soll mit diesem Complimente sehr wenig zufrieden gewesen sein, da es allzusehr verrieth, wie seine Absicht Furcht zu erregen gänzlich mißlungen war.

Der Weg führte uns nun jäh hinauf, wo die Dachsburg auf hoher Kuppe einem Dore'schen Märchenschlosse vergleichbar sich zeigt. Auch die Dachsburger wohnen in schwer zugänglicher Höhe und das leidlich große Dorf bildete während des Krieges einen Sammelpunkt der Franctireurs, die hier zugleich die beste Gelegenheit fanden, zu recrutiren. Sobald man bis zum Dorf gelangt ist, fällt der Zauber, der die Dachsburg umhüllt, und man sieht, daß man es nicht mit einem Werk der Menschenhand zu thun hat, sondern daß die sogenannte Burg nur ein natürlicher Fels ist, der ein regelmäßiges Viereck bildet und auf seinem Rücken eine kleine Kapelle trägt, die, von Weitem gesehen, den Eindruck des Schloßthurms macht. In dem Wirthshause, dessen Besitzer auf unsere Ankunft vorbereitet war, fanden wir ein frugales Mittagsbrod, aus Suppe, Rindfleisch, Bohnen und Speck bestehend, und eine gute Flasche weißen Oberelsässer Weins. Vom Fenster aus bemerkten wir gegenüber eine alte Frau, die vor dem Hause auf einem Holzblock kauerte und eine illustrirte Zeitung las. Ein seltenes Bild; ich habe, so lange ich hier wohne, noch keine Bürgersfrau, noch weniger eine Bäuerin lesend getroffen. Es war die Schulmeistersfrau, die uns in so hohes Erstaunen versetzte.

Nach dem Essen durchschritten wir das Dorf, das sich vor den monotonen Lothringerdörfern, mit ihren breiten und geraden Straßen, in denen vor den Häusern unzierlicher Weise die großen Dunghaufen aufgeschichtet liegen, nur dadurch unterschied, daß die Straßen eng und holperig über den natürlichen Felsengrund hinliefen, bis wir die oberste Bergspitze und die Kapelle erreicht hatten. Nun sahen wir von Oben weit bis in das deutsche Land hinein, wo der Himmel den geliebten Boden umarmt. Wald an Wald, Berg an Berg, und dazwischen die tiefen Thäler, in denen aus dem sammetgrünen Wiesengrund ringsum das schroffe, rothe Gestein emporragt. Ueberall einförmige, wilde Schönheit, nur in der Ferne ein Duftschleier, ein Erinnern an eine höhere Poesie, wie sie dieser Landschaft trotz alledem fehlt.

Auf dem Rückwege requirirten wir einen Dachsburger Holzhändlersohn, der unsern Wagen führte, da wir nicht Lust hatten, uns Chantepi's Experimenten nochmals anzuvertrauen, und in Pfalzburg kam es uns nach der abenteuerlichen Fahrt schon heimisch vor. Aus den Häusern erscholl Gesang und Musik, der Platz wimmelte von Spaziergängern und die Cafés waren erleuchtet. Der mühsamen Fahrt folgte eine angenehme Nachtruhe und eine fröhliche Rückkehr am andern Tage.

Alles in Allem genommen ist es hier zum Aushalten, und wenn man schon Land und Leute nicht von der sentimentalen Seite aufzufassen vermag, wie das bei Ihnen zu Hause geschieht, so bietet gerade der Umstand, daß so wenig Fertiges hier vorliegt, und die Hoffnung, daß auch der geistige, bis jetzt noch so mäßig bearbeitete Boden sich empfänglich und fruchtbar beweisen werde, einen Reiz zur Arbeit und zum Schaffen, wie ihn fertige Verhältnisse nicht gewähren.

Ernst Volmar.

Preis' nicht zu früh den neuen Knecht
Macht er auch seine Arbeit recht;
Doch lobe ihn und auch die Magd,
Die willig alle Tag' sich plagt.

Die Dame mit den Hirschzähnen.

Novelle von **G. zu Putlitz.**

(Schluß.)

Meine Großmama war ein Kind, als Alles das sich zutrug, was ich Ihnen gestern mittheilte. Vor ihr hatte man natürlich die Angelegenheit nicht besprochen, aber Kinder haben einen eigenthümlichen Instinct, zu merken, wenn etwas Besonderes vorgeht, und die Dame mit den Hirschzähnen blieb der Großmama eine räthselhafte Erscheinung, nach der sie nie wagte zu fragen, die aber ihre Einbildungskraft lebhaft beschäftigte. Als die Großmama erwachsen war, hatte ihre Mutter sie einmal, ausnahmsweise, in die sogenannte Polterkammer geschickt, ein großes Zimmer im obern Stock des Hauses, in dem man zerbrochene Meubles oder Porzellansachen, zurückgelegte Kleider oder Putzsachen sorgfältig aufzubewahren pflegte, denn es gehörte zur Eigenthümlichkeit der Zeit, daß man Alles aufhob, selbst das unnütz Gewordene mit einer Pietät für das, was es gewesen war, die nicht geduldet hätte es zu vernichten oder in fremde Hand zu geben. Was Sie hier in meinem Zimmer sehen, was mir durch's Leben Freude machte, verdanke ich zum großen Theil der ehrwürdigen Polterkammer. Die Großmama sollte einige Kleider weghängen, konnte aber dem Reiz nicht widerstehen sich unter den Raritäten umzusehen, zu denen ihr der Zutritt fast nie und überhaupt noch nicht allein gestattet war. Da stand denn auch, verkehrt gegen die Wand gelehnt, verstaubt und verkramt ein altes Bild. Großmama wagte lange nicht es zu berühren, aber die Neugier siegte, und als sie es an das Licht gezogen hatte, war es jenes Bild da, das Portrait der Dame mit den Hirschzähnen. Nun tauchten alle Kindererinnerungen auf, sie fragte sich, weshalb das Bild hier stände und nicht unter den vielen anderen im Salon der Mama eingereiht sei. Eine besondere Bewandtniß mußte das haben und Großmama zerbrach sich den Kopf. Ihre Mama hätte sie nie gewagt zu fragen, sie hätte ja mit dem Eingeständniß ihrer Neugierde beginnen müssen, und Urgroßmama Excellenz liebte es überhaupt nicht, gefragt zu werden. Was sie nicht von selbst erzählte, das wünschte sie unbesprochen zu lassen. Aber da war noch ein Anderer, an den sich Großmama wenden konnte — der Vetter. Der war unverheirathet geblieben und das Factotum der ganzen Familie geworden. Wo etwas zu besprechen, zu besorgen war, da war der Vetter bei der Hand, in allen Familienconflicten war er der Vermittler, er bekam die Schelte für die Anderen und mußte die kleinen Geschäftsmühen für Alle tragen. Besonders die jüngeren Mitglieder der Familie hingen an ihm, denn wenn er auch nicht gern über sein Alter sprach,

nahm man doch an, daß er alt genug sei, um nicht compromittirend zu sein, und gerade noch nicht zu alt, um die kleinen Nöthe der Jugend zu verstehen und zu theilen. Den also nahm sich die Großmama, in ihrer Neugier, bei Seite und ohne zu ahnen, daß sie damit sein eigenes Geschick berühre, fragte sie, was es eigentlich mit der Dame mit den Hirschzähnen und dem Portrait derselben für eine Bewandtniß habe. Der Vetter wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, aber die Großmama schmeichelte ihm so lange, bis er ihr Alles berichtet hatte, was ich Ihnen gestern mittheilte, und ihr auch die Briefe gab, die Sie lasen, und die ihm die Großmama niemals wieder zurückstellte. Die arme Großmama wird sich sicher den Kopf eben so sehr zerbrochen haben, als Sie heute Nacht, aber sie mußte viel länger warten ehe sie eine Aufklärung erhielt. Urgroßmama Excellenz war längst todt, Großmama schon mehrere Jahre Wittwe, als sie von ihrem Arzt zur Cur nach Karlsbad geschickt wurde. Was war das damals für eine Reise, wie groß der Entschluß zu derselben!

Unter den Gästen der Saison, die in jenem Jahre sehr belebt und namentlich reich an Ausländern war, befand sich auch eine russische Familie, die sich jedoch vom geselligen Verkehr ganz fern hielt, aber höflich und freundlich gegen Jedermann, bei jeder Gelegenheit zeigte, daß das weder aus Hochmuth noch aus Menschenfeindlichkeit geschah, sondern aus Rücksicht auf die Gesundheit des Mannes, der an Podagra litt, gar nicht gehen konnte, und dem seine Gemahlin keinen Augenblick von der Seite wich. Deshalb war der russische Graf und seine Gemahlin auch der Mittelpunkt allgemeiner Theilnahme, wo man konnte war man ihnen gefällig und wenn die Annäherung auch nicht weiter kam als zu freundlichem Gruß, so wurde dieser doch immer in verbindlichster Weise erwiedert. Die Gräfin mochte etwa sechzig Jahre alt sein, aber sie war immer noch eine stattliche, schöne Frau, obgleich sie, gegen die Gewohnheit der Zeit, kein Roth auflegte und überhaupt, wenn auch in kostbare Stoffe, doch sehr einfach gekleidet war. Der Eindruck, den sie machte, war der anmuthiger Weiblichkeit, liebenswürdiger Natürlichkeit und Ungesuchtheit in jeder Beziehung. Dabei sah sie immer heiter aus und durch die Art, wie sie ihren Gatten pflegte, gewann sie alle Herzen. Als man sie einmal fragte, ob ihr Gatte viel litte und ob es ihn nicht ungeduldig mache so unbehülflich zu sein, erwiederte sie: „Er vergißt seine Schmerzen, wenn ich um ihn bin und seine Unbehülflichkeit drückt ihn nicht nieder, da er sieht, wie es mich erfreut ihn zu bedienen und zu unterstützen. Jedes unverschuldete Leiden bringt immer ein Stückchen Glück mit sich, man muß nur verstehen es zu finden."

Einmal hatte der Graf sich an einem besonders schönen Nachmittag in's Freie tragen lassen, weit hinaus in's Thal an einen sonnigen Platz. Die Gräfin las ihm vor und hatte die Diener fortgeschickt. Da zogen Regenwolken auf und ein kühler Wind hob sich im Thal. Meine Großmama hatte mit mehreren Freunden, gleichfalls gelockt durch den Sonnenschein, einen weiten Spaziergang über die

Berge gemacht, eilte aber mit ihrer Gesellschaft zu Haus vor dem aufziehenden Wetter. Sie kamen an der Stelle vorbei, wo die Gräfin sich mit dem kranken Gemahl niedergelassen hatte und fand diese in großer Unruhe. Die Herren der Gesellschaft erboten sich sofort, die Schritte zu beeilen und den Wagen des Grafen zu schicken, die Damen suchten Schutz gegen den schon anfangenden Regen in einem einige Schritte davon auf der Anhöhe gelegenen Pavillon, meine Großmama ließ sich aber nicht abhalten bei dem Ehepaar zu bleiben. Der Graf protestirte, aber die Gräfin nahm meine Großmama bei der Hand und sagte: „Laß es geschehen, Alexi, die liebe Dame bleibt gern bei uns und ein freudig gebrachtes Opfer darf man nicht zurückweisen. Seien Sie versichert, daß Sie mir ein Trost sind in meiner Angst um den Gatten, und dies Bewußtsein, das Sie mit zu Haus nehmen, ist schon ein durchnäßtes Kleid werth!“ Dabei war sie unablässig bemüht, den Gatten, so viel es ging, zu schützen. Sie beugte sich über ihn, damit die schon stärker fallenden Tropfen ihn nicht träfen und hing ihm den eigenen Mantel um, da der Graf ihn aber nicht selbst halten konnte, nestelte sie eine Agraffe von ihrem Halstuch, um ihn damit zu festigen. Die Großmama war ihr behülflich und griff nach der Agraffe, aber fast wäre sie vor Staunen und Schreck zusammengesunken, denn sie konnte sich nicht täuschen, sie hielt die Rosette aus Hirschzähnen, den Schmuck der schönen Huberta in der Hand. Der Graf fragte theilnehmend was ihr sei, und stammelnd und verlegen sagte sie, sie hätte sich an der Nadel gestochen, es sei nichts, und er möchte ihren kindischen Schreck entschuldigen. Die Gräfin aber sah sie lächelnd an und sagte ruhig und freundlich: „O, es war nicht die Nadel, die Sie stach, es war das wunderliche Ding, das Sie erschreckte, gestehen Sie es nur.“ Sie sah dabei die Großmama so freundlich an, daß diese alle Scheu vergessend erwiederte: „Weshalb soll ich es leugnen? Ja, es war die Rosette aus Hirschzähnen, denn eine ganz gleiche ist auf einem Portrait zu sehen, das ich von meiner Mutter erbte, und Portrait und Schmuckstück haben mich mein ganzes Leben hindurch so sehr interessirt, daß ich meine Ueberraschung und Bewegung nicht verbergen konnte, als ich letzteres auf einmal und so unvermuthet in der Hand hielt!“

Die Gräfin sah sie lange mit freudigem und herzlichem Blick an, als wolle sie in den Zügen die Vergangenheit suchen, dann rief sie: „Von Ihrer Mutter erbten Sie das Bild? Wie, wären Sie wirklich die kleine Clemence, die ich so oft auf meinen Knieen schaukelte?“

Die Großmama mußte laut lachen, aber sie konnte nicht leugnen, daß sie, freilich vor mehr als vierzig Jahren, die kleine Clemence gewesen sei. Die Gräfin drückte sie immer wieder stürmisch an das Herz, Thränen standen ihr in den Augen, und sie sagte vielfach, von der Rührung unterbrochen: „Meine gute Mama Excellenz, meine beste Freundin, hätte ich ihre Freundschaft nur besser verstanden, besser genutzt! Und daß ich meine kleine Clemence noch einmal an's Herz schließen kann.“

Die Großmama, fast erdrückt von immer neuen Liebkosungen, fragte

ganz schüchtern: „Und Sie wären die Dame mit den Hirschzähnen selbst, die schöne Huberta?"

Die Greisin lachte unter Thränen. „Alexi!" rief sie, „la petite fragt mich, ob ich die schöne Huberta bin. Sie sieht es mir freilich nicht mehr an."

Der Kranke stimmte ein in die Heiterkeit seiner Gemahlin trotz seiner Leiden und sagte: „Für mich bist Du es noch immer, die schöne und die gute und ich will für Dich „Ja" sagen."

Der Wagen kam und die Gräfin gab unter keiner Bedingung zu, daß ihre chère petite Clemence den Weg im Regen zu Fuß zurückging, sie mußte sich zu dem Kranken setzen und nahm selbst Platz ihr gegenüber, um das liebe Gesicht nicht eine Minute aus dem Auge zu verlieren.

„Hat Mama Excellenz Ihnen von mir erzählt?" fragte sie.

Die Großmama erwiederte verlegen: „Mama hat Ihren Namen nicht wieder genannt seit Sie die Residenz verließen!"

Ein Zug tiefen Schmerzes ging über das Gesicht der Gräfin, aber sie faßte sich schnell und sagte mit unbeschreiblich mildem und demüthigem Ausdruck: „Sie konnte ja nicht wissen — und ich durfte nicht reden." Dann sprach sie nicht mehr, bis sie vor ihrer Wohnung angekommen waren. Die Großmama wollte sich verabschieden, aber die Gräfin hielt sie zurück.

„Bleiben Sie, Clemence", sagte sie, „mir ist als hätte ich Sie so viel zu fragen, Ihnen so viel zu erzählen. Alexi muß zu Bett gehen und heute giebt er mir Urlaub, um mit Ihnen zu plaudern."

Der Graf nickte freundlich: „Erzähle der Freundin Alles", sagte er.

Die Gräfin führte den Kranken in sein Schlafzimmer und bat die Großmama, sie in dem Salon zu erwarten. Dieser klopfte das Herz gewaltig. Ein Räthsel, das sie durch ihr ganzes Leben beschäftigt hatte, sollte die nächste Stunde vor ihr lösen. Sie verglich die Erscheinung der Gräfin mit jenem Portrait, die Frau, wie sie ihr entgegentrat, mit der Schilderung jener Huberta, wie sie dieselbe vom Vetter empfing, und aus den kurzen Andeutungen der Briefe. Das paßte so gar nicht zu einander. Diese sanfte, aufopfernde, anmuthig sich unterordnende alte Dame mit dem weichen Herzen sollte jene eigenwillige, stolze, männliche Huberta sein, die aller Weiblichkeit Trotz bietend, den Mann erschoß, der ihren Ruf angegriffen hatte, und dann doch, ohne Besinnen, das Geschenk seines Vermögens annahm. Hätte man ihr gestern gesagt, sie solle der Dame mit den Hirschzähnen gegenübertreten, um Alles in der Welt würde sie ihr Grauen nicht überwunden haben, aber die Gräfin war ihr so sympathisch, erschien ihr so Zutrauen erweckend, daß sie sich unwiderstehlich angezogen fühlte.

Ein Diener brachte den dampfenden Samovar, in dem das siedende Wasser zischte, stellte die Theetassen zurecht, verließ aber das Zimmer sofort als die Gräfin eintrat. Diese begrüßte die Großmama mit neuen Liebkosungen und bereitete den Thee.

„Und sind Sie denn wirklich Huberta?“ fragte die Großmama.

Statt aller Antwort legte die Gräfin die Hand an die Agraffe auf ihrem Brusttuch und lächelte. „Alexi“, sagte sie, „hat mir noch einmal befohlen Ihnen Alles zu erzählen, und ich werde es thun. Vielleicht gewinne ich in der Tochter die Liebe wieder, die ich in der Mutter verloren geben mußte.“ Sie lehnte sich in den Sessel zurück und erzählte:

„Der ist zu beklagen, bei dem das Schicksal erst die Erziehung übernehmen muß, die in der Kindheit von den Eltern nicht vollendet werden konnte oder gar nicht angefangen wurde. Das wird dann eine Erziehung auf Tod und Leben, und ich habe es erfahren. Meine Mutter habe ich nicht gekannt. Mein Vater, dem die Freude über meine Geburt und der Kummer über den Tod der Mutter zusammenfielen, konnte, als ich zur Welt kam, nicht begreifen, daß ich kein Knabe sei, und hat es nie begriffen. Ich bin aufgewachsen wie ein Junge. Die einzige Lehre für das Leben, die er mir immer wiederholte, war die: „Du bist arm, ohne Anhalt in der Welt, Du mußt also lernen Dich auf Dich selbst zu verlassen, Dich selbst zu schützen.“ Selbstständigkeit war die einzige Eigenschaft, die das Resultat seiner Erziehung sein sollte. Mein armer Vater, oft getäuscht in seiner Jugend, hatte das Vertrauen zu den Menschen verloren, und in diesem Mißtrauen wuchs ich auf. Seine knappe Lage, die doch vielleicht Folge eigener Sorglosigkeit war, drückte und beschämte ihn. Verstimmt und bitter fand er in der Jagd seine einzige Aufheiterung. Ich, die er nie von der Seite ließ, theilte diese Leidenschaft. Wenn ich, halb noch ein Kind, auf dem Schießstand mehrere Mal das Centrum getroffen hatte, wenn ich ein Stück Wild erlegte, dann hatte er seinen frohen Tag. Er starb und ich kam an den Hof. In der ersten Zeit wurde ich dort nur bestärkt in meiner weiblichen Unerzogenheit, denn meine Eitelkeit erkannte schnell, daß ich ihr meine Stellung in der Gesellschaft verdankte, und übersah, daß diese Stellung eine ganz verkehrte war. Als ich dann bemerkte, daß Viele, und meist die Besseren, sich mißbilligend von mir wandten, kam mir die vom Vater gelernte Menschenverachtung zu Hülfe und ich setzte mich muthwillig über das Urtheil der Welt fort. Das einzige Wesen, zu dem ich noch volles Vertrauen hatte, verdiente dies vielleicht am wenigsten. Ich hatte aus der Heimat eine Gespielin meiner Kindheit, die Tochter meiner Amme, halb als Gesellschafterin, halb als Kammermädchen mitgebracht. Sie war fast mit mir erzogen worden, und war dann einige Jahre lang in einer großen Stadt im Dienst gewesen. Eitel, leichtfertig, neidisch, bestärkte sie mich in allen meinen Fehlern, eifersüchtig auf mein Vertrauen, reizte sie mich gegen Jedermann auf, dem ich mich hätte anschließen können, und hinterging mich auf alle Weise. Dabei war sie schlau und wußte sich mir so angenehm zu machen, daß ich wirklich an ihr hing. Ich würde Ihnen das unglückliche Geschöpf gar nicht erwähnen, hätte es nicht mächtig in mein Geschick eingegriffen.

„Wenn ich mir jetzt jene Tage am Hofe in das Gedächtniß zurückrufe, und sie haben seit langer Zeit nicht so lebendig vor meiner Erinnerung gestanden, als in dieser Stunde, scheinen sie mir wie ein ununterbrochener Rausch. Nach der Einförmigkeit und Einsamkeit meiner Kindheit brachten sie mir Vergnügen auf Vergnügen, bunte Abwechselung, die Befriedigung jeder Eitelkeit. Mit kindischer Unüberlegtheit gab ich mich den Eindrücken hin. Die Gegenwart war mir Alles, ich dachte nicht an die Zukunft. Mehrfach hätte ich Gelegenheit gehabt, mir ein sorgenfreies, ja einige Mal sogar ein glänzendes Leben durch eine Verheirathung zu gestalten, aber das Vergnügen des Tages, der Reiz der Selbstständigkeit war zu lockend, um es für die Fessel einer Häuslichkeit hinzugeben — und das Herz empfand für Niemand, ja, ich selbst hielt mich einer Neigung für unfähig Der Winter kam mit seinen neuen Vergnügungen. Die Schlittenfahrten besonders waren meine Lust. Dem Cavalier, der die unbändigsten Pferde hatte, vertraute ich mich am liebsten an, denn Gefahren hatten immer Reiz für mich gehabt und oft schaffte ich sie mir selbst, und ihre Aufregungen waren meine Lust. Deshalb pflegte ich meinem Führer die Zügel aus der Hand zu nehmen, und es war ein Entzücken, wenn unter dem aufwirbelnden Schnee das Gespann auf der glatten Bahn dahin schoß, wenn auf Momente die Gewalt über dasselbe verloren schien und die geschickte Hand es dann wieder lenkte, hemmte und sich der Herrschaft bewußt wurde. So brauste ich auch einmal dahin im vollen Uebermuth. Die Luft war dick, der Schnee tanzte in großen Flocken vor meinen Augen und hemmte den Blick auf wenig Schritte, aber ich ließ die Rosse ausgreifen, ohne zu wissen wohin, immer stürmischer und schneller. Plötzlich ein Hemmniß, das die Rosse hoch aufbäumen machte. Wir waren auf einen minder schnellen Schlitten aufgefahren, gewandt hatte dieser zwar, im letzten Augenblick, auszuweichen versucht, aber unser Gefährt hatte ihn noch gefaßt und mit aller Gewalt zur Seite geschleudert. Schneebedeckt, fast im Schnee begraben, lag der fremde Schlitten zur Seite und ich lachte laut, indem ich die eigenen Pferde, die scheu geworden waren, zu zügeln suchte. Es gelang nach einiger Mühe, und ich lenkte nun zur Stätte des Unfalls. Der Schlitten lag noch zertrümmert an derselben Stelle, die Pferde hatten sich losgerissen und waren verschwunden; weiterhin, fortgeschleudert von dem gewaltigen Stoß, lag ein junger Mann ohne Regung, halb versunken in dem Schnee. Unsere Pferde wollten auf's Neue wild werden, als sie die Stelle wieder sahen, die sie erschreckt hatte, ich mußte die Zügel meinem Cavalier übergeben und sprang aus dem Schlitten, nach dem Bewußtlosen zu sehen. Schnell überzeugte ich mich, daß er nicht verletzt war, und es gelang meinem Begleiter, während ich dann die Rosse hielt, den jungen Mann, der athmete und nur betäubt zu sein schien, in unsern Schlitten halb zu tragen, halb zu schleifen, und so lenkten wir zur Stadt zurück. Der Kopf des Fremden lehnte an meiner Schulter, und mit einer Sorgfalt, deren ich mich selbst kaum für fähig gehalten hätte, bemühte ich mich ihn zu

stützen und schonend zu halten. Mir schlug das Herz wunderbar, sei es im Vorwurf, den ich mir machen mußte das Unglück hervorgerufen zu haben, sei es, daß mich die bleichen, edlen Züge des Opfers meiner Unvorsichtigkeit mächtig anzogen. Ich fühlte zum ersten Mal, daß ich für einen Andern empfinden könnte, daß ich vermocht hätte mich vor ihm zu demüthigen, um ein Wort der Verzeihung zu erlangen — kurz, ich fühlte meinen Stolz, meinen Muthwillen, meinen unweiblichen Uebermuth in dem Augenblick dahin schwinden. Vor dem Thor, an dem Gitter eines ihm bekannten unscheinbaren Wirthshauses, hielt mein Begleiter an. Er machte den Vorschlag, den Fremden, der schon wieder so weit zu sich gekommen war, daß man ihn mit Unterstützung aus dem Schlitten führen konnte, dort, unter der Obhut des zuverlässigen Wirthes, zu lassen, da es ihm und uns unangenehm sein müßte, Aufsehen in den Straßen der Residenz zu erregen. Ich machte keine Einwendung, war nach Kräften behülflich, und überzeugte mich, daß für den Betäubten gesorgt sei. Mein Cavalier setzte mich in meiner Wohnung ab und versprach sogleich zu dem Fremden zurückzufahren und alle nöthigen Anordnungen zu treffen. Ich bat ihn nur um Nachricht und wirklich kam er nach etwa zwei Stunden zurück und erzählte: er hätte den Fremden, einen jungen russischen Grafen, wieder ganz erholt vorgefunden und ihn in seine Wohnung gebracht, wo er so frisch angekommen sei, als wäre ihm nichts begegnet. Ich fragte, ob er mich dem Fremden gegenüber genannt hätte, was er nicht in Abrede stellte, aber nun bat, was auch der Wunsch des jungen Russen sei, über die ganze Angelegenheit nicht weiter zu reden.

„Ich war in wunderbarer Aufregung. Das Bild des bleichen jungen Mannes wollte mir nicht aus den Gedanken kommen. Er kannte also meinen Namen, wußte, daß ich schuld war an seinem Unfall und ich sollte ihm kein Wort der Entschuldigung zukommen lassen. So berieth ich mich mit Mally, meinem Kammermädchen; hatte ich mich doch leider gewöhnt, Alles mit ihr zu berathen. Das Mädchen erbot sich sofort dem jungen Mann meine Entschuldigung selbst zu bringen und ich ließ es geschehen. Es kamen durch Mally Botschaften hin und her, gleichgiltige, oft unverständliche, und endlich verbot ich dem Mädchen, die Besuche fortzusetzen. Aber mit mir selbst war eine Veränderung vorgegangen. Das Bild des Fremden stand mir beständig vor der Seele, der Wunsch, ihn wieder zu sehen, wurde immer mächtiger. Mit Ungeduld wartete ich von einem Fest zum andern, immer in der Hoffnung, ihm zu begegnen, und immer vergebens. Das machte mich zerstreut und Alles, was mir sonst Vergnügen gewesen war, hatte allen Reiz für mich verloren. Gegen das Verbot der Mama Excellenz, gegen mein gegebenes Wort ging ich auf die maskirten Bälle, und wirklich einmal fand ich den Gesuchten. Nur flüchtige Worte konnte ich mit ihm wechseln, aber ich hatte doch den Klang seiner Stimme gehört, wenn er selbst auch nicht wußte zu wem er sprach, da die Maske meine ohnehin unbekannten Züge deckte. Ich baute mir aus den Zügen und

dem Klang der Stimme ein Bild des Charakters zurecht und umkleidete den mit Allem, was ich für edel, männlich, ritterlich hielt. Es war ein kleiner Roman der Einbildungskraft, eine Neigung zu einem selbstgeschaffenen Ideal. Die Sage des Pygmalion wiederholte sich mir in umgekehrter Weise. Wie bei Jenem das Bild seiner Phantasie durch die Liebe zum wirklichen Wesen wurde, so baute ich mir aus der wirklichen Erscheinung ein Phantasiebild zurecht, an das ich das ganze Herz hing. Meine Gedanken waren so von diesen Träumereien erfüllt, daß ich kaum bemerkte, wie mein einziger Schmuck, das Andenken meines Vaters, die Hirschzahn-Agraffe, fehlte, und daß Mally verlegen wurde, als ich nach der Agraffe fragte. Sie sei wol verkramt, meinte das Mädchen, sie würde sie sicher und sicher wieder finden. Dann gab sie vor, den Schmuck, an dem etwas zerbrochen sei, zum Juwelier getragen zu haben, schalt auf die Langsamkeit und Unzuverlässigkeit der Arbeiter, kurz, gab so ungenügende Erklärungen, daß es Jedem, nur nicht mir in meiner Stimmung, hätte auffallen müssen. Da eines Tages ließ mich Mama Excellenz zu sich rufen, zu ungewohnter Zeit, die etwas Außergewöhnliches voraussetzen ließ. Ich ging, eigentlich mit schlechtem Gewissen, denn ich dachte Mama Excellenz wäre dahinter gekommen, daß ich gegen ihr Verbot auf die Maskenbälle gegangen war, und dann fehlte mir meine liebe Agraffe, die ich als Talisman und Schild gegen alle Angriffe betrachtete. Recht widerwillig, halb beschämt schon, trat ich ein, da, im Gespräch mit der Mama Excellenz — saß der Fremde. Ein Gedanke, ein freudiger, beseeligender flog durch meine Seele. Sollte man mich seinetwegen gerufen haben, sollte er eine Annäherung suchen durch die Mama? Ich konnte meine Bewegung nicht verbergen; und weshalb sollte ich das auch? Aber er verließ plötzlich das Zimmer, ohne einen Blick auf mich zu werfen, und nun mußte ich erfahren, daß derselbe Mann, den ich liebte ohne es mir ganz klar zu machen, den ich nur des Edelsten, Wahrsten fähig hielt, mit schändlicher, ungerechtester Anklage und Verleumdung meinen Ruf verletzt, meine ganze Existenz vernichtet hatte. Ich war so empört, so gekränkt, so aus der reichsten Glücksahnung in das tiefste Elend gestürzt, daß ich kein Wort der Erwiederung für werth hielt und doch fühlen mußte, daß Alles gegen mich sprach. Ich ging und war mir sofort klar, daß ich mich keinem weitern Verhör aussetzen wolle, indem ich nur, ohne Aussicht mich völlig rechtfertigen zu können, meine ganze thörichte Neigung für einen ungekannten Unwürdigen hätte eingestehen müssen. Ich wollte nichts mehr von dem Hof, von der ganzen Gesellschaft wissen, in der ich wol einsah den Boden verloren zu haben. So befahl ich Mally meine Sachen zu packen und eine sofortige Abreise zu ermöglichen. Das Mädchen weigerte sich verlegen, es könne noch nicht fort, ja es wagte mich an meine Agraffe zu erinnern, die der Goldarbeiter erst in zwei Tagen versprochen hätte und die ich doch nicht im Stich lassen würde. Zum ersten Mal stieg in mir ein Verdacht auf gegen die Zuverlässigkeit der Jugendgespielin, ich hielt ihn nicht zurück, und eingeschüchtert dadurch, erschreckt

von der Energie meines Zornes gehorchte das Mädchen. Ich wußte kaum, wohin ich mich wenden sollte; aber da fiel mir ein alter Diener meines Vaters ein, ein Förster, und bei ihm fand ich auch wirklich die Zuflucht, die ich in dem Augenblick brauchte."

„Und Sie konnten schweigen ohne auch nur zu versuchen sich zu rechtfertigen?" rief meine Großmama.

„Vergessen Sie nicht Clemence", erwiderte die Gräfin aber mit ganz heiterm Ton, „daß ich in allen meinen Empfindungen vernichtet war und daß ich mir einbildete Den aus tiefster Seele zu hassen, den ich eigentlich im Grunde des Herzens liebte. Was lag mir an dem Gerede der Welt, an meiner Stellung, fast möchte ich sagen am Leben, da ich ihn verloren hatte! Ungezügelt in allen Empfindungen war ich es auch im Zorn."

„Und der Zorn war gerechtfertigt!" sagte die Großmama; „der Elende, wie konnte er in eitler Prahlerei sich mit einer Eroberung brüsten, die er hätte verschweigen müssen, selbst wenn sie so wahr gewesen wäre, als diese erlogen. Ich hasse ihn jetzt und sehe ein mit wie viel Unrecht seine Zeitgenossen Theilnahme für ihn hatten."

„St!" sagte die Gräfin und legte die Finger auf den Mund, „schelten Sie nicht auf ihn, Alexi könnte uns hören, denn er liegt im Nebenzimmer und schläft wol noch nicht."

„Würde der Graf nicht meiner Meinung sein?" fragte die Großmama.

„Vielleicht zu sehr!" war die Antwort der Gräfin, „er hat nun einmal die Schwäche, daß er Alles, was ich empfinde und thue für das Richtige hält und würde auch in diesem Falle zu nachsichtig gegen mich und zu streng gegen den Armen entscheiden, und das darf ich als gewissenhafte Berichterstatterin nicht dulden. Nein, ich benahm mich eben so unklug als unmädchenhaft, ebenso unüberlegt in jenem Augenblick als unwürdig später. Aber das war der Zeitpunkt, in dem das Schicksal anfing meine vernachlässigte Erziehung zu übernehmen und Alexi hat später immer behauptet, mit Glück. Nur in einem so verkehrten Gemüth, das sich nicht herausfinden konnte aus dem Zwiespalt des Herzens, konnte der tolle Plan reifen, meinen Ruf selbst zu rächen. Wissen Sie von dem Duell, in dem ich selbst als Kämpferin eintrat?"

Die Großmama erzählte von den Briefen, die in ihrer Hand wären, und wenn sie auch nie daran gezweifelt hatte, überraschte es sie doch, von der Gräfin selbst aussprechen zu hören, daß sie es selbst war, die den Mann, den sie liebte, von dem sie sich beleidigt glaubte, im Zweikampf erschoß.

Die Gräfin legte die Hand auf die Stirn, daß der Schatten tief auf das Gesicht fiel. „Nur mit Grauen vor mir selbst", fing sie an, „kann ich der Stunde denken, in der ich ihm gegenüberstand und noch einmal den Kampf von Liebe und Haß furchtbar durchempfinden mußte. Ich wollte mich zwingen ein Mann zu sein, aber das Weib in mir trug den beschämenden Sieg davon. Noch heute, wenn ich daran denke, ist

es mir, als schwankte ich auf schwindelndem Steg über jenen Abgrund, und doch war es die Stunde, in der Gott in mein Herz griff, mit strengster Lehre, in der zum ersten Mal mein besseres Selbst erwachte, die der Wendepunkt meines Lebens wurde, auch nicht allein meines Geschicks, sondern meines ganzen Charakters."

Die Großmama eilte auf die Gräfin zu und schloß sie in ihre Arme Sie bat sie, nicht weiter fortzufahren und klagte sich an, Erinnerungen so schmerzlicher und erschütternder Art wach gerufen zu haben. Aber die Gräfin hatte schnell ihre Fassung wiedergefunden und sagte ruhig: „Nein, Clemence, ich muß zu Ende erzählen und das gleich. Alexi will es, und er hat Recht. Es giebt Stunden, in denen Gott die Lippen öffnet und dann sollen wir sie nicht gewaltsam verschließen. Solche Stunde hat mir Ihr unerwartetes Begegnen geschenkt. Wer weiß, ob ich Das, was ich gestern nicht im Stande gewesen wäre irgend Jemand zu erzählen, morgen noch aussprechen könnte, und Ihre Theilnahme durch ein Leben hat das Anrecht gewonnen auf mein Vertrauen. Sie sollen klar über mich werden, wie es außer Ihnen nur noch Alexi ist. Hören Sie mich bis zu Ende. Der Schuß von meiner Hand war gefallen, der den Mann niederstreckte, den ich liebte. Im ersten Augenblick war mir das wie ein Traum; als es mir klar wurde, glaubte ich wahnsinnig werden zu müssen. Aber ich suchte mir noch immer einzureden, daß ich nur eine unheilvolle Pflicht erfüllt, daß ich ein Recht gehabt hätte so zu handeln, mich selbst zu vertheidigen, da ich Niemand hatte, der es für mich thun konnte. So kam ich heim. Nun aber fand ich Mally in gewaltiger Aufregung; sie fragte, ich erzählte ihr rückhaltlos mein Abenteuer, und da erst schlug der Unglücklichen das Gewissen. Sie gestand mir, daß bei jenen Botschaften nach dem Unfall bei der Schlittenfahrt sie der Lockung nicht hätte widerstehen können sich für mich auszugeben, und ihre Besuche bei dem schönen jungen Mann mehrfach wiederholt hätte; ja, da sie doch einmal die Besorgniß ergriffen hätte, er könne Verdacht schöpfen, habe sie die Agraffe entwendet, habe sie ihm gezeigt, aber er hätte sie nicht wieder heraus geben wollen, dann sei der Graf kühl gegen sie geworden, eines Tages habe er aber unerwartet in dringender Hast ihr seine Hand angeboten und sie gedrängt sich sofort mit ihm zu vermählen. Da Tages darauf hätte ich die plötzliche Abreise von der Residenz verlangt und sie hätte sich im Gefühl ihrer Schuld dem nicht widersetzen können, immer aber noch gehofft, den Grafen wieder auffinden zu können, der ihr feierlich versprochen hätte, unvermählt zu bleiben, bis er sich mit ihr vereinigen könnte. Nun sei er vielleicht todt, sie schuld an dem ganzen Unglück, und ihre ganzen Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft vernichtet. Verlangen Sie nicht, Clemence, daß ich Ihnen die Aufregungen schildere, in die mich diese Geständnisse versetzten. Der Geliebte war auf einmal von aller Schuld gegen mich frei und ich vielleicht schuld an seinem Tode. Nun hielt es mich nicht länger, ich mußte Nachricht über ihn haben und ich ging zurück zum Ort unseres unglücklichen Zweikampfes. Der Graf

lag noch an seiner Wunde darnieder, so sagten die Leute im Gasthof, den er bewohnte. Das genügte mir nicht, ich faßte mir ein Herz, denn ich wußte keinen andern Rath und ging zu dem Arzt, der ihn behandelte. Ich fand einen alten, würdigen Mann, durch ein langes Leben in segensvollem Beruf, durch reiche Erfahrungen ebenso vertraut mit den Schmerzen der Seele, mit den Wunden des Gemüthes wie mit den Schäden und Leiden des Körpers. Er sah mich so prüfend an, aber so gütig, daß ich mich ihm ganz vertraute, noch ehe er fragte und zusammenstellte, was er aus meiner Verwirrung schon halb errathen hatte. Vielleicht hatte auch der Kranke ihm schon über die Dinge, die ihn beunruhigten und bedrückten, Vertrauen geschenkt, und der alte Mann reimte sich nun das ganze Verhältniß zusammen. Er hatte schon längst Jemand gesucht, dem er die Pflege des langsam Genesenden anvertrauen könnte, da der Diener sich ganz unfähig und unzuverlässig erwiesen hatte. Er fragte mich, ob ich die Pflege übernehmen wolle, und ich brauche nicht zu sagen wie willig ich auf diesen Vorschlag einging. So wurde mir die Heilung der Wunde anvertraut, die ich selbst in unglückseliger Verblendung durch fremde Lüge geschlagen hatte. Der Arzt hatte mich in unscheinbarem Gewande unter fremdem Namen als besoldete Krankenpflegerin eingeführt. Nun begannen Tage meines Lebens, deren Bewegungen, Empfindungen, deren Zagen und Glück ich nicht zu schildern vermöchte. Was ich bin, verdanke ich ihnen. Das Herz ging mir auf und alle Fehler und Verirrungen meiner Kindheit fielen ab. Das waren die Frühlingstage meiner Seele. Der Kranke ging scheinbar mit schnellen Schritten der Genesung entgegen und da lernte ich beten in den Stunden der Angst, Gott danken in denen der Besserung. Lassen Sie mich kurz sein. Es wurde mir leicht, Clemence, Ihnen meine Verkehrtheiten einzugestehen; für die heiligsten Empfindungen meines Herzens fehlen mir die Worte. Er liebte mich — damit fasse ich die ganze Seligkeit zusammen; liebte mich, die bezahlte Pflegerin, die Tochter des armen Försters, wie er meinte, und sein ganzes Herz, sein Leben, seine Verhältnisse lagen offen vor mir. Er war ein verschlossenes Buch, aber mit klarer Schrift ohne geheimnißvolle Zeichen. Wem er es aufschlug, der las leicht und deutlich das Edelste und Reinste. Ich fühlte es lange, daß er mich liebte, ehe er es selbst wußte, und doch als er es mir aussprach erschrak ich, als hätte sich unerwartet die Pforte des Glückes vor mir aufgethan.

„Es war in der Dämmerstunde und ich saß neben seinem Lager. Ich hatte die Gardinen aufgezogen, damit der letzte Schein des Tages in das Zimmer fiele. Er erzählte mir von seiner Heimat, in der er Niemand zurückgelassen hätte, der seinem Herzen nahe stünde, wie er überhaupt einsam wäre im Leben. Ich hatte die Hände gefaltet und weinte leise vor mich hin. Da ließ er einen langen ernsten Blick auf mir ruhen, den ich nur fühlte, aber in tiefster Seele empfand und nie im Leben vergessen werde. Er fragte nicht, ich gab keine Antwort, aber wir wußten doch, was in uns vorging. Endlich sagte er: „Nein, ich

bin nicht einsam, wenn Du da bist und nur Dich verlange ich von der ganzen Menschheit.“ Ich sah ihn stumm an, als verstünde ich sein Wort nicht, als müßte ich es mir erst klar machen, dann aber verbarg ich laut schluchzend das Gesicht in beide Hände. Wem das Leben einen solchen Moment unbegrenzten Glückes gegeben hat, Clemence, der hat nicht umsonst gelebt. Leben oder Sterben wäre mir gleich gewesen in dem Augenblick. Aber plötzlich richtete sich der Kranke auf von seinem Lager, faßte meine Hand und rief mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes: „Mädchen, Du mußt fort, fort von mir so bald als möglich, ich bin nicht frei, meine Hand, mein Wort gehört mir nicht mehr, wir können uns niemals gehören.“ Daran hatte ich noch gar nicht gedacht, war es mir doch genug, zu viel des Glückes, daß ich wußte er liebe mich, aber erschreckt über den Schmerzensschrei, über die Heftigkeit seines Ausdrucks sah ich ihn an. Sein Auge glühte, tiefes Roth lag auf den sonst so bleichen Wangen, die Lippen zuckten und der Athem flog.

„In diesem Augenblick trat der Arzt herein. Erstaunt, überrascht sah er den Zustand des Kranken, sah mich in Thränen, aber der alte, bedächtige Mann faßte sich schnell. Als hätte er nichts bemerkt, traf er seine Anordnungen, zog die Gardinen zu und winkte mir, ihm in's Nebenzimmer zu folgen.

„Was ist dem Grafen geschehen?“ fragte er erschreckt, „sein Blut ist in Wallung, das Fieber mit erneuter Kraft zurückgekehrt und die Hoffnungen zur Genesung, die Wochen aufrichteten, stürzen in einem Moment zusammen.“

„Zitternd, stammelnd, so gut ich konnte in der Angst, erzählte ich Alles. Der alte Mann schwieg eine Weile und schüttelte den Kopf. „Schlimm, sehr schlimm!“ sagte er dann; „aber Sie sind nicht schuld, liebes Kind, mich allein trifft die Verantwortung. Wir denken immer, wir klugen, erfahrenen Leute, daß wir die Empfindungen Anderer verstehen und lenken können; aber wir vergessen, daß Erfahrungen alt machen, und wissen nicht mehr wie das Blut wallt mit fünfundzwanzig Jahren.“

„Dann faßte er meine beiden Hände, sah mich mit einem so gütigen, väterlich zärtlichen Blick an und fuhr fort: „Aber lassen Sie gut sein, liebes Kind, wir werden schon Rath finden und auf Ihre opferfähige Liebe, auf Ihren kräftigen Willen kann ich bauen.“ Er hatte leise die Hand auf meine Stirn gelegt, nickte einige Male freundlich mit dem Kopf, winkte mir zurückzubleiben und schritt in das Krankenzimmer zurück.

„Nun kam eine bange Stunde; ich war in's Knie gesunken und hörte die Beiden sprechen, erst laut, hastig, dann immer ruhiger. Beten wollte ich, denn ich fühlte es, in dieser Stunde entschied sich mein Geschick, aber ich konnte nichts bitten, nicht für mich, denn ich fühlte mich so reich, daß ich es immer noch nicht fassen konnte, nicht für ihn, denn ich hätte nur für sein Leben bitten können, und ich wollte es mir nicht klar machen, daß das in Gefahr sein sollte. Endlich öffnete sich leise

die Thür und der alte Arzt kam zurück. Er sah nachdenklich aus, aber er lächelte doch. „Wunderliche Menschen", sagte er, „die sich die ebensten Pfade in die Irre lenken. Aber die complicirten Leiden verlangen complicirte Arzenei. Es wird werden, ich hoffe wieder, liebes Kind, aber Sie müssen mir versprechen vor keinem Opfer zurückzuscheuen."

Ich antwortete nichts, aber ich sah ihn so fest, so muthig an, daß er sich das genügen ließ und fortfuhr: „Zuerst müssen Sie sich von dem Grafen trennen auf Monate, auf Jahre vielleicht."

Ich fühlte, wie mir die Thränen in die Augen schossen, aber ich zwang sie zurück und nickte mit dem Kopf.

„Gut!" sagte der Arzt, „und er darf auch nicht erfahren wer Sie sind. Das war leicht, denn so weit habe ich nur mit Ihnen zu thun und Sie sind gesund und muthig. Aber der Graf ist krank und ein wunderbarer Charakter. Leidenschaftlich in Allem ist er es auch in seinem selbstquälerischen Pflichtgefühl. Aber solche ruhige Leidenschaft, die nie Ausdruck gewinnt, ist die gefährlichste. Ich durfte ihm die Trennung nicht zumuthen ohne Hoffnung auf Wiedersehen, auf Vereinigung. Sie wissen, was dem entgegensteht — das Versprechen seiner Hand an die Dame mit den Hirschzähnen.

Ich machte eine unwillige Bewegung, aber der Arzt fuhr ganz ruhig fort: „Wenn wir ihm heute schon Alles sagten, würde er nie in eine Trennung willigen, und doch ist die für einige Zeit nothwendig, das müssen Sie mir, dem Arzt, schon glauben. Aber ich habe auch den Ausweg schon gefunden, der Alles beruhigt, Alles anbahnt, dem ich fest vertraue. Erschrecken Sie nicht, der Graf ist einverstanden — heute Nacht wird er sterben und morgen wollen wir ihn begraben."

„Ich erschrak wirklich nicht, der Ton, in dem der Freund das sprach, war so beruhigend und hoffnungsreich, daß ich ihn nur mit großen Augen fragend ansah. Er lächelte und fuhr fort: „Sie wissen, daß er sein Testament machte vor dem Zweikampf und haben vielleicht errathen, daß er darin die Dame mit den Hirschzähnen als alleinige Erbin einsetzte. Er wollte damit die Schuld abtragen, durch unüberlegtes Wort ihren Ruf, ja ihre Existenz vernichtet zu haben. Wenn er todt ist, wird sie seine Erbin, und ich habe ihm klar gemacht, daß damit sein Wort ihr gegenüber gelöst ist und daß, wenn sie die Erbschaft antritt, der Verbindung mit seiner Pflegerin nichts mehr im Wege steht. Der Schluß mag nicht ganz logisch sein, aber die Juristerei des Ehrgefühls, der selbst aufgelegten moralischen Pflicht hat ihr eigenes Gesetzbuch und damit muß diese Entscheidung wol stimmen. Ich sende ihm also gleich seinen Notar, den er vor dem Tode noch sprechen muß, und Sie schicke ich morgen mit dem Frühesten in Ihr stilles Forstasyl zurück. Bis dahin sind Sie der Gast meiner Frau, die Sie auch, denke ich, auf der Reise begleiten wird."

Er nahm mich unter den Arm und ich folgte willenlos. Der alte Herr war so heiter, so mit sich zufrieden, daß er mir dadurch am besten über den Kummer forthalf von dem Geliebten ohne Abschied scheiden zu müssen. Er ging den Abend noch einmal zum Notar, der inzwischen den Grafen

gesprochen hatte. Die Erbschaft sei eine sehr zweifelhafte, hatte der gemeint, das ganze Vermögen vielseitig bestritten und beansprucht von verschiedenen Verwandten. Der Graf hätte nur deshalb die Heimat verlassen und er mit seinem Charakter, der lieber Alles aufgebe, ehe er um ein armes Geldstück stritte, würde selbst kaum etwas gerettet haben. Am andern Morgen reiste ich fort. Der alte Freund flüsterte mir beim Abschied, fast als wollte er mich damit aufheitern, zu: „Daß Sie mir die Erbschaft mit aller Würde annehmen und dann mit aller Energie erwerben. Ich werde dafür sorgen, daß mein Freund, der Notar, Sie in der Försterei findet, und freue mich schon darauf wie er prahlen wird, daß sein Scharfsinn ihm dazu verhalf."

„So wurde ich eine reiche Erbin, Clemence, aber es schien mein Schicksal, daß ich mir Alles im Leben erkämpfen mußte, im Zweikampf den Geliebten, mich selbst im Kampf mit Fehlern meiner Erziehung, meinen Reichthum im Ringen mit unglaublichen Intriguen, mit deren Erzählung ich Sie verschonen will."

Der Ton einer silbernen Glocke ließ sich hinter dem schweren Vorhang hören, der die Thür zum Nebenzimmer schloß. Die Gräfin sprang auf, eilte in das Zimmer, kam aber gleich lächelnd zurück: „Sagen Sie, Clemence", fragte sie noch in der Thür, „ist meine Geschichte aus?"

Die Großmama zauderte mit der Antwort. „Nein und ja", sagte sie, „ich glaube ich weiß den Schluß und doch möchte ich ihn erzählt haben."

„Ich dachte ich wäre fertig", rief die Gräfin; „Alexi, der jedes Wort gehört hat, behauptet aber das Gegentheil und da habe ich ihm denn überlassen den Schluß selbst hinzuzufügen. Auf morgen also, wir holen Sie ab, wenn das Wetter schön genug ist zur Ausfahrt."

Sie schloß die Großmama zärtlich in die Arme und diese nahm Abschied.

Am andern Morgen, mit Tagesgrauen, war schon ma chère grand' maman auf, stand am Fenster und sah eifrig nach dem Himmel, ob die Wolken auch eine Ausfahrt gestatten würden. Sie müssen ihr jedoch günstig gewesen sein, denn der Wagen des Russen rollte vor, und sie fuhren zusammen weit hinaus in's Thal, bis sie an einem schattigen Platz ausstiegen, um sich im Freien niederzulassen.

Die Großmama konnte niemals ohne Rührung von dem Verhältniß der beiden alten Gatten und dieser Fahrt erzählen. Der Graf, trotz seiner Schmerzen, die ihm ganz unbehülflich machten, war heiter, lebendig im Gespräch und bei jedem Blick auf seine Gattin strahlte sein Gesicht, wie von einem Sonnenglanz getroffen. Die alte Dame war ununterbrochene Sorgfalt für den Gatten, und eine anmuthige, unscheinbare. Scherz und Neckerei flog hin und wieder und die beiden Alten, im grauen Haar, die ein halbes Jahrhundert fast nebeinander verlebt hatten, ohne kaum länger als auf Stunden getrennt gewesen zu sein, machten den Eindruck von Liebenden, die sich eben fanden.

„Soll ich Ihnen nun weiter erzählen?“ fragte der Graf die Großmama.

Diese lächelte: „Ich habe eben die Fortsetzung selbst erlebt!“ sagte sie.

„Du siehst, Alexi, daß ich Recht hatte!“ rief neckend die Gräfin. „Clemence will nichts weiter hören und es ist auch nichts weiter nöthig. Sie lebten glücklich noch viele Jahre, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.“

„Ich erzähle es so gern!“ sagte Alexi mit bittendem Ton.

„Nun so mache ich die Freundin darauf aufmerksam“ fuhr die Gräfin fort, „daß Du ein unzuverlässiger, parteiischer Berichterstatter bist“. Zur Großmama halbflüsternd fügte sie hinzu: „Weil er immer noch verliebt ist in seine Frau, die es gar nicht verdient.“

Der Graf ließ sich nicht stören. „Huberta“, fing er an, „hat Ihnen erzählt, daß ich sie zur Erbin meines Vermögens machte, aber das Vermögen selbst danke ich ihr. Sie ging nach Rußland. Das junge, schöne, muthige Mädchen mit der räthselhaften Beziehung zu einem Frühgestorbenen machte Aufsehen. Was ich nie durchgesetzt hätte, erreichte sie durch Energie, Klugheit —

„Und durch meine Liebe zu Dir“, unterbrach ihn Huberta. „Meinst Du, ich hätte für mich selbst die Ausdauer gehabt unerschütterlich auf meine Rechte zu bestehen, bis man mir zuerkannte, was man Dir bestritten hatte? Er wußte ja gar nicht, wie reich er war!“

„Während sie also für mich kämpfte“, nahm der Graf wieder das Wort „hatte ich mich ruhig von unserm Freund und Arzt nach dem Süden schicken lassen. Die bescheidene Summe, die ich eigentlich als Reisegeld bei mir führte, war mein ganzes Vermögen, und doch fühlte ich mich so reich. Ich liebte, und der Arzt hatte mir versprochen, da alle Hindernisse fortgeräumt waren, mir die Geliebte selbst zuzuführen, wenn ich ganz genesen und im Stande sei einen Hausstand zu gründen. Ich hatte als Dilettant gemalt und die berühmten Galerien des Ortes, an dem ich zuletzt lebte, waren es besonders gewesen, die mich nach Deutschland gezogen hatten. Meine Bekannten meinten ich hätte Talent, und ich bildete es mir selbst ein. Aus der eigenen Kraft der Geliebten das Haus bereiten zu können, das war mein Traum und an dem genas ich, an dem wuchs und kräftigte sich Willenskraft, Charakter, Lebensmuth. Sogar als Maler machte ich Fortschritte und mein Meister in Genf war ganz zufrieden mit meinen schneebedeckten Bergspitzen und grünen Vordergründen mit Schweizerhäuschen —“

„Halt!“ rief die Gräfin, „verspotte mir meine Kunstschätze nicht. Mein Salon im Schloß am Schwarzen Meer ist gefüllt mit Alexi's Bildern.“

„Sie läßt kein anderes dazwischen, damit man nicht am Contrast sieht, wie schlecht sie sind“, sagte der Graf.

„Nein, weil keines, und wäre es vom ersten Meister der Welt, mir so gefiele als eines von Deiner Hand!“ rief die Gräfin.

„Streiten wir uns nicht um die Bilder“, sagte der Gatte, „sonst

erfährt unsere Freundin niemals wie wir uns wiederfanden. Dafür aber wollen wir Gott täglich danken, daß wir nicht nöthig hatten von meinem Pinsel zu leben. Es giebt nur eine verblendete, alte russische Gräfin, die so herzensgut ist, meine Malereien nicht schlecht zu finden. Ich stand also in meinem Atelier, malte und malte, oben weiß mit Alpenglühen, unten grün mit Sennhütten, unermüdlich und dachte an meine Pflegerin, die jeden Tag kommen sollte, so hatte der Arzt geschrieben, und lachte über die Dame mit den Hirschzähnen, die ich so schlau angeführt hatte durch meinen improvisirten Tod. Da klopft es an die Thür, ein reich gallonirter Diener tritt ein, der mich gleich russisch anredet. Eine reiche, schöne Dame sei angekommen, die mich zu sprechen wünsche und fragen ließe ob ich sie im Hôtel aufsuchen wolle, oder, was noch erwünschter sei, im Atelier empfangen könne. Angehende Künstler sind eitel und schon bildete ich mir ein, mein Malerruf sei bis zu den reichen vornehmen Damen meiner Heimat gedrungen und nun käme eine, die ein Dutzend Mal die Jungfrau im Abendglühen kaufen wolle, nur damit ich meiner kleinen lieben Frau, die jeden Tag einrücken könne, eine allerliebste Wohnung mit dem Ertrage eigenen Fleißes auszuschmücken vermöchte. Aber ich stellte mich ganz gleichgiltig, malte weiter, als ob es mir gar nicht fehlen könnte, und warf nur so über die Schulter die Frage hinüber: „Wie heißt denn Ihre Gebieterin?"

Der Diener verzog keine Miene, er war auf die Frage instruirt und antwortete mit dem Ton, mit dem man Jemand anzumelden pflegt, aber so, daß man es durch drei Zimmer hörte: „Die Dame mit den Hirschzähnen!"

Pinsel und Palette fielen mir aus der Hand und machten einen dicken grünen Klex mitten in das rothe Alpenglühen hinein. Der Klex ist noch da, aber das ist Huberta's Lieblingsbild, an dem kein Pinselstrich mehr gebessert werden durfte, und so hängt diese Scheußlichkeit am allerauffälligsten Platz zum Scandal noch heute in unserm Salon."

„Alexi!" rief die Gräfin „die Dame mit den Hirschzähnen steht schon auf der Treppe, es ist recht ungalant sie so lange warten zu lassen, und wenn Du Dich in Deine eigenen Meisterwerke vertiefst —"

„Ich muß mich doch von meinem Schreck erst erholen!" fuhr der Graf fort. „Die Dame mit den Hirschzähnen — alle Farben meiner Palette schimmerten mir vor den Augen."

„Er wird nie zu Ende kommen!" rief die Gräfin. „Arme Clemence, man spannt Ihre Geduld auf die Folter. Hören Sie denn. Fünf Minuten brauchte er, sich von seinem Schreck zu erholen, ich eine Stunde ihm Alles zu erklären, wir Beide acht Tage, um unsere Vermählung feiern zu können, sechs Monate, um in der Heimat anzukommen, ein Jahr, um unser Schloß einzurichten, wo er dann wirklich das Zimmer der Geliebten mit dem Fleiß seiner Hand und seines Talentes schmückte, und ein halbes Jahrhundert, um sicher zu wissen, daß es keine glücklicheren Menschen geben kann als wir sind." Die Thränen perlten aus den

grauen Wimpern der Alten und der Gatte, vielleicht um seine Rührung zu verbergen, drückte die Lippen auf ihre Hand.

„Und die Agraffe mit den Hirschzähnen!" fragte schüchtern die Großmama.

„Gut, daß Sie mich danach fragen, Clemence", rief die Gräfin, „ich hätte es von selbst nicht erzählt, und er hätte gewiß nicht davon angefangen. Dies Geschenk der Pseudodame mit den Hirschzähnen, dies mir entwendete Gut, die Trophäe einer sehr leichten Eroberung, hatte der Schelm denn doch behalten. Ich fand sie in seiner Chatoulle, als wir in Genf einpackten."

„Und", rief der Graf, „sie veranlaßte eine kleine eifersüchtige Ehestandsscene, die einzige zwar unserer Ehe, aber —"

Die Gräfin legte ihm den Finger auf den Mund. „Still, Alexi" sagte sie. „Genug, daß ich die Scene damit schloß, daß ich die Agraffe ansteckte, seitdem ununterbrochen trug und so der letzte Schatten einer Verstimmung aus der Vergangenheit verwischt war. Ich habe mir oft den Kopf zerbrochen, was aus dem wunderlichen Dinge so bedeutungsvoll für mein Leben einst werden sollte. Heute weiß ich es. Sie, Clemence, sollen sie haben zum Andenken an Mama-Excellenz, der ich damit eine Schuld der Dankbarkeit zahle und an die alte Freundin, an die Dame mit den Hirschzähnen."

Einige Tage darauf trennte sich die Großmama von den Freunden. Sie sah sie nicht wieder und hörte auch nichts mehr von ihnen. Etwa zehn Jahre später kam durch die russische Gesandtschaft ein Paquet an die Großmama, mit der Abschrift eines Testaments-Codicills in russischer Sprache, das sie nicht verstand, und dabei mit jener Schachtel, in der die Agraffe lag, die sie sehr gut verstand. Die alte Freundin war todt."

„Zeigen Sie mir noch einmal die Agraffe!" bat ich.

„Nein", sagte die Baronesse, „öffnen wir die Schachtel nicht wieder. Die Thränen meiner Großmama fielen hinein und in der Erzählung ist mir der alte Schmuck wieder so feierlich geworden, als beschwöre man begrabene Empfindungen herauf, wollte man ihn berühren." Sie schloß sorgfältig, leise, die Schachtel fort, wie eine Priesterin das von ihr gehütete Heiligthum verwahrt. Sie gestattete auch keine Frage mehr über die Erzählung.

„So etwas muß man nicht weiter besprechen!" sagte sie, „sonst streift man den Hauch der Tradition ab, wie man den Duft des alten Weines vernichtet, wenn man den Staub von der Flasche kehrt."

Unsere Unterhaltung stockte deshalb doch nicht, aber sie hielt sich an die Interessen der Gegenwart, die die Baronesse mit größter Lebendigkeit besprach. Abgeschlossen wie sie war entging ihr doch nichts, was Außen vorfiel. Ich mag mitunter zerstreut gewesen sein, aber die Freundin that als bemerke sie es nicht. Freilich hing mir gegenüber und sah wunderbar auf mich nieder das Portrait der Dame mit den Hirschzähnen.

Paris!

Von **Adolf Ebeling.**

Wir haben den Tuilerienpalast in Flammen stehen und in Schutt und Trümmer fallen sehen, desgleichen das Palais Royal und die Louvrebibliothek ... in Friedenszeiten wäre dies allein schon ein ebenso gewaltiges, wie entsetzliches Ereigniß gewesen — hier war es nur das leichte, fast unbedeutende Vorspiel zu der ungeheuern Brandkatastrophe, welche über Paris hereinbrach. Denn, wie gesagt, die Männer, d. h. richtiger die Scheusale der Commune hatten geschworen die ganze Stadt dem Untergange, dem Feuertode zu weihen ... geschworen nicht im Namen Gottes, sondern des Satans.

Die unzweideutigsten und thatsächlichsten Beweise zur Ausführung dieses Höllenplanes haben von Anfang an vorgelegen und sogar die kriegsgerichtlichen Verhandlungen in Versailles haben hier nur wenig Neues zu Tage gefördert. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Antwort des „Generals“ Eudes an den Parlamentair, der am 12. Mai von der Versailler Regierung nach Paris geschickt wurde, um einen letzten Unterhandlungsversuch mit der Commune zu machen: „Sagen Sie dem Herrn Thiers, daß wir, wenn wir unterliegen sollten, aus ganz Paris einen einzigen rauchenden Schutthaufen machen werden — wer von Ihnen Chemie kennt, wird schon wissen, wie dies zu verstehen ist.“ Mit Grausen vernahm man in Versailles diese Worte und verstand nur zu gut ihre fürchterliche Bedeutung. Hatte sich doch in Paris schon zur Zeit der ersten Belagerung ein sogenanntes „chemisches Comité“ gebildet, an dessen Spitze Rochefort stand, und dessen Aufgabe sein sollte, auf die deutschen Heere allerlei Sprenggeschosse in der Art der Congrève'schen Raketen zu schleudern, auch Ballons mit brennbaren Stoffen aufsteigen zu lassen, die sich alsdann hoch in der Luft entzünden und einen Feuerregen auf die Belagerer herabschütten sollten, „wie einst auf Sodom und Gomorrha“, um mit der Commission zu reden, die wol nicht ahnte, das wenige Monate später diese Worte auf sie selbst passen würden. Und hatte nicht Girardin, der bedeutendste Publicist Frankreichs, gleich nach den ersten Niederlagen im August allen Ernstes vorgeschlagen, den Schwarzwald mit Petrol in Brand zu stecken und dadurch einen Theil des Großherzogthums Baden niederzubrennen? Wer war wol ein größerer Narr, er, der sich nicht entblödete, solchen Unsinn drucken zu lassen, oder das pariser Publicum, das diesen Unsinn für baare Münze nahm? Das Sengen und Brennen, „la déstruction par le feu“ war mithin eine Lieblingsidee der Pariser geworden, und die Commune brachte diese Idee zur fluchwürdigen Ausführung.

So lassen wir denn noch einmal den Vorhang aufgehen über dem fürchterlichen Schreckensbilde, wenn auch nur zu einem kurzen Gesammtüberblick, denn die Einzelheiten sind zu grauenhaft, als daß wir hier noch nachträglich lange dabei verweilen möchten.

Die Nacht vom 25. auf den 26. Mai war die entsetzlichste. Von der Höhe des Montmartre, den die Versailler Truppen bereits besetzt hielten, oder auch vom Mont-Valérien gesehen, glich der ganze mittlere Theil von Paris, wie mir Augenzeugen versicherten, einem einzigen auf- und abwogenden Flammenmeere; immer neue Feuersäulen loderten auf, wirbelten unter sprühendem Funkenregen gen Himmel und wälzten sich weiter und weiter; stets nach Osten, wohin sich die kämpfenden, aber überall siegreich zurückgeworfenen Insurgenten zurückzogen, und jeder Verlust ihrerseits eines neuen Straßenviertels wurde durch eine neue Feuersbrunst bezeichnet. In hastiger Flucht warfen sie mit wahnsinniger Zerstörungswuth oft noch ihre brennenden Petroleumsfackeln in die nächsten Häuser ... die Rächer waren ihnen auf den Fersen, und wenn man ihrer habhaft wurde, stieß man sie ohne Erbarmen nieder.

Das an allen Ecken zugleich angezündete Hôtel de Ville ragte wie ein feuriger Koloß über die anderen brennenden Gebäude hervor; der mittlere gußeiserne Thurm glühte lange als dunkelrothe Pyramide, bis er endlich zusammenstürzte und die ganze vordere Façade nach sich riß ... zur Rechten auf der Insel, der sogenannten Cité, loderten die Flammensäulen des Justizpalastes und der Polizeipräfectur, und wenn der Wind die Lohe und den Qualm auseinandertrieb, konnte man deutlich wie einen blutigrothen Schattenriß die heilige Kapelle erkennen, dies Wunderwerk gothischer Baukunst, in welcher schon der heilige Ludwig für Frankreich gebetet. Manches gläubige Herz schickte wol in jener Schreckensnacht heiße Gebete gen Himmel um Rettung aus so gräßlicher Noth, aber es schien, als habe sich der Allmächtige ganz abgewendet von dem so furchtbar heimgesuchten Volke, und als bräche das jüngste Gericht herein ... dies irae, dies illa!

Das Finanzministerium in der Rue de Rivoli brannte mit den Tuilerien zugleich; das ungeheure Gebäude, das fast so lang ist („war", muß man jetzt sagen) wie der halbe Tuilerienpark, bildete eine einzige Flammenmasse, wie ein großer brennender Wald; hier war es auch, wo die Pompiers der Commune ihre mit Petrol gefüllten Spritzen in Thätigkeit setzten und das flüssige Feuer nach allen Richtungen hin weit durch die Luft versandten, von allen Brand- und Zerstörungsideen vielleicht die infernalste! Auf dem Vendômeplatze hielten ebenfalls mehrere mit Petrol gefüllte Spritzen, denn ihm war ein gleiches Schicksal zugedacht ... die Ruhmessäule selbst war bereits am 16. Mai auf den unter ihr ausgebreiteten Düngerhaufen hinabgestürzt worden; genau an demselben Tage, wo ein Jahr vorher das neue Plebiscit stattgefunden hatte, diese Ollivier'sche Gaukelei, „welche die Dauer der Napoleonischen Dynastie für alle Zeiten verbürgte", wie sich die nach Saint-Cloud hinausgezogene Deputation des Senats und des Corps législatif ausdrückte. Für alle Zeiten! und zwölf Monate später lag die eherne Bildsäule des Gründers jener Dynastie salva venia auf dem Mist, noch dazu enthauptet, denn der Kopf der Statue war durch einen eigenthümlichen Zufall im Sturze vom Rumpfe getrennt worden. Das Volk umtanzte jubelnd das stehengebliebene Piedestal, wie einst die Abtrünnigen in der Wüste das goldene Kalb umtanzten, und kein zürnender Moses erschien, um die Götzenaltäre zu zertrümmern ... im Gegentheil, man erzählt, daß sofort nach dem Sturz einige hundert Menschen, und auch hier wie stets viele Frauen darunter, ihre Nothdurft rings um das Gitter herum verrichteten. Nein! diese grande nation ist eine elende, verächtliche Nation geworden, kaum

mitleidswerth; und wenn die Zuchtruthe des Himmels sie straft und sie, wie es in der Schrift heißt, „mit Scorpionen peitscht", so haben sie nur, was sie verdienen.

Die Gebäude des Vendômeplatzes sind aber Gott Lob stehen geblieben, die Mordbrenner hatten eben keine Zeit, Alles zu zerstören. „Wir hätten acht, vierzehn Tage früher anfangen müssen, dann hätten wir besser aufgeräumt", soll einer von den in Versailles inhaftirten Communisten zu einem seiner Cumpane gesagt haben, als er sich unbelauscht glaubte. Und es gibt Menschen, leider auch bei uns in Deutschland, die der Commune das Wort zu reden wagen, oder wenn das nicht, so doch ihre Schandthaten von irgend einem allgemeinen höhern socialen Gesichtspunkte aus, den, wie sie sagen, nur die politische Leidenschaft getrübt hatte, zu beschönigen suchen. Blödsinn oder Verruchtheit! und die Staatenlenker mögen nur wol Acht geben, daß diese Ideen nicht weiter um sich greifen; denn sie enthalten die furchtbarste Kriegserklärung gegen Alles, was irgendwie mit Ordnung und Recht, Sitte und Gesetz, kurz mit der gesammten civilisirten menschlichen Gesellschaft zusammenhängt. Caveant consules!

Man kann die Gräuel und Scheußlichkeiten, die Infamien und Verbrechen, welche die Pariser Commune begangen hat und mit denen sie fluchbeladen und gebrandmarkt für alle Zeiten in der Geschichte dasteht, nicht schwarz und schrecklich genug malen . . . die Farben aus Dante's Hölle sind für manche Einzelnheiten noch zu mild.

Und deshalb komme ich auch mit meiner Schilderung, die freilich nur ein schwaches, mattes Spiegelbild jener Ereignisse liefert, nicht zu spät, trotz Allem, was schon darüber gesagt und geschrieben ist, und ich käme es auch nach Jahr und Tag nicht, eben weil man diese Schreckensbilder nicht oft genug zeigen und den damit verbundenen Warnungsruf nicht oft genug ertönen lassen kann. —

Was die Mordbrenner auf dem rechten Seineufer nicht erreichten, gelang ihnen um so besser auf dem linken. Den Plan, alle dort liegenden Ministerien zu zerstören, konnten sie freilich auch nicht ausführen, aber am Quai d'Orsay und in den angrenzenden Straßen, vorzüglich der Rue de Lille und der Rue du Bac wütheten sie dafür um so entsetzlicher. Das Palais d'Orsay, nach den Tuilerien und dem Louvre wol der größte, massivste und zugleich prächtigste Palast von ganz Paris, ist jetzt nichts als ein ungeheuerer Ruinenberg, in welchem man Mühe hat, auch nur in den äußeren Umrissen das ehemalige kolossale Gebäude wiederzuerkennen. Als ich es im Juli betrachtete, ragte noch die breite Haupttreppe haushoch aus den übrigen zerfallenen Mauern hervor, denn die gewaltigen Quadern hatten der vierundzwanzigstündigen Gluth wiederstanden; am nächsten Tage stürzten sie plötzlich zusammen und einzelne Steintrümmer flogen bis in die Seine hinein.

Durch die Zerstörung des Palais d'Orsay sind mehrere Millionen an Kunstschätzen und Kostbarkeiten vernichtet worden, denn viele vornehme Pariser Familien hatten gleich zu Anfang der Belagerung und bevor sie die Hauptstadt verließen, ihre werthvollsten Effecten dorthin schaffen lassen, in der Meinung, sie dort am sichersten unterzubringen. Bei dem schnell ausgebrochenen Brande und in dem allgemeinen Schrecken, dachte Jeder nur daran, sein eigenes Leben zu retten und so ging Alles verloren.

Der neben dem Palais d'Orsay liegende Palast der Ehrenlegion hatte ein gleiches Schicksal, auch er wurde in jener fürchterlichen Nacht in einen rauchenden Schutthaufen verwandelt. Nur die elegante Façade nach dem Quai hin mit ihren zierlichen Sculpturen und Bildsäulen, war als eine nackte Mauer stehen geblieben, schwarz und verkohlt, und ebenso die Rotunde des Mittelbaues. Jene Rotunde war der Empfangsaal, in welchem Frau v. Staël, die das Palais zu Anfang dieses Jahrhunderts bewohnte, jene berühmten Soiréen gab, welche dem Consul Bonaparte so staatsgefährlich erschienen, daß er sie nicht allein verbot, sondern auch die liebenswürdige Wirthin exilirte. Als Kaiser ließ er dann den Palast ankaufen, um darin die Kanzlei seines neugestifteten Ordens der Ehrenlegion zu etabliren. Jetzt ist auch er der Vernichtung anheimgefallen, das schöne Portal mit der stolzen Devise „Honneur et Patrie" ist zertrümmert . . . eine gerechte Strafe für so namenlose Schandthaten! —

Es ward mir schwer, weiter zu gehen und diese trostlose Umschau fortzusetzen. Von der Rue de Lille blickte ein neues düsteres Ruinenfeld herüber, die hohen Mauern der vier- und fünfstöckigen Häuser gähnten wie schwarze Felsenwände und dahinter Berge von Schutt, wie wenn dort ein Erdbeben gehaust hätte. Das hart daranstoßende preußische Gesandschaftshôtel war völlig unversehrt geblieben, ob durch Zufall, oder aus unwillkürlichem Respect vor „Monsieur de Bismarck", muß ich dahingestellt sein lassen. Vor dem Hofthor ging eine gewehrschulternde Schildwache (natürlich eine französische) auf und ab, denn der neue Vertreter des deutschen Kaiserreiches war bereits eingetroffen . . . es lag kaum ein Jahr zwischen seiner Ankunft und der Abreise seines Vorgängers; aber was für ein Jahr! Vor eben jenem Hofthor heulte im Juli 1870 der betrunkene Pariser Pöbel: à Berlin! à Berlin! und die Gamins schrieben Schimpfworte daran auf den König von Preußen.

Ich blieb auf der Solferinobrücke stehen, die hier vom Tuilerienquai zwischen beiden Palästen ausmündet; es ist die schönste unter den neuen Brücken des zweiten Kaiserreiches, und wie sie einen seiner glänzendsten Siegesnamen trägt, so mahnt sie zugleich an die ruhmvollste Periode desselben, die Periode nach Villafranca, wo Napoleon III. fast der Schiedsrichter in Europa geworden war. Und, welch seltsames Verhängniß! gerade von dieser Brücke hat man den günstigsten Ueberblick über den größten Theil des flammenverheerten Paris. Links an den zerstörten Tuilerien vorbei bis zu den Ruinen des Theater lyrique und den noch schrecklicheren des Stadthauses; vor uns die Trümmer des Justizpalastes und der Polizeipräfectur; rechts die soeben erwähnten ausgebrannten Paläste und die eingeäscherten Häuserreihen der Rue du Bac und der Rue de Lille; endlich hinter uns, zwischen dem verwüsteten Concordeplatz auf der einen und dem zusammengeschossenen Ministerium des Aeußern auf der andern Seite, das Dachgerippe des Industriepalastes, der mit einem solchen Kugelregen überschüttet wurde, daß von seinen vielen tausend Scheiben auch nicht eine einzige heil geblieben ist.

Wohin wir also schauen, nur Verwüstung, Trümmer, Ruinen und Verderben und wie von dieser Brücke aus, so könnten wir uns in drei, vier und mehr Stadttheile von Paris begeben, die weit auseinander liegen, um dort demselben jammervollen und entsetzlichen Schauspiel zu begegnen. Und gerade dieser Umstand beweist die Wahrheit unserer bereits ausgesprochenen Behauptung, daß die Commune die Absicht hatte, ganz Paris zu zerstören. Ich

erinnere zugleich nochmals an das obige Wort: „wer von Ihnen Chemie kennt ....“ Wer weiß, wie es jetzt in Paris aussähe, wenn die Versailler nur einige Tage später eingerückt wären, oder richtiger, wenn es den Insurgenten gelungen wäre, das schnelle Vordringen der Regierungstruppen zu verhindern. In die meisten Siehle, jene großen gewölbten Abzugscanäle, welche sich unter allen Hauptstraßen der Stadt entlang ziehen und in die Seine münden, hatte man Pulverfässer geschafft und dieselben durch elektrische Drähte mit einander verbunden; an den Fässern selbst hatte man Dynamitpatronen angebracht, welche die Explosion beschleunigen und auch sicherer machen sollten und überall, wo man auf eine Kreuzung der Canäle stieß, waren Pikrat- oder Nitro-Glycerinbomben an die Drähte gehängt worden, die bekanntlich bei der leisesten Erschütterung explodiren und die furchtbarsten Verwüstungen anrichten. In der Rue Vivienne und der Rue de Richelieu, desgleichen in der Rue de Rivoli und im Faubourg Saint-Antoine hat man diese Leitungen genau verfolgt; in der erstgenannten Straße ging sie sogar weiter bis in die Keller der kaiserlichen Bibliothek, die gleichfalls in die Luft gesprengt werden sollte. Man fragt sich entsetzt; aus welchem Grunde? und weiß auch hier keine andere Antwort, als: Wahnsinn und Vandalismus. Die pariser Bibliothek ist mit ihrer Million Bände, ihren 100,000 Handschriften und ihren über anderthalb Millionen betragenden historischen Documenten und Actenstücken die erste Bibliothek der Welt, ihre Zerstörung wäre ein welthistorischer Kataklysmus für die gesammte Civilisation aller Länder und Völker der Erde gewesen ... und dies war auch vielleicht der Hauptgrund, der die Herostraten der Commune dazu bestimmte. Dabei hing die Rettung der Bibliothek buchstäblich an einem Faden, denn im entscheidenden Moment durchschnitt ein herzhafter Nationalgardist, der nur gezwungen einen Wachtposten im Hofe des Gebäudes bezogen hatte, den Draht der Leitung und machte sich dann aus dem Staube. Leider ist mir der Name dieses Mannes entfallen; aber eine Heldenthat war es und in ihren Folgen unberechenbar und grandios.

Später, als die Schreckensherrschaft der Commune niedergeworfen war, ging man mit ängstlicher Sorgfalt an die Untersuchung und Räumung jener Siehle, um die Brand- und Explosionsstoffe hinauszuschaffen. Der große sogenannte Egout collecteur war sogar in der Rue Royale durch die dort eingestürzten Häuser verschüttet worden und mehrere hundert Insurgenten, die sich in dieselben hineingeflüchtet hatten, kamen dort elend um's Leben. Andere suchten einen Ausweg an der Mündung jenes Egouts, unterhalb Paris bei der Brücke von Asnières, wurden aber dort, so wie sie sich vor dem Gitter zeigten, von den Versaillern niedergeschossen. Man schätzt die solchergestalt Umgekommenen, allein in jenem Siehl, auf über fünfhundert. Wieder eine der schrecklichen, aber unvermeidlichen Episoden des Bürgerkrieges. Die Versailler nannten das „auf die Rattenjagd gehen“, als Allusion auf die eigentliche Rattenjagd, die bekanntlich während der ersten Belagerung auf so großartige Weise in allen Siehlen betrieben wurde.

Doch noch einmal zurück in das brennende Paris. Daß die Männer der Commune die Kirchen nicht verschonen würden, lag auf der Hand; hatten sie doch gleich beim Beginn ihrer Schreckensherrschaft allgemeine Glaubens- und Gewissensfreiheit proclamirt und selbstredend vollständige Trennung der Kirche vom Staate. Die gänzliche Aufhebung des Cultus und die Einrichtung der Gotteshäuser zu Asyl- und Arbeitshäusern kam sofort in den

Sitzungen der Commune zur Sprache und wenig fehlte, so hätte man, wie zur Zeit der ersten Revolution, durch ein Decret die Existenz Gottes abgeschafft und dafür den Cultus der Göttin Vernunft eingesetzt. La Déesse Raison, wie Anno 93, grausenhaften Andenkens, wo eine öffentliche Dirne, noch dazu im primitivsten Kostüm, in der Kathedrale von Notredame auf den Altar gesetzt und „angebetet", d. h. von den Gemeindegliedern geküßt wurde. „Wehe dem Volke", ruft schon der Prophet Jesaias, „welches den Herrn verläßt; der Herr wird es auch verlassen!"

In vielen Kirchen wurden sofort Clubs organisirt, wo die Redner, oft Männer aus dem untersten Pöbel und fast immer betrunken, von der Kanzel herab ihre blödsinnigen Utopien auskramten von Volksbeglückung, von der Aera der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit . . . kurz, das alte, abgedroschene Geschwätz, das immer bei jeder Revolution in Frankreich stereotyp auftaucht, bis die Gendarmen der neuen Regierung die Maulhelden beim Kragen nehmen. Auch Frauenclubs wurden in einigen Kirchen abgehalten, wo man natürlich die Emancipation des Weibes verhandelte und wo die Debatten oft so wild wurden, daß sich die verschiedenen Rednerinnen buchstäblich in die Haare geriethen. Andere Kirchen wurden in noch weit entsetzlicherer Weise besudelt und entweiht. In Notredame des Victoires trug man das Madonnenbild wie in einem Carnevalsaufzuge durch die Straßen, der begleitende Pöbel hatte sich mit den Meßgewändern ausstaffirt und was man von den kostbaren Kirchengeräthen nicht schnell genug in Sicherheit gebracht, wurde gestohlen. In Saint Laurent holte man die Reliquien aus den vergoldeten Schreinen und zeigte die Schädel und Knochen der gaffenden, schreienden Menge als „die Skelette der Maitressen der früheren Pfarrer", was sofort Glauben fand und einen Sturm auf das Pfarrhaus zur Folge hatte. Die empörendsten Infamien indeß wurden in der Kirche de l'Assomption begangen. Dort erbrach der von Wuth und Wein trunkene Pöbel das Tabernakel des Hochaltars, bemächtigte sich des Hostienkelches, den man in unbegreiflicher Sorglosigkeit dort gelassen hatte und führte damit eine vollständige Communionkomödie auf. Das Gesindel, namentlich die von Victor Hugo stets glorificirten gamins de Paris und eine Menge liederlicher Dirnen und Weiber drängten sich unter wieherndem Gelächter und Bocksprüngen an das Gitter des Chores, reckten die Zunge weit aus und verschlangen so aus den Händen eines jener Kerle, der sich ein Priestergewand umgehängt hatte, die Hostien, während ein paar Sansculotten Wein dazu einschenkten. Nachher tanzte die Bande den Cancan auf dem freien Platz vor der Kirche. Dies haarsträubende Factum ist mit keiner Silbe übertrieben; es wurde sogar der Commune Anzeige davon gemacht, und eine Untersuchung angeordnet, die natürlich nicht stattgefunden hat. Was hätte auch eine solche gefruchtet, von Männern, die göttliches und menschliches Gesetz wie wilde Bestien mit Füßen traten; denn in derselben Sitzung beantragte der Schuster Séraillier die provisorische Schließung sämmtlicher Kirchen, als der öffentlichen Moral zuwider, wobei er allerdings bemerkte, man könne sie ja später als Staatseigenthum dem Clerus wieder vermiethen, wenn das Pfaffenvolk (la prétraille) darin seine alten Fazen (les vieilles mômeries) fortsetzen wollte. Wer wundert sich noch, daß sich nach solchen Schand- und Greuelthaten (und noch Gräßlicheres wird auf dem folgenden Blatte zu lesen sein!) die rächende Strafe des Himmels, wie ein furchtbares Gewitter über dem unglücklichen Paris entlud? „Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!"

Endlich ging man in den Brand- und Blutnächten der letzten Tage an die Zerstörung der Kirchen selbst, um auch in dieser Hinsicht die früheren Revolutionen zu überbieten, welche die Gotteshäuser doch wenigstens stehen gelassen hatten. Mit Notredame, der alten tausendjährigen Kathedrale, sollte begonnen werden; über zehn Fässer Petroleum wurden in die Kirche hineingeschafft, einigen stieß man sofort den Boden ein und ließ das schreckliche Oel auslaufen; in einem Seitenschiffe wurde es sogar angezündet, aber das flüssige Feuer erwies sich ohnmächtig an den ungeheuren Steinmassen. Die ekeln, gelben Flammen züngelten hinauf an den gigantischen Säulen, die wie Felsenpfeiler, ich möchte sagen, verachtend dastanden und unversehrt blieben. Eine heftige Kanonade vom Pont Saint-Michel her trieb die Banditen in die Flucht, die noch im Fliehen versuchten, das nahe gelegene Hôtel Dieu, in welchem sich gegen zwölfhundert Kranke befanden, anzuzünden, was indeß ebenfalls nicht gelang, sondern vielen von ihnen das Leben kostete. Das brennende Petrol wurde darauf mit Sand beworfen und die Kathedrale war gerettet.

Auch von hier zogen sich die Mordbrenner weiter nach Osten zurück und wieder bezeichneten immer neue Flammensäulen das siegreiche Vorrücken der Versailler, denn fast in jedem Straßenviertel, das die Insurgenten räumen mußten, steckten sie noch schnell einige Häuser in Brand. Auch die Julisäule auf dem Bastillenplatze hatte es nur ihrer eigenen soliden Construction zu verdanken, daß sie der ihr zugedachten Zerstörung entging. Der Canal Saint-Martin fließt bekanntlich unter ihr hindurch, und man hatte ein mit Petrol gefülltes Frachtschiff genau unter dem Monument vor Anker gelegt und dann angezündet. Die Hitze und der Qualm waren so entsetzlich, daß der ganze Platz zu glühen und zu dampfen begann, aber die Säule selbst, Dank ihrem gewaltigen Fundament, wankte nicht und auch dieser verruchte Plan mußte aufgegeben werden. Die Insurgenten behaupteten übrigens trotzdem den Bastillenplatz noch einige Stunden lang, und in dem heftigen Straßenkampfe durchlöcherten zahlreiche Kugeln die eherne Säule, die wol noch lange die Merkmale dieses fluchwürdigen Bürgerkrieges tragen wird.

Nun loderten noch in der Nähe des Père-Lachaise und des Arsenals wilde Flammen auf, die sich weiter und weiter verbreiteten und zuletzt den ganzen östlichen Horizont mit feuriger Lohe bedeckten; in der Mitte die brennenden Docks mit ihren unermeßlichen Waarenvorräthen, als eine furchtbare, himmelhohe Hekatombe. In der Nacht vom 26. auf den 27. Mai, wo auch die beiden Theater auf den Boulevards Saint-Martin und du Temple niederbrannten, und die halbe Rue Royale in Flammen stand, schien es wirklich, als sei das ganze, ganze Paris dem Untergange durch das Feuer verfallen. Ueber zehn Meilen weit in der Umgegend, ja nach glaubwürdigen Augenzeugen in Beauvais, Compiègne und Louviers und sogar in Chartres, sah man am fernen Himmelsrande die düsterrothe Gluth wie ein blutiges Wetterleuchten, und in Fontainebleau, Pontoise und allen übrigen Städten dieses Umkreises war die Luft während jener Tage und Nächte mit dichtem, feinem Staube angefüllt, der an den Aschenregen von Herculanum und Pompeji erinnerte.

In diesem fürchterlichen Bilde von mehr als hundert Feuersbrünsten auf einmal, und abgesehen von den Opfern des Straßenkampfes, durfte ein anderes noch grauenhafteres Schreckniß nicht fehlen: der Mord; der feige, kalte, teuflische Mord der Geiseln. Arme, bejammernswerthe Oper, für die

man nicht Klagen genug erheben, nicht Thränen genug vergießen kann! Sie haben freilich den höchsten und erhabensten Namen errungen, welchen die Weltgeschichte in der gesammten Christenheit einem sterblichen Menschen zu geben vermag, den Namen Märtyrer, und ihr Andenken ist geheiligt für alle Zeiten, aber sie selbst haben bluten müssen und sind dahin und ihr schmählicher und zugleich herzzerreißender Tod steht da wie ein grausenhaftes Gespenst, das in seinen schwarzen Flügeln Fluch und Verderbniß trägt für die Mörder und solidarisch für die ganze französische Nation. Denn wie sie in kindischer Eitelkeit von jeher die Gloire des Einzelnen unter ihnen für sich in Anspruch nahmen, so müssen sie es sich nun auch gefallen lassen, daß man dieses fürchterliche Verbrechen in ihr Schuldbuch schreibt.

Die pariser Erzbischöfe haben ein entsetzliches Schicksal, und ihr purpurner Thron in Notredame wirft einen unheimlichen, beängstigenden Schimmer, als hätten sie ihn mit ihrem eigenen Blute so roth gefärbt. In kaum einem Menschenalter sind von fünf Erzbischöfen vier eines gewaltsamen Todes gestorben, denn auch der erste von ihnen, Monseigneur de Quelen, der im Jahr 1832 bei der Plünderung und dem Brande des erzbischöflichen Palastes nur dadurch sein Leben rettete, daß er unter der Notredamebrücke bis an die Hüften einen halben Tag im Wasser saß, während über ihm die Mordbrenner in priesterlichen Gewändern umherstolzirten und Schnaps aus den heiligen Altarkelchen tranken . . . auch er starb bald darauf am gebrochenen Herzen — und die anderen drei durch Mörderhand.

Zuerst Monseigneur Affre in den Junitagen 48, von einer Kugel getroffen, als er sich mit einem grünen Palmenzweige zwischen die Barrikadenkämpfer stellte, um sie zum Frieden zu ermahnen; . . . nach ihm Monseigneur Sibour, nur acht Jahre später von einem fanatischen Priester erdolcht und zwar in der Kirche, während er in feierlicher Procession das Volk segnete; . . . und nun Monseigneur Darboy, ohne einen Schatten von Recht und ohne Urtheilsspruch, von den Banditen der Commune im Hofe des Roquettegefängnisses meuchlings erschossen! Scheußlicher und infamer ist wol niemals, so lange es Mörder gegeben hat, eine Procedur gewesen, als diese, und es ist mir fast, als besudelte ich das Papier mit den folgenden Zeilen. Und doch will ich es noch einmal erzählen, als erschütternden Beweis für den schrecklichsten der Schrecken: „der Mensch in seinem Wahn!"

Ein Dutzend angetrunkener Kerle, sogenannte Soldaten der Commune, drangen fluchend in den erzbischöflichen Palast und schleppten den Kirchenfürsten, wie sie ihn fanden, mit sich fort und zuerst auf die Polizeipräfectur. Dort saß Rigault mit etwa zwanzig Cumpanen und ebensovielen Weibern, dem Auswurf der Barrièrenbordelle, bei einer Orgie, als man ihm, dem Generalstaatsanwalt (es klingt wie Hohngelächter der Hölle!), die Ankunft des Erzbischofs meldete, der im Nebenzimmer warte. Rigault erscheint, halb entkleidet, ein ekles Bild der Trunkenheit und Völlerei . . . die Thür, die nach dem Saufgelage führt, ist offen gelassen und man hört das Lärmen und die Zoten der Gäste . . . „très-bien, Sie sind der Erzbischof? — Sie halten es mit den Versaillern; wir werden Ihnen zeigen, wer jetzt Herr in Paris ist. Führt ihn ab nach Mazas!" — Das war das ganze Verhör, in welchem der Erzbischof nicht einmal zu Worte kam, und darauf beschränkte sich auch für den edlen, unglücklichen Greis die ganze übrige richterliche Verhandlung, bis zu dem Moment, wo man ihn aus seiner Zelle riß, durch die Corridors des Gefängnisses schleifte, im Hofe an die Mauer stellte und

erschoß. Er starb nicht allein; fünf andere Leidensgefährten, jetzt gleich ihm mit dem Heiligenschein des Märtyrerthums verklärt, theilten dies gräßliche Schicksal; unter ihnen der bekannte Pfarrer der Madeleine, Deguerry, gleich dem Erzbischof ein sanfter, freundlicher Greis, dessen Mildthätigkeit und Herzensgüte sprichwörtlich waren; alsdann noch drei andere Priester, ehrwürdig durch Alter und Tugenden und die Zierde ihres Ordens, und endlich der Präsident Bonjean, vielleicht die nobelste Erscheinung in der gesammten französischen Magistratur. Im Gefängnißhofe leuchteten die Fackeln, denn es war Nacht, aber weit furchtbarere Fackeln leuchteten am Himmel von dem ringsum brennenden Paris . . . ein letztes Gebet und ein letztes Umarmen. Ferré (sein Name verdient dem Abscheu aller Zeiten vermacht zu werden) rief: feu! und die teuflischen Schüsse knallten . . . und das schon mit so vielen Revolutionsschandthaten belastete Frankreich war um eine neue Schandthat reicher. Ein Soldat, nur Einer! von denen, die zu dem sechsfachen Morde commandirt waren, hatte nicht den Muth, loszuschießen, sondern senkte zitternd und bleich sein Gewehr . . . dies Zittern und Erbleichen war fast eine Heldenthat — er war der einzige Mensch unter diesen Bestien!

Noch eine Menge anderer Opfer fielen, in gleich fluchwürdiger Weise hingemordet; der Schriftsteller Chaudey, ein Ehrenmann, der nichts Anderes verbrochen hatte, als zufällig ein Mitwisser der Verbrechen einzelner Communemitglieder, namentlich Rigault's und Delescluze's, zu sein; ferner in Belleville, noch dazu dicht vor einem Tanzsaal der niedrigsten, schmutzigsten Sorte, die Ermordung von fünfzig Priestern und gefangenen Soldaten . . . der tanzende und zechende Pöbel ließ sich kaum unterbrechen, nur einige Weiber eilten hinaus, um noch ein Paar Revolverschüsse auf die bereits gefallenen, aber noch zuckenden Opfer abzufeuern; endlich die niedergemetzelten Dominicaner von Arceuil . . . aber mir fehlt der Muth, weiter zu schreiben; denn mir ist, als tauchte ich meine Feder nicht in Dinte, sondern in Blut. Der Geist wird matt und gebeugt bei der Aufzählung und Schilderung so lawinenartig angehäufter Gräuel und Verbrechen, und bedarf der Sammlung (wie auch wol der Leser seinerseits nach einer solchen Lectüre), um in der nöthigen Ruhe und Fassung fortzufahren.

Letztes Lieben.

Ein Sonettenkranz von **Theodor Florentin.**

I.

Wie manche Sterne mir vorüberzogen
Mit holdem Gruß und freudehellem Blinken,
Wo sind sie hin? erlöschen und versinken
Sah ich im Nebel sie, im Schooß der Wogen.

Und da nun alle Freude war entflogen
Und schon die Hoffnung aufgehört zu winken,
Ward mir's Genuß, den bittern Kelch zu trinken
Der Schmerzen, die allein mich nicht betrogen.

Kleinmüthig Herz! als ob nicht Eines bliebe,
Das treuer noch, allheilend, allgewaltig
Selbst Todte weckt: die Wundermacht der Liebe.

Da nahte sie, mir vom Geschick erkoren,
Mich innigst zu erneu'n, und mit ihr halt' ich
Am Herzen nun mehr als ich je verloren.

II.

Ich möchte dir all mein Empfinden zeigen
Und hab' in Worten vieles schon gewagt;
Allein die Worte machen mich verzagt,
Denn vor dem Höchsten müssen alle schweigen.

Doch wenn sich deine Wünsche zu mir neigen
Im Morgentraum, der liebeleuchtend tagt,
Was dir alsdann die innre Stimme sagt,
Das ist mein bestes Wort und ganz mein eigen.

Dann bin ich dir zunächst, du Einzigschöne,
Dann haben unsre Seelen sich vermählt
Zum vollen Einklang wahlverwandter Töne;

Und was dein Herz so wonnig macht erbeben,
Ist, daß wir beide fanden, was uns fehlt,
Ich leb' in deinem, du in meinem Leben.

III.

Beglückte Jugend, selig im Verschwenden!
Was sie verliert, ersetzt das Leben gleich,
Ja ihr Verschwenden macht sie doppelt reich,
Die Quelle fließt und schwillt und kann nicht enden.

Wie muß im Alter nun sich alles wenden!
Ihm hängen Früchte spärlich nur am Zweig,
Und bleibt das Mark im harten Holze weich,
Was will ein volles Herz mit leeren Händen?

Jedoch, wenn ihm ein Strahl der Liebe leuchtet,
Ihm Sehnsucht ihre Morgenröthe leiht,
Mit Wonnethau die Augen überfeuchtet,

Kann selbst Natur nicht seine Freuden rauben,
Es spottet aller Tyrannei der Zeit,
Entflieht sich selbst und muß an Wunder glauben.

IV.

Wenn ich die Bilder alter Zeit erneue,
Wie blieb doch all mein Lieben unzulänglich!
Im Suchen bänglich, im Besitz verfänglich,
Und wenn das Ende kam, so kam die Reue.

Weßhalb ich gern vergessend Asche streue
Auf jene Gluthen, einst so überschwänglich,
Die einzig mich gelehrt, wie unumgänglich
Dem höchsten Liebesglück die höchste Treue.

Und danke Gott, daß ich zuletzt gefunden
Ein Heil, das wechsellos in Näh' und Ferne
Von allem Leid die Seele macht gesunden.

Froh lösch' ich meine suchende Laterne:
Nach Ewigkeiten zählt und nicht nach Stunden
Der Segen mir vom allerreinsten Sterne.

V.

Du einzig Herz, wie soll ich dir vergelten,
Was deine Lieb' an meinem Leben thut!
Du bist so innig wahr, so hold und gut,
Kein zweites Herz wie du in allen Welten.

Du gießest durch die jugendlich geschwellten
Befreiten Glieder mir ein neues Blut,
Giebst meinem Wesen Freudigkeit und Muth,
Du einzig Herz, wie soll ich dir's vergelten?

Dich nennen nur macht meine Pulse schlagen,
Dein Bildniß nährt die sehnliche Begier,
Dein liebend Wort läßt mich das Höchste wagen.

Und wenn wir auch getrennt verbleiben müssen,
In jedem Traume kommst du ja zu mir,
Mich zu beseligen mit deinen Küssen.

VI.

Wer zählt die Blätter, die ich dir geschrieben,
Und du mir wieder, all die lieben Blättlein?
Ob wohl der stärkste Baum bei eurem Städtlein
Im Wonnemond so viele vorgetrieben?

Und noch ist unsre Triebkraft jung geblieben,
Am Schreibtisch wachsen sie und selbst im Bettlein,
Und sich begegnend wie die Ring' am Kettlein
Sagt eins dem andern immer nur: wir lieben!

Und ich: „wie lieb' ich dich, du einzig Eine!"
Und du: „ist's wahr, Herz? willst es ehrlich sagen,
Daß du der Meine so wie ich die Deine?"

O süßes Liebesecho! wer entscheidet,
Ob seliger das Hören, ob das Fragen?
Es küßt sich ja in Eins. Geht und beneidet!

VII.

Du wüßtest gern genauer, wie ich wohne:
Die Wirthin dienstbeflissen, nimmer säumig,
Mein Zimmerchen bequem, nicht zu geräumig,
Doch es genügt dem stillen Musensohne.

Ein Kanapé, fünf Sessel, und die Krone
Von allem ist das Bett; da lieg' und träum' ich
Zu Nacht von dir, und tagt es — nun so träum' ich
Wohl auch im Wachen fort auf der Poltrone.

Die Bücher sind vertheilt auf zwei Consolen,
Zwei Bilder grüßen von der Wand, mein Goethe
Und Lessing, deren Schutz ich mich befohlen.

Nach Mittag finden mich die Sonnenstrahlen,
Die eben jetzt, nah an der Abendröthe,
Mit goldnen Streifen dies Sonett bemalen.

VIII.

Nun laß dir meine Fensteraussicht zeigen
Auf Gärten, die sich an einander reih'n:
Sieh wie die Pappel flirrt im Sonnenschein,
Die Ceder schwankt und die Cypressen steigen.

Ein Pflaumenbaum mit schwerbehangnen Zweigen
Sinkt bis zur Erd', und über's Mäuerlein,
Von Epheu dichtverdeckt und wildem Wein,
Reicht mir ein Ast die schwellend süßen Feigen.

Doch gegenüber hält am Rand des Walles
Ein dunkler Lorbeer meine Blicke fest,
Der edle Busch erfreut mich über alles.

Auch ist zur Linken eine Windenlaube,
Wo eine Leserin sich niederläßt;
Sie lies't nicht in der Bibel, wie ich glaube.

(Sonett IX und folg. bringt das nächste Heft.)

Eine Familie von Tanz-Poeten.

Von **H. Ehrlich.**

Eine gründliche Geschichte des Tanzes und der Tanzmusik, ihrer Entwickelung aus religiösen Mysterien zur dramatischen und nunmehrigen gesellschaftlichen Bedeutung, ihres Einflusses auf die Rhythmik, ihrer Ausbildung von der Pantomime zu prägnanten nationalen Formen würde gewiß manche schätzenswerthe Beiträge zur Culturgeschichte bieten. Ist doch keine bedeutende Aenderung in den äußerlichen Gewohnheiten des Volkes, in Tracht, Nahrung, Tageseintheilung, als vereinzelte Erscheinung, vielmehr immer als Merkmal allmäligen, allgemeinen, politischen und socialen Umschwunges zu betrachten; um wie viel mehr Kennzeichen der Culturstufe und der gesellschaftlichen Entwickelungen der Völker müßten im Tanze und in der Tanzmusik zu finden sein, die ja zu allen Zeiten auf's Engste mit dem öffentlichen Leben verbunden waren. Es ist gewiß nicht bedeutungslos für die Sittengeschichte der beiden Culturvölker des Alterthums, daß die Blüthezeit Griechenlands beginnt, als der junge, schöne Sophokles um die Trophäen des Salaminischen Sieges tanzt, den Aeschylos mit erkämpft hat, während in Roms glänzendster Literatur-Periode, zur Zeit des „triefäugigen" Horaz und des „magenleidenden" Virgil*) der Aegypter Bathyllos jene Pantomimen einführte, durch die er sich die Gunst des berühmten Maecenas in viel höherm Maße erwarb, als die beiden Dichter sie je besaßen. Und die neue Geschichte zeigt uns, wie seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts der totale Umschwung aller Verhältnisse gleiche Schritte geht mit ähnlicher Umwandlung der Tanzformen und der Tanzmusik: Das Menuett, die Anglaise verschwinden aus den königlichen, fürstlichen und adeligen Tanzsälen, an ihre Stelle treten der Walzer, der Galopp, die Polka, der Contretanz und die Napoleonische „Lance"; freche Tanzformen, die früher nur in tiefststehenden französischen öffentlichen Localen hie und da als Curiosum betrachtet wurden, sind mit den Offenbach'schen Opern auf die Bühne gedrungen, und selbst in einem königlichen Ballette (Flick und Flock) haben wir eine Nachahmung gesehen, allerdings der Oertlichkeit angepaßt, aber im Ursprunge unverkennbar.

Es wäre übrigens ganz verfehlt, von den Tanzformen auf die Sitten der Gesellschaft zu schließen, etwa vom steifen ehrbaren Menuett auf moralische Grundsätze, und umgekehrt. Die Tanzformen sind vor Allem ein Spiegelbild des geselligen Lebens, der größern oder mindern Abgeschlossenheit der Schichten, aber ein unsicherer Barometer für die öffentliche Moral. Die steifsten Tänze und die lockersten Sitten fallen in ein und dieselbe Periode. Zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts herrschte in Wien die strengste Etiquette, nur das Menuett und die Anglaise waren in der Gesellschaft tolerirt, dabei auch Ansichten und Zustände, welche dem leichtfertigsten Polkatänzer unserer Zeit unmoralisch erscheinen würden.

Die witzige Lady Wortley Montague, der die Welt eine Beschreibung des Serails und die ersten Versuche der Schutzpockenimpfung verdankt, hat in ihren Briefen aus Wien, besonders in dem vom 20. September 1716 die eigenthümlichsten Schilderungen hinterlassen, von denen wir eine um der Originalität willen hier anführen. Ein junger Graf bot ihr — vierzehn Tage nach ihrer Ankunft und im Palast einer hohen Dame — ein kleines

---

*) So bezeichnet Horaz selbst sich und den Freund in seiner fünften Satyre.

„Herzensamüsement“ an; sie entgegnet, ihr Herz bedürfe keines Amüsements; der Verschmähte meint seufzend, er fühle sich sehr unglücklich, daß er ihr nicht gefalle, bleibe ihr aber nach wie vor ergeben und bitte sie um die Ehre ihres Vertrauens: falls sie einen andern Cavalier ihrer Gunst würdiger halte, wolle er die Angelegenheit auf's Beste besorgen. — Und wohlgemerkt! Lady Montague, die Frau des englischen Gesandten, gesteht, sie habe kein Recht, sich diesem Antrage gegenüber beleidigt zu fühlen, er wäre sehr ernsthaft und wohlwollend gemeint! Heutzutage dürfte ihn kein Ladendiener einer anständigen Nähmamsell stellen.

Wir haben uns diese kleine Abschweifung auf das culturhistorische Gebiet nur erlaubt, um den geneigten Leser mittelbar auf die Darlegung vorzubereiten: warum wir der Walzerdynastie Strauß, insbesondere aber den beiden Johann, Vater und Sohn, eine viel größere Bedeutung geben, als die specifische Geschichte der Tonkunst ihnen zuerkennen dürfte: sie erscheinen uns als glänzendste und genialste Vertreter einer Umwandlung im Wiener gesellschaftlichen Leben, die nur mit Hülfe der Tanzmusik, und zwar nur der Strauß'schen Walzer durchgeführt werden konnte. Bis zu Anfang der dreißiger Jahre bildete die Tanzmusik kein specielles Fach, das heißt, keine von bestimmten Componisten ausschließlich gepflegte Gattung; sie galt vielmehr als zur Domaine eines jeden Musikers gehörig. Bach und Händel haben Allemanden, Courante, Menuette, Giguen und passe pieds, Mozart und Beethoven Walzer und Contretänze geschrieben; und die Tondichter der Zauberflöte und der Neunten Symphonie haben ihre Tänze nicht wie jene Altmeister componirt, um auch in dieser Form contrapunktische Meisterschaft zu zeigen, oder nach Mattheson'schen Recepten besondere Gefühle*) auszudrücken, sondern — damit danach getanzt werde. Der göttliche Wolfgang war ja selbst ein leidenschaftlicher und „famoser“ Tänzer, und walzte gewiß mit seiner Constanze am liebsten nach seinen eignen Weisen; und der unermeßliche, hehre Beethoven verschmähte es nicht, für den kaiserlich königlichen kleinen Redoutensaal, wo die Bälle der Elite stattfanden, Walzer und Contretänze zu componiren, ja, in einem der letztern das zweite Motiv des Finale der — — Eroicasymphonie anzubringen! Auch Hummel, Gyrowetz, Weigel, dann eine ganze Masse Wiener und Prager Chorregenten, und selbst der Componist des „Weltgerichtes“, Fr. Schneider, haben Walzer für die Wiener Bälle geschrieben. Freilich klingt mancher derselben heute trauriger als viele Verdi'sche Verzweiflungsarien (wie z. B. „O, meine Mutter, ich seh' Dich sterben“ im Trovatore); aber zu ihrer Zeit wurde doch so flott danach getanzt, als es die Etiquette erlaubte. Nach der Restaurationsperiode kam ein regeres Leben in die Gesellschaft. Die Welt lebte schneller, die Tänzer verlangten raschere Bewegung. Die zwei großen romantischen Tondichter jener Zeit, Weber und Schubert, ahnten die neue Entwickelung der Tanzmusik und verkündigten sie in ihren Werken. Weber's „Aufforderung zum Tanze“, ein Stück, das nicht für den Tanz geschrieben ward, bietet das glanzvollste Tonbild eines belebten Balles mit all' seinen Zwischenspielen zärtlichen Geflüsters und leidenschaftlicher, wirbelnder, brausender Lust; Schubert's Walzer sind poetische Ergüsse jener eigenthümlich gemüthlichen Schwärmerei, welche das damals noch unverfälschte deutsch-österreichische Element kennzeichnet, die aus vielen Melodien Haydn's und Mozart's so unnachahmlich liebenswürdig erklingt. Weber's „Aufforderung“

*) „Die Leidenschaft, welche in einer Courante vorgetragen, ist die ‚Hoffnung‘, die Sarabande hat keine andere Leidenschaft auszudrücken als die Ehrfurcht.“

ist ganz dramatisch, Schubert's Walzer sind ganz lyrisch; Weber's gluthvoll dichterische Phantasie schöpfte Anregung aus den glänzenden Festen, die er gesehen; er war ein Mann der Welt, viel gewandert, in immerwährendem Verkehr mit den Besten seiner Zeit, hatte das Leben kennen gelernt, und genossen; Schubert, der scheue, in sich zurückgezogene, der sich nicht über den intimsten Freundeskreis hinausbrachte, der gern in Wald und Gebirge wandelte, dessen weiteste Reisen nach Salzburg oder dem ungarischen Gute des Grafen Esterhazy führten, vertiefte sich in die Volksweisen, die er in österreichischen und steierischen Bergen vernahm, beim Klange der Zither, die so eigenthümlich träumerisch stimmt, wenn sie des Abends aus der Sennenhütte oder dem einsamen Wirthshäuschen klingt, die jedoch leider vor etwa zwanzig Jahren als Mode-Instrument hoher Herrschaften in den Salon, ja selbst in den Concertsaal verpflanzt wurde.*) Wer noch heute diese Weisen rein und unverkünstelt vernimmt, der wird ihre Anklänge in Schubert's Walzern, ja in manchen seiner Sonaten-Scherzo, selbst im Scherzo der C-dur-Symphonie wieder erkennen; nicht als ob Schubert jemals eine steierische oder österreichische Melodie benutzt hätte — er, dem ein unversieglicher Melodienborn floß! — er übertrug nur die nationale Färbung jener auf manche seiner Schöpfungen; und selbst eine seiner wunderbarsten, das einzig schöne Scherzo des A-moll Quartetts, ist auf eine „Jodler"-Phrase gebaut, die man noch immer von jedem „Gasbua"**) im Wienerwald und an der steirischen Grenze hört. Natürlich ist diese Originalphrase in dur; was Schubert in dem tiefschmerzlichen Moll-Tonstücke daraus gemacht, zeigt eben, wie die Zauberhand eines göttlichen Genies aus anscheinend unbedeutendem Stoffe ein Kunstwerk formt.

Merkwürdigerweise haben gerade die beiden Tondichter, von welchen die Entwickelung des Walzers zuerst ausging, Schubert und Weber, keine Tänze für den Ballsaal geschrieben***), und zwei „Specialisten", Lanner und Strauß blieb es vorbehalten, Das, was Jene vorgeahnt, zu vollführen. Lanner folgte mehr dem ländler-artigen Style der Schubert'schen Walzer, Strauß — vielleicht unbewußt — dem Impulse Weber's; er gab dem Walzer jenen Aufschwung, der nunmehr durch den Sohn Johann zur glänzendsten Entfaltung gelangt ist. Lanner's Walzer trug noch das locale Wienerisch österreichische Gepräge; Strauß Vater vergrößerte ihn musikalisch, der Sohn erhob ihn zur kosmopolitischen Bedeutung.

Aber nicht durch ihre Compositionen allein sind die beiden Letztgenannten die Anreger einer gesellschaftlichen Reform geworden, sondern auch zum großen Theil durch die Art und Weise, wie sie ihren Compositionen Verbreitung gaben, durch die Stellung, welche sie gegenüber dem Publicum einnahmen und festhielten. Strauß Vater war der Erste, der die Tanzmusik aus den Räumen des Ballsaales in das Concertlocal verpflanzte; er veranstaltete in Gärten und Restaurationssälen musikalische Abendunterhaltungen, in denen nicht getanzt wurde, und die ein Publicum versammelten, welches

*) Wir erinnern uns, in den elegantesten Badeorten ein Concert des „Herzoglichen Hofcitherspielers" gehört zu haben, worin dieser Variationen über die Schlußarie aus Lucia di Lammermoor vortrug!

**) Geisbub, Ziegenhirt.

***) Weber war 1824 in Ems bei der damaligen Kronprinzessin von Preußen, jetzigen Königin-Wittwe zum Balle geladen; dort improvisirte er Walzer, welche er später für die hohe Frau auf ihr Ersuchen niederschrieb. Das Manuscript ist jedoch verschollen.

Johann Strauss.

öffentliche Bälle nie betrat. Er erweiterte sein Programm nach und nach, nahm classische Compositionen darin auf und gab dieselben mit seinem vortrefflich geschulten Orchester in mustergiltiger Weise wieder; seine Concerte im Volksgarten (in der Nähe der Kaiserburg) und in Domaier's Casino (in Hietzing, gegenüber dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn) waren der Sammelplatz des elegantesten Publicums, und haben vor dem Jahre 1848 zur geselligen Annäherung der Stände mehr beigetragen als sehr viele liberale Schriften; diese wurden meistens als Leipziger und Hamburger Contrebande eingeführt und unter einem kleinen Publicum verbreitet, die Strauß'schen Tanzweisen waren ein demokratisches Fluidum, das dem wachsamen Auge der Polizei verborgen blieb, weil diese von dem Grundsatze ausging, daß je mehr die Leute auf Tanzmusik hörten, desto weniger sie sich um ernste Dinge kümmerten, was in Oesterreich nicht zutraf; dort sind die Stämme am weitesten zurück, welche am wenigsten Musik treiben — aber der liebenswürdige, Walzer-trunkene Wiener tanzt noch heute über alle Schwierigkeiten hinweg, noch heute bleibt er nirgends festen Schrittes stehen — es tanzt „halt" Alles, auch die Minister mit der Verfassung!

Strauß Vater stand im Zenith seines Ruhmes, als in Wien die Kunde sich verbreitete, daß der älteste Sohn Johann, damals ein kaum achtzehnjähriger Jüngling, Walzer schriebe, und, dem väterlichen Willen entgegen, ebenfalls Tanzcomponist werden wollte. Mit ungläubigem Ohr hörten die Leute die Kunde, wie immer, wenn eines berühmten Mannes Sohn dieselbe Laufbahn einschlägt; doch konnten sie nicht leugnen, daß schon in den Erstlingswerken sich ein „recht achtungswerthes" Talent zeigte. Bald gestaltete das Urtheil sich anders, und die Meinung, daß der Sohn einst über dem Vater stehen würde, gewann immer größere Verbreitung. So lange dieser noch lebte, mußte die Aufmerksamkeit eine getheilte bleiben; sein Glanz verdunkelte den Sohn, der nur mit großer Mühe Anerkennung zu erringen vermochte. Doch um so glänzender gestalteten sich später die Erfolge, als er mit gereiften Compositionen hervortrat, die eine neue Phase des — in seiner Form so beengten — Walzers zeigten.

Schon der Vater hatte dessen Rahmen erweitert, breitere Melodien, glänzendere Instrumentation, feinere Färbung eingeführt; der Sohn ging weiter, erfaßte die Vortheile, welche ihm die neuere Harmonik und Orchestration boten, mit genialem Blick, gab den Blasinstrumenten, welche bisher eine untergeordnete, mehr lärmende als musikalische Rolle spielten, eine freiere polyphone Bewegung, verstand es bei der breitesten Melodie verschärfte Rhythmik anzuwenden, und erzielte neue überraschende Effekte, die selbst den musikalischen Zuhörer interessiren, welcher dieser Gattung Musik ferner steht. Zu gleicher Zeit entfaltete er die hervorragendste Begabung als Dirigent. Wie er sein Orchester belebt und mitreißt, wird erst recht klar, wenn man dieselbe Composition, selbst von den besten Kräften, unter anderer Leitung ausführen hörte. Das Feuer, die leidenschaftlichen Bewegungen, das scharfe Markiren auf seiner Geige, die manchem Zuhörer im ersten Momente vielleicht als Manier, als Berechnung äußerlichen Effektes erscheinen konnten, erweisen sich dann als Ausfluß einer Energie, die auch das sprödeste Material und das sprödeste Publicum bewältigt. Im Jahre 1867, zur Zeit der Weltausstellung in Paris, ging er dahin und nach London, und brachte mit der Bilse'schen Kapelle *) seine Compositionen zu Gehör. Die genannte tüchtige Kapelle war seit

*) Bilse dirigirte die classischen Orchesterwerke.

Jahren an die Leitung und Auffassung ihres Gründers gewöhnt; und wie erklangen dieselben Walzer, die sie ehedem schon so oft gespielt hatte, in dem Augenblick, als der Componist auf dem Dirigentenplatze stand! Das Publicum ward elektrisirt, überschüttete Strauß mit Beifall — und seine Klänge beherrschten fortan die Tanzsäle von Europa!

Hier ist zu bemerken, daß er schon seit fast sechs Jahren nur fremde Kapellen dirigirte. In Wien trat er in den Concerten seiner Brüder als „Mitwirkender" hervor, wenn er seine neuesten Compositionen von ihrem Orchester ausführen ließ. Seine Stellung als Hofballdirector hat er in letzter Zeit ganz aufgegeben, um sich ausschließlich der Composition zu widmen. Als erste Frucht brachte er eine burleske Oper: „Indigo", die in Wien mit großem Beifall, in letzterer Zeit auch in Berlin aufgeführt wurde und neben Tanzrhythmen manchen Beweis eines lyrischen Talentes bietet. Wir sind überzeugt, daß Strauß mit einem bessern Textbuche auch Bedeutenderes bieten wird; die Gattung, welche von vornherein Offenbachartige Behandlung verlangt, und auf demi-monde-Musik zugespitzt ist, kann auf die Dauer dem Publicum nicht genügen; der Dichter einer deutschen komischen Oper muß jetzt vor Allem auf das nationale kleinbürgerliche Leben zurückgreifen, das interessante heitere und lyrische Momente in Hülle und Fülle bietet.

Neben Johann, dem glänzendsten Träger des Namens Strauß, haben sich zwei jüngere Brüder, Joseph und Eduard, ausgezeichnet; sie errangen zwar nicht Erfolge, die mit denen des Aeltern annähernd zu vergleichen wären, aber sie fanden vielfache, wohlverdiente Anerkennung, die ihnen vielleicht in noch höherm Maße zu Theil geworden, wenn nicht das Publicum in der schweren Wahl zwischen so vielen „Strauß'n" Dem seine besten Kränze gab, der nun schon einmal die Europäische Berühmtheit genoß. Joseph, der schon vor zwei Jahren gestorben ist, galt als Componist für nicht weniger begabt, denn Johann und stand bei den Musikern in gutem Ansehen um seiner künstlerischen Bildung willen, konnte aber als Dirigent keine durchgreifenden Erfolge erzielen. Eduard, der Jüngste, wandelt mit rüstigem Fleiße auf Strauß'scher Bahn, und erfreut sich großer Beliebtheit. Man rühmt auch seine energische Leitung.

Wenn wir ausschließlich von Strauß'schen Walzern gesprochen haben und nicht auch von den vielen anderen brillanten und beliebten Compositionen, von den Quadrillen und Polkas mit welchen alle Glieder der Familie die Tänze-Literatur bereicherten, so geschah dies mit Absicht und aus wolerwogenen Gründen. Uns erscheint nur der Walzer als ein wahrer charakteristischer Typus; in der Quadrille erblicken wir eine conventionelle Figur, in der Polka einen veredelten czechischen Hopser, wenig graciös und aller nationalen Eigenthümlichkeit entbehrend. Allerdings hat er selbst in der spröden englischen Aristokratie Aufnahme gefunden; diese sah vor fünfzig Jahren den Untergang der Welt vor sich, als Lord Palmerston, der damals noch Hightory und der eleganteste Dandy Londons war, den ersten Walzer tanzte; der edle Lord wurde Whig, die jetzigen Dandies tanzen Polka, die Welt steht noch!

Nach welchen Weisen wird sie wol in fünfzig Jahren tanzen? Welche Umwandlung werden die Umgangsformen und mit ihnen der Tanz erfahren? Wird ein Zukunftstanzmusiker kommen, oder eine „Umkehr" stattfinden? Die Lösung dieser Fragen mag der „Salon" im Jahre 1920 bringen; in der Gegenwart herrscht die Dynastie Strauß fast absolut im Reiche des Tanzes.

Die Taunusbäder.

Von **Ferdinand Hey'l.**

Wenn in der neuen Reichshauptstadt und auch wol in anderen, kleineren Städten des neuen deutschen Reiches die Sitzungen des Stadtrathes vertagt werden müssen, weil die Versammlung nicht beschlußfähig ist, wenn die stellvertretenden Redacteure mit Mühe nach Stoff für die Spalten ihres Organes suchen, wenn das persische Insectenpulver ein begehrter Artikel ist und die Eisenbahnkassen ihre besten Einnahmen erzielen, dann gestalten sich am Rhein einzelne Städte und Ortschaften, die dem Winterschlaf sich plötzlich entrissen, zu Weltstädten, zu Centralpunkten des internationalen Verkehrs im ausgedehntesten Sinne des Wortes.

Diese Orte und Städte am Rhein sind die Bäder am Taunus, welche, wenn auch in ihrer Entwickelung jünger als die böhmischen Bäder, doch dem alten, wohlverdienten Ruf derselben immerhin bereits eine gefährliche Concurrenz machen.

Es ist aber auch ein Kranz lieblichster Ansiedlungen, welcher sich um die grün bebuschten Höhen des Taunus dahinzieht. Von dem Quellenreichthum seines Gebietes hat man selten den entsprechenden Begriff. Einschließlich der an einzelnen Orten bis zu zwanzig und mehr entsprudelnden Einzelquellen (Soden, Wiesbaden) kann man die Zahl der mineralischen Thermen am Taunus im Allgemeinen auf mehr denn hundertfünfzig angeben, von denen vierzig bis fünfzig medicinisch angewandt werden und einzelne als die heilkräftigsten Deutschlands gelten.

Dem Gebiete des Taunus gehören an: Homburg, Soden, Schwalheim, Cronthal, Weilbach, Selters, Nauheim, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad und in gewisser Beziehung auch Ems, Geilnau und Fachingen.

Die Quellen führen als Hauptbestandtheil: Chlornatrium, d. h. Kochsalz. Die nördlich gelegenen zeigen mehr Stahl und Eisen, die südlichen vorwiegend Salz und Schwefel. Mit den genannten Thermen sind indeß die Mineralquellen, besonders jene in dem ehemaligen Herzogthum Nassau belegenen, bei Weitem nicht erschöpft. Sämmtliche Bäder des Taunus sind, Nauheim und Schwalheim ausgenommen, seit 1866 im Besitze Preußens.

Man kann die Zahl der Fremden in den vorgenannten Badeorten jährlich auf zusammen ca. 120,000 Personen veranschlagen, in welcher Zahl die eigentlichen Passanten natürlich nur zum Theil mit eingerechnet sind. Veranschlagt man den Baarverbrauch dieser Badegäste auf durchschnittlich nur 100 Gulden für den Einzelnen, so erfließen den genannten Badeorten etwa 12 Millionen Gulden aus der Badeindustrie als Einnahme. Freilich sind diese Zahlen nur annähernd gegeben; allein sie zeigen doch, wie bedeutend der Umsatz des Geldes an den genannten Curorten in wenigen Sommermonaten ist.

Am zahlreichsten besucht ist von den Taunusbädern unstreitig **Wiesbaden**, durch die Spielbank gleichzeitig Luxus- und Vergnügungsbad, nichtsdestoweniger aber als Heilbad ersten Ranges anerkannt. Die Wirkung seiner Thermen hat sich nach den letzten deutschen Kriegen so überraschend bewährt,

daß selbst im Winter die Zahl der daselbst verweilenden verwundeten und rheumatisch erkrankten Krieger eine bedeutende ist.

Die Entstehungsgeschichte der meisten Bäder gründet sich in der Regel auf einen von irgend einem Fürsten des „mythengrauen Alterthums" gejagten und verwundeten Hirsch, der nichts Eiligeres zu thun hat, als auf seiner Flucht vor der Meute des hohen Jägers davonzulaufen und in's — Bad zu reisen, d. h. einer heilkräftigen, bis dahin unbekannten Quelle zuzueilen, um dort Linderung seiner Schmerzen zu suchen. Diese Historie, schön ausgeschmückt, findet man in den meisten der Localwegweiser deutscher Badeorte. Selten werden Heilquellen anders entdeckt. Der Fürst baut sich dann sofort ein Badehaus an jene Stelle und beginnt, obwol nicht gejagt, nicht angeschossen, noch verwundet, sofort auch eine regelrechte Badecur. Selbstverständlich läßt sich dies einfach darauf zurückführen, daß bei Bloslegung irgend einer mineralischen Quelle in der Regel der Herrscher des betreffenden Landes den Fund durch eigene Verwaltung auszubeuten pflegt. Seltener schon ist eine andere Lesart dieser Bäderentdeckungen, nämlich jene, bei welcher die Rolle des gejagten Vierundzwanzigenders irgend ein verirrter Angehöriger einer Rindviehheerde: ein Rind, eine Kuh, oder ein Ochse übernimmt.

Mit wenigen Ausnahmen treffen diese Umstände bei den Taunusbädern nicht zu; nur Schlangenbad registrirt ein mysteriöses Rind in seiner Localgeschichte und Ems hat eine edlere Erinnerung in seinen Pferdebädern in der Lahn.

Die meisten Bäder am Taunus waren schon den Römern bekannt. Wiesbaden jedenfalls, denn die Ausgrabungen (selbst in den letzten fünf Jahren) haben noch römische Inschriften, welche auf die Benutzung der Bäder hinweisen, zu Tage gefördert. Darauf hin deutet auch die Inschrift an dem größten der wiesbadener Badhäuser: den Vier Jahreszeiten. Sie ist Antonin's Bädern entlehnt und lautet:

„Curae vacuus hunc adeas locum, ut morborum vacuus abire queas; non enim hic curatur qui curat."

Poetisch übersetzt würden diese Verse in deutschen Reimlein etwa lauten:

„Ohne Sorgen komm' zur Quelle,
Willst du frei von Krankheit geh'n.
Denn für Den nur sorgt die Welle,
Der die Sorgen läßt verweh'n!" —

Neueren Datums als diese ist eine Inschrift, welche kürzlich auf einem Merkstein eingegraben wurde, den man auf einem blosgelegten altgermanischen Grabe im Curgarten zu Wiesbaden errichtete. Sie führt nur zwei Buchstaben D. M. und bedeutet einfach: Diis Manibus (den Schattengöttern, eine auf römischen Grabsteinen häufig vorkommende Inschrift). Es ist deshalb nicht zutreffend, wenn scherzhafter Weise behauptet wurde, es verewige diese Inschrift Namen und Titel des um die Curinteressen der Stadt Wiesbaden sehr verdienten Domänenraths M.

Wie sich ein römisches Castell bei Wiesbaden erhob, dessen Grundmauern deutlich zu Tage getreten und blosgelegt worden sind und dessen Verbindungsmauer nach der Stadt zu sich bis heute noch erhalten hat, so ist auch die Anwendung der Thermen dieses Badeortes durch die Römer — bei deren Vorliebe für Bäder überhaupt — sehr natürlich und historisch festgestellt. Die Fontes Mattiaci erwähnen schon Plinius und andere Ge-

währsmänner der Togazeit und selbst die Anwesenheit des Drusus, die Erbauung von Thermen durch den Kaiser Tiberius, die Badecur des Römerfeldherrn Licinius Trio, der „hier die Cur gethan", läßt sich ziemlich deutlich nachweisen.

Indessen helfen diese Umstände den heutigen Rheumatikern ebensowenig über Zipperlein und Podagra hinweg, als jener: daß das ganze „gemeine Bad" im Jahre 1502 auf elf Jahre durch einen nassauischen Herzog um vier Gulden an einen Bürger der Stadt verpachtet wurde. Heute ertragen die Bäder mehr, wie der Wohlstand der Stadt beweist. Auch die Römer haben jetzt andere Schmerzen; und was das Spiel betrifft, so wird Wiesbaden das Aufhören desselben Ende 1872 verschmerzen müssen und können. Man wird zwar in Wiesbaden, dieser „Krone der Taunusbäder", sich zu rühren haben, um die Ausfälle der am grünen Tisch so leicht errungenen und auch der Stadt wesentlich zum Vortheil gereichenden Einnahmen wieder herbeizubringen, aber — Gott verläßt ja, nach dem alten Sprichwort, den Deutschen nicht, besonders dann nicht — wenn er sich selbst zu helfen weiß.

In gleicher Lage mit Wiesbaden ist Ems. Indeß nur der materielle Vortheil und die Concurrenz der anderen Bäder: Spaa, Helgoland, Homburg, Nauheim und Baden-Baden, letztere drei bis vor Kurzem „Deutsches Ausland", konnten die Aufrechterhaltung des Spieles rechtfertigen. Jetzt schließen auch diese, der „alte Urstand der Natur kehrt wieder, wo Mensch dem Menschen näher ist" und die Harke des Croupiers überflüssig wird.

Wiesbaden wie Ems haben außergewöhnliche Reizmittel wahrlich nicht nöthig. Ihre Reize sind natürliche im wahrsten Sinne des Wortes — die allwaltende Natur hat sie ihnen verliehen.

Der Verkehr in Wiesbaden beziffert sich auf 50—60,000 Fremde in einem Jahre. Die 1856 nur 15,000 Einwohner zählende Stadt beherbergt heute 36,000 Einwohner ohne ihre Fremden, hat demnach eine Zunahme von 21,000 Menschen in circa fünfzehn Jahren und kann deshalb recht wol in der Curzeit, wo jedes Zimmer, jedes Kämmerchen der ganzen Stadt besetzt ist, als eine Großstadt gelten, welche nichts destoweniger die Annehmlichkeiten des Badeortes in jeder Weise bietet. An effectiver Bevölkerung in der Saison ist demnach Wiesbaden ausnahmslos die bedeutendste Curstadt Europas, da Baden-Baden überhaupt nur 11,000 Einwohner zählt und der Fremdenbesuch hinter Wiesbaden zurückbleibt.

Schon früher hatten wir Gelegenheit im „Salon" (Heft 21) auf einen Factor hinzuweisen, dem Wiesbaden immerhin einen bedeutenden Zuwachs seiner Bevölkerung verdankt. Mit Vorliebe suchen Pensionaire aus den alten preußischen Provinzen diesen so äußerst günstig gelegenen Badeort als neues Heim auf, der nach allen Richtungen, nach dem Rhein, nach Mainz, Frankfurt, Darmstadt hin, so geregelte und so kurze Verbindungen unterhält. So hat sich ganz in der letzten Zeit eine militairische Colonie in Wiesbaden angesiedelt, welche nach amtlichem Ausweis aus 79 Stabsofficieren, sämmtlich a. D. oder z. D. besteht. Diese 24 Generale, Generallieutenants und Generalmajore, 20 Obristen, 10 Obristlieutenants und 25 Majore — die nachfolgenden Chargen zählen wir nicht auf — vertheuern zwar die Miethpreise, heben aber die Bauspeculation und bilden mit Recht die Elite der exclusiven Kreise der Bewohnerschaft. Ein günstigeres Zeugniß kann der Stadt nicht ausgestellt werden, als die angeführte Thatsache; denn es spricht

aus derselben eine erwiesene Anziehungskraft für Leute, welche den Lebensabend genußreich und behaglich verbringen wollen.

Ist erst das Spiel zu seinen Vätern versammelt, d. h. nach Saxon und Monaco ausgewandert, so wird in dieser Richtung sicher noch größerer Zuzug erfolgen und was die Stadt vielleicht verloren — „das wird ihr wieder neu geboren!“ Freilich wol dürfen die Gemeinden in jenen Spielorten nicht säumig sein und da Opfer nicht scheuen, wo es Bequemlichkeit und Vergnügungen der Fremden gilt.

Aber auch in Bezug auf das Badeleben selbst ist in Wiesbaden viel geschehen: 821 Badecabinette, die meisten in glänzender Marmor- oder Porzellanausstattung, harren der Gichtbrüchigen und Podagristen und Aeskulap's Garde zählt durch den Zuzug neuer Aerzte in den letzten Jahren über 50 bewährte Kämpen; Zahlen, welche andere Badeorte nicht erreichen. Specialisten sind in medicinischer Hinsicht in allen Schattirungen vertreten und die Augenheilanstalt unter Leitung des weithin bekannten Hofrath Dr. Pagenstecher behandelt jährlich allein ca. 2700 Augenleidende. Rechnet man dazu ein gut dotirtes königliches Theater, die aus den Zeiten des Herzogthums Nassau stammenden reichen Sammlungen der frühern Residenzstadt: Gemäldegalerie, Alterthümersammlung (besonders bedeutende Gegenstände römischen Ursprungs), ein naturhistorisches Museum, eine Landesbibliothek von etwa 70—80,000 Bänden, so hat man, bei der wunderbaren Umgebung der Stadt, Stoff für die Mußestunden der Badecur in Hülle und Fülle.

Was nun das Wasser des Curortes selbst anlangt, so möge die kurze Notiz genügen, daß es „schmeckt, ungefähr wie schwache Fleischbrühe riecht und riecht — ungefähr wie schwache Fleischbrühe schmeckt“. Der Vergleich ist jedenfalls zutreffend. Der Kochbrunnen, als Hauptrepräsentant der Quellen, hat eine Wärme von 55 Grad Réaumür, während die anderen Quellen von 50 bis zu 30 Grad differiren. Die Bäder und Badhäuser sind sämmtlich Besitzthum von Privaten, nur die Stadt besitzt einige Quellen, welche aber bei Weitem noch nicht genügend ausgebeutet und nutztragend gemacht worden sind. Die Quellen der Stadt zusammengenommen haben eine überraschende Mächtigkeit. Sie liefern in der Minute 61 Cubikfuß Wasser. Nach Dr. Müller wirft der Kochbrunnen allein 97 Centner Kochsalz täglich aus, ganz abgesehen von den anderen Bestandtheilen. Es mögen in Wiesbaden jährlich vielleicht 150,000 Bäder gegeben und genommen werden — diese jedenfalls nicht als Luxusartikel.

Nicht fern von Wiesbaden, nur wenige Stunden jenseits der Berge, bettet sich in lauschigem Waldesgrün der „Schwalbronn“ Schwalbachs. Sehr häufig glaubt man den Namen dieses Curortes mit Schwalben in Beziehung bringen zu müssen. Indeß gelten in Schwalbach selbst zumeist nur die ersten Schwalben der Sommer- und Curzeit, die zwar noch keinen Sommer machen, aber als die ersten Badebedürftigen daselbst in's Quartier rücken. Der Winter zeigt uns in Schwalbach nur ein idyllisches Stillleben, er wird hauptsächlich mit Vorbereitungen zur Sommercur verbracht. Schwalbach ist vorwiegend Curort und erfreut sich einer besondern Berücksichtigung Seitens des schönen, aber bekanntlich auch schwächern Geschlechtes. Trotz der an „Eisen und Blut“ wahrlich nicht armen Zeit wird hier dem Grundsatz der Eisenliqueurfabrikanten mit Vorliebe gehuldigt: „Schafft Eisen Euch in's Blut!“ Und in der That, wir haben nicht viele Bäder in Deutschland, die ihre Mission mit solcher Pflichttreue erfüllen, wie gerade

Schwalbach. Dabei hat der Ort eine Vergangenheit, welche die Gegenwart kaum zu erreichen vermag. Schon im sechzehnten Jahrhundert (1581) pries der damals berühmte Arzt Tabernämontanus in seinem „Neuen Wasserschatz“ die Wirkung der Wasser des Schwalbronns (schwelenden, schwalenden Brunnens). Luxusbad im höchsten Sinne damaliger Zeit, war Schwalbach besonders nach dem Westphälischen Frieden der Lieblingsaufenthalt deutscher Fürsten, welche hier die Folgen allzu genußreicher Tage durch Stärkungsmittel auszutreiben und zu paralysiren suchten. Heute darf man Schwalbach ein ausgesprochenes Damenbad nennen: die Bleichsucht schickt ihre Anhängerinnen in die frische, stärkende Luft dieser „Heiloase“ und sonderbar — Tilly, der erklärte Verächter des schönen Geschlechtes, war 1628 kühner Schwimmer in den heilkräftigen Fluthen der schwalbacher Stahlbrunnen und Eugenie von Frankreich präsentirte sich (1864) hier zuerst dem deutschen Publicum mit dem weiland oft genannten Zenker'schen Stöckchen, als sie fahnenflüchtig den treulosen Gatten verließ.

Das königliche Badhaus ist Besitzthum des Staats und von diesem verwaltet. Die Hauptquellen: Weinbrunnen, Paulinerbrunnen Rosenbrunnen und Stahlbrunnen spenden vornehmlich Eisen (kohlensaueres Oxydul), freie Kohlensäure und alkalische erdige Salze. Andere Brunnen wie: Adelhaidbrunnen, Ehebrunnen, Neubrunnen, Brodelbrunnen sind weniger nutzbar gemacht und angewandt, während der Lindenbrunnen ein neu erbautes, gut bewirthschaftetes Badhaus mit seinen stark kohlensäurehaltigen Wasserschätzen versorgt. Etwa 140 Badecabinete (einschließlich der Privatbäder) stehen zum Curgebrauch bereit. In den Bädern des Staates werden etwa 40,000 Bäder im Jahr gegeben, welche circa 24,000 Thaler ertragen. Die Zahl der Curgäste kann man auf beiläufig 5—6000 Personen in günstigeren Jahren angeben und an Mineralwasser werden durchschnittlich 150,000 Krüge und darüber jährlich versendet; etwa 30—33,000 Thaler erfließen dem Staat aus der Bewirthschaftung dieses Bades.

Mit regem Eifer und dem glücklichsten Erfolge fördern die trefflichen topographischen, historischen und medicinischen Arbeiten des Hofrath Dr. Genth den Ruf des Ortes, dessen Quellenreichthum auch die Quelle eines gewissen bürgerlichen Wohlstandes geworden ist.

Merian (gest. 1651) schildert das Wasser Schwalbachs in drastischer Weise, indem er sagt:

„Es ist weder zu hitzig, noch zu kalt, es trucknet und verzehret, zertheylet, löset auf, stärket, indem es zusammenzieht, resolviret, waschet ab, eröffnet . . . Bringet den Schlaf und dem Angesicht seine lebhafte Farb wieder, stärket das Zahnfleisch . . . und auch den blöden Magen.“ — „Wenn Einer sich auch von starkem Wein übertrunken hätte und ihm der Kopf wehe thäte, der trinke dieses Brunnens genug, es verzehrt ihn“, sagt Tabernämontanus über den Weinbrunnen. Einen gewissen Ruf als Mittel gegen den „Katzenjammer“ hat der Weinbrunnen heute noch, der, nach Simrock, „auch wirklich wie Wein schmeckt.“

Wer in Schwalbach seine Schuldigkeit gethan, die vorgeschriebene Zahl Bäder genommen und pflichtmäßig nach herkömmlicher Scala „gebechert“ hat, besucht sehr häufig als Nachcurort das nahebeiliegende Schlangenbad. Nicht mehr denn 70 Landhäuser geben hier als Saisonwohngebäude den curbenöthigten Kranken Quartier, aber die Gesellschaft ist exquisit, und ebenfalls reich — an Damen. Die Milde des Schlangenbaderwassers wirkt

höchst wohlthätig auf die zarte Haut unserer Schöuen und man ist deshalb weit mehr geneigt, die „Schlangenglätte", welche die menschliche Außenseite sich hier verschafft, mit dem Namen des Ortes in Beziehung zu bringen, als den ebenfalls nicht ganz hinwegzuleugnenden Umstand, daß eine ungefährliche Schlangenart (coluber flavescens, die Aeskulapschlange der Römer) in einigen seltenen Exemplaren durch die Büsche des Badeortes huscht. Wer an schönen Bildern Geschmack findet, kann sich in Schlangenbad erzählen lassen, daß das Wasser den Eindruck mache, als sei es „flüssiger Sammet".

Die Verwaltung des Bades ist auch hier königlich und alles Lobes werth. Preise der Zimmer und Bäder sind fest tarifirt, im Hochsommer kann man froh sein, wenn man überhaupt Gelegenheit findet die wirklich mäßigen Tarifsätze zu bezahlen; denn es ist keine Seltenheit, daß Curgäste „des Platzes ermangeln, den sie haben wollen".

Die Quellen sind warm (23—$26^1/_2{}^0$ R.) ohne großen Mineralgehalt, aber bevorzugt durch ihre physikalischen Eigenschaften. Sie entfließen direct dem Gestein und neun derselben sind bis jetzt gefaßt. Drei Badhäuser mit 49 Bädern stehen dem Verjüngung-suchenden schönen Geschlecht zur Verfügung, wie denn auch hier, ebenso wie in den übrigen Bädern des Taunus, Molken zu haben und Vorrichtungen zur Kaltwassercur vorhanden sind.

Sehen wir von dem „kranken Rind" ab, welches diese Quelle zuerst benutzt haben soll, so finden wir als ihren ersten beglaubigten Patienten einen Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, und ein Dr. Gloxin aus Worms erwirkte gegen zwei Ohm wormser Wein und die Gerechtsame des freien Bades für die Gemeinde den Besitz der Quellen. Auch hier entwickelte sich um 1700 ein Luxusbad, dem vornehmlich die Geistlichen von Mainz ihre besondere Gunst zuwandten. Heute zählt Schlangenbad jährlich ca. 2000 Curgäste, giebt ungefähr 19.000 Bäder und erlöst für den Staat in derselben Zeit ungefähr 10,000 Thaler.

Wem die leichten Gewässer von Schlangenbad indeß nicht behagen, der kann ohne Mühe in dem kaum eine Stunde davon entfernt liegenden Weinort Rauenthal, dem zur Zeit gelobtesten am ganzen Strome, erhebende Vergleiche zwischen den beiden feuchten Producten des altehrwürdigen Rhenus anstellen.

„Pech und Schwefel!" lautet ein alter Landsknechtsluch, den uns das kleine Bad Weilbach immer in Erinnerung bringt. Denn diese vortreffliche Schwefelquelle hat ihrem ersten Unternehmer und Förderer, dem ehemals begüterten Kaufmann Seebold, trotz allen Schwefels viel Pech gebracht. Der Mann ruinirte sich durch Bauten und Anlagen und war doch bei seiner Rührigkeit so sehr berechtigt auf einen günstigen Erfolg seiner Bemühungen rechnen zu dürfen.

Unfern von Wiesbaden, etwa in der Mitte von dieser Stadt und Frankfurt, liegt inmitten der freundlichen Mainebene die kleine Ansiedlung des Weilbacher Schwefelbades, welche nach dem verunglückten Versuche des genannten Seebold erst in Nassauischen Besitz, dann (1866) in Preußischen überging. Obwol schon früher vom Volke als Faulborn gekannt und 1738 als Heilbrunnen gefaßt, datirt die größere und ausgedehntere Nutzbarmachung dieses Bades doch erst aus späterer Zeit. Weilbach besitzt eines der kräftigsten Schwefelwasser Europa's; dasselbe schmeckt ein wenig bitter, ist sehr weich und hat 11 Grad Réaumur. Die Hauptbestandtheile desselben

sind: Kohlensäure, kohlensaures Natron, Schwefelwasserstoff, kohlensaurer Kalk und Chlornatrium. An Schwefelwasserstoff übertrifft die Weilbacher Quelle die berühmten Thermen zu Aachen, Nenndorf u. a. ganz bedeutend. Brustleiden, Krankheiten der Athmungsorgane, der Luftröhre, der Schleimhäute werden hier vorzüglich auf nassem Wege bearbeitet und in der That häufig geheilt. Seit einigen Jahren ist auch eine Natronlithionquelle entdeckt („erfunden", sagte uns ein Ortseinwohner), deren freisprudelnde Gaben viel nach England versandt werden, wo sich das Weilbacher Wasser eines ganz besondern Rufes erfreut. Mit einem Achtel Milch und Zucker, oder einem Drittel Wein versetzt, soll das Weilbacher Schwefelwasser sehr gut schmecken.

Die Verwaltung auch dieses Bades ist königlich. Alle Preise sind fixirt; ein Inhalationspavillon dicht über der Quelle, deren vier Röhren sich in einer Marmorurne vereinigen, bietet dem Asthmatiker wolthuende Linderung. Luxus erfordert der Aufenthalt in diesem eigentlichen Heilbade nicht und für hie und da aufsteigende Langeweile sorgt auch hie und da ein Curorchester und im schlimmsten Falle das Lesecabinet. Gesunde gehen nicht nach Weilbach und Kranke bedürfen bekanntlich der Ruhe, die sie hier im ausgedehntesten Maße, in des Wortes verwegenster Bedeutung finden. Bäder werden jährlich etwa nur 2000 gegeben, dagegen versendet Weilbach ungefähr 70,000 Krüge seines trefflichen Wassers und erträgt dem Staate für diese Leistungen beiläufig 5000 Thaler im Jahr. Mehr ist über Weilbach kaum zu sagen; aber bekanntlich sind die Najaden weiblich und über die beste Frau spricht man in der Regel am wenigsten!

Das kleine Nassau ist eines der reichsten Länder der Erde und wär' es nur um seinen Wein und seine Wasser! — Die bisher geschilderten Badeorte Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach liegen den grünumrankten Thyrsusstäben des Rheins sehr nahe, kaum eine Stunde davon entfernt, zum Theil mitten in dem frischgrünen Weingarten. Nur eine kurze Strecke haben wir zurückzulegen, um, von ihnen scheidend, dem Mittelpunkt der Taunuskette zu nahen und Soden zu erreichen. Schon der Name dieses Heilortes deutet auf den Salzgehalt seiner Thermen. Inmitten eines Parkes von Reben, Edelobst, darunter die „zahme" Kastanie, bietet der Ort seinen Gästen, den Lungenkranken, einen trefflichen Aufenthalt. Eine ursprünglich reine Luft bildet einen Hauptfactor unter den Heilmitteln dieses Ortes, dessen dreiundzwanzig eisenhaltig-salinische Säuerlinge in einer Temperatur von neun bis neunzehn Graden Réaumur der Erde entquillen. Die Bewohner Sodens sollen ein hohes Alter erreichen, jedenfalls erfreuen sie sich einer durchaus kernigen Gesundheit. Schwefelbrunnen, Warmbrunnen, Milchbrunnen und Champagnerbrunnen! Letztere beide verlockende Namen. Wol Dir, Leser, wenn Du sie nicht nöthig hast, denn sie sind häufig die ultima ratio der Heilkunst und die Besucher Sodens sind — Kranke in der That. Der Cursaal gehört einer frankfurter Actiengesellschaft. Der Ort, früher freies Reichsdorf, dann Frankfurter Gebiet, gedenkt noch mit Wehmuth jener schönen Zeit (1486—1816), in welcher der Salinenbetrieb im Flor stand. Diese Zeiten sind dahin, auch die Tage, wo Soden noch sein einst berühmtes Eselsfest im Monat Juli feierte. Cultur, die alle Welt beleckt, hat dieses Fest unmöglich gemacht; nichts destoweniger ist die Zahl der zur Bequemlichkeit der Curgäste aufgestellten Esel hier noch eine ziemlich bedeutende, woher der bekannte Scherz sich erklärt: „Je mehr Curgäste, je mehr Esel."

Ein neues Badhaus ist errichtet und ein zweites harrt seiner Vollendung. Sonntags „wimmeln" Park und Anlagen von den Eingesessenen der ehemals freien Reichsstadt Frankfurt, welche Soden und die anliegenden Orte in besondere Protection genommen haben. „Die Landpartie nach Königstein" (ein Stündchen von Soden entfernt) ist eines der beliebtesten Localstücke der Frankfurter, eine jener Hampelmanniaden, welche das frankfurter Spießbürgerthum in drastischer Weise schildern.

Soden wird jährlich von ca. 3000 Kranken besucht und versendet durchschnittlich in derselben Frist 24,000 Krüge und Flaschen seines Heilwassers. Auf dem Friedhofe ruht ein Freund Platen's, der Dichter Wilhelm Genth, dem der erstere eine seiner schönsten Oden gewidmet hat, und nicht fern, in dem kleinen Dörfchen Hornau, ist der Familiensitz der allbekannten Familie von Gagern und das einstige Tusculum des Freiherrn Hans von Gagern.

Ein kurzer Spaziergang von wenig mehr als einer halben Stunde führt uns dem idyllischen Kronthal zu, das mit vollständigstem Rechte auch Kronenthal heißen dürfte — es ist die Krone der Taunusthäler und umschließt die fünf gefaßten Quellen des genannten Oertchens. Der Sauerborn, der früher dem Thale den Namen des Sauerbornthales gab, ist erst seit 1818 medicinisch untersucht und angewandt. Die Stahl- oder Trinkquelle und die Wilhelmsquelle sind die am meisten benutzten Thermen des Ortes, welche indeß schon im sechzehnten Jahrhundert bekannt und von dem bereits erwähnten Tabernämontanus (Theodor von Berg-Zabern) in seinem „Wasserschatz" rühmlichst erwähnt worden sind. Die Quellen haben einen säuerlich prickelnden, durchaus angenehmen Geschmack, zehn bis dreizehn Grad Réaumur und sind reich an Kohlensäure, weshalb das Wasser sich ähnlich dem Selterser gut zum Genuß mit Wein gemischt eignet. Die Brunnengeister sprudeln ununterbrochen in geheimnißvollem Rauschen dem Tage zu und eine Menge glänzender Gasperlchen geben Zeugniß von der vorhandenen Kohlensäure und der Wassermenge, wie denn im ganzen Thale der Brunnenfinder Abbé Richard ebensowenig in Verlegenheit kommen würde, wie jeder Andere — allerwegen entquellen hier Sauerbrunnen. Besonders in den letzten Jahren wird das Kronthaler Wasser massenhaft versandt, während der Ort selbst als Lieblingsvillegiatur der Frankfurter Börsenwelt gilt.

Salut aux Messieurs et Mesdames! Hombourg ès monts. Das heißt Homburg vor dem Berge, in der Regel Homburg vor der Höhe genannt. Vor der Höhe! für viele Menschenkinder häufig unverständlich, will sagen: Homburg vor den Höhen des Taunus, zur Unterscheidung von den vielen anderen Homburgs des deutschen Vaterlandes.

Homburg besaß bis vor Kurzem zwei Regenten, den angestammten Landgrafen Ferdinand von Hessen-Homburg und den contractlich gesicherten Monsieur Blanc. Der Erstere, bei Lebzeiten ein würdiger alter Herr, ist zu seinen Vätern versammelt, der Andere versammelt jetzt noch seine Väter, Brüder, Söhne und — Schwestern um sich. Er trägt seinen Namen mit Selbstbewußtsein und im logischen Zusammenhang mit seiner umfassenden und erschöpfenden Thätigkeit. Häufig sind die Fremden bei der Abreise, seine Namensvettern, d. h. auch Blank, wie der Berliner sagt, wenn er Nichts mehr hat.

Homburg ist als vorwiegendes Luxusbad jedenfalls Ende des Jahres 1872 am schlimmsten gebettet; mit dem Spiel verliert es seinen Protector und seine hauptsächlichsten Einnahmequellen und das ist immerhin für die

an guten Verdienst gewöhnte Einwohnerschaft eine fatale Lage. Indeß bietet auch hier die Bewirthschaftung der zahlreichen Thermen eine tröstliche Aussicht. Es läßt sich gar Manches zur Hebung des eigentlichen Curbesuchs thun. Die Heilquellen, die Molkenanstalt und die Kaltwasserheilanstalt werden immerdar, beliebt und bewährt wie sie schon sind, den Verkehr der Fremden an Homburg fesseln, seine gesunde, freie und frische Luft wird dem Orte stets einen besondern Ruf erhalten. Krankheiten der Schleimhäute, der Leber, so wie Hautkrankheiten vertreiben die Homburger Wasser mit Erfolg. Die Elisabethenquelle, wie die übrigen ein salinischer, eisenhaltiger Säuerling, kommt den Quellen Kissingens am nächsten, ja übertrifft den bekannten Rakoczy, nach Liebig überhaupt die meisten Mineralwasser Deutschlands, an festen und wirksamen Bestandtheilen. Außerdem sind noch der Ludwigsbrunnen, Stahlbrunnen, Kaiserbrunnen und Louisenbrunnen in medicinischer Anwendung, denen zusammen etwa 20,000 Maß Wasser täglich entquellen. Kurhaus und Promenaden Homburgs sind prachtvoll, ein geschmackvolles, höchst elegantes Theater befindet sich in ersterm, an Unterhaltung fehlt es den Leidenden auch hier nicht, obwol außer dem Schloß — welches jetzt zum zeitweiligen Besuch des kaiserlich deutschen Hofes eingerichtet ist — die Stadt Hervorragendes nicht bietet. Ein Badhaus im Curhaus und vier Privatbadeanstalten sorgen nach dieser Richtung für die Bedürfnisse der Curgäste. Historisch hat der Sieger von Fehrbellin, Friedrich II. von Hessen-Homburg, den Namen des Städtchens (heute mit etwa 7500 Einwohnern) verewigt. Von Jacobi aus Homburg, dem Künstler, der auch die Reiterstatue des großen Kurfürsten in Berlin fertigte, findet sich im Schloßhof ein Brustbild des Helden von Fehrbellin. Kaum durch den Tod des letzten seiner Herrscher (1866) an Hessen-Darmstadt vererbt, kam das ganze Landgrafenthum Homburg im Austausch gegen Nauheim, noch im selben Jahre an Preußen.

Nauheim, in der Wetterau liegend, früher kurhessisch und jetzt dem Großherzogthum Hessen angehörend, zählt noch vollständig dem Gebiete des Taunus zu. Seine Salzquellen und Salinen erfreuen sich eines bewährten und allseitig anerkannten Rufes, obwol das Bad als solches, erst seit einigen dreißig Jahren besteht. Nach allen Seiten aber dehnt sich das freundliche Städtchen aus und der Verkehr nimmt daselbst einen erheblichen Aufschwung. Ob die nauheimer Quellen den Römern bekannt waren, wie man aus aufgefundenen Münzen schließen will, lassen wir dahin gestellt sein, wir wollen auch auf eine weitere Forschung, wann unsere Vorfahren sich zuerst der Salzgewinnung hier zuwandten, gern verzichten.

Genug:

„Der harte Fels schloß seinen Busen auf;
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen!"

sagt Goethe. Schon 1436 mußten die Grafen von Hanau beträchtliche Abgaben für die Erlaubniß des Salzsiedens zahlen. Drei stattliche Badhäuser, davon das neue ein wahrhaft imposantes Gebäude mit vierundsechzig Badezimmern, dienen dem Curgebrauch. Der Sprudel, eigentlich zwei Quellmündungen, die sich in ein gemeinschaftliches Marmorbassin ergießen, sind der Stolz und die Zierde des Städtchens. Der sogenannte große Sprudel sendet seine Wassergarben vierzig Fuß hoch, wird indeß durch mechanische Vorrichtung in der Entfaltung seiner natürlichen Triebkraft auf fünfundzwanzig Fuß gehemmt. Es ist in Nauheim, in richtiger Würdigung der Wichtigkeit

aller Heilapparate, für ein Inhalations- und Gasbad ebensowol gesorgt, als daselbst auch eine Kaltwasserheilanstalt nicht fehlt. Das neue Conversationshaus ist ein zweckentsprechendes, stattliches Gebäude, die Trinkhalle hat den Vergleich mit ähnlichen Etablissements anderer Bäder nicht zu scheuen, die Saline ist der Besichtigung im hohen Grade werth und für Benutzung des Curbrunnens, so wie der Ludwigsquelle, ein von den übrigen nauheimer Quellen durchaus verschiedener alkalischer Säuerling, ist zweckmäßige Fürsorge getroffen.

Bäder geben der Friedrich-Wilhelm-Sprudel, der große Sprudel und der kleine oder Gassprudel. Ersterer liefert bei etwa achtundzwanzig Grad Réaumur täglich 65,000 Quadratfuß Soole, der große Sprudel, wenige Grad niedriger im Wärmegehalt, nur 45,000 Quadratfuß. Jedenfalls hat Nauheim die stärksten Soolbäder Deutschlands und erfreut sich eines Fremdenbesuches von beiläufig 6000 Personen im Jahr.

„Heilsame Nymphe!
Gebe Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Denn Dir gaben die Götter, was sie dem Menschen versagten,
Jeglichem, der Dir vertraut, tröstlich und hülfreich zu sein."

Goethe.

Nur zwanzig Minuten von Nauheim entfernt, liegt das freundliche Dörfchen Schwalheim, mitten im Thale der Wetterau, dessen Mineralbrunnen kaum niedereren Ruf hat als jene Nauheims; erlangte Schwalheim doch auf der pariser Weltausstellung eine — Preismedaille. Hier dürfen wir unbedenklich die Anwesenheit der Römer und die Benutzung der Thermen durch diese, als erwiesen annehmen, denn selbst auf dem Grunde des Brunnens fanden sich römische Münzen in Menge, ein Umstand der zu der Annahme geführt, die Römer hätten in dankbarer Anerkennung der Najade des Quells kostbare Spenden geweiht. Medicinisch wird das perlende, moussirende Wasser dieses Säuerbrunnens häufig in Verbindung mit den Nauheimer Brunnen angewandt. Es entsprudeln in der ganzen Umgebung Schwalheims mineralische Quellen und auch die unfern liegenden Orte Vilbel und Okarben haben ihre Sauerbrunnen.

„Villabella (Vilbel) bewahrt an der auenumschlingenden Nidda
Noch den sprudelnden Stahl, welcher den Römer gelabt."

von Gerning

Noch ist der Kreis der Bäder nicht geschlossen, den die Gipfel des Taunus krönen, denn in kurzer Fahrt gelangen wir von Nauheim, die alte Reichsstadt Wetzlar berührend, an verschiedenen Mineralquellen des obern Lahnthals vorüber, zu dem berühmtesten und für uns Deutsche seit kurzer Zeit politisch merkwürdigsten aller Bäder — zum deutschen Kaiserbade: Ems.

Zwei große Reiche begannen hier eine Radicalcur im Sommer des vorigen Jahres, zwei Nationen welche der Heilung bedurften, legten hier an den Ufern der bescheidenen Lahn den Grund zu hoffentlich gründlicher Genesung. Das deutsche Volk kann vom Tage zu Ems seine Wiedergeburt getrosten Muthes datiren, denn seine Vereinigung zu einem großen, gewaltigen und machtgebietenden Ganzen geschah in den Julitagen 1870 zu Ems, und Frankreich — möge es endlich von jenem Dämon maßlosen Selbstbetrugs geheilt sein, der es zu seinem Verderben in den Krieg stürzte.

Kaum ein Jahr ist dahin und wieder begrüßte der liebliche Badeort den Heldenfürsten, der in den stärkenden Wassern der heilkräftigen Amisia als

regelmäßiger hochwillkommener Curgast Kräftigung und Heilung suchte. Ein so illustrer Curgast muß und kann einem Badeorte nur den größten Glanz verleihen und seit seinem Erscheinen ist das Lahnbad denn auch in Wahrheit ein Fürstenbad geworden.

Wer zählt die gekrönten und nicht gekrönten Fürstenhäupter, welche jetzt dem Wassergott in Ems ihre Opfer und ihre kleinen Leiden bringen! Und doch bedurfte das reizende Oertchen mit seinen Mineralschätzen kaum noch des erhöhten Ruhmes. Versendet doch die königliche Brunnenverwaltung in Ems jährlich allein 810,000 Krüge und Flaschen der berühmten Quellen, welche den Ruf des Bades in alle Welten tragen. Werden doch hier schon seit geraumer Zeit etwa 56,000 Bäder (davon 14,000 in Privatbadehäusern) genommen, während die Versendung der Pastillen von Ems, bereits bis auf über 85,000 Schachteln im Laufe eines Jahres gestiegen ist! Emser Krähnchen und Kesselbrunnen „haben guten Klang im Lande" und die königliche Verwaltung erlöst aus der Bewirthschaftung dieser Thermen jährlich über 80,000 Thaler, bei einem Curbesuch von etwa 12,000 Fremden. Unter solchen Umständen kommt das Spiel hier kaum zur Geltung und Ems wird von allen jenen durch das Spielverbot getroffenen Bädern am wenigsten durch den wolthätigen Beschluß des preußischen Landtags zu leiden haben, wenden sich doch auch schon seit geraumer Zeit und schon vor dem letzten Kriege die Franzosen mehr ihrem heimischen Bade Vichy zu.

Die neuen Bäder im europäischen Hofe (König-Wilhelms-Felsenquellen getauft) und jene im Prinzen von Wales, wetteifern in entsprechender und prächtiger Ausstattung mit jenen der königlichen Badehäuser.

Die etwa zwanzig größeren Thermalquellen von Ems entspringen sämmtlich einem sehr festen, in Quarzit übergehenden Sandstein und haben dreiundzwanzig bis siebenunddreißig Grad Réaumur Wärmegehalt. Eine Anzahl derselben entspringt im Flußbette der Lahn, es sind jene des sogenannten Pferdebades (siebenundvierzig Grad Réaumur) welche am wasserreichsten, aber am wenigsten benutzt sind. Zur Trinkcur dienen vornehmlich: Kesselbrunnen, Krähnchen, Fürstenbrunnen, Augustenfelsenquelle, Victoriafelsenquelle, und die Eisenquelle (nur 16½ Grad Réaumur): sie werden vornehmlich gegen Rheumatismen, chronische Katarrhe, Krankheiten der Schleimhäute und Unterleibskrankheiten angewendet.

Des größten Rufes erfreut sich gemeinhin die sogenannte Bubenquelle, im Mittelbau des Kurhauses, welche Agrippina benutzt haben soll, ehe sie dem Germanicus den Caligula gebar. Eine zweifelhafte Angabe und ein noch zweifelhafteres Lob! Doch bezieht sich gerade auf die Bubenquelle der humoristische Spruch:

„Sie ist von allen Quellen doch die beste,
Was sie nicht thut — das thun die Gäste!"

Die Geschichte von Ems! Nun, auch hier finden sich Römerreste, oder auch nicht. Jedenfalls waren in der Nähe von Ems militairische Niederlassungen der Lateiner und ein germanischer Grenzwall, dessen Spuren man noch findet, zog sich über die umgebenden Lahnberge hin, wie sich denn auch ein Castell und eine römische Schutzwache auf der linken Lahnseite, gegenüber Ems, befunden haben soll. Römische Gräber sind in unmittelbarer Nähe des Ortes, römische Münzen, Krüge und Waffen im Orte selbst bei Neubauten zahlreich aufgefunden worden. Gönnen wir in der Erinnerung den streitbaren Mannen die Wohlthaten des gehaltreichen Heilborns. Die mit-

telalterliche Geschichte des Orts zeigt uns nur einen steten Wechsel des Besitzers. Von einem Hause zum andern wanderte die Hoheit und Gerechtsame über Ems und der Erwähnung werth scheint uns nur der jene wunderliche Zeit charakterisirende Umstand, daß man von mehreren Stellen des Curortes in die Territorien von acht verschiedenen Landesherren blicken konnte, nämlich in jene von Mainz, vom Stein, von der Layen, Trier, Metternich, Nassau-Weilburg, Oranien und Hessen-Darmstadt.

Das vierzehnte Jahrhundert nennt zuerst die Heilquellen mit Bestimmtheit, welche schon im sechzehnten Jahrhundert sich eines zahlreichen Besuches erfreuten. Auch Ulrich von Hutten (1515) suchte hier Hülfe und Heilung.

Am Fuße schützender Höhen zieht sich der langgestreckte Badeort hin. Von den Bergwänden schauen malerische Tempel und Thürme herab in's Land und prächtige Gärten rahmen das Städtchen nach allen Seiten ein — eine stete Abwechselung lachender Bilder, und darüber hin spannt sich „ein nie bewölkter Himmel", wenigstens nach dem Sprichwort und — bei gutem Wetter, denn:

„In Nassau
Ist der Himmel blau!"

Mit den bisher genannten Brunnen und Quellen ist die Liste der nennenswertheren Sprudel und Thermen des Taunus und seiner Ausläufer indessen noch bei Weitem nicht erschöpft. So haben Oberlahnstein und Ehrenbreitstein ihre Sauerbrunnen und bei Rhense am Königsstuhl, am andern Ufer des Rheins, entquillt ein Mineralbrunnen von ziemlicher Mächtigkeit; das gegenüberliegende Braubach birgt in seinen Thälern verschiedene Eisensäuerlinge, welche ihrer Nutzbarmachung harren, da deren kürzlich vorgenommene chemische Untersuchung in jeder Weise günstig ausgefallen. Sagt doch der alte rheinische Antiquarius von 1775 schon über die Braubacher Quellen: „Es befinden sich auch bey dieser Stadt verschiedene gute Brunnen, sonderlich sind die dasigen beyden Sauerbrunnen zu merken, davon der eine eine halbe Stunde oberhalb am Rhein und in dem Dunkholder Thal liegt, von dem er den Namen des Dunkholder Brunnens bekommen hat. Er ist von undenklichen Jahren her und also lange Zeit vor dem Schwalbacher im Gebrauch gewesen. Seine Tiefe ist von sieben Werkschuhen und die Breite von dreyen. Unten ist er mit Faßdauben eingefaßt, und am obern Theil seit dem Jahre 1609 mit steinernen Sitzen für dreißig Personen umgeben, hat sonsten nur einen Ausgang und wird wegen seines bittersüssen Geschmacks von den Braubachern und den nächst dort herum gelegenen Orten zum täglichen Trank stark abgeholet, kostet aber nichts. Gleich hinter Braubach, einen starken Flintenschuß vor dem Oberthor, auf der linken Hand an der Strasse nach dem Gebürge zu, liegt der Eckelbrunnen, so von Winkelmann unrecht der Ekardsbrunnen genannt wird. Er ist in ein Faß eingefaßt und führt ein köstliches Trinkwasser. Gleich dabey entspringt aus eben dem Felsen auch ein herrlicher süßer Brunnen von gleicher Grösse. In ihrer Vermischung haben sie die Kraft und Zärtlichkeit des Eisens, Bergampfers, Spießglases und Schwefels, aber wenig Vitriol und Salpeter. In ihrer Würkung und Kraft sind sie dem Magen, der Leber und den Nieren, so sehr erhizt sind, dienlich, im Bad aber heilen sie allerley Geschwäre und was äusserlich an der Haut entsteht. Ueber dieses befindet sich alda noch der im Dachsenhäuser Grund liegende Salzbrunnen, den man seines salzichten Geschmacks halber also nennet; ferner der Johannesbrunnen, so aus

einem grossen Felsen entspringt, und mit einer Röhre ist eingefaßt worden. Eben um selbige Gegend, eine Viertelstunde aufwärts, findet man den Donnbrunnen, weil er vor diesem in eine Tonne (!) eingefaßt gewesen, nunmehro aber in einem Stock liegt."

Unter der von Oberlahnstein nach Ems an der Bahn her führenden Eisenbahnlinie liegt, und zwar unter dem Gleis selbst, ein kräftiger Mineralbrunnen, stark eisenhaltig. Er verdankt seine Fassung dem Eisenbahnbau. Im Werkerthal bei Lorch entsprudelt der Werkerbrunnen, im Sauerthal bei Caub der Sauerbrunnen. Zwei weitere Schwefelbrunnen finden wir bei Ried und Höchst im Mainthal, weiterhin bei Eltville am Rhein, in den Thälern des Aarbaches, des Dernbaches, des Dörsbaches, des Tiefenbaches, des Michelbaches, bei Ahe, Nievern, Miehlen, Lindenholzhausen, im Probbachthale, im Oberhäuser und Dillhäuser Thale, bei Montabaur u. s. f. entspringen größtentheils eisenhaltige Mineralbrunnen dem gesegneten Boden. Dicht bei Aßmannshausen entquillt, kaum einen Schritt vom Rhein entfernt, ein Mineralquell, der schon 1492 und 1699 von den Mainzer Erzbischöfen nutzbar gemacht und mit Bädern ausgestattet worden ist, deren Reste sich bis heute erhalten haben. Es ist eine warme Quelle (20 Grad Réaumur), Chlornatrium, doppeltkohlensaures Natron enthaltend. Ihre Benutzung durch die Römer ist indeß bis jetzt, obwol behauptet, nicht nachzuweisen. Das Wasser erinnert an jenes des Emser Krähnchen.

Es dürfte nicht schwierig werden, die Zahl dieser hier und da zu Tage tretenden Quellen noch wesentlich zu vermehren, wir fügen indeß schließlich nur noch jene drei bekannten Brunnen an, welche hierher zu zählen sind — und deren Vertrieb kaufmännisch ausgebeutet wird.

Es sind die an den Ufern der Lahn liegenden Quellen von Geilnau, Fachingen und die bedeutendste aller Mineralquellen: Niederselters, deren feuchte Gabe in der Regel fälschlich Selzer Wasser genannt wird.

Wie die beiden andren genannten, ist auch der König der sämmtlichen bekannten Mineralbrunnen, der Selterser Brunnen, in Verwaltung des Staates. Alle Nachahmungen, welche unter der Firma „künstliches Selterswasser" in den Handel gebracht worden sind, können den Ruf dieser Quelle nicht beeinträchtigen, nicht erschüttern, denn „es bannet nimmer den Aether die Kunst".

Das Dorf Niederselters, nicht zu verwechseln mit drei anderen Orten gleichen Namens im ehemaligen Nassau, im sogenannten „goldenen Grund" seitwärts der Lahn, am Emsbach in der Gegend von Camberg liegend, versandte im Jahre 1870 nicht weniger denn 3,591,570 Krüge und Flaschen und erzielte dem Staate dadurch eine Einnahme von 245,569 Thalern!

Wir denken, diese Zahlen sprechen für sich selbst und bedürfen keines Commentars. „Wasser thut's freilich nicht!" Hier thut's das Trinkwasser, wie es scheint, ganz allein, denn die letztgenannten Orte sind nicht einmal als Badeorte eingerichtet und bewirthschaftet.

Der Gesammtabsatz der unter staatlicher Leitung stehenden Quellen im Regierungsbezirk Wiesbaden belief sich auf 4,795,955 Krüge und Flaschen im Jahre 1870 und als Erlös dafür ergiebt sich das artige Sümmchen von 319,196 Thalern, bei welchen Zahlen selbstverständlich die an Ort und Stelle verbrauchten Vorräthe, die im Privatbesitz befindlichen Quellen und deren Absatz und Erlös nicht in Anschlag gebracht worden sind.

Wir haben in einem frühern Heft des Salon (Heft 36, „Die Magna

Charta des Rheins") auf das andere W des ehemals Nassauer Landes, auf den **Wein** aufmerksam gemacht, vielleicht daß unsere Mittheilungen über das zweite W, das **Wasser** dieser gesegneten Gegend, jener Darstellung als Ergänzung zu dienen vermag.

Mineralquellen deuten immer auf Erzreichthum des umgebenden Gebirges, vielleicht daß es uns später vergönnt ist, auch über die Gewinnung der Braun- und Eisensteine, des Silbers, des Phosphorit, des Marmors in den Gebirgen des Rheins und der Lahn einige Mittheilungen zu geben.

Es ist nicht die **Menge** der Mineralwasser, welche dem Boden des gesegneten Landstrichs entquillt, sondern der **Gehalt** der Mehrzahl dieser Quellen, welche ihren **Werth** bedingen. Hygeia hat sich hier eine Werkstatt, einen Tempel der Gesundheit errichtet, wie er strahlender und malerischer nicht gedacht werden kann, und mit Recht singt Wolfgang Müller in seiner „Rheinfahrt":

„O, blühet fort in Eurer schönen Pracht,
Ihr holdgeschmückten, heilungskräft'gen Orte!
Entströmet immer Eurer Erdennacht,
Ihr heil'gen Quellen, durch die dunkle Pforte!
O, lächelt stets, wem Kraft und Muth gebricht,
In dieser Berge segensreichem Porte! —
Schön ist's, den Völkern bringen Muth und Licht,
Süß ist es, Fülle, Gut und Freude geben,
Doch heil'ger ist — Natur, vergiß es nicht —
Den Kranken sp[illegible]den frisches, neues Leben!"

Waldeinsamkeit.

Ich hab' im Traum verwich'ner Nacht
Ein wunderliebes Bild gesehn,
Und viel darüber nachgedacht,
Wie's meine Seele soll verstehn:
Ein Mädchen Blumen pflückend
Im Walde ganz allein;
Das muß so herzberückend
Mir irgend schon begegnet sein.

Mir ist, als hätt' ich irgendwo
Und irgendwann einmal erlebt,
Was schon den ganzen Tag mir so
Gar lieblich vor der Seele schwebt;
Als hätt' in deutschen Landen
Und Wäldern irgendwie
Vor Augen mir gestanden
Dies Wunderbild der Phantasie.

Gewiß, mir ist die holde Frau
Schon oft begegnet hier und da,
Doch wußt' ich bei dem sanften Blau
Der Augen nie, wie mir geschah;
Ich ging am Waldessaume
Vorüber still die Bahn,
Als hätte mir's im Traume
Ein süßer Zauber angethan.

Ich kenne dich, du liebe Fee,
Waldeinsamkeit im stillen Ried;
Auch wenn ich dich im Bilde seh',
Erwacht in meiner Brust ein Lied.
So bist du mir gekommen
Im Traum verwich'ner Nacht,
So sei denn auch dir Frommen
Dies Lied der Liebe dargebracht.

Hermann Grieben.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Venedig.

. . . Da standen von Marmelstein
Viel herrliche Paläste;
Doch das Wasser floß aus und ein,
Und gegangen waren die Gäste.

Der Süden.

Auf der Universität.

... Wilhelm ...

[illegible]

Der Salon.

Auf der Universität.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

Unvergänglich liegt es vor meinem Blick.

Juniabend war's und ich kam die breite Straße von Weimar gen Ost herauf. Durch weitgedehntes Flachland zog sich die staubweiße Chaussée; manchmal trat ein Gehölz bis an ihren Rand und warf kühlenden Schatten darüber. Die Sonne stand schon schräg. Doch es war noch heiß und die kunstlosen Holzläden der Dorfschänke, an der ich vorbeiwanderte, waren fest verschlossen.

Nun lag ein schmaler Fußweg über steinigen Grund rechts ab.

„Links gegenüber tritt ein größerer Waldsaum an die Straße, die sich in Windungen hinabzieht. Da geht rechts der Abkürzungsweg über die „Schnecke" hinunter", hatte mein Onkel Roderich gesagt."

Es war kein Irrthum möglich und ich schlug den Weg über die „Schnecke" ein. Durch Haidekraut auf weißem, kalkartigem Sandsteingrund führte er im Beginn, dann fiel rechts ein Abhang nieder, der sich allmälig bis zu einer Tiefe von etwa hundert Fuß verstärkte. Der erste steile Abfall war's, den ich in meinem Leben sah, und ich nannte ihn mit heimlichem Entzücken einen Abgrund. Obgleich ich mich überall mehrere Fuß vom Rande desselben zu halten vermochte, schauderte es mir doch im Gedanken, wie gefährlich der Weg eigentlich sei. An der schwindelndsten Stelle brach ich unwillkürlich eine wilde Nelke.

„Zur Erinnerung", sagte ich, sie betrachtend. Dann dachte ich in der Welt umher, für wen ich sie zu bewahren die Absicht hegen könne? Feldblumen verschenkt nur die Liebe oder die Herzensfreundschaft — so weit meine Gedanken hin und wieder gingen, wußte ich Niemanden, dem die wilde Nelke, die meine Hand auf der „Schnecke" gepflückt, mehr werth sei als die Blume, die vielleicht sein Fuß grade an seinem Wege zertrat, und ich warf die voreilig gebrochene in den „Abgrund" und sah ihr nach, wie sie als rothes Pünktchen zu mir heraufgrüßte. Aber trotzdem pfiff ich ein Lied im Weitergehen, denn ich war fröhlich.

Es giebt nichts Fröhlicheres auf Erden, als siebzehn Jahre, die Freiheit und den Willen, zu leben und zu lernen. Vielleicht gehört noch Eins dazu, der ausreichende, sichere Wechsel, der sorgsam in der Brusttasche verwahrt die Gewißheit bietet, das Alles nach eignem Behagen bald so und bald so zu genießen und zu benutzen. Dann blüht ein buntes Wunder in jeder Blume am Wegrand, ein Geheimniß birgt sich hinter jeder Biegung der Straße.

Und ich summte, trotz der hohen Gefährlichkeit des Wegs jetzt in Sprüngen hinuntereilend:

„Man hat mir nicht das Kleid zerrissen,
Es wär' auch Schade um das Kleid;
Noch in die Wange mich gebissen
Aus übergroßem Herzeleid."

Ich hielt inne, denn der Pfad schwenkte um eine vorspringende Felskante. Es war die Biegung, hinter der das Geheimniß lag, und ich blieb, tief Athem schöpfend, auf meinen Stock gestützt stehen und sagte mit lauter Stimme: „Jena —"

Vor mir lag das Mühlthal im Schatten, auch die braunen Dächer der Stadt. Nur auf den Spitzen der runden Thürme glänzte noch die Sonne und drüben jenseits des hellen Wasserstriches lag sie voll auf dem grünansteigenden Berge, von dessen grauer Kuppe ein alter, einsamer, hoher Wartthurm herabsah.

Es mußte der Hausberg sein, mein Onkel hatte mir oft von ihm gesprochen.

Auf dieser nämlichen Stelle also hatte mein Onkel Roderich vor vierzig Jahren gestanden. Er war zu Fuß von Weimar herabgekommen, wie ich; über die „Schnecke" gegangen, wie ich. Sicherlich hatte er auch auf diesem Punkte innegehalten und: „Jena", laut vor sich hin gesagt, denn er war jung gewesen, wie ich, und sein Herz hatten bunte Gedanken bewegt, wie meins.

Was war von ihnen geblieben, während die Bergnelken hier blühten wie damals, während mein Fuß vielleicht auf demselben unveränderlichen Stein ruhte, auf dem seiner gestanden?

Mein Onkel war alt und einsam und blickte auf das Leben zurück, wie der graue, stillbeglänzte Wartthurm drüben in's Thal herabsah.

War es der Abendwind, der durch die Föhren im Mühlthal schauerte? Es lief mir leise über den Rücken.

Nein, mein Onkel Roderich war doch nicht wie der alte Thurm drüben. Er ward wieder jung, wenn er von Jena sprach. Wie Zauberkraft lag es in dem Wort und seine Augen leuchteten. Ich hörte wol, daß seine Lippen über die Dinge lächelten, die er erzählte, aber die leuchtenden Augen behaupteten den Sieg. Und sie wollten, daß ich nach Jena gehen solle, um mein Studium zu beginnen.

Eine Woche, nachdem er mich am Arm aus der Prima des Gymnasiums unserer Stadt hinausgeführt hatte, brachte er mich am Arm bis zum Postwagen.

„Sei kein Thor, Gotthold, aber schreibe mir auch einmal, ohne daß Du Geld brauchst", sagte er.

Seine Hand, die ich in meiner hielt, war ruhig; ich fühlte die Bewegung in seiner Stimme mehr, als mein Ohr sie vernahm. „Wie kannst Du denken, Onkel — jede Woche", antwortete ich fast gekränkt.

Er lächelte. „Ich sehe, Du hast Anlage genug zur Thorheit, mein Junge — leb wohl —" und er wandte sich schnell ab und ging die Straße zurück.

Doch wie ich da auf der „Schnecke" stand und auf Jena hinabblickte, wußte ich, er hatte dort einst gefunden, was auch ich suchte. Von dem Städtchen, das fremd und geheimnißvoll im Abendglanz vor mir lag, hatten die Fäden sich angesponnen, die ihn hier und dort in der Welt noch mit weitgetrennten Altersgenossen verknüpften und deshalb blickte es mich doch auch wieder vertraut, fest, wie mit den ausdrucksreichen Augen meines Onkels an.

Was war's, das er Thorheit nannte? War es ein Rath, wie die, welche er mir oft als Knaben gegeben, um mich durch eignes Nachdenken und Erkennen zu veranlassen, das Gegentheil von dem zu thun, was er mir scheinbar anempfahl? War es Thorheit, was auf dem Blatt gestanden, das ich einmal auf dem Schreibtisch meines Onkels gefunden und schon damals mir mit sonderbaren Gefühlen zu deuten vermocht hatte:

„Wir fuhren in der hellen Mondennacht
Durch schlafversunkne Stadt den Berg hinan.
Der Nachtwind murmelte im dunklen Tann;
Hin über öde Haide ging die Jagd,
In tollem Flug versungen und verlacht.
Die Schatten liefen neben dem Gespann,
Und mälig kam ein einsam Haus heran,
Von weißbeglänzten Birken überdacht.

Da schieden wir, die Gläser klangen helle — —
Versunken sind Gesicht, Gestalt und Namen
Und überrauscht von neuer Lebenswelle.
Nur manchmal seh' ich noch die Schatten fliegen,
Als möchte sich aus ihrem dunklen Rahmen
Versunkne Jugend mir in's Antlitz schwingen —"

Versunkne Jugend — vor mir stieg sie erst auf im hellen Thal da drunten, mit allen ihren Wundern, ihren Träumen, ihrer Freundschaft und ihrer Liebe — Jena — Jena — —

„Kukuk — Kukuk!" rief es plötzlich über meinem Kopf.

Ich fuhr zusammen und sah hastig auf. Es war ein Kukuk, der über mir in der Luft kreiste. Dann änderte er seinen Flug und schoß, beständig rufend, mir voran in's Mühlthal hinunter.

Einige Minuten vielleicht sah ich ihm schweigend nach. Ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich in dem Augenblicke nicht derartig unterbrochen worden wäre. Die Jugend ist symbolisch; sie glaubt an Wahrzeichen und Sinnbilder, weil die Bilder ihrer Träume selbst noch Symbole sind. Doch dann sagte ich mir: „Der Kukuk verstand mich falsch; er rief, weil er etwas Anderes unter dem Wort „Liebe" vermuthete, als ich gewollt. Doch die Liebe, die er gemeint, ist todt, denn man liebt nur einmal. Man schließt vielleicht in späten Jahren eine Vernunftheirath, mit der das Herz nichts gemein hat — aber wie es unmöglich ist, Todte zu erwecken, so ist es undenkbar, die Liebe wieder in einem Herzen wachzurufen, das von Untreue gebrochen. Vielleicht ist Der glücklich zu preisen, der diese bittere Täuschung früh erfahren und alle Wärme seines Lebens dem einzig wahren, würdigen und untrügerischen Drange der Seele widmet, der Freundschaft."

Und frohgemuth wieder, wenn auch als unheilbarer Weiberfeind, eilte ich vorwärts und hüpfte die letzten Windungen der „Schnecke" hinüber dem Mühlthal zu.

Wer gerade aus den Alpen kommt, wird es kaum für ein Thal ansehen. Für mich aber war es das im vollsten Maße, denn es war das erste, das ich in meinem Leben betrat. Mit kühlem Schatten nahm es mich auf und zog sich in Windungen ostwärts; Jena lag wieder hinter den vorspringenden Bergen verschwunden.

Im Felsgestein ruht für den Flachlandbewohner ein eigner, geheimnißvoller Zauber. Als Parallele zu den Verhältnissen des menschlichen Lebens erscheint uns die nutzreiche Erdkruste prosaisch und langweilig, der unfruchtbare Boden dagegen von romantischem Schimmer umflossen. So die Haide, das Moor, der Steppensand, vor Allem aber die Stellen, wo die Steinrippen unserer Erzeugerin, der Erde, nackt zu Tage treten und wie das Knochengerüst eines ihrer sterblichen Kinder in Sturm und Regen an ihrer Oberfläche verwittern und zerfallen. Ich konnte mich an den grauen Sandsteinschichten, neben denen ich hinwanderte, nicht sattsehen. Ab und zu mischte sich eine Lage von röthlichem Fasergyps hinein, von der ich mit der Eisenzwinge meines Stockes viereckige Platten losarbeitete, um sie für meine Steinsammlung aufzubewahren. Oft sickerte ein helles Wasser vom Fels und ich zog meinen Reisebecher aus Olivenholz hervor und trank mit Entzücken daraus von dem kalten Gebirgsquell. Ueber mir auf dem Abhang rauschten die Föhren, hin und wieder erweiterte das Thal sich scheinbar um ein Weniges und eine von den Mühlen, nach denen es seinen Namen trägt, drehte geschäftig im Bach, der meinen Weg begleitete, ihr tropfensprühendes Bad — wie schön war die Welt.

Wie schön war sie, und wie schwanden die Schatten, die beängstigend oft über dem Knaben gelegen, bedeutungslos in ihr zurück. Hatte es je eine Zeit gegeben, in der ich achtsam auf die Uhr blicken gemußt, um nicht nach dem Glockenschlag zur Schule zu kommen und getadelt, vielleicht bestraft zu werden? Ging es meinen Genossen, mit denen ich vor vierzehn Tagen noch auf den Bänken der Prima gesessen, noch jetzt so? Ich begriff es kaum mehr. Konnte es in dieser weiten, poesiedurchwehten Wunderwelt einen dumpfen Winkel geben, wie das Gymnasium meiner Vaterstadt, durch den eintönig, schablonenhaft Tag um Tag wie eine Spinne durch ihr graues Gewebe hinkroch? Was bedeutete hier, wo die dunklen Nadelwälder geheimnißvoll auf mich herübersahen, als ob es Stellen in ihnen gäbe, die noch nie ein menschlicher Fuß betreten, die Uhr, die Zeit überhaupt? Es war die Uhr, die keinem Glücklichen schlug. Ob ich um eine, um drei Stunden später nach Jena kam, wen ging es an? Wenn ich dort heut' Abend gar nicht mehr eintreffen, sondern im nächsten Wirthshaus am Wege einkehren und dort übernachten wollte, wer konnte es hindern und wen bekümmerte es?

Unermeßliche, fast unausdenkbare Freiheit des Menschen, welcher der Sklaverei der Schule entronnen! —

„Kukuk — Kukuk!“ rief es wieder vor mir. Es war mein alter Widersacher, der durch's Mühlthal vor mir aufzog. Aber diesmal ließ ich mich nicht irre machen, sondern rief ihm mit fröhlicher Stimme zu: „Nun, Kukuk, da Du gar so klug bist, sag' mir auch: wie lange soll ich noch leben?“

Ich mußte lachen, denn ich hatte ihn in die Flucht geschlagen. Er begann zu rufen und ich zählte — zwanzig — dreißig — vierzig — er hörte nicht auf, nur ward der Ruf immer schwächer und undeutlicher und verklang allmälig in weiter Ferne.

„Von Allem, was Dein Herz bedroht,
Ist Eins unheilbar nur, der Tod“,

sagte ich halblaut. „Ich danke Dir, Kukuk; ein langes Leben ist langes Glück.“

Und ich ging, die herrliche Sommerabendluft in vollen Zügen einathmend, rascher als zuvor meinem Ziel entgegen. Das Thal erweiterte sich mehr und mehr, die Berge jenseits der Saale tauchten wieder auf; aber es lag kein Sonnenglanz mehr auf ihnen, sondern nur mehr ein letzter verblassender Tagesschein. Ich hatte in der That mehrere Stunden gebraucht, um vom Fuß der „Schnecke“ bis zur Stadt zu gelangen, und als ich durch den alten Thorbogen in die Johannisstraße hineinschritt, schlug es neun Uhr vor mir vom Thurm.

Drinnen in der engen Straße dämmerte es schon, doch ein lebendiges Gewoge ging darin auf und nieder. Alles war mir fremd und interessant. Ich gaffte zu den Häusern hinauf, aus denen bald hier, bald dort ein buntbemützter Kopf mit langer, dampfender Pfeife zum Fenster herauslag und drunten Vorübergehenden allerhand merkwürdige und unbegreifliche Namen nachrief. Oft befand sich der Sprecher in Hemdsärmeln, ja nicht selten sogar ohne Weste dazu, und ich malte mir die verächtliche Entrüstung, mit der die Damen meiner Vaterstadt bei solchem Anblick die Nase rümpfen und Etwas wie „détestable“ vor sich hin murmeln würden. Zu meiner Verwunderung thaten die jungen Mädchen, die hin und wieder, zumeist Arm in Arm, gewandt zwischen dem Gewoge durchschlüpften, dies durchaus nicht. Sie suchten die Fenster nicht gerade mit ihren Blicken, vermieden sie jedoch auch nicht und wenn ein Witzwort, das von oben herunterflog, in den Bereich ihrer Ohren gerieth, lachten sie heimlich mit.

Mir zur Rechten öffnete sich jetzt ein freier Platz, auf dem eine einzelne Eiche in der Mitte stand. Ich besaß indeß von der geschichtlichen Bedeutung derselben keine Ahnung und warf kaum einen gleichgiltigen Blick auf sie, sondern ging die Johannisstraße weiter hinunter, nach dem Gasthaus „Zur Sonne“, in welchem ich nach Anweisung meines Onkels Unterkommen wählen sollte, bis ich eine eigne Wohnung gefunden. Die Straße schien etwa hundert Schritt vor mir von einem breitvorgelagerten Hause, über dessen Dach der Kirchthurm heruntersah, abgeschlossen zu sein. Vor der Steintreppe, die zur Thür desselben hinaufführte, saßen um mehrere Tische, zum Theil in Schnurröcken, zum Theil ebenfalls

in Hemdsärmeln, mit breiten, schwarz-roth-goldenen Bändern über der Brust, ungefähr ein Dutzend Studenten und tranken, rauchten und lärmten, unbekümmert um die Vorübergehenden. Einer von ihnen hob grade ein ihm überbrachtes, frisch gefülltes Bierglas und sang, es mit kräftigem Knall gegen vier oder fünf andere überschäumende Gläser stoßend:

„Stoßt an, Jena soll leben! Hurrah hoch!
Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt —"

„Deine Leute krähen ja wie die Raben heut', Buschmaus! Eure Kneipe hat sich wol einen neuen Krätzer angeschafft?" rief plötzlich eine Stimme über mir aus einem Fenster.

Die Frage mußte einem schlanken Studenten neben mir in der Mitte der Straße gelten, der eine schwarz-rothe mit goldenem Eichlaub gestickte Cereviskappe auf dem langen blonden Haar, mit einem Andern Arm in Arm vorbeischlenderte, denn er drehte den Kopf hinauf und erwiederte:

„Du hast wol von Deiner eignen Wolle in den Ohren, Pudel?"

„Was meinst Du damit, Zechlin?"

„Nun, was ich sage, Pudel."

„Ich verbitte mir den Namen; ich erlaube es nur meinen Freunden, mich so zu nennen."

„Das hättest Du mir eher sagen sollen, dann hätte ich mich gehütet, in den Verdacht zu gerathen, dazu zu gehören", entgegnete der Blonde gelassen.

Der im Fenster zog eine mächtige Dampfwolke aus seiner betroddelten Pfeife und replicirte:

„Du scheinst Dich solcher Ehre nicht werth zu halten?"

„Das war schwach, Pudel!" riefen mehrere Stimmen um mich her von der Straße zugleich.

„Oh", sagte der Blonde, seinen Schnurrbart drehend, „ich glaubte, ich hätte es Dir ziemlich nahe gelegt, welcher Ehre ich Dich noch werth gehalten, kleiner Pudel."

„Entschuldige, ich hatte nicht gehört, daß Du es sagtest, Zechlin; ich meinte irgend ein dummer Junge neben Dir hätte vorhin die Bemerkung gemacht."

„Na, er hat sich wenigstens einigermaßen herausgebissen" lachte es neben mir.

„'S ist in Ordnung, ich schicke in einer halben Stunde zu Dir", sagte der Schwarz-roth-goldene. „Comment suspendu?"

„Mir recht!" rief's vom Fenster.

„Kommst Du heut' Abend noch auf unsere Kneipe, Pudel?"

„Weiß nicht gewiß, Buschmaus. Ich muß noch an meinen Alten um Holz schreiben."

„Auf vierzehn Tage kann ich Dir pumpen, wenn Du zu uns auf die Kneipe kommst, bring' ich's Dir mit."

„'S ist recht; ich komme."

Der drunten ging und der droben rauchte weiter. Ich starrte zum Fenster hinauf; im Allgemeinem begriff ich, was vorgefallen, aber die ganze Art und Weise und besonders der Schluß des Vorganges bewirkten, daß ich, wie ich glaube, fast eine Minute mit offnem Munde dastand. Dann drehte ich mich um —

Die Studentengruppe vor dem breithingelagerten Gebäude am Ende der Straße, die jetzt höchstens noch dreißig Schritte von mir entfernt war, hatte nur zum Theil von dem Ereigniß Notiz genommen. Einige waren langsam aufgestanden und hatten sich genähert; die Mehrzahl jedoch saß oder lag auf ihren Stühlen und sang:

„Stoßt an, kühne That lebe! Hurrah hoch!
Wer die Folgen ängstlich zuvor erwägt,
Der beugt sich, wo die Gewalt sich regt.
Frei ist der Bursch! Frei ist der —"

In dem Augenblick, wo ich mich umdrehte, lief ich mit der rechten Schulter gegen die linke eines Menschen an, den ich dadurch vom Trottoir herunterdrängte.

„Verzeihen Sie", sagte ich höflich, an meinen Filzhut greifend.

„War es etwa Ihre Absicht, mit mir zu rempeln, oder haben Sie es nur aus angeborener Flegelei gethan?" fragte plötzlich eine etwas näselnde Stimme vor mir, und ich sah verdutzt auf.

Der Sprecher war ein hübscher, äußerst elegant gekleideter Student, dessen farbiges Band und Mütze mir vor den Augen flimmerte, daß ich sie nicht deutlich zu unterscheiden vermochte. Er war hochgewachsen und trug weite, bis über die Knie hinaufreichende Kanonenstiefel. In der behandschuhten Rechten hielt er eine Reitgerte mit goldenem Knopf; sein blasses Gesicht, das im Verhältniß zu dem etwas zurückgeworfenem, auf langem Halse gewiegten Kopf ziemlich klein erschien, hatte einen unverkennbar mehr hochmüthigen als übermüthigen Ausdruck.

„Verzeihen Sie", wiederholte ich stotternd, es war ein reines Versehen —"

„Laß' ihn, Hohenbuch", fielen unerwarteter Weise mehrere von den Schwarz-roth-goldenen, die hinzugekommen, ein, „es ist ein Fremder, vermuthlich ein Pennal."

„Was wollen Sie? Ich dutze mich nicht mit Ihnen; bekümmern Sie sich um Ihre Sachen", entgegnete der mit „Hohenbuch" Angeredete.

„Unverschämt!" erscholl es ihm fast unisono entgegen.

Er zog die Augenbrauen leicht in die Höh' und blickte umher.

„Haben Sie mich Alle so zu bezeichnen die Güte gehabt?"

„Ja."

„Gut. Ich werde Ihnen meinen Cartellträger auf die Kneipe schicken. Da ich nicht das Vergnügen habe Ihre Namen zu kennen und voraussetze, daß sie keine Karten bei sich führen, werden sie wol die Freundlichkeit haben, meinem Cartellträger mitzutheilen, wer zu der Collection gehört."

Er machte eine leichte Verbeugung und wendete sich wieder zu mir. „Sind Sie Student, oder ist es wahr, daß Sie Pennal sind?“ fragte er mit einer gezierten Nachlässigkeit.

Der Fragsteller hatte vom ersten Augenblick an meinen Widerwillen erregt. Wie ein fremdartiger wilder Rausch wehte es mich aus der Straße, in die ich seit kaum fünf Minuten eingetreten war, an, und ich fühlte, daß ich nicht mehr Herr über mich selbst war. Ein unüberwindliches, körperliches Zittern hatte mich überkommen, das mich zugleich beschämte und noch mehr anstachelte, und ich erwiederte kühn, ohne irgendwelche Folgen zu bedenken:

„Ja wol, ich bin Student und habe nicht die Absicht mir Ihre Unverschämtheiten gefallen zu lassen!“

„Bravo! Wie ein Fuchs geantwortet, aber gut!“ rief es um mich her. „Treiben Sie's nicht weiter, Hohenbuch, Sie sehen, daß es ein krasser Fuchs ist.“

„Ich verbitte mir jeden comment suspendu“, versetzte mein Gegner scharf accentuirt. „Wir sind also auch fertig“, fuhr er zu mir gewendet mit höflich veränderter Miene fort; „darf ich um Ihren Namen bitten? Der meinige ist Graf von Hohenbuch, dritter Chargirter des Corps Thuringia.“

Ich nahm alle Kraft zusammen, so ruhig als möglich zu antworten. „Ich heiße Gotthold Wellhof —“

„Welcher Facultät?“

„Ich will — ich bin Medicin —“

„Wellhof, studiosus medicinae“, recapitulirte Graf Hohenbuch, „vermuthlich wird mein Cartelträger Sie ebenfalls auf der Kneipe dieser Herren finden.“

Er sagte das Letztere mit einem leise spöttischen Zucken seiner Mundwinkel, lüftete elegant seine zweifarbige Mütze und ging, mit der Reitgerte pfeifende Lufthiebe schlagend, die Straße hinauf.

„Na, schlecht wird er Dich nicht verzimmern, der Kerl schlägt eine verteufelte Hakenquart“, sagte plötzlich, während ich noch ungläubig, ob wirklich mir das Alles in den letzten Minuten passirt sei, dastand, eine treuherzige Stimme in meinem Rücken. Zugleich legte sich ein Arm um meine Schultern und der Sprecher fuhr fort:

„Für einen Fuchs, der grad' erst von der Mama kommt, hast Du Dich fix benommen und 'ne hübsche Quart wird Dein Gesicht nicht verunzieren. Setz' Dich zu uns und trink ein Glas!“

Es war Einer von den Schwarz-roth-goldenen mit offnen, vertrauenerweckenden und intelligenten Zügen. Die altstudentische Tracht, ein vorn offener Schnurrock mit breitumgeschlagenem Hemdkragen, der den Hals tief hinunter bloß ließ, stand ihm, als ob sie für ihn ersonnen wäre. Er hatte viel Aehnlichkeit mit dem schlanken Blonden, den ich zuerst während seiner sonderbaren Unterhaltung mit dem Fensterinhaber beobachtet hatte und der dadurch der unwissende Anlaß zu meinem Rencontre mit Hohenbuch geworden war.

Allmälig indeß und besonders bei den letzten Worten meines neuen Begleiters ernüchterte sich mein von der Hitze des Moments fortgerissenes Gemüth und ich fragte ziemlich kleinlaut:

„Also muß ich mich mit Graf Hohenbuch duelliren?"

„Natürlich, hauen mußt Du Dich mit ihm, oder vielmehr er wird Dich hauen. Es kommt auf die Forderung an, die er Dir schickt; daß heißt Pistolen nimmst Du selbstverständlich nicht an, sondern verlangst Hiebwaffen."

Mich überlief's etwas frostig bis in die Kniekehle hinunter und ich wiederholte ungewiß: „Hiebwaffen? Ich habe noch nie einen Säbel in der Hand gehabt."

„Ist auch nicht nöthig, haben die Pennale meistens nicht; dafür kriegst Du Einpaukzeit. Uebrigens — Du hast den Kerl zwar tüchtig angerempelt, aber er wird sich doch geniren, einen krassen Fuchs anders als auf Schläger, vielleicht ohne Mütze, zu bestimmen. Wenn sein Cartellträger kommt, verlang' nur volle Einpaukzeit und nun zeig', daß Du fidel sein kannst; was Besseres findest Du heut' Abend doch nicht mehr in Jena."

Wir waren an den Tischen vor dem Treppenhause am Ende der Straße angekommen und mein Begleiter präsentirte mich sans façon mit den Worten: Studiosus medicinae Wellhof, krasser Fuchs, hat aber mit Hohenbuch von den Thüringern contrahirt. Setz' Dich!"

Niemand rührte sich auf den Stühlen, aber aller Augen flogen herum und hefteten sich prüfend auf mich. Dann erscholl ein allgemeines: „Prosit!" und ein Dutzend Gläser erhoben sich gleichzeitig und ihre Inhaber nickten mir beifällig zu.

Ich zog verlegen meinen Hut zum Gruß. „Brav Fuchs!" rief ein bequem auf zwei Stühlen neben dem Bierfaß Hingelagerter mit respectabler Leibesdicke und urgemüthlichem Gesicht, „ich steig' Dir 'nen Halben, Fuchs, und Dir den andern auf Specielles, Wassermaus!"

„'S ist recht, Tonne", versetzte mein Begleiter, „trinks! Prosit, Wellhof", und er stieß mit mir an, „ich heiße Zechlin, Mediciner im dritten Semester; Ernst Zechlin zum Unterschied von meinem Vetter Fritz, wenn Du's wissen willst."

„Richtiger Wassermaus, zum Unterschied von der Buschmaus", warf die „Tonne" gravitätisch ein.

Wie die Menschennatur wunderlich construirt ist, fühlte ich mich gleichsam angeheimelt dadurch, daß mein Begleiter ein Vetter von Demjenigen war, dem ich zuerst bei meinem Eintritt in die fremde Stadt begegnet. Ich trank deshalb, obwol das Bier mir nicht zusagte, einen herzhaften Zug und sagte, mir Courage fassend:

„Woher kommt denn der komische Name? Ich glaubte im Anfang wirklich, daß Sie Wassermaus hießen."

„Hoho!" tönte es aus einem halben Dutzend Kehlen, „pro poena!" daß ich verdutzt dreinsah.

„Ja, es hilft nichts, Wellhof, Du mußt einen Ganzen pro poena

trinken“, sagte Zechlin, mir mit freundlich lachenden Augen ein volles Glas herüberholend. „'S ist uraltes Jenenser Strafgesetz für Den, der einen ordentlichen Burschen mit Sie anredet.“

Es ward mir sauer, denn ich war vom Hause meines Onkels her nicht an Trinken gewöhnt, aber ich brachte den Ganzen doch „cum laude“ herunter.

„Hat's gut gemacht! Hat's gut gemacht!“

intonirte Einer; doch die Tonne — alias Zille — richtete sich auf einem Ellbogen auf und rief, mit dem Knöchel an das hohlklingende Faß vor sich klopfend, rückgewendeten Kopfs in's Haus hinein: „Frisches Faß!“

Als Antwort trat von drinnen ein hochgewachsener Student auf die Treppe und erwiederte, auf seine Uhr blickend: „Laßt das Faß, Tonne, und kommt herein. Der Kneipabend fängt gleich an.“

Der es sprach, war die schönste jugendliche Erscheinung, die ich je mit Augen gesehen. Er mochte zwanzig Jahre alt sein; das buntfarbige Barett, das er auf dem Kopfe trug, stieß fast an den Thürrahmen, unter dem er stand. So stand er wie ein Bild aus dem vorigen Jahrhundert, wie ich mir Hölty oder Novalis gedacht. Sein braungelocktes Haar floß in den Nacken und umschloß ein bartloses, fast mädchenhaftes Gesicht mit hellen, schwärmerisch-leuchtenden Augen. Seine Kleidung war nicht geziert, aber in Allem schön und harmonisch, wie seine Bewegungen und sein Organ. Er mußte ein Dichter, ein Träumer sein, aber trotzdem lag zugleich ebensoviel Energie in seinen Zügen.

Mein Herz klopfte, wie ich ihn sah. Er mußte mein Freund werden, ich fühlte es; das Jugendfreundschaftsideal meines Herzens stand vor mir.

„Der Sprecher unserer Verbindung, Hellmund Ruben, Theolog“, sagte Zechlin—stud. medic. „Wellhof“, fügte er, mich dem Genannten vorstellend, hinzu.

Dieser reichte mir artig die Hand und fragte: „Du bist wol völlig fremd in Jena?“

Ich bejahte es fast schüchtern, einen so überwältigenden Eindruck übten seine gerade auf mich gerichteten eigenthümlichen Augen.

„Wenn wir Dich einladen dürfen, heut' Abend unser Gast zu sein“, fuhr er fort, „der Kneipabend beginnt im Moment. Du wirst Hunger haben; Zechlin, sorg' doch dafür, daß Dein Bekannter etwas zum Abendessen erhält.“

Damit drehte er sich, leicht grüßend, ab, aber er nahm mein Herz mit sich. Mir war Alles noch immer wie Traum. Das herzliche Entgegenkommen aller der wildfremden Gesichter, die mir wiederum bereits vertraut schienen, als ob ich seit Jahren mit ihnen zusammengelebt. Der blonde Zechlin wurde geradezu als „mein Bekannter“ bezeichnet, obwol ich ihn vor einer halben Stunde zum erstenmal gesehen. Das ungewohnte Getränk mochte auch dazu beitragen — ich befand mich in einer sorglos freudigen Stimmung wie noch nie in meinem Leben und mir war, als ob ich auf Flügeln getragen würde. Die Anderen

hatten sämmtlich ihre Plätze verlassen, Zechlin faßte mich jetzt unterm Arm und zog mich ebenfalls die Steintreppe hinauf in ein großes, schon mit Licht erhelltes Zimmer, in welchem sich bereits noch zwanzig bis dreißig andere Studenten, alle mit schwarz-roth-goldenen Bändern und Mützen oder Cereviskappen, zumeist in Hemdsärmeln befanden. Das Gemach selbst war mit gleichfarbigen Fahnen und Emblemen aller Art verziert; zwischen diesen hingen große lithographirte Gruppenbilder und um sie herum zahllose kleine Silhouetten an den Wänden. Vielfach gewundene Trinkhörner mit silbernem Beschlag und blanke Schläger mit schwarz-roth-goldenem Korb warfen hie und da Lichtreflexe dazwischen zurück.

„Setz' Dich, Wellhof, ich will Dir Etwas zu essen besorgen", sagte Zechlin. Allein er hatte mich kaum losgelassen, als Zille, die Tonne, mich schon wieder am Arm hatte und mit sich zog.

„Komm zu mir, Fuchs, hier ist eine solide Ecke", ermahnte er mich. „Die Wassermaus ist ein leichtsinniges Säugethier, die Dich zur Unmäßigkeit verleitet, während ich nur an ernsten Gesprächen Lust empfinde und Du dadurch bei mir etwas Gediegenes profitirst. Du scheinst mir ein ganz intelligenter Fuchs zu sein.—"

„Tonne, einen Ganzen!" rief es oben vom Tisch herunter.

„'S ist recht, ich komme gleich mit", antwortete Zille, sein volles Glas mit einer leichten Bewegung leerend. „Siehst Du, Wellhof, das ist ein Rath, den ich Dir auf Deiner langen Kneiplaufbahn aus reiflicher Ueberlegung mitgebe: wenn Dir etwas vorgetrunken wird, jederzeit gleich mitzukommen. Du bist dann nie im Rückstand und hältst Dich von vornherein von der liederlichen Gewohnheit des Nachkommens frei—"

Drei schallende Schläge, die Ruben an der obersten Spitze des hufeisenförmigen Tisches mit der flachen Klinge eines Schlägers auf den Tisch hieb, unterbrachen ihn.

„Der Kneipabend beginnt!" Wir singen: „Brüder, zu den festlichen Gelagen," Seite 37. Silentium!"

Das verworrene Geräusch des Durcheinandersprechens hörte plötzlich auf und von etwa vierzig Lippen begann es:

„Brüder, zu den festlichen Gelagen
Hat ein guter Gott uns hier vereint;
Allen Sorgen Jeder jetzt entsage,
Trinke mit dem Freund, der's redlich meint!
Da wo Nectar glüht, vallaralla,
Neue Lust erblüht, vallaralla,
Wie die Blume, wenn der Frühling scheint!"

„Das ist ein weises Lied, ein höchst vortreffliches Lied, Fuchs", sagte Zille nachdenklich und stieß sein Glas an meins, das wunderbarerweise schon wieder, ohne daß ich etwas davon bemerkt hatte, gefüllt vor mir stand. Ich trank.—

Wie ich das Glas wieder hinsetzte, bemerkte ich, daß das Licht vor mir plötzlich mit zwei auseinander gespaltenen Zungen aufleckte.

Doch hatte ich nicht Zeit, über das Curiosum nachzudenken, denn der Gesang begann wieder:

> „Auf des Geistes göttergleichen Schwingen
> Stürzt der Jüngling muthig in die Welt;
> Wackre Freunde will er sich erringen,
> Die er fest und immer fester hält.
> Bleibt die Meinen all, vallaralla,
> Bis zum Welt-Einfall, vallaralla,
> Treu dem Freund auf ewig zugesellt!"

Ein allgemeines Rufen und Prosit folgte auf den Schluß der Strophe. Ich fühlte, daß mir seit zehn Minuten der Muth riesenhaft gewachsen war und rief, mit rascher Bewegung mein Glas fassend: „Ruben!"

Er nickte mir freundlich zu: „Trink!"

„Bis zum Welteinfall", murmelte ich im Stillen, ihn anblickend.

Dann sah ich in das Commersbuch meines Nachbars und sang begeistert mit:

> „Laßt nicht Jugendkraft umsonst verrauchen!
> In dem Becher winkt der goldne Stern!
> Honig laßt uns von den Lippen saugen—
> Lieben ist des Lebens süßer Kern!
> Ist die Kraft verraucht, vallaralla,
> Ist der Wein verbraucht, vallaralla,
> Folgen, alter Charon, wir Dir gern."

„Smollis!" rief Ruben von Oben mit kräftiger Stimme.

„Fiducit!" klang es im Chor zurück.

„Jawohl—folgen, alter Charon, wir Dir gern", wiederholte Zille, sein Glas austrinkend. Ich hörte es und hörte es doch nicht. Es ging mir seit einigen Augenblicken sonderbar vor den Augen herum.

Ein Arm legte sich von der andern Seite auf meine Schulter und wie ich den Kopf drehte, sah Zechlin mich lachend an.

„Iß Etwas, Wellhof, sagte er, „es steht schon lange vor Dir. Wenn man weit gegangen ist und leeren Magen hat, steigt Einem ein ungewohntes Bier leicht zu Kopf."

Ich sah erstaunt auf die Teller nieder, die er mir gebracht und die schon seit dem Beginn des Gesanges vor mir gestanden, ohne daß ich sie wahrgenommen. Dann folgte ich stumm seinem Rath und aß. Ich entdeckte, daß ich wirklich starken Hunger gehabt und daß der Schwindel sich nach und nach verlor. So hieb ich tapfer ein und befolgte den Rathschlag, den Zille mir ab und zu ertheilte, daß es sehr schädlich sei, zu essen, ohne dazu zu trinken, nur mit Maßen.

Plötzlich öffnete sich die Thür und ein großes Geschrei: „Buschmaus, Buschmaus, einen Halben!" erhob sich.

Es war der blonde Zechlin, der lachend am Tische Platz nahm. Er trank eilig seinen Strafganzen und rief: „Ich kann Euch etwas viel Curioseres erzählen. Ein Pennal, das direct vom Erbsenkeimen gekommen, hat heut' Abend mit Hohenbuch von den Thüringern contrahirt!"

Wieder allgemeiner Lärm. „Alte Pasteten! Buschmaus erzählt

immer Geschichten aus dem vorigen Jahrhundert! Die Verliebten kommen immer um einen Posttag zu spät! Der Held Deines Abenteuers sitzt schon drüben zwischen der Tonne und der Wassermaus. Prosit, Wellhof! Hau' dem Junker die Visage entzwei!"

„Einen Halben pro poena, Gründler!" überhallte Ruben's Stimme das Getöse. „Junker ist ein uncommentmäßiger Ausdruck!"

Ich war bei der Erwähnung des „Pennals, das direct vom Erbsenkeimen gekommen", feuerroth geworden. Mein Nachbar bemerkte es, ging zu seinem Vetter hinüber und kam mit ihm zurück.

„Nichts für ungut, Wellhof," sagte Fritz Zechlin, die Buschmaus, mir die Hand reichend, „ich wußte nicht, daß Du da warst. Wir haben alle einmal das Lineal angebetet, es liegt nichts Ehrenrühriges darin. Im Gegentheil, wenn man so fix auftritt, ist's eine Auszeichnung. 'Nen Halben auf Dein Specielles!"

„Ich begriff Alles kaum. Jeder, der mit mir redete, legte eine Liebenswürdigkeit an den Tag, als ob Alles sich nur um mich in der Gesellschaft drehe. Die zehnsemestrige Tonne, ein Prachttypus, wie ich mir stets in schülerhafter Phantasie ein „bemoostes Haupt" vorgestellt, wich mir nicht von der Seite und schien seine einzige Aufgabe darin zu finden, mich zu unterhalten. Ich schwamm in Entzücken und dutzte ihn — mein Blick fiel auf die Uhr — wahrhaftig, schon seit mehr als einer Stunde — wo blieb die Zeit? — ebenso kecklich wieder. Um uns her wogten die Stimmen durcheinander, man verstand kaum die seines Nachbars.

Abermals war eine Stunde vergangen; ich dachte plötzlich an mein Unterkommen im Gasthaus „Zur Sonne" und stand auf.

„Wohin, Fuchs?" fragte Zille.

Ich nannte meine Absicht und sagte, daß ich noch keine Wohnung habe.

„Bah, Wohnung", fiel er ein, „ein Büffelloch findet man früh genug. Alle Philister renken sich die Arme nach solchem wohlbepelzten Fuchs wie Du aus. 'Sist ein wahres Glück für Euch jungen Leute, wenn Euer gutes Geschick Euch frühzeitig genug einem alten Weisen, der den Rummel kennt und die Welt verachten gelernt hat, unter die Augen führt. Ohne mich hättest Du Dein bischen Moos, das Du vom Hause mitbringst, den langnasigen Serviettenkameelen in der Sonne in den Rachen gepfropft."

Zille blinzelte eigenthümlich bei den letzten achtlos gesprochenen Worten in sein Glas. „Moos?" fragte ich, „was ist das?"

„Moos, mein Sohn, ist ein Silberkraut, das nur spärlich in den Taschen von Jenenser Studenten zu wuchern pflegt, daher nennt man es Moos, oder auch Holz, denn der Teufel holt's man weiß nicht wie, oder auch Wechsel, denn nichts wechselt schneller seinen Besitzer. Ich rathe Dir deshalb, mein Sohn, Deinen kärglichen Wechsel—"

„O, so kärglich ist der gerade nicht!" fiel ich, auf meine Brusttasche klopfend im stolzen Bewußtsein des Besitzes ein.

„Nicht?" wiederholte Zille, noch immer mit seinem Glase lieb-

äugelnd.—„Ja, siehst Du, kärglich ist ein relativer Begriff. Das Bierquantum, das ich täglich zu mir nehme, werden Andere gewiß kärglich nennen, aber eine Mücke könnte doch darin ertrinken. Wenn man bedenkt, wie unsäglich viel der Student an unumgänglich Nothwendigem unausgesetzt zu berappen hat—da ist erstens—"

„Wohnung", fiel ich ein.

„Das fehlte auch gerade noch, daß man die bezahlte. Nein, die geht mit Allem, was daran bimmelt und bammelt, als Kaffee, Brod, Butter, Schinken, Cigarren, Postporto, Schneider, Schuster, Wäsche und den übrigen Bagatellen gottlob bei jedem Philister auf Hauspump. Aber —"

„Mittagsessen", sagte ich.

„Ich wollt's dem Wirth nicht rathen, der dafür etwas Anderes verlangte, als die Ehre, meinen Namen auf seiner Tafel aufkreiden zu dürfen. Er würde ein armer Mann durch mich, denn ich käme ihm nicht zum zweitenmal Nein, was die großen Löcher in's Portemonnaie reißt, sind —"

„Die Collegiengelder —"

Die Tonne lächelte mitleidig. „Dafür giebt's zum Glück doch noch Mittel. Will der Professor nicht stunden, so hospitirt man einfach ohne belegt zu haben, und wird Einem auch das gelegt, so berappt man erst recht nicht, sondern ist fröhlich und bleibt weg."

Ich sah den Sprecher verwundert an. „Aber was bleibt denn überhaupt, wofür man Geld nöthig hat?"

Zille stieß einen tiefen Seufzer aus und trank sein Glas bis auf die Nagelprobe leer. „Wenn ich bedenke", sagte er, „daß jedes Glas Bier im Durchschnitt einen guten Groschen kostet, so will die Güte der Weltordnung mir keineswegs in die Augen fallen. Rechnet man das tägliche Jammerfrühstück dazu —"

„Täglich? d. h. jeden Tag?" fragte ich erstaunt.

„Du verräthst einen noch jugendlichen Mangel an Einblick in die Causalwirkungen des physischen Lebens, mein Sohn, der eben jenem wundersamen Standpunkt der Unschuld eigenthümlich ist, den wir mit einer gewissen rückblickenden Wehmuth Pennalismus benennen", antwortete Zille. „Du hast von den Versuchen gehört, ein perpetuum mobile zu erfinden.—"

„Ich glaube — ich habe selbst ein perpetuum mobile — hier," unterbrach ich ihn, mich zum Lachen zwingend, indem ich auf die Stirn deutete: „mir ist, von dem fremden Biere vermuthlich, ganz dumm im Kopfe —"

„Das hat nichts zu bedeuten und kommt nicht vom Bier, sondern ist Naturanlage", versetzte Zille seelenruhig; „da muß man sich nur den Kopf einmal mit Luft waschen. Komm, ich will Dir dabei helfen."

Er faßte mich untern Arm und führte mich zu einer Hinterthür in's Freie hinaus. Ich schwankte etwas hin und her auf dem holprigen Pflaster, über das wir, rund um die Kirche, die ich zuerst von der

Schänke aus begrüßt, herumgingen. Manchmal kam's mir wie ein Blitz, daß die Gedanken, die ich da droben in der einsamen Abendsonne gehabt, eigentlich in seltsamem Gegensatz zu dem lauten Gesang, Gelächter und Gelärm ständen, das von drüben herübertönte — daß die süße Trunkenheit der Idee, die mich droben erfaßt, mein Herz anders durchschauert habe, als der wirkliche Rausch, in dem ich mich befand—doch mein Begleiter ließ mir keine Zeit, darüber nachzudenken, indem er die Rede auf die mannigfachen Bedürfnisse des Studentenlebens und auf die außerordentlich bedeutenden Summen lenkte, die nothwendig seien, um jene zu bestreiten.

Ich hatte die fünfhundert Thaler, die mein Onkel mir als jährlichen Wechsel bestimmt, für eine ungeheure, nie zu erschöpfende Summe gehalten; doch bei dem Ernst der Demonstration meines Begleiters, verbunden mit dem dumpfen Rumor, den das Bier in meinem Kopfe verursachte, wurde es mir zweifelhaft, ob sie ausreichen würde, um auch nur die allernothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten, und ich nannte sie kleinlaut, mit dem besorgt fragenden Zusatz, was Jener darüber seiner Erfahrung gemäß denke?

Zille hielt in seiner Wanderung inne und stand still.

„Fünfhundert Thaler — Thaler?“ wiederholte er mit offenem Munde — „sagtest Du Gulden oder Thaler?“

„Thaler“, versetzte ich zaghaft.

Er faßte meinen Arm wieder. „Ja, siehst Du, mein Sohn, da befindest Du Dich gerade in der Lage, von der ich Dir vorhin wohlmeinend gesprochen. Du kannst von dieser Summe leben, was man so leben heißt. Ich weiß nicht, ob Du in den Grundzügen der Nationalökonomie bewandert bist?“

Ich war es durchaus nicht; ich kannte das Wort, aber wußte kaum, was es bedeutete.

Doch Zille wußte Alles. Es war in der That ein nicht genug zu schätzendes Glück für mich, daß ich gleich bei meinem Eintritt zu ihm gerathen und daß er als altes Haus sich meiner so herablassend und wohlwollend annahm.

„Der wichtigste Grundzug der Nationalökonomie, wie ich aus meinem Colleg darüber weiß, das ich besucht“, fuhr er fort, „ist die Association. Sie ermöglicht, in Verbindung mit Andern mit Geldmitteln auszukommen, mit denen der Einzelne unmöglich dazu im Stande ist. Es begreift sich leicht: wenn ich mit Jemandem zusammen reise und wir gemeinschaftlich den Wagen, das Gasthofszimmer u. s. w. bezahlen, so habe ich es um die Hälfte billiger als allein — nicht wahr? Auf diesem Princip beruht auch das ganze Studentenleben. Jeder Einzelne könnte von seinem Wechsel unmöglich existiren; darum sind ökonomische Talente auf die Idee gerathen, eine Verbindung von dreißig oder vierzig Leuten zu begründen, wodurch in arithmetischer Folge Jeder, der ihr angehört, dreißig- oder vierzigmal so billig lebt wie als Einzelner. Für einen jungen Studenten, der eben vom Hause kommt, ist es deshalb

begreiflicherweise das höchste Glück, in eine solche Verbindung aufgenommen zu werden. Natürlich ist das aber auch nicht leicht —"

Mich hatte eine wahre Angst ergriffen, daß ich mit meinem Wechsel, auf den ich unbegründeter Weise so stolz gewesen, gar nicht zu existiren vermöge. „Aber wie ist es denn zu machen, um Mitglied einer Verbindung zu werden?" stotterte ich.

Zille zuckte die Achsel. „Es giebt genug Verbindungen hier in Jena, z. B. sämmtliche Corps, bei denen es eben nicht schwer ist. Im Gegentheil, sie reißen sich förmlich um neue Ankömmlinge und suchen sie so schnell wie möglich unter ihre bunte Mütze zu kriegen. Das kommt einerseits, weil sie zumeist nur aus wenigen Mitgliedern bestehen und andererseits deshalb von den neu Hinzukommenden profitiren wollen. Man kann junge Füchse nicht dringend genug vor ihnen warnen. Sie schmeicheln denselben auf jede Weise, besonders sobald sie herausgeluchst haben, daß diese im Besitz eines hohen Wechsels sind, und nachher, wenn sie den Gimpel gefangen, ziehen sie ihn unbarmherzig aus. Unter uns gesagt, ist unsere Verbindung, was ihre Grundsätze wie ihre Mitglieder angeht, die einzige noble in ganz Jena. Aber eben deshalb bekümmert sie sich auch durchaus nicht um eintreffende Füchse, sondern erschwert es ihnen im Gegentheil auf jede Weise, zu ihr in irgendwelche Beziehung zu treten."

Es war offenbar eine ganz besondere Auszeichnung für mich, von der sich bald genug herausstellen mußte, wie unverdient ich ihrer theilhaftig geworden, daß ich am ersten Tage meines Eintreffens in Jena durch merkwürdig günstigen Zufall die Ehre genossen hatte, von dieser sich so streng abschließenden Verbindung als Gast behandelt zu werden. Wenn sie mich — — ich wagte den Gedanken nicht auszudenken. Mir fiel plötzlich ein, daß jede Verbindung einen Namen trage, und daß ich nicht einmal Zeit gefunden, mich nach dem, welchen meine liebenswürdigen Wirthe führten, zu erkundigen. Ich that es mit einer Entschuldigung. —

Zille stand wieder still. „Was?" rief er, und auf seinem vom Reflex einer Oellaterne angestrahlten Gesicht lag ein so „bodenloses" Erstaunen, wie ich es noch nie in den Zügen eines Menschen gesehen habe. „Du weißt gar nicht, auf was für einer Kneipe Du Dich befindest? Auf der Kneipe, aus der die größten Männer Deutschlands hervorgegangen? Du kennst die Farben der alten, echten, einzigen deutschen Burschenschaft nicht und weißt nicht, was sie bedeuten? Diese Farben, junger Mann —"

Er nahm seine Cereviskappe vom Kopf und deutete mit der Hand stolz darauf.

„Diese Farben enthalten die Geschichte der Vergangenheit und der Zukunft Deutschlands und sagen: Aus schwarzer Nacht durch blutige Schlacht zum goldenen Licht der Freiheit! Das ist der hohe, begeisterte Zweck unserer Burschenschaft, die hier im Burgkeller, dem uralten Stammsitz der Jenenser Burschen, ihren Platz behauptet hat, und unser

Wahlspruch, durch den wir den hohen Zweck zu erreichen streben, ist: „Sittlichkeit, Wissenschaftlichkeit, Vaterlandsliebe", die drei Principien der deutschen Burschenschaft, die wir zum Heile des Vaterlandes den hohlen, patent-renommistischen Treiben der Corps entgegensetzen, deren einzige Verbindungszwecke sich in die Worte: „Saufen und Raufen" zusammenfassen lassen. —"

„Tonne!" rief es plötzlich von der Hinterthür her, „Tonne!"

„Was giebt's?"

„Ist Wellhof da?"

„Ja!"

„Ein Cartellträger von den Thüringern ist da und sucht ihn."

„Schnell, Fuchs!" sagte Zille, meinen Arm wieder fassend und mich mit sich fortziehend, „wenn man mit den Waffen in der Hand für die Bedeutung seiner Principien einzustehen berufen wird, darf man sich keine Secunde mahnen lassen!"

Es ging mir wieder wirbelig im Kopfe herum. „Aber was haben die Principien der Burschenschaft, von denen Du sagst, daß sie dem Saufen und Raufen der Corps entgegengesetzt sind, eigentlich mit dem Duelliren zu thun?" fragte ich unwillkürlich. „Mir scheint —"

„Der Schein trügt die Füchse immer", fiel Zille mir in's Wort. „Hauen muß ein braver Bursche die verdammten Kerle, um ihnen die Ueberlegenheit seiner Principien zum Bewußtsein zu bringen. Komm, Fuchs!"

Die frische Nachtluft hatte mich etwas ernüchtert, aber trotzdem sah ich, als ich wieder in die Kneipstube eintrat, im ersten Moment weniger als vorher, da Alles vor meinen Augen auf und ab zu tanzen angefangen. Wie ein geschichteter Novembernebel lag es von Pfeifen- und Cigarrenrauch von Wand zu Wand und zwischen der allgemeinen Schichtung brach es wie von dreißig bis vierzig unausgesetzt thätigen Kratervulcanen mit besonderen Rauchkegeln hindurch. Ich mußte meine Augen erst daran gewöhnen, ehe ich wahrnahm, daß neben dem Präses ein Student mit einer anders-, nämlich grünfarbigen Mütze saß, derselben, welche mein Gegner auf der Straße getragen.

„Da ist Wellhof", sagte Ruben und der Fremde stand auf, trat an mich heran und sagte an seine Kopfbedeckung tickend: „Unser dritter Chargirter, Graf Hohenbuch, läßt Sie auf Säbel ohne Mützen fordern, der schweren Beleidigung halber, welche Sie —"

„Das ist unerhört! Einer der besten Schläger einen bloßen Fuchs auf Säbel ohne Mützen! Du brauchst es nicht anzunehmen, Wellhof! Sag', er solle sich schämen!" rief es von allen Seiten bunt durcheinander.

„Ich danke für Ihren guten Rath, meine Herren", sagte der Thüringer spöttisch, „und werde dem Seniorenconvent die Beurtheilung überlassen, wie der Ausdruck „er solle sich schämen" einem Cartelträger gegenüber commentmäßig aufzufassen ist.

„Silentium!" tönte Ruben's Stimme, von einem fallenden Streich

der flachen Schlägerklinge auf den Tisch begleitet. „Der Ausdruck ist uncommentmäßig, Du mußt ihn revociren, Zechlin."

Es wurde einen Augenblick merkwürdig still und Alle horchten herüber.

„Gut, ich revocire den Ausdruck „schämen" als uncommentmäßig", versetzte die Wassermaus, „bitte Sie jedoch Ihrem Corpsbruder nicht zu verschweigen, daß ich sein Benehmen gegen Wellhof für ein außerordentlich dummes halte, da ich dadurch veranlaßt sein werde, ihn abzuführen."

Ein großes Jubelgelärm erhob sich. „Wassermaus, 'nen Halben auf Specielles! 'Nen Ganzen auf Specielles! Wassermaus, 'nen Halben, 'nen Ganzen!"

„Es wird mir Vergnügen machen, Graf Hohenbuch diese Mittheilung zu überbringen", entgegnete der Thüringer jetzt ausgesucht höflich. „Welche Antwort darf ich demselben von Ihnen geben?" fragte er, zu mir gewendet.

Bei Zechlin's Erwiederung war mir alles Blut wie ein Strom in's Gesicht geschossen. Wenn ich gewußt hätte, daß es mein Tod sei, wäre es mir unmöglich gewesen, die Forderung, von deren ungewöhnlicher Schwere ich im Uebrigen kaum eine Vorstellung besaß, abzulehnen, und ich versetzte stolz: „Sagen Sie dem Grafen Hohenbuch, ich sei bereit, und wenn er sich mit einem Menschen zu schlagen wünsche, der noch niemals einen Säbel oder einen Schläger in der Hand gehabt, sei ich es auch morgen."

„Brav geantwortet! Hurrah für Wellhof! Auf Specielles, Fuchs! Ein fixer Kerl!" scholl es rund um mich her, daß mein Gesicht mir fast vor Gluth zu brennen schien.

„Hohenbuch wird Ihnen selbstverständlich jede commentmäßige Einpaukszeit verstatten", erwiederte der Thüringer. Er machte eine Verbeugung, die Kneipe zu verlassen, doch Ruben fragte artig: „Dürfen wir Sie nicht bitten, noch ein Glas mit uns zu trinken?" und der Fremde setzte sich auf den Platz, dem er bei meinen Eintreten verlassen, zurück, während jener abermals: „Silentium!" rief: „Wir singen: Wo Kraft und Muth —"

Und gleichzeitig stimmte er an:

„Wo Kraft und Muth in deutschen Seelen flammen,
Fehlt nie das deutsche Schwert beim Becherklang!
Wir stehen fest und halten treu zusammen
Und rufen's laut in feurigem Gesang:
  Ob Fels und Eiche splittern,
  Wir werden nicht erzittern!
Den Jüngling reißt es fort mit Sturmesweh'n,
Für Lieb' und Ruhm in Kampf und Tod zu geh'n!"

Mein Nachbar hatte mir das Commersbuch aufgeschlagen und ich sang mit, so laut ich konnte. Ein anderer Rausch noch als der, den das Trinken erzeugte, hatte mich gefaßt; begeistert stieß ich mein Glas an dasjenige Zechlin's beim letzten Vers: „Für Lieb' und Ruhm in Kampf und Tod zu geh'n!" Es war schon ein Freund, den ich, oder viel-

mehr der mich gewonnen, für den ich mein Leben zu lassen bereit war. Der Gesang ging weiter und ich blickte mit flammenden Augen an's Ende des Tisches zu Ruben, dem Ideal meiner Phantasie, hinüber. Wenn er auch mein Freund würde! Ich war eifersüchtig auf Zille, der sich, neben ihm stehend, zu ihm hinunterbückte und abwechselnd lachend und trinkend mit ihm sprach. Was sie redeten, konnte ich meistens nicht hören und wenn ich etwas vernahm, verstand ich's nicht. Ruben fragte: „Na, hast Du ihn gehörig gekeilt, Tonne?".

„Auf Nummer Sicher gebracht", lachte die Tonne.

„Lohnt sich's?"

„Und ob!"

„Wie viel?"

Zille streckte die fünf Finger seiner linken Hand aus.

„Donnerwetter!" sagte Ruben, „Du bist eine famose Tonne, „ich trink' auf Dein Specielles . . . ."

Der Gesang war zu laut, ich hörte nichts mehr. Aber ich hätte meinen halben Wechsel darum gegeben, so vertraulich auf Ruben's Stuhl lehnen zu dürfen und mit ihm zu schwatzen.

„Silentium!" rief er jetzt wieder, „wir singen den vierten Vers als Schlußvers!"

„Und Du, mein Liebchen, die in süßen Stunden
Den Freund beseelt mit manchem Blick und Wort,
Dir schlägt mein Herz noch über Grab und Wunden,
Denn ewig dauert treue Liebe fort!
Ob Fels und Eiche splittern —"

Dauerte sie auch bei mir noch über das Grab und die Wunden der Liebe fort? Ich seufzte — Emilien's treuloses Bild sah mich aus dem Grunde des Glases an. „Wenn sie glücklich ist", murmelte ich.

„Das Horn! Das große Horn!" schrie es. Wie ich aufsah hielt Ruben das große silberbeschlagene Trinkhorn von der Wand gefüllt in Händen. „Auf Deine Liebste", sagte er, trank und reichte es seinem Nachbar. So ging es weiter, jedesmal wenn Einer es lange am Munde behielt, rief's von allen Seiten: „Aus! Aus! Zeig's, wie lieb Du Deinen Schatz hast!"

Aber es ging zu viel in das Horn hinein und es wanderte immer noch weiter, bis es auch an mich kam. Zechlin, die Wassermaus, war mein Vormann. „Nun, Wellhof, zeig Dich, es ist nur ein schäbiger Rest drin", sagte er, es mir reichend.

„Ich habe keinen Schatz mehr, aber ich hatte einen", antwortete ich, „und will auf sein Angedenken trinken, zum Beweise, daß ich der Liebe treu geblieben wäre."

Damit nahm ich das Horn und setzte es an die Lippen. Es schien nicht viel mehr darin zu sein und ich glaubte es schon geleert zu haben, als aus einer Mündung von oben ein voller Strom nachschoß und mich fast erstickte. Doch ich hatte mir während des Trinkens das Gelöbniß abgelegt, einen Beweis meiner Liebe vor Aller Augen darzuthun und

zugleich sie mit dem Trunk wie in Lethe für immer zu begraben. Nochmals schoß es aus einer Mündung herunter und stürzte mir in's Gesicht, daß ich fast die Besinnung verlor und nur krampfhaft festhaltend forttrank. Dann fiel mir das Horn aus der Hand auf den Tisch, doch zugleich erhub sich ein lautes Jubelgeschrei:

„Hoch soll er leben!
Hoch soll er leben!
Hoch!“

„Hat's gut gemacht! Hat's gut gemacht! Das wird ein Renommirfuchs! Liebetreu soll er heißen!“

„Tauft ihn — Hurrah — tauft ihn Liebetreu! Er ist seiner Liebe bis auf den letzten Tropfen treu geblieben.“

Ich sah nur undeutlich mehr, daß Zechlin das umgekehrte Horn auf den Nagel seines Daumens hielt und es dann über meinem Kopf schwang. „Du kommst billig davon“, sagte er.

Ich fühlte, daß mir etwas auf den Kopf tröpfelte und kalt durch's Haar sickerte, aber das Denken hatte mich seit dem letzten Trunk verlassen. Ich wußte nur, daß mir aus Stolz über die vollbrachte Heldenthat, Kummer über die verlorene Liebe und Seligkeit über die gewonnene Freundschaft Thränen in die Augen traten und ich stand auf und sagte schluchzend: „Brüder —“

„Hört! Liebetreu will paukeu! Hört!“

„Silentium!“ donnerte Ruben, auf den Tisch schlagend.

„Liebetreu hat's Wort!“

„Brüder —“, sagte ich, aber meine Stimme erstickte im Weinen und ich empfand, daß ich plötzlich das Gleichgewicht verloren und die Hände ausstreckend zurückfiel.

„Das kommt vom Horn, aber es geht schnell vorüber“, hörte ich Zille's Stimme hinter mir, dessen Arm mich auffing. „'S ist ein ganz schnurriges Ding damit. —“

Mir war durchaus nicht schnurrig zu Muth. Ich war todestraurig in meinem seligen Glück wie noch nie im Leben. —

„Er hat's betrunkene Elend! Bring' ihn in die Todtenkammer, Tonne!“ rief es hinter uns.

„Ja, zu den Todten!“ stammelte ich, „da ist mein Platz. O, wäre ich todt und ihr kämt an mein Grab und weintet um mich. —“

„Ho, da ist der Pudel, der kleine Pudel! Profit Pudel!“ schrie es dutzendstimmig, während Zille mich hinausführte Der Gegensatz zwischen der lärmenden Lustigkeit, die ich verließ, und meinem trunkseligen Zustande erfüllte mich mit philosophirender Bitterkeit. „Es ist meine eigene Schuld“, sagte ich mir wieder dazwischen ....

„So, mein Sohn, so“, ermuthigte Zille mich gutmüthig, „es wird Dir schon besser werden. Daran muß man sich gewöhnen, es hat nichts zu bedeuten.“

Er hatte Recht, mir wurde wirklich besser und ich schwur im Stillen auch ihm ewige Dankbarkeit für den Liebesdienst, den er mir erwiesen.

„In die Sonne kommst Du jetzt doch nicht mehr, Du kannst heut' Nacht bei mir auf dem Sopha schlafen, Fuchs", sagte er; „meine Bude ist gleich hier nebenan, komm', ich will Dich hinbringen."

Müdigkeit und Ehrgeiz kämpften in mir, doch der letztere gewann den Sieg. Ich glaube nicht, daß ich in meinem Leben so spät in der Nacht noch wach gewesen war, allein ich versetzte mit krampfhaften Lächeln:

„Jetzt schon nach Hause? Mir scheint es noch sehr früh — ich bin nicht müde, sondern durstig —"

Es war eine buchstäblich haarsträubende Renommage. Denn ich konnte nicht an einen Tropfen Bier denken, ohne daß es mir schaudernd vom Wirbel bis zur Sohle hinunterlief. Doch die Tonne nahm es für baare Münze, schlug mir auf die Schulter und antwortete:

„Ein verteufelter Fuchs! Hör' mal, Liebetreu, Du gefällst mir und ich will Dir eine Ehre anthun, die ich nicht leicht Jemandem und einem Fuchs überhaupt noch nie erwiesen. Ich habe morgen zwanzig Thaler zu zahlen und müßte in der Früh' erst zu meinem Banquier in der Leuthragasse darum. Deshalb erlaube ich Dir, mir die Moneten bis morgen Abend zu pumpen, da ich weiß, daß Du sie bei Dir im Wamms hast."

Ich griff glückstrahlend in die Brust und zog mein Taschenbuch heraus. „Willst Du nicht mehr, Zille?" fragte ich, ihm mein Päckchen Kassenscheine hinhaltend.

Er sah mich einen Augenblick verwundert an. „Du bist eine verdammt ehrliche Haut, Fuchs", entgegnete er, „und ich gebe Dir den Rath, Dich mit Deinem Papier etwas mehr in Acht zu nehmen. Es giebt Leute, die gebrauchen es zu Fidibus. Nun, weil Du's bist, will ich noch diesen Fünfthalerschein extra an mich nehmen; er scheint mir sicherer in meiner Tasche aufgehoben als bei Dir. Du brauchst aber drinnen Niemandem etwas davon zu sagen, ich renommir' nicht gern mit solchen Dingen. Nun komm, Fuchs."

Er hatte meinen Arm in seinen gelegt und wir gingen abermals in die Kneipe zurück, wo gerade ein Lied zu Ende gesungen war und ein allgemeines Gläserklirren und Zutrinken stattfand.

„Silentium!" schrie der Präses. „Kneipabend ex! Initium fidelitatis!"

„Hurrah! Hurrah!" war die Antwort.

„Na, Liebetreu, Du siehst ja aus wie Postpapier", rief die Wassermaus mir entgegen, „ist Dir was Menschliches zugestoßen?"

„Ja, Du bist blaß, Louise", declamirte ein Anderer, auf mich zutretend.

„Liebetreu, 'nen Halben!" rief's.

„Liebetreu ist zu lang", sagte eine Stimme, „wir woll'n die Hälfte davon nehmen und ihn „Liebe" nennen."

„Nein, die andere Hälfte „Treu"!"

„Würfel her! Würfeln wir darum!"

„Das Würfeln ist am Kneipabend verboten."

„Der Kneipabend ist ex!"

Alles schrie durcheinander. Zechlin kam mit einem Würfelbecher aus der Ecke. „Ich halte auf „Treu“!“

„Und ich auf „Liebe“. Ich glaube, es war Gründler, der es sagte. Er warf und zählte; „Siebzehn Augen — Liebe heißt Du!“

„Kinderspiel!“ antwortete die Wassermaus. „Da habt Ihr's — achtzehn! Hurrah für Treu!“

„Hurrah — hurrah!“

„Ich fordere Alle zu Zeugen, daß ich tödtlich von der Wassermaus beleidigt bin“, schrie Gründler, „und mich gezwungen sehe, Sie auf einen Bierjungen zu fordern!“

„Hurrah! hurrah! Auf ihn, Wassermaus!“

„Wer geht noch mit nach Ziegenhain?“ rief plötzlich eine Stimme dazwischen, „da können sie's ausmachen!“

Ein endlos zustimmendes Gejauchz erhob sich. „Ich — ich — wir Alle!“

Kaum hatte ich begriffen, um was es sich handelte, als ich mich schon mitten im Gedränge auf der Straße befand. Es schlug Mitternacht vom Thurme, unter dem wir fort und dann eine ziemlich lange Gasse hinuntergingen. Manchmal hallte von hier und dort ein eigenthümlich gejodelter Ruf durch die Nacht, dem andere aus der Ferne ebenso antworteten; ab und zu gesellte sich noch eine einsam herumschlendernde Gestalt zu uns oder ward vielmehr wie von einem Strom von uns mit fortgerissen. So kamen wir im tiefen Dunkel an eine Brücke, unter der die Saale rauschte.

„Halt!“ commandirte plötzlich eine Stimme und zugleich leuchtete ein Feuerstrahl auf, der sich blitzgeschwind zu einer flammenden Fackel vergrößerte und eine Minute später loderten ein Dutzend Fackeln in den Sternenhimmel hinein. Auf die Stadt zurück und in den Fluß hinab warfen sie ihren phantastischen Schein. An einem Eckhaus am jenseitigen Brückenende lag der Weg rechts ab, anfangs zwischen Weidengebüsch hindurch, dann fiel der Fackelglanz auf grünes Gelände zur Linken, über dem sich ziemlich steil ansteigend der Hausberg erhob.

Es hatte ziemliches Schweigen bis dahin geherrscht, die Meisten athmeten stumm die frische, köstliche Nachtluft. Jetzt rief wieder Jemand: „Wer geht mit über den Berg?“

„Hier! hier!“ tönte es zurück. Die Truppe spaltete sich in zwei ungefähr gleiche Hälften, von denen die eine im Thal fortwanderte, die andere auf ziemlich steilem Geröllpfad zum Hausberg hinanstieg.

Ich befand mich bei der letztern. Selbstverständlich; der Gedanke, über einen Berg in der Nacht zu gehen, hatte etwas Unwiderstehliches.

Der Bergpfad lief ungefähr in der Mitte zwischen Kuppe und Thal auf gleicher Randhöhe fort. Ich ging wie im Traume; es war ein phantastisches Bild, tief unten die sprühenden Fackeln, vor mir die unseren, die über das nackte Felsgeröll des Hausbergs hinflammten. Plötzlich ertönte eine Stimme aus unserer Mitte und Alle fielen klangvoll ein:

„An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn,
Ihre Dächer sind zerfallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wollen ziehen drüber hin.“

Es war das wundersame, in den Worten wie in der Melodie gleich ergreifende Lied, das Franz Kugler einst auf der Rudelsburg gedichtet. Die rothen Streiflichter der Fackeln flackerten über das graue Gemäuer des Fuchsthurmes, der von dem Kamme des Berges jetzt dicht auf uns herabsah. Da kam es von drunten aus dem Thal von hellen Lippen zurück:

„Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer tönet Speer und Schild,
Doch dem Wanderer erscheinen
Aus bemoosten, alten Steinen
Nachtgestalten zart und mild.“

Wie Athem der Vorzeit säuselte der Nachtwind um die alten, bemoosten Steine des Gemäuers über uns. Ein Hauch der Poesie schauerte sichtbar über die fackelbeglänzten, jugendfrischen Gesichter; zwei von ihnen kletterten verwegen hastig mit ihren Fackeln in der Hand zum alten Thurm hinan, während die Anderen in's Thal zurücksangen:

„Drüben winken schöne Sterne,
Freundlich lacht manch' rother Mund.
Und der Wandrer steht von Ferne,
Schaut in blauer Aeuglein Sterne;
Herz ist heiter und gesund.“

Ja, ich ging wie im Traum. War es Wirklichkeit, daß ich hier in der Geisterstunde mit Fackeln über den Berg schritt, der mir am Nachmittag zum erstenmal aus der Ferne im Abendsonnenlicht zugewinkt? In Genossenschaft so Vieler, die mir Alle schon wie Freunde erschienen und von denen ich doch damals noch keinen Einzigen gekannt? Ja, das war die ewige Poesie, die Jena seit Jahrhunderten überwebt; jetzt erfaßte sie mich Hier klangen die Stimmen melodischer, fast sehnsüchtig, die mich drunten in der Kneipe beinah' mit ihrem Gelärm und ihrer tollen Ausgelassenheit erschreckt.

Vom Thal klang die Schlußstrophe des Liedes herauf:

„Doch der Wandrer muß von dannen,
Weil die Abschiedsstunde ruft;
Und er singet Scheidelieder,
Lebewohl tönt immer wieder —
Tücher wehen durch die Luft.“

„Lebewohl!“ sang Zechlin kraftvoll in's Thal zurück. „Lebewohl!“ kam es wieder. Wie ein hin und her geworfener Ball ging es schwächer und schwächer verhallend vom Berg in's Thal, vom Thal zu Berg.

Holdschaudernd überlief es mich. Da stieg der Vollmond auf über den kahlen Bergkuppen zur Rechten und warf die Schatten meiner Gefährten weit über das Felsgelände hin. Das Gedicht auf dem einsamen Schreibtisch meines Onkels zog mir durch den Sinn:

„Die Schatten liefen neben dem Gespann —“;

unwillkürlich sprach ich es halblaut weiter vor mich hin:

„Und mälig kam ein einsam Haus heran,
Von weißbeglänzten Birken überdacht —"

„Das ist Ziegenhain, Treu", sagte Zechlin, meinen Arm fassend und unter uns hinunter auf aus Obstbäumen hervorlugende Häuser deutend, welche die Fackeln im Thal bereits fast erreicht hatten, „nun wird's fidel!"

„Da schieden wir — die Gläser klangen helle —"

Nein, wir sollten da drunten nicht scheiden. Die Gläser sollten hell klingen, um den Freundschaftsbund für's Leben erst zu besiegeln. O, wie schön war die Jugend! Wie todestraurig mußte es sein, wenn sie sich in Vergessenheit versunken aus bleichem Rahmen der Erinnerung wieder heraufschmiegte!

„Den Abhang hinunter! Wer ist zuerst drunten?"

Wie ein Blitz zuckte es mir durch die Gedanken, daß, als der Vollmond zuletzt dort am Himmel gestanden, er auf die stille Straße in meiner Vaterstadt herabgeblickt, wo ich mich aus dem Fenster gelehnt und dem Posthorn gelauscht und den Wagen langsam an mir vorüberrollen und vor dem Nachbarhause anhalten sah. —

War erst ein Mond seitdem verflossen? Mir erschien es seit heut' wie Jahre, wie ein halbes Leben.

Was ging es mich an? Was sollte mir die ganze Erinnerung? Jener Mond sah auf verschollene Liebestäuschung, dieser auf den Beginn unbeirrbarer, kein Ende bietender Freundschaft herab.

„Schmollis, wackrer Cumpan!"

„Hinunter! Ueber das Geröll! Ueber den Abhang! Durch die Gärten, die Büsche, die Zäune! Wer ist zuerst drunten?"

Ich kam gerade vor der Ziegenhainer Kneipe an, wie ein Dutzend Hände in kunstvollem Wirbel die Thür und die Fensterläden zu bearbeiten anfingen, worauf der Herr Wirth, „Schuhu" genannt, sichtbar ward und öffnete.

Nicht lange, so kam ein niedliches Mädchengesicht mit zwei Händen voll hölzerner Kannen, in denen sich ein merkwürdig helles, safrangelbes Getränk befand, und stellte sie vor uns auf den langen Tisch des Zimmers, in das wir hineingetreten. Es war mit Bildern und schwarz-roth-goldenen Emblemen, nur weniger reichlich als die Kneipe im Burgkeller, verziert. Hanne, so hieß das „Wirthstöchterlein", lief auf und ab und wand sich wie eine Eidechse überall durch. Sie war gegen Alle gleich freundlich, ihr junges, rosiges Gesicht verrieth, obwol sie unzweifelhaft ebenfalls aus dem Schlaf geschreckt worden, keine Spur von Mißmuth. Wohin sie kam, flogen ihr neckische Redensarten entgegen, aber es war keine darunter, die auch nur im Geringsten die Sittsamkeit verletzte, und sie gab lachend und treffend auf jede hurtige Antwort. Die Jüngeren nannten sie „Sie" und die Aelteren zumeist „Du"; es erklärte sich daraus, daß sie gerade an der Grenze des Mädchenalters stand und von den Letzteren stets als Kind geduzt worden war.

„Das Käuzchen ist die Tochter vom alten Schuhu, Fuchs", sagte mein Nebenmann. „Ich bemerke es Dir zur Warnung, sie steht unter allgemeinem Schutz und ist das einzige Mädchen in Jena und fünf Meilen in der Runde, das nicht poussirt werden darf. Der Alte hat's vor zwei Jahren zur Bedingung gemacht, wenn er das Mädel im Haus behalten solle, und es ist so strenges Verbindungsgesetz, daß einer von unseren Leuten, der sie einmal in der Trunkenheit festgehalten und geküßt, sofort excludirt worden ist. 'S ist auch ein Prachtmädel! Heda Käuzchen, zu Trinken!"

Hanne kam. Sie hatte offenbar gehört, was mein Nachbar gesagt. „Die Zeisige müssen doch immer gleich plappern", sagte sie schelmisch.

Ich hatte meinen Nebenmann nicht gekannt, doch es ward mir klar daraus, daß er entweder den wirklichen oder den Kneipnamen „Zeisig" führen mußte. Das Mädchen stand jetzt neben mir und warf einen neugierigen Blick auf mich. Ich hatte nur auf Bildern je etwas so reizend Unschuldvolles gesehen wie ihr weiches, rundes Köpfchen, das von schlichtem, hellbraunem Haar an den Schläfen herab umschlossen war. Daraus blickten ein paar glänzende kornblumblaue Augen mir, wie ein Kind dem andern, voll in die meinen.

„Sie habe ich noch nie gesehen. Gehören Sie zu uns?" fragte sie naiv.

Ich wurde über Frage und Blick gleich verlegen. „Nein, das ist ein Fuchs, der heut' angekommen, Käuzchen", antwortete der Zeisig für mich. Er heißt Wellhof, aber wir haben ihn Treu oder Liebe oder Liebetreu getauft."

„Das sind hübsche Namen", meinte das Mädchen. „Aber kann er nicht selbst sprechen und braucht einen Zeisigschnabel, um für sich zu antworten?"

Sie hüpfte fort. Augenscheinlich hatte sie meine Befangenheit für Unart oder Hochmuth angesehen und war verletzt davon. Ich gefiel ihr nicht, denn sie redete mich nicht wieder an und ließ mich hinfort von ihrem Vater bedienen, der auf seinem massiven Untergestell unausgesetzt mit den lustigsten und anzüglichsten Schwänken um den Tisch kreiste. Beim ersten Probiren des hellgelben Getränkes, das er in die sonderbaren Holzkannen zapfte, hatte ich dasselbe kaum für Bier gehalten. Es schmeckte mir nicht geradezu widerwärtig, aber durchaus nichtssagend, und ich trank ziemlich viel davon, um den Nachdurst, den das Bier im Burgkeller mir erregt hatte, zu stillen. Aber allmälig vermerkte ich an dem Gelärm, das wieder um mich entstand, daß die safrangelbe Flüssigkeit doch etwas Anderes als Wasser sein müsse. Es ging bald lauter her als in der Stadt; die Wassermaus und Gründler saßen sich gegenüber vor einer Reihe verschiedenartig großer Holzkannen und fochten ihren Bierjungen aus. Die höchste Kanne in der Mitte hieß der Kaiser, dann folgten absteigend nach beiden Seiten je zwei Könige, zwei Herzoge, zwei Grafen und zwei Ritter; die letzteren waren wie kleine Näpfe. Die beiden Gegner tranken stets das nämliche Maß zu gleicher Zeit,

der Eine von rechts und der Andere von links. Dazwischen wurde von den Zeugen und Secundanten geschrieen und krakehlt, wer jedesmal den Sieg davon getragen, d. h. seine Kanne zuerst leergehabt. Bummellieder jeder Art flogen über den Tisch, zumeist als Begleitung zum Kannenreiben Zweier, die zusammen tranken, oft witzig, daß ich hell auflachte, noch öfter aber so bodenlos unsinnig, daß ich über den grenzenlosen Blödsinn noch herzlicher lachen mußte.

Das Wirthstöchterlein stand mit leeren Kannen beschäftigt abgewendet in der Ecke. Ich weiß nicht, warum mir der Grimm gegen sie von Minute zu Minute mehr zu Kopf stieg, daß ich mir stets erboster vorsagte, sie sei ein ganz gewöhnliches Schänkmädchen und alle Sittsamkeit bei ihr nur schlauer Kunstgriff und Komödie.

„Ja, 's ist ein Scandal!" rief Zeisig neben mir auf Ruben's Drohung, „die Leute sind so von Sinnen, daß sie nicht wissen, was sie plärren. Komm, Hanne, Du bist das bravste Mädel an der Saale; ich trink Dein Wohl, Dich soll Niemand beleidigen Unser Käuzchen soll leben!"

„Hoch! Hip — hip — Hurrah! Das Käuzchen hoch!"

Alle sprangen auf und stießen die klappernden Kannen aneinander. Nur mir schoß es taumelnd durch den Sinn. „Das ist eine Gelegenheit, ihr Deine Mißachtung zu beweisen", und ich blieb sitzen.

„Nun, Treu, hast Du nicht gehört?" fragte Zeisig. „Das Käuzchen soll leben!"

Ich sah, daß das Mädchen sich umgewandt hatte und herübersah. „Ich kenne sie nicht", antwortete ich.

„Aber darum wirst Du doch mit auf sie anstoßen?"

„Warum?"

„Weil wir es thun."

„Das ist kein Grund.

„Du bist ein unverschämter Fuchs!" stieß Zeisig aus.

Ich sah ihn starr an, weil ich nicht wußte, wie ich darauf erwiedern sollte. Doch gleichzeitig faßte Zille ihn von hinten und flüsterte ihm etwas in's Ohr, während Zechlin seinen Arm um meinen Nacken schlang und sagte:

„Du mußt ihn auf 'nen Biermops fordern, Treu! Brumm' ihm Einen auf!"

Er raunte mir noch einmal das Wort „Biermops" zu, und ich wiederholte es, halb bewußtlos, Zeisig in's Gesicht:

„Biermops!"

„Gut, fordre ihn auf einen Papst von mir, Buschmaus!" antwortete er.

Ich begriff kaum etwas mehr und sah nur, daß eine ähnliche Reihe von Kannen, wie vorhin vor Zechlin und seinem Gegner, vor uns aufgestellt wurden. Nur war die in der Mitte noch größer, und die Wassermaus, die sich mir zum Secundanten angeboten, betitelte sie mir in absteigender Linie: „Papst — Cardinal — Bischof — Abt — Pfaff."

„Ergreift die Pfaffen!“ commandirte Jemand, und wir griffen nach den kleinsten Kännchen und stießen sie zusammen.

„Setzt an!“

„Los!“

Wir tranken und stießen gleichzeitig das leere Gefäß auf den Tisch. Aber schon klang das Commando wieder:

„Ergreift die Aebte!“

Eine hartnäckige Wuth packte mich, in dem Zweikampf nicht zu unterliegen. Es erschien mir als ein wirkliches Duell und mein Gegner als der Ritter der Wirthstochter, gegen die mein unerklärlicher Haß sich bis zum Wahnwitz steigerte. Wenn er unterlag, kam es mir vor, als sei ich gerächt und mein Sieg sei der größte Schimpf, der für sie erdacht werden könne.

Darin lag die letzte Richtung meiner Gedanken, der ich mich entsinne. Ich weiß noch, daß ich den „Bischof“ und den „Cardinal“ leerte und, den Blick triumphirend über den Holzrand der Kanne auf meinen blaßwerdenden Gegner gerichtet, den „Papst“ zu trinken begann. Im Ohr klingt's mir, daß, während ich dies that, Zille's Stimme plötzlich intonirte:

„Und wenn sich der Schwarm verlaufen hat
Nach mitternächt'ger Stunde,
Dann findet unter den Edleren statt
Eine würdige Tafelrunde —“

und daß ein halbes Dutzend andere Stimmen, aus denen der tiefe Baß des Schuhu's vernehmlich herausbrummte, einfielen:

„Denn es sind erhaben ob Raum und Zeit
Die Ritter von der Gemüthlichkeit!“

Das Letzte, was ich noch hörte, war: daß ich meinen Gegner besiegt; und das Letzte, was ich sah, oder zu sehen glaubte: daß Hannchen zu Boden stürzte; dann ward es Nacht vor meinen Augen —

— — — — — — — — — — — — — — —

Als ich sie wieder aufschlug, schien mir die Sonne gerad in's Gesicht.

Trotzdem blieb ich liegen wie ich lag. Das Gesicht brannte mir, doch meinen Körper durchfröstelte es. Es war ein seltsamer Zwischenzustand zwischen Wachen und Schlafen, zwischen Wärme und Kälte. Dabei ein dunkles, dumpfes Gefühl in den Gliedern, als ob ich mit dem Bett zusammengebrochen sei und eine schwere Matratze mir oben auf dem Kopf liege. Zugleich hatte ich die Empfindung, es müsse gleich acht schlagen und ich versäume den Anfang der Schule.

Richtig, da fing das Glockengeläut an. Allein es klang heller und weiter entfernt wie gewöhnlich, mehr wie ein Bienensummen in blühenden Gesträuchen. Die Täuschung war so lebhaft, daß es mir vorkam, als athme ich wirklich einen Duftstrom von Blüthen ein. Ich streckte mich aus und wendete mich um. —

Plötzlich fühlte ich, daß ich das Gleichgewicht verlor. Ich suchte mich vergeblich zu halten und rollte seitwärts auf etwas Weiches hinunter, das mir mit hundert biegsamen, kribbelnden Spitzen in's Gesicht

griff. Im selben Augenblicke hörte ich ein glockenreines Lachen und der Halbtraum zerging.

Ein dichtblühender, bienendurchschwirrter Syringenbusch wölbte sich in Wirklichkeit über mir. Ich selbst lag im hohen Grase neben einer sonnüberstrahlten Rasenbank, von der ich herabgeglitten. Wo war ich? Wem gehörte der Garten, in dem ich mich befand? Wie war ich dorthin gekommen?

Umsonst sammelte ich, mich aufrichtend, meine Erinnerung. Ich begriff von Allem nichts, nur daß der dumpfe Druck auf der Stirn, trotzdem daß keine Matratze darauf lag, nicht wich.

Da ertönte das helle Lachen zum zweitenmal und ich drehte den Kopf etwas mühsam, als ob er meinem Willen nur widerspenstig Folge leiste, in die Richtung. Etwa zehn Schritte von mir stand ein Mädchen in glänzend frischem, einfachen Sommerkleide und hielt seine blauen Augen halb neugierig, halb spöttisch auf mich gerichtet.

„Gut geschlafen, Herr Fuchs?“ fragten die Lippen noch spöttischer als die Augen.

Mit einem Schlage kam mir das Gedächtniß zurück. Es war meine Feindin vom Abend zuvor, Hannchen, die Tochter des alten Schuhu, und der Garten, in dem ich mich befand, der des Wirthshauses in Ziegenhain. Nur daß ich mich auf die Rasenbank gelegt und eingeschlafen war, vermochte ich mir nicht in's Gedächtniß zurückzurufen. Das Einzige, dessen ich mich wieder mit einer Art von Triumph entsann, war, daß das Mädchen vor mir bei dem Schimpf, den ich ihm durch Besiegung seines Ritters angethan, umgesunken und zu Boden gefallen war, und von dem spöttischen Ton ihrer Frage auf's Neue beleidigt, versetzte ich mit ironisch bedauerndem Ton:

„Ich hoffe, Sie haben sich bei Ihrem Fall nicht verletzt, Fräulein Johanna?“

„Bei meinem Fall?“ wiederholte sie verwundert.

„Nun ja, als ich Ihren Ritter, der wie es scheint mehr als sein Leben für Sie lassen würde, besiegte.“

Ich antwortete es mit der Absicht, sie zu kränken, doch sie lachte wiederum nur: „Ist Ihnen das auch passirt? Ja, Es geschieht den Herren Füchsen anerst oft, daß sie meinen, ein Anderer fällt, wenn sie's selber thun und sind nachher kaum von dem Glauben abzubringen, daß sie's nicht selbst gewesen. Eigentlich sollt' ich mir was drauf einbilden, daß Sie mich haben fall'n seh'n, denn man sagt, man seh' es meist von Einem, dem man recht gut sei —“

Sie blickte mich schelmisch an — was für wundersame, veilchenblaue Augen hatte das Mädchen! Ja, sie hatte Recht, ich war ihr auch gut, vom ersten Moment, wo ich ihr in diese sanften, neckischen Circeaugen hineingesehen, und deshalb gerade war ich so ergrimmt über mich und sie und haßte sie und suchte sie um jeden Preis zu verletzen.

„Und um Ihnen den Beweis zu liefern, wer von uns Beiden der Gefallene gewesen“, fuhr Hannchen neckisch fort, ist hier eine Brieftasche,

die ich aufbewahrt, weil sie einem gewissen Herrn aus der Tasche geglitten, als er sich eben in einer gewissen Lage befand. —"

Sie hielt mir den Gegenstand, von dem sie sprach, entgegen. Ich griff in meine Brusttasche, sie war leer, und ich wurde vor Beschämung und Zorn roth, wie ich stumm die Hand ausstreckte, mein Eigenthum in Empfang nahm und verlegen darin blätterte. Endlich sagte ich widerwillig: „Ich danke Ihnen; es war ein glücklicher Zufall, denn es befindet sich viel Geld darin."

„So?" versetzte sie gleichgiltig, „das ist allerdings bei den Herren eine Seltenheit."

Die nachlässig gesprochenen Worte reizten mich wieder und ich entgegnete: „Sie werden ja doch selbst wahrgenommen haben —"

„Ich?"

„Nun ja, wären Sie etwa so wenig mädchenhaft-neugierig gewesen, die Tasche nicht einmal zu öffnen?"

Ein ganz leises Roth flog über ihr Gesicht. „Zu solcher Neugier habe ich keine Zeit und außerdem würde sie unredlich sein", fügte sie langsamer bei.

Ich zitterte vor Aerger. Denn ich empfand, daß sie sich in Allem tactvoller und klüger benahm als ich. Um wenigstens einen gewissen kindischen Triumph zu feiern, zog ich renommistisch-gedankenlos das in der Brieftasche enthaltene Papiergeld hervor und überzählte es. Das Mädchen wandte sich, eine Blume zerpflückend, gleichgiltig ab und entfernte sich langsam.

„Das ist doch merkwürdig", sagte ich plötzlich laut.

Hannchen drehte sich unwillkürlich um. „Was?"

„Daß Niemand die Brieftasche geöffnet hat —"

Ich betonte das Wort Niemand und sah, wie dem Mädchen wieder die Röthe in's Gesicht stieg — „und daß sich trotzdem fünfundzwanzig Thaler weniger darin befinden, als ich gestern Abend drin gehabt, zumal, da ich diese Seitenklappe stets zu schließen pflege und dieselbe jetzt offen ist."

Einen Augenblick stand das Wirthstöchterlein unbeweglich mit blutrothem Gesicht, aus dem ihre Kinderaugen sich mit einer ängstlichen, unentschlossenen Frage starr in meine hefteten. Dann schluchzte sie heftig auf und ging, beide Hände vor die Stirn legend, schnell durch den Garten hinunter.

In der ersten Secunde war ich selbst betroffen. Was ich gesagt, war mir unwillkürlich entfahren, obwol ich zugleich das Bewußtsein hatte, daß es einem Andern mir gegenüber nicht so geschehen wäre. Also eine Diebin — der Thatbestand und ihr Benehmen zusammen verriethen unwiderleglich ihr Schuldbewußtsein — eine gemeine Diebin! Die Erfahrung war wol fünfundzwanzig Thaler werth und es war die süßeste Rache, die Jemand zu ersinnen vermocht hätte!

Sollte ich sie öffentlich an den Pranger stellen? Nein, schweigende Verachtung war das Erniedrigendste; der Gedanke, daß mein Erscheinen

ihr jedesmal einen Stachel der Angst und der Demüthigung in's Herz bohren müsse, war's, das am Meisten befriedigte. Ich fühlte mich stolz der ersten Versuchung des Studentenlebens so widerstanden, den Betrug, den man mit mir zu spielen beabsichtigte, so schnell entlarvt zu haben. Vom Hausberg her kam mir mehrstimmiges Jodeln durch die helle Luft und ich begab mich eilig in's Haus, um meiner von der Nachtruhe auf der Rasenbank muthmaßlich ziemlich geschädigten Toilette nachzuhelfen, und dem sonst unvermeidlichen Spott der Ankömmlinge zu entgehen. So leicht geschehen wie gedacht, war das freilich nicht, denn in der Kneipstube galt ein Spiegel offenbar als uncommentmäßiger Luxus und erst nach einigem Umhersuchen entdeckte ich im Winkel eines Nebengemaches ein Scherbenfragment, das vor dem Kehrichthaufen durch die Aufgabe gerettet sein mochte, die Züge irgend eines untergeordneten Geistes des Hauses während seiner Morgenbeschäftigung mit Kamm und Wasser wiederzustrahlen. Schleunig ergriff ich das unschätzbare Bruchstück und warf einen Blick hinein, denn nebenan erklangen schon wie vom Abend vorher wolbekannte Stimmen — dann sah ich verdutzt drein, denn anstatt meines Filzhutes saß wirr aufgestülpt eine schwarz-roth-goldene Mütze schief auf meinem linken Ohr und ein gleichfarbiges Band zog sich unter dem Rock über meine Brust. Ich selbst mußte mich damit umgürtet, den Rock zuvor ausgezogen und wieder angezogen haben, aber ich besaß nicht die geringste Erinnerung davon und starrte auf mein eignes Bild wie auf eine Erscheinung.

Doch zugleich ging mit großem Gelächter die Thür auf und Zille, die Wassermaus und die Buschmaus, der Zeisig und ein halbes Dutzend Andere strömten herein.

Ich stand noch immer und sammelte meinen Verstand. Einer aus der Schaar, dessen Namen ich noch nicht kannte, trat, ein Büchlein mit einem Bleistift aus der Tasche ziehend, auf mich zu und sagte:

„Ich bin Kassenwart, Fuchs und bekomme fünf Thaler von Dir für's Einspringen und da Du Deinen Wechsel auf fünfhundert Thaler angegeben, zwölf und einen halben Thaler Quartalsteuer für die Verbindungskasse, zusammen siebzehn und einen halben Thaler. Willst Du gleich für den Fechtboden und die Unterhaltung der Kneipe zahlen, sind es je zwei Thaler extra."

„Ja, wie — aber ich — ich weiß gar nicht —", stammelte ich.

„Hahaha!" lachte der Schuhu, der gerade mit einer dickbäuchigen Kanne zurückkam. „Er weiß gar nicht, daß er eingesprungen ist und sich über Nacht so theure Bundesbrüder erworben hat! Meinen Sie denn, daß man so etwas weiß?"

„Ich bin allerdings — es wäre mein höchster Wunsch gewesen — ausnehmend erfreut — aber ich erinnere mich wirklich nicht, ihm Ausdruck verliehen zu haben — und begreife gar nicht, wie das Band und die Mütze —", sagte ich, noch immer verwirrt.

„Ja, so was kommt Einem im Schlaf, Herr Wellhof", lachte der Wirth wieder. „Sie sind nicht der Erste, dem's so schön träumt."

Ich glaube, daß mir die Thränen in den Augen standen. Es war nicht das Geld und nicht die Behandlung, die ich mir, wie Jeder, als Fuchs gefallen lassen mußte — es war, ich wußte nicht Worte dafür; aber unsagbar weh empfand ich's, es war, daß ich mich abermals getäuscht und geglaubt, es sei Alles jugendlich vertrauend, volle Herzlichkeit, Freundschaft und Offenheit, was nur wohlberechnete Mittel gewesen, um einen arglosen Fremdling möglichst schnell zum Eintritt in die Verbindung zu „keilen".

Im Sturmschritt gingen die Tage, die Wochen, die Monde. Es weht ein eigner Wind die Saale herauf und hinab, der wol an den Wipfeln des Zauberwaldes vorübergestreift sein muß, darin zwischen hohen Stämmen die Vergessenheit des Vergangenen über den Eintretenden kommt. Manchmal klingt ein Ton erinnrungssüchtig aus dem Dickicht, oder eine Blume duftet wie mit mahnendem Kelch seitwärts am Wegesrand. Doch der Wind braust vorüber und nimmt Ton und Duft mit sich in die Ferne.

Ich mußte im Anfang manchmal lachen, wenn ich der letzten Worte meines Onkels Roderich gedachte und der halben Entrüstung, mit der ich dieselben aufgenommen. Er hatte es doch besser gewußt, wie er Alles besser wußte, ohne sich darum zu bekümmern, ob Andere es glaubten oder nicht. Wochen vergingen nach meiner Ankunft, ehe ich Zeit fand, den ersten Brief an ihn zu schreiben.

Es ist eine Entschuldigung, mit der neunundbreißig Procent aller freundschaftlichen Briefe begonnen werden, daß der Schreiber nicht früher Zeit dazu besessen. Jeder weiß, daß dies nicht wahr ist, aber Jeder nimmt die Entschuldigung an, denn er weiß auch, daß es dennoch keine Lüge ist, sondern daß die Unwahrheit im Grunde nur in der falschen Anwendung des Wortes „Zeit" liegt. Man kann auch nicht „Lust" oder „Neigung" dafür setzen, weil Beides es ebensowenig richtig ausdrückt. Am Besten, so unbestimmt es zu klingen scheint, besagt es das allgemeine Wort: Fähigkeit. Man ist in der That unendlich häufig im Leben nicht fähig etwas zu thun, was eigentlich gethan werden sollte, selbst wenn die Zeit dazu offenbar nicht mangelt und man sogar Lust und Neigung dafür zu empfinden glaubt. Das ist der Wind aus dem Zauberwald, der uns anweht, und unsere Seele wiegt sich auf ihm, wie ein Falter auf den Strahlen der Mittagssonne, und überläßt sich süßer Vergessenheit des Lebens.

Nirgendwo weht dieser Wind wie an den Ufern der Saale, wo sie an den Lobdabergen und dem Hausberg vorbei den alten Trümmern der Kunitz und Dornburg entgegenrauscht. So laut und lärmend bei Tag und Nacht die Gassen der alten Musenstadt von tausend Stimmen wiederhallen, sie gleicht doch einem verzauberten Schloß in Waldeseinsamkeit, denn über der Jugend, die in ihr viel wacht und wenig schläft, liegt nur der sorglose Morgentraum des Lebens wie die Rosen über dem Bette des schlafenden Königskindes.

Nicht schäme dich in stolzem Muth, zu lernen, was dir nöthig thut: wer etwas kann den hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt.

Wie ich die Briefe, die ich als Antwort auf meine spärlichen Zuschriften vom Onkel erhielt wieder zur Hand nehme, überkommt es mich seltsam. Diejenigen anderer Väter oder Vormünder, die mir nicht selten bei meinen Universitätsgenossen zu Gesicht kamen, enthielten, oft länger und oft kürzer, als Quintessenz immer das eine Wort: „Lerne, um zu leben!" Es wäre schwerer gewesen, den Inhalt der Briefe meines Onkels in einen Gedanken zusammen zu drängen. Sie waren wie seine Unterhaltungen mit mir, wenn wir des Abends zusammen vor dem Thor meiner Vaterstadt gingen. Doch wenn ein leitendes Wort sich durch sie hindurchzog, sich mehr in ihnen verbarg als aus ihnen hervortrat, so klang es: „Lebe, um zu lernen!"

„Sei kein Thor, Gotthold", hatte er gesagt, als er am Postwagen von mir Abschied genommen, und wie ich darauf erwiederte, lächelnd hinzugefügt: „Ich sehe, Du hast Anlage genug zur Thorheit, mein Junge."

Er wußte es, ich hatte Anlage genug dazu. Im Sturmschritt gingen die Tage, die Wochen, die Monde. Im Anfang war mir Alles noch Ereigniß; dann wehte der Zauberwind stärker und stärker, und es ward mir süße, gedankenlose Gewohnheit des Lebens. Die Kneipe, der Fechtboden, Gesang und Schlägerklirren, die nächtlichen Fahrten mit den trottenden Gäulen Eck-Zeine's und Rotteck's nach Weimar und Kahla, nach Dornburg und Apolda, in heißer Mittagsstunde die Wanderung nach Löbstedt und Künitz, nach Lobeda und der berühmten meiningenschen Freistatt Lichtenhain und Abends stets über den Rand des Hausbergs zur zweiten Heimat, nach Ziegenhain hinunter — wie steht mir Alles vor der Erinnerung. Nicht nur unterm Krummstab, auch in den Raubstaaten lebt es sich gut, so lang' man jung und muthig ist. Die Raubstaaten — wer gedenkt noch des jenenser Kneipenhumors, der diesem Namen das Leben gab? Furchtbare Schilderungen von Unthaten der Piraten im Mittelmeer aus den drei gefürchteten Landen Algier, Tunis und Tripolis brachte „Das Blättchen", die einzige Zeitung, die wöchentlich zweimal von Weimar durch's Johannisthor in die alte Musenstadt mit der Postkalesche hereinrumpelte, und dahinter folgten die welterschütternden Ereignisse, die sich in der vorletzten Woche zu Greiz, Schleiz und Lobenstein zugetragen. Wie die Frau Bürgermeisterin von Greiz sich beim Kochen des Kaffees für eine Honoratioren-Damengesellschaft den Zeigefinger an der rechten Hand verbrüht. Wie ein noch nicht sattelfester Gehülfe in der Hofapotheke zu Schleiz beinahe, statt gebrannte Magnesia zu verabreichen, in die Rattengiftbüchse gegriffen hätte, und wie in Lobenstein fast ein Kind überfahren worden wäre, was um so bemerkenswerther, als daraus auf's Deutlichste hervorging, daß an jenem verhängnißvollen Tage durch Lobenstein ein Wagen gekommen. Algier, Tunis, Tripolis — Greiz, Schleiz, Lobenstein — „aus welchen Raubstaaten kommt die Nachricht?" rief ein witziger Kopf, und die Taufe war vollzogen, der Name blieb haften, wie Philister, Saalbader und unzählige andere, die ihren Beginn auf einer jenenser Studentenzunge ge-

Nicht ſchäme dich in ſtolzem Muth, zu lernen, was dir nöthig thut: wer etwas kann den hält man werth, den Ungeſchickten Niemand begehrt.

nommen. Er dehnte sich aus und ging in den Sprachgebrauch des Lebens über; ja kaum vermochte die Wissenschaft sich seiner zu erwehren.

Der Zauberwind mochte ein Semester lang geweht haben, als ich eines Tags dem dritten Chargirten der Thuringia die Mittheilung machen ließ, daß ich zum Austrag der zwischen uns hängenden Sache bereit sei. Es lernt sich eben Manches schneller und Manches langsamer als man glaubt, und nachdem einige Monate vergangen waren, erwiesen die besten Schläger der Burschenschaft mir die Ehre, zu versichern, daß ich für einen Fuchs im ersten Semester eine verteufelte Hakenquart schlüge und überhaupt alle Anlage besäße, ein Renommirfuchs ersten Ranges zu werden, so wie dereinst eine bedeutende Rolle in der Geschichte der deutschen Burschenschaft zu spielen. Der Ausgang der Mensur zwischen mir und dem besten Schläger der Thüringer ward deshalb mit mehr Spannung erwartet, als gewöhnlich die erste Paukerei eines Fuchses zu erregen pflegt. Die Schwere der Forderung — Säbel ohne Mützen — kam hinzu, das Interesse zu steigern, und mehr als die Hälfte der Mitglieder meiner Verbindung machte sich an dem bestimmten Tage, ungefähr um Mittag, in einzelnen Partien, um keinen Verdacht zu erregen, auf den Weg, der Mensur beizuwohnen. Diese sollte in Löbstedt stattfinden; mein Gegner und seine Begleiter verließen, etwaiges Mißtrauen der Pedelle irre zu führen, die Stadt über die Saalbrücke und verfolgten am rechten Flußufer den Weg nach Kunitz hinunter. Sie waren, der Verabredung gemäß, um eine Stunde früher aufgebrochen, setzten bei Kunitz über die Saale und erreichten so von der Rückseite den Ort des Zusammentreffens.

Es war ein letzter, wundersamer Octobertag. Die Gipfel des Hausbergs und des Jenzig lagen uns während der Wanderung im vollsten Sonnenschein zur Rechten; weiter stromab sah man durch die leeren Fensterhöhlen der Kunitzburg den blauen Himmel leuchten. Die Luft war heiß und es stäubte auf der Landstraße wie im Sommer; ich ging, ich weiß nicht ob gedankenvoll oder gedankenlos, etwas abgesondert von den Uebrigen und streifte mit den Füßen raschelnd durch das gelbe Laub, das der Herbst schon hie und da am Wegesrande aufgehäuft.

War das, was ich zu thun im Begriff stand, nicht eigentlich namenlose Thorheit? War zwischen ihm und der schwermüthig schönen Natur, die um mich lag, irgend ein Zusammenhang?

Ein frischer, kühlathmender Wind kam vom Saalufer und schauerte durch die braunen Blätter der Bäume, neben denen ich hinschritt. Mir war plötzlich, als wehe er einen Augenblick den andern, den Zauberwind zurück, der den Sommer hindurch traumschwer um meine Schläfen gelegen. Die Berge sahen anders auf mich herab, ich hörte das Rauschen des Flusses in der Ferne, tausend unsichtbare Stimmen im welken Gras, auf dürrem Rain sangen heimlich leise das Sterbelied der Natur.

(Schluß folgt.)

Gedichte von Arthur Fitger.

1. Gebirgsritt.

Ich ritt auf steilem Felsgebirg,
Der Abgrund unten klaffte,
Wo sich auf weißem Klippenpfad
Der Strom ein Bett verschaffte.

Der Abgrund klafft, der Abgrund gähnt,
Mich faßt ein schwindelnd Grauen;
Ich muß mich dir, mein Eselein,
Gelassen anvertrauen.

Und thust du einen falschen Schritt,
Wir stürzen in's Verderben;
Mit uns'ren Leibern mästen dann
Die Geier ihre Erben.

O Eselein, stets hab' ich dich
Und dein Geschlecht verachtet,
Die ihr so sicher und philiströs
Des Lebens Klippen betrachtet.

Die ihr vor lauter Langerweil
Nie einen Fehltritt thatet,
Und mit dem Dämon der Gefahr
Nie in Conflict gerathet.

Doch Noth lehrt beten, Eselein,
Und heut' lern' ich dich schätzen!
O könnt' auf diesen Felsen ich
Wie du die Füße setzen!

An manchem Abgrund, das weiß Gott,
Wär' ich vorbei geholpert;
Doch grad' weil ich kein Esel war,
Bin ich hinein gestolpert!

---

2. Reue.

Auch ich wollte einstens ein Weltkind sein,
Und ließ mich auf kluge Manöver ein.
Die Speckseiten des Lebens so lecker blinken:
Da nahm ich die Wurst und warf nach dem Schinken;
Zu Würsten macht' ich mein ganzes Vermögen
Und hoffte den Schinken zu erlegen.
Der Schinken aber hing fest am Ort
Und meine Würste waren fort.
Hätt' ich die Würste doch nur verzehrt,
Sie waren wohl zwanzig Schinken werth!

---

3. Beim Wein.

Durch das Dach von dunklen Blättern
Zieht der Nachtwind feucht und kühl,
Und es zuckt von fernen Wettern
Leuchtend gelber Blitze Spiel.

Finster sitz ich und alleine
Und bedenk der Dinge Lauf,
Und aus meinem goldnen Weine
Tauchen alte Bilder auf.

Durch die Welt bin ich gewandelt,
Nahm die Welt, wie sie sich giebt;
Viele haben mich mißhandelt,
Wen'ge haben mich geliebt!

Das Gewölk, das donnerschwere,
Löst in Regen sich gemach;
Durch die reine Athmosphäre
Dämmert schon der junge Tag.

Und mit Andacht und Verständniß
Setz' ich fester mich an's Glas.
Seltsam ist doch die Bewendniß
Um solch' edles Traubennaß!

Vater Bacchus, o du schlauer
Liebenswürd'ger Optimist;
Wie man doch des Lebens Trauer
Allgemach bei dir vergißt!

Ist denn Alles ganz verwandelt?
Wie sich Bild auf Bild verschiebt!
Wen'ge haben mich mißhandelt,
Viele haben mich geliebt.

Karl von François.

Ein deutsches Soldatenleben.

Nach hinterlassenen Memoiren von **Clotilde von Schwartzkoppen.**

IV. Unter Schill.

Ein unthätiges Leben auf den Gütern meiner Verwandten konnte mir auf die Dauer so wenig wie früher zusagen. Nachdem das erste Freudengefühl über meine wunderbar gelungene Rettung sich gelegt hatte und die körperliche und geistige Abspannung, welche den maßlosen Aufregungen und Anstrengungen der Württembergischen Katastrophe folgte, der wiederkehrenden Jugendkraft gewichen war, erwachte in mir das natürliche Verlangen, mich auf's Neue im Kampf des Lebens zu versuchen. Vergebens aber sann ich, wie ich dieses Verlangen befriedigen könnte. Die dumpfe thatenlose Schwüle, zu der ich nicht nur mich, sondern um mich herum das gesammte Vaterland verurtheilt sah, drückte mich fast zu Boden.

In diese trübe, trostlose Zeit hinein — im dritten Jahre bereits hatte Deutschland die Schmach der übermüthigen Franzosenherrschaft ertragen — fiel Oesterreichs Erhebung (April 1809) wie der erste Morgenstrahl der wieder zu erringenden Freiheit. Die Herzen der Patrioten lebten auf in neuer Hoffnung. Jetzt oder nie mußten die unwürdigen Fesseln gebrochen werden! Alles hing davon ab, daß der günstige Augenblick nicht ungenützt vorüberging, daß Oestereichs kühner Vorgang Preußen zu rascher Nachfolge und gemeinsamem Handeln belebte und ein entschlossenes deutsches Land sich im Rücken des Feindes erhob, während derselbe mit seinen Truppen an der Donau kämpfte.

Als aber die preußische Regierung dennoch zögerte, glaubte der Einzelne seine Zeit zu entscheidender That sei gekommen.

Am 28. April 1809, Nachmittags vier Uhr, verließ der Major von Schill Berlin unter dem Vorgeben eines Uebungsmarsches mit seinem Regimente, zweite Brandenburgische Husaren. Unterwegs ließ er Halt machen und eröffnete dem Regimente, daß es nicht seine Absicht sei, in die Garnison zurückzukehren, sondern unverzüglich in's Feld zu rücken und das deutsche Volk in die Waffen zu rufen gegen die fremde Gewaltherrschaft. Jubelnd stimmten Officiere und Soldaten ihm bei. Keiner, der daran dachte, was er etwa zurückließ, oder der die Gefahr des eigenmächtigen Unternehmens achtete. War doch das Regiment seinem tapfern und bewährten Führer mit Leib und Seele ergeben; war doch in jedes Einzelnen Brust der Haß gegen Frankreich bis zum Aeußersten gestiegen!

Schill wandte sich zuerst nach Sachsen und die Kunde seines Unternehmens flog ihm nur um wenige Schritte voraus.

Es war am 30. April, als ich mit meinem Bruder Friedrich von einem abendlichen Spaziergange heimkehrend, das Städtchen (Niemegk) in geheimnißvoller Aufregung und von den merkwürdigsten Gerüchten erfüllt fand. Der Major von Schill — so hieß es — stehe mit seinen Corps schon hart an der Grenze, bereit dieselbe in jedem Augenblicke zu überschreiten; ein größeres Heer ziehe ihm nach, der Krieg zwischen Preußen und Frankreich sei so gut wie eröffnet.

Mein Herz begann bei diesen unerwarteten Nachrichten mächtig zu klopfen. Die Schmach von Jena brannte auf's Neue und die Erinnerung an den demüthigenden Abzug von Erfurt entfesselte meine ganze Kampfeslust. Ich glaubte ein Märchen zu hören und der Wunsch, daß das Gehörte dennoch Wahrheit sein möge, raubte mir fast den Athem. Kaum, daß ich vermochte, meine ungeduldige Spannung bis zum andern Morgen zu zügeln.

Am andern Morgen aber, noch ehe der Tag graute, stand Bruder Fritz an meinem Lager, mich leicht am Arme rüttelnd:

„Ermuntre Dich, Karl, Dein Kummer naht seinem Ende, Schill ist da!"

Wer jemals mit einer brennenden Sehnsucht im Herzen schlafen gegangen und durch das eine Alles umfassende Wort der Erfüllung geweckt worden ist, der wird mein Entzücken begreifen. Die Gerüchte des gestrigen Abends hatten sich, wenigstens was den ersten Theil derselben betraf, über Erwarten schnell bestätigt. Die sächsische Grenze war etwa eine halbe Stunde von Niemegk von den Schill'schen überschritten worden, das Corps zog weiter gen Wittenberg, Schill selbst hielt eine flüchtige Rast und Einkehr auf dem Gute Niemegk, hauptsächlich um bei meinem Bruder, der ihm als patriotischer Gesinnungsgenosse bekannt war, über Land und Leute Erkundigungen einzuziehen und dessen gute Specialkarten zu benutzen.

Kaum hatte ich diesen Zusammenhang schneller noch errathen als vernommen, als ich auch schon wie ein Sturmwind in den Kleidern war und die Treppe hinab flog nach dem großen Familienzimmer zu ebener Erde, wo der hochwillkommne Gast, der kühne Streiter von Colberg, der Held der unglaublichen Kunde, die seit gestern unser Aller Gemüth erfüllt hatte, sich freundlich zu meiner Begrüßung erhob.

Der Bund der Treue, das Gelübde der Hingabe und Anhänglichkeit an das heilige Befreiungswerk war schnell mit Kuß und Handschlag besiegelt. Ich trat als Officier in Schill'sche Dienste und versprach meinem Chef, der bald wieder aufbrach, ihm noch in der nämlichen Stunde zu folgen, um zunächst sein Führer zu sein bis in die mir wohlbekannte Festung Wittenberg, welche man durch Ueberrumpelung zu nehmen gedachte und um so mehr zu nehmen wünschte, als auf ihrem Amte bedeutende Geldmittel deponirt waren.

Es kann nicht meine Absicht sein, den allbekannten und oft beschriebenen Verlauf des Schillzuges hier noch einmal zu beschreiben. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, meine persönlichen Erlebnisse zu erzählen und nur, wo es der Zusammenhang erfordert, werde ich an einige wesentliche allgemeine Punkte erinnern.

Ich fühlte mich als Schill'scher Officier sehr glücklich und so recht eigentlich in meinem Elemente. Ein erhebendes Ziel vor Augen und dazu ein keckes, entschlossenes Reiterleben, in dem jeder neue Tag ein neues Stück Arbeit brachte, das war's, dessen ich zur frischen fröhlichen Entwickelung meiner Natur bedurfte. Gleichgesinnte, zu thatkräftiger Vaterlandsliebe entflammte junge Männer, die vor keinem Wagniß zurückschreckten, strömten Schill von allen Seiten und aus allen Ständen als Freiwillige zu. Freude und Begeisterung herrschten unter seiner Fahne. Man hoffte auf Oesterreichs Sieg, auf den gleichzeitigen Aufstand des Freiherrn von Dörnberg in Westphalen, auf die unwiderstehliche, ganz Deutschland mit sich fortreißende Macht eines kühnen Beispiels.

Das Glück schien uns Anfangs nicht abhold. Zwar der Plan, Witten-

berg zu nehmen, war zu früh entdeckt und darum unausführbar geworden. Aber kleine kühne Streifzüge nach Dessau, Saalhorn, Halle und Köthen brachten um so bessern Erfolg.

Gegen Köthen hatte ich den Vortrab zu führen, da ich Land und Verhältnisse am Besten kannte. Tief in der Nacht kam ich mit einem kleinen Detachement Jäger dort an. Der uns übelgesinnte Herzog hatte sich klüglich entfernt und die also ihrem Schicksal überlassene kleine Residenzstadt hielt feindselig ihre Thore bewacht und geschlossen. Eine Kriegslist aber sollte sie uns ohne Schwierigkeit öffnen. Ich hatte von Dessau ein altes Posthorn mitgenommen, in welches ich lustig hineinstieß, indem ich mich zugleich als eine vom Herzog kommende Staffette ankündigte.

Das Thor ward vorsichtig geöffnet; im nämlichen Augenblicke drängten sich meine versteckt gehaltenen Jäger hindurch; die Wachen mußten sich ergeben und als bald darauf unser Nachtrab unter Lieutenant von Lützow kam, war das Städtchen vollends in unserer Gewalt. Wir konnten eine hübsche Beute an Waffen und Pferden, sowie neugeworbene Mannschaften mit uns fortführen.

Das war am 2. Mai. Aber leider sollte sich bald darauf der Horizont unseres mit so fröhlicher Zuversicht begonnenen Unternehmens verdüstern. Trotz vielfachen Zulaufs im Einzelnen, blieb doch die allgemeine nationale Erhebung aus, auf die wir so sicher gerechnet hatten. Ach, es war Alles in Allem nur ein geringes Häuflein, das sich durch eine kühne Cavalleriefanfare zu vorzeitigem Aufbruch hatte wecken lassen, während die leitenden Kräfte am Staatsruder vorsichtig zögerten, und das Gros des Volkes sich träge und furchtsam, wie in einem bleiernen Traume befangen, in seinen Ketten dehnte. Bei aller Treue und Hingebung konnten wir den heranrollenden Schicksalswogen nicht Stand halten.

Schon der 4. Mai brachte eine Hiobspost über die andere. Dörnberg's Aufstand war gescheitert; vom General L'Estocq, dem Gouverneur von Berlin, ging ein mit heftigen Vorwürfen angefülltes Schreiben ein, welches Schill zur sofortigen Rückkehr aufforderte, um sich den Folgen seines unverantwortlichen Schrittes zu unterwerfen. Schwerer aber als alles Andere traf uns die Nachricht, daß Erzherzog Karl bei Regensburg total geschlagen und zum Rückzug in den Böhmer-Wald genöthigt worden sei.

Nach dieser letzten Kunde war wol in Wahrheit für den Schillzug wenig mehr zu hoffen. Schill selbst wurde zweifelhaft, was zu thun sei. Er berief die Officiere zum Kriegsrath; die Meinungen waren getheilt, aber Jugendmuth und Entschlossenheit siegten über alle Bedenken. Nach langer Debatte wurde entschieden, daß man nicht nach Berlin zurückkehren, sondern den Krieg fortsetzen, und im schlimmsten Falle einen rühmlichen Untergang suchen wolle.

Bei Dodendorf kam es am 5. Mai zu einem blutigen Zusammenstoß mit französischen und westphälischen Truppen. Der Ruhm dieses Tages ist in der Geschichte verzeichnet; aber schmerzlich waren die Opfer, die er aus unseren Reihen an ritterlichen Officieren und braven Soldaten forderte.

Von Dodendorf wandte sich Schill, da er das Terrain um Magdeburg nicht mehr für sicher genug hielt, nach der Altmark und begab sich über Tangermünde nach Arneburg, wo er Cantonnementsquartiere bezog, um die neugeworbenen Soldaten einzuüben und Waffen und Bekleidung herbeizuschaffen. Ich aber hatte bereits am 6. Mai ein selbstständiges Commando erhalten

und mich von dem Corps abgezweigt, um erst einige Tage später wieder zu ihm zu stoßen.

Mein Auftrag lautete, mit einem Unterofficier und elf Husaren in die Gegend von Halberstadt zu gehen, dort Erkundigungen über den Feind einzuziehen, Recruten zu werben, Proclamationen zu verbreiten und überhaupt nach Möglichkeit zu Gunsten des Corps zu wirken.

Es mochte Morgens elf Uhr sein, als ich in dem kleinen Städtchen Gröningen unweit Halberstadt anlangte und dort ein zu gleichem Zwecke entsendetes Commando von einem Unterofficier und etlichen Husaren vorfand. Mehrere Einwohner kamen uns mit Erfrischungen entgegen und forderten mich auf, Halberstadt, welches nur mit fünfzig Mann Präfectengarde besetzt sei, zu überrumpeln. Es sei dies um so leichter, meinten sie, weil die dortigen Einwohner, welche, vom Heranrücken Schill'scher Truppen unterrichtet, die Absendung der westphälischen Kassen verzögert hätten, uns mit Begeisterung empfangen würden.

Bei jungem, raschem Blute war mein Entschluß bald gefaßt. Ich ließ eine Viertelstunde vor Halberstadt auf grader Chaussée scharf zureiten, damit die geringe Anzahl meiner Husaren nicht erkannt würde. Am Thore der Stadt fand ich viele Einwohner versammelt, welche mein Erscheinen mit Hurrahruf und Hüteschwenken begrüßten.

Schnell passirte ich das Thor; die dort befindliche Bürgerwehr präsentirte und in gestrecktem Galopp ging es durch die Straßen nach dem Marktplatz. Hier auf der Hauptwache stand ein Officier mit fünfzig Mann Präfectengarde. Sie machten Miene, sich zu vertheidigen, jedoch auf mein Commando „Marsch, Marsch, Hurrah!" ließen sie es zum Einhauen nicht kommen und streckten die Gewehre.

Sie wurden entwaffnet, die Gutgesinnten entlassen, der Officier und einige noch Wiederstrebende in die Wachtstube gesperrt.

Nun eilte ich mit drei Husaren nach der Wohnung des französischen Commandanten.

Sein Haus war geschlossen und da meine Aufforderung zum Oeffnen erfolglos blieb, feuerte ich eine Pistole in's Fenster ab. Als sich in Folge dessen die Thür aufthat, traten mir, zu meinem nicht geringen Erstaunen, zweiunddreißig Nationalfranzosen in Wehr und Waffen entgegen.

„Ergebt Euch! die Stadt ist erobert!" herrschte ich ihnen mit lauter Stimme zu.

Verdutzt sahen sie einander an, erwiederten „Pardon" und stellten ihre Gewehre zusammen.

Sogleich wurden sie in einem Keller untergebracht und dieser verschlossen. Auch der Oberst wurde bald darauf, als er eben über die Gartenmauer flüchten wollte, von einem Husaren ergriffen und eingebracht. Da sich aber herausstellte, daß er krank war, ließ ich ihn auf sein Ehrenwort als Gefangenen in seiner Wohnung.

Als ich hierauf nach dem Markte zurückkehrte, fand ich denselben mit Tausenden von Menschen gefüllt. Ich glaubte mein Erscheinen erklären und das Volk für mich gewinnen zu müssen, bestieg deshalb den Balcon des Rathhauses und hielt eine kurze Ansprache an die Menge.

Sie lautete ungefähr also:

„Bürger von Halberstadt! Ich bin mit meinen Husaren als Avantgarde des Schill'schen Corps gekommen, um Eure Stadt zu nehmen. Das

Westphälische Königshaus hat aufgehört zu regieren. Preußens hochherziger König ergreift mit dem heutigen Tage wieder Besitz von seiner treuen Stadt, der er, in Anbetracht der erlittenen Drangsale, auf fünf Jahre alle Steuern und Abgaben erläßt."

Ein allgemeines Hurrah begrüßte meine Worte und nun konnte ich mich, der Zuneignug der Bürger versichert, als zweifellosen Herrn der Stadt betrachten.

Daß ich diese Herrschaft nicht mißbraucht, sondern sie auch zum Schutze des Feindes redlich geltend gemacht habe, werden mir die aus jener Zeit noch lebenden Einwohner von Halberstadt bezeugen. Das Volk war unendlich aufgereizt gegen alle westphälisch gesinnten Familien, man verlangte insonderheit den Tod des tiefverhaßten Bürgermeisters K., und nur mit höchster Anstrengung, ja mit Einsetzung meines eigenen Lebens gelang es mir, drohende Gewaltthaten zu verhindern.

Nachdem ich alle Anstalten zu unserer Sicherheit getroffen hatte, wurden die uns nachgewiesenen westphälischen Kassen in Beschlag genommen. Dabei ereignete sich ein eigenthümlicher Auftritt.

Die Besitznahme der Stadt war so schnell und geräuschlos vor sich gegangen, daß die Kunde davon noch nicht in die entfernteren Stadttheile gelangt war. So kam es, daß in den Büreaus der Westphälischen Regierungskasse ruhig fortgearbeitet wurde, als ich mich in Person mit drei Husaren dort einfand, um die Auslieferung der vorhandenen Gelder zu verlangen.

Der Director, Kriegsrath Schulz, ein langer, hagerer Mann in einem bis an den Hals zugeknöpften, zimmetbraunen Ueberrock, sah mich auf meine Forderung befremdet an, und schrieb dann weiter, ohne mich einer Antwort zu würdigen. Meine zweite Aufforderung war ernsterer Art, indem ich ihm meine geladene Pistole zeigte.

Er mochte mich nun wol für einen betrunkenen oder exaltirten jungen Menschen halten, denn er erhob sich gravitätisch und näherte sich mit gemessenen Schritten der Thür, um einen dienstbaren Geist zu rufen. Als er jedoch hier meine Husaren mit gezognem Säbel erblickte, prallte er erschrocken zurück und sagte zu mir gewendet mit einer tiefen Verbeugung:

„Ja, wenn es so steht, da ist nichts zu erinnern."

Ich nahm die Kassen nach Abzug der laufenden Gehälter, ohne zu zählen, denn hierzu war keine Zeit, in Empfang und eilte fort, um fernere Maßregeln zu treffen.

Es wurden mir noch mehrere andere Kassen (Wittwen- und Kirchenkassen) angezeigt, doch ließ ich dieselben unberührt, da es mir nur auf königl. Westphälisches Eigenthum ankam.

Mit Geld und Waffen versehen und verstärkt um 120 freiwillige Recruten, verließ ich am andern Morgen die Stadt, sämmtliche Mannschaften auf requirirten Wagen mit mir führend, um mich wieder mit meinem Corps zu vereinigen. Ich erreichte dasselbe am 8. Mai Nachts zu Tangermünde.

Anfänglich hielt man mein Erscheinen mit einer so starken Truppe für feindlich. Jedoch als ich mich zu erkennen gegeben und man den Major von meiner Zurückkunft und den unerwartet glänzenden Resultaten meines Streifzuges unterrichtet hatte, eilte mir derselbe entgegen, mich unter Freudenthränen umarmend und seiner lebhaften Dankbarkeit versichernd.

Ich war auf's Aeußerste abgespannt, da zwei Tage lang kein Schlaf meinen Körper erquickt hatte. Schill, welcher dieses bemerkte, nöthigte mich

von seinem eignen Lager Gebrauch zu machen, wo ich denn auch alsbald in einen todtenähnlichen Schlummer versank.

Am andern Morgen dankte mir der Major noch einmal und gab mir die mitgebrachten Recruten zu einem eignen Commando. Ich schiffte mich mit denselben nach Arneburg ein, organisirte sie dort und bewaffnete sie größten Theils mit Piken.

Es war indessen unter Anführung des Lieutenants von Quistorp II. ein nicht unbedeutender Theil des leichten Infanteriebataillons, welches Schill's Namen führte, von Berlin seinem ehemaligen Führer eigenmächtig in's Feld nachgerückt. Nach mancherlei Hindernissen und Gefahren kam diese Truppe am 12. Mai in Arneburg an, wo Schill's Freude über das unerwartete Wiedersehen der alten treuen Waffengefährten, die schon in Pommern mit ihm gekämpft und auch in Berlin mit unter seinen Befehlen gestanden hatten, eine fast überwältigende war. Im Triumph führte er sie auf den Marktplatz der Stadt und hielt eine begeisterte Rede an die versammelten Officiere. Dem Lieutenant von Quistorp ward der Oberbefehl über die gesammte Infanterie übertragen; der Lieutenant von Pannewitz erhielt meine und der Lieutenant von Hertell (beide Officiere waren unter den Neuangekommenen) eine durch starken Zulauf gebildete neue Compagnie.

Ich war somit gänzlich übersehen und vergessen.

Nicht, daß ich Dank erwartet hätte für meine bisherigen Leistungen, aber die Zurücksetzung schmerzte mich um so tiefer, da sie auf die große Freude über meine gelungene Unternehmung folgte. Scheinbar ruhig übergab ich mein Commando und forderte hierauf meine Entlassung. Schill war über meinen Antrag befremdet. Mit der natürlichen Offenheit, welche sein ganzes Wesen charakterisirte, gestand er mir, daß er im Drang der Geschäfte, in der überwallenden Freude beim Erscheinen seiner alten Truppen meiner nicht gedacht habe und erklärte sich sogleich bereit, eine Abgabe aus allen Compagnien zu befehlen, um eine eigene Compagnie für mich daraus zu bilden.

Ich dankte und fragte ihn, ob er an den Herzog von Braunschweig, zu dem ich mich unverzüglich begeben werde, etwas zu bestellen habe.

Er wollte mir noch weiter zureden; als er aber die Festigkeit meines Entschlusses sah, umarmte er mich herzlich und sagte:

„Nun denn, wenn Sie durchaus fortwollen, so leben Sie wohl und gedenken Sie Ihres Freundes Schill."

Ein Kriegsrath versammelte sich in seinem Quartier; ich eilte nach Hause und bestellte Alles zu meiner Abreise.

Noch aber war keine Stunde verflossen — ich saß eben mit meinem Wirth bei Tisch — als eine Ordonnanz erschien und mich im Namen des Majors ersuchte, meine Abreise noch um einige Stunden zu verschieben. Ich erwiederte, daß sie auf vier Uhr Nachmittags festgesetzt sei. Um halb vier Uhr ließ sich ein Officier bei mir melden und bat mich, noch einmal zu Schill zu kommen. Während ich die Antwort noch überlegte, trat aber der Major schon selbst zu mir in's Zimmer, um mich, wie er sagte, in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.

Der Wirth mußte sich entfernen.

Schill eröffnete mir nun, daß er den Entschluß gefaßt habe, nach Stralsund zu marschiren. Um Dieses bewerkstelligen zu können, sei es aber durchaus nöthig, die Elbe noch eine Zeit lang zu halten, den nachrückenden Feind zu täuschen und ihm den Weg zu verlegen. Er habe die kleine mecklenbur-

gische Elbfestung Dömitz (die Lieutenant von Quistorp durch einen kecken Handstreich genommen) zum Haltungspunkte ersehen, und ersuche mich, da diese Aufgabe von großer Wichtigkeit für sein ganzes Unternehmen sei, die Stelle eines Commandanten von Dömitz zu übernehmen.

Ich erwähne nicht der eindringlichen Worte, mit denen mich Schill seines Vertrauens versicherte, noch der Schwierigkeiten, die ihm von Anderen wegen Uebernahme dieses mißlichen Postens gemacht worden waren. Ein mißlicher Posten war es in der That wegen der Schwäche des Platzes, der zweifellosen Uebermacht des heranrückenden Feindes und der Unmöglichkeit des Entsatzes. Die Besatzung konnte sich fast so gut wie aufgeopfert betrachten, denn der Rückzug war mit größten Schwierigkeiten verbunden, und von den Siegern hatte sie im Fall der Einnahme keine Schonung zu erwarten.

Alles dieses schnell in meinen Gedanken erwägend, konnte ich doch als Soldat über meinen Entschluß nicht zweifelhaft sein. Ich erklärte mich bereit, die Aufgabe zu übernehmen, stellte indessen meine Bedingungen so klar und besonnen wie möglich. Vollständige Unabhängigkeit in der Vertheidigung, stete Verbindung mit dem Corps durch Cavalleriepostеn und — da ich ein Gemisch von Gefangenen, Arbeitern und undisciplinirten Leuten zu befehligen hatte — unbedingte Gewalt über Leben und Tod wurde mir vom Major schriftlich zugesichert und dies durch Parolebefehl bekannt gemacht.

Am 17. Mai trat ich meinen Posten an, am 18. nahm ich den letzten Abschied von Schill.

„Wir Beide haben jetzt einen schweren Stand", sagte er, mir warm die Hand drückend. „Aber halten Sie Dömitz nicht, so bleibt mir keine Zeit, Stralsund zu erreichen und die gute Sache ist verloren."

Das war ein wichtiges Wort und wol geeignet, meinen ganzen Eifer zu entflammen. Heilig gelobte ich mir, was irgend in Menschenkräften stände, zu leisten und den Platz nicht eher zu verlassen, als bis von Schill selbst der Befehl zum Abzug käme oder die äußerste Nothwendigkeit mich zwänge.

Es begannen nun Tage der angestrengtesten Thätigkeit, um die Festung in einen nur einigermaßen widerstandsfähigen Zustand zu versetzen. Es war keine leichte Aufgabe, die ich mir gestellt hatte. Die Besatzung war schwach und meist ungeübt, das Vertheidigungsmaterial gering und theilweise von schlechtester Beschaffenheit. Dreihundert murrende Schiffsknechte waren wider ihren Willen fest und zur Arbeit anzuhalten, eine große Anzahl französischer und westphälischer Gefangener mußte in den Kasematten bewacht werden.

Am 20. Mai zeigten sich am jenseitigen Ufer der Elbe die ersten feindlichen Truppen, zwei Compagnien zum Vortrab des General d'Albignac gehörig. Gleichzeitig war unterhalb der Stadt ein Trupp leichter Infanterie über den Strom gesetzt, welcher sich der Festung zu nähern suchte. Derselbe wurde von ausgesandten Schützen wiederholt mit Verlust zurückgewiesen.

Neckereien hinüber und herüber hielten unsere Besatzung während der folgenden Tage unausgesetzt in Athem. Die Ungleichheit des Kampfes fiel schon jetzt sehr in die Augen. Dort frisch heranrückende, wohl ausgerüstete Truppen, hier ein in einem verfallenen Neste ausgesetztes Häuflein, welches, unbeschadet seiner Tapferkeit, doch nur über sehr unzureichende Mittel und

Kräfte zu verfügen hatte. Der Dienst auf den Wällen war überaus beschwerlich. Um meine ermüdeten jungen Mannschaften überhaupt nur aufrecht und kampffähig zu erhalten, mußte ich sie halbstündlich ablösen lassen. Mir selbst gönnte ich Tag und Nacht keine Ruhe.

Am 24. Mai erhielt ich von Schill den Befehl die Festung zu räumen, deren Besitz ihm fürder nicht mehr von Nutzen sein konnte, da er (am 22. Mai) Rostock glücklich erreicht hatte und keine Gefahr mehr lief, von Stralsund abgeschnitten zu werden. Wir sollten ihm nach und zunächst ebenfalls auf Rostock marschiren. Er fügte noch einige speciellere Weisungen hinsichtlich des Abzuges hinzu, denen ich aber, da ich sie zu spät erhielt, nicht mehr wörtlich Folge leisten konnte.

Am Morgen desselben Tages hatte sich nämlich der Feind in größeren Massen gezeigt und Miene gemacht im Angesicht des Platzes über die Elbe zu setzen. Ich suchte ihn durch einen Zwölfpfünder daran zu hindern, der freilich von so jämmerlicher Beschaffenheit war, daß er immer nach zwei bis drei Schüssen wieder abgekühlt werden mußte. Der Gegner zog sich zwar hinter den Elbdamm zurück, führte aber zugleich eine Batterie von vier Sechspfündern und zwei Haubitzen auf und begann die Stadt heftig zu beschießen und mit Granaten zu bewerfen.

Da ich nach den erhaltenen Nachrichten keinen Grund hatte, einen so Verderben bringenden Kampf zu verlängern, sandte ich einen Parlamentair in Begleitung eines Trompeters an General d'Albignac ab, um ihm zu melden, daß wir auf höhern Befehl im Begriff ständen, den Platz zu verlassen und eine weitere Beschießung des unglücklichen Ortes daher ebenso grausam als nutzlos sein würde.

Statt zu antworten, behielt man den Parlamentair zurück und ließ mir durch den Trompeter die Aufforderung zukommen, mich persönlich einzufinden. Auch hierzu erklärte ich mich bereit, falls ein Officier als Geißel gestellt würde, beschwerte mich aber zugleich energisch über das allem Kriegsgebrauch widersprechende feindliche Verfahren und drohte, mich an meinen Gefangenen zu rächen, falls mein Parlamentair nicht herausgegeben würde.

Während dieser Unterhandlungen dauerte die Beschießung immer fort. Nahe an zwanzig Häuser standen bereits in hellen Flammen. Ich begann für mein Pulvermagazin zu fürchten, welches nicht feuerfest war, und eilte nach dem Fort um mich mit dem dort commandirenden Officier darüber zu besprechen. Hier aber drohte unsere Sache eine verzweifelte Wendung zu nehmen. Ein wüster Lärm drang mir bei meiner Ankunft entgegen. Die Gefangenen hatten die Stunden des feindlichen Bombardements benutzt, um unter Anführung eines polnischen Rittmeisters, der schon Tags zuvor einen Aufruhrversuch gemacht hatte, aber auf Fürwort eines Officiers begnadigt worden war, aus den Kasematten herauszustürmen, die Officiere zu überwältigen und mit der ihnen an Zahl nicht gewachsenen Besatzung einen sehr ungleichen Kampf zu beginnen.

Schon war das Fort so gut wie in ihren Händen. Ich sah, daß nur die äußerste Entschlossenheit uns retten konnte, raffte daher die am Thor befindliche dreißig Mann starke Wache zusammen, ließ einige Kanonen gegen den Platz richten und forderte die Empörer mit donnernder Stimme auf, sich zu ergeben. Wie häufig im Leben, so ersetzte auch hier ein entschiedenes Auftreten die Anwendung wirklicher Gewalt. In wenigen Minuten war der Aufruhr gestillt. Die eben noch so aufgeregten Menschen warfen ihre

erbeuteten Gewehre weg und ließen sich ohne Widerstand in ihre Kasematten zurückführen. Nur der polnische Rittmeister wollte sich noch nicht ergeben und versuchte auf's Neue, die Gefangenen zu reizen. Ich ließ ihn verhaften und sofort erschießen.

Inzwischen hatte sich ein großes Fahrzeug mit feindlichen Soldaten über die Elbe der Festung genähert. Der Sturm stand jeden Augenblick zu erwarten und es war ein Glück, daß wir durch die Unterhandlungen mit dem Feinde wenigstens so viel Zeit gewonnen hatten, um die nöthigsten Anstalten zum Rückzug zu treffen. Derselbe ging auf einer aus Fähren eiligst zusammengefügten Schiffsbrücke vor sich, nachdem sämmtliche Kanonen vernagelt worden waren. Ein Detachement Jäger deckte ihn, mit anerkennenswerther Tapferkeit und Geschicklichkeit manövrirend, indem es zunächst das mit dichtem Weidengebüsch bedeckte Elbufer besetzt hielt und das herannahende Fahrzeug durch kräftiges Schießen am Landen hinderte. Danach zog es sich um die Stadt herum und schloß sich der abziehenden Besatzung als schützender Nachtrab an. Alles ging gut von Statten. Nur zwanzig unerwachsene junge Pikenire fielen dem Feinde in die Hände. General d'Albignac wollte sie Anfangs nicht würdigen, als Soldaten behandelt zu werden, und befahl, jedem von ihnen fünfzig Prügel aufzuzählen und sie dann laufen zu lassen. Die jungen Burschen aber verlangten einstimmig, zu sterben und der feindliche General, durch diesen Hochsinn gerührt, schenkte ihnen volle Begnadigung.

Da ich der Letzte beim Rückzug sein wollte, um meine Mannschaften möglichst zu retten, so hatte ich dem Officier der tête einen einzelnen am Wege stehenden Baum bezeichnet, um dort meine weiteren Befehle zu erwarten. Als ich jedoch eben mit dem Rest der Mannschaften die Fähren passirte, bemerkte ich, daß die vorderen Truppen auf zwei verschiedenen Colonnenwegen gingen. Rasch sprengte ich hinzu und führte die falsch marschirende Colonne in die Richtung. Einige kleine Unordnungen aber ließen sich bei aller Vorsicht nicht vermeiden. So ging etliches Gepäck verloren, das meine einbegriffen, welches ich jedoch in Warnemünde wieder fand.

Es galt nun, uns den in großer Eile und Uebermacht nachrückenden Feind möglichst von den Fersen zu halten. Um denselben über unsere Marschdirection zu täuschen und da ich wußte, daß die preußische Grenze nur schwach besetzt sei, schlug ich den Weg nach Lenzen ein. Ein kleines preußisches Commando, welches uns den Uebergang über eine Brücke verweigerte, ward festgenommen und wieder freigegeben, so bald die Brücke passirt war. Die durch den Unterofficier herbeigerufene Verstärkung aber kam gerade noch zeitig genug an, um dem nachsetzenden Feinde — da man Befehl hatte, weder Schill'sche noch andere Truppen über die Grenze zu lassen — den Weg zu verlegen.

So gewann ich einen Vorsprung und konnte meinen ermatteten Leuten in einem Dorfe einige Stunden Ruhe und Erholung gönnen. Bei einbrechender Nacht und nachdem es uns gelungen war, einige Wagen zum nothwendigsten Transport herbeizuschaffen, brachen wir wieder auf und schlugen den Weg in's Mecklenburgische ein. Mancherlei Verrath und Nachstellung, denen wir nur durch große Wachsamkeit und Geistesgegenwart entgehen konnten, umlauerten uns auf unserem weitern Marsche. Ein Schill'scher Kundschafter, der, wie sich nun herausstellte, zugleich in Feindes Sold stand, versuchte es mehrere Male, uns, und meine Person insbesondere, in ganz verteu-

felte Hinterhalte zu locken. Es gelang mir endlich, ihn festzunehmen, doch ist er später bei der allgemeinen Auflösung des Schill'schen Corps wieder entsprungen.

In dem mecklenburgischen Städtchen Bützow, wo wir Rast zu machen und Vorspann und Lebensmittel zu requiriren genöthigt waren, sollten wir unter dem Schein der Willigkeit von den Einwohnern aufgehalten und den nachsetzenden Holländern in die Hände geliefert werden. Ein mir verdächtig scheinender Brief, den ich dem Ortsvorsteher entriß, entdeckte noch rechtzeitig das Einverständniß mit dem Feinde und die Anstalten zum Weitermarsch wurden nun um so schleuniger betrieben.

Am 25. Mai langten wir in Rostock an, wo uns der den Schill'schen Nachtrab führende Lieutenant von Brünnow erwartete. Schill selbst war schon am 24. Mai von dort aufgebrochen, um Stralsund desto schneller und sicherer zu überraschen.

Nach sechsstündiger Rast und nachdem mir noch zwei Gefangene übergeben worden waren (der als feindlicher Kundschafter verdächtige Baron von Hagen und der französische Oberst Dupin, ein Schwager des Marschalls D'Augerau) ging ich weiter nach Warnemünde, um mich dort einzuschiffen und dem Corps zur See auf die Insel Rügen zu folgen. Ich fand eine Anzahl Schiffe vor, welche zu diesem Zwecke bereits in Beschlag genommen waren.

Der Regimentsquartiermeister Lieutenant Bärsch war von Schill mit unserer Einschiffung, so wie mit der einiger anderen zerstreuten Truppen betraut worden. Derselbe wollte sich jedoch nicht ohne einigen Vorrath an Lebensmitteln auf die in ihrer Dauer nicht genau zu berechnende Fahrt wagen und da der Magistrat von Rostock, vom eiligen Anmarsch des feindlichen Corps unterrichtet, mit Herbeischaffung dieser Lebensmittel zögerte, so entstand eine Stockung, die bei unseren Soldaten einen bösen Geist der Zügellosigkeit und Widersetzlichkeit erzeugte.

Diesem Geiste zu begegnen, gab ich für meine Truppen die allerstrengsten Befehle. Ich ließ sie sämmtlich einschiffen, indem ich auf neunzehn mir überwiesene Fahrzeuge Mannschaften und Officiere vertheilte. Ferner gab ich die gemessene Ordre, daß beim In-See-stechen sämmtliche Schiffe dem meinen zu folgen hätten, welches sich Nachts durch eine auf hohen Mast gezogene Laterne auszeichnen würde. Bei jedem Steuermann aber sollte ein Posten mit geladenem Gewehr aufgestellt werden, um die richtige Führung des Schiffes zu überwachen

Ich weiß nicht, ob Lieutenant Bärsch von meinen Anordnungen unterrichtet war. Leider aber trat von Anfang an zwischen ihm und mir ein gespanntes Verhältniß ein. Dasselbe mochte wol auf einem Mißverständniß beruhen. Bärsch, als von Schill besonders mit der Einschiffung beauftragt, sah sich höchst wahrscheinlich als den Commandanten des Ganzen an, während ich als Commandeur meiner Truppen mit unumschränkter Gewalt betraut, ihn in seiner Eigenschaft als Regimentsquartiermeister mehr als einen Oekonomie- und Verwaltungsbeamten, denn als activen Officier betrachtete.

Da es wünschenswerth schien, vom Feinde einige Kunde zu erhalten, so entschloß ich mich, mit den Lieutenants Heidsiek und Mund (dem sogenannten Herzog von Dodendorf) zu diesem Behufe nach Rostock zu schiffen.

Es war gerade Messe dort und als wir zwischen den Buden einhergingen, bemerkten wir, daß uns drei Damen folgten. Wir traten in ein

Kaufmannsgewölbe, die Damen gleichfalls. Während der Kaufmann die geforderten Waaren herbeiholte, flüsterten sie uns zu, es sei eben die Nachricht eingegangen, daß der Feind in einigen Stunden einrücken würde; sie hielten es für ihre Pflicht, uns zu warnen, da wir uns der guten Sache des Vaterlandes so heldenmüthig geopfert hätten.

Ich und Mund kehrten auf diese Kunde sogleich in unser Boot zurück. Heidsiek wollte oder konnte uns wegen einer Blessur, an der er noch laborirte, so schnell nicht folgen. Er blieb in Rostock und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselben Damen, die uns so wolmeinend warnten, ihn vor dem Feinde gerettet und verborgen haben.

Wir langten in der Dämmerung in Warnemünde an. Ich gab Bärsch sogleich von dem Vorgefallenen Kunde und eilte, die Anstalten zur unverzüglichen Abfahrt zu treffen.

Zuvor aber hatte ich noch arge Gräuel zu verhindern.

Die in meiner Abwesenheit stark mit Branntwein tractirten Soldaten hatten sich, ihrer ungefähr fünfzehn Mann, über meinen unglücklichen Gefangenen, den Obersten Dupin hergemacht, um ihn zu plündern und zu erschießen. Eben noch rechtzeitig kam ich dazwischen.

„Nichtswürdige, zurück! Wer diesem Franzosen ein Haar krümmt ist des Todes!“ donnerte ich ihnen entgegen und entriß den Zunächststehenden ihre Waffen.

Die Ordnung war schnell wieder hergestellt. Gern hätte ich die Schuldigen bestraft, aber es war keine Zeit dazu vorhanden.

Wir eilten Alle zu den Schiffen, und ich nahm den geretteten Dupin an meine Seite. Als ich jedoch die Cajüte meines Schiffes betrat stellte sich mir ein neues Schreckensbild vor Augen. Der Baron Hagen, mein zweiter Gefangener, saß mit blasser entstellter Miene auf einer Bank, während unsere Soldaten, vom Trunke erhitzt, ihm mit gezückten Säbeln den Tod geben wollten. Bei meinem Eintritt sanken die Waffen. Ich ließ die Rädelsführer festnehmen und bis auf Weiteres im Schiffsraum unterbringen.

Um elf Uhr Abends war Alles an Bord und zur Abfahrt bereit. Allein im Augenblick des Auslaufens erschien auch der Feind in Warnemünde, eben noch zeitig genug, um die beiden letzten Fahrzeuge durch heftiges Feuer zur Ergebung zu nöthigen.

Wir kreuzten nun mehrere Tage auf der See, von dänischen Kapern bedroht und von widrigem Winde aufgehalten. Erst am 30. Mai ward es uns möglich, die südlich gelegne Halbinsel Mönkgut und die sichere Rhede von Peerd zu erreichen.

Von hier aus zog Bärsch Erkundigungen ein über den Stand der Dinge in Stralsund, welches am 25. Mai von Schill erobert worden war. Da er erfuhr, daß auch Rügen mit vierhundert Mann Schill'scher Truppen besetzt sei, so benutzte er diesen Umstand, um unserm Chef Bericht über den bisherigen Verlauf unserer Expedition zu erstatten.

Schon am 31. Mai Morgens ging hierauf von Schill der Befehl ein, mit Truppen, Pferden und Waffen zu landen und nach Stralsund zu marschiren. Allein die See ging bei dem anhaltenden heftigen Winde so hoch, daß weder die Schiffe sich näher an die Küste legen konnten, noch die Ausschiffung der Truppen auf eine andere Weise zu bewerkstelligen war.

So kam der Abend heran. Wir waren nur mit der Sorge beschäftigt, wie es möglich sein würde, Schill's Befehle ohne zu großen Zeitverlust aus-

zuführen, als plötzlich Graf Moltke erschien und die schreckliche Kunde von Schill's Tode und der Eroberung Stralsunds durch die holländischen Truppen überbrachte. Moltke selbst hatte sich mit einigen Leuten aus der am selbigen Morgen erstürmten Stadt gerettet.

Eine tiefe Bestürzung bemächtigte sich unserer Gemüther. Schill todt, das Corps vernichtet, unsere Sache so gut wie verloren! — Aber der Augenblick drängte zum Handeln, denn der Feind konnte uns jede Minute auf der Ferse sein.

Leider waren die Ansichten über die Art dieses Handelns getheilt.

Bärsch, welcher nur unvollkommen mit Lebensmitteln versehen war, hielt ein Entkommen nach England um so weniger für möglich, als die Gewässer der Ostsee von dänischen Kapern wimmelten, während von der englischen Flotte, die uns allenfalls hätte Schutz gewähren können, nirgend etwas zu erblicken war. Er wollte nach Preußen zurückkehren, um dem Vaterlande die von ihm entliehnen Menschen, Pferde und Waffen wieder zu erstatten.

Dazu war ich aber ganz und gar nicht entschlossen.

Warum sollten wir nicht wenigstens den Versuch machen, England zu erreichen, wie Schill selbst es für den Fall der Noth beabsichtigt hatte? Meine Meinung ist es immer gewesen, daß in äußersten Lagen auch das Aeußerste gewagt werden müsse und ich sah durchaus keinen Grund, mich mit gebundenen Händen auszuliefern, so lange noch irgend eine Hoffnung auf Rettung, ja auf Fortsetzung des Kampfes vorhanden war. Zudem war ich ja nicht einmal ein geborener Preuße; ich führte keine preußischen Gelder und Waffen bei mir, und auch die Truppen, welche ich befehligte, bestanden größtentheils aus zusammengelesenen Hessen und Westphalen.

Wir tauschten unsere Meinungen aus, aber es gelang uns nicht, eine Einigung zu erzielen. Am Abend spät kam Bärsch noch einmal auf mein Schiff, um mich zur Rückkehr aufzufordern.

Ich entgegnete ihm, daß wir nach England steuern würden.

Er wurde darüber auf's Aeußerste empört, wollte den Befehlshaber herauskehren und mich festnehmen.

Ich aber hielt ihm eine geladene Pistole entgegen, befahl meinen Mannschaften sich ebenfalls schußfertig zu halten und gab ihm fünf Minuten Zeit, mit seinen Begleitern das Schiff zu verlassen.

Die drohende Haltung meiner Soldaten gewahrend, blieb ihm denn auch nichts Anderes übrig, als den wolgemeinten Rath eines schleunigen Abzuges ebenso schleunig zu befolgen.

Sobald Bärsch mein Schiff verlassen hatte, ließ ich die als Erkennungszeichen verabredete Laterne auf den Hauptmast ziehen und ging mit drei Schiffen, auf welchen sich außer mir der Volontairofficier von Froreich, sechsundachtzig Mann, achtzehn Pferde und die beiden Gefangenen Hagen und Dupin befanden, unverzüglich unter Segel. Leider aber sollte mir der andere Morgen die schmerzliche Erfahrung bringen, daß es Bärsch über Nacht gelungen war, mir die übrigen vierzehn Schiffe abwendig zu machen, so daß keines derselben meinem Signale Folge geleistet hatte. Ich war heftig entrüstet, konnte aber an der Sache nichts ändern. Glücklicherweise waren wir auch unserer immerhin noch nahe an hundert Mann, die sich gelobten, in Noth, Tod und Gefahr treulich zusammen zu halten.

Muthig steuerten wir zunächst auf die schwedische Küste zu. Wir würden dieselbe auch glücklich erreicht haben, wenn uns der Wind günstig gewesen

wäre. Aber als wir auf der Höhe der Insel Amak angelangt waren, trat plötzlich Windstille ein. Wir mußten laviren. Im selben Augenblick sahen wir uns von dänischen Kanonenbooten umzingelt und zur Capitulation gezwungen.

Das Schiff, mit Allem was darauf war, wurde für gute Prise erklärt und nur das Eigenthum der Officiere und Soldaten respectirt. Unsere beiden Gefangenen erhielten sogleich ihre Freiheit, während wir selbst auf die Citadelle Christianshafen in Kopenhagen gebracht wurden.

Dupin, der mich als seinen Lebensretter betrachtete, nahm gerührten Herzens Abschied von mir und versprach, Alles was in seinem Vermögen stände, zu meiner Rettung aufzubieten.

Er hat in edelster Weise Wort gehalten. Nicht nur, daß sein eifriges Fürwort beim Könige von Dänemark mir und meinen Gefährten während unserer Gefangenschaft eine überaus ehrende und rücksichtsvolle Behandlung auswirkte, er eilte auch sofort nach Paris, um dort seinen und seines Schwagers Einfluß ebenfalls zu unsern Gunsten geltend zu machen.

Nach drei Monaten langte denn auch wirklich ein Generalpardon Napoleon's für mich und meine Leute in Kopenhagen an und ich glaube noch heute, daß ich denselben einzig und allein Dupin's warmherzigen Bemühungen zu danken habe.

Wir wurden von den Dänen freigegeben und in Begleitung eines einzigen dänischen Officiers nach Preußen entlassen, nachdem wir erklärt hatten, dorthin zurückkehren zu wollen. Unterwegs entließ ich unter der Hand nach und nach einen großen Theil meiner Leute, darunter namentlich Diejenigen, welche im Hamburgischen und Mecklenburgischen zu Hause waren. Aber auch die Uebrigen sind Alle wolbehalten in ihre Heimat zurückgekehrt und Keiner von ihnen (es waren viele westphälische Unterthanen dabei) ist später jemals von seiner Regierung wegen seiner Theilnahme am Schillzug zur Verantwortung gezogen worden.

Froreich und ich, die wir als Schill'sche Officiere der preußischen Sache zu dienen geglaubt hatten, hielten es für angemessen, uns nun auch dem Spruch der preußischen Gerichte zu stellen, nachdem die letzte Aussicht auf Fortsetzung des Kampfes entschwunden war. Wir gingen nach Stargard, wo unsere Aussagen zu Protocoll genommen wurden und dann in die Festung Colberg, um dort mit vielen anderen Schill'schen Officieren die Entscheidung unseres Schicksals abzuwarten. Das Verdict lautete auf Nichtschuldig, für mich, da ich Ausländer war, und für Froreich, weil er noch keinen Officiersrang in der preußischen Armee bekleidet hatte.

Abgeblitzt!

Marfori II.

Eine Klage wird heute seltener und seltener, die bis vor Kurzem oft gehört ward: man seufzt nicht mehr über den Mangel an Romantik unserer Zeit.

Die frische That hat jenem traumhaften Zustand ein Ende gemacht, wo die Lüge in herrlich antikes, mit Vorliebe aber in eckig-gothisches Faltengewand drapirt, die Welt einlullte mit ihrem Eia-Popeia.

Die Romantik gemahnt mich stets an jene Wette eines unsterblichen Kochkünstlers, welcher über sich genommen, ein altes Stück Sohlleder so herrlich zuzubereiten, daß man es allen anderen Leckerbissen vorziehen würde. Die Sauce und Zubehör waren denn auch so köstlich, daß die als Schiedsrichter fungirenden Feinschmecker wollüstig im Genuß schwelgten und darüber ganz das auf dem Boden schwimmende Sohlleder vergaßen.

Ich bewundere gewisse Romantiker, aber ich fliehe die Romantik.

Zu Nutz und Frommen der Leser des „Salon" und zur möglichsten Verbreitung einer so gemeinnützigen Ansicht will ich denn auch hier eine wahre Geschichte — ein echtes Stück Romantik, — mittheilen. Für die Wahrheit bürge ich. Obgleich sie sich wie ein gewisses Capitel aus Gil Blas von Lesage liest, so ist sie doch ganz modern; sie beginnt im Monat October 1869: der Schauplatz ist Paris; der Schauspieler und die Schauspielerinnen wird der Verlauf der Erzählung nennen . . . .

Also hören Sie:

Es war in den ersten Octobertagen 1869. Geschickte und arglistige Hände stellten bereits die bonapartistische Falle zurecht, in welche, wenige Monate später, der eitle Geck Emile Ollivier sich „leichten Herzens" kopfüber stürzen sollte, um die Schlinge erst zu merken, als der Krieg erklärt und er mit dem Mohren Fiesco's sagen konnte: „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen." —

Auf den Boulevards vor den Elysäischen Feldern bis zum Montmartre herunter, wo zur Abendstunde, zur Dinerzeit, sich ganz Paris, d. h. das elegante, genußsüchtige, abenteuersuchende Paris zusammendrängt, herrschte ein buntes, lebhaftes Getümmel. Hier und da gab es Stellen, wo man nur wandernde Zeitungen erblickte; und ihre Zahl ward immer größer, je mehr sich um die Zeitungsbuden die Menge verminderte, welche dieselben gleichsam belagert hielt und gierig nach den noch druckfeuchten Blättern haschte, um dann, auf- und abgehend, sie gierig zu verschlingen und je nach Temperament und Stimmung laut oder stillschweigend zu commentiren. In der Nähe der Hauptrestaurants und Cafés à la mode, bei Vachette, Bonnefoi, Brébant u. s. w. treiben sich vornehmlich die Damen und Dämchen der demi-monde herum. Mit einem Büschel Pfauenfedern in der Hand, welche symbolisch die Zahl ihrer Anbeter ausdrücken, rauschen sie mit geschwellten Segeln einher und ihr lüsterner heißer Blick späht nach irgend einem Bekannten oder Fremden, der sie zum Diner einladen möchte.

Da kommen schon ganze Schaaren junger Leute mit Rosen oder Nelkenknospen statt des ersehnten Ehrenlegionsbändchens im Knopfloch; zahnstochernd, oder bereits die panatella rauchend, eilen sie zu Tortoni oder einem andern Café, um sich von den bestandenen Strapazen zu erholen.

Doch treibt sich auch hier Mancher herum, dessen Zahnstocher eine reine Sinecure, und der so wenig im Magen als zwischen den Zähnen hat. Wer sein Paris und seine Pariser kennt, braucht nur einen Blick, um sich zu vergewissern, daß der junge Mann dort, im eleganten, blauen, aber schon etwas fadenscheinigen Rock zu jener Kategorie gehört. Es ist unser Held. Seit einer Stunde mißt er schon den Asphalt der Boulevards. Bald streift ihn eine der tiraillirenden, bemalten Schönen, bald wirft ihm eine der keckſten Jägerinnen ein herausforderndes Wort hin, oder nickt ihm als eine alte Bekannte zu — er hört und sieht nichts: er starrt in's Leere.

Ist es etwa ein Seelenschmerz, der ihn inmitten des wüsten Treibens dergestalt isolirt? Beileibe nicht. Sehen Sie sich nur diese nicht unschönen, aber schlaffen Züge an, das müde Auge, das weder ein Aufleuchten noch eine Thräne kennt, den leicht gekräuselten blonden Backenbart der, wie eine Trauerweide herabhängt; dem Manne fehlt nur eins — — Geld!

Er ist seit einigen Monaten von Brüssel nach Paris gekommen. Seine Eltern sind schlichter Abkunft. Sein Vater war Portier bei einem Gouverneur der Provinz, lebt aber jetzt als Rentier mit seiner Frau und Tochter. Seine Eltern hätten ihn gern verheirathet: er aber, der sich bei seinen Freunden rühmt, der Bastardsohn eines Edelmanns aus dem Hennegau zu sein, der ihm wirklich bei seinem Tode eine erkleckliche schon verpraßte Summe zurückgelassen, hat höhere Pläne; einige journalistische Arbeiten sehr untergeordneter Art, einige Broschüren, die er veröffentlicht hat, zeugen, wenn nicht von wirklichem Talent, doch von einer übermüthigen, frechen Arroganz; er hat seinen Balzac studirt, und geht nach Paris, um die Rolle eines Rastignac zu spielen.

Einige scandalöse Artikel über den Brüsseler Hof, Wahres mit Falschem vermischt, öffnen ihm bei seiner Ankunft die Spalten des Figaro; aber der Figaro verbraucht schnell seine Mitarbeiter; er weidet sie aus und das mit rasender Schnelligkeit, wenn nicht wirklich eine üppige, unermüdliche Einbildungskraft den Redacteurs zu Gebote steht. Oscar L . . . ., den sein erster Erfolg berauscht, war daher bald mit seinem Latein und mit seinem Gelde zu Ende. Er hat Schulden; er weiß nicht wie und was beginnen, er sucht eine Idee.

„Was treibst Du denn da?“ so spricht ihn plötzlich ein Elegant mit der Rosette des Ordens vom Bey von Tunis im Knopfloch an; „Du spukst ja hier herum wie der leibhaftige Ritter von der traurigen Gestalt!“

„Ich langweile mich . . . .“

„Soll ich Dich etwa diesen Abend in den Tuilerienball einführen?“

Oscar L . . . . lächelt. „Meinst Du, das sei ein probates Mittel, um selbst hinzugelangen?“

„Nun, spare Deinen Sarkasmus. Ich habe allerdings meine grandes et petites entrées nicht in den Tuilerien, aber petit poisson deviendra grand. Willst Du der Königin Isabella vorgestellt werden, so bin ich Dein Mann.“

„Du scherzest?“

„Ich scherze nie. Wir nehmen, wenn Du willst, jetzt gleich ein Coupé, Du machst Dich salonfähig in einem habit de bal und dann fahren wir zum Hôtel der verbannten Königin.“

Gesagt, gethan.

Zwei Stunden später trat Oscar L . . . . in Begleitung seines Freun-

des in den Empfangssaal der spanischen Exkönigin. Alles zeugte dort von reicher Pracht; ein Beweis, daß Isabella nach ihrem Sturz und ihrer Flucht mit Robert Macaire ausrufen konnte, daß sie wenigstens die Kasse gerettet. Eine dichte Schaar von Höflingen in goldverbrämten, besternten Uniformen umgab die gerade durch die Leiden des Exils nicht abgemagerte Tochter der Königin Christine. Spanische Granden, Erzbischöfe und Bischöfe, Geistliche und Mönche drängten sich zum Handkusse in der Hoffnung, daß auch ihre Sonne mit der Isabella's wieder aufgehen würde.

Der Freund Oscar's flüstert einem der diensthuenden Kammerherren einige Worte zu. Dieser verneigt sich, verschwindet und kehrt nach wenigen Secunden zurück. „Ihre Majestät", sagt er zu Oscar, „ist bereit Sie zu empfangen." Oscar schreitet vor, der Kreis öffnet sich und schließt sich eben so schnell wieder — er steht vor der Exkönigin.

Diese empfängt ihn mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln: — „Sie sind Redacteur des Figaro wie ich höre? Ein interessantes, aber sehr, sehr theures Blatt!"

„Theuer, Eure Majestät? . . ."

„Allerdings. Da Ihr Director, Herr Villemessant, sich stets zur legitimistischen Partei bekannte, so glaubte ich auf seine Bereitwilligkeit rechnen zu können, einen Situationsartikel über Spanien zu bringen. Er weigerte sich auch keineswegs, verlangte aber dafür die Kleinigkeit von hunderttausend Franken."

„Da liegt sicherlich die Schuld an Ihrem Unterhändler, Majestät", und da die Königin eine verneinende Bewegung machte, setzte Oscar rasch hinzu — „ich bin bereit den Beweis anzutreten. Geruhen Ihre Majestät mir die nothwendigen Andeutungen geben zu lassen und ich werde Ihren Wunsch bedingungslos erfüllen — — —"

Angenehm überrascht ließ Isabella ihr Auge einige Secunden auf dem jungen Mann ruhen, der so keck auftrat. Sie winkte dann ihren Gemahl, Don Franz von Assisi, herbei, mit dem sie damals sich noch nicht überworfen, sagte ihm einige Worte in's Ohr; dieser nahm dann Oscar L.... unter den Arm und diente ihm während des ganzen Abends als Cicerone.

Lange nach Mitternacht verließ Oscar den Palast, berauscht von den tollkühnsten Hoffnungen und Plänen, welche ihm im Kopfe wirbelten, wie vom genossenen Champagner. Er flog mehr als er kletterte die himmelhohe steile Stiege herauf, welche zu dem Zimmerchen führte, das er im Quartier latin bewohnte und begab sich gleich an die Arbeit.

Am nächsten Tage um eilf Uhr Morgens brachte er Herrn Villemessant einen Artikel „das Hôtel Basilewski" betitelt. Er war pikant geschrieben, enthielt manches Neue, einige bon mots und die mit wahren oder erfundenen Anecdoten gespickte Schilderung Prim's, Serrano's und Topete's. Die Septemberrevolution und ihr Triumvirat bildete den schillernden Hintergrund, von dem sich die in sanftem Halbdunkel gehaltene Figur der verbannten Königin mit ihrem Sohne, dem Prinzen von Asturien, abhob, wie in einer Corot'schen Landschaft die figurirende Staffage.

Herr Villemessant las, schmunzelte und meinte, mit einigen Aenderungen könnte der Artikel füglich den nächsten Tag den Parisern zum Frühstück servirt werden. „Wo haben Sie denn so viele interessante Notizen aufgegabelt?"

„Aus einem Salon des Faubourg St. Germain", sagte Oscar mit diplomatischer Zugeknöpftheit und empfahl sich.

Abends gegen eilf Uhr, als er wußte, daß die übrigen Redacteurs ihre Revisionsarbeit beendigt, begab sich Oscar auf's Bureau, ließ sich den Correcturbogen seines als „premier Paris" figurirenden Artikels geben und stellte sorgfältig alle ausgemerzten Stellen wieder her, während er sorgfältig mehrere Stellen unterdrückte, die der Director des Figaro hatte hinzufügen lassen, um als Drücker zu dienen.

Kaum war die betreffende Nummer des Figaro erschienen, so stürzte der Freund Oscar's in sein Zimmer.

„Glücklichster aller Glücklichen! Die Königin ist entzückt, sie will Dich augenblicklich sprechen. Du bist zum Diner en tète à tète bei ihr eingeladen. Ihr Wagen wartet unten, das ganze Quartier latin ist in Aufruhr und steckt die Köpfe zusammen."

Isabella empfing ihn freudestrahlend. „Ich ernenne Sie zur Stunde zu meinem Hofjournalisten. Sie söhnen mich wieder mit der Presse aus, die mir so übel mitgespielt."

Oscar stieg immer höher in der Gunst der spanischen Exmajestät. Er schrieb mehrere Broschüren, die namentlich für Spanien berechnet waren. In die Bureaus des Figaro wagte er sich nicht mehr; nur zuweilen sahen ihn seine früheren Collegen, die er ignorirte, wenn er Arm in Arm mit Don Franz d'Assisi über die Boulevards ging. Letzterer überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeiten; bei ihrem ersten gemeinschaftlichen Spaziergang trat er mit ihm in den nächsten Bijouterieladen, kaufte ihm den Isabellenorden in Diamanten und heftete ihn eigenhändig auf die Brust des Günstlings. Isabella ernannte ihn zu ihrem Kammerherrn und sandte ihn in diplomatischer Mission zuerst nach Madrid und dann nach Rom. In Madrid galt es, den Marschall Serrano zur Herausgabe einiger compromittirender billets doux zu bestimmen, welche Isabella ihm früher geschrieben. Die Mission gelang. Im Vatican war Oscar Träger einer versiegelten Depesche, deren Inhalt er nicht kannte. Der heilige Vater belohnte indessen auf Wunsch der Königin seine Discretion mit dem Titel eines Grafen des heiligen römischen Reichs.

Als Oscar L.... von seiner Römerfahrt zurück nach Paris in's Hôtel Basilewski kam, dankte ihm Isabella lebhaft und stürmisch.

„Ich habe Ihnen", sagte sie, „nur einen Vorwurf zu machen — Ihre Discretion. Sie sind der Einzige an meinem Hofe, der sich noch nie eine Gunst erbeten. Ich bin stets Ihre Verpflichtete."

Oscar erröthete, stammelte mit affectirter oder wirklicher Verwirrung einige Worte, welche die Königin, nachdem sie sich mit ihrem sinnlich bacchantischen Lachen an seiner Verlegenheit geweidet, mit den Worten unterbrach: „Gehen Sie jetzt nach Hause und warten Sie meiner Befehle ...."

Oscar L.... bewohnte damals rue Castiglione ein prachtvolles Appartement; dem Quartier latin hatte er gleich an dem Tage, wo er mit Isabella gespeist, den Rücken gekehrt.

Kaum war er eine halbe Stunde zu Hause, da überbrachte ihm ein vertrauter königlicher Kammerdiener folgendes Schreiben:

„Da Sie nicht sprechen wollen, mein lieber junger Freund, so muß ich versuchen, ob Ihre Feder nicht gesprächiger. Schreiben Sie mir daher offen und frei, was Sie sich von mir als Gunst erbitten möchten. Was es auch sei, und sofern es in meiner Gewalt steht, ist Ihnen im Voraus zugestanden."

Oscar L.... überflog das Billet, nahm eine Feder und schrieb zurück: „Ich liebe Eure Majestät, wie ein Wahnsinniger.“

Des Abends hatte Herr Oscar L.... nichts mehr zu wünschen. Isabella hatte ihn in ihrem Trianon rue Keppler zur bestimmten Stunde erwartet.

Eine Zeit lang verdrängte Oscar L.... Marfori und Donna Patrocinia. Er war überall mit der Königin; diese stellte ihn auch dem Kaiser Napoleon vor und gestattete ihm, ein früheres Project wieder aufzunehmen, denn, der Held dieser wahren Geschichte ist Niemand anders als derselbe Oscar Lessinnes, der dem Kaiser eine Palastrevolution in Brüssel vorschlug, um in Belgien der bonapartistischen Dynastie einen Schutzhafen gegen etwaige Stürme zu sichern. Max Sulzberger.

Abgeblitzt.

Vom Markte kommt die schmucke Magd;
 Da tritt ein Korporal
Gar keck an sie heran und sagt:
 „Na, Jungfer, hört einmal!“
„„Was giebt es? Was beliebt dem Herrn?““ —
 „Ihr seid so hübsch und nett.“ —
„„Was soll das?““ — „Nun, da möcht' ich gern
 Euch schenken dies Bouquet.“

Sie blitzt ihn mit den Augen an
 Und zieht das Näschen kraus:
„„Ihr seid ein recht galanter Mann
 Mit Euerm Blumenstrauß.““
„So nehmt ihn! Er gebührt mit Fug
 Und Recht der Schönsten wohl.“ —
„„Ich hab' im Korbe schon genug
 Salat und Blumenkohl.““

Er steht verdutzt, betroffen schier;
 Die ist ihm zu gewitzt.
Er hatte nicht bedacht, daß ihr
 Der Schelm im Nacken sitzt.
Die schmucke Magd, da geht sie hin;
 Er aber dreht und spitzt
Den Schnurrbart sich: „na, diesmal bin
 Ich gründlich — abgeblitzt.“

H. G.

An einem seidenen Faden.

Die zweite Geschichte der alten Baronesse.

Von G. zu Putlitz.

Ich war aufgestanden und betrachtete neugierig den großen Schrank, aus dem die Baronesse gestern die Briefe genommen, in den sie heute die Agraffe mit den weißen Hirschzähnen verschlossen hatte.

„Was mag in dem Schranke noch Alles verborgen sein!" sagte ich. Die alte Dame lächelte: „Viel Erinnerungen", erwiederte sie, „viel Ueberschriften unerzählter Geschichten. Aber ich darf Ihnen den Schlüssel nicht geben, den, so lange ich lebe, überhaupt keine fremde Hand berühren soll. Lachen Sie mich aus, ich bleibe doch dabei: es giebt Dinge, deren Zauber gebrochen ist, sobald man sie an das Licht zieht; das wußte man früher wol, das hat man jetzt vergessen, und darüber ist Vieles zu Grunde gegangen, noch mehr werthlos geworden, und man merkt es nur nicht, weil man den Werth nicht kannte. Das Sprichwort von den rollenden Steinen, die kein Moos tragen, gilt von den leblosen Dingen noch mehr, als von den Menschen. Ihr Duft ist fort, wenn man sie von der Stelle rückt, wenn man ihnen die heimische Stätte nimmt, an der sie ihre Geschichte erlebten. Ich habe auf dem alten Stammgut meines Vaters eine ganze Galerie von Familienbildern, die mir alle lieb sind, schon weil ich unter ihnen meine Kindheit verlebte; aber keins habe ich hierher genommen, weil ich es nicht von der Stelle trennen wollte, an die es gehört. Die jetzige Generation hat keinen Begriff mehr von der Pietät, dafür sind ihr aber auch die Geheimnisse des Hauses verloren gegangen und die leblosen Dinge sprechen nicht mehr zu ihr. Die Kinder thun mir dabei am meisten leid, denn die haben noch Sinn und Empfindung für die Romantik und die muß verkümmern, jetzt, wo Alles so offen, so durchsichtig zu Tage liegt."

„Ich verstehe Sie nicht ganz", sagte ich.

„Sehen Sie", fuhr sie fort, „das kommt, weil sie auch der Romantik entwachsen sind. Da stehen Sie nun vor dem verschlossenen Schrank und begreifen eigentlich nicht, weshalb ich Ihnen nicht den Schlüssel gebe und Sie kramen lasse unter allen den Raritäten, die Sie zum größten Theil belächeln würden, und deren Sie nach einer halben Stunde satt wären. Stände der Schrank gar auf, wären Sie schon nach fünf Minuten fertig, und mir hat der Reiz der Neugierde, den Sie jetzt empfinden und der eigentlich der Zauber der Vergangenheit, der verschlossene Mund alter Zeiten ist, durch die ganze Kindheit, fast kann ich sagen, durch das Leben ausgehalten. Glauben Sie nicht, daß ich den Schlüssel berührt habe, ehe er mein eigen wurde, daß man mir den Schrank aufschloß, nur weil ich, wie Sie jetzt, wissen wollte, was er enthielte. Er stand da und sah stumm geheimnißvoll in meine Kindheit hinein, schüchtern ging ich an ihm vorüber und wenn dann die Hand der Mama ihn

einmal öffnete, Dies oder Jenes herauszunehmen, lugte ich mit verstoh'enem Blick in das Geheimniß und baute mir tagelang meine Zaubermärchen auf aus Dem, was das Kinderauge aus dem Halbdunkel erlugt hatte. Wurde mir dann einmal, in besonders vertraulicher Stunde, Etwas gezeigt und erzählt, so war das ein Lebensereigniß und unvergeßlich. Diese Scheu, die Ehrfurcht vor dem alten Meuble ist mir aber geblieben und nie ohne Veranlassung und nur in besonders geweihter Stunde schließe ich mir selbst die Erinnerungen auf, die es verbirgt."

„Wäre nicht jetzt, da Sie ohnehin schon den Schleier der Vergangenheit etwas lüfteten, eine solche Stunde?" fragte ich schüchtern.

„Sie thun ganz feierlich", war die Antwort. „Ich glaube, ich stecke Sie an mit meiner Pietät, aber freilich hat die Stunde bei jedem Wort und besonders bei den Erinnerungen ihre Bedeutung. Wer würde z. B. in den hellen Tag hinein Gespenstergeschichten erzählen? Aber damit ich Ihnen beweise, daß ich diese Stunde, durch Ihren Besuch, für eine gute halte, will ich Ihnen noch einen Blick in den Schrank gestatten."

Leise erhob sich die alte Dame aus ihrem Sessel, schloß den Schrank auf, aber sie hielt noch einen Augenblick ein, ehe sie ihn öffnete. Dann nickte sie einige Mal mit dem Kopf, es war wie die Begrüßung eines Freundes und so zog sie ein Fach nach dem andern geräuschlos auf. „Rühren Sie mir nur nichts an", sagte sie, „das können meine Schätze nicht vertragen."

Was war da nicht Alles durcheinander zusammengeschichtet und wieder in Schächtelchen und Kästchen verwahrt! Ich sah es halb verwundert, halb gleichgiltig an, und ohne die feierliche, gerührte Weise der alten Freundin würde ich gelächelt haben. Sie mochte das wol fühlen. „Sehen Sie", sagte sie, „das Geheimniß, das Sie eben noch reizte, ist werthlos geworden, nun ich es aufschloß. Sie haben keinen Sinn für meine kleinen Heiligthümer."

Sie wollte, etwas verstimmt, den Schrank wieder schließen, aber ein bittender Blick von mir hielt sie zurück. „Mir fehlt an den Dingen", sagte ich „die Geschichte. Was, zum Beispiel, soll ich mir bei jenem hellblauen, fast vergilbten Seidenfaden denken, den so besonders sorgsam das Glasschächtelchen aufbewahrt?"

„Ach, der hat eine wehmüthige Geschichte", sagte die Baronesse, „so einfach sie ist."

„Und könnte man die nicht erfahren?" fragte ich.

Die alte Dame sann eine Weile nach. „Weshalb nicht?", erwiederte sie dann, „ich will sie Ihnen erzählen, und es ist auch eine Taggeschichte, die man in den Sonnenschein hineinberichten darf, freilich auch nur für einen Hörer."

Sie hatte sich an das Fenster gesetzt und nahm eine Arbeit. Ich rückte den Stuhl zu ihr heran. „Halten Sie mir die Seide", sagte sie. „Es giebt Geschichten, bei deren Zuhören man eine kleine Beschäftigung haben muß und zu denen gehört die, die Sie verlangten." Während sie nun sauber und bedächtig den Knäuel wickelte, fing sie an:

„Sie wissen wol, daß ich meine Kindheit in dem Elternhause auf dem Lande verlebte. Halb erwachsen erst wurde ich zur Großmama in die Residenz gebracht. Ach, wie abgeschlossen war damals solch' Landaufenthalt, wie klein der Lauf der Interessen! Alles Außergewöhnliche war ein Ereigniß, aber der große Wogenschlag der Geschichte warf noch nicht freie erregte Wellen in die Ferne über den Damm des Hauses hinüber. Ich entsinne mich wol, daß die Revolution in Paris, die der Welt eine andere Richtung gegeben hat, nur geringes Interesse erregte, daß man wenig von ihr hörte und gar nicht über dieselbe sprach. Man hatte keine Ahnung davon, daß jene fernen Erschütterungen auch an die eigene Pforte klopfen würden. Dafür schien Alles, was das Haus und die Familie betraf um so wichtiger, und die Verwandtschaft war ein festes Band durch Generationen, wie Ihr das gar nicht mehr kennt . . . Aber zu meiner Geschichte! Es mag in den ersten Tagen dieses Jahrhunderts gewesen sein, als die Todesnachricht einer alten Großtante in meinem Elternhause anlangte. Die Trauerkleider wurden hervorgesucht, übrigens aber machte die Nachricht keinen großen Eindruck. Die alte Dame hatte das achtzigste Jahr weit überschritten, ach — wie alt erschien mir das damals; die Verbindungen mit ihr, die eine Tagereise weit wohnte, waren spärlich, denn sie lebte in einem alten Fräuleinstifte, das ausstarb und dessen letzte Repräsentantin sie war, in dem kleinen Stiftshäuschen, von der geringen Präbende. Wir Kinder entsannen uns, sie nur einmal gesehen zu haben, als wir mit den Eltern ihr einen Besuch machten. Von damals war uns nur noch im Gedächtniß, daß sie, eine kleine, gebeugte Gestalt, mit scharf markirten Zügen und großen, klaren, blauen Augen, auf dem Sopha saß und viel und lebendig erzählte, lauter Familiengeschichten, die weit zurückgriffen in viele Generationen. Wie oft mochte sie die, und mit denselben Worten, demselben Ausdruck, schon erzählt haben! Wir Kinder hörten, angstvoll in der Ecke zusammengekauert, zu, denn es war uns eingeschärft, in Gegenwart der Tante nicht zu sprechen, ja so leise zu sein, daß man uns nicht bemerke, und wir sahen es ja, mit welcher Förmlichkeit und rücksichtsvollstem Respect ihr die Eltern entgegentraten. Zum Abschied öffnete sie eine große, ausgelegte alte Kommode, die vollgepfropft war mit allerlei Raritäten, und schenkte uns Spielereien, die wir nicht gebrauchen konnten.

Wir athmeten auf, als wir wieder fort waren, denn es war uns unheimlich in dem Häuschen und die alten Familienbilder an den Wänden machten uns Schauder, besonders weil die Tante auf dies oder jenes zeigte, wenn sie erzählte, und es so in den Kreis der Zuhörer hineinzog. Es war uns, als träten diese Ritter mit den Stutzbärten und stechenden Augen, diese Allongeperrücken und Reifröcke aus ihren Rahmen, und wir konnten den Eindruck nicht los werden, daß diese Ahnenbilder wirklich Leben hätten.

Genug, die alte Tante war gestorben, und die Eltern reisten zur Bestattung und Regulirung des Nachlasses. Was fand sich da nicht Alles vor in dem Häuschen, und es mußte geräumt werden, denn es fiel

dem Fräuleinstifte zurück. In jenen Zeiten wurde aber Alles aufgehoben, jedes Band, jedes Fädchen Seide, und die alte Tante hatte so Viele überlebt und so Viele beerbt. Das war nun Alles bei ihr aufgespeichert. In einem alten Schranke, dem da, denn er fiel bei der Theilung meiner Mutter zu, waren besonders die liebsten Kostbarkeiten aufbewahrt, die man aber ebensowenig verstand, als meine Erben einmal meine Schätze verstehen werden. Erstaunt zog man die unzähligen Fächer auf, von denen keines leer war, und da, in einem kleinen, verborgenen Fach, demselben wahrscheinlich, in dem ich die Agraffe aus Hirschzähnen bewahre, fand sich das Miniaturportrait eines jungen Mannes, in schwedischer Militairuniform, dabei ein Packet mit Briefen in französischer Sprache und ein Zettel von der Hand der Verstorbenen, in dem sie die Erben bat, Briefe und Portrait, erstere ungelesen, ihr mit in's Grab zu geben.

Das war nun zu spät, aber Briefe und Bild wurden verbrannt und so dem Wunsch der alten Dame, daß sie sie nicht überdauern sollten, Genüge geleistet. Meine Mutter hat das selbst mit pietätvollen Händen gethan, und nur den verblichenen blauen Seidenfaden, mit dem die Briefe gekreuzt zusammengebunden waren, als Andenken bewahrt."

„Ach jener Seidenfaden!" rief ich aus. Ich hatte ihn wirklich schon vergessen.

„Derselbe!" erwiederte die Erzählerin. „Er wird Ihnen beweisen, daß die Menschengeschicke eben nur an einem Seidenfaden hängen."

„Hatte er denn noch eine andere Bedeutung, als daß er zufällig um Briefe geschlungen wurde, deren Inhalt, nach Ihrer Erzählung, ein Geheimniß blieb?" fragte ich.

„Ja, wenn Sie mich unterbrechen", sagte die alte Baronesse, „verwirre ich mein Knäuel und meine Geschichte. Von jetzt an aber können Sie diese ohne Beschäftigung anhören." Sie nahm mir sorgfältig die Seidensträhne von den Händen und fuhr fort:

„Ohne den vergilbten blauen Faden hätte ich die Geschichte, die Sie zu hören verlangten, selbst niemals erfahren, denn an ihn knüpfte ich, als ich längst ein erwachsenes Mädchen war, die Frage an meine Mama, weshalb sie ihn so sorgfältig aufbewahre. Die Mama war aber nicht so schnell bereit, meine Neugierde zu befriedigen und meine vorlaute Frage, denn die Frage galt in meiner Jugend für vorlaut, zu beantworten. Sie sah erst den Papa forschend an, und als der nichts einwandte, bat sie ihn das Wort zu nehmen, was er nach mancherlei Ueberlegung that.

Er erzählte: Ein junger schwedischer Officier, den Namen werde ich verschweigen, kam in das elterliche Haus der alten Tante in Quartier. Seine Familie war eine angesehene sächsische, und wie er in die schwedischen Dienste kam, weiß ich nicht. Das war aber damals nichts Auffallendes, die jungen Edelleute suchten ihr Glück im Waffendienst zu machen, wo sich eine Gelegenheit bot, sich auszuzeichnen. Der junge Mann blieb mehrere Wochen und wurde freundlich wie ein Gast aufge-

nommen. Es waren mehrere erwachsene Töchter im Hause und alle mochten sich um die Huldigung des schönen und liebenswürdigen Officiers bemühen. Aber die jüngste, kaum erwachsene Louise scheint ihn am meisten angezogen zu haben. Nach einem alten Bilde, freilich aus späterer Zeit, zu urtheilen, muß sie, wenn auch nicht schön, doch anmuthig, von nicht hoher, aber sehr zierlicher Gestalt gewesen sein. Das Auge, das mir als groß, klar und stechend im Gedächtniß steht, hatte damals noch den klaren, aber sanften Ausdruck der Jugend.

Die Schwestern überwachten mit eifersüchtigen Blicken das Paar, das wol kaum unbemerkt einige flüchtige Worte hat wechseln können. Aber daß sie sich liebten, wußte doch Einer vom Andern. Nun mußte der junge Officier weiterziehen, und da verriethen ihm vielleicht die Thränen in Louisen's blauen Augen, was er längst geahnt hatte und es wurde ihm klar, wie es mit ihrem Herzen stand. Nun suchten und fanden sie Gelegenheit zu einer heimlichen Unterredung, die kurz genug gewesen sein mag. Der junge Officier versprach so bald als möglich einen Urlaub zu nehmen, zu seiner Familie zu reisen, mit ihr zu berathen und dann bei Louisen's Vater um ihre Hand zu werben. Das war nothwendig, denn damals hielt man auf die Form, und der Wunsch und Wille der Kinder war nicht frei. Ohne den Consens seines Vaters hätte der junge Mann keine Verbindung eingehen können, und, ohne den, Louisen's Eltern seine Werbung auch nie angenommen. Aber es war auch nur eine Form, denn was konnte den Liebenden entgegenstehen? Der junge Mann war von guter Familie, wie das junge Mädchen, seine Verhältnisse waren gut, die ihrigen ausreichend, die Eltern, das konnte man voraussehen, würden gern ihre Einwilligung geben.

So reiste der junge Officier ab und Louise wartete. Sie wartete ruhig, denn sie wartete mit Zuversicht. Es verging ein Jahr und mehrere, sie wartete weiter und mit unerschütterlichem Vertrauen, daß der Brief mit der Werbung kommen würde und müßte. Mehrere andere Anträge wies sie zurück, selbst gegen den Wunsch der Eltern; mit Entschiedenheit, die man ihrem sanften, sonst so fügsamen Charakter nicht zugetraut hätte. Und damals war es nicht leicht für ein Mädchen, sich dem Wunsch der Eltern, der immer einem Befehl gleich kam, zu widersetzen. Die Kinder gehorchten in jener Zeit blind, ohne einen Gegenwunsch für möglich zu halten, und es wurden mehr Ehen aus Gehorsam als aus Liebe geschlossen.

Jahr um Jahr verging und Louise hoffte nicht mehr. Mit welchen Schmerzen mag diese Hoffnung aufgegeben sein. Welche Zeit der Erwartung, welch' bitterer Kampf mit dem Zweifel! War er todt, oder hatte er sie vergessen?

Louise bezog das kleine Stiftshaus, in dem sie bis zu ihrem Tode blieb, immer die eine Liebeserinnerung im Herzen. Da speicherte sie alle die Raritäten auf, da floß eine Erbschaft nach der andern zu den alten Schätzen, die Zimmer, Kisten und Kasten, Schrank und Kommoden füllten und die ihr, die sie ganz in der Vergangenheit lebte, an's Herz

gewachsen waren. Da berichtete und erzählte sie immer wieder die alten Familiengeschichten von Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, die ihr so wichtig erschienen, und die sie allein noch wußte. Nur ihre eigene Herzensgeschichte erzählte sie nicht. Die war ihr still verschlossenes Geheimniß.

Alle ihre Altersgenossen waren vor ihr dahingeschieden, nur eine Schwester hatte sie noch am Leben, mehrere Jahre älter als sie selbst, die, auch unverheirathet, in einem kleinen Nachbarstädtchen wohnte. Die Schwestern hatten sich nie nahe gestanden und sahen sich selten, seit zehn Jahren, seit Beiden das Reisen beschwerlich geworden war, gar nicht mehr. Auch diese Schwester starb und wurde beerbt. Louise war schon nahe an achtzig Jahre alt geworden. Was kam da nicht Alles noch hinzu zu den Raritäten des schon überfüllten Häuschens, denn Louisen's Schwester hatte auch gesammelt und war im Sammeln zur Greisin geworden. Und wie das nun eingeordnet wurde in die Räume und Fächer, da tauchte manche Kinder- und Jugenderinnerung auf und Gegenstände, die sie seit sechzig Jahren nicht gesehen hatte, fielen ihr wieder in die Hände, darunter eine Menge bunter Seiden, gewickelt auf zierlich genähte Knäuel, oder auf zusammengefaltete Papierblätter, oder auf ineinander gesteckte Gänsehälse, in denen Erbsen klapperten. Die Farben waren meist verblichen und doch riefen sie Louisen vergangene Stimmungen deutlich hervor. Mit diesen Seiden stickte sie mit den Schwestern eine künstliche Steppdecke zur Ausstattung für die Aelteste, die sich verheirathete. Und an der arbeitete sie zu eben der Zeit, als sie wartete auf den Brief des Geliebten. Damals, wie oft hatte sie diese Seiden in Händen gehabt, besonders diese eine von himmelblauer Farbe, mit der sie die Vergißmeinnicht in die Borte stickte. Dabei zuerst war ihr der Gedanke in der Seele aufgestiegen, der Geliebte könnte sie vergessen haben. Die Seide war vergilbt und verschossen und fast verbraucht, nur noch wenig Fäden waren übrig und ließen das Papier durchschimmern, auf das sie gewickelt waren. Was mochte auf dem Papier stehen? Louise, die achtzigjährige Greisin, wickelte den blauen Seidenfaden ab, ein Brief kam zum Vorschein, oft zusammengefaltet, gebrochen und zerrissen in den Falten, in denen er seit sechzig Jahren festgeschnürt gelegen hatte. Und doch konnte sie ihn noch auseinanderfalten, konnte ihn lesen und sie las und las, denn es war der Brief, in dem der Geliebte bei ihrem Vater um ihre Hand warb. Ein gebrochenes Lebensglück zog an ihren Gedanken und Empfindungen vorbei. Der Stein, an dem es scheiterte, der Fittich, der es hätte tragen, zum Himmel erheben können, lag vor ihr, ein alter, zerknitterter, in viele Falten gebrochener Brief von vor sechzig Jahren. Und sie hatte ihn in Händen gehabt, so oft, ein Seidenfaden nur trennte sie von ihm, von dem Glück ihres, nun so öden, freudeleeren Lebens.

Der Zusammenhang war leicht gefunden; die Intrigue war so einfach als die Liebesgeschichte. Sie durchschaute ihn auch sofort: die Eifersucht der Schwester hatte den Brief unterschlagen, und nun führte ein

Zufall ihn ihr, nach einem Menschenleben, wieder zu und löste das Geheimniß ihres Lebens.

Jetzt zum erstenmal erzählte sie Freunden, Verwandten von ihrer Liebe. Es muß etwas Wunderbares für diese gehabt haben, auf einmal den Schlüssel zu dem Wesen zu empfangen, das sie so lange kannten, und doch nie verstanden hatten. Die Greisin, abgeschlossen, streng verschwiegen über jede Empfindung, der man die Liebesfähigkeit absprach, weil sie alle Liebe von sich gewiesen hatte, der man scheu entgegentrat, weil man ihr kein Herz zutraute, sie hatte geliebt, gehofft, gebebt, es war ein still verborgenes Herzensleben, es waren Blüthen, heimlich gepflegt und, erst nach sechzig Jahren, brach das Siegel von dem Geheimniß.

Man zog Erkundigungen ein über jenen Officier. Er lebte noch, unverheirathet, ein rüstiger Greis. Und Louise schrieb ihm, schrieb ihm mit der ganzen Schüchternheit eines jungen Mädchens. Seine Antwort kam.

Er hatte seinen Brief abgeschickt und lange vergebens auf die Antwort gewartet. Das Schweigen verstand er als eine Zurückweisung, bitter, gekränkt, aber seiner Liebe, der ersten und einzigen, war er treu geblieben. Er hatte sich nicht verheirathet. Also auch er hatte gewartet, gehofft, gezweifelt und war verharrt und unbeglückt geblieben.

Ein Briefwechsel begann zwischen Louisen und dem Geliebten, denn wiedersehen wollten sie sich nicht, das hatten sie gleich beschlossen. Aber von ihrem Leben wollten sie sich erzählen, so inhaltlos es war, und von Empfindungen einer fernen, fernen Jugend.

Jetzt, vielleicht zum erstenmal, sprachen sie sich klar und bestimmt aus, was sie für einander empfunden hatten. Es wurden Briefe gewechselt voll wahrer, einfacher Liebesergüsse, wie sie nur in Herzen von zwanzig Jahren erblühen, hier von achtzigjährigen Händen. Wie mögen sich die bleichen Wangen der Greisin geröthet haben, als sie schrieb, wie pochte ihr Herz, als sie seine Briefe empfing. Sein Bild schickte er, aber aus jüngeren Jahren. Das waren Bild und Briefe, die sie mit in's Grab hatte nehmen wollen.

Er starb wenige Jahre vor ihr. Ob sie ihn beweinte, weiß Niemand, aber sie sprach gern von ihm und ihren Umgebungen schien sie sehr verändert seit der Entdeckung des Briefes. Vielleicht kam es ihnen auch nur so vor, seit sie das Geheimniß ihres Lebens kannten, und sie erschien ihnen anders, weil sie sie anders verstanden."

„Und das ist derselbe blauseidene Faden?" rief ich.

Die alte Baronesse legte den Finger auf die Lippen. „Das ist die Geschichte, wie sie mir mein Vater damals erzählte, und es war eigentlich eine Indiscretion, daß ich sie weiter plauderte. Nun ist es einmal geschehen, aber wir wollen nicht mehr daran rühren. Man muß den alten Geisterbeschwörer Erinnerung nicht inquiriren, sonst entzieht er uns seine Gunst und den brauche ich in meiner Einsamkeit, denn ich habe nicht immer Gesellschaft und meist keinen andern Zuhörer für meine Geschichten, als mich selbst. Man kann nicht Jedem erzählen."

Venedig.

Von **Julius Rodenberg***).

Einst sah ich mitten im Meer
Eine Stadt verlassen liegen;
Dumpf rauscht' es rings umher
Doch innen war Alles verschwiegen.

Da standen von Marmelstein
Viel herrliche Paläste;
Doch das Wasser floß aus und ein,
Und gegangen waren die Gäste.

Da stand ein prächtiger Bau,
Ein Dom mit Kuppeln und Schildern,
Mit Fenstern roth und blau,
Mit Stufen und Heiligenbildern.

Farbig glänzte der Grund,
Auf Pfeilern ruhten die Hallen,
Die Decke war azurn und
Das Dach von edlen Metallen.

Von Gold ein Rossepaar
Stand auf den silbernen Zinnen;
Es schimmerte der Altar,
Doch war kein Beter innen.

Da stand ein Schloß dicht bei,
Mit gothischen Bögen und Thoren,
Mit Säulen in Doppelreih'
Und mit hallenden Corridoren.

Die Fürsten sah ich nicht —
Ich sah nur in schweren Rahmen
Manch' ernstes, bleiches Gesicht,
Manchen hochberühmten Namen.

Da war ein düstrer Saal —
Es brannten noch die Lichter,
Noch stand das Tribunal:
Doch gegangen waren die Richter.

Da lagen, hoch unter dem Dach
In der Sonne bleierne Kammern —
Doch stille war jeglich Gemach,
Keinen Wehruf vernahm ich, kein Jammern.

Da waren im Schlamme tief
Die Kerker, die nachtverhang'nen,
Ich stieg hinunter, ich rief:
Doch da waren keine Gefang'nen.

Der Kummer war stumm, und stumm
War auch der Jubel geworden;
Stumm, wie der Marmor ringsum,
War der Platz an des Meeres Borden.

Da war kein Lachen, kein Scherz —
Stumm stand auf einer Säule
Ein Löwe, und stumm, von Erz,
Ein Ritter mit Schild und Keule.

Ein' Glocke, dann und wann,
Schlug an in dumpfen Weisen;
Daneben stand ein Mann —
Doch der war ganz von Eisen.

Von Leben keine Spur —
Keine Straßen — nur Wasserbreiten:
Und drüber langsam nur
Sah ich schwarze Särge gleiten.

Doch einmal im Abendroth
Von des Thurmes Ballustrade
Erspäht' ich ein buntes Boot;
Das nahte dem Gestade.

Drin lag das schönste Weib
Das je mein Aug' erblickte;
Prachtvoll umhüllte den Leib
Gelbe Seide, mit Gold gestickte.

Die Stirne war engelgleich,
Die Wange, vom West umgaukelt,
War blaß und der Mund war bleich —
Hat das Wasser sie eingeschaukelt?

Und neben ihr saß ein Mann,
Ein Mohr in Waffenzierde:
Der sah sie immer an,
Und sein Blick war wild von Begierde.

Und sein Blick war wild von Qual,
Von Reue, Lieb' und Kummer;
Er flehte wol tausendmal,
Doch sie regte sich nicht im Schlummer.

Und leis durch den Abendduft
Klang es mit traurigem Tone —
Da war mir als seufze die Luft:
Othello und Desdemone!

---

*) Mit Bewilligung der Verlagshandlung aus dem Skizzenbuch „Diesseits und jenseits der Alpen" (Berlin, Oswald Seehagen) hier abgedruckt.

Dann wieder einmal in der Nacht,
Auf der Brück', in einer der Buden,
Bei Demant- und Lichterpracht,
Sah ich einen alten Juden.

Sein Bart war lang und weiß,
Ueber dem Rock von Seide;
Das Antlitz bebte dem Greis
Von Zorn, von Haß und Leide.

Und vor ihm ein Weib, das lacht
Mit Lippen voll und lüstern;
Halb morgenländisch die Tracht,
Halb schimmernd und halb im Düstern.

Was auch, daß sie sein Kind?
Mag er sie nur verdammen!
Ist sie nicht schön und sind
Ihre Augen nicht wie zwei Flammen?

Sind nicht zu dieser Frist
Geöffnet schon die Thüren,
Daraus ein edler Christ
Sie heute noch wird entführen?

O Greis! — war's nicht genug,
Daß Dich die Welt verhöhne:
Wird also Dir zum Fluch
Auch Deiner Tochter Schöne?

„Nein! nehmt mein Leben auch —"
So schallt es aus der Tiefe,
Als ob der Lüfte Hauch,
Als ob die Nacht es riefe.

Doch in mir, während dumpf
Die Fluthen unten spülen,
Regt sich's wie ein Triumph,
Wie ein verwandtes Fühlen

Ich kenn' Euch Beide ja,
Dich lust-, Dich gramestrunken:
Shylock und Jessika! —
Still — Alles ist versunken.

Shylock und Jessika! —
Wohin ich nunmehr blicke,
Wie still das Wasser da,
Wie still hier ist die Brücke.

Nach all' dem frevlen Thun
Von Lieben, Haß und Morden:
Wie ruhig ist es nun
Auch in der Stadt geworden!

Kaum daß die Fluth noch tropft,
Vom Treppenstein, dem rothen;
Kaum daß ein Herz noch klopft -
Man ist wie bei den Todten.

Halb von der Zeiten Strom
Hinunter schon gezogen,
Ein Traumbild, ein Phantom,
Schwimmt sie noch auf den Wogen.

Halb schon dem Meer zum Raube,
Das bläulich sie umkreist —
So sah ich sie: und glaube,
Daß sie Venedig heißt!

Michael Munkacsy.

Von **Wolfgang Müller** von Königswinter.

Wer augenblicklich Düsseldorf besucht und sich nach den ersten Meistern der Schule erkundigt, der hört neben Knaus, Vautier, den Brüdern Achenbach und anderen Celebritäten, auch den Namen Michael Munkacsy in erster Reihe nennen. Und da dieser Künstler seine Werkstatt mit großer Freundlichkeit dem Fremden öffnet, so wandert der Kunstfreund gern hinaus, um sich in derselben umzusehen. Der Weg führt durch die verschlungenen Wege des reizenden Hofgartens nach Norden. Hinter dem sogenannten Napoleonsberge, der in der That noch eine Schöpfung aus der Zeit der cäsarischen französischen Herrschaft ist, liegt ein Haus mit zahlreichen Ateliers, dessen erste Anlage noch von Emanuel Leutze herrührt, das in der Folge aber vielfach erweitert worden ist. Wir klopfen an die Thür, die sich links in der Ecke befindet, ein freundliches „Herein!" ertönt, wir treten ein und befinden uns in einem geräumigen Saale, der durch einen Vorhang getheilt wird. Der Boden ist mit schönem englischen Teppich bedeckt. An den Wänden hängen eine Menge von Studienköpfen und Skizzen, rechts die Ecke dient als Garderobe, unter welcher wir viele ungarische Costüme gewahren. Unter dem großen Fenster in der Mitte befindet sich der Schreibtisch, links steht ein Divan mit verschiedenen Sesseln, die zum Betrachten der auf der Staffelei befindlichen Tafeln einladen.

Mehr als die Localität interessirt uns natürlich der Künstler, der uns, die Palette in der linken und den Pinsel in der rechten Hand, entgegentritt. Es ist eine kräftige Gestalt von schlankem Wuchs und energischen Bewegungen. Reiches, braungekräuseltes Haar bedeckt den Kopf, aus dem die Stirn nicht hoch, aber breit und fest geformt hervortritt. Die graublauen Augen sind scharf beobachtend. Wange und Kinn bedeckt der Bart. Die Züge verrathen den Fremdling; sie haben das Gepräge des turanischen Stammes. Auch die Sprache läßt uns erkennen, daß wir es nicht mit einem Germanen oder Romanen zu thun haben. Allerdings versteht und spricht der Künstler unsere Sprache ganz geläufig, aber er lispelt die Laute seltsam weich, dabei macht er noch Fehler, die man indeß gern hört, zumal da man bald aus dem Inhalt der Rede gewahr wird, daß er über seine Kunst in origineller Weise nachgedacht hat und sich in origineller Weise auszudrücken versteht.

In der That giebt es in unserer Zeit auch wenige Künstler, deren Lebensgang sich eigenthümlicher gestaltet hat. Munkacsy wurde am 10. October 1844 zu Munkacs in Ungarn geboren. Sein Vater, der eigentlich Lieb hieß — denn der Künstler hat seinen jetzigen Namen erst später angenommen — war Beamter am königlichen Schatzamte. Als eifriger Patriot betheiligte er sich an der Revolution von 1848, der Krieg, welcher

zwischen Oesterreich und Ungarn ausbrach, fand ihn auf der Seite der Aufständischen. Bekanntlich gelang es erst der russischen Intervention, die Magyaren zu besiegen. In den blutigen Tagen des Jahres 1849 verlor der junge Michael seine beiden Eltern durch die Bayonnette der Russen. Er und seine vier Geschwister waren mit einem Schlage Waisen; sie wurden nach allen Ecken und Enden des Landes unter die Verwandten vertheilt. Welch trauriges, Loos, diese auseinander gerissene Familie! Die Einen todt, die Anderen in alle Winde zerstreut. Der Knabe kam zu seinem braven Onkel, Namens Stefan Höck, der leider gleichfalls in jener wüsten Zeit sein Vermögen verloren hatte und sich genöthigt sah, seinen Schützling, nachdem er die Schule verlassen hatte, bei einem Tischler in die Lehre zu geben. Sechs lange Jahre vom frühen Morgen bis zum späten Abend stand der talentvolle Junge in der niedrigen Werkstätte zu Bekes-Csaba und sägte, hobelte, nagelte an der Tischlerbank. Mitunter machte er freilich auch einen Ausflug in die Kunst. Sein Meister empfing nämlich nicht selten Aufträge für jene bunten Truhen, welche zum unerläßlichen Hochzeitsgut der ungarischen Bauerdirnen gehören und die mit grellfarbigen Blumen und Kränzen bemalt werden. Gerade für diese Arbeiten offenbarte der Knabe ein auffallendes Talent. Es war für ihn und für Andere, die ihm zusahen, immer eine Freude, wenn er mit Pinsel und Oelfarbe hantirte und seine seltsamen Gebilde auf das Holz brachte. So liegen hier im Handwerk die Keime für seine Kunstentwickelung. Allerdings versuchte er sich in seinen Mußestunden auf geheime Weise an erhabenen Gegenständen. Der Künstler besitzt aus dieser Zeit noch eine Grau in Grau gemalte Skizze, welche den Tod des Königs Andreas darstellt und bereits sehr lebendig empfunden ist.

Nach und nach regte sich der Kunsttrieb immer lebendiger. Das Schreinerhandwerk sagte dem Tischlerlehrling allmälig nicht mehr zu. Indeß dachte er doch noch nicht an die eigentliche Kunst. Da beschloß er, gestützt auf seine Blumenmalerei an Kisten und Kasten, einen Versuch mit der Zimmermalerei zu machen. Nach langen Kämpfen mit seinem Pflegevater ging er nach Giula zu einem Maler Szamosi in die Lehre, bei dem sich sein Talent in auffallend rascher Weise entwickelte. Von der Darstellung der Pflanzenwelt wandte er sich aus eigener Eingebung dem Menschen zu. Es entstanden Studienköpfe und Portraits, welche Aufsehen erregten. Onkel Höck war mit diesen Experimenten keineswegs zufrieden und meinte: „Du kannst es doch zu Nichts bringen. Die Tischlerei nährt ihren Mann jedenfalls besser wie das Pinseln mit Farben.“ Michael erbat sich, den Onkel abzuconterfeien. Der Onkel ging halb neugierig, halb unwillig auf den Vorschlag ein und saß dem angehenden Künstler zu einem Bildniß, das durch seine Aehnlichkeit ihn selber und alle Verwandten überraschte. So ebnete sich der Jüngling den Weg nach Pest, wohin er 1863 übersiedelte und bei den Malern Than und Ligeti freundliche Aufnahme fand. Eine Lehre im strengen Sinne hat er dort nicht durchgemacht, er suchte sich auf eigene Faust fortzuhelfen und malte kleine Genrebilder und Bildnisse, durch welche er sich seinen Lebensunterhalt sicherte. Die hohen Ziele der Kunst tauchten ihm zugleich immer klarer in der Seele auf. Nachdem es ihm gelungen war, eine kleine Summe zu erübrigen, begab er sich 1864 nach Wien, um dort andere Studien zu machen.

In der österreichischen Hauptstadt angekommen, gedachte er den Unterricht Rahl's zu genießen, derselbe war aber schon krank und starb kurz nachher. Freilich wäre dieser exclusive Idealist auch nicht der richtige Meister

Michael Munkacsy.

für den naturwüchsigen Magyaren gewesen. Munkacsy bewahrt übrigens eine Skizze aus jener Zeit, welche die Einflüsse der alten Schule, wie sie sich unter Cornelius, Kaulbach und Rahl bildete, erkennen läßt. Es ist eine „Ueberschwemmung“ mit einer Menge von historisch empfundenen Gestalten. Auch sonst wollte ihm das Glück in Wien nicht lächeln. Er suchte Aufnahme in die dortige Akademie, da ihm aber die Mittel fehlten, das Geld für den Unterricht zu erlegen, kam er vor geschlossene Thüren. Und so nahm er neun Monate später den Wanderstab und zog nach München, wo sich ihm zu seiner großen Freude die Malerklasse der dortigen Kunstschule öffnete. Zugleich gewährte ihm der Schlachtenmaler Franz Adam bei seinen selbständigen Arbeiten freundlichen und fruchtbringenden Rath. In dem gemeinsamen Künstlerleben der Stadt fand er nebenbei die vielfachsten Anregungen.

Und hier nahm nun sein Lebensgang mit einem Mal eine überaus glückliche Wendung. Die ungarische Regierung schrieb nämlich auf Anregung des trefflichen Cultusministers Baron Eötvös eine Concurrenz für Gemälde aus, an welcher sich Munkacsy sofort zu betheiligen entschloß. Zum Gegenstand wählte er die schon erwähnte „Ueberschwemmung“. Er war so glücklich, den Preis zu gewinnen und kam dadurch in die Lage mit Muße weiter zu studiren. Während dieses Bild noch in historisch conventioneller Weise auftritt, geht der Künstler mit den folgenden Arbeiten keck und dreist auf das Gebiet realistisch naturgemäßer Volksbilder über. Er malte nunmehr eine „Ungarische Einladung zur Hochzeit“ und dann „Die Ausschmückung einer Braut“. Auch diese Bilder gingen zur zweiten und dritten Preisbewerbung nach Pest und überstrahlten alle gleichzeitig eingesandten Arbeiten. Und so fielen ihm denn auch für die künftigen Jahre die Stipendien zu. Damals vollendete der junge Künstler einen „Auszug in den Krieg“ und eine „Heimkehr in den Frieden“, welche beide dem Volksgenre angehören. Ich habe diese Arbeiten nur in mangelhaften Photographien gesehen und habe also kein Urtheil über die Malerei. Als Compositionen aber sind sie voll Leben und Bewegung.

Inzwischen hatte Munkacsy Gelegenheit, die Arbeiten anderer Zeitgenossen in seinem Fache kennen zu lernen. Vor allen Anderen zogen ihn Ludwig Knaus und Benjamin Vautier an. Er beschloß nunmehr die bayrische mit der rheinischen Künstlerstadt zu vertauschen. Die erlangten Stipendien gewährten ihm die Mittel, und so kam er im Jahre 1868 nach Düsseldorf, wo er nicht allein bei dem von ihm so hoch verehrten Meistern die freundlichste Aufnahme fand, sondern auch sehr bald die allgemeine Aufmerksamkeit der Künstlerschaft auf sich zog. Im März 1870 erhielt ich durch meinen Freund Andreas Achenbach, der mich besuchte, die erste Kunde von dem talentvollen jungen Ungar. Achenbach, streng und ernst in den Anforderungen, die er an sich selber stellt, ist auch ein strenger, ernster und unerbittlicher Richter Anderer. Gleichwohl war er voll des Lobes über ein Werk Munkacsy's, das eben zur Ausstellung kommen sollte. So begab ich mich auf den Weg, und in der That — ich fand mich nicht getäuscht. Selten hat mich die Arbeit eines bildenden Künstlers so tief und mächtig in innerster Seele bewegt und gerührt, wie „Die letzten Tage eines Verurtheilten“.

Ich widerhole, um den Eindruck wiederzugeben, die Zeilen, welche ich damals niederschrieb:

„Wie mir erzählt wurde, herrscht in Ungarn die Sitte, daß ein Verbrecher, welcher den Tod erleiden soll, vor der Verurtheilung von seinen Sippen und Freunden besucht wird. Auf diesem Vorgange beruht die Composition.

Wir stehen vor einem dunklen gewölbten Kerker. Hinten aus der Höhe fällt durch eine Luke das helle Tageslicht herein. Unter derselben lehnt an einem breiten Pfeiler ein österreichischer Soldat, welcher die Wache hält. Vor ihm ist ein Tisch aufgestellt, auf dem ein Crucifix zwischen zwei brennenden Kerzen steht. Rechts davor sitzt der Verurtheilte — eine erschütternde Gestalt mit wirrem schwarzem Haar, funkelnden Augen, die tiefmelancholisch und verzweifelt vor sich hinstarren, in Erwartung des letzten entsetzlichen Augenblicks. Der linke Fuß trägt eine schwere Kette, mit welcher er an der Wand befestigt ist. Sein Weib ist gekommen, ihn zu besuchen, aber sie hat keinen Trost für ihn, ihre Kraft ist gebrochen, sie hat lautweinend den Kopf an die Wand gelegt. Vor Beiden steht ein kleines Mädchen, das Kind der beiden Unglücklichen; es weiß nicht, was vorgeht, es schaut, ohne die Lage zu begreifen, leer hinaus und scheint eine Süßigkeit mit der kleinen Hand sorglos in den Mund zu stecken. Wir empfinden vor diesen drei Gestalten das tiefste Mitleid. Der Vater hat keineswegs das Aussehen eines verstockten Bösewichts. Nach seiner Physiognomie und Haltung war er von Natur aus gut angelegt, aber die Verhältnisse haben ihn verdorben und einen Schritt nach dem andern auf der abschüssigen Bahn des Verderbens thun lassen, bis er schließlich in tiefen Gewissensbissen vor dem Schaffot erschaudern muß. Links ist der Raum von verschiedenen Gruppen ausgefüllt. Neben dem Soldaten, von dem schon die Rede war, erblicken wir eine junge Frau, welche ihr Kind auf dem Arme trägt und noch mehrere Knaben mitgebracht hat, um ihnen ein abschreckendes Beispiel für die Zukunft zu zeigen. Vorn steht gleichfalls ein Bube, der sichtlich vor dem Manne erschreckt, auf dessen Haupt wol mehrfache Blutschuld ruht. Noch mehr nach links steht ein junger Mensch, an dessen Schulter sich eine alte Frau lehnt. Vielleicht sind es Verwandte, vielleicht war der Bursche sogar in die Unternehmungen des Verbrechers verwickelt. Auf seinem Gesicht glauben wir zu lesen, daß er nur mit Noth einem ähnlichen Geschick entgeht. Der alte Mann mit dem schönen Kopfe im Hintergrunde ist wol nur ein Zuschauer. Noch mehr nach links im Vordergrunde steht ein Schmied und ein junges hübsches Mädchen mit einem Korbe. Ganz hinten öffnet sich eine Thür, an der sich einige alte Frauen ihre Bemerkungen mittheilen.

„Daß der Künstler in Betreff des Gegenstandes einen sehr glücklichen Griff gethan hat, wird aus dieser kurzen Beschreibung für jeden Kunstfreund hervorgehen. Solche Stoffe wählt nur ein denkender Geist, dabei ist die Composition so klar und durchsichtig, daß sie sogleich verstanden wird. Die Gruppen sind trefflich zusammengestellt, in den Linien herrscht vollkommene Harmonie. Ganz besonders ist die originelle Behandlung der Gestalten und Physiognomien hervorzuheben. Wir haben überall die eigenthümlichsten Charakterköpfe vor Augen. Jedes Individuum ist für sich fertig. Auch die malerische Behandlung verdient die höchste Beachtung. Nirgend auffällige bunte Farben. Alles einfach mit tiefem Grau und Weiß hingesetzt und dennoch leuchtend und transparent. Welche einfache Modulation in den Tönen und doch Alles wirksam!"

Kein Wunder, daß das Bild das allergrößte Aufsehen erregte; denn es war ja eigentlich die Erstlingsarbeit eines blutjungen Menschen, der sich mit derselben einen Platz unter den ersten Meistern errang. Es erschien sofort ein Amerikaner, der das Gemälde für 3000 Thaler erwarb und in den Pariser Salon schickte. In der deutschen Presse wurde

der Name des Künstlers bald mit Ruhm genannt. Die Pariser Blätter feierten sein Gemälde als eine Perle der Ausstellung. Er erhielt die goldene Medaille. Der Kunsthändler Goupil aus Paris kam nach Düsseldorf, gab Munkacsy verschiedene Aufträge und wollte ihn mit sich nehmen, damit er seine Werkstatt in der französischen Hauptstadt aufschlage. Der Künstler entging zum Glück diesen Lockungen, denn kurz nachher brach der Krieg aus. Uebrigens zog er es auch aus freien Stücken vor, in der strengen schlichten Schule zu bleiben. Er ließ sich nur zu einem vorübergehenden Besuch in Paris bestimmen, dann ging er für einige Monate in seine Heimat, um sich bei Verwandten und Freunden zu erfrischen. Als er Wien passirte, das ihn gerade nicht besonders gut behandelt hatte, wurde er überall gefeiert. Aufträge reihten sich an Aufträge. Er hatte, wie er nach Düsseldorf zurückkehrte, Bestellungen für 30,000 Thaler.

Im Herbst setzte er sich an eine neue Arbeit, welche er im Carton bereits vorbereitet hatte. Er hat dem Bilde den Titel „Im Kriege" gegeben. Auch diesmal ist der sehr ernste Gegenstand wieder dem Leben seiner Heimat entnommen. Die Scene spielt im ungarischen Freiheitskampfe und stellt eine Anzahl von Frauen vor, die in einer düstern, geräumigen Stube mit Charpiezupfen beschäftigt sind. Wir sehen hier gleichsam den Krieg hinter den Coulissen, der Zuschauer erlebt nicht die entsetzlichen Ereignisse in der unmittelbarsten Gegenwart. Links sitzt ein verwundeter junger Soldat, der seine Schicksale erzählt. Bleich, abgehetzt, verkümmert, hat er viele Leiden durchgemacht, aber sein Herz thut ihm noch weher, wie sein Leib. Rechts vor dem Tisch erblicken wir ein schönes, junges Mädchen in feinerer Tracht, wahrscheinlich die Tochter eines Gutsbesitzers, sie ist in Trauer, wahrscheinlich hat sie einen Angehörigen verloren; hinter ihr sieht man eine Reihe von alten und jungen Weibern aus dem Volke, alle mehr oder weniger theilnehmend, neugierig und bewegt. Höchst charakteristisch ist die Gestalt eines verkrüppelten Jungen, dem der Kummer auf dem Gesicht geschrieben steht, daß er nicht eintreten kann für das Vaterland und daß ihm nichts übrig bleibt, als mit den Frauen Charpie zu zupfen. Hinter der Reihe aber steht ein alter, grauer Invalide, dem die mitgetheilten Schrecknisse nichts Neues sind. Und seht dort am Ende des Tisches die Frau mit dem Säugling an der Brust! Was wird das arme Kind noch Alles erleben müssen?

Der Gegenstand dieses Bildes ist allerdings nicht so dramatisch wie „Die letzten Tage eines Verbrechers", aber es hat wie jenes den Vorzug, daß die Composition, die zugleich in den Linien durchaus abgerundet ist, den Gedanken vollständig zum Austrag bringt. Dafür ist die Individualisirung aber wohl noch tiefer und mannigfaltiger. Der Ausdruck in den verschiedenen Gestalten und Physiognomien zeigt eine wunderbare Fülle von feiner Beobachtung. Haben wir es auch mehr mit einem Zustandsbild zu thun, so sind die Seelenzustände doch vollkommen erschöpft. Und schließlich entsteht eine tieftragische Wirkung, wie wir sie in manchen Actionsbildern vergeblich suchen. In gleicher Weise wirkt das Colorit, düster und melancholisch. Wir stoßen wieder auf die ernsten Farben, welche dem ersten Bilde einen so eigenthümlichen Charakter verliehen. Alles Schwarz, Grau, Weiß und verwandte Töne und doch im Lokal, im Menschen und Costüm eine seltsame Klarheit!

Leider geht auch dieses Werk wieder in das Ausland, denn es ist von einem Engländer erworben worden. Es verlautet indeß, daß der Kunsthändler Goupil dasselbe durch den Stich vervielfältigen läßt. Munkacsy ist auch schon

beauftragt, ein Pendant anzufertigen, das gleichfalls gestochen werden soll. Das Gegenstück wird „Im Frieden“ heißen und die Auszahlung des Lohnes auf einem ungarischen Edelhof wiedergeben. Also auch hier wieder ein Gegenstand, der den feinen Psychologen herausfordert. Wie ich höre, soll dieses Gemälde zunächst in Angriff genommen werden.

Wenn man bedenkt, daß der Künstler, dem Niemand das Zeugniß des redlichsten Fleißes versagen kann, in Düsseldorf nur zwei größere Arbeiten beendet hat, so liegt darin schon der Beweis gewissenhaftester und pflichtgetreuester Arbeit. Allerdings sind zwischenher auch noch verschiedene kleinere Werke entstanden. Dahin gehört namentlich ein Bildchen, welches den Titel „Um's Morgenroth“ erhalten hat. Es ist ein Lehrjunge, der eben aus dem Bett gestiegen und sich in die Kleider geworfen hat. Seine Toilette ist noch nicht beendet, da überfällt ihn ein unaussprechliches Gähnen, in dem er den Schlaf, der ihm noch in den Gliedern sitzt, abschüttelt. Halb Humor, halb Melancholie! Komisch in der Erscheinung, ernst in der That. Das arme Kind kann sich nicht einmal die gehörige Ruhe gönnen. Vielleicht haben wir hier eine Reminiscenz aus der Jugend des Künstlers vor Augen. Außerdem hat Munkacsy noch eine Reihe von großen und kleinen Köpfen geliefert, die stets interessant im Ausdruck und in der Ausführung sehr gesuchte Artikel bilden.

Ich darf nicht vergessen, daß der Künstler sich auch zuweilen auf dem Gebiet der Landschaft ergeht; aber er ist dann nicht Landschaftsmaler in dem gewöhnlichen Sinne dieses Faches, denn es fällt ihm nicht ein, die Natur bis in ihre Details zu verfolgen und Gräser und Moose in ihrer Gegebenheit darzustellen. Ohne Zweifel durchzucken ihn plötzlich Erinnerungen aus Wald, Flur und Haide und nöthigen ihn zu einer raschen und flüchtigen Wiedergabe der Bilder, die sich in seiner Seele erzeugen. Es sind Scenerien, wie der Dichter sie im Liede wiedergiebt, Darstellungen, welche gleichwol volle Stimmungen hervorrufen. In diesem Sinne sah ich von seiner Hand eine Pußta, dann das Innere eines herbstlichen Waldes und schließlich einen Wald im Schnee. Luft, Bäume, Grund und Boden sind nur angedeutet und wirken dennoch ganz wunderbar.

So ist dieser junge Künstler durch und durch Poet. Er erinnert entschieden an die Dichter seines Volkes, an Petöfy, den wir leider nur in mangelhaften Uebersetzungen kennen, und an Lenau, der, wenn er auch deutsch geschrieben hat, keineswegs der germanischen Rasse angehört. Munkacsy ist wie diese Beiden durch und durch Ungar. Und gerade dieses starke Hervortreten seiner Nationalität gereicht ihm als Künstler durchaus nicht zum Nachtheil, wie überhaupt die Stammeseigenthümlichkeit fast jeder geistigen Thätigkeit einen besondern Reiz verleiht, wenn sie sich in edler sittlicher Art verkündet.

Wir wissen aus vielen Beschreibungen, daß die unteren Donaugegenden mit ihren gestreckten Flächen voll Haiden, Pußten, Maisfeldern, stillfließenden Strömen, einsamen Haideschenken, reichen Weinhügeln und fernen Höhenzügen einen wundersamen Eindruck auf das Gemüth machen. Auch das Volk wird uns als originell und seltsam geschildert. Hirten von Vieh und Rossen, Jäger, auch wol Räuber, Zigeuner, Husaren, oft Tage lang einsam und in sich gekehrt, dann tanzend, singend, musicirend, trinkend im vollsten Rausch des Lebens, — alle diese Elemente scheinen in der Seele unseres Künstlers ein Echo gefunden zu haben.

Seit einem Jahre — so lange ist es, daß ich Munkacsy kenne — habe ich zu verschiedenen Zeiten mit ihm verkehrt. Ich gehe selten nach Düsseldorf, ohne an seine Werkstatt anzuklopfen. Und dann kommt er auch zuweilen zu mir. Und jedesmal hat mich der junge Künstler in hohem Maße interessirt. Daß er einen Theil seiner Jugend hinter der Hobelbank gestanden hat, wird Niemand vermuthen. Ist ihm seine Bildung aus Intuition angeflogen oder hat er sie durch nachträgliche Studien vervollständigt, jedenfalls versteht er vortrefflich über Leben und Kunst zu reden. Er beobachtet fein und denkt klar. Alle seine Intentionen weiß er mit Verstand darzulegen. Es ist sogar eine Art von grüblerischem Element in ihm, wie in Lenau. Auch hat er etwas von der magyarischen Melancholie dieses Dichters. Aber er wird ebenso rasch heiter und dann ist er zutraulich kindlich, naiv und das beste Herz von der Welt. Natürlich geht ihm die Kunst über Alles. Redet er von ihren Werken, so werden die ruhig beobachtenden Augen lebendig, er bewegt sich rascher und findet dann auch eigenthümliche Ausdrücke in der deutschen Rede, die ihm allerdings noch nicht ganz geläufig ist. So wünschen wir ihm alles Glück in die Zukunft, das sicherlich nicht fehlen wird, wenn er stets ein so ernsthaftes Streben an den Tag legt, wie wir es in seinen beiden Erstlingsbildern sehen.

Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abrest.**

I.

Ein sonderbarer Tag, der 19. März 1871!

Vom frühen Morgen an schien die Sonne so hell, ihre Strahlen verbreiteten eine liebliche Wärme, die Atmosphäre war mit Veilchenduft und dem süßen Odem des Zephyrs angefüllt, es war ein Frühlingstag in der vollständigen Bedeutung des Wortes, wo der Mensch im Einklange mit der wieder auflebenden Natur sich erneuert fühlt.

Welch' ein Gewimmel war das auf den Boulevards und auf den Straßen! Jeder zog hinaus im Sonntagsgewande mit Frau und mit Kind, um sich des schönen Wetters und des Lebens zu freuen. Wahrlich, man merkte es nicht, daß wir mitten in einer Revolution steckten, und nur Jene erfuhren, daß die Pariser so glücklich waren während der Nacht ihre Regierung gewechselt zu haben, welche wie Marcel in der Vie de Bohême von Murger ihren Hausknecht oder sonstigen dienstbaren Geist beauftragt hatten, alle Morgen beim Wecken zu melden: wie spät es sei, welches Wetter es gäbe und ob die Regierung noch die nämliche wäre als am vorigen Tage.

An diesem Morgen, hätte die Meldung lauten müssen, war das Wetter wunderschön, aber die Regierung war nicht mehr am Fleck, ein panischer Schrecken hatte sich, nach der Erschießung der Generäle Cl. Thomas und Lecomte, des gesammten Gouvernements bemächtigt. General Aurelles de Paladines, der „Sieger von Orleans", dem doch seine Stellung am meisten Muth und Ausdauer hätte gebieten sollen, verlor am schnellsten die Fassung, und der dicke Ernest Picard, der stets für seine Wohlbeleibtheit besorgt war, raunte seinen Collegen zu, daß sie binnen einer Stunde das Loos der beiden Generäle theilen würden. In der größten Unordnung machten sich die in Paris anwesenden Minister und der Commandant der Nationalgarde aus dem Staube, sie suchten zuerst in den weiten Räumen der Militairschule eine Zuflucht; auf das falsche Gerücht hin aber, daß insurgirte Kräfte im Anzuge seien, flüchteten sie nach Versailles. Um sechs Uhr Abends waren alle Ministerien verlassen und kaum waren die Subalternbeamten auf ihren Posten geblieben, die Bureaus, die öffentlichen Gebäude standen zur Verfügung der Revolution.

Die Bewegung indeß hatte sich in den Vorstädten concentrirt und schien nur darauf bedacht zu sein, sich dort zu befestigen und einen etwaigen erneuerten Angriff abzuschlagen. Von der Flucht der Regierung war am Abend noch nichts bekannt. Während die Mehrzahl des Comités zur Nachgiebigkeit geneigt schien und allenfalls Vorsicht üben wollte, drängte der Hitzkopf Charles Lullier zum offensiven Vorgehen und zu einem gewaltigen Schlage.

Ein ehemaliger, wegen grober Beschimpfung des Marineministers cassirter Schiffslieutenant, hatte dieser Lullier unter dem Kaiserreiche durch die Ohrfeigung des bonapartistischen Journalisten Paul de Cassagnac, den er auf seinem Bureau aufsuchte, und durch die mannigfachen Conflicte mit der imperialistischen Polizei ein gewisses Renommé erworben und war besonders im Studentenviertel sehr beliebt.

Seine Popularität steigerte sich noch, als er nach Abbüßung der Strafe, die ihm seine Gewaltthätigkeiten gegen Cassagnac eingebracht hatte, als irrsinnig in Haft behalten wurde, aus welcher er erst kurz vor dem Kriege entlassen worden

Im Juli ging er als Berichterstatter des Rappel auf den Kriegschauplatz, machte sich aber viel mehr durch sein sonderbares Wesen als durch die Richtigkeit und das Interesse seiner Mittheilungen bemerklich. Die Redaction des Blattes war nicht im Stande die meisten seiner höchst confusen Briefe zu gebrauchen, erhielt dagegen alle Tage Depeschen wie die folgenden: „Schicken Sie mir 1200 Franken für ein Reitpferd"; oder: „Ich kann den feindlichen Plan erfahren, ein Officier liefert mir ihn um 20,000 Franken" u. s. w. Als nach den ersten Schlachten im Elsaß die geschlossene Phalanx der Berichterstatter gesprengt wurde und nach allen Richtungen der Windrose zerstob, kehrte auch Lullier wieder nach Paris zurück und besaß Talent genug, einen Scandal im Café Peters zu veranlassen, in Folge dessen er durch herbeigeeilte Sergeants de Ville verhaftet wurde, trotzdem er sich als Adjutant des General Trochu gerirte. Bis zum 4. September blieb er „im Schatten", wurde dann aber als „Märtyrer" hervorgeholt, im Triumphe getragen und gleichzeitig zum Chef zweier Nationalgardebataillone ausgerufen. Aber einige Tage später verdarb er wieder seine Sache, indem er die Matrosen in einem Fort zum Ungehorsam aufforderte. Die aufgeregte Menge nahm ihn als preußischen Spion fest und führte ihn nach dem Hôtel de Ville. Dort gab er sich zu erkennen und ward, sogar mit Entschuldigungen überhäuft, entlassen. Da er aber sein Gepolter in den Clubs und Spelunken fortsetzte, ließ ihn Herr Em. Arago oder ich weiß nicht welches Mitglied der Nationalvertheidigung kommen, und um ihn aus der Hauptstadt zu entfernen, trug er ihm eine geheimnißvolle Mission an. Es handelte sich insgeheim nach dem Baltischen Meere und nach Kopenhagen zu reisen, „um die Admiräle, welche lauter Bonapartisten wären, zu überwachen." Gleichzeitig wurde aber dem betreffenden Geschwader-Commandanten mitgetheilt, sich um den paradoxen Narren nicht zu kümmern und ihn so lange als möglich in der Ferne festzuhalten. Lullier, kaum mit der geheimen Mission betraut, beeilte sich, den Zweck derselben in Volksversammlungen auszuposaunen und machte sich schließlich knapp vor der Cernirung aus dem Staube. Draußen, einige sechshundert Meilen von Frankreich, erfuhr er freilich, welchen Spaß man mit ihm getrieben, und er kehrte voller Groll und Aufregung nach Frankreich zurück, trieb sich bald hier, bald dort herum, wurde weder General noch Präfect, und schließlich, als Paris wieder geöffnet war, eilte er diesem seiner Thaten würdigen Schauplatze zu und spielte bei der Vorbereitung der Bewegung eine Hauptrolle.

Den ganzen Tag über hatte er im Comité gestritten, um einen offensiven Stoß gegen das Stadthaus zu erzielen, und in höchster Aufregung sich bei Anbruch der Nacht entfernt. Er ließ Generalmarsch schlagen, und an der Spitze einer kleinen stets wachsenden Schaar Bewaffneter durchzog er die Vorstädte, stellte überall Schildwachen aus, gab die Parole, inspicirte die Barrikaden, ließ neue aufbauen wo solche ihm nöthig erschienen und leitete, mit einem Worte, die ganze Vertheidigung ein. Alle Straßen, die zu den Vorstädten führten, waren abgesperrt, Kanonen und Mitrailleusen wurden zur Stelle geschafft, um die Brustwehren zu armiren, Niemand durfte nach Mitternacht sich auf den Straßen zeigen.

Als alle diese Anstalten getroffen waren, da kam Lullier auf den verwegenen Gedanken, eine kleine Promenade in's Innere der Stadt zu versuchen. Dieser Spaziergang wäre ihm theuer zu stehen gekommen, wenn die Nationalgarde der Ordnungspartei unter den Waffen gewesen wäre; aber

nichts hatte sie bewogen aus ihrer passiven Haltung hervorzutreten, die Straßen waren frei und die Emeute durfte sich ungestraft auf dem Pflaster breit machen. Ruhig schritt die Schaar Lullier's die stille Rue des Martyrs hinunter, kaum einige Klänge der Marseillaise hören lassend, als sie den Faubourg passirte; auf den Boulevards machte der Troß Halt vor dem bekannten Café de Madrid, dem Stelldichein der demokratischen Journalisten und Zukunftspolitiker. Darin ging es sehr lebhaft zu; den ganzen Nachmittag über ereiferten sich die Stammgäste wegen der Frage, ob man sich der Bewegung anschließen solle oder nicht. Die einen, welche auf eine Stelle hofften oder sich gar im Schooße der neuen Regierung, dem Ziel ihrer Wünsche sahen, wollten sich blindlings hineinstürzen; die Bedächtigeren aber wollten wissen, woher diese Bewegung käme, welche weder von Herrn X. noch Herrn Z., den gewöhnlichen, sozusagen obligatorischen Metteurs en Scène einer Verschwörung oder einer Volksbewegung ausging.

Der greise Delescluze, der Oberpriester dieses Caféclubs, flüsterte sogar das Wort „bonapartistische Umtriebe“ und dasselbe ging von Tisch zu Tisch. Als aber, jemehr der Tag vorrückte, der Sieg der Insurrection um so sicherer und prägnanter hervortrat, da mehrte sich auch die Zahl ihrer so vorsichtigen Anhänger, Emissäre flogen von Madrid nach Montmartre und vice versa brachten sie immer neue erfreuliche Kunde. So mancher Revolutionsspeculant, der vor wenigen Stunden die ganze Bewegung zum Teufel gewünscht, nahm jetzt Stock und Hut, um den neuen Vorstadtdictatoren seine Dienste anzubieten, die Kehlen schrieen sich immer mehr heiser und die Begeisterung hatte ihren Höhepunkt erreicht, als man erfuhr, daß die Vorstädter herabgestiegen wären. Wirklich trat Lullier in's Caféhaus und recrutirte einige Adjutanten, die sich zu seiner Verfügung stellten und nach verschiedenen Theilen der Stadt eilten, um die gesinnungstreuen Nationalgarden aufzubieten. Da kam die Meldung, das Palais des Obercommandanten der Nationalgarde am Vendômeplatze gegenüber der nunmehr niedergerissenen Säule wäre geräumt!

In der That befand sich auf dem Vendômeplatz blos ein halbes (Ordnungs-) Bataillon zum Schutze der Commandantur; Lullier mit seinen Leuten begab sich dorthin und nach einer kurzen Unterredung gelang es ihm, mit dem Commandanten dieses halben Battaillons einen Compromiß einzugehen, infolge dessen beide Truppen gemeinschaftlich den Vendômeplatz besetzten; es wurde mit der Kreide ein dicker Strich auf den vom Mondlicht beleuchteten Asphalt gezeichnet, es war die Demarcationslinie.

Nach einer halben Stunde bekamen aber die Nationalgardisten der Ordnung das Wachestehen satt und da sie vergebens auf Ablösung warteten, überließen sie den Lullier'schen Männern den Platz. Diese nahmen vom Gebäude Besitz und zehn Minuten später saß der Commandant der Föderirten am Pulte des Generals Aurelles de Paladines. Zur selben Zeit wurde dem Comité im Montmartre mitgetheilt, daß sämmtliche Ministerien und das Stadthaus leer ständen. Schlag Mitternacht erkletterte eine abenteuerliche Gestalt das Dach des Stadthauses und erklomm den Giebel der Kuppel, welche den schönen Bau zierte; der Mann riß die Tricolore ab, welche oben flatterte und steckte an deren Stelle eine kleine rothe Fahne auf, die Säle des Stadthauses erhellten sich plötzlich, ein unbeschreibbares Gewoge und Getümmel entfaltete sich in allen Räumen desselben, das Regiment der Commune hatte begonnen. Die Anlagen des Stadthauses wurden noch während der mondhellen Nacht, man bedurfte kaum der Fackeln, befestigt;

auf dem Platze selbst wurde ein Lager eingerichtet, ein Artilleriepark aufgefahren, Alles war bereit, am kommenden Morgen einen etwaigen Angriff zurückzuschlagen. Aber wie gesagt, die Masse der Pariser Bevölkerung kümmerte sich blutwenig um die nun vollendete Umwälzung und freute sich des schönen Frühlingswetters. Die Hunderte von Barrikaden, die abenteuerlichen Aufzüge waren nur ein willkommenes Schauspiel und Niemandem fiel es ein sich über die vielfachen Verkehrsstörungen zu beklagen, die fast überall den Sonntagsspaziergängern die Wege hemmten.

Am Lohnendsten war gewiß der Anblick des Stadthausplatzes. Nach allen Richtungen waren riesige Barrikaden aufgebaut, Kanonen und Mitrailleusen richteten ihre drohenden Schlünde gleichzeitig gegen die Rue de Rivoli und den Faubourg St. Antoine. Ein Cordon von Schildwachen stand in den Räumen zwischen den Barrikaden und wehrte einem Jedem den Zutritt. — Zwei Stricke waren an jedem Ende auf dem Quai und der Rivolistraße parallel laufendt angespannt und ließen zwischen dem Trottoir und den Häusern einen sehr dschmalen Raum, innerhalb desselben die Passanten sich im Schritt bewegen konnten. Auf dem Platze selbst lagerten zwei Bataillone Nationalgardisten, denen man die Ermattung der schlaflosen Nacht auf den Zügen las. Während ein Theil auf dem Pflaster dahingestreckt schlief, waren die anderen mit der Besorgung des „Diners“ beschäftigt, die Wachtfeuer loderten lustig empor, in den riesigen Kesseln kochte die Suppe und brieten die Fleischportionen, welche soeben ausgetheilt worden. Wein und Branntwein wurde den Leuten hier kannenweise verabreicht und überhaupt in Bezug auf Speise und Trank mit einer Verschwendung vorgegangen, die wahrscheinlich darauf berechnet war, den Dienst in den Reihen der revolutionären Bataillone so angenehm und so vortheilhaft wie möglich zu gestalten, und die Zahl der Recruten zu vermehren. Von Zeit zu Zeit geriethen die Volksmassen, welche das Stadthaus umstanden, in nicht geringe Aufregung. Anlaß dazu gab die Abführung irgend eines Gefangenen, der aber stets den Augen der Menge entrückt wurde. Es waren namentlich „Preußen“ oder solche, die man für Deutsche hielt, welche in Fiaker gepackt und unter einer ansehnlichen Escorte nach dem Stadthause geführt wurden. Da war z. B. eine deutsche Familie, welche Paris vor dem Kriege verlassen und nun nichts Eiligeres zu thun hatte als zurückzukehren und sich nach Wohnung und Geschäft umzusehen; der Waggon wird in Pantin verlassen, die Koffer auf einen Fiaker verladen und im bedächtigen Trabe geht es der Porte de la Villette zu.

Eine Abtheilung Föderirter hält dort strenge Wache, der Wagen wird untersucht; der Kutscher aber bricht einem allzulangen Interrogatorium die Spitze ab, indem er Auskunft giebt. „Es sind Preußen; dieselben sind eben angekommen.“

Diese Belehrung genügt, einer der Gardisten erklettert den Bock, vier Mann schreiten rechts und links vom Wagen und vorwärts humpelt das Fuhrwerk über die ungepflasterten Straßen und mitten durch die Barricaden.

Der Zug hält vorerst beim Aufsichtscomité des Quartiers; dieses Comité aber erklärt sich incompetent in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache, und die ganze Gesellschaft, Wagen sammt Koffer, Insassen und Escorte wandern nach dem Stadthause und von da nach längerer Station über die Brücke nach der Polizeipräfectur.

Solche Auftritte wiederholten sich den ganzen Nachmittag des 19. Sie

waren, ausgenommen einige Ovationen, welche dem General Cremieux und einem andern, den man für Menotti Garibaldi hielt, dargebracht wurden, die einzigen Vorgänge, welche die Ruhe auf den Straßen einigermaßen störten. Der Abend brach herein ohne daß die Menge genau wußte, aus wem die Regierung bestand; denn die Proclamationen, welche auf allen Mauern klebten, waren von gänzlich unbekannten Namen unterschrieben: derjenige Assi's, des Leiters der Strikes im Creuzot, war der Einzige, der nicht total in Dunkel gehüllt war. Man vermißte nicht ohne Erstaunen die Namen sämmtlicher bekannten Agitatoren, als Felix Pyat, Delescluze, Rochefort rc. Eine unbekannte Kraft mit unbekannten Hebeln hatte die Umwälzung zu Stande gebracht, man wußte nicht woher die Leute, welche dieselbe vollbracht hatten, kamen; man kümmerte sich kaum, wohin sie gingen.

Die französische Regierung stand in Versailles vollkommen machtlos, ohne Prestige und ohne Truppen, dafür aber rechneten die Furchtsamen, die am vergangenen Tage den Nothschrei des Ministers des Innern nicht gehört hatten, insgeheim auf eine Intervention der deutschen Truppen, welche um die Stadt lagerten, und fast Jeder theilte diese Ansicht.

Nur die Mitglieder des Centralcomité selbst waren in dieser Hinsicht vollständig beruhigt und als ich später Alard, einem der Hauptdictatoren des Tages gegenüber dieser Besorgniß Raum gab schüttelte er den Kopf: „Glauben Sie nicht daran", war die Antwort; „das rothe Gespenst ist abgenutzt, man braucht einen neuen Popanz, um den Leuten Schrecken einzujagen; es ist nur ein Wind, den man den Leuten vormacht, wir sind in dieser Hinsicht ruhig."

* * *

Am selben Tage begann das Centralcomité sein später von der Commune fortgesetztes und derselben so arg vorgeworfenes Requisitionssystem einzuführen. Die originellste dieser Requisitionen war wol jene einer Druckerei, um über Nacht eine Zeitung zu backen. Wie jedes Gouvernement, brauchte das Centralcomité, da es nun wohlbestallt war, ein officiöses Organ. Der gewandte Journalist *** erbot sich, das Blatt herauszugeben und versprach das erste Exemplar für den nächsten Morgen um sechs Uhr früh.

Aber wie war das anzufangen? Ein paar Kameraden, die ihm mit der Feder beizustehen bereit waren, hatte er bald zusammengetrommelt, hingegen besaß er weder Papier noch Druckerei, noch weniger Geld um Leute zu bezahlen und am wenigsten Credit. Er besann sich aber nicht lange, holte sich aus dem ersten besten Posten fünfzehn bis zwanzig Nationalgardisten und erschien in deren Begleitung um elf Uhr Abends in der Druckerei der corporativen Gesellschaft in der Rue des Tanneurs. Der Ein- und Ausgang wurde mit einem Doppelposten besetzt und von den übrigen gefolgt erschien *** in der Druckerei.

„Ich wünsche den Factor zu sprechen."

Dieser, der eine Verhaftung oder gar eine summarische Hinrichtung witterte, eilte kreidebleich und erschrocken herbei.

„Ich wünsche", sagte *** trocken, „daß Sie so gütig wären, mir bis morgen früh eine Zeitung zu drucken."

„Aber um Gottes Willen", erwiederte der Factor, „das geht ja nicht, es ist elf Uhr und wir haben die Vérité zu setzen."

„Macht nichts, lassen Sie die Vérité bei Seite und setzen Sie meine Zeitung."

„Das geht nicht, ich bin durch Contract gebunden, und ferner habe ich auch kein Papier.

„Nehmen Sie das Papier der Vérité. Uebrigens geht mich das Alles nichts an, hier (und er zeigte ein Papier vor) ist eine Requisition des Centralcomité, kraft welcher Ihre Druckerei bis Morgen früh zu meiner Verfügung steht."

„Aber es ist nicht möglich", sagte der verzweifelte Factor; „fragen Sie die Herren", und er zeigte auf die Arbeiter, welche vor dem Setzkasten beschäftigt waren.

„Nun denn", meinte der Requirent, „wenn es nicht gutwillig gehen will, so müssen wir andere Mittel gebrauchen."

Und auf einem Wink stellten sich die Gardisten Gewehr im Arm neben den Arbeitern auf.

„Ihr werdet darauf achten", fuhr *** fort, „daß die Herren die Arbeit, welche ich ihnen übergebe, genau setzen." Sprach's und ging in das kleine Glascabinet hinter der Druckerei und begann da eine Lobrede auf die Revolution zu schreiben, welche ein Nationalgardist den nunmehr gefügig gewordenen Setzern einhändigte; aber seine Kräfte und die eines Mitarbeiters, den er sich mitgebracht hatte, reichten nicht hin um ein Blatt vollzuschreiben und alle Augenblicke kam die Mahnung, daß man neues Manuscript gebrauche. Da kam *** auf den Gedanken, für die Redaction zu thun, was er für den Druck und für das Papier gethan: nämlich dieselbe zu requiriren. Gerade, wie um die Ausführung seines Projectes zu erleichtern, befanden sich zwei Redacteure eines bekannten Blattes in der Druckerei.

„Meine Herren", redete sie *** mit einer Höflichkeit an, die von Ironie nicht frei war, „ich habe in meiner Eigenschaft als College eine Bitte an Sie zu richten. — Ich muß bis morgen früh meine Zeitung fertig haben und es fehlen mir etwa vier- bis fünfhundert Zeilen; ich kenne Ihre Gefälligkeit, Ihr Talent und ersuche Sie mir diese Anzahl von Zeilen zu verfassen."

Verblüfft wiesen die Beiden das Ansinnen zurück, schützten Müdigkeit, die vorgerückte Abendstunde &c. vor, machten geltend, daß sie ja nicht mit der Tendenz der Zeitung übereinstimmten.

„Oh! meine Herren, das schadet nichts, sie sind gute Franzosen. Machen Sie eine Philippika gegen die Preußen, oder etwas Unpolitisches für's Feuilleton oder eine Kunstkritik, ich brauche vierhundert Zeilen, gleichviel über welches Thema."

„Aber es gefällt uns nicht, um zwei Uhr Morgens zu schreiben; ich muß nach Hause", sagte einer von den Herren und wollte weg.

„Ihr wißt Eure Ordre!" rief der Unerbittliche der Wache zu: „Niemand heraus! Nun, meine Herren", sagte er gegen seine „Collegen" gewendet, „da Sie mir die vierhundert Zeilen nicht willig liefern wollen, so bin ich so frei dieselben zu requiriren." Dabei wies er das Papier vor und gab den Nationalgardisten ein Zeichen, die die beiden Opfer, nicht ohne Drohungen umringten. Sie mußten schwitzen bis halb fünf Uhr und brachten Jeder seine zweihundert Zeilen, ich weiß nicht wie und worüber, zu Stande

Eine Stunde später waren einige tausend Exemplare der „Republique nouvelle", so hieß das requirirte Journal, aus der Presse und wurden in allen Stadttheilen feil geboten.

II.

Bei jeder Revolution, die in Paris ausbrach, spielte die Einnahme des Polizeiamts eine bedeutende Rolle.

Ganz natürlich, von hier aus konnte man alle Hebel in Bewegung setzen und die schwerfällige Maschinerie, welche über allen Gewalten stand, die politische Polizei, handhaben; hier lagen in grünen Cartons die Actenstücke aufgeschichtet, welche über alle Geheimnisse Aufschluß zu geben wußten und erlaubten, in das Leben eines jeden Menschen, der nur für einen Augenblick der Oeffentlichkeit angehört hatte, forschende Blicke zu werfen. Wer Herr der Polizeipräfectur war, verfügte über tausende Existenzen und in Revolutionszeiten, wie diese, über eine unumschränkte Gewalt.

Hier in diesen Räumen konnte der Ehrgeizige die Herrschsucht in ihrer vollkommensten Form genießen und nirgends konnte die Lust nach Dictatur so anziehend, so verlockend wirken, als in solcher Gestalt.

Daher beeilten sich die Männer des Centralcomités am Morgen des 19. März, auch dieses Staatsgebäude zu besetzen, dort die rothe Fahne aufzupflanzen, die Pulte zu durchsuchen und das alte Personal durch getreue Anhänger der Partei zu besetzen.

Das Centralcomité und später die Commune hatte quantitativ mehrere Generäle, die zusammen aber als Qualität keinen General ausmachten, es fehlte ihr an einem leitenden Staatsmann . . . dafür aber besaß sie einen Polizisten von Profession, der sich von Gottes Gnaden erkoren glaubte, die Präfectur zu leiten, und der diesen Bestandtheil der Regierungsmaschine wie sein natürliches Erbe betrachtete, als er denselben in Besitz nahm. Der Polizist von Beruf und Geburt war Raoul Rigault. Dieser Name ist oft genannt worden und die Geschichte wird ihn öfters neben Herostratus nennen, es ist daher nicht indiscret, da wir Gelegenheit hatten, mehrmals mit dem Manne zusammenzukommen, ihn näher zu bezeichnen.

Raoul Rigault war, als er in die Commune trat, kaum fünfundzwanzig Jahre alt. Trotzdem hatte der junge Mann eine ziemlich bewegte Carrière zurückgelegt.

Als Student der Medicin war er bei allen Manifestationen, nächtlichen Balgereien, Aufläufen &c. des lateinischen Viertels betheiligt und lebte in fast beständigem Conflict mit der Polizei. Dem Commissair des Quartiers, dem Untersuchungsrichter und den Gefängnißwärtern in Mazas und der Conciergerie war er zuletzt eine bekannte Persönlichkeit und verkehrte mit denselben auf einigermaßen vertraulichem Fuße, d. h. wenn er diesen vorgeführt wurde, amüsirte er sich damit, sie anzureden, ungefähr wie ein Stammgast den Wirth der Kneipe, wo er gewöhnlich einzusprechen pflegt; die Magistratspersonen hatten sich an diese Weise gewöhnt und es war ausgemachte Sache, daß die Verhöre mit Raoul Rigault in vertraulichem, ironisirendem Tone geführt wurden.

Raoul Rigault vermied keine Gelegenheit, dem Untersuchungsrichter oder irgend einer Gerichtsperson, mit welcher er eben zu schaffen hatte, die Aussicht zu eröffnen, daß, wenn er einmal an's Ruder käme, von ihm keine Schonung zu erwarten wäre.

Dieser Gedanke, die Polizei zu leiten und über die Freiheit und das Leben seiner Mitbürger zu verfügen, war bei dem jungen Mann zur fixen Idee geworden. Er leibte und lebte nur für Polizei, er hatte ganz genau

die Organisation der „geheimen" studirt und konnte alle Polizisten und Sergeants de Ville beim Namen nennen.

Eines Tages befand ich mich zufällig in seiner Gesellschaft und begleitete ihn während dreiviertel Stunden Weges; bei jeder Straßenecke wußte er mir den Namen des wachehabenden Sergeant de Ville anzugeben und irgend eine von diesem vollbrachte Heldenthat zu erzählen, wobei er absichtlich so laut sprach, daß jedesmal der also Bezeichnete alles Gesagte hören konnte und sich ganz betroffen umdrehte!

Ich erinnere mich noch eines baumstarken, riesengroßen Sergeant de Ville, der an der Ecke der Rue Drouot und des Boulevards des Italiens postirt war; den Schnauz- und den Knebelbart sorgfältig gewichst, den Dreimaster kokett auf der rechten Seite, die sauber geputzte Uniform mit ein paar Medaillen geschmückt, eine Rose im Knopfloch, stolzirte der Mensch umher, als gehöre das Pflaster ihm, und maß alle Vorübergehenden mit verächtlichem, selbstbewußtem Blicke.

„Sehen Sie diesen an", sagte Raoul Rigault, „er heißt R***; im Jahre 1861 bekam er bei einer Rauferei in der Rue de la Sorbonne Prügel, ein Jahr darauf arretirte er meinen Freund. Im Concurs hat er die Medaille erhalten." Der stolze Sergeant de Ville drehte sich um und sah höchst erschrocken aus; Raoul Rigault, der das eben gesprochen hatte, kniff den Zwicker in die Augen und entfernte sich gravitätisch mit einer leisen Handbewegung. Und so wußte er über alle dienstbaren Geister der Präfectur mit einer kleinen biographischen Notiz aufzuwarten.

Das Wort filer (spinnen) hat im polizeilichen Lexicon eine eigenthümliche Bedeutung. Will die Behörde aus irgend einem Grunde eine verdächtige Persönlichkeit nicht aus dem Auge lassen, dann giebt sie einem geheimen Agenten den Auftrag, den Mann zu „spinnen", d. h. überall Tag und Nacht zu folgen wohin er geht; an der Hausthür zu warten, wenn er irgendwo einen Besuch macht, ihm in's Kaffeehaus, in's Gasthaus, in den Omnibus, in's Theater, in jedes öffentliche Local nachzugehen rc., kurz, ihn nicht aus dem Gesicht zu lassen.

Unter dem Kaiserreich wurde in dieser „Spinnkunst" Großartiges geleistet und die Agenten hatten vollauf zu thun; denn jede irgendwie anrüchige Persönlichkeit wurde derart gesponnen, besonders wenn es ein Fremder war, der sich auf einige Zeit nach Paris begab. Abends wußte der Präfect genau, wo Jener gefrühstückt, wo er zu Mittag gegessen, wo er seine Cigarren gekauft rc.

Raoul Rigault amüsirte sich Tage lang, diese „Spinner" zu „spinnen" und er freute sich ungemein, Abends im Freundeskreise zu erzählen, wie dieser oder jener Agent seinen Tag zugebracht hatte.

Manchmal trieb er den Spaß so weit, dem Polizeipräfecten Berichte über das Treiben seiner Agenten einzuschicken. Diese Vorliebe für das Policistenhandwerk hatte Raoul Rigault den Spitznamen „le Procureur-Syndic" eingetragen: so hieß nämlich während der Commune von 1793 der öffentliche Ankläger und Chef der Polizei.

Im ganzen lateinischen Viertel und in den demokratischen Cirkeln war Rigault unter diesem Namen bekannt; aber die Wenigsten von Denen, die ihm denselben beilegten, ließen sich träumen, daß er binnen so kurzer Frist zu dem Namen auch die Stelle innehaben würde. Rigault seinerseits zweifelte nie daran und begann sein Handwerk in partibus.

Er führte ein „schwarzes Buch", in welches er alle „Reactionaire" eintrug, d. h. alle jene Personen seiner Bekanntschaft, welche sich der Secte der sogenannten „Hebertistes" nicht anschließen wollten. Diese Secte, welcher man das Wiederaufleben des Schlagwortes „La Commune de Paris" verdankte, hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die grausamsten und blutdürstigsten Gestalten der ersten Revolution, Hebert, Chaumette 2c. zu rehabilitiren. Ihnen galten Robespierre und Danton als Reactionaire und Verräther; die wahren Träger der Revolutionsidee waren die Männer der (ersten) Commune, d. h. die Anhänger des Atheismus als Staatsreligion und des Babeuf'schen Socialismus. Diese Gruppe, welche später eine solche Rolle spielen sollte, bestand nicht, wie man es glauben konnte, aus rohen, ungebildeten Kräften, sondern aus talentvollen, wißbegierigen und sogar gelehrten jungen Leuten, der Blüthe der studirenden Jugend. Diese sonderbare Erscheinung war die Folge der kaiserlichen Politik, welche den jungen Kräften die Arena des practischen öffentlichen Lebens versperrte, dafür aber mit Nachsicht zusah, wenn sie sich mit Utopien beschäftigten, welche die Widerstandskräftigkeit und Einigkeit der republikanischen Partei nur zu schwächen vermochten. Inmitten dieser Gruppe war Rigault der Eifrigste und vielleicht der Aufrichtigste, mit dem „schwarzen Buche" war es ihm vollkommen Ernst und als er später Herr wurde, da consultirte er es, um seine Verhaftungs- und Proscriptionslisten zu verfertigen.

Als die Revolution vom 4. September ausbrach, da installirte sich Rigault auf der Polizeipräfectur, spielte jedoch nur eine untergeordnete Rolle und durfte sich überhaupt wenig mit Politik befassen; er wurde als Centralcommissair, so lautete sein officieller Titel, beauftragt, die Sträflinge, Vagabunden und sonstiges Gelichter, dessen Anwesenheit in der belagerten Stadt höchst gefährlich hätte werden können, zu entfernen. Man muß anerkennen, daß er sich dieser Aufgabe mit dem allergrößten Geschick entledigte. Hier bewährte sich sein polizeiliches Genie und seinen Bemühungen verdankte größtentheils Paris die innere Sicherheit während der Belagerung.

Nach dem 31. October, da er in die Bewegung verwickelt war, mußte Raoul Rigault seine untergeordnete Stellung aufgeben; aber dafür hat er am 18. März eine glänzende Revanche genommen.

Die nunmehr abgebrannte Polizeipräfectur war zu ihren Lebzeiten ein sonderbarer Bau. Das alte, morsche Gebäude der Rue de Jerusalem mit seinen verschwärzten Mauern, welche seit Jahrzehnten durch riesige Stützen vor dem Einfall bewahrt werden mußten, war mit den seit kurzer Zeit vollendeten Prachtbauten des Cassationshofes vereinigt worden oder besser gesagt zusammengeflickt.

Beide Bauten boten das Bild des desperatesten Gegensatzes. Hier die niedrigen Thüren, vergitterten Fenster, engen Gänge, hölzernen Treppen und ein wenig weiter die hohe Einfahrt, die offenen Fenster, gewölbten Gänge und prachtvollen Salons. In dieses sonderbare architektonische Durcheinander gelangte man durch die mit einer geschmacklosen Büste gezierte oder besser gesagt verunzierte Place de Harlay. Nationalgardisten hielten den Platz inne und es bedurfte einiger Formalitäten, bevor sie sich entschlossen, die Passage freizugeben; vor der Thür standen eine Anzahl Bittender beiden Geschlechts, die um Einlaß nachsuchten, aber er wurde nur Wenigen gewährt. War

die Außenpforte überschritten, mußte sich der Besucher beim befehlhabenden Hauptmann der Wache legitimiren, was nicht so leicht ging, da sich jeder Gardist in's Gespröch mengte und am Interrogatorium theilnehmen wollte.

Um die Angaben zu controliren, giebt der Hauptmann uns überdies noch einen Gardisten als Führer und als Aufseher bei; dieser führt uns wenigstens eine gute halbe Stunde durch ein Gewirr von Gängen, einige Treppen hinauf, einige herunter, wir folgen ihm gefügig, bis er endlich von einem seiner Kameraden, die zahllos am Boden herumlungern, erfährt, wo das Cabinet Raoul Rigault's sich befinde.

Dieser hatte es sich in den kleinen Appartements des Herrn Pietri bequem gemacht; ein größerer Salon diente als Empfangszimmer. In jeder Fensterecke war ein sehr reich ausgestatteter Secretair und in der Mitte des Saales ein goldverzierter Tisch, mit Acten, Papieren und Schriften aller Art überladen; an diesem Tische saß Raoul Rigault, den unvermeidlichen Zwicker im Auge, sich den hellbraunen Bart streichelnd, noch nicht elegant und correct gekleidet, wie er einige Tage später einherging, sondern im gewöhnlichen Alltagsrock, schwarzem Gilet, dessen Kürze das Hemd und die rothe Schärpe, die er um die Lenden trug, hervorblicken ließ. Im Salon befanden sich außer dem neuen Präfecten einige gute Freunde, welche Posten und Stellen suchten. Ein Nationalgardist in Uniform versah den Dienst als Thürsteher und annoncirte die Visiten; unter letzteren gab es viele unfreiwillige. So wurde gerade, als wir eintraten, ein alter Herr mit sehr ehrwürdigem Aussehen hereingeführt, er hatte einen kleinen Knaben an der Hand und dieser weinte.

„Da ist so ein Bonapartist", schrie ein Nationalgardist, welcher Beide begleitete, „er hat auf die Nationalgarde geschimpft, ich habe ihn gehört."

„Sie irren sich, mein Freund", erwiederte der Arretirte mit leiser Stimme, aber in entschiedenem Tone, „man hat mich in einer Zusammenrottung gestoßen."

„Was hat so ein alter Mann wie Sie aber bei Zusammenrottungen zu thun? Für dieses Mal merke ich mir blos Ihr Gesicht, aber wehe Ihnen, wenn ich Sie wiedersehe!"

„Man hat keinen Augenblick Ruhe", meinte Rigault, als der Alte und das Kind draußen waren, „die Leute machen sich ein Vergnügen daraus, sich einsperren zu lassen . . . Na, ich kann ihnen aufwarten", und er zeigte ein Bündel Verhaftsbefehle.

„Wie viel sind es im Ganzen?" fragte er einen der jungen Leute, die um ihn herum plauderten.

„Zweihundertundfünfzig."

„Gehe geschwind in die Druckerei, man soll noch etliche hundert nachdrucken, die werden kaum bis morgen ausreichen."

Mein Begleiter näherte sich nun Raoul Rigault.

„Wie geht es?"

„Gut", antwortete der Proconsul, „sehr gut", und rieb sich die Hände, „ich arretire; ich arretire besonders die Pfaffen und Schwestern, die müssen wir setzen."

In diesem Augenblick trat aus dem kleinen Boudoir, in welchem Herr Pietri seine geheimen Agenten und Agentinnen zu empfangen pflegte, ein hübscher, junger Mann mit Vollbart, in einer reichbordirten Uniform. Es war der „Obrist" Duval, welcher als Militairdelegirter auf der Präfectur

fungirte und der einige Tage später beim Ausfall der Communisten gegen Versailles gefangen und erschossen wurde.

„Du, Oberst", sagte Raoul Rigault zu ihm, „ich lasse die Klosterschwestern nach St. Lazare bringen." (St. Lazare ist das Gefängniß für leichtfertige Dirnen.) Diese im natürlichsten Tone der Welt gestellte Frage befremdete selbst die Umstehenden und der Oberst Duval zuckte die Achseln.

„Also nicht nach Saint Lazare", fuhr Raoul Rigault kaltblütig fort, „gut, so schicke man sie einfach nach der Conciergerie." Und er schrieb mit Bleistift die bezügliche Ordre.

Auf solche Weise wurde zu diesen Zeiten die persönliche Freiheit geachtet.

Wie es mit dem persönlichen Umgang stand, wenigstens was die Personen betrifft, welche das Unglück hatten, nicht zu den Freunden und Vertrauten des Dictators zu gehören, hatten wir bald Gelegenheit, zu beobachten.

Der Thürsteher führte eben zwei einfach, aber mit großem Geschmack gekleidete Damen, Mutter und Tochter, Erstere in tiefer Trauer und die Zweite ziemlich hübsch, herein; Beide ihrem Aeußern nach gehörten der anständigsten Gesellschaft an. Der Schwiegersohn und Gatte war am vorigen Tage mit vielen hundert Anderen verhaftet worden, als des Einverständnisses mit Versailles verdächtig, und die beiden betrübten Frauen suchten nun einige Nachrichten über sein Loos zu erhalten.

Als Raoul Rigault, der zuerst die Damen höflich gegrüßt, erfahren hatte, um welchen Reactionair es sich handelte, da wurde sein Gesicht finster, er biß sich in die Lippen und blickte die Flehenden kalt und starr an.

„Ich bitte, was ist denn aus meinem Sohn geworden?" stammelte die Alte mit thränenvoller Stimme.

„Was weiß ich", erwiederte Rigault barsch; „er ist in der Hand der Justiz, diese wird über ihn verfügen."

„Aber", erwiederte die Junge, „kann ich meinen Mann nicht sehen?"

„Unmöglich in den ersten achtundvierzig Stunden", war die immer barscher tönende Antwort. „Das Reglement des Depots verbietet es."

„Also sitzt der arme Junge im Depot unter Räubern und Dieben?" schluchzte die Alte.

„Und ich", erwiederte der Delegirte kalt, „ich war auch schon im Depot und öfter und bin doch nicht daran gestorben."

„Sagen Sie wenigstens, ich bitte Sie, wann wir ihn sehen dürfen?" frug wiederholt die Alte.

Rigault kreuzte Arme und Beine und warf auf die Fragerin durchbohrende Blicke. „Ich glaube, Madame", rief er mit drohender Stimme, „Sie erlauben sich, an mich Fragen zu stellen! Stehe ich hier vor dem Tribunal, sind Sie Untersuchungsrichter?"

Die Alte stotterte etwas Unvernehmliches.

„Hier", fuhr Raoul Rigault fort, „hier bin ich Herr; sagen Sie, haben Sie sich unterstanden, Herrn Pietri so anzureden?"

„Wir haben nie etwas mit Herrn Pietri gemein gehabt", erwiederte die Junge.

„Was, Sie widersprechen mir?" sagte Rigault und klingelte. „Huissier!" rief er, „spediren Sie mir die Damen da hinaus."

„Aber . . .“

„Hinaus, hinaus mit ihnen!“ rief Rigault mit drohender Geberde.

Und der Nationalgardist entledigte sich seiner Pflicht.

„Nun“, rief Rigault laut auflachend, als Beide draußen waren, „habe ich es ihnen gut gegeben?“ Und alle Anderen lachten mit.

Ein sonderbarer Wirrwarr, dieses Cabinet des revolutionairen Polizeipräfecten; ein Besuch jagte den andern, es war eine eigenthümliche Procession von Gestalten, eine Reihe von Auftritten, die sich auf dem Fuße folgten und wovon der eine den Eindruck des nächsten verwischte.

Da wurden inmitten fortwährender Debatte — nach und nach hatten sich in allen Ecken des Saales kleine Gruppen angehäuft und gaben sich sehr lebhaften Erörterungen hin, derart, daß der Salon einem Club ähnelte — Stellen vergeben, Verhaftungsbefehle ausgetheilt, Gefangene verhört, Berichte entgegengenommen, Späher ausgesandt 2c. Den meisten Aufwand aber verursachten die Nachfragen nach den Actenbündeln; Hunderte von jungen und alten politischen Sündern kamen, um von den sie betreffenden Notizen Kenntniß zu nehmen und bei Gelegenheit auch die Acten ihrer Feinde und guten Freunde zu durchstöbern. Rigault fühlte sich inmitten des Gewoges wie der Fisch im Wasser, unterzeichnete, gab seine Befehle, zeigte sich gegen Diejenigen, welche gekommen waren, um die Acten zu durchsuchen, sehr coulant und drückte sogar ein Auge zu, wenn Einer von den Letzteren sich mit dem grünen Bündel unter dem Arm entfernte.

Es war ein Treiben und Leben, das jeder Beschreibung spottet, was leicht erklärlich ist; denn unter den fünfzig bis sechzig Personen, die den Saal erfüllten, hatten kaum Einer oder Zwei das dreißigste Lebensjahr überschritten.

Ein blutjunger Bursche, etwa achtzehn oder neunzehn Jahre alt, den Rigault zu seinem Privatsecretair abgerichtet hatte, stürzte athemlos herein.

„Man macht eine Manifestation, die „Reactionaire“ wälzen sich hierher“, rief er zur großen Bestürzung der Anwesenden. Nur Rigault war nicht außer Fassung zu bringen.

„Herr S.“, sagte er in ernstem Tone zu dem jungen Mann, etwa wie ein Schulmeister, der einen Schüler zurechtweist, „Herr S., merken Sie sich, daß, wenn man der Polizei angehört, man niemals Aufregung zeigen darf, und wenn der Himmel über der Erde zusammenbräche! Erholen Sie sich und erzählen Sie, was es giebt.“

Es kam heraus, daß einige hundert Personen, meistens Advocaten, Kaufleute 2c. sich gesammelt hatten und mit Vorantragung einer dreifarbigen Fahne und großer Papiertafeln, auf welchen die Worte: „Vive l'ordre! Vive l'Assemblée nationale!“ gezeichnet waren, durch die Hauptstraßen schritten und alle Umstehenden aufforderten, sich ihnen anzuschließen. Es war die erste Demonstration der Ordnungsfreunde.

„Man muß den ganzen Pack zusammenkehren, (balayer)!“ rief Rigault. Ehe dieser Befehl zur Ausführung kam, hatte sich die Procession bereits zerstreut, aber man kündigte die Wiederholung der Demonstration für den folgenden Tag an. Bekanntlich verlief sie da nicht so harmlos. Auf dem Vendômeplatz stieß die Procession auf die dort aufgestellten Nationalgardisten, welche Feuer gaben, im Nu war der Platz und die umliegenden Straßen wie gesäubert, aber etwa dreißig Personen lagen auf dem Boden todt oder verwundet. Die Demonstration war dem Ausdruck Rigault's gemäß „gefegt“.

Die Präfectur war die Spenderin der Polizeicommissairstellen, welche in Paris sehr zahlreich und gut besoldet sind; dennoch meldeten sich wenige Candidaten und Rigault mußte seine Leute recrutiren. Er bot seinen Freunden eine Commissairstelle etwa wie eine Prise Tabak an, und willigte der Betreffende ein, so legte er ihm die Tabelle der freien Stellen vor und bat ihn zu wählen. Freilich mußte erst der rechtmäßige Inhaber depossedirt werden, was manchmal nicht ohne Anwendung von Gewalt von Statten ging; dafür waren die handfesten Nationalgarden da, in deren Begleitung der Neuernannte, die unterzeichnete Ordre in der Tasche und den Revolver in dem Gürtel, von seinem Commissariat Besitz nahm.

Nachdem der Oberst Duval den Tod gefunden, war Raoul Rigault unumschränkter Gebieter, er benutzte diese Herrschaft, um die Verhaftungen im großartigen Maßstab zu betreiben; nicht genug, daß er selber den ganzen Tag damit zubrachte, Verhaftsbefehle zu unterzeichnen, er händigte, wem es beliebte, Befehle in Blanco ein und natürlich bedienten die Leute, welche eine solche Lettre de cachet in Händen hatten, sich derselben, um ihre persönlichen Feinde zu verderben oder Erpressungen zu üben.

Es muß aber auch anerkannt werden, daß, wenn man unter der Commune sehr leicht in's Gefängniß kam, es ebenso leicht war, aus demselben herauszukommen, vorausgesetzt, daß die Verhaftung wirklich auf einem Irrthum oder auf einem von persönlichen Gründen geleiteten Manöver beruhte. Rigault leitete alle Fäden als Virtuose und behielt sich vor, in den großen Gelegenheiten persönlich aufzutreten, so z. B. bei der Verhaftung des unglücklichen Bonjean und des Erzbischofs von Paris. Letzterer wurde unter starker Bedeckung auf die Präfectur gebracht, der Delegirte saß hinter dem goldverzierten Tischchen und wollte das Verhör selber vornehmen.

Der Prälat antwortete auf alle Fragen in ruhigem Ton; er nannte die jungen Leute, vor welchen er stand: „Mes enfants! (Meine Kinder!)“

„Solche Familiaritäten verbitte ich mir!“ sagte Rigault kalt; „wir sind nicht Ihre Kinder, sondern Ihre Richter, Sie sind hier Angeklagter und haben als solcher sich zu verantworten.“ Auf die Cleriker wurde eine wahre Hetzjagd organisirt und Alles, was eine Kutte trug, suchte sich, so gut es ging, meist in den abenteuerlichsten Verkleidungen, aus dem Staube zu machen. Die Polizei nahm viel mehr als irgend eine Behörde der Commune den atheistischen Charakter an, die Kirchen blieben aber noch geöffnet; erst viel später, als der Kampf zwischen Versailles und Paris in vollem Gange war, da die Kanonade Tag und Nacht währte, wurde zu dieser Maßregel geschritten.

Der allmächtige Rigault trieb es selbst für die vorgeschrittensten Mitglieder der Commune zu arg; er mußte einige Zeit weichen und an seine Stelle trat Cournet.

Dieser, ein wohlgebildeter, humaner Mann, leitete die Präfectur mit großer Gemäßigtheit, er gab Hunderten von Gefangenen die Freiheit und ging bei jeder Maßregel mit der allergrößten Vorsicht vor. Raoul Rigault und dessen Anhänger arbeiteten ihm entgegen und erwirkten bald seine Absetzung; die Polizei wurde der Creatur Rigault's, seinem Secretair Th. Ferré, übergeben, demselben, welcher auf den Anklagebänken des Kriegsgerichts von Versailles unter der fürchterlichen Anklage figurirte, die Ermordung der Geißeln geleitet zu haben. Nun wurde die Präfectur der Mittelpunkt einer Art Opposition gegen die Commune, welche hier zu gemäßigt gefunden wurde.

Man berieth die Execution der Geißeln, hier wurde der Gerichtshof zusammengesetzt, welcher zwei Tage vor dem Einzug der Versailler seine erste Sitzung hielt und welcher gleich dem Revolutionstribunal alle Tage eine Section „Verräther und Reactionaire" zu bestrafen hatte. In den Zwischenpausen soll es im Präfecturpalast ziemlich gemüthlich hergegangen sein, der Delegirte gab dort seinen Freunden intime Diners, wozu das Menu von dem Restaurant la Belle Gabrielle, der Wein aus den Kellern des Herrn Pietri herbeigeschafft wurde.

Die Egerie dieser kleinen Festlichkeiten war Madame Eudes, die Frau des gleichnamigen Festungscommandanten von Montrouge und Mitglied der Commune; schön, sehr lebhaft, geistreich dazu, aber von männlich-weiblicher Leidenschaftlichkeit, bildete sie bei jeder dieser Mahlzeiten den Mittelpunkt und gab öfters den Ausschlag in politischen und religiösen Debatten, die da geführt wurden. Natürlich waren ihre Ansichten, besonders in religiöser Hinsicht, hyperradical . . . und sie vertheidigte die Ansichten nicht nur mit ihrem fertigen Munde, sondern auch mit dem Gewehr in der Hand, und nie hat eine Modekönigin eine größere Wonne empfunden, wenn ihrer Toilette in einer Zeitung das übliche Lob gespendet wurde, als diese Madame Eudes, wenn dem zarten Geschöpf in der „Sociale" oder im „Affranchi" nachgesagt wurde, daß sie einen oder zwei Gendarmen getödtet habe. Dieses Beispiel steht nicht vereinzelt da und hatten die Entbehrungen und die fortwährende Aufregung der fünfmonatlichen Belagerung ihre Wirkung auf die Männer unbedingt ausgeübt, so war die Einwirkung auf die Frauennerven noch viel bedeutender. Die Weiber, welche sich zu dieser Zeit mit Politik abgeben wollten, waren im richtigen Sinne des Wortes zu Hyänen geworden.

* * *

Die Nationalversammlung war indeß in Versailles zusammengetreten; nicht ohne Besorgniß. Denn ausgenommen die Gendarmerie und die Stadtsergeanten, konnte sie auf die übrigen Truppen kaum zählen, diese waren wirklich demoralisirt und erklärten laut, sich nicht in den beginnenden Bürgerkrieg stürzen zu wollen. Die Matrosen hatten frei und unumwunden erklärt, ihr sehnlichster Wunsch wäre, nach ihren Häfen zurückzukehren; der Colonel Penier hatte ein Linienregiment mitten durch die von Insurgenten bewachten Barrikaden der Regierung zugeführt, aber die Soldaten waren kaum zuverlässiger als die Matrosen. Es bedurfte der Zeit, um das nöthige Material zu sammeln und gegen die aufrührerische Stadt auszuholen; diese konnte daher einige Tage der Ruhe genießen, ehe das blutige Drama begann.

Letztes Lieben.

Ein Sonettenkranz von Theodor Florentin.

IX.

Sechs Jahre sind's: im Frost der Welt erstarrten
Mir alle Liebeswünsche, sonst so kühn;
Mein Herz entschlief und hatte kein Bemühn
Um die Marien mehr und um die Marthen.

Da trat ich gastlich ein in einen Garten,
Wo eine junge Rose stand im Grün,
Bescheiden schön; sie schien so still zu blühn
Für sich und zaghaft keiner Hand zu warten.

Sechs Jahre sind's: — wie mächtig Liebe waltet!
Das war die Rose, die nun mir allein
Des zarten Kelches reichste Füll' entfaltet.

Wie lieb sie glüht! Ihr Duft und Zauberschein,
Der Reiz der Seele, welcher nie veraltet,
Will meines Lebens letzte Wonne sein.

X.

Daß jene Freundschaft, die du mir bezeigtest,
Verhüllte Liebe war, ich fühlt' es lang,
Ich fühlt' es froh und doch im Herzen bang,
Wie selbstlos du dein Wesen zu mir neigtest.

Und wenn du dem Entfernten Wünsche reichtest,
Beharrlich folgend seinem Pilgergang,
Schon Jahr um Jahr verging, und noch bezwang
Ich mein Gemüth, das du so ganz erweichtest.

Doch als mein Lichtlein sich verglimmend senkte,
Und nun der Drang, nur einmal mich zu sehn,
Durch alle Weiten an mein Herz dich lenkte,

Da sprach ein Gott, da galt kein Widerstehn,
Kein Bann entzog uns, was der Himmel schenkte,
Dich mir, mich dir, — auf ewig war's geschehn.

XI.

Noch immer weilt mein Geist in jenen Tagen,
Wo deine Nähe liebend mich beglückte,
Da sich der Mai mit Blüthenzweigen schmückte
Und wie im Duft berauscht die Fluren lagen.

Dann trug uns in den Wald der offne Wagen;
Und wenn ich selig an mein Herz dich drückte,
Wie voll begann, die sich mit uns entzückte,
Aus ihrem Busch die Nachtigall zu schlagen!

Es lockt' uns weiter, Arm in Arm zu wandern
Durchs stille Grün, kein Lauscher durfte stören,
Wir suchten nichts, uns suchten nicht die Andern.

O, dacht' ich, nähme nie der Wald ein Ende,
Daß wir uns weit von aller Welt verlören,
Und wenn der Abschied ruft, er uns nicht fände!

XII.

Sobald ich schließe meine Augenlider,
Seh' ich dein liebes Bildniß vor mir stehen;
Wenn ich sie öffne, scheint es fortzugehen,
Doch nur ein Weilchen währt's, so kommt es wieder.

Und nah und näher wandelt's, auf und nieder,
Mir ist, ich fühle deinen Athem wehen
Und höre, wie vom Gürtel zu den Zehen
Das Kleid umrauscht die leichtbewegten Glieder.

Ja öfters glaubt' ich schon auf meinen Wegen
Leibhaftig dich zu sehn, und froherschreckend
Eilt' einer Unbekannten ich entgegen.

Ach, die ist's nicht! wie täuschte mich die Ferne!
Nur meine Phantasie, die Sinne neckend,
Macht mir ein Irrlicht zum geliebten Sterne.

XIII.

Hab' ich ein Wort geredet, das zu hören
Sich deine zartgestimmte Seele schämt,
Will meine Leidenschaft zu ungezähmt
Jemals den bessern Sinn in mir bethören,

O laß es nie zu lang dein Lieben stören;
Bedenke, wie mein Innres sich zergrämt,
Mir jeden Pulsschlag der Gedanke lähmt,
Es wäre möglich, daß wir uns verlören.

Es kann nicht sein, es darf uns nichts mehr scheiden;
Wir haben keine Pflicht als unser Glück
Und wollen's nie durch unsre Schuld verleiden.

Sei ruhig, Herz! schon fliehn die Wolkenschatten,
Die Sonne kehrt uns glänzender zurück
Und segnet neu die treuverbundnen Gatten.

XIV.

Wenn ich, Geliebte, dich nicht ganz besäße,
Wenn ich, genöthigt, mein Gefühl zu theilen,
Anstatt mit freiem Wunsch bei dir zu weilen,
Noch meine Worte zagend wägt' und mäße,

Meinst du, daß ich mein altes Weh vergäße
Und alle Lebenswunden könnte heilen
Und dir so voll in diesen Liebeszeilen
Mein Ich kredenzen, wie im Goldgefäße?

O glaube mir: wer blöd die Sinne meistert,
Um über sich verhimmelnd zu verschweben,
Ihn hat die wahre Liebe nie begeistert.

Er durste nur und sammle Thau im Siebe!
Kein halbes Leben zeugt ein dauernd Leben,
Nur unser Glück verewigt unsre Liebe.

(Sonett XV. und folg. im nächsten Heft.)

Ein Rest vom alten Paris.

Die originellen Typen des alten Paris werden von Tag zu Tag seltener. In der winkeligen Romantik der engen Gassen und Gäßchen von ehedem gediehen sie prächtig: vor dem nivellirenden Hammer der Demolition haben sie sich schüchtern zurückgezogen. Fern in den äußersten Faubourgs oder jenseits der Barrièren suchen sie sich vor den zersetzenden Einflüssen der Civilisation zu retten; aber auch hier sind sie nicht mehr völlig sicher, und die Stunde naht, da eine Reihe der interessantesten Straßenfiguren nur noch als Mythus im Munde alter Tanten und Großmütter fortleben wird. Wer kennt z. B. heute noch den Charlatan vom Boulevard du Temple? Wer den Escamoteur vom Bastilleplatz oder den „kühnen Schleuderer" aus den Elysäischen Feldern, der mit wunderbarer Geschicklichkeit ein Zweisousstück gen Himmel warf, um es dann mit seinem zinnernen Becher wieder aufzufangen? Diese Typen sind ganz und gar verschwunden; allerhöchstens taucht noch einmal ein vereinzeltes Exemplar in St. Cloud während des Jahrmarktes, oder an einem sonnigen Sonntagnachmittag in der Nähe der Buttes-Chaumont auf; aber im eigentlichen Paris ist ihre Herrlichkeit verblüht. Andere, wie der „Marchand de chansons", der Balladensänger, der feuerfressende Herkules und ähnliche Gestalten, kommen noch sporadisch in den nordöstlichen Stadttheilen, oder in der nächsten Umgebung der Notre-Dame-Kathedrale vor. Im Allgemeinen jedoch hat für Paris eine neue Epoche begonnen; die Sündfluth des modernen großstädtischen Lebens ist vertilgend über die antediluvianischen Erscheinungen hinweggebraust und an die Stelle jener ungeleckten Höhlenbären und Mammuthe sind die geschniegelten Thiergeschlechter des siebenten Decenniums getreten, — der Petit-Crève, die Cocotte, die Cocodette und wie sie Alle heißen mögen.

Der Sturz des Kaiserreichs hat an diesen Verhältnissen nur wenig geändert. Frankreich ist das Land des periodischen Firmenwechsels; aber ein sehr glückliches Wort behauptet: Plus cela change et plus c'est absolument la même chose (jemehr es wechselt, um so mehr bleibt es durchaus Dasselbe). Der Geist der französischen Gesellschaft bleibt sich trotz aller äußeren Katastrophe im Wesentlichen gleich, just wie die Regierungsmaschine, die ganz nach derselben centralistischen und büreaukratischen Melodie arbeitet, ob nun ein Cäsar, ein König oder ein republikanischer Executiv-Chef den Kessel heizt. Ja, nicht einmal das Einstellen der Engros-Demolitionen kann als eine charakteristische Errungenschaft der Republik bezeichnet werden: bekanntlich wurde die Haußmann'sche Methode schon in den letzten Monaten des sinkenden Kaiserreichs suspendirt. Enfin, wer sich der Meinung hingeben wollte, die verdrängten Straßentypen der alten Lutetia müßten jetzt wieder aus der Peripherie nach dem Centrum strömen und ihre ehemalige bedeutsame Stellung wiedereinnehmen, der würde einer colossalen Täuschung unterliegen. Im Gegentheil: die Republik erweist sich diesen unsalonfähigen Gestalten gegenüber noch strenger als das Empire, und hat

z. B. die Lumpensammler (Chiffonniers) und die Italienischen Sänger, die unter Bonaparte lustig florirten, auf den Aussterbe-Etat gesetzt.

Zu den wenigen Typen, welche den zerstörenden Einflüssen der letzten Jahrzehnte bis jetzt siegreich widerstanden haben, gehört der Straßenantiquar, oder „Bouquiniste“, wie der französische Ausdruck lautet. Nach wie vor garniren diese originellen Käuze mit ihren Bücherkästen die südlichen Seinequais von der Austerlitzbrücke bis zum Pont de Solférino, ohne sich um den Wellenschlag der politischen und socialen Ereignisse zu kümmern Aber wie lange noch? Der Kelch, der heute an ihnen vorübergegangen ist, kann ihnen morgen verhängnißvoll werden. Bald wird die Galgenfrist abgelaufen sein und der Wanderer, der einst von der St. Michel-Fontaine nach dem Palais Bourbon schreitet, gewahrt dann keine Spur mehr von diesen vernichteten Existenzen! Versuchen wir also ihr Bild noch in der zwölften Stunde festzuhalten.

Fast ausnahmelos ohne die geringste eigentliche Bildung, hat der Pariser Bouquiniste im Laufe der Zeit eine Routine, einen Instinct für seine Waare erlangt, der an's Fabelhafte grenzt. Kein Anerbieten kann ihn consterniren; er kennt die europäische Literatur, ohne sie gelesen zu haben. Offeriren Sie ihm einen Calderon oder einen Puschkin: er taxirt ihn mit mathematischer Genauigkeit. Natürlich versteht es sich von selbst, daß er nie mehr als die Hälfte des antiquarischen Werthes zahlt.

Der Straßenantiquar hat zwei Hauptquartiere: die Quais und die Rue des Grès. Uns interessirt nur das erstere: es ist nach allen Richtungen hin bedeutender und origineller. — Wie bereits angedeutet, liefert hier die lange massive Steinmauer, welche das Strombett von der Chaussée trennt, für die endlosen Kastenreihen das Untergestell. — Vor diesem permanenten Büchermarkt steht nun von früh bis spät ein neugieriges Publicum, und blättert und stöbert und visitirt nach Herzenslust. Den Meisten fällt es nicht im Traume bei, Etwas zu kaufen; allein der Antiquar, als gewiegter Geschäftsmann, läßt sie ruhig gewähren. Er weiß nur zu gut, daß schließlich doch Einer oder der Andere, der absichtslos an die Brüstung tritt, einen willkommenen Fund thut und der Lockung nicht widerstehen kann.

Das Publicum des Bouquinisten setzt sich aus allen Ständen, Altersclassen und Charakteren zusammen. Hier promenirt der Stutzer, der die Boulevards mit einem Male entsetzlich langweilig findet, und nach Abwechslung dürstet. Hier forscht der Gelehrte stundenlang nach einem literarischen Kleinod. Der Student, der Geistliche, der Arbeiter, die Nähterin und das Waschmädchen stehen hier Seite an Seite und schlagen, je nach ihrem individuellen Geschmack, die „Dames galantes“ von Brantôme, oder die Reden Bossuet's, oder den „neuen, untrüglichen Traumdeuter“ auf. Entschließt sich dann nach langem Suchen und Blättern Einer oder der Andere zum Kaufen, so beobachte man die Schlauheit, mit welcher der Antiquar die jedesmalige Situation zu berechnen versteht. Betrachten Sie z. B. diesen jungen Menschen mit der hohen Stirn und den leuchtenden Augen. Seit einem Jahre sucht er nach einer seltenen Ausgabe des Gargantua von Rabelais. Jetzt hat er gefunden, was er begehrte. Da liegt sie, die ersehnte Perle, etwas vergriffen und ohne Titelblatt, das ist wahr, aber doch sonst vollständig erhalten. — Wie ein Tiger stürzt er darauf los, und mit einer Stimme, die vor Erregung bebt, fragt er den Bouquinisten: „Was kostet dieses Buch?“

Die naive Seele! Sofort hat der Antiquar seinen Mann erkannt. Das

Buch war vielleicht für sechs Franken feil; jetzt fordert er das vierfache. Der junge Mann zahlt und der Bouquiniste, der in diesem Manöver nur einen erlaubten Geschäftsvortheil erblickt, reibt sich vergnügt die Hände.

Wie anders versteht der erfahrene, kaltblütige Philosoph seine Beute zu erobern! Er findet vielleicht in dem Acht-Sous-Kasten ein Opus, das unter Brüdern zwanzig Francs werth ist. Mit gleichgiltiger Miene nimmt er das Ding in die Hand, wendet und dreht es, wirft es wieder hin und fragt dann nachlässig nach dem Preise. „Ah! das ist zu theuer"! ruft er, und handelt von den acht Sous noch einen oder zwei ab. — Nicht selten indeß durchschaut der Scharfblick des Antiquars auch hier die Verhältnisse. Uebung macht eben den Meister. —

Es giebt auf den südlichen Quais eine große Anzahl von Figuren, die jeden Tag, an dem es die Witterung einigermaßen erlaubt, von früh bis spät vor den Kästen der Bouquinisten zubringen, ohne jemals auch nur für einen Franken zu kaufen. Jeder Droschkenkutscher kennt sie. Diese Leute betrachten die Auslagen der Antiquare gewissermaßen wie ein Lesecabinet, bei dem kein Entrée entrichtet wird. Stundenlang stehen sie an einer Stelle, und legen ein Buch nicht eher aus der Hand, als bis sie auf der letzten Seite angelangt sind. So traf man z. B. zwischen dem Pont-Neuf und der Louvre-Brücke tagtäglich ein Individuum, das ein Deutscher Gymnasiallehrer sein konnte. Er grüßte die Bouquinisten immer sehr höflich, und begann dann seine regelmäßigen Studien. Um halb zwölf Uhr frühstückte er in einem nahe gelegenen Restaurant. Schlag zwölf Uhr war er wieder auf dem Platze. Erst mit einbrechender Dunkelheit zog er sich zurück. Er drückte dann dem Antiquar, vor dessen Stande er sich gerade befand, in humanster Weise die Hand, lächelte, und verschwand in der Rue de la Seine.

Man sieht, die Bouquinisten sind coulante Leute. Während sie indeß anscheinend gleichgiltig auf und nieder wandeln, beobachten sie mit Argusaugen jede Bewegung der blätternden Menge. Die edle Species der Industrieritter fehlt nämlich auch hier nicht. Um die Escamotagen dieser Secte wirksamer hindern zu können, besolden die Antiquare seit vielen Jahren eigens angestellte „Spaziergänger", die sich harmlos unter das Publicum mischen und den verdächtigen Persönlichkeiten sorgfältig auf die Finger sehen.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln verlieren sie, nach einer Durchschnittsberechnung, etwas mehr als ein Procent ihrer Waare durch Diebstahl.

Die Bücher sind meistens derart vertheilt, daß jeder Kasten eine bestimmte Preiskategorie bildet. In Fällen, wie die oben angedeuteten, fühlt sich der Antiquar allerdings durch diese Etiquetten nicht gebunden; im Allgemeinen wird jedoch wenig gehandelt, man nimmt die Waare und zahlt stillschweigend. Ein sehr beliebter Kniff der Langfinger besteht nun darin: en passant ein Buch aus dem Drei-Frankenkasten in den Achtsous-Kasten wandern zu lassen. Unmittelbar hinter dem Gauner, der dies prakticirt, kommt sein Complice, kauft das Buch und verschwindet im Gedränge. Der Antiquar merkt natürlich erst Abends, wenn er seinen Ueberschlag macht, daß er betrogen worden ist und trägt das Deficit in die Rubrik: „Volé" (gestohlen) ein.

Wer die äußere Erscheinung der Bouquinisten ins Auge faßt — ihre oft zerlumpten Kleider, ihre plumpen Holzschuhe, ihre lebensmüden Hüte —, der ahnt nicht, daß er hier Leute vor sich hat, die über respectable Capitalien verfügen. — Ich kenne einen, der jüngst eine ganze Bibliothek für 13,500 Francs gekauft und — baar bezahlt hat! Dafür verdienen sie aber auch an

einzelnen Werken das Zwanzig- und Dreißigfache des Einkaufspreises. Ein Buch z. B., das im Besitz einer literarischen oder politischen Notabilität war und sich bezüglich dieses Umstandes unzweideutig ausweisen kann, wird von den Liebhabern mit Gold aufgewogen! —

Um das Metier eines Antiquars consequent durchzuführen, bedarf es vor allen Dingen einer eisernen Gesundheit. Hitze und Kälte, Staub und Regen, Hagel und Schnee mißhandeln den Obdachlosen. Diogenes hatte doch wenigstens ein Faß: der Bouquinist dagegen ist ohne Schutz allen Unbilden der Witterung preisgegeben. — Das durchschnittliche Alter, das dieser Dulder erreicht, ist denn auch sehr gering. — Brustentzündungen und rheumatische Affectionen raffen ihn meist vor dem sechzigsten Lebensjahr hinweg. — Auch Taubheit und chronische Katarrhe sind Uebel, an denen er zu leiden pflegt. — Demohngeachtet ist er immer heiter und guter Dinge. Er hat seine Philosophie, die ihm über alle irdischen Qualen hinweghilft.

Die Antiquare der Rue des Grès leben hauptsächlich vom Quartier Latin. — Hier versetzt der Student sein Corpus juris und seine dickleibigen Lehrbücher der Therapie, um den bescheidenen Erlös mit seiner Grisette bei Bullier zu verkneipen. — An Originalität steht diese Sorte weit hinter denen vom Quai zurück.

Eine weitere Specialität, der sich eine gewisse Anzahl von Bouquinisten widmet, ist der Ankauf der sogenannten Recensionsexemplare, mit denen die Verleger und Autoren die Redactionsbureaux der Journale oder die Arbeitszimmer berühmter Kritiker überschwemmen. Die den Letzteren zugesandten enthalten meist eine autographische Dedication: ein wenig Kleesalz tilgt diese Versicherungen der Hochachtung und Ergebenheit. Die Magazine dieser Antiquare sind die Kirchhöfe literarischer Hoffnungen und Träume. Ungelesen schlägt ein Francisque Sarcey neun Zehntel der ihm eingeschickten Novitäten los — und todtgeschwiegen zu werden ist bekanntlich schlimmer als alle Bosheiten und Chicanen der Kritik! Habent sua fata libelli.

Dr. Ernst Eckstein.

Maßer.

Eine Episode aus Simon Levi's Leben.

Nach dem Dänischen des M. Goldschmidt.

Simon Levi war plötzlich sehr reich geworden.

Die Umstände dabei waren in gewissem Sinne poetisch, in anderm nicht, diese aber sind es, die ich hier mittheilen will.

Simon Levi saß an einem Freitag Abend in seiner kleinen, dürftigen Stube, und genoß nach der Arbeit der Woche die Heiligkeit des Sabbaths in tiefstem Frieden. Nach dem Gottesdienst hatte er mit seiner Schwester Gidel eine gute Suppe und Braten gegessen, dann ein Dankgebet gesprochen und einige Davidische Psalmen gesungen. Gidel hatte leise mitgesummt, bis des Bruders einförmiger, gedämpfter Gesang und ihr eigenes Summen sie eingeschläfert hatten; sie saß mit untergeschlagenen Armen in einer Ecke des Sophas und nickte, und die Art, wie sie dann halb aufwachte und einen Augenblick wieder sang, zeigte, daß sie sich selbst Vorwürfe machte, nicht mitzusingen, lange nachdem der Bruder schon aufgehört hatte. Er hatte ein Chummisch (hebräische Bibel) hervorgeholt und sich nach und nach ganz in das Lesen vertieft. Wie er so dasaß, die alte Sammetkappe zurückgeschoben über einen Büschel graugesprenkelter Haare, die die Stirn wie Borsten umstanden, war es nicht eigentlich tiefer, milder Glaube oder Gottesfurcht, was sich in seinem scharfen, kantigen Gesicht malte, obwohl offenbar eine religiöse Stimmung ihn beherrschte; sondern es war zugleich und wesentlich eine eigenthümliche Befriedigung, ein gedämpfter Triumph, als hätte er einen Proceß und hörte eben seine Zeugen die gewünschte Erklärung abgeben. Es war auch ein Proceß: die sechs Werkeltage standen in seiner Phantasie vor dem Richterstuhle des siebenten Tages; mit den sechs Werkeltagen war die ganze Wirklichkeit und Alles zusammen ward zu Nichte, ward zu lauter Schein und Trug, den großen Thatsachen und Verheißungen gegenüber, die ihn und sein Geschlecht betrafen. Durch kein Raisonnement konnte er beweisen, daß die Bibel Recht habe, aber die Bibel bewies ihm als einzige Realität, daß alles Andere Unrecht habe. Von Zeit zu Zeit streckte er, ohne den Blick vom Buch zu wenden, die Hand aus, und nahm ein wenig von seinem Dessert. Es war jedoch nicht das Gericht, das man gewöhnlich so nennt: graue Erbsen. Die Erbsen waren, ohne zu platzen, in Salzwasser gekocht und wurden einzeln und kalt gegessen. Als große Delicatesse trank er bisweilen ein wenig Bier dazu. Verachtet seinen Geschmack, Ihr christlichen Gourmands; aber beneidet ihm seinen Magen!

Alles zusammengenommen kann es einem solchen Mann gleichgültig sein, ob der Reichthum oder das „Glück“, wenn es auf der Wanderung ist, in sein Haus eintritt oder nicht. Aber das Schicksal wollte es nun einmal so; die große Botschaft kam überraschend, plötzlich und gewaltig. Phillips oder Philpots war in Buenos Ayres kinderlos gestorben, und hatte nach Abzug einiger Legate Ferdinand Caröe, der ihm einmal das Leben gerettet, und Simon Levi, der ihm einmal mit seinem ganzen Vermögen beigestanden hatte, als Erben seiner Hinterlassenschaft zu gleichen Theilen eingesetzt. Der dortige dänische Consul hatte darüber an das Ministerium des Auswärtigen berichtet, und einer der Ministerialbeamten, ein Legationsrath, hatte es selbst übernommen, Simon Levi aufzusuchen, um zu sehen, wie ein Mann und ein Jude aussähe, wenn er plötzlich reich würde. Als es an die Thür klopfte, glaubte Levi es sei die Schabbesgoie — die Christin, die es gegen Bezahlung oder aus Freundschaft übernimmt, am Sabbath das Licht zu putzen und einzuheizen, da man kein Feuer anrühren darf. Nachdem er daher: Herein! gerufen, und die Thür sich öffnen und schließen gehört hatte, ohne daß die Schnuppe des Lichtes kürzer wurde, rief Simon, unverwandt in das Buch blickend, ein ungeduldiges: „Nun?“ oder eigentlich: „Nuh?“

Der Fremde verstand es nicht, fand aber vielleicht sein Vergnügen daran, die Situation noch etwas pikanter zu machen, und blieb stumm, weshalb Simon Levi nach einer kleinen Weile hinzufügte: „Nuh? weshalb putzen Sie nicht das Licht?“

Der fremde Herr fand es spaßhaft, nahm die Lichtscheere und putzte das Licht.

„Sehen Sie auch nach dem Ofen“, sagte Levi, noch immer mit den Augen in seinem Chummisch.

Jetzt fühlte sich der Legationsrath gleich einem Haroun al Raschid in das Märchen mit hineingezogen und ließ sich auch zu dem neuen Dienste herab, der von ihm begehrt ward; aber das Feuer war ausgegangen, und Feuer anmachen war ihm doch zu viel. „Das Feuer ist ausgegangen“, sagte er.

Die Stimme kam Levi so wunderbar fremd vor; er blickte von seinem Buch auf. „Was ist das?“ sagte er beim Anblick des feinen fremden Herrn, „was ist das? Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Was haben Sie hier zu thun?“

„Sie baten mich einzuheizen.“

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ fuhr Simon Levi fort, dem es ganz unheimlich wurde.

„Ich bin gekommen, um mit dem Commissionär Levi zu sprechen.“

„Ja, der bin ich“, sagte Simon Levi.

„Das vermuthete ich. Aber ich soll zugleich fragen, ob Sie beweisen können, daß Sie Herr Simon Levi sind?“

„Beweisen? Wer zweifelt?“

„Ich zweifle nicht. Aber haben Sie Zeugnisse dafür, daß Sie der

Simon Levi sind, der in Fridericia geboren ist und die Handlung bei einem Herrn Heymann erlernt hat?"

„Zeugnisse dafür? Weshalb soll ich dafür Zeugnisse haben? Ich fordere nichts von meinem alten Principal. Er kann in seinem Grabe ruhig schlafen, und heute Abend ist mein Sabbath. Bitte um Vergebung."

„Ja, aber sind Sie es nicht, der einen Herrn Phillips oder Philpots gekannt hat?"

Jetzt merkte Levi, daß es sich um Etwas handle, und es war, als ob der elektrische Schlag, der ihn durchzuckte, sich auch seiner Schwester mittheilte; aber, obwohl sie ganz aufgewacht war und den Fremden sorgfältig musterte, gab sie doch kein Zeichen von Leben oder Theilnahme, außer daß sie, so unmerkbar wie möglich, die Arme auseinander gleiten ließ.

„Phillips?" fragte Levi. „Kommen Sie aus Südamerika? haben Sie die Güte sich zu setzen."

„Nein, ich bin Legationsrath — — und ich komme aus dem Ministerium des Auswärtigen."

Jetzt fragte Levi nicht mit Worten, er s a h.

Der Legationsrath fuhr fort: „Herr Phillips oder Philpots ist gestorben"

„Gestorben?!" rief Levi. Phillips gestorben! . . . Der Arme! . . . Boruch dajon emmes! . . . .*) Woran ist er gestorben? . . . . Hm! Hm! Phillips gestorben!"

„Ja, und hat Ihnen zweimalhunderttausend Thaler vermacht."

„Zweimalhunderttausend Thaler? Mir? Wer sind Sie?"

„Ich bin Legationsrath . . . ."

„Können Sie es beweisen?"

„Hier ist meine Karte", antwortete der Legationsrath lächelnd; „aber Sie können sich zu jeder beliebigen Zeit an's Ministerium wenden, um ausführlichere Erkundigungen einzuholen."

„Träume ich?" sagte Simon Levi; „Gidel, hörtest Du's?"

„Ich weiß es nicht, Simon, ich glaube es", antwortete Gidel sanft.

„Was sagte er?"

„Er sagte, daß Phillips todt sei und Dir zweimalhunderttausend Thaler vermacht habe."

„Und Du hast gehört, daß er sich Legationsrath nennt und vom Ministerium des Auswärtigen geschickt ist?" fuhr Levi mit einem beinahe drohenden Blick gegen den Fremden fort, einem Blick, der sein Signalement aufnahm, und ihn gleichsam als Geißel festzuhalten suchte.

Der Legationsrath sagte: „Sie werden Alles so finden, wie ich es Ihnen gesagt habe; ich kann noch hinzufügen, daß Sie wahrscheinlich etwas zu kurz gekommen sind. Auswärts stürzt man sich auf solche Hinterlassenschaften und läßt sich so wenig als möglich entgehen. Aber

*) Gesegnet sei der gerechte Richter!

viermalhunderttausend Thaler sind doch immer noch ein recht hübscher, kleiner Pfennig zum Theilen. Ich gratulire Ihnen. Gute Nacht!"

Als er fort war, sahen sich Simon und Gidel beinahe dumm an. Von der innern Aufregung waren sie äußerlich wie gelähmt. Sich die Ankunft eines solchen Reichthums zu denken, ist sehr viel poetischer als sie zu erleben. Wenn man sie sich ausmalt, dann ist der Reichthum nicht materiell, nicht ein Haufen Silber, Gold oder Papier, sondern es ist die Erfüllung einer Sehnsucht, die Erreichung aller Ideale, eine Reihe glücklicher Bilder, die sich auf der Schwelle der Wirklichkeit zeigen, während die Seele mehr oder minder deutlich, im Hintergrund eine wunderbare Lichterscheinung erblickt, einen Geist, eine Fee, die Glücksgöttin selbst, mit der man sich heimlich verwandt fühlt, und durch die man sich im Augenblicke wie verwandelt und idealisirt erscheint. Kommt dagegen der Reichthum wirklich, so macht er wohl einen Augenblick den großen Eindruck der Ueberraschung; aber gleich darauf — statt der Bilder voll Schönheit und Phantasie — entstehen Pläne, die mit einer Begrenzung, ja vielleicht mit Aengsten verbunden sind. Er wirkt beinahe physisch; er fragt die Organe, welchen Genuß sie begehren, und läßt sie zu gleicher Zeit ihre Endlichkeit empfinden. Wie Alles, was neu und plötzlich eintritt, paßt er selten ganz in die gegebenen gewohnten Verhältnisse hinein; meistens scheint es, als käme er zu spät; er bringt eine Art von Schmerz mit sich, und in einem Fall wie Levi's, wird dieser Schmerz noch dadurch erhöht, daß dem Reichthum selbst, trotz aller Wahrheit, doch noch etwas zu fehlen scheint: er ist nur als Verkündigung zugegen, das Geld ist nicht im Hause.

Endlich fand Simon Levi so ziemlich seine richtige Natur wieder und fing an zu sprechen: „Reich? Zweimalhunderttausend Thaler... Gidel, kannst Du das fassen? Kannst Du es Dir selbst anfühlen, daß Du ein reiches Mädchen bist? — denn das bist Du! Bin ich reich, bist auch Du reich — Narrenspossen, Du hast meine Armuth zur Hälfte getheilt . . . na, ich will nicht sagen zur Hälfte . . . Aber ist eine Veränderung geschehen? Wir sind reiche Leute . . . Was heißt reich sein? Gidel, mir schwindelt. Kann ich mehr essen? Ich bin nicht hungrig. Kann ich mehr trinken? Kann ich mich drei Ellen lang ausdehnen und ein Gardist werden? — Du wirst ein schwarzseidenes Kleid kriegen, Gidel . . . Aber wenn Du dann ein schwarzseidenes Kleid hast? Einmal werden wir doch Alle in den Sarg müssen, wie der arme Phillips — hm! der Arme! Wir werden in ein Stück Leinwand gewickelt, ein bischen Erde unterm Kopf — was ist alsdann Geld? Kannst Du's mitnehmen? Narrenspossen, Etwas muß doch daran sein, ein Mann aus dem auswärtigen Ministerium kommt nicht mit bloßem Klatsch... Zweimalhunderttausend Thaler, zweitausend mal hundert Thalerscheine . . . achttausend Thaler jährlich, zu vier Procent gerechnet, und ich werde ein Narr sein und vier Procent machen. Was wäre das für ein Geschäft? Wir wollen nur fünf Procent sagen, macht zehntausend Thaler im Jahr . . . zehntausend Thaler im Jahr, Gidel! Das macht dreißig Thaler täglich...

Aber laß' mich auch in Emmes*) dreißig Thaler täglich haben! — Was dann! Dreißig Thaler täglich, was ist das? — Gidel, ich will Dir was sagen, wovon wir nicht gesprochen haben, seitdem wir ganz kleine Kinder waren: mein Rücken ist nicht ganz so gerade, wie anderer Leute ihrer. Narrenspossen, das habe ich nun so viele Jahre mit mir herumgetragen, ohne davon zu sprechen; aber könnte ich für siebenundzwanzig Thaler täglich den kleinen Buckel loswerden und mir drei Thaler sichern, und ein junger Mann sein, — oder für drei Thaler täglich den Buckel loswerden und siebenundzwanzig Thaler behalten, dann würde ich die dreißig Thaler täglich begreifen. Aber was thu' ich jetzt mit dreißig Thaler täglich? Der Buckel bleibt und die zweimalhunderttausend Thaler kommen vielleicht nicht, und es ist besser nicht daran zu glauben — obgleich, Narrenspossen, ein Mann aus dem Ministerium des Auswärtigen kann die Leute nicht zum Narren haben — — Gidel, was nützt es reich zu sein, wenn man kein Geld hat? Hier sitzen wir zwei reichen Leute — kannst Du es mir ansehen? Kann ich es Dir ansehen, Du Nebbich?**) Was meint der liebe Gott damit? Will Er uns zwei Alten zum Narren haben? Na, laß uns sagen: Er will uns nicht zum Narren haben, sondern es ist Sein Wille, daß uns in unsern alten Tagen Nichts fehlen soll. Gesegnet sei Gott! — Gidel, ich möchte daß ich heute Nacht schlafen könnte."

Er machte eine Bewegung, als wollte er in seine Schlafkammer gehen, blieb aber plötzlich stehen und sagte:

„Und was wird mein Bruder, der Windbeutel, sagen?"

„Er wird sich freuen", sagte Gidel.

„Ja, freuen wird er sich! Und wie wird er sich freuen? Er wird gleich viermalhunderttausend Thaler von mir borgen wollen. — Gidel, ich sage es Dir, ich mache es Dir zur Pflicht: Du darfst von den zweimalhunderttausend Thalern gar nicht sprechen."

„Aber, Simon, glaubst Du denn, daß das ein Geheimniß bleiben kann?"

„Geheimniß? Wer sagt, daß ich geheim halten will, daß ich das Bischen geerbt habe? hörtest Du nicht selbst, daß er sagte, ich sei betrogen worden, ich hätte noch viel mehr haben sollen? Hätten sie mich noch mehr betrügen können, sie hätten es gethan, darauf kannst Du einen Eid leisten! Nun, laß die Schweilim (Hallunken) mir dafür auch Nutzen schaffen — laß uns sagen — Gott bewahre! sei's zur guten Stunde gesagt, und ich will nicht beim Wort genommen werden — aber laß uns sagen, daß sie mich um hundertachtzigtausend Thaler betrogen haben, dann behalte ich nur zwanzigtausend Thaler von denen ich meinem Bruder erzählen kann, dem Windbeutel!"

„Er ist zu stolz, um Dich um Etwas zu bitten, Simon", sagte Gidel; „aber Maßer mußt Du ja einmal geben, und da kannst Du's ebenso gut ihm wie einem Fremden anbieten."

---

*) in Wahrheit, wirklich.
**) Arme!

„Mein Bruder stolz! Ja, er ist stolz! Gegen wen? Gegen mich, weil ich ein armer Mann bin! Und gegen Dich, weil Du ein armes Mädchen bist! Aber es thut nichts! Er hat das Recht, stolz zu sein! Er soll das Haupt der Familie sein! Thut es Dir nicht leid, daß die Erbschaft nicht ihm zugefallen ist?“

„Simon, Simon! Du!“ sagte Gidel fast weinend, „ist das der Segen, den der Reichthum in's Haus bringt?“

„Was habe ich denn gesagt, Gidel? Narrenspossen; trockne Deine Thränen, Dein Bruder Simon thut Dir nichts zu Leide. Sprich kein böses Wort gegen den Reichthum. Er wird uns zum Segen, er soll uns zum Segen werden, mit Gottes Hülfe! Du und ich, wir sollen im Alter gute Tage haben. Wer weiß, vielleicht könnte noch ein Freier... ach, nun weiß ich, Gidelche, weshalb Du es stadtkundig haben willst, mit den zweimalhunderttausend Thalern. Du willst vom Kopf bis zur Fußspitze vergoldet sein, dann kommen sie gelaufen!“

Gidel lachte und meinte: „Ja, das ist der Grund.“

„Wie alt bist Du, Gidel — lebe — lang! — laß' sehen, sieben und vierzig — in Emmes, Gidelche, Du kannst noch heirathen; ich bezahle.“

„Scherze nicht so, Simon! Laß mich ein altes Mädchen sein und bei Dir bleiben, bis ich die Augen schließe.“

„Gidel, davon darfst Du nicht reden. Weißt Du, seit ich älter geworden bin, habe ich oft einen Gedanken gehabt, und jetzt eben kam er wieder mit dem vielen Geld: wozu nützt es Alles? wir Menschen werden Alle begraben. Entweder sterbe ich vor Dir oder Du vor mir, und Beides ist sehr hart, Gidel.“

„Sprich nur jetzt nicht davon, Simonche. Wir bleiben zusammen, wir Zwei.“

„Ja, falls Du Dich nicht verheirathest.“

„Simon!“

„Nun, nun, ich werde es nie mehr sagen, außer wenn Du verlangst, daß die Leute von den zweimalhunderttausend Thalern erfahren sollen.“

„Wenn Du's nicht willst, Simon, werde ich nicht davon sprechen.“

„Wenn Du nicht sprichst, spreche ich auch nicht. — Wir wollen jetzt zu Bette gehen. Gute Nacht, Gidelche, versuche nun, wie ein reiches Mädchen schläft!“

Es wird jetzt nöthig sein ein paar Worte von jenem Bruder Simon Levi's zu sagen, den er aus vielen Gründen den Windbeutel nannte. Der Bruder war ein schlankgewachsener, schöner Mann, der sich, wenn auch etwas oberflächlich, christlichem Geist und christlicher Denkart angeschlossen hatte, und in ganz anderer Weise als Simon mit Christen verkehrte. In dieser seiner Leichtigkeit lag Etwas, was Simon Levi schon vor Jahren Windbeutelei genannt hatte. Dann hatte der Bruder aber auch, mit Rücksicht auf seinen Umgang mit den Christen, seinen

Namen ein klein wenig verchristlicht oder modernisirt. Eigentlich hieß er Mordochai, war aber von Kindheit an Mortche genannt worden, und die gewöhnliche Uebersetzung davon ist Marcus. Da jedoch auch dies ziemlich stark nach Judenthum schmeckte, hatte es Mortche nach und nach in Martin gemildert; das war nun nach Simon's Meinung eine neue Windbeutelei, obwohl ganz im Einklang mit allem Uebrigen. „Mein Bruder Mortche-Martin" pflegte er ihn zu nennen, aber doch nur gegen die Schwester Gidel; denn Simon war noch ein armer Mann und kritisirte nicht laut. Aber wenn die Gelegenheit es gab, pflegte er hinzuzusetzen: „Wenn aus Mortche Martin wird, was wird dann aus Simon?" Dann konnte er dasitzen und alle Namen durchgehen von Hans bis zu Gretel und sich daran halb ärgern, halb ergötzen; denn was soll ein armer Mann machen? Er muß sich bemühen, wie die Biene, auch aus dem Bittern Süßes zu saugen. Dies also war die zweite Windbeutelei. Die dritte und wesentlichste war, daß Mortche oder Martin eigentlich in bedrängten Umständen war, und gleichwol auf einem verhältnißmäßig großen Fuße lebte. Er war nun einmal ebenso sanguinisch, wie Simon melancholisch, und lebte des Glaubens, daß der liebe Gott schon für ihn sorgen werde, wenn er selbst sich nur wohl und munter hielte. „Ich werde doch nie reich genug, um meinem Sohne und meiner Tochter etwas zu hinterlassen", pflegte er zu sagen; „mögen sie denn bei mir und meiner Frau eine frohe Jugend genießen, und lernen mit Menschen umzugehen; nach meinem Tode werden sie's ebenso machen, wie ich nach meines seligen Vaters Tod: ich fand, was noththat zum Leben. Was nützt es grämlich zu sein und sich vor der Zeit graue Haare wachsen zu lassen?" Das konnte nun Simon Levi seiner Natur nach nicht verzeihen, zumal da der Bruder in Folge dieser Philosophie für Schwester Gidel niemals etwas übrig hatte, oder doch nur sehr selten und dann nur sehr wenig, es vielmehr Simon allein überließ, für sie zu sorgen. Wenn die Gedanken diese Richtung nahmen, sagte Simon zu Gidel: „Dein Bruder Mortche."

Von allen Anzeichen dafür, daß Mortche oder Martin zu groß lebte, war Simon keines unangenehmer, als daß er im Sommer Marquisen vor den Fenstern hatte. Simon wohnte Parterre auf der Schattenseite, der Bruder im dritten Stock auf der Sonnenseite, Simon empfand deshalb nicht, daß der Bruder von der Sonne belästigt sein könnte; aber Eines wußte Simon bestimmt, und das war, daß weder seine Eltern noch seine Großeltern Marquisen gehabt hätten. Diese drei weißen Marquisen vor des Bruders Fenstern erschienen ihm wie weiße Flaggen, deren Wehen einen unnatürlichen Ehrgeiz, Frohsinn oder Jubel verkündigten und niemals konnte er vorübergehen, ohne hinaufzusehen und zu murmeln: „Marquisen! Owaus Awauseinu*) Marquisen!" Aber es war Alles nur ein unterdrücktes Murmeln, denn Simon war ein armer Mann.

*) „Väter unsrer Väter!" Ein Ausruf.

Mittlerweile waren Mortches oder Martins Kinder groß geworden und er sprach davon, daß sein Sohn Friedrich — in der Synagoge hatte er bei seiner Geburt nach dem Großvater den Namen Schlaumo erhalten; aber Schlaumo oder Salomo*) läßt sich mit Friedrich übersetzen — die Geschäfte übernehmen sollte, und zugleich munkelte man davon, daß Friedrich in die hübsche Rieke Jakobson verliebt sei. Hübsch war sie, galt auch für ein munteres und gutes Mädchen; das war aber Alles, denn Jakobson schlug sich nur mit Mühe durch. Das schien indessen Mortche oder Martin nicht zu kümmern. „Was brachte denn meine Frau mir mit?“ sagte er. Eine abgemachte Verlobung war es nicht; aber „man sprach“ von den jungen Leuten, und Simon Levi, der das junge Mädchen kannte, konnte nicht umhin, Antheil daran zu nehmen. Gegen Dritte sprach er sich zwar nicht darüber aus; zu Gidel aber sagte er, als zum ersten Mal die Rede darauf kam: „Tanzen zwei Meisim, wer bezahlt die Leisim?“ **) Seine Meinung war, daß Friedrich als ein hübscher, tüchtiger, aber unvermögender junger Mann eine gute, d. h. vermögende Partie machen müsse. Doch ist es im Grunde eine Frage, ob diese Meinung bei Simon Levi mehr als Verstandessache war; von Herzen konnte er entweder nur den jungen Leuten Glück wünschen, oder auch, weil er selbst ganz übersehen ward, zufrieden damit sein, daß der Bruder nicht mit einer reicheren Familie in Verbindung käme, und dann behielt er doch zugleich mit seiner Windbeutelei vollständig Recht.

So standen die Sachen in dem denkwürdigen Augenblick, als Simon Levi die Nachricht von seiner großen Erbschaft erhielt.

In dieser Nacht schlief Simon nicht viel. Sobald er von dem Licht, das den Fremden beschienen hatte, und von Gidel welche ihn gesehen und gehört hatte, entfernt war, verlor die Sache an Zuverlässigkeit. Er mußte diese erst durch Hülfe von Wahrscheinlichkeitsberechnungen wieder hervorrufen, oder richtiger durch Erwägung der Unwahrscheinlichkeit, daß Jemand hier Philpots kennen und Etwas über ihn und seine Jugendbeziehungen zu ihm, Levi, wissen sollte, um sich dessen zu einem grausamen Scherz zu bedienen. Aber jedesmal, wenn ihm die Sache dann wahrscheinlich wurde, wurde sie auch zu groß, um recht wahr zu sein, und eine neue Unruhe bemächtigte sich seiner bei der Frage, inwiefern er ein Recht habe, am nächsten Tage, als am Sabbath, in's auswärtige Ministerium zu gehen, um in einer Geschäftssache Gewißheit zu erlangen. Er bewies sich selbst, daß die Sünde genau betrachtet nicht groß sei, oder doch wenigstens verzeihlich, und dabei schlief er auf einige Augenblicke ein; aber als er erwachte und aufstand, kamen die Bedenken wieder. Theils erschreckte ihn der Gedanke, einem Mann gegenüber zu stehen, der ihm eine plötzliche, entscheidende, vielleicht zerschmetternde Gewißheit geben würde, theils hatte er das abergläubische Gefühl, als ob der Reichthum wieder entschwinden könnte, falls er Gott im Geringsten versuchte und an einem Sabbathe darnach griffe.

*) Es ist von derselben Wurzel wie Scholem, Salem = Frieden.

**) Wenn zwei Todte tanzen, wer bezahlt die Musikanten?

Als er zur gewöhnlichen Zeit in die Synagoge kam, und unbeachtet wie immer nach seinem Stand in einer der untersten Reihen an der Seite ging, sagte er zu sich selbst: „Hi, jetzt sollte mit zolllangen Buchstaben an mir zu lesen stehen: Hier kommt ein Mann von zweimalhunderttausend Thalern — dann würden wir sehen! Was würden wir sehen? Nein, wir würden nicht sehen! Sie würden fragen: Simon, wo sind die zweimalhunderttausend Thaler?"

Seine Nachbarn, kleine Leute wie er selbst, begrüßten ihn mit dem Wunsch eines guten Sabbaths. Da der eigentliche Gottesdienst noch nicht angefangen, hatte man auch ein wenig Zeit sich gegenseitig nach dem Verlauf der Woche zu erkundigen. Einer zog die Schultern auf joviale Weise und sagte, man müsse sich in Das finden, was Einem gegönnt werde. Ein Anderer klagte über die schlechten Zeiten. Ein Dritter sagte, daß er Tags zuvor einen unerwartet guten Handel gemacht und zwanzig Thaler verdient habe. — „Contant?" fragte Simon Levi. „Ja." — „Pischt! das ist mehr als ich sagen kann." — Diese Zweideutigkeit ergötzte ihn, aber ihm war doch sonderbar zu Muthe: wie einem Königssohn, dessen Herkunft plötzlich entdeckt ist, und dessen Legitimitätsbeweise nun dem König zur Entscheidung vorliegen; oder wie einem Vogel, der flügge werden und gleich auffliegen wird, zum allgemeinen Erstaunen Derjenigen, die ihn für einen kleinen buckeligen Commissionär gehalten hatten. Wie es uns oft ergeht, wenn wir inbrünstig Etwas für uns selbst wünschen: daß das Herz von inniger Liebe zu Gott zu schwellen scheint, der uns das Gewünschte geben kann, so wurde Simon sehr fromm gestimmt, und versprach in großen aber unbestimmten Zügen, welch' ein Mann für die Synagoge und die Gemeinde er werden wollte. Da trat ein Mann herein, den er als Besitzer einer halben Million kannte. Es war ein stattlicher großer Mann, mit selbstbewußten Mienen, aber zugleich mit einem Ausdruck von Ernst und Frömmigkeit. Er ging nach einem Platz nahe beim Betpult.

Ein Mädchen, die im Theater von der Galerie aus ihren Geliebten eintreten sieht, kann ihm nicht mit größerer Aufmerksamkeit folgen, als Simon Levi mit seinen kleinen scharfen Augen allen Schritten dieses Mannes. Er wurde von Niemand mit sklavischer Ehrfurcht empfangen; Niemand grüßte ihn tiefer als er selbst grüßte; aber dennoch lag in dem vertrautem Blicke, mit dem die Vornehmeren grüßten, in der Achtung, die gleichsam in der Atmosphäre war, die den Mann umgab, ein Etwas, wobei Simon Levi sich sagen mußte, dies erwerbe sich nicht allein durch zweimalhunderttausend Thaler oder mehr, sondern es sei zugleich durch Geburt und Familienverhältnisse, durch die Wirksamkeit eines ganzen Lebens bedingt. Mit scharfem Verständniß erfaßte er die Begrenzung seiner eigenen Persönlichkeit und fühlte, daß ihm in gewisser Beziehung der Reichthum zum Schmerz werden würde. Von Neuem und bestimmter als am Abend vorher beschloß er, daß Niemand genaue Kunde von der Erbschaft haben solle; daß er nicht den äußeren Schein des Reichthums

suchen wolle, sondern seine Wirklichkeit; und dann kam ein Augenblick, aber auch nur ein Augenblick, wo er ihm gleichgiltig ward.

Am nächsten Morgen reiste er in der Frühe nach der Fabrik bei Helsingör und fragte dort bei Caröe's an, ob sie Etwas wüßten. Es schien, als wollte er sich der Entscheidung auf so weiten Umwegen wie möglich nähern. Sie antworteten, daß eine Anfrage gekommen sei; da aber Ferdinand und seine Frau abwesend seien — er hatte ein Schiff zu führen bekommen — so wüßten sie weiter nichts, als daß ihm in Südamerika eine Erbschaft zugefallen sei.

Levi holte tief Athem. Hier begegnete ihm also die Sache in wirklicher Gestalt. Er sagte: „Ich frage, weil es mich interessirt, daß Herr Caröe reich wird, und weil ich bei derselben Gelegenheit auch ein Bischen kriegen werde."

„Sollen Sie denn nicht zu gleichem Theil mit Ferdinand erben?" fragte man.

„Ich soll einen Theil haben; aber es sind große Hallunken drüben in Südamerika: ich kriege nur zwanzigtausend Thaler. Aber auch das ist gut, und ich bin sehr zufrieden damit!"

Die Caröe's nahmen es arglos für Wahrheit hin; somit fühlte Levi sich sicher, daß er von dieser Seite nichts zu befürchten habe, und daß man die Sache so darstellen werde, wie er es wünschte.

Aber er konnte es denn doch nicht hindern, daß das Gerücht sich schnell über Kopenhagen verbreitete, und daß es nicht blos die Wahrheit erzählte, sondern diese sehr übertrieb. Er beschloß als kluger Mann, sich dem Strom nicht gerade entgegenzustemmen so lange er am reißendsten war.

„Ja", sagte er, „ich erbe eine Million. Wollen Sie sie mir für neunhunderttausend Thaler abkaufen?"

Kam Einer und fragte, ob es nicht zweimalhunderttausend Thaler seien, dann antwortete Levi: „Wollen Sie mich zum Besten haben? Gönnen Sie mir nicht mehr als zweimalhunderttausend Thaler? Es sind dreimalhunderttausend Thaler nebst Stallung und Wagenremise und Alles im Hause frei. Ich hoffe auf Ihren freundlichen Besuch, wenn ich meine Wagenremise erst habe."

Pfiffig war er; aber er hatte es auch mit geriebenen Leuten zu thun, die die Spur nicht verloren, wie sehr er sie auch zu verwischen suchte. Inzwischen kam Verschiedenes hinzu, um die Leute dennoch unsicher zu machen. Es währte lange, bis die Gelder wirklich ankamen, so lange, daß man schon anfing über die Gold- und Silbergruben zu lächeln, die Simon Levi in Peru und Mexiko hätte. Als das Geld endlich kam, kam es doch nicht auf einmal, sondern in Terminen, so daß selbst wohlunterrichtete Leute dem Gerücht von den großen Summen widersprachen. Und damals gab es in Kopenhagen noch keine scharfblickende Einschätzungscommission, die es einem ehrlichen Manne verwehrte, ohne Bürgerbrief still zusammengebückt über seinen Reichthümern

zu sitzen, ohne Steuern zu zahlen oder seinen Status gar im grünen Buch zu veröffentlichen.

So wurde Levi's Wunsch erfüllt. Aber als nun das Ganze oder doch der größte Theil der Erbschaft in seinem Besitze war, verfiel er einer großen Inconsequenz. Wie viel hatte er gelitten von Neid, von Schadenfreude, von all' den Stimmungen, die durch die beständig wechselnden Gerüchte erzeugt waren! Er war aus seiner ganzen bisherigen Lage hinausgeschoben worden, aus der Classe von Menschen, der er bis dahin angehört hatte, wenn auch nicht aus Freundschaft, so doch um der kameradschaftlichen Beziehungen willen, wie gleiche Umstände sie bedingen. Einen Augenblick war er ihnen zu reich geworden; im nächsten Augenblick war es nur eine Seifenblase mit den Farben des Reichthums gewesen; dann hatte er wol wieder eine gewisse Achtung erlangt, jene sociale Achtung, die man dem vermögenden Manne immer zollt, aber hieran hatte sich weder Freundschaft noch Verkehr geschlossen: an Rang war er in eine höhere Classe gestiegen, aber es war nur ein titulärer Rang, die Person blieb was sie gewesen war — er war und blieb der kleine Commissionär ohne Bildung und ohne Einfluß. Hierdurch nun schmerzlich gekränkt, wollte er plötzlich seinen Zauberstab schwingen und in seiner ganzen Herrlichkeit hervortreten. Er hatte bei einem Feste fünfhundert Thaler an die Armen gegeben; bei diesem Anlaß beehrte man ihn in der Synagoge mit einer „Mitzwo" (einer gewissen Ceremonie beim Lesen der Thora), und da dergleichen im Voraus angeordnet wird, und zwar mit derselben Sorgfalt wie irgend welche Hofceremonie, so hatte er sich auf den Tag vorbereiten und Anstalten zu einem großen Festessen in seinem Hause treffen können. Nur die Gäste fehlten; aber die lud er in der Synagoge ein. Er wendete sich zuerst, mit Angst und Demuth im Herzen, an jenen stattlichen reichen Mann, und bat ihn um die Ehre u. s. w. Der stattliche Mann beschloß, weil die Einladung in der Synagoge geschah, Gott ein wohlgefälliges Opfer zu bringen und sich herabzulassen; er antwortete mit seiner tiefen Gutturalstimme: „O ja, warum nicht? für einmal. Ich werde kommen." Andere antworteten auf eine mehr wohlerzogene Art mit Ja, wieder Andere entschuldigten sich. Levi lud auch einige Aermere ein, alte Bekannte. Einer von ihnen hatte genau Acht gegeben, wer zuerst eingeladen ward und antwortete: „Ich bin zu gering für Eure neue Gesellschaft. Gleich und gleich gesellt sich gern." In den letzten Worten lag für Simon eine grausame Ironie; gegen seine Gewohnheit hatte er kein Wort der Erwiderung.

Die Gesellschaft begab sich in sein Haus, und im Grunde ging Alles sehr gut, ausgenommen für Simon. Er mochte sich immerfort wiederholen: „Ich bin ein Mann von zweimalhunderttausend Thalern", war aber nicht im Stande, sich von seiner eigenen Person loszumachen, und die Rolle des Wirthes mit Freiheit zu spielen. Er wußte, daß der Wirth zwar der Geringste in seiner Stube ist, aber doch zugleich der Erste, daß er den angesehensten Gast in der rechten Weise ehren soll u. s. w.

Aber jedesmal, wenn er sich mit dem Rechte des Wirthes jenem stattlichen Manne nähern wollte, fühlte er sich wie im Schatten eines Thurmes, der hoch über ihm hinausragte, nicht nur durch das Verhältniß von fünfmalhunderttausend zu zweimalhunderttausend, sondern vielmehr durch jenes Unbeschreibliche: die Autorität vieler Jahre. Unwillkürlich stand er nach Verlauf weniger Minuten immer wieder in der Ecke, im Gespräch mit seinem ärmsten Gast. Er fühlte das Schiefe seiner Lage und ergriff jede Gelegenheit, um aus der Stube zu kommen und fern von Allem zu sein. Die beiden alten Geschwister hatten einen schrecklichen Augenblick in der Schlafkammer. Man sollte zu Tisch gehen und Simon meinte, daß es an Gidel sei, hineinzugehen und dem vornehmen Mann den Arm zu bieten. Hineingehen wollte Gidel schon, nur meinte sie, der vornehme Mann müsse ihr den Arm bieten: „aber falls er's nicht thut, Simon?“ — „Falls er's nicht thut?“ sagte Simon vor Angst und Wuth erblassend und außer Stande, sich zu rühren. — „Simon leb“, sagte endlich Gidel, „zu Tisch müssen sie. Geh' Du hinein, und sage ihm: Seid mauchel*), und führe ihn zu Tisch.“ — Nach einigem Zaudern antwortete Simon: „Ich will hineingehen und ihm sagen: Seid mauchel, und will er mir nicht mauchel sein — na! so lebe ich morgen doch noch, falls es des allmächtigen Gottes Wille ist!“

Bei Tisch herrschte natürlich nicht der gesellschaftliche Ton, welcher auf Gemeinschaft der geistigen Interessen beruht. Eine wie hohe Bedeutung die Religion auch hat, so ist doch weder die Kirche noch die Synagoge der Ort, an welchem man seine Gesellschaft ohne andere Rücksicht wählen soll. In der Regel haben jedoch zufällig zusammengeführte Juden etwas Gemeinsames, zu dem die Unterhaltung ihre Zuflucht nehmen kann, nämlich die Freude an „polnischen“ Geschichten. Eine wunderbare Naivetät, gepaart mit Pfiffigkeit, Unverschämtheit, schlagendem, sprudelndem Witz und Selbstironie, scheint vorzugsweise die polnischen Juden auszuzeichnen; Anekdoten von ihnen werden von der Leipziger Messe aus über alle Lande verbreitet, wo die Juden jenen Jargon verstehen, ein Gemisch von Deutsch und Hebräisch, den man „Mauscheln“ nennt, und der durch seinen eigenthümlichen Rhythmus und seine Wortspiele diesen Geschichten ihre eigenthümliche Würze giebt. Während der Mahlzeit, die Anfangs still und steif war, fing erst Einer an seinem Nachbar eine solche Geschichte zu erzählen, ein Zweiter erinnerte sich auch einer guten und ein Dritter hatte eben eine neue gehört. Bald war man so gemüthlich, wie es eine Gesellschaft durch gemeinschaftliches Lachen werden kann. Der stattliche Mann verlangte nicht das Wort zu führen; er gestattete gutmüthig, daß man ihn durch Erzählen unterhalte. Als Simon Levi diese glückliche Wendung der Dinge beobachtete, schwamm er in einem Meer von Glückseligkeit und wähnte sich einen wahren „Balboes“, einen großen Wirth. Aber das Schicksal wollte, daß eine geringfügige Kleinigkeit ihn von seiner ganzen Höhe

---

*) wenn's Ihnen gefällig ist.

wieder herabstürzen sollte. In einer christlichen Tischgesellschaft würde bei so lustigen Geschichten auch die Stimmung wachsen und durch den Wein erhöht werden. Aber die Juden trinken sehr wenig. Sie gehen nicht leicht aus ihrer Natur heraus, aus ihrer kühlen, für practische und religiöse Leute passenden Besonnenheit; denn sie wissen, daß die Mahlzeit mit dem würdigen Hersagen des langen hebräischen Dankgebets schließen soll. Man hört nie ganz auf eine Gemeinde zu sein, deren religiöses Gepräge mit dem nationalen vermischt ist. So geschah es, daß die durch die polnischen Geschichten hervorgerufene Gemüthlichkeit in eine offenherzige und vertrauliche Besprechung der jüdischen Verhältnisse im Allgemeinen überging. Aus einer Stadt war eine Verfolgung zu berichten, anderswo hatten einer oder mehrere Juden sich emporgeschwungen. Die Fehler der Juden wurden besprochen, und als Beispiel dafür wurde von Einem erzählt, der die Christen mit seinem Reichthum herausforderte, sich überall vordrängen wollte, intriguirte, sich wichtig machte, zuletzt aber gedemüthigt worden sei. Da nahm der stattliche Mann das Wort: „Geschieht ihm Recht! Chutzpo!*) Es geschieht ihm ganz recht! Man stellt sich nicht auf die Fußspitzen, wenn man auch ein reicher Mann ist. Geld ist viel, Geld ist aber nicht Alles.“

Der stattliche Mann dachte bei diesen Worten vielleicht gar nicht an Simon Levi, und die Anderen im ersten Augenblicke auch nicht. Aber Simon empfand sie als Anspielung und vielleicht war eben der Ausdruck seines Gesichts für die Anderen der Anlaß, die Worte noch einmal zu hören. Die Natur des Gesprächs hatte von selbst eine Pause herbeigeführt; jetzt wurde sie peinlich, und Keiner wußte sie zu brechen. Es fiel ein Wink, daß es Zeit sei zum Benschen (das Tischgebet hersagen), dadurch ward Simon von einer Art von Starrkrampf, der ihn befallen hatte, befreit. Aber er vergaß sich bis zu dem Grade, daß er, anstatt den Würdigsten oder Vornehmsten dazu aufzufordern, das Gebet selbst vorsprach. Während er mit allen äußeren Zeichen der Devotion, mit geschlossenen Augen und schaukelndem Oberkörper das Gebet sprach, ward er seines Fehlers eingedenk, bereute ihn, aber freute sich dennoch in gewissem Sinne darüber aus Trotz und Aerger, dachte an seinen Reichthum, fand ihn nicht hinreichend, und fühlte sich unglücklich.

Als das Ganze vorüber und die Gäste fort waren, sagte Simon Levi nach langem Stillschweigen zu Gidel: „Na, einmal ist keinmal! Einmal war ich meschugge“**). Nach einer neuen, langen Pause, fügte er mit der wunderlichen jüdischen Selbstironie hinzu: „Höre, Gidel, weißt Du was? Ich verstehe es nicht. Man sagt doch, daß das Glück eine Nekeiwo***) sei. Nun, sie soll willkommen sein! Aber was wollte sie bei mir? Ich verstehe es nicht. Weshalb ging sie nicht lieber zu einem jungen, hübschen Mann? Kannst Du mir das erklären?“

---

*) Unverschämtheit!
**) toll, aber das Wort hat eine unübersetzbar komische Bedeutung.
***) Frau.

Gidel antwortete: „Willst Du's wissen, Simon?“

„Ob ich es wissen will! Weshalb fragt man? Kannst Du antworten?“

„Weil ein junger Mann vielleicht Alles selbst behalten würde; Du aber kannst jungen Männern geben.“

„Hm!“ sagte Simon, und gerieth plötzlich in einen Gedankengang, der ihm durchaus nicht angenehm war.

Lange ehe er seine ganzen zweimalhunderttausend Thaler unter Schloß und Riegel hatte, gleich bei der ersten Einzahlung, war für Simon Levi eine peinliche Frage eingetreten: wegen Maßer (den Zehnten). Nach dem Gesetz nämlich soll man den zehnten Theil von seinem Erwerb an die Armen geben, und viel mehr Juden, als man wohl glaubt, kommen in der That noch heute diesem rein moralischen Gesetze nach. Als aber Simon Levi anfing an diese Pflicht zu denken und Betrachtungen darüber anzustellen, schien ihm ein großer Unterschied zwischen Demjenigen zu sein, der ein regelmäßiges Einkommen hat, von dem er jährlich sein Zehntel giebt, und Dem, der plötzlich zu einem großen Betriebscapital kommt. Sollte er nach den Buchstaben des Gesetzes den zehnten Theil des ganzen Capitals, also zwanzigtausend Thaler geben, oder jährlich den zehnten Theil von den Zinsen des Capitals? Zwar würde dem Anschein nach in beiden Fällen das Resultat dasselbe bleiben; aber die Rechnung war diese: Wenn ich auf einmal zwanzigtausend Thaler gebe, dann muß ich demnach jährlich den zehnten Theil der Zinsen von den übrigen hundertachtzigtausend Thalern geben; behalte ich dagegen die zwanzigtausend Thaler, so kann ich jährlich die Zinsen davon geben, und die mögen denn für das Ganze ausreichen. „Zwanzigtausend Thaler auf einmal!“ sagte Simon bei sich selbst. „Welcher rechtschaffene Kopenhagener wird zwanzigtausend Thaler geben, weil ihm aus Südamerika eine kleine Erbschaft zufällt? Wer würde der Nächste dazu sein? Mein Bruder! Bedarf er's? Hat er nicht sein Brod im Hause? Kriegte er zwanzigtausend Thaler, er würde auffliegen, und Kikeriki schreien, wie ein Hahn, und mir auf den Nacken treten, und der Erste in der Familie sein, und dann würde er mit meinem Gelde speculiren und sich selbst ruiniren, der Windbeutel!“

Aber hiermit war die Sache keineswegs abgethan. Gesetzt auch, daß seine Angabe vor Gott als officiell gelten könnte, daß er sich mit Recht als verantwortlicher und steuerpflichtiger Besitzer von nur zwanzigtausend Thaler betrachten, und den Rest ganz und gar für sich behalten könnte, so hatte er die Gelder doch so angelegt, daß er von einigen fünf oder sechs, bisweilen sieben Procent, von andern nur vier Procent erhielt. Welche von diesen gehörten dem lieben Gott? Der officielle Zinsfuß war vier Procent.

Endlich wurde die Sache durch einen letzten Umstand völlig verwickelt. Wir haben gesehen, daß Levi an jenem Fest fünfhundert Thaler an die Armen gab. Im Voraus hatte er seinem Bruder Mortche oder Martin tausend Thaler gegeben, in der Meinung, einen guten Handel

damit zu machen. Der Bruder war zu ihm gekommen; mit jener für Simon unwiderstehlichen Leichtigkeit, Vertraulichkeit und Herablassung, hatte er ihn gezwungen zu reden und, wenn auch unbestimmt, doch einzuräumen, daß die Erbschaft eine recht hübsche Summe sei. Darauf hatte der Bruder, ganz wie im Vorübergehen, etwas von einem Wechsel von tausend Thalern geäußert, den er bezahlen sollte, und Simon hatte, um für seine unvorsichtige Rede nicht mit einer höhern Summe zu büßen, dem Bruder gleich gesagt: Laß das Maßer sein! Und der Bruder hatte es angenommen, scheinbar von Herzen zufrieden, aber überzeugt davon, daß viel, viel mehr Geld da, und Simon vor Gott sein Schuldner sei.

Dies waren also fünfzehnhundert Thaler, und außerdem hatte Simon im Verborgenen hie und da etliche Summen zum Belauf von ein paar hundert Thalern gegeben, die er kaum wagte, Gott auf Rechnung zu setzen, denn diese Wohlthat hatte ihm selbst Freude gemacht; aber er führte sie doch zu Buch. Im Ganzen circa siebzehnhundert Thaler.

Falls man nun die Geduld hat, die Rechnung anzustellen, so wird man sehen — Levi's officielle Angabe von einer Erbschaft von zwanzigtausend Thalern als richtig vorausgesetzt — daß seine Jahreseinnahme nach einem Zinsfuß von vier Procent sich auf achthundert Thaler belief; er stand also, nach dieser Rechnung, vor Gott in einem Vorschuß von nicht weniger als neunhundert Thalern.

Ja selbst falls die Zinsen von den zwanzigtausend Thalern ganz ungereimt hoch zu sieben Procent angesetzt würden, also zu vierzehnhundert Thalern, stand er im Vorschuß mit dreihundert Thalern.

Wäre nur nicht das einzige Unangenehme bei diesem günstigen Status gewesen, daß er nur officiell war, während das Gewissen eine andere Rechnung machen konnte, und keine andere Entschuldigung hatte, als, da er nicht die volle Freude des Reichthums habe, so brauche er auch nicht die volle Steuer zu zahlen. Aber es giebt vielleicht manchen geehrten Mitbürger, der bei der Selbstangabe der Einnahmen in ein ähnliches Dilemma der Frage gegenüber geräth, was Vermögen und was Einnahme sei; wie hoch er nach seinem Dafürhalten zu besteuern, und wie hoch die Steuercommission glauben würde, ihn einschätzen zu müssen.

In Levi's Gewissen blieb die Unruhe stecken, zwei verschiedene Rechnungen gemacht zu haben, die nicht stimmen wollten und sie ließ ihn bisweilen Dinge thun, die man nicht verstehen konnte. So kam er einmal zu einer Gemäldeauction, nicht um zu kaufen, sondern um Menschen zu sehen, und ein wenig zu plaudern, denn er langweilte sich jetzt oft. Dort fand sich ein Kunstkenner oder Kunstliebhaber, der, als er Levi traf und sich ihn gut betrachtete, ihm wohl keine Kunstbegeisterung zutraute, sondern ihn für einen Käufer hielt. Er erzählte ihm, daß namentlich einige der Gemälde Aufmerksamkeit verdienten. Der Künstler sei todt, habe im Leben gegen Armuth und Verlassenheit gekämpft und jetzt erst erkenne man sein Talent. Levi kaufte auf Einmal für mehr

als tausend Thaler, theils weil er sich plötzlich an Maßer erinnert fühlte und in den Künstlern einige der Armen sah, denen er, streng genommen, Geld schuldete; theils wollte er aber auch den Christen zeigen, daß man nicht vergebens an einen Juden appellirt, und schließlich hatte er zu Hause so viele leere Wände. Gleich darauf fand sich der beunruhigende Zweifel ein, auf wessen Conto er die tausend Thaler setzen solle. War es ein neuer Vorschuß an den lieben Gott, oder Abzahlung der Schuld oder keines von beiden, da er doch selbst die Gemälde behalten hatte? Aber, wie er sich selbst ganz richtig sagte, würde er sich für seine eigene Person jemals die Verschwendung erlaubt haben, Gemälde zu kaufen? Würde er sich nicht mit Kupferstichen oder Lithographien begnügt haben? Auf wessen Rechnung also kämen die tausend Thaler?

Sein Verstand, der das Gesetz nur zu gut kannte, gab die Antwort außerordentlich klar und unangenehm; sein Gewissen hüllte sich in Dunkel und fand einen, nur aber nie genügenden Versteck.

Falls ein Mensch beständig an seine Sünden oder an seine Schuld gegen Gott denken sollte, müßte er es zur völligen Sühne bringen, oder den Verstand verlieren. Die milde Natur, die uns sündhaft machte, hat uns aber auch bis zu gewissem Grade ein Mittel gegen die Angst der Sündhaftigkeit gegeben: wir können an andere Dinge denken. Und Simon Levi fand für eine Zeitlang andere Dinge zu bedenken, zunächst in Folge des Gemäldeankaufs. Dieser lenkte wieder die Aufmerksamkeit auf ihn und seinen Reichthum, und man kam zu dem Resultat, daß er sehr vermögend sein müsse, aber es nicht verstehe, mit Geld umzugehen. Kurz, man vermuthete, daß er eine Schrulle hätte. Dieses veranlaßte, daß sich ein Mann mit einem Vorschlag an ihn wandte. Im Auslande lebte ein sehr vornehmer, aber auch sehr verschuldeter Herr, der ein Anlehen machen und zugleich Bürgschaft stellen wollte, aber freilich erst auf die sechste oder siebente Priorität seines Grundbesitzes; der regierende Fürst jedoch, sein Anverwandter, obwol er nicht gerade für das Anlehen garantiren wollte, interessirte sich doch dafür, und war erbötig, den Darleiher mit einem Ritterkreuz zu belohnen. Trotz Simon Levi's großer Klugheit loderte es bei dieser Versuchung doch in ihm auf. Sein Reichthum hatte ihm bisher so geringe Befriedigung gewährt, so wenig äußere Achtung und innere Ruhe gebracht! Nicht einmal in seiner Familie war er sicher, der Erste zu sein; sein jovialer, schlank gewachsener Bruder, der von ihm Geld annahm, brauchte sich nur zu zeigen um ihn zu überragen. Aber falls er ein Ritterkreuz bekäme! Falls in den Zeitungen stünde, daß der Particulier Simon Levi zum Ritter von dem und dem Orden allergnädigst ernannt sei! Seine Bekannten würden fragen, was er denn gethan habe. „Na, dann fragen sie! Die Leute werden des Fragens schon müde, wenn sie keine Antwort kriegen. Mögen sie's bemäkeln! Nach einer Weile sitzt der Orden doch fest und sieht aus wie jedes andere Verdienst. Und wenn ich am Sabbath mit Gidel am Arm aus der Schul'*) komme, und wir durch die Nordstraße nach dem Wall gehen,

*) Die Synagoge.

bei der Feuerwache vorbei, da muß die Feuerwache das Gewehr präsentiren, und gehen wir bei der Amalienburg vorbei, dann müssen die Gardisten mit ihren großen Pelzmützen das Gewehr präsentiren! Da giebts keine Ausrede! Sie müssen! Welch' ein Szechie*) für Gidel, die Arme, das zu erleben! Und komme ich zu meinem Bruder — Narrenspossen, hat's in der Zeitung gestanden, dann muß er's respectiren, und denkt er, so denk' ich auch und sage zu mir selbst: Wenn man ein Kohtzin**) ist, kann man sich einen Orden kaufen — was kannst du mir anhaben?"

Es entging aber Simon Levi's Aufmersamkeit nicht, daß, wenn sich in einer solchen Angelegenheit ein gewöhnlicher Commissionär an ihn wandte, die Sache in finanzieller Hinsicht nicht ganz rein sein müsse. Es war ihm klar, daß er Geld verlieren sollte; er wünschte nur genau zu sehen, wie viel wirkliche Sicherheit er habe, und wie viel dabei verloren gehen sollte. Als die Unterhandlungen anfingen, wollte man nicht heraus mit der Sprache, wahrscheinlich, weil man nichts Solides aufzuweisen hatte, und es zeigte sich eine neue, unerwartete Schwierigkeit. Als man nämlich betreffenden Orts erfuhr, wer den Orden erhalten sollte, wurde man stutzig. Die Verhältnisse waren der Art, daß man sich für den Augenblick nicht blosstellen wollte, indem man einen Mann decorirte, der, wie es schien, wohl ehrlich und geachtet, aber doch nur ein kleiner Jude in einer kleinen Nebenstraße war, nicht einmal ein Wechsler, geschweige Banquier. Dies erfuhr indeß Levi nicht. Man hielt ihn hin, um ihn doch vielleicht zu brauchen, wenn alle anderen Stricke rissen. Der betreffende vornehme Herr schrieb ihm sogar mehrere herablassende Briefe, worin zugleich angedeutet war, wie edel es wäre, falls er, Levi, erst ein Verdienst erwürbe, und dann den Lohn erwartete. Aber so dumm war Simon Levi nicht.

Während Levi mit dieser Fata Morgana beschäftigt war, kam auch sein Gewissen zur Ruhe. Er beschloß, ein Legat zu stiften; nach seinem Tode sollte eine Stiftung für alte Jungfern errichtet werden, unter dem Namen: „Ritter S. Levi und Schwester Gidel Levi's-Stiftung." Einmal jährlich sollte ein besonderer Gottesdienst stattfinden, wobei sein Name erwähnt und ein Lied abgesungen werden sollte. Er genoß in Gedanken die Ceremonie, als wäre er zugegen. Mit Rücksicht auf seine Rechnung sagte er dann zu sich selbst: „Bin ich ein nächtlicher Schwärmer? ein Säufer? ein Spieler? Will ich das Geld verschwenden, das mir der liebe Gott geschickt hat? So wenig ist das meine Absicht, daß es sich noch vermehren soll! Wie hätte Er, Gott verzeih mir, einen bessern Verwalter als mich finden können, wenn ich selbst nur auch ein bischen frei schalten dürfte?"

Dies war eine glückliche Zeit für Simon Levi; aber wie jedes Glück, das zu sehr auf Phantasie gebaut ist, sollte es nicht von Dauer sein, und der Stoß, der ihn traf, kam nicht nur von einer Seite.

Ein Gewitter war ganz in der Nähe aufgegangen. Simon's

*) Freudige Begünstigung.
**) Reicher Mann.

Bruder Mortche oder Martin war nun einmal von sanguinischer Natur; die ihm geschenkten tausend Thaler mit der zugleich gewonnenen Ueberzeugung, daß ihm viel mehr zukäme, veranlaßte ihn zu Speculationen. Anstatt seinem Sohn das Geschäft zu übertragen, und ihn heirathen zu lassen, packte er es selbst mit neuem Eifer an, „damit Sohn und Schwiegertochter etwas Erkleckliches vorfänden". Der Plan für ein solches Geschäft ist sehr einfach, man kauft in großen Partieen auf Credit, und verschafft sich einen verhältnißmäßig großen Vortheil, indem man in kleinen Partien auf Credit wieder verkauft; so lange die ausstehenden Forderungen richtig eingehen, giebt es einen wirklichen Ueberschuß. Die Umstände waren Mortche günstig. Man gab ihm Credit, theils weil er beliebt war, theils weil man in Kopenhagen wie in Hamburg annahm, daß sein Bruder dahinter stehe. Eine Zeitlang ging ihm auch sein Guthaben mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes ein; er bezahlte seine Creditoren, bekam neuen Credit und erweiterte das Geschäft. Er hatte einen Bürgerbrief als Großstädter gelöst. Jetzt sollte der Sohn sein Compagnon werden; bei Jacobson's wurde officiell angehalten, und die Hochzeit war auf den Herbst festgesetzt. Da gab es denn in beiden Familien viel Feste. Wohl sah Simon Levi den Bruder immer mehr damit drohen, „der Erste in der Familie" zu werden; aber er fand sich darein und nahm mit stiller Würde Theil an den Festlichkeiten, sein Blick haftete am künftigen Ritterkreuz.

Plötzlich aber fallirte ein hamburger Haus, und damit fiel eine der Stützen des großen, aber gebrechlichen Gebäudes, das Mortche Levi so schnell errichtet hatte. Die Gefahr lag nicht nur darin, daß man diesem Haus Geld schuldete, sondern viel wesentlicher noch darin, daß es mit vielen Kaufleuten in den Provinzen, Debitoren des Hauses M. Levi, in Geschäfte verwickelt war. Wie viele würden sich von ihnen halten? Augenscheinlich konnte man hie und da sein Geld retten, indem man die betreffenden Kaufleute schonend behandelte, um ihnen über die Krise hinweg zu helfen. Kurz, das Haus Mortche Levi brauchte Geld und abermals Geld.

Wer war näher als Simon? Mortche ging auch sogleich zu ihm, aber zu einer höchst unglücklichen Stunde, denn Simon hatte eben erfahren, daß der vornehme Herr sich auf andere Art aus der Klemme gezogen hatte, das leuchtende Ritterkreuz war aus dem Gesichtskreise verschwunden, er saß im Dunkel, gleichsam wie in einen tiefen Brunnen gefallen und fühlte sich so erbärmlich klein, zornig gegen das Schicksal, zornig gegen sich selbst, weil er gehofft und geglaubt hatte, und ein Beheimo*) gewesen war.

Mortche sah sein finsteres Gesicht, aber er nahm an, daß Simon schon um die Sachlage wisse, und er kannte das aus alter Erfahrung, daß ein Mann, der Geld hergeben soll, wie ein Stück Eis ist, das allmälig aufgethaut werden muß. In diesem Falle meinte er doch, werde es

*) Dummkopf.

keiner großen Anstrengung bedürfen. Er hatte das stolze Gefühl nicht verloren, Großstädter zu sein. Er war davon überzeugt, daß sein Haus eigentlich „gut“ und sein Geschäft „hübsch“ sei; es handelte sich um kein Geschenk, sondern nur um ein Darlehn, das ihn aus der augenblicklichen Verlegenheit heraushelfen und ihn noch höher als vorher stellen sollte. Er ahnte nicht, daß eben dies das größte Opfer sei, daß er in diesem Augenblicke vom Bruder verlangte. Simon sollte ihn heben, und sich dadurch selbst noch tiefer herabsetzen! Simon sollte für sich selbst alle Hoffnungen aufgeben, um nur den Bruder groß zu machen.

Mortche erzählte die Sache ganz geschäftsmäßig, zeigte die Art der Verlegenheit und verlangte vom Bruder nicht eine bestimmte Summe, sondern die Zusage, nach Umständen gegen gewöhnliche Garantie und gewöhnliche Zinsen zu helfen.

Nach einer Pause sagte Simon: „Hör' Mortche, ich muß Dir sagen, Du bist kein solider Kaufmann.“

„Eine große Neuigkeit!“ antwortete Mortche, indem er sich zu lachen zwang; „wo sollte die Solidität herkommen? Wie viel unser seliger Vater hinterließ, das weiß Gott und alle Welt, und andere Erbschaften habe ich nicht bekommen.“

„Das ist es nicht“, fuhr Simon fort: „das ist es nicht, daß Du ein Dalphen*) bist; so Mancher fing mit Nichts an; aber er wartet mit Großthun, bis er Etwas hat. Als Du ein kleiner Mann warst, mußtest Du drei große Marquisen haben, und als Du ein Stück Geld in die Hände kriegtest, mußtest Du von hier bis Ringkjöbing und von Skagen bis Neumünster Credit geben — im ganzen Land den Leuten die Augen aufreißen, pscht!“

„Na“, anwortete der Bruder, „wenn es nach des Himmels Wille einem Menschen schief geht, dann bekommt er was zu hören. Ich habe es gut machen wollen; aber vielleicht habe ich gefehlt. Ich habe gefehlt. Oschamni, Chotossi**) .... soll ich die ganze Lection aufsagen, Simon?“

„Du sollst nicht die ganze Lection aufsagen. Wer bin ich? Ein Sünder vor Gott. Du sollst nur eingestehen, daß Du kein solider Kaufmann bist.“

„Das habe ich gesagt. Aber nun sage ich noch Eines, Simon; ich habe geglaubt, daß Du ein guter Mensch seist.“

„Wenn man seinen letzten Heller weggiebt, ist man ein guter Mensch!“

„Davon ist keine Rede. Du kannst geben und kannst es lassen — das heißt, wer redet hier von geben? Du kannst leihen und Du kannst es lassen. Aber Du darfst deinem Bruder Nichts vorwerfen, wenn Gott ihn getroffen hat.“

„Ich werfe ihm Nichts vor! Ich sage nur, was ich vor Gott verantworten kann, Du bist kein solider Kaufmann. Und weshalb sage ich das? Um es Dir vorzuwerfen? Gott behüte mich! Was kannst Du

*) Unbemittelter Mann.
**) Die Anfangsworte des großen jüdischen Sündenbekenntnisses.

dazu? Du bist nun einmal so. Aber wenn Du selbst kommst und sagst, daß ich Dir helfen soll, dann sage ich: Mortche ich kenne Dich. Was auf der Debet-Seite steht, siehst Du rosenroth, und was auf der Credit-Seite steht, siehst Du lilienweiß. Das ist Deine Natur; ich werfe es Dir nicht vor. Ich, vorwerfen? Aber wenn ich mein bischen Geld in Dein Geschäft geben soll, so will ich mich auf Deine Berechnungen nicht verlassen — nicht weil Du mich betrügen willst, aber weil Du auf Deine Weise siehst — und darum sage ich: Laß ein paar Geschäftsleute, richtige Geschäftsleute, Deinen Status aufsetzen, laß Alles klar und hell wie der Tag werden; dann wollen wir sehen."

Mortche mußte sich selbst gestehen, daß diese Forderung nicht unbillig sei, obgleich er natürlich vorgezogen hätte, daß die Sache still abgemacht würde, ohne daß ein Fremder seine Bücher sähe. Es ahnte ihm nun auch, daß die Sache nicht ganz glatt abgehen würde, selbst wenn Simon's vorläufige Bedingung erfüllt sei. Aber was sollte er machen! Bei Fremden Hülfe suchen und dadurch merken lassen, daß sein Bruder seine Lage für hoffnungslos hielt, das mußte ihn gleich ins Verderben führen.

Ehe er das Haus verließ, wollte er sich noch eine Verbündete schaffen, die seine Sache führte. Er ging zur Schwester hinein, und erzählte ihr, daß sein Haus in Gefahr sei. Gidel hatte eine Zeitlang gekränkelt und war eben an diesem Tage sehr leidend und nervenschwach. Sie brach in lautes Weinen aus.

Dies starke Mitgefühl schnitt Simon in's Herz wie eine Undankbarkeit und Zurücksetzung gegen ihn. Er begriff ihre Liebe oder scheinbare Vorliebe für den Bruder nicht und sie begriff sie wohl kaum selbst. Sie liebte Simon, ohne darüber nachzudenken, ohne ihre Liebe zu wägen oder zu prüfen. Er war gewissermaßen sie selbst. Sie liebte Mortche nicht „weil", aber „obgleich"; sie liebte ihn dem zum Trotz, was Simon Windbeutelei nannte, aber auch weil er verheirathet war und Kinder hatte und endlich weil Mortche in seinem Wesen Etwas hatte, das Freude brachte, einen Luftzug aus einer fröhlichern Welt, einen Schimmer von Poesie. Und jetzt wollte die Welt ihre naßkalte Hand an diese einzige poetische Blume legen, die sie kannte.

Simon fand sich in die Zurücksetzung, oder sein Mißmuth über Gidel war doch bald vorüber; aber bereden ließ er sich nicht von ihr, er stand hinter einer starken Verschanzung. Auf ihre besten Argumente antwortete er: „Wenn ein Mann mir einen Sack ohne Boden bringt mit dem Begehren, daß ich ihn füllen soll, so antworte ich: Laß einen Boden in deinen Sack nähen, mein guter Freund, dann magst du wiederkommen. Basta!"

Kurz darauf brachte Mortche die von Simon verlangte Rechnung. Sie war von zwei zuverlässigen Geschäftsleuten unterzeichnet und lief darauf hinaus, daß das Haus M. Levi unter den vorhandenen Umständen zwanzigtausend Thaler brauche.

Simon schrie laut auf, wie von körperlichem Schmerz. Theils

schien ihm die Summe zu groß, theils hatte sie an Größe eine unheimliche Aehnlichkeit mit jener Summe, die er als Maßer hätte zahlen sollen, von der er aber nur die Zinsen zahlte. Er hatte mehr als die Zinsen gezahlt; außer den Summen, die wir schon kennen, hatte er nach und nach in Wohlthaten nicht Unbedeutendes hinzugefügt. Er stand nach der doppelten oder zweideutigen Buchführung an die er sich gewöhnt hatte, in einem bedeutenden Vorschuß vor Gott, und dennoch wurde jetzt die ganze Summe verlangt — Maßer von allen zwanzigtausend Thalern! Darin lag eine wunderbare Neckerei, die ihn zur Gegenwehr reizte. Das Ganze erschien ihm wie eine Verschwörung, wobei man sich in's Fäustchen lachte und er dem Bruder blos als Fußschemel dienen sollte. Es lag hierin etwas nicht eigentlich sonderbar Ungerechtfertigtes, aber sonderbar Hämisches, wobei sich das Böse in ihm regte; unter solchem Zwang und in solcher Weise wollte er nicht Gutes thun.

Obgleich sein Beschluß schon fest gefaßt war, las er doch die Papiere mit scheinbar großer Aufmerksamkeit durch und sagte dann: „Es ist klar und hell wie der Tag! Zwanzigtausend Thaler an Deine Creditoren!"

„Ja", antwortete Mortche; „aber dann habe ich die Aussicht, daß alle ausstehenden Forderungen eingehen."

„Aussicht? Ja, Aussichten. Weite Aussichten. — Und falls sie nicht eingehen? Und falls das Haus M. Levi mittlerweile speculirt und wieder in Unterbilanz geräth? Nein, Mortche Du bist mein Bruder, und wenn ich Dir einen Dienst thun kann, so thue ich's; aber Deine Creditoren bezahle ich nicht!"

„Aber, Simon, dann muß ich ja falliren!"

„Dann fallierst Du. Man hat größere Häuser falliren sehen."

Vergebens betonte der Bruder das Unglück der ganzen Familie falls er fallire, vergebens deutete er auf die wahrscheinlich zurückgehende Verlobung des Sohnes — Simon hatte sein Nein gesprochen und fügte nur hinzu: „Weil Du Schulden machst, soll ich bezahlen! Weil ein Ball sein soll, soll auf meinem Kopf getanzt werden! Na, nit! Laß Alles rein gekehrt werden! Rike Jakobson wird wohl derweile nicht davonlaufen, und habe ich eine Kleinigkeit, bleibt auch eine Kleinigkeit für Deinen Friedrich."

„Das heißt", rief der Bruder, „Du willst Rachmones (Mitleid) haben, und uns Almosen geben! Ich soll zu Dir kommen, um Wochengeld von dem Maßer zu kriegen, das Du bezahlen solltest! Nein, Simon, noch nicht! Erst werde ich Alles verkaufen, mein bischen Silberzeug, die Kissen von meinem Bett — was werde ich nicht thun — Du wendest Dich ab von mir — Gott wird helfen!"

Der kalte Schweiß brach auf Simon's Stirn aus, als der Bruder mit diesen Worten zur Thür hinausging; aber das Gute in ihm hatte nicht die Macht, ihn zurückzurufen. Er wollte Mortchen's Creditoren nicht bezahlen, er wollte ihn falliren sehen; er wollte selbst der Erste in der Familie sein und dann helfen nach eigenem „freien Willen".

Trotz jener starken Worte gab der Bruder doch nicht Alles ver-

loren, er baute auf die Schwester. Aber Gidel's Unwohlsein hatte zugenommen, die Schmerzen machten sie schlaff; ja sie wurde auf eine für Mortche unberechenbare Art zu einem Werkzeug gegen ihn: denn die Theilnahme und die Sorge für Gidel war in Beziehung auf den Bruder ein neuer geheimer Entschuldignngsgrund für Simon. Wenn er, so ganz, wie er es that, sich ihr widmete, konnte er von zweifelhafteren Pflichten das Gesicht abwenden.

Aber wie im Buch des Schicksals stand es geschrieben, daß Simon eben da, wo er vergessen wollte, in eigenthümlicher Weise gemahnt werden sollte.

An Gidel wurde nichts gespart; sie hatte nicht nur einen der berühmtesten Aerzte der Stadt, auch die besten jüdischen Wartefrauen; draußen vorm Hause ward Stroh gestreut, damit sie im Schlaf nicht gestört werde. Jedesmal wenn Simon auf die Straße kam, that es ihm leid, daß Gidel nicht selbst sah, daß sie wie eine Prinzessin krank läge. In der plötzlichen Lautlosigkeit der vorbeirollenden Wagen lag etwas fast eben so Feierliches, wie in einer Fürbitte in der Synagoge. Aber die Krankheit nahm zu, oder kam zu einer Krise, und der Arzt erklärte eine Operation für nothwendig.

„Ist Gefahr dabei?" fragte Simon beklommen. Der Arzt antwortete: „Wir stehen ja Alle in Gottes Hand; aber eigentliche ernste Gefahr sehe ich nicht. Wir wollen es nicht hinausschieben; ich werde gleich nach Mittag kommen."

Als er mit seinen Instrumenten wiedergekommen war und sie zurecht gelegt hatte, bemerkten Simon Levi's scharfe Augen, daß er das Zeichen des Kreuzes darüber machte. Obgleich man dies Zeichen im täglichen Leben selten machen sieht, erkannte es doch Levi fast instinctmäßig und schloß daraus, daß der Arzt für den Ausfall fürchte. Mit zugespitztem Munde, der halb einschmeichelnd, halb spöttisch aussah, sagte er: „Bitte um Vergebung, Herr Professor, Sie machten ein kleines Kreuz über Ihren Messern. Nehmen Sie es übel, wenn ich nach der Bedeutung frage?"

Der Professor wurde beinahe verlegen; in seinem Stande pflegt man nicht gerade Religiösität zur Schau zu tragen, und am wenigsten mit den religiösen Gefühlen Anderer in Conflict zu gerathen. Er antwortete sanft, beinahe entschuldigend: „Sie dürfen Sich nicht beunruhigen und es auch nicht übel nehmen, Herr Banquier. Es ist nur ein Zeichen, das ich in meines Gottes Namen gern mache, wenn die Gesundheit und vielleicht das Leben eines andern Menschen von meiner Hand abhängt."

„So, ein Zeichen .... im Namen Ihres Gottes .... Herr Professor", sagte Simon in einem Ton, der dem Arzt wie alberne Höflichkeit klang. „Wollen Sie wohl einen Augenblick warten, Herr Professor? Haben Sie die Güte, einen Augenblick zu warten?" setzte er gleich dahinzu und ging in seine Stube.

Er fing an, auf und ab zu gehen mit einer Unruhe, als suchte er ein Versteck, während er zu sich selbst sprach:

„Was denn weiter? Was ist im Wege? Simon, sei kein Narr! Es ist Nichts. Er ist ein tüchtiger Mann. Narrenspossen, ich kann ruhig sein, ich habe das Meinige gethan. Na, er machte ein Zeichen! Was ist ein Zeichen? Man kann doch wohl ein Zeichen machen; kostet Nichts! Könnten Kranke durch Zeichen geheilt werden, dann würd's nicht viel Apotheker geben. Und was geht's mich an? Das Zeichen schmaddet*) nicht. — Aber ich mochte es nicht leiden, als ich es sah — ich mag es nicht leiden; es macht mich besorgt, ich bin besorgt .... Es war, als wäre Einer mehr in der Stube. Und wer ist es? Er sagt, daß es sein Gott ist. Beheimeh.**) Falls es der richtige Gott ist, ist es doch mein Gott — — Adaunai Elauheinu***), falls Du es wärst und Du ständest da und sähest zu, wie sie meine Schwester Gidel zerrten und zögen und schnitten, um sie gesund zu machen, und Malach Hamoves †) stände draußen? und Du sprächest dann: Weßhalb bezahlt ihr Bruder Simon nicht das Geld, was er mir schuldig ist? ... Schema Isroeil ††), ich kann's nicht aushalten, Alles läuft, mit mir rund ... Wie viel bin ich Ihm schuldig? ... Narrenspossen mit dem Legat nach meinem Tod! Falls er sein Geld haben will und Gidel heilen, muß ich bei lebendigem Leibe bezahlen — wie viel ist es?"

Er öffnete ein Fach, nahm Papiere heraus und fing an, mit großer Sorgfalt zu rechnen, sicherlich ganz mechanisch; denn er kannte ja das Facit, und es handelte sich nur um einen Entschluß.

Der Arzt machte die Thür auf, sah mit Erstaunen Simon Levi selbst in einem solchen Augenblicke mit Papieren und Rechnungen beschäftigt und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Simon Levi, aber ich kann nicht gut auf Sie warten, zumal falls Sie viele wichtige Geschäfte haben."

„Wichtige Geschäfte? Es ist ein wichtiges Geschäft! Wichtiger, als Sie glauben! Nun komme ich!"

Er machte die Augen und fast das ganze Gesicht fest zu und sagte: „Nun ist es gethan."

Darauf ging er zu der Schwester und sagte: „Gidel, meine Schwester leb, laß ihn jetzt anfangen in des Herrn, des allmächtigen Gottes Name.n Ich sage Dir, Du wirst gesund."

„Wie kannst Du das so sicher sagen?"

„Höre zu, Gidelche, lege Deinen Kopf hierher, so ...."

Und in ihr Ohr flüsternd sagte Simon Levi: „Ich habe Maßer bezahlt. Dein Bruder Mortche soll die zwanzigtausend Thaler haben, er soll der Erste sein in der Familie. Ich bin sie Gott schuldig, obgleich

*) Tauft.
**) Eingeschränkter Mensch, Dummkopf.
***) Herr unser Gott!
†) Der Todesengel.
††) Höre, Israel! bei Juden große Anrufung und Angstruf.

nicht so viel; aber Er soll sie haben, alle zwanzigtausend, Dir zu Liebe. Nun brauchst Du keine Furcht zu haben, Gidelche, ich habe auch keine."

„Simon", sagte Gidel, „Gott soll Di benschen! Der Herr wird Dich segnen!"

Nach dieser Zeit wurde Simon Levi viel glücklicher als ehedem; er hatte Friede im Gemüth, war in seiner Weise munter und scherzhaft im täglichen Umgang, sanft und wohlthätig, und erwarb sich so einen guten Namen, wenn auch nicht in größerm Kreise. Als das Geschäft des Bruders geordnet war, und wieder gut und solider wie früher ging, wurde der Sohn Friedrich mit Rike Jacobsen verheirathet. Es war eine große Hochzeit, und als Simon die Braut im weißen Schleier unter der Chuppe*) sah, und seinen Bruder sehr vergnügt das Glas zertreten, und seine Schwester sammt allen Anwesenden geputzt und feierlich und als er dann bedachte, daß dieser schöne Anblick zum größten Theil sein Werk sei, schloß er die Augen und sagte: „Ich danke Dir, allmächtiger Gott, daß Du die zwanzigtausend Thaler von mir nahmst; Du sollst in Zukunft Alles ehrlich haben und mehr dazu."

Bei Tisch wurden Reden gehalten; erst auf Braut und Bräutigam, dann auf die Eltern der Braut; aber als darauf Derjenige, dem es zukam, sich erhob, um die Gesundheit auf die Eltern des Bräutigams auszubringen, unterbrach ihn Mortche höflich und sagte: „Eine Gesundheit geht vor. Mein Bruder Simon zuerst. Weshalb sollten wir verleugnen, was Jedermann weiß? Es ist sein Werk. Meiner Enkel Kinder sollen seinen Namen segnen. Darauf wollen wir Alle Hurrah! rufen!"

Als Simon anfing, sich von seiner innern Bewegung wieder zu erholen, fühlte er weiche Händchen um seinen Hals, und warme Lippen an seiner Wange. Es war die Braut.

So gehe es Allen, die nicht selbst Kinder haben!

*) Der Baldachin, unter dem die Trauung stattfindet.

Das Volkslied des Emslandes.

Von E. von Dincklage*).

Kräftige, gutgenährte, freie Volksstämme haben durchgängig wenig Lieder, sind dagegen aber beständiger im Festhalten ihrer Volkspoesie, weil sie überhaupt Achtung vor dem Ererbten, Bestehenden haben. Der Emsländer hat nicht nur eine ihm eigenthümliche, niederdeutsche Muttersprache — nein, er leitet seinen Dialect, seine Gesichtszüge, ja, zum großen Theil seine Sitten kühnlich bis zu jenen Tagen hinauf, wo Hengist und Horsa in ihren Myoparonen (verpichte Weidenkörbe mit Rindshaut überzogen, in Kahnform) der fernen Küste Britanniens entgegen steuerten. Sogar der Name Emsländer, den sich der Sohn jenes Landstriches giebt, der das sandige Bett der Ems umfaßt, bis sie sich, in ihrem Lauf zum Dollart, durch die fetten Marschen Ostfrieslands windet — sogar dieser Name, den keine Landkarte, keine geographische Bezeichnung sanctionirt, ist dennoch unschwer als der Urname des Stammes zu erkennen, welchen einst die Legionen des römischen Feldherrn Varus in „Amsivarier" übersetzten. Ist der norddeutsche Bauer schon im Allgemeinen gravitätisch und wortkarg, so ist in dem Emsländer dieser Charakterzug durch den Umstand noch vorzugsweise ausgebildet, daß das sterile Erdreich, die weiten Sand- und Haidestrecken ihn auch örtlich isoliren und, da der Grundbesitz nur in abnormen Fällen aus einer Hand in die andere geht, schon durch viele Generationen und Jahrhunderte die Scholle und ihre Besitzer gewissermaßen eine Welt für sich repräsentirten. Der Fremde, welcher den Emsländer hochdeutsch anredet, wird der Gastlichkeit des biedern Landmannes höfliche Antworten verdanken; aber um in das Erbgut seiner Traditionen, in den Burgfrieden seiner harmlosen Vergnügungen gezogen zu werden, dazu ist beinahe der sprichwörtliche Scheffel Salz zuvörderst zu verzehren.

Unsere culturhistorischen Schatzgräber und Geisterbeschwörer haben außerdem die Gewohnheit, einfach zu fragen, ob noch alte Sitten, Ueberlieferungen und Poesien bestehen; indeß die schönere Frage: weshalb sich Eins oder das Andere erhielt, meist unberücksichtigt bleibt, vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil kein summarisches Studium darüber Gewißheit giebt, sondern nur eine volle und lange Vertraulichkeit mit dem Leben und Ansichten der Bevölkerung.

Ostfriesland und Holland sind sangesarm — Frisia non cantat! —

---

*) Unsere verehrte Mitarbeiterin hat in einer Reihe von Novellen so meisterhafte Schilderungen dieses „Emslandes" gegeben, welches sie für die Literatur gleichsam erst entdeckte, daß es unseren Lesern gewiß höchst willkommen sein wird, durch dieselbe kundige Hand in das Leben und Weben, das Dichten und Trachten der Bewohner jenes eigenartigen Landstrichs eingeführt zu werden, wie dies obiger Artikel versucht.

Die Redaction des „Salon".

als ob das ewige Wogengeräusch der Nordsee die Lieder übertäubt hätte. Es ist nicht Unempfindlichkeit, man achtet und liebt die Musik ungemein; aber sie bleibt das Eigenthum Einzelner. Wenn noch Bruchstücke der wilden Trinklieder existiren, welche die Vitalienbrüder und ihr Anführer, der große Seeräuber und noch größere Trinker Claus Störtebeker, bei ihren Gelagen sangen, oder der Spottlieder, mit welchen sich die unversöhnlichen Parteien der Fettkoper und Schieninger verfolgten, so kennt die Menge nichts mehr von diesen Weisen und ihr poetisches Wissen drängt sich in einigen kräftigen Wahrsprüchen und den Liedern des reformirten Gesangbuchs zusammen. Von Holland und Ostfriesland begrenzt, finden wir das Ems- oder Münsterland; früher unter die gedeihliche Botmäßigkeit des Münster'schen Krummstabs gestellt, hat es bis auf die Neuzeit keine Veranlassung gehabt, mit dem Schicksal, welches über seinen weiten Ebenen waltete, noch mit den, wenn auch durch Arbeit erkauften Gaben dieser Ebenen unzufrieden zu sein. Der schroffe Unterschied zwischen reich und arm, der in Holland und Ostfriesland fühlbar wird, existirt nicht im Emsland, das genau begrenzt das Herzogthum Aremberg-Meppen ausmacht. Hier hat auch der Arme noch sein kleines Heimwesen, seine magere Kuh, sein Schwein, und geht ihm auch dieses verloren, so bleibt ihm doch sicher die Hülfe seiner Nachbarn, auf die schon seit Jahrhunderten diese Nachbarpflicht sich vererbt; und nöthigenfalls kommt die ganze Gemeinde zu Hülfe. Der Emsländer hat nichts Bettelhaftes, selbst wenn er factisch betteln geht, „by de Hüse geiht;" bei den Häusern geht, nennt er es. Er tritt in einem anständigen Anzug, mit guten Stiefeln oder Holzschuhen ein, setzt sich und beginnt eine Conversation, die weder jammernd noch drohend, zumeist gar nicht einmal seine individuellen Wünsche berührt. Erst wenn er sich ausgeruht und die Neuigkeiten des Tages erschöpft hat, macht er die socialen Motive seines Besuchs unverblümt geltend: „Ich komme um Heu für meine Kuh!" oder: „Gebt mir heute kein Brod; Ihr habt geschlachtet, Fett ist mir lieber!" Eine alte Bettlerin kam stets von Zeit zu Zeit auf ein Landgut und erklärte, sie hätte keine Erdäpfel mehr, man gab ihr immer, was sie verlangte, bis eines Tages keine zur Hand waren. Die Alte rief gekränkt: „Was laßt Ihr mich dann erst den Weg machen!"

Das ist nicht etwa Frechheit; der Bettler findet in seiner Bitte nichts Herabwürdigendes, der von ihm Angesprochene nichts Drückendes oder Unziemliches — Beide stehen noch unter dem Gesetz jenes patriarchalischen Geistes, der leider von den Fortschritten der sogenannten Intelligenz berührt, mehr und mehr schwindet. Während die Masse der Almosen unter dem Einfluß der letztern wächst, sinkt dagegen die Würde des unterstützten Individuums bis zu dem Begriff einer mehr oder minder tauglichen Arbeitskraft. Unser Emsländer führt den Bettelstab wie ein Philosoph, er könnte in die Rinde dieses unfruchtbaren Holzes einschneiden, was der irische Fürst Taddy O'Shaughlin in sein Schwert ätzen ließ: „I am!" In diesem „Ich bin" oder mehr noch „Ich bin ich!" wurzelt der ruhige, gemessene, aber auch wieder nicht unschlaue Volksgeist; das Abschließen an sich bedingt schon ein Mißtrauen, das Selbstgefühl eine geistige Kraft. Dieser Volksgeist erhält durch den Umstand einen gewissen Schwung, daß er sich in zwei Sprachen darthun muß, der niederdeutschen oder platten und der hochdeutschen; er benutzt beide wie sein Alltagswamms und seinen Sonntags- oder Lakenrock; Laken oder Tuch ist nämlich Das, was im Nibelungenlied die Seide darstellt, das Schönste und Passendste für alle Feste in Lust und Leid. Plattdeutsch ar-

beitet, sorgt, ißt und trinkt unser Bauer; hochdeutsch betet und singt er, kein niederer, unschriftmäßiger Ausdruck entweiht sein enges, mühsam errungenes, hochdeutsches Wissen, sogar bei seinem Namen bildet es einen Rangunterschied. „Ich heiße Mar-Engel", sagt ein frisches Bauermädchen, „und schreibe mich", fügt sie hinzu, „Maria Angela". Die Verketzerungen der Namen sind freilich meist viel unpoetischer, so Wübke aus Walburga, Gesche aus Gesina ꝛc.

Das Volkslied trägt dieser Unterscheidung Rechnung; die hohen Gedanken haben den Wortklang beibehalten, ohne freilich immer streng an ihrem ursprünglich folgerechten Sinn zu haften, das Pathos an sich genügt schon, eigentlich klingt sogar das am rührendsten, was man gar nicht mehr versteht. Die leicht faßlichen Gedanken dagegen hat sich der Dialect sofort zu eigen gemacht und der Reim wirkt versöhnend, wo es im Uebrigen nicht so recht klappen will. Die Mundart des Emsländers ist kräftig in den Einzelausdrücken, ungemein biegsam in ihrer Zusammenstellung; nicht nur ist eine bis in's Schwebende streifende Modulation der Vocale gestattet, sondern lästige Silben werden, wie im Englischen, ganz weggestrichen, was die Ausdrucksweise knapp und treffend macht. In dieser Sprache sind Worte, welche uns direct aus einem der dort so häufigen Hünengräber zu klingen scheinen; Worte, die auf ihre hochdeutschen Nachkommen wie Methusalem auf seine Zeitgenossen herabblicken können, unverstümmelt, unveraltet wie sie einst Karl der Große oder schon vor ihm der Amsivarenführer Bojokal (53 n. Chr.) sprach, er, der mit seinem Stamm vertrieben, dem römischen Befehlshaber Julius Avitus zurief: „Fehlen kann uns die Erde, worauf wir leben — nicht worauf wir sterben!"

Die ältesten Volkslieder des Emslandes sind, wie zumeist der Fall, Bruchstücke; die Echtheit derselben kennzeichnet sich dadurch, daß sie, mit geringen Abweichungen des Textes, eine weite Ausbreitung haben, also jenseits der nachweisbaren Uebertragung stehen.

Eigenthümlich ist es, daß Ständchen oder unzarte Liebeslieder sich unter den älteren Weisen gar nicht finden; noch heute ist der Emsländer ungemein sittenstreng: jedes Tändeln oder Hervorheben von Empfindungen, selbst zwischen Eheleuten, oder zwischen Eltern und erwachsenen Kindern, gilt als unpassend und unwürdig vor dritten Personen, ja, wer von seinen Gefühlen spricht, kommt geradezu in den Verdacht, keine zu haben; weshalb sonst im Nichtigen darthun wollen, was nur das Wichtige beweisen kann?

Eine Wittwe, von der man durch viele Jahre die strengste Trauer fordert, die es nie mehr wagen dürfte, wie jung sie auch sein mag, jemals wieder zu tanzen: man würde sie unbarmherzig tadeln, wenn sie es in ihrem Schmerz nicht über sich gewönne, die Gäste zum Essen und Trinken zu animiren — beim Leichenmahl für den Gatten!

Die erzählenden Lieder finden vielen Beifall und werden von besonders lungenbegnadeten Sängern und Sängerinnen stets bei gemeinsamen Arbeiten, Waschen, Flachsbrechen ꝛc. gewissenhaft und mit Selbstgefühl vorgetragen. Sehr beliebt ist die „captainische Tochter", deren Schicksalen der Kreis immer mit großer Stille lauscht. Das Lied heißt:

„Nun wollen wir singen von Freuden,
Von Freuden ein neues Lied,
Von einer captainischen Tochter,
Die hat die Soldaten so lieb.

Ein Körblein trug sie in dem Arm,
Ein' schön' Stab in der Hand,
Sie ging der so lange spazieren,
Bis sie das Lager fand.

Als sie wol vor das Lager kam,
Da stand der captainische Vater
(Und schaute das Mädelein an)
Ach, Mädel, ach, liebstes Mädelein,
Ach, Mädelein, bleibe daheim.

Die Kleider, die Du jetzt tragest,
Die will ich verzieren mit Gold —
Ach, Vater, ach, liebster Vater,
Ich habe Lust an der Welt!

Ach, wär' ich als Knabe geboren,
So ging' ich fein lustig in's Feld,
Im Felde, da geh'n die Trompeten
Wohl für den Landskönig sein Geld!"

Die Melodie steht fest; ohne Zweifel ist sie sehr alt, fünf Generationen sangen die captainische Tochter nachweisbar, einige Verse zeigen die Uebertragung in's Hochdeutsche, der letzte klingt eines Landsknechts würdig. Das Ganze mag zu Anfang des Jahrhunderts oder einige Decennien früher modernisirt sein. — Das bekannte Lied von der „wunderschönen Anna" fehlt auch am Emsufer nicht; ja, Referent erinnert sich deutlich der Zeit, wo Anna's Schicksal einen tiefen Eindruck auf das Kinderherz machte, vorgetragen von der kleinen Magd am Spinnrocken. Der Fähnrich kommt über die grüne Haide geritten, mordet die schöne Anna nach einigem Parlamentiren ihrerseits, „weil sie sterben muß!" und reitet wieder fort; als er aber auf der grauen Haide hin- und hersprengt, begegnet er Anna's Bruder, der sich erkundigt, weshalb sein Kleid von Blut so roth sei? Die Entschuldigung des Fähnrichs, er habe zwei Tauben geschlachtet, wird nicht angenommen, sondern der Bruder stößt ihn ohne Weiteres nieder und

„Die wunderschöne Anna sungen die Schüler nach,
Dem Fähnrich bellten die Hunde nach,
Die Anna, die kriegt ein' Glockenklang,
Der Fähnrich kriegte ein' Rabengesang."

Die Fähnriche müssen ihrer Zeit höchst verwegene Gesellen gewesen sein, denn in den alten Liedern bleibt ihnen kein gutes Haar; sie morden förmlich zum Vergnügen, ein Blutdurst, den sie im Volksmund mit den Türken theilen, dessen plötzliches Wiedererscheinen den harmlosen Theil der Bevölkerung des Emslandes vor zehn, zwanzig Jahren nicht überrascht haben würde. Jetzt hat freilich jedes Dorf, ja fast jedes Haus seine Zeitung, die Zeitungen werden nach dem Holländischen „Kranten" (Couranten) genannt. Gutes kann man dem Türken indeß nicht zutrauen, man weiß noch von „damals", daß er kein Christ ist. — Zu den erzählenden Gedichten gehört auch „der Bettler aus Ungerland, der die Königstochter sah und sie heirathen wollte;" leider sind die vorhandenen Bruchstücke zu sehr entstellt, um sie hier wiedergeben zu können.

Daß die Volkspoesie dieses Striches so wenig Episches bietet, mag der durchaus landwirthschaftlichen Beschäftigung, vielleicht auch dem undankbaren Erdreich Schuld gegeben werden, das ein langsames Entfalten seiner Erzeugnisse bedingt und seinen Pflegern viel eher eine große Geduld, als ein plötzliches Aufwallen oder mächtige Leidenschaften lehrt. Auf die Lyrik haben

dagegen die unbegrenzten Haiden, die röthlich-weißen Buchweizenäcker in den tieferen Moorstrecken einen günstigen Einfluß. Allein unter den Tannen gewahrt der Wanderer eine ferne Staubwolke auf der Heerstraße, das Abendläuten tönt plötzlich herüber aus dem Kirchdorf, das sich in die grüne Emsniederung, umgeben von Eichenholz, bettet — zwingt es ihn nicht, zu träumen von den fernen Menschen und ihrer Liebe oder ihrem Haß?

Nun kommt auch der Schäfer mit seiner Haidschnuckenheerde daher geschritten; er trägt einen weißen Wollmantel, „Haike", und in der Hand eine Wurfschaufel, im Knopfloch seines Wammses baumelt ein großer Strickstrumpf, und er schaut mit lichtblauen Augen unter dem großen Krempenhut hervor, der seine flachsblonden Haare bedeckt. Der Spitz rennt hin und her, er hat sich schon ganz heiser gebellt, die Zunge hängt weit über die scharfen Zähne hinaus und er keucht vor Eifer und Durst. Sein Gebieter schreitet als gingen ihn die Schafe nichts an, feierlich in seinen Holzschuhen weiter, er grüßt den einsamen Wandersmann nicht, er sieht ihn gar nicht an; aber kaum ist er an dem Fremden vorübergeschritten, als eine trauernde, weiche Melodie um die braunrothen Föhrenstämme zieht und die Schafe erschreckt in einen kurzen Trab fallen. Der Schäfer singt:

„Ich schrieb der einmal einen traurigen Brief
An den Herzallerliebsten mein,
Auf daß wir Beiden verbunden sein,
Drücke tief in Dein Herz hinein.

Ach, Schätzlein, was hab' ich Dir zu Leide gethan,
Daß Du der willst scheiden von mir?
Das haben die falschen Zungen gethan,
Die reden von Dir und von mir!

Du falscher Verläumder, was redest Du von mir,
Bedenke, was Du thust (sprichst?),
Weißt Du nicht, daß Gott thut strafen Dir,
Ja, strafen, das ist der gewiß.

Das ewige Leben sei Dir gegeben,
Dazu eine gutige Nacht,
Nun Adjes, mein herzallertausender Schatz,
Nun Adjes und lebe wohl!"

Wo eine Zeile zu kurz ist, wird ohne Weiteres ein „der" eingeschoben, das aber nicht etwa Dir heißt; im Sprachgebrauch heißt es meist „dar", das Plattdeutsch für „dort".

Dies Lied hat in seiner Idee viel Aehnlichkeit mit dem bekannten, von Weber componirten „Mein Schatz, der ist auf die Wanderschaft hin". Es ist wohl immer ein gutes Zeichen, wenn eine Bevölkerung die Verleumdung als ein Unglück betrachtet; leider hat Deutschland ganze Provinzen aufzuweisen, wo das Volk mit Nichts mehr verleumdet werden kann, da die ärgsten Anklagen gegen Sitte und Rechtschaffenheit eben nur Wahrheit sind.

Ein hohes Alter darf man dem sogenannten „Wachterlied" zusprechen, dessen erste und letzte Strophe hier Platz finden mag, weil ihre Form sie besonders kennzeichnet:

„Der Wachter von den Thoren blas,
Er blas mit heller Stimme,
O, bleib noch, bleib, Du junger Knab',
Noch lang, noch lang kein Tag."

„Wenn man Stroh auf's Feuer legt,
Und der Schnee dazwischen weht,
Wie bald ist das verbrennt;
So geht es auch der Liebe — wie bald ist sie zu End'!"

Manch' leichtere Weisen, als „Zehntausend Ducaten ist das kein schön's Geld? Mein Schatz ist mir lieber als halber die Welt!" verrathen sich als Einwanderer, da sie weder im Wesen, noch in der Wortstellung dem Emsländer angepaßt sind. — Noch vor wenig Jahrzehnten waren Tanz und Gesang bei dem Münsterländer unzertrennliche Gefährten, ein großer Theil der Tänze heißt noch wie die maßgebenden Lieder. Doch sind sie nicht eben — wie es Ulrich von Liechtenstein nennt! — feine Tanzweisen; denn der Text ist alles Andere, nur nicht belustigend. In den Gegenden, wo man noch zum Tanze singt — der Landler und Csardas sind ja Lieder! — liegt in den Tanzweisen immer eine mehr oder minder betonte Mahnung an das Gefühl; das Einzelntanzen des Burschen und Mädchens scheint im Trennen und Wiedererhaschen nur eine Bekräftigung dieser Idee auszudrücken. Anders der Emsländer; er tanzt wie die Indianer Traditionen, er tanzt — oder tanzte! — gleich dem Rosse in der Tretmühle; er tanzt weniger mit den Füßen oder um von der Stelle zu kommen, als daß er Kopf, Schultern, Hände und Kniee bewegt, die Sache ist ihm Arbeit, Feier und Ernst. — Es ist fast rührend, eine Greisin neben dem Krankenbett ihres hochbetagten Eheherrn sagen zu hören: „Et geiht mit Schien to End, dat wass'n anner Tieden do ick mit us Vader Malbrook danzte!" — (Es geht anscheinend zu Ende, das waren andere Zeiten, als ich mit Vater den Malborough tanzte.) Der Malborough ist eine fast wörtliche Uebersetzung des bekannten: „Marlborough s'en va-t-en guerre", dieses Spottliedes der Franzosen auf Marlborough und die Engländer, welches noch bis tief in die französische Revolution hinein gesungen wurde*).

„Malbrook de geiht in Orlog,
Malbrook de kump nich wär!"

Den Kehraus von „Bestvader un Bestmoder", Großvater und Großmutter, nicht zu vergessen! Während der Emsländer die Großeltern „beste Eltern" nennt, sagt der Friese: „Schonvader", was dem Französischen „Beau père" entspricht.

Die Mode des „Freier-Zu-Singens", nämlich einem Mädchen, besonders beim Spinnen, eine nahe Verheirathung singend vorauszusagen, hat etwas den griechischen Chören Verwandtes, um so mehr, als in der That eine Ehrenbezeugung der singenden Mädchen gegen die Besungene darin liegt und

*) Dieses seiner Zeit und später in der Revolution während der Kriege Frankreichs gegen England berühmte Lied stammt aus dem Jahre 1709, nach der Schlacht von Malplaquet, und entstand in den französischen Grenzprovinzen auf das falsche Gerücht hin, daß die Engländer die Schlacht verloren hätten und Marlborough gefallen sei. Das Lied schilderte den Tod des großen Generals und den Eindruck, den die Nachricht auf seine Gemahlin in England machen würde. — „Da man ihn nicht fortsiegen konnte, so versuchte man, ihn fortzusingen", sagt der Bibliophile Jacob in seiner Geschichte des französischen Volksliedes. Damals, wie heut! Aufgefrischt wurde das Lied gegen Ende des Jahrhunderts, 1781, durch die Amme des unglücklichen Ludwig's XVII. Es ward allmälig wieder Mode, stieg aus der hohen Gesellschaft zurück in das Volk und das Wiegenlied des Dauphin wurde das Lied der Revolution!

diese Huldigung ausschließlich stattfindet, wenn keine Männer zugegen sind. Der Text heißt, ohne auf größerm Umkreise im Geringsten abzuweichen:

„Achtert Huus steiht son Bömeken,
Haid Windken weih,
Dar in dar hang en Kröneken
Von didlumdei,
Wenn't kolt is, weiht de Wind.
Well schall dar unner sitten
Haid Windken weih,
Gedrud is de Witste, Gedrud is de Moje,
De dreg son moje Krone,
Wenn't kolt is weiht de Wind."

(Hinter dem Hause steht ein Bäumchen, Haide-Wind wehe! Darinnen hängt ein Krönchen, von Didlumdei. Wenn's kalt ist, weht der Wind. Wer soll darunter sitzen? Haide-Wind wehe! Gertrud ist die Weißeste, Gertrud ist die Schöne, sie trägt solch' schöne Krone — wenn's kalt ist, weht der Wind.)

Andere Sprüche bezeichnen auch den Namen des Auserkorenen, sind aber bei Weitem minder originell. Selbstverständlich fehlen die schwülstigsten Carmina nicht, um so mehr, als Hochzeitsfeierlichkeiten und Gebräuche in großartiger Weise bestehen. Eine Hochzeit vereinigt Hunderte von Theilnehmern und dauert durch mehrere Tage. Die Hochzeitsbitter eilen weit und breit umher, Verwandte und Bekannte zu „nöthigen", denn das Kommen ist eine Ehrensache. In der Hand tragen diese Boten einen Stock, an welchen jedes eingeladene unverheirathete Frauenzimmer ein seidenes, farbiges Band von der Länge des Stockes zu binden hat. Zuerst also wird der Stock mit seinen flatternden Bändern über die Schwelle gesetzt und dann die Nöthigung in Versen vorgetragen: „Hier sett ick mien Stock un mien Staf — go'n dag!" (Hier setz' ich meinen Stock und meinen Stab — guten Tag!) hebt er pathetisch an und beschreibt nun die Freuden des Festes, dreißig Musikanten — wenigstens drei! werden spielen und die Tänzer werden „trappeln", daß die „Pfannen", (Dachziegel) auf dem Hause „rappeln". Nun gar die Speisen, ganze Heerden sind geschlachtet, und als Delicatesse verspricht er: „Schneppen mit de lange Becken (Schnäbel), dat se sallt ower de Tafel recken! (reichen)", auch in solchen Jahreszeiten, wo die armen Schnepfen längst von Oculi bis Palmarum ihre Freiheit gerettet haben.

Die Trinklieder zeigen, daß sie weder bei Reben-, noch schäumendem Gerstensaft heimisch sind; das alte Soldknechtslied, welches einst unter den Mauern des belagerten Magdeburgs entstanden sein soll, kommt in folgender Version vor:

„Dat Hänsken von Bremen, dat harr der en Guul,
Den harr der son brune Snuut.
Mit 't ene Ooge dar sach he nich mit
Dat anner dat was der rein uut —
Rein uut — rein uut! Wiske dien Snuut!"

(Das Hänschen von Bremen, das hatt' einen Gaul, der hatt' eine braune Schnauze, mit dem einen Auge sah er nicht mit, das andere war rein (ganz) aus — rein aus, rein aus, wische die Schnauz'!)

Die Gesellschaftslieder sind auch in den gebildeten Classen ungemein beliebt, aus dem Weinglas steigt die Gemüthlichkeit und mit ihr erinnert man sich so vieler ehrwürdiger Lieder; was wäre eine Mahlzeit, wo nicht „Rundgesang und Rebensaft" beim Nachtisch die Runde um den Tisch machte; sogar der katholische Geistliche, im Volksmund „Herr Ohm", Herr Onkel,

genannt, stimmt kräftig ein und bei der Frage: „Bruder, Deine Liebste heißt!“ — erklingt sein sonores: „Ecclesia!“ die Kirche, daß man hört, es ist ihm Ernst damit.

Neben den Liedern, welche den Leuten einfallen, wenn man sie nach denselben fragt, giebt es noch allerhand Gerümpel, dessen sich kein vernünftiger Mensch erinnert, das nur Kinderspielzeug ist und das seit einem Jahrhundert Niemand mehr veränderte oder ausschmückte, weil es zu alt und zu sehr aus der Mode war. Höchstens erinnert sich ihrer noch die Mutter, wenn sie schon ihr ganzes Repertoir neben der Wiege des schreienden Sprößlings erschöpft hat, und sie lacht, wenn die älteren Kinder die „Geckheiten“ so viel schneller behalten, als die verständigen Sachen — das fristete ihr Leben und wies ihnen eine Stellung an, zu welcher sie, größerntheils, keineswegs berufen waren.

Die eigentlichen Wiegenlieder sind durchaus praktischer Natur; eine Bäuerin tändelt nicht mit Bildern, sie zerstreut das Kind. Das überall verbreitete „Tuck, tuck, tuck, mien Höhneken ꝛc.“ ist auch hier bekannt; ganz local aber sind Strophen wie:

„Vader un Moder bünt wiet von Huus
De köne wi nich ropen,
Us Vader is in't Heenland
Un koft us Kind en Lebeband,
Mit twee echt sülvern Knöpken
Denn lehrt us Kind gan löpken.“

(Vater und Mutter sind weit von Haus, die können wir nicht rufen, unser Vater ist im Heenland und kauft unserm Kind ein Gängelband, mit zwei echt silbernen Knöpfchen, dann lernt unser Kind schnell laufen.)

Das „Heenland“ ist der benachbarte Theil der niederländischen Provinz Groningen, dorthin gehen im Sommer die Männer auf Arbeit, dorther werden gute Stoffe, Kaffee ꝛc. über die Grenze geschwärzt.

Das „use“, unser, ist eine Bezeichnung, welche auf Alles, was das Haus umfaßt, lebend oder leblos, angewandt wird; es drückt den Stempel der Gemeinsamkeit auf den ganzen Kreis, den das Besitzthum des Hausherrn umhegt.

Das kleine Lied beruhigt das weinende Kind mit der Versicherung, die Eltern seien außer Hörweite; sonst wären sie ja da, wenn das Kind weint!

Beim Abzählen der Kinder zu Fangen oder Versteck hat sich ein Spottreim auf hochmüthige „Häusler“ (kleine Grundbesitzer) bewahrt, der den Namen Englands mit einflicht, auf dessen Erwähnung die Forscher im Gebiet der alten Poesie besondere Bedeutung legen.

„Husmann wull en Junker weren,
Un kunn sien eegen Gout nich vertehren
Roge, Riege blanket Swerdt!
De Pape quam von Engelland
Hecken, Becken, Papenwecken“ etc.

(Hausmann wollt' ein Junker werden, konnte sein eigenes Gut nicht verzehren, Roge Riege, blankes Schwert. Der Pfaffe kam von Engelland, Hecken, Becken, Pfaffenwecken ꝛc.)

Ein anderer Riemelrei, der gesungen wird, wenn die Knaben im Frühjahr die Rinde der Weidenzweige losklopfen, um Flötpfeifen daraus zu

schneiden, stammt aus der Reformation, hat aber in einem katholischen Landstrich seine Bedeutung verloren; er ist harmlos im Kindermund:

„Sip, sap, Sunne!
Mien Moder is 'ne Nunne,
Mien Vader is en Pape,
Kann moje Fleitpiepkes maken.
Ik wull dat Kätken t' Ohr afsnien,
Dat Kätken säh von: Mi, mau."

(Sip, sap, Sonne! Meine Mutter ist 'ne Nonne, mein Vater ist ein Pfaffe, kann schöne Flötpfeifen machen. Ich wollt' dem Kätzchen (Katharina von Bora?) das Ohr abschneiden, das Kätzchen sagte: Mi-Mau!)

Den kleinen, faulen Spinnerinnen singt man warnend:

„Hebt ji wall hört van de franzke Sclacht,
Hebt ji wall hört van Katje?
Katje was 'ne Oergelfrou,
De spunnt en Draht as en Kabeltau."

(Habt Ihr gehört von der franz'schen Schlacht, habt Ihr gehört von Käthchen? Käthchen war 'ne Orgelfrau und spann einen Faden wie ein Kabeltau.)

Der Schimpf, einen so entsetzlichen Faden zu spinnen, bannt das „lutke Wigd" (kleine Mädchen) an das „Weel" und den „Diessen" (Rad und Wocken); denn das Kabeltau ist der dickste aller Stricke.

Vor Eltern und vor dem Alter herrscht große Ehrfurcht; jüngere Personen reden ältere in allen Verwandtschaftsverhältnissen (außer in der Ehe) mit „Sie", „I" oder „Ji" (Ihr) an. So hat man nöthig erachtet, manche Lieder zu erläutern, um das Abweichen von den heimischen Sitten glauben zu machen; in einem Entführungsgedicht, das an das von H. Heine benutzte „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" erinnert, heißt es:

„Sie gingen zusammen auf's Wandern,
Un frögen ehr Oellern ook nich!"

Damit man ja nicht glaubt, sie hätten ihre Eltern um Erlaubniß zum Weglaufen gefragt!

In den Räthseln des Emslandes hat sich auch noch manch' hochbetagte Poesie erhalten; so heißt es von den dort allgemein von Männern und Frauen benutzten Schlittschuhen:

„Dar kömen twee Duwen
Van Engelland stuwen" etc.

(Es kamen zwei Tauben von Engeland stauben.)

Ferner ein anderes Räthsel:

„Up Lilach stah ick,
Up Lilach gah ick,
Up Lilach bin ick walgemot.
Dar kömen mi söven Landsheeren to möt,
De frögen mi na kleen Hunnekes Nam,
Kleen Hunnekes Nam was mi vergeten,
Ick hebt all dremal segt, I schöllt noch nich weten!"

(Auf dem Leilach steh' ich, auf dem Leilach geh' ich, auf dem Leilach bin ich wohlgemuth. Da kamen mir sieben Landsherren entgegen, die fragten mich nach klein Hündchens Namen, klein Hündchens Name ist mir vergessen, ich hab's drei Mal gesagt — Ihr sollt's noch nicht wissen.)

Das Wort „Leilach" ist nicht mehr gebräuchlich, ja, in seiner Bedeutung unverständlich geworden; außer in diesem Räthsel kann man es so erloschen nennen, als die Sprache jenes auf einem Plateau verhungerten Indianerstammes, den nur ein redender Papagei überlebte, welchen Hume in Amerika reden hörte, ohne daß ein Sterblicher die Worte hätte verstehen können.

Der Dialect zeigt sich in diesen „schnackischen" Proben sehr unvortheilhaft; derselbe ist nicht für das Leichte, Scherzhafte, seinen ganzen Reichthum und seine vollständige Kraft heftet er vorzugsweise an die großen Ereignisse des Menschenlebens, namentlich an das ernsteste — den Tod. Der Emsländer kann um so ruhiger zu seinen Vätern schlafen gehen, als er ihnen, durch keine Neuerung entfremdet, unter ganz derselben Feierlichkeit naht, wie diese ihren Vorfahren. Mit dem alten Ceremoniell, das sich noch trotzig allen Zeiteinflüssen entgegenstemmt, sind diesem letzten Act auch die alten Ausdrücke geblieben, die, in nachstehende Dichtung zusammengefaßt, hier Platz finden mögen, obwohl sie nicht aus dem Volksgeist, gewiß aber im Volksgeist entsprungen ist.

De olde Spinster.

„De Wind, de weiht,
Dat Weel, dat dreiht,
De Regen tömig kling,
De olde Spinster sing,
Denn heller up un denn mer liese,
Up ehre oldeweldske Wiese.

Spleet ut, spleet ut!
Ick sün de Bruut,
He töwt all dertig Jahr
Un noch nien Henkleed klär,
Un noch nien Huushold för mi meten,
De Hilke, sorg ick, word vergeten!

Mien Haar is gries
Van Angst un Krüs,
Den sturen Set van Tiet
Wer ick in d' Grouwen quit,
Dat Kistenlid verschlut up't beste
Un breng Verdrut un Pien tou Röste.

Spinn lang, spinn kot,
För alle bot,
Word doch de Berge bört,
Werd doch de Klocken hört,
Siet dertig Jahren hebt se klungen
Un röpen: Kumm bi Dinen Jungen.

Ick töwe hier
Upt lesste Ühr
A'st Lämmken na de Au,
Un 't kump mi nich to gau,
Nien Kind mag so Sünd Niclas hopen,
As ick mien Kuhle endlick open.

Spleet ut, spleet ut,
Ick be abslut:
Mien lewe Heer kum bold
Un mak mi blied un stolt,
Im Hemmel war de Steeren blenket
Dar weet ick well üm mi noch denket.

De Wind de weiht,
Dat Weel dat steiht,
De Regen tömig kling,
Nien olde Spinster sing.
De Frönde hebt ehr Kerktög nahmen,
Se sülvst is na den Kerkhof kamen."

Die alte Spinnerin.

„Der Wind der weht,
Das Spinnrad dreht,
Der Regen säumig klingt,
Die alte Spinn'rin singt,
Bald heller auf, dann wieder leise
In ihrer alten Liederweise.

Zieh aus! Zieh aus!
Ich bin die Braut,
Er harrt schon dreißig Jahr'
Und noch kein Todtenhemd fertig,
Und noch kein Sarg für mich gemessen,
Die Heirath, fürcht' ich, wird vergessen.

Mein Haar ist greis
Von Angst und Kreuz,
Die schwere Lebenszeit
Leg' ich im Grabe ab.
Sargdeckel schließt auf's Beste zu,
Bringt Kummer und bringt Pein zur Ruh.

Spinn lang, spinn kurz
Für Jedermann,
Die Bahre wird gehoben,
Erklingen Glocken oben,
Seit dreißig Jahr' hat's mir geklungen,
Gerufen: Komm zu Deinem Jungen.

Ich warte hier
Der letzten Stund'
Wie's Lamm der Mutter harrt,
Sie kommt mir nicht zu schnell,
Kein Kind mag auf St. Niclas hoffen,
Als ich mein' Grube endlich offen.

Zieh aus! Zieh aus!
Ich bete sehr:
O, lieber Herr, komm bald,
Und mach' mich froh und stolz,
Im Himmel, wo die Sterne blinken,
Weiß Den ich, der an mich gedenket.

Der Wind der weht,
Das Rad das steht,
Der Regen säumig klingt,
Kein' alte Spinn'rin singt,
Ihr Kirchzeug haben die Freunde genommen,
Sie selbst ist auf den Kirchhof kommen."

Einer treuen Uebersetzung mußte der Wohlklang derselben geopfert werden. Junge heißen alle unverheiratheten Männer, ohne Rücksicht auf ihre Jahre. St. Nicolastag beschenkt man die Kinder wie anderwärts zum Christfest. — Der Emsländer sagt nicht: Ich denke an Dich — ich sorge für Dich! Er sorgt und denkt um den Andern, gleichsam einen Kreis der Liebe ziehend.

Ein Brief aus Chicago.

Geschrieben am vierten Tage nach dem Brande.

In aller Flüchtigkeit sende ich Ihnen einen kurzen Bericht meiner Erlebnisse bei dem großen Feuer; wiewol es mir ganz unmöglich ist, Zusammenhängendes über die Katastrophe, welche vom 8. bis 9. October über Chicago hereinbrach, mittheilen zu können. Meine eigenen Erlebnisse dabei sind derart, daß ich zur Zeit — also am vierten Tage nach dem Feuer — mit mehreren Anderen auf dem Fußboden in einem befreundeten Hause des von den Flammen verschont gebliebenen Stadttheils übernachten muß. Wo die Vernichtung von 18,000 Häusern gegen 100,000 Menschen obdachslos gemacht hat, da ist es sehr erklärlich, daß die Wohnungsnoth, ja selbst die Beherbergungsnoth, eine übergroße ist. — Noch dampfen die Trümmer der früheren großen Marmorgebäude, noch ist die Asche nicht kalt geworden; Asche, welche allein von den stolzesten Straßen unserer gewesenen herrlichen Handelsstadt übriggeblieben ist — noch brennen die riesigen Kohlenlager am Flusse lichterloh, sie werfen nächtlich ihren grellen Schein auf die meilenlange öde Brandstätte einerseits, und die noch „stehenden" Straßen andererseits . . .

Ich war Sonntag (den 8. October) Abends in dem Concerte des Gesangvereins Orpheus, und ging in Gemeinschaft mit dem Hauptredacteur der Illonois-Staatszeitung, Dr. Raster, um halb 12 Uhr nach unseren Wohnungen, die beide auf der Nordseite lagen, während die von deutschen Gästen Zurückbleibenden sich zum Tanzen anschickten. Vom südwestlichen Theile der Stadt her sahen wir einen großen Feuerschein am Himmel, dem Umfange nach wol etwas größer, als der, den wir in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag (also nur 24 Stunden vorher) beobachtet hatten*). Wir hofften zuversichtlich, daß das Feuer ebenso leicht unterdrückt werden würde, wie es mit dem Feuer Nachts vorher geschehen war, und ahnten nicht im Entferntesten eine weitergreifende Calamität. Mir war es ganz unmöglich einzuschlafen. Meine Wohnung lag wol dreiviertel deutsche Meilen von der Brandstätte entfernt; doch war der Schein, der in meine Fenster geworfen wurde, ein so intensiver, daß ich ohne Licht hätte lesen können. Um halb 2 Uhr stand ich auf und ging der Brandstätte zu. Es war deutlich am Himmel zu sehen, daß sich das Feuer in den letzten zwei Stunden furchtbar vergrößert und nordöstlich verbreitet hatte. Es wehte ein starker Wind von Südwest. In der Nähe des Flusses war der Funkenregen ein so starker, daß ich nur mit Vorsicht weiter vordringen konnte und passirte nur mit Mühe die schon brennende Statestraßen-

*) Ueber den Anfang des Feuers entnehmen wir einem zweiten uns aus Chicago zugegangenen Schreiben Folgendes: „Das Feuer entstand gegen zehn Uhr am Sonntag Abend, und zwar, wie man sagt, in einem Stalle durch die Unvorsichtigkeit einer irländischen Frau, deren Oellampe von der Kuh, welche sie im Begriffe stand zu melken, umgestoßen wurde."

Brücke. Der Wirrwarr auf der Südseite des Flusses war unbeschreibbar, der ganze Mittelpunkt der Stadt stand schon in Flammen. Von der Madisonstraße aus sah ich die Gebäude der Post, das Courthaus, die Staatszeitung- und Tribunebauten 2c. 2c. in hellen Flammen. Der Weg nach dem See zu war noch frei. Nach dem Hause meiner Office versuchte ich gar nicht mehr vorzudringen. Obgleich es noch nicht brannte, versperrte der Wagen- und Menschenverkehr den Weg. — Es giebt Augenblicke, in denen das Leid mit zu großer Macht auf die Menschen eindringt, als daß diese im Stande wären, irgend eine Aeußerung darüber von sich zu geben. Solche Augenblicke schienen über die Menschen gekommen zu sein. Beinahe ein Jeder hatte einen kalt-ernsten Ausdruck im Gesicht und bewegte sich wortlos weiter. Der Umfang des Brandes, die Consequenz desselben waren noch gar nicht abzusehen, nur so viel stand fest: der ganze Mittelpunkt der Stadt, in dem sich der Handelsverkehr concentrirt und mit seinen ungeheuren prachtvollen Palästen den Stolz eines jeden Chicagoers bildete, stand in Flammen. Die allgemeine Ansicht war, daß ein Schadenersatz durch die Versicherungsgesellschaft unmöglich sei, denn diese seien meistens mit ruinirt.

Die Scenen, die ich in den elegantesten Wohnstraßen der Stadt, Michigan- und Wabash-Avenue, sah, werden zeitlebens meinem Gedächtniß eingeprägt bleiben. Nach ihnen zu waren alle Flüchtigen mit ihren etwa geretteten Sachen gezogen, in der Meinung, dort einen Sicherheitsplatz für sich und für ihr Eigenthum gefunden zu haben. Als das Feuer nach den Avenuen zu um sich griff, entstand dort grenzenlose Confusion. Die Straßen waren fast eingenommen von Wagen jeder Art, viele von Menschen gezogen, da es unmöglich war, Pferde zu erhalten. Die Trottoirs bedeckte eine dahineilende Menschenmenge; in den Armen, auf den Schultern, auf den Köpfen Kleider, Möbel 2c. — Damen in den elegantesten Anzügen, ihre Schmucksachen, theils angelegt, theils in den Händen, arme Frauen etwas Betten tragend, Kinder, halb angekleidet, die von der kalten Nachtluft erbebten, wurden durch das Gedränge mit verschlungen. — Viele Männer hatten Schleier umgebunden, weil der Staub- und Aschenregen unerträglich wurde. Auf hochbeladenen Karren saßen Damen, die, um ihre prachtvolle Garderobe zu retten, so viel davon angezogen hatten, als nur anging, und welche Tags vorher geschworen hätten, nicht anders als in eleganter Equipage zu fahren; aber ihr Stolz war gebrochen in dieser immer dringender werdenden allgemeinen Gefahr. — Nur Wenige schienen zu wissen, wohin sie sich wenden sollen; das Feuer im Rücken ließ sie vorwärts stürzen, gleichviel wohin. Die Hauptmasse zog südwärts: Karren, Wagen, Männer, Frauen, Kinder, Pferde — Alles was fortbewegt werden konnte! — An den Thüren der reizenden Wohnhäuser, die ich so oft bewundert hatte und deren Bewohner wol von Tausenden früher beneidet worden waren, schrieen Männer und Frauen den vorbeifahrenden Wagen nach, etwas von ihrem Eigenthum mitzunehmen. Ich selbst hörte verschiedene Male wie 50—100 Dollar geboten wurden, um eine Wagenladung voll Möbel fortzuschaffen; oftmals vergebens.

Falls ich nicht wollte, daß mir der Rückzug nach der Nordseite zu abgeschnitten werden sollte, mußte ich mich beeilen. Die Brücke, welche ich passirt hatte, war verbrannt und es war nur noch eine Brücke übrig. Die Passage war lebensgefährlich; sie lag im Bereiche der fliegenden brennenden Holzstücke, Balken 2c. Der Wind war unterdessen zum Orcan geworden, aber noch hofften die Bewohner der Nordseite theilweise verschont zu bleiben, obgleich durch

den Funkenregen hier und da schon Häuser Flammen gefaßt hatten. Der dichte Funkenregen, der Staub, von dem starken Wind getrieben, war grausenhaft. Die Kleider einer Dame unweit von mir faßten mehrere Mal Feuer. Die Bewohner der Häuser in der Nähe des Flusses suchten ihre Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen, weiter hinauf waren die Menschen noch voller Hoffnung, wenn auch auf Alles gefaßt. — Plötzlich ging ein riesiger Schauer durch meine Glieder, das Blut stockte für Augenblicke. Ich sah am See die großen Wasserwerke brennen; mit ihrer Zerstörung war den schon längst ohnmächtigen Feuerleuten das Wasser zum Löschen abgeschnitten, aber auch die Wasserzufuhr zu allen Theilen der Stadt vernichtet.

Ganz Chicago ward der Willkür der Flammen, des Windes somit ausgesetzt. Die Leute, in deren Hause ich wohnte, schliefen noch bei meiner Rückkehr, nicht ahnend, daß ihr Geschäft im Centrum der Stadt zerstört sei und daß ihre eigene Wohnstätte in wenigen Stunden zerstört werden würde, sie heimatlos machend. Es war 4½ Uhr Morgens. Das Feuer war noch eine halbe deutsche Meile von unserm Hause entfernt. Dennoch drang ich durch, die werthvollsten Sachen westlich in Sicherheit zu bringen. Wir arbeiteten drei Stunden lang wie die Löwen, mit unendlicher Mühe und großen Kosten wurde ein Wagen requirirt, um die Sachen fortzubringen. Fünfmal fuhr der Wagen hin und her und doch war alle Mühe umsonst. Dem Orte, nach welchem die Gegenstände hingebracht wurden, näherte sich das Feuer immer mehr und mit solcher Schnelligkeit, daß bei den mangelhaften Transportmitteln an ein weiteres Fortschleppen nicht zu denken war. Nur das Clavier meiner Wirthsleute und einen meiner Kasten, welche Sachen wir zuletzt von dem ersten Hause fortnahmen und gleich mit nach der Westseite schafften, wurde gerettet. Mein Wirth, der sich sechzehn Jahre in Chicago abgequält und ein einträgliches Geschäft gegründet hatte, ist heute soweit wie vor sechzehn Jahren, nur daß er eine Frau mit vier Kindern zu ernähren hat.

Die ganze Nordseite, die hauptsächlich von deutschen Familien bewohnt ward, fiel dem Feuer zum Opfer bis weit hinter den Lincolnpark hinaus. Während des Montags und der darauf folgenden Nacht, die kalt und (zum Glück!) regnerisch war, campirten Tausende von Familien in den Straßen. Ich kenne sehr viele, die für sich und ihre Kinder absolut nichts retten konnten, als die Kleider, die sie auf dem Leibe hatten.

Die Gräuel, den Jammer, die Verwirrung, das vom Feuer Zerstörte, die Tausende von vernichteten Hoffnungen, den Verlust an Menschenleben — Alles das versuche ich gar nicht zu beschreiben. — Nur die Westseite und die äußerste Südseite der Stadt blieben verschont; die Bewohner derselben waren in größter Angst und Aufregung, um so mehr, als sich herausstellte, daß Versuche gemacht seien, auch diesen Stadttheil anzustecken! Drei Leute wurden auf der That ertappt und sofort erschossen, zwei andere gehängt; ich selbst sah einen Mann mit einer Keresinlampe in der Hand an einem Laternenpfahl baumeln. Jeder Schlag der Thurmglocke machte die Menschen nervös erbeben, denn sie fürchteten neue Feuersgefahr, die dann um so verderblicher werden mußte, als kein Wasser zum Löschen, ja selbst kein Wasser zum Trinken mehr vorhanden war. Ich bezahlte am Montag Morgen 25 Cents für ein Glas Trinkwasser, und wusch des Abends meine von Staub, Hitze, Uebermattung blutig unterlaufenen Augen mit übriggebliebenem Kaffee. — Die Wohnungs- und Hungersnoth mußte enorm werden, falls

nicht schnell genug Hülfe käme. Und die Hülfe kam. Mit der dem Amerikaner eigenen Opferwilligkeit erhoben sich sämmtliche Städte der Union, um ihrer gefallenen Schwesterstadt Beistand zu bringen. Schon am Montag Abend standen große Proviantzüge aus St. Louis und anderen Plätzen bereit, um die Hungrigen zu speisen, die Abgerissenen zu kleiden. Aber auch die Elasticität, das Organisationstalent der hiesigen Geschäftsleute zeigt sich in staunenerregender Weise. Alle Banken sind verbrannt, alle Zeitungsofficinen, und schon am Montag Abend und Dienstag früh localisirten sich die Banken, erschienen die täglichen Zeitungen wieder, wenn auch für die ersten Tage klein und gekürzt. Noch ist der Boden, auf dem das Feuer wüthete, nicht kalt geworden, und schon erheben sich wieder Holzpfähle auf dem Schutte. Die großartigsten Vorbereitungen werden getroffen, um die alten Geschäfte so schnell als möglich auf ihren frühern Platz hinzustellen. — Soll ich Ihnen erzählen, was ich für einen Eindruck empfand, als ich vorgestern und gestern zwischen den Ruinen der großen Stadt Chicago umherwandelte? Nein, nichts von dem Allen! Wir richten den Blick in die Zukunft; denn diese verheißt uns eine Wiederauferstehung der gesunkenen Stadt, die in Folge ihrer geographischen Lage nicht sterben kann. Schwarzbach.

Nachschrift der Redaction.

Wir geben obigen Brief, wie wir ihn empfangen haben, mit allen Spuren der Erregtheit, in welcher er geschrieben worden ist und unterdrücken nur den für uns schmerzlichsten Theil desselben, in welchen von den ungeheuren Verlusten zahlreicher uns nahe befreundeter Personen in Chicago die Rede. Männer, die sich aus unbedeutenden Anfängen mit ehrlicher, unverdrossener Mühe in die höchsten und geachtetsten Stellungen in den verschiedenen Sphären des Lebens emporgearbeitet, sind durch das Wüthen des unbarmherzigen Elementes Bettler geworden; wenige Stunden reichten hin, den Erfolg vieler Jahre in Asche zu verwandeln. Es ist nicht Zeit, diesem ungeheuren Unglück gegenüber, der Plötzlichkeit, mit der es eintrat, der Grausamkeit, mit der es sich vollendet, an die Hinfälligkeit alles Irdischen zu denken; zu höheren Pflichten der Menschlichkeit wird es die Menschheit, vorzüglich aber das deutsche Volk aufrufen, dem jetzt sich die Gelegenheit bietet, darzuthun, daß die brüderlichen Gesinnungen unserer Landsleute jenseits des Meeres, die sich beim Ausbruch und während des ganzen Krieges so herrlich bewährt, von uns brüderlich erwiedert werden. Es liegt nicht in der Natur unserer Zeitschrift, an die Spitze von Sammlungen zu treten, und es ist auch gar nicht nothwendig. Denn überall, in allen großen und allen kleinen Städten unseres deutschen Vaterlandes haben sich Comités zu diesem Zwecke gebildet, und die Aufrufe derselben haben überall offene Herzen und offene Hände gefunden. Euch aber, Ihr Brüder, Ihr Freunde dort über dem Meere rufen wir Muth zu, Muth und Ausdauer! Wie Hamburg größer, glänzender aus den Flammen erstand, so wird es auch Chicago — ein Denkmal jener männlichen Tugend, die größer ist als das Schicksal; ein Monument von nationaler Bedeutung, zu welchem auch nur den kleinsten Baustein haben herbeitragen zu können, einem Jeden Deutschen mehr noch als eine Pflicht, ein Bedürfniß des Herzens gewesen!

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Was hänschen nicht lernt
Lernt Hans nimmermehr.

In deiner Jugend sollst du dich zur Arbeit halten fleißiglich; hernach gar schwer die Arbeit ist, wenn du zum Alter kommen bist.

Der Salon.

Der Salon.

Püntjer Dörken.

Erzählung aus dem Emsland von **E. von Dincklage.**

I. Der Seiten-Altar.

Vor dem Gasthause „Zur guten Böskup" hielt der Einspänner der Firma „Maibaum und Moor". Der Wirth der „Guten Botschaft" kam in Holzschuhen heraus, faßte die Zügel des alten Schimmels und sagte, dem Handelsreisenden zunickend: „Na, Herr Maibaum und Moor, Ihr kommt gerade recht, eine Viertelstunde später und Ihr sammt Eurem Schimmel hättet ein Höllenwetter auf den Rücken gekriegt, der „Grummel" (Gewitter) blüht von allen Seiten und zieht gegen den Wind auf!" Indeß er die Stränge losmachte und den Schimmel, der erwartungsvoll die Ohren spitzte, dem Stalle zuführte, war der Insasse des Wagens mit einem leichten Sprung neben ihm auf flacher Erde, und präsentirte sich als ein sehr kräftiger, gut aussehender Mann von etwa dreiundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren.

Die Firma „Maibaum und Moor" war nicht gerade eine weltbekannte, ihr Klang machte weder Millionen flüssig, noch erweckte er den Neid der Börsenmänner von Profession; aber trotzdem war es eine ungemein solide Firma, die sich auf mindestens zwanzig Meilen in der Runde die größte Achtung verschaffte. Ja, wenn auch wirklich Dieser oder Jener auf Maibaum und Moor sauer drein gesehen oder die Nase gerümpft hätte, so war das sehr erklärlich, denn Maibaum und Moor machten in Essig und Schnupftabak. Machten im verwegensten Sinne; denn die Firma braute und bereitete ihre Artikel höchsteigenhändig und roch so kräftig nach Säure, daß ihre bloße Gegenwart die Luft von einer Epidemie zu reinigen oder wenigstens den Ansteckungsstoff derselben zurückscheuchen konnte.

Der Reisende vor der Guten Böskup war der Sohn und das einzige Kind Maibaums, Namens Heinrich. Moor hatte Maibaums Schwester geheirathet und diese rüstige Dame besorgte das Hauswesen der Firma nebst Garten und dazu gehörigem Ackerland so musterhaft, daß der Verdienst des Geschäfts ungeschmälert zurückgelegt und die Familie bald zu den wohlhabendsten des Städtchens gezählt werden konnte.

„Kommen Sie doch herein, Herr Maibaum und Moor!" rief die Wirthin der Guten Botschaft in der Thür erscheinend. Hinter den Falten des mütterlichen Rockes vom landesüblichen Schutegut (Stoff von Haideschnuckenwolle und Heerdengarn gewebt, naturbrauner Farbe) schauten vier bis fünf schelmische Flachsköpfe hervor, alle noch ganz naß von einer zu Ehren des Gastes eiligst am Brunneneimer vorgenommenen Waschung.

Der Reisende, welcher den verfinsterten Himmel und die dunkelgrau gefärbten, erregten Wogen des sonst so ruhigen Emsstroms beobachtet hatte, nickte der Wirthin, die mit eingestemmten Armen und nichts weniger denn ein Bild pedantischer Sauberkeit dastand und rief dann den Kindern zu: „Kommt her, ihr kleinen Banditen, faßt einmal in die Speichen, daß wir den Wagen auf die Dreschtenne schieben, ehe es losgeht — hernach werde ich sehen, ob etwas für Eure Schnäbel in meiner Reisetasche steckt.“

Mit lautem Hurrah brachen die Buben hervor, auch die Wirthin legte mit Hand an, und so gelangte das Wägelchen in schlankem Trabe auf die Lehmdiele, eben als die ersten Regentropfen in die Gewässer der Ems klatschten und drüben über dem weiten Torfmoor, der holländischen Grenze zu, ein dumpfer anhaltender Donner hörbar wurde.

Heinrich Maibaum ergriff seine Reisetasche, faßte das kleinste Mädchen, dem ein paar winzige Holzschuh mit Bindfaden an die Füßchen gebunden waren, und schwenkte dasselbe in der Luft umher, daß die ganze kleine Bande jauchzte und dann zogen Alle in die Küche, die zugleich den Laden für allerhand Colonialwaren, die Schänkstube, das Wohnzimmer und die Kinderstube bildete. Der Gasthof zur Guten Böskup war merkwürdiger Weise neu und doch wie verfallen, oder gar nicht fertig geworden; es war Alles noch in der Grundfarbe, die bereits wieder abgegriffen worden und sich durch Fett, Rauch, Staub — oder was eben anklebte oder anflog, ersetzt hatte. Die Gute Böskup galt, selbst in ihrem Kirchdorfe mit etwa dreißig Herdstellen, nicht als der erste Gasthof, sondern diente hauptsächlich den Emsschiffern, die man nach ihrem flachen Fahrzeuge „Pünte“, Püntjer nennt, als Vergnügungslocal. Der Lage unmittelbar am Fluß wegen geeignet als Niederlage für diejenigen Frachtgüter, die von hier aus zu Wagen, zu Schiebkarren oder per Huckepack weiter in's Land expedirt werden sollten, kam dem Hause auch diese zugute. Zugleich war in der Guten Böskup ein Kleinhandel von Essig eröffnet und somit Maibaum und Moor an den Quell dieser Verzapfung naturgemäß verwiesen.

Der Reisende hatte sich nicht geirrt, wenn er vermuthete seine Tasche enthalte etwas Süßes für die kleinen „Zuckerschnuten“; es fand sich richtig ein ganzes Packet „Küßkes“ oder „Lickedinger“, die in der großen Welt so undeutsch „Bonbons“ genannt werden. Die Vertheilung war eine höchst gewissenhafte und regelte sich nach der Anciennetät, doch wurde für jedes fehlerlos gesprochene Gebet und jedes richtig gesungene Lied eine Gratification in Gnaden bewilligt.

Die Wirthin schob den Kaffeekocher in die Asche und setzte die „Köpkes und Schottelkes“ zum Kaffeetrinken auf den mit einem Schüsseltuch in bester Absicht aufgeklärten Tisch, indem sie voll Mutterstolz mit ihren schmutzfarbenen Händen im Vorbeigehen wohlgefällig über ein paar Flachsköpfe fuhr.

„Ihr habt wol auch noch jüngere Geschwister, Herr Maibaum und Moor?“ sagte das Weib und schleuderte Candiszucker auf eine Zinnschaale

„Nein, nein, ich habe nie Geschwister gehabt!“

„O so!“ wunderte sich die Wirthin und goß mit erhobener Hand den Kaffee in den kupfernen Kessel. „Mit Verlaub, dann ist Eure Mutter wol früh gestorben?“

„Jawol!“ erwiederte der Andere; als er es aber kaum ausgesprochen lief ein tiefes Roth über Stirn und Wangen und er fügte mit einiger Hast hinzu: „das heißt, ich habe sie nie gekannt, mein Vater wohnte früher in einer anderen Gegend!“

„So — so!“ Die Wirthin schenkte ein. „Jesus Mar' Joseph — war das ein Schlag — Kinder, wir wollen die geweihte Kerze anstecken, kniet nieder und betet!“

Die älteren Kinder gehorchten erschreckt der mütterlichen Mahnung, das Kleinste aber weinte jämmerlich und wollte sich auf keine Weise beruhigen lassen. Der Wirth und der Knecht traten gleichfalls ein, entblößten ihre Häupter und griffen nach den Gebetbüchern. Das Murmeln der Betenden wurde durch mächtige Wetterschläge und hastiges Aufschreien des Kindes unterbrochen. Himmel und Erde lagen wie in einem Trauermantel da. Plötzlich ein greller Sonnenstrahl und man sah über den sandigen Kirchhof den Pfarrherrn der Kirche zuschreiten.

„Kinder!“ sagte die Wirthin, „da geht Herr Ohm in die Kirche; macht, daß Ihr auch hinein kommt, da trifft euch kein Blitz, geht und betet was Ihr könnt!“

Die Jungen platschten sofort über die nasse Straße und der Reisende, gleich ihnen nach einer Abwechselung begierig und des Kindergeschreis müde, folgte ihnen. Die Kirche lag auf dem höchsten Punkte des regellos gebauten Dorfes, rechts das Pfarrhaus, links der Fluß, neben ihren Grundmauern die Todten und zu beiden Seiten Branntweinschänken und Kramläden.

Heinrich trat in die fast dunkle Kirche und folgte den Buben bis vor einen Seitenaltar, wo er niederkniete und in jener dumpfen Erwartung verharrte, die bei einem schweren Gewitter so leicht unsere Nerve niederdrückt. Auf einmal ward die ganze Kirche hell, es schien als träten die Figuren des Altarbildes aus ihren Rahmen heraus. Heinrich war eben kein Kunstkenner, doch ein Etwas überraschte ihn in dem Gemälde vor ihm, ein Etwas, das nicht eben von der meisterhaften Ausführung der Darstellung herrührte, sondern vielmehr auf der Naturwahrheit der einzelnen Gesichter beruhte. Er verstand keineswegs die Idee des Künstlers, im Gegentheil, die Gruppe von Heiligen machte den Eindruck einer verkleideten Gesellschaft, mit mehr oder minder großen goldenen Heiligenscheinen angethan. Bei jedem neuen Blitzstrahl drängten sich die Gestalten dem Beschauer fesselnder auf. Inmitten des Bildes saß eine schmale, blasse Mädchengestalt, mit vorwärtsgeneigten, schwindsüchtigen Schultern und großen, kranken Augen, sie trug Ringe auf den dünnen Fingern und ein weißes anliegendes Kleid, das neben der bläulichen Haut etwas in's Gelbliche fiel. Ihr Gesichtsausdruck verrieth nichts als höchstens die Anstrengung, mit welcher sie einen un-

gemein dicken Jungen auf ihren Knieen festhielt; es blieb zweifelhaft, ob die zarte Jungfrau im Stande sein würde den kräftigen Säugling auch nur zehn Schritte auf dem Arme fortzutragen ohne zusammenzubrechen. Um so beruhigender wirkte die Nähe der Mutter Anna, deren Glorie um zwei Finger breit schmaler als die ihrige erschien. Die heilige Anna ging in schwarzem Sammet und hatte einen ungemein gutmüthigen Gesichtsausdruck. Beide blickten gleichsam in's Blaue zum Bilde heraus. Lobesamer zeigte sich der heilige Joseph, der eine Axt in der Hand hielt, einen etwas kahlen Kopf und ein nicht unbedeutendes Embonpoint besaß. Er trug eine Art grünen Jagdrock und recht gutgearbeitete Stiefel an den Füßen. Diese Vier bildeten eine Mittelgruppe; links kniete noch ein Heiliger, dessen Haupt ein bescheidener Schein umsäumte, vielleicht der heilige Augustin oder sonst ein frommer Mann. Nur eine Gestalt hatte keinen Heiligenschein; sie war dagegen die einzige, welche die Absicht des Malers einigermaßen veranschaulichte — eine büßende Magdalena, Todtenkopf und Kreuz lagen in ihren Händen und zwei schöne braune Augen blickten zum Himmel hinauf, wie mit einer Frage an die Zukunft. Gesicht und Gestalt waren noch kindlich jung und lebenskräftig, ja lebensdurstig, die weichen Züge sagten Nichts von besiegter Leidenschaft, die Energie des geschweiften Mundes, das Feuer der schönen Augen schlummerten noch; wenn die Hände Kreuz und Todtenschädel ergriffen hatten, so geschah dies nicht mit dem Gedanken allem Irdischen ein Ende und Ziel zu setzen, sondern mehr mit jener kindischen Neugier, welche die Kluft zwischen Leben und Tod, zwischen Himmel und Hölle noch nie ermessen hat. —

Ob jemals ein anderer Beschauer das Bild mit diesen Gefühlen betrachtet hatte? — Der junge Essigreisende wußte es nicht. Sein Leben war unter der strengen Zucht eines rastlos thätigen Vaters, der nahezu ein Menschenhasser war, verflossen. Ihn beschäftigten mitunter Gedanken und Bilder für die er keine Anknüpfungspunkte und Originale kannte, es war ihm dann so als sei er, vielleicht in seiner frühesten Jugend, in einem ganz andern Lande gewesen, wo die Wolken und die Bäume und die Vögel und die Menschen so waren, wie er sie nie wiederfinden konnte Wenn er manchmal im Mondenschein, von seinem Schimmel gezogen, dahinrollte, dann kam ihm die Frage, ob es vielleicht der Mond sei, auf dem alle diese traumartigen Gebilde lebten? Aber es ließ sich eben nichts aufweisen. Zum ersten Mal im Leben fand er ein Abbild jener Traumgestalten und zwar in der büßenden Magdalena; je länger er sie anschaute, desto bekannter und schöner erschien sie ihm in ihrer stattlichen, festen Haltung. Hätte sie nur ein einziges Mal die Augen auf ihn richten wollen, er wäre schon dahinter gekommen; aber sie sah unablässig in den furchtbar blauen Himmel. Wenn sie wirklich auf dem Monde lebte, kein Wunder, daß sie lieber empor, als auf die nach Torfrauch riechende Dorfgemeinde herabblickte.

Das Gewitter hatte inzwischen ausgetobt, die Sprößlinge der Guten Botschaft erinnerten sich ihres versäumten Vesperbrodes und ihr

einmüthiger, lebhafter Aufbruch weckte auch den Essigreisenden aus seinen Träumereien. Sein Blick begegnete dem wohlwollenden des Pfarrers, welcher Letztere ihn von diesem Tage an stets „den andächtigen jungen Menschen" nannte.

Drückender als die Gewitterschwüle war dem Haupte der Guten Botschaft die nun erfolgende Abrechnung mit der Firma. Die leeren Essigfässer waren sämmtlich und vollzählig zur Rücksendung bereit, mit der Zahlung des dereinstigen Inhaltes dagegen sah es weniger gut aus. — Der Wirth erklärte nicht ohne Selbstgenügen, er werde den empfangenen Schnupftabak auf der Stelle baar bezahlen; da die Sorte indeß noch unter „Doppelmops" blieb und die Firma selbst von „King's morning snuff" und allen den in Blechbüchsen verwahrten edleren Artikeln keine Ahnung hatte, so belief sich diese Baareinnahme ungemein niedrig. Es zeigte sich wieder, wie Recht der alte, leicht irritirte Maibaum hatte, wenn er behauptete, Heinrich sei in Gottes Zorn „Reisender" geworden; in der That, er hatte weder die Gabe, den Abnehmern die Waare aufzuschwatzen, noch den Abnehmern das Geld abzuschwatzen. Der Wirth zeigte sich übrigens erkenntlich für die Stundung des sauer erworbenen Capitals und die bessere Hälfte der Guten Böskup verschloß ihr Ohr dem mörderischen Geschrei des Nesthäkchens, um das Beste zu kochen und zu braten, was die Wirthschaft bot. Heinrich hätte sich heute — was leider der Wirth nicht ahnte — um noch größere Summen beschwindeln lassen, als diejenigen, welche auf der „Botschaft" ruhten; denn sein ganzes Wesen war von der büßenden Magdalena gefangen genommen: wohin er auch blickte, überall glaubte er ihre Gestalt vor sich zu sehen.

Sobald es der kleine Schreihals gestattete, richtete er daher eine Frage, das Gemälde über dem Seitenaltar betreffend, an die Wirthin. Diese zeigte zwei Reihen kerngesunder Zähne, stemmte die unsauberen Hände auf ihr Schürzenqueder und sagte: „Ja, ist das nicht eine miserabel schöne Schilderei und wie getroffen!"

„Getroffen — wer ist getroffen, die Mutter Gottes und Josef? Wie könnt Ihr denn wissen, ob sie getroffen sind?"

„Meine Zeit! ich habe sie ja sehr gut gekannt, es ist ja kaum dicke zwanzig Jahre oder höchstens dreißig Jahre her — wie lang ist es denn, Jan Berend?"

„Warte mal — ja, ich diente dazumal auf dem Sandhofe!"

Diese Erklärung des biedern Emsländers warf freilich wenig Licht auf den geheimnißvollen Thatbestand und Heinrich starrte das Paar verwundert an.

„Fräulein Fieken", nahm die Wirthin den Faden wieder auf, „hatte schon damals die Zehrung, alle Leute sahen es ein, nur der Baron und die gnä Frau nicht, sie ließen das arme Kind nicht einmal ruhig sterben, sondern tourten noch mit ihr nach Clima. Na, in Clima ist es wol nicht anders als bei uns im Emslande auch, denn Fieken starb und es kostete ein Uebeles für die Reise. Der an der

Ecke, das ist Onkel Peter, wo sie auch Kammerherr gegen sagten, und die Andere mit dem alten Todtenkopfe, das ist Püntjer Dörken, die ging zu jener Zeit auch mit nach Clima, gestorben ist sie nicht, wiederkommen that sie aber auch nicht — blos einmal sagten die Leute etwas — wie war das doch Jan Berend?"

„Ach, die Leute wollen immer 'was zu sagen haben", knurrte Jan Berend, „Dörken war ein gutes, lustiges Mädchen und der Püntjer Manns ein braver Junge; sie werden wol Beide still genug in der Erde liegen, sonst wären sie ja doch zurückgekommen. Wer mit Emswasser getauft ist, der sucht seinen Sand und seine Art wieder auf, wo er auch hingeräth auf der Welt!"

„Hatte Fieken noch einen andern Namen?" fragte der Reisende vorsichtig. Man schien ja anzunehmen, die ganze Welt müßte diese Begebenheiten besser kennen als die biblische Geschichte, in welche sie sich noch nachträglich eindrängten.

„Nun natürlich, sie war ein gnä Frölen und schrieb sich Sophie von Ossewisch. Ihre Alten hatten einen Hof, den die Leute auch wol so Rittergut nennen, dort hinter der großen Weide im Holze. Sind jetzt Alle todt!"

„Und sie ließen sich auf ein Altarbild malen?"

„Ja, das hat Frölen Fieken der Kirche zum Andenken geschenkt, eh'r sie nach Clima ging. Alle Leute verwunderten sich, daß man Edelmanns und Dörken so schön herausnehmen konnte!"

„Und war Dörken mit Edelmanns verwandt?" wagte der Essigreisende zu forschen.

„Bei Leibe nicht! Sie war die Halbschwester von Pastor seligen und Pastor seliger unterrichtete die Frölen und Dörken mit einander, so waren sie auch zusammen wie Spielkameraden, obwol Dörken, gleich uns, in Bauernzeug ging und von Bauern zu Haus war. Denkt Dir's noch, Jan Berend, wie lustig sie auf den Kirmsen tanzte und wie die Jungens geck nach ihr waren —? Du wol auch, Jan Berend?"

„Kein Gedanke!" wehrte Jan Berend mit solchem Eifer ab, daß doch ein gewisses Mißtrauen über seine „Geckheit" sehr am Platze schien.

„Nun ich war damals noch im ABC-Buch!" begütigte seine bessere Hälfte.

„Wie konnte dann Dörken aber so ganz und gar verschwinden?" wandte der Gast ein, als ob er noch zweifelte.

„Zuerst verschwand sie nicht", erklärte kopfschüttelnd die Hausfrau, „sie schrieb noch aus Clima an ihren Bruder, unsern Pastor seligen, das mögen wol so ein fünf bis sechs Briefe gewesen sein, ich rechne denn, Eins mit dem Andern, in drei Jahren; dann starb Pastor seliger und man hörte nichts mehr von ihr — nicht wahr, Jan Berend?"

„Was weiß ich davon!" brummte der Eheherr.

„Weshalb nanntet Ihr sie denn aber Püntjer-Dörken?" forschte der Fremde.

„Nun", die Frau zeigte wieder ihr beneidenswerthes Gebiß und

sagte in sich hineinlachend: „Sehen Sie, Herr Maibaum und Moor, wenn hier in unserm Kirchdorfe Jemand einen Namen bekommt, dann hat er eine Geschichte. Wir denken uns keine Namen aus, aber wer ihn sich holt, der hat ihn. Was kann ein Ding von siebzehn Jahren für eine Geschichte haben, wenn es nicht von Freierei herkommt, und der Püntjer Manns war Dörken's Freier, das steht fest! — Die zwei machten ja Augen wie Kohlen, so glühig aufeinander, nicht blos beim Bier in der Tanzkammer oder Abends bei der Uhlenflucht (Dämmerungszeit, wo die Leute gern in's Freie gehen zu kurzer Arbeitsrast), nein, auch in der Kirche, das kann die ganze Gemeinde bezeugen, ist's nicht so, Jan Berend?"

„Warum sollte es nicht so sein?" erwiederte der Besitzer der Guten Botschaft. „Dörken war ein Frauensmensch mit hochaufgeschossenem Sinn; sie ging gegen Wind und Strom; sie hätte mit ihren Augen einen tollen Hund zwingen können — in der Kirche ist der Mensch kein anderer, als auf dem Tanzboden, Orgel oder Viole — der Sinn, den wir von Natur haben, treibt doch oben auf!"

„O, Jan Berend!" rief die Gute Botschafterin, „gottesfürchtige Leute denken in der Kirche nicht an Freierei; haben wir uns denn so angeglupt, als wir zu unserer Zeit jung waren, noch dazu in der Kirche?"

„Nein, aber wir ließen es nicht aus Gottesfurcht, sondern der Leute wegen — Dörken fragte nichts nach den Leuten!"

„Nein", nahm die Wirthin bitter das Wort, „sie fragte nichts nach den Leuten und das gefällt den Freiern, aber nachher in der Ehe, da soll die Frau sich bücken und biegen, dann ist es nicht mehr schön! Nun, der Püntjer hat sie nicht geheirathet, Pastor seliger, Dörken's Halbbruder, wollte sie nicht einem Menschen geben, der immer auf der Ems lag und nichts hatte und nichts weiter konnte!"

„Nun gekonnt hat Hermannus doch wol 'was", warf der Wirth ein; „als er aus Verdruß über diese Freierei wegging, da kam er ein sechs Jahr später wieder und hatte Geld genug und ging anzusehen gekleidet wie ein wirklicher Herren-Mann; aber er blieb nicht, weil die Dörken fort war, mag Gott wissen ob sie noch in Clima lebte oder in der Erde lag!"

„Also Dörken hielt viel von diesem Hermanns", erkundigte sich der Reisende bescheiden.

„Hielt viel von ihm —? Na, ob! sie hatte keinen andern Gedanken und wir glaubten auch, sie würde wol mit dem Jungen ausreißen, aber Pastor seliger bedrohte sie stark und dann ging sie mit Edelmanns nach Clima. Fieken hatte viel geweint und um Gotteswillen gebeten, Dörken solle sie nicht in ihrer Schwachheit und bei dem schweren Gebrech verlassen! Dörken hatte aber schon vor dieser Zeit den Namen Püntjer Dörken, dazumal als sie noch so gut wie ein Kind war. Wir hatten in den Tagen 'mal eine frühe Herbstfluth, Weg und Steg waren unter Wasser. Mir denkt's wie heute, Mutter selig nahm mich und meine Brüder und Schwestern zwei Tage gar nicht aus dem Bette, weil wol

zwei Spanne hoch Wasser in unserm Hause stand. Mutter selig zog die Stiefel vom Vater seliger an und steckte sich die Schürzen in die Höhe. Wir sahen ihr aus der Wandbettstelle zu, wie sie im Wasser ging und dann in einem eisernen Topf Torf anzündete, den Topf auf die Kiste stellte und den Kessel und das Mittagbrod auf diese Heizerei zum Kochen. Wir Blagen hatten eine Freude daran, aber Mutter weinte, weil nun die Erdäpfel in der Grube, der Kohl im Garten und so viele Sachen verdürben und wir nicht zu anderen Leuten kommen konnten, denn ein Schiff hatten wir nicht. Den zweiten Tag, da lachten wir auch nicht mehr, sondern weinten mit Mutter selig, es war bitter kalt geworden und wir mochten nicht mehr mit uns fünfen in der Wandbettstelle aushalten! Du kannst auch von der Zeit erzählen, Jan Berend!"

„Herr Maibaum und Moor will nichts vom Wasser, sondern von Dörken wissen, Grete!"

„Wie's beliebt! Dörken befiel grade in jener Nacht eine sehr schlimme Krankheit: die Doctors nennen sie Bräune und viele Kinder starben in dem Umgang dieses Siechthums. Dörken bekam es auch. Pastor selig lief in der kalten, dunklen Nacht mit bloßem Kopfe auf die Straße, um einen Boten nach Doctor und Apotheker zu finden — ja, die Leute wollten wol gern helfen, aber wer traute sich Wege zu gehen, über die das Wasser mit einer Gewalt stürzte, daß er Flintsteine (Kiesel) mitnahm, noch dazu in der Nacht und bei Sturm und Kälte? Pastor seliger gab das Fragen zuletzt auf, er konnte es nicht verantworten, um Dörken's Leben ein anderes Leben zu wagen. Da klopfte es an seine Blendläden und der Püntjer Manns, der mit seinem Vater fuhr und gerade am Dorfe lag, erbot sich den Gang um Gotteswillen zu machen. Angenommen hat er dafür auch keinen Deut, Herr Maibaum und Moor; denn sehen Sie, sein Leben und seinen guten Willen konnte ihm doch keiner bezahlen. Manns brachte denn, als es Morgen wurde, ein Pulver aus der Apotheke und Dörken wurde wieder besser, sie war eine, bei der Tod und Leben dicht bei einander liegen. Seit jenem Tage gingen die Zwei zusammen und sie hat sich nie nach anderen Jungens umgeschaut, obzwar sie hätte eine gute Heirath oder zwei thun können, da sie das Ansehen hatte. Pastor seliger hat sich viel an diesen Dingen geärgert, es war sein Verdrieß, daß Dörken nicht zurechte kam. Pastor seliger hatte schon vor Jahren einen schlimmen Husten und —"

Das Nestheckchen mußte einen bösen Traum gehabt oder etwas Unverdauliches gegessen haben, denn es begann so laut zu schreien, daß alle Scheiben in der Guten Böskup klirrten und der Reisende es vorzog einen Abendbesuch in der Pfarre abzustatten.

II. Die Nachbarskinder.

Am nächsten Morgen besuchte Heinrich Maibaum noch die Messe und kniete in tiefer Andacht vor dem Seitenaltar. Heute in der ruhigen Morgenbeleuchtung kam ihm die Magdalene noch bei Weitem anziehender vor, als am Abend vorher. Ja, diese feurigen Augen unter den

scharf gezeichneten Bogen, diese fest angelegte Nase mit den leicht beweglichen Nasenflügeln, der geschwungene volle Mund — sie deuteten auf ein heißes Herz, auf einen Sinn, „der gegen Strom und Wind geht", auf eine Lebenskraft, die ungebrochen entweder vollaus leben oder heldenhaft sterben will. O, diese einfache Bauernsprache; sie sagt doch mehr als all' die lieblichen, duftigen Romanredensarten, welche uns die Heldin von lichten Stoffen umflattert, von märchenhaften Phantasien umgaukelt schildern!

Als die Messe aus war, wurde der Schimmel in die Gabel gespannt und die Bewohner der Guten Botschaft meinten, Herr Maibaum und Moor werde mit dem Tage zum Ziele seiner Reise kommen und wünschten ihm Glück auf die Fahrt. Wirklich verstrich der Tag so gut wie er auf einsamen Steinstraßen, die sich anscheinend endlos durch Torfmoor und Haide ziehen, verstreichen kann. Der gestrige Regen hatte den Staub gelöscht, über den weiten Strecken schien Ruhe und Friede ausgebreitet. In jedem der ziemlich dünn gesäeten Dörfer erhielt der Schimmel sein Futter und der Reisende sein Geld, Niemand versuchte ferner einen Abzug oder wünschte eine Stundung, denn in Gegenden, wo die Bevölkerung hart um ihr Brod arbeiten muß, hat man Achtung vor dem Besitz, vor dem eigenen wie dem fremden. Durch das Abenddämmern erblickte Heinrich endlich die beiden unschönen und styllosen Thürme seines Vaterstädtchens, der Schimmel wurde auf einmal ganz muthwillig, indeß sein Lenker leise an zu pfeifen fing. Das Pflaster des Städtchens kann kecklich zu den holperigsten gerechnet werden, die überhaupt existiren oder jemals existiren können. Langsam ging's weiter. Vor einem Hause standen zwei Linden, darunter eine Bank, man konnte sie gut sehen, denn Licht fiel durch die weißen kurzen Blendgardinchen der Fenster.

„Elise hat schon Licht angezündet!" murmelte Heinrich und versuchte von seinem erhöhten Standpunkte im Wagen aus in das Zimmer zu blicken. Zugleich stand aber auch schon an der nächsten Thür der Schimmel still, denn hier war die Wohnung der Firma Maibaum und Moor.

Niemand empfing den Heimkehrenden. In der Küche sagte die Tante gleichgiltig: „Bist Du wieder da?" Der Vater schob, von seiner Schreiberei — die er neben einer düstern Lampe besorgte — aufblickend, seine Brille auf die Stirn und knurrte: „Hast Dich gewiß wieder tüchtig anschmieren lassen — o Du kennst die Welt und die Menschen noch nicht!"

Heinrich erwiederte nichts — er fragte sich mitunter, weshalb er der nächste Angehörige eines Mannes sei, dem Niemand in der Welt so lästig und unliebsam zu sein schien, als eben sein Sohn? Er hatte versucht, der überwuchtigen väterlichen Strenge und Härte einigen Widerstand entgegen zu setzen; aber das gute Herz des Sohnes ertrug einen Zustand der Spannung nicht, welcher an dem Alten fast unbemerkt vorüberzugehen schien. Man gewöhnt sich nicht an Unfreundlichkeit,

wenn das eigene Gemüth liebebedürftig und gefühlstief ist. — Heinrich kränkte sich jeden Tag von Neuem über das kalte, freudlose Wesen seines Vaters.

Mit verdüsterter Stirn schritt er in den Pferdestall und beobachtete, wie ein kleines, verkrüppeltes Männchen, das Factotum des Hauses, Namens Gert, den Schimmel ausschirrte und ihm Futter in die Raufe und die Krippe schüttete. Eine sehr matte Laterne leuchtete dazu, so daß der kleine Knecht koboldartig anzuschauen war.

„Ich rechne", knurrte das kleine Individuum nach einer Weile frech, „ich rechne, ich werde den Schimmel auch ohne Aufsicht füttern können, in den letzten zehn Jahren hat es ihm an nichts gefehlt — denke ich!"

Heinrich's Augen blitzten einen Moment auf. Weshalb hatte er denn nur Feindliches unter diesem Dache zu hören? Dann aber lächelte er und trat durch die offene Thür in den Garten, welcher im Mondlichte des ersten Viertels da lag und die Essigfabrik mit ihrem Geheimniß umschloß. Die Firma Maibaum und Moor behauptete nämlich, ein besonderes Essiggeheimniß zu besitzen, Gert war auch eingeweiht und wußte, daß man ihn weder entbehren noch entlassen konnte, weshalb er ein Recht hatte impertinent zu sein. Endlich entfernte sich das kleine Ungeheuer auf Klapppantoffeln aus dem Stalle und Heinrich sprang rasch hinein, um drei Mal langsam und vernehmlich auf einen bestimmten Stein zu klopfen. Nach zwei Minuten wiederholte er dieselbe Operation und, siehe da, es erfolgte eine Antwort, ein Geisterklopfen, so daß der Schimmel mißtrauisch die Ohren spitzte und aufhörte mit seinen alten Zähnen den Hafer in der Krippe zu zermalmen. Heinrich schlüpfte wieder in den Garten, drückte sich an der Hecke entlang und war dann mit einem kecken Sprung über dieselbe hinweg im Nachbargarten. Rasche Schritte eilten den schmalen Pfad hinab ihm entgegen und er schloß eine weibliche Gestalt in die Arme, welche sich mädchenhaft, in scheuer Hingabe, an ihn schmiegte. — „Heinrich!" „Elise!" flüsterte es hin und wieder: „Hast Du mich erwartet, Elise?"

„Du weißt", entgegnete sie halb vorwurfsvoll, „daß ich im Leben und vom Leben nie etwas Anderes erwartet habe, als Dich und nie etwas Anderes erwarten werde — was könnte ich wol sonst erwarten?"

„Wie geht es Deiner Alten, hat sie Dich sehr gequält, Elise?"

„Sprich nicht so, sie hatte so viele Schmerzen, dabei konnte sie nicht lustig sein!"

„Lustig — Deine Großmutter und mein Vater sind niemals lustig gewesen! Sieh, Elise, wenn Du nicht so eigensinnig wärst, wir heiratheten uns auf der Stelle und all' die Scheererei wäre mit einem Male zu Ende; wir könnten es so gut haben, und haben es so schlecht!"

Elise bemühte sich ihre Stimme klar zu machen, dann sagte sie mit heimlichem Beben: „O Heinrich, das ist kein Eigensinn, was wir auf uns nehmen wie ein schweres Kreuz, ich trage es für mich und für Dich, aber Du weißt, Großmutter wollte nie davon hören, daß ich

heirathe — wie könnte ich glücklich sein, wo ich weiß, sie kann mich keine halbe Stunde entbehren — wenn ich es ihr sagte, ich glaube, sie würde mich enterben!"

„Nun und was weiter? Bin ich denn etwa ein Bettler, der seine Frau hungern lassen muß?" fragte der Reisende halb gerührt, halb trotzig.

„Nein, Du wirst nie Jemanden hungern lassen, dem Du helfen kannst; aber, Heinrich, ich würde Deiner Familie ein Dorn im Auge sein, wenn ich arm in ihr Haus käme, Du weißt es — Du weißt es! Wenn ich Dir diese Wartenszeit ersparen könnte, ich trüge sie gern, tausend Mal gern doppelt, aber es geht nicht!"

„Sie wird wol nicht allzu lange mehr leben — —". Er wollte noch etwas hinzufügen, das er verschluckte.

„Bitte, bitte rede nicht so, als wünschtest Du deren Tod, die meines Vaters Mutter ist; ich wäre ohne sie doch ganz verwaist gewesen und wenn sie es nicht immer nach meinem Sinn einrichtete, sie hatte doch keine üble Absicht dabei, es traf sich schlimm, daß ich eine so verschiedene Art mit ihr habe!"

„Du bist gut, Du bist gut, Elise, deshalb kann ich es ihr nicht verzeihen, daß sie Dich so hart — —"

„Bitte, bitte, rede nicht davon, ich habe ja so viel, ich habe Dich und wenn ich Dich nicht sehe, kann ich immer an Dich denken, da ist noch Schlimmeres zu ertragen!"

Er wandte ihr Gesicht dem Mondlicht zu und strich über ihr sehr hellblondes Haar. Ja, das war ein rührendes, mildes, bleiches überwachtes Gesicht, nicht alt zwar, aber ohne Jugendfrische, die Züge waren unbedeutend, wie ausgewischt, Alles wie verblaßt, aber rein, aber fromm, aber erdenfremd!

„Du", sprach er etwas lauter und seine leicht beweglichen Züge nahmen einen belebtern Ausdruck an, „Du, Elise, ich habe mich auf der Reise in ein schönes Mädchen verliebt!"

Sie legte die schmalen weißen Hände in einander und sagte leise: „Bitte, bitte, scherze nicht mit etwas so Traurigem!"

„Es ist ja nicht traurig, Du gutes Kind, es war nur ein gemaltes Mädchen, das vor dreißig Jahren gelebt hat, die Püntjer Dörken — o, die hat ein Gesicht, die würde Großmutters Selbstsucht nicht so lammfromm ertragen!"

„Wirklich, Heinrich, ich kann nicht anders als Großmutter gehorchen, es ist dies Dein ewiger Verdruß, aber wenn es mich Alles — wenn es mich Deine Liebe kostete, ich müßte sterben; doch so lange sie lebt müßte ich meine Pflicht gegen sie thun; weshalb quälst Du mich nur jedes Mal damit, wo ich einen Augenblick bei Dir sein darf? Ich kann nicht anders!"

„Um Alles in der Welt, weine nur nicht, Elise!"

„Nein, mein Heinrich, ich weine nicht, Du hast es mir ja so oft verboten!"

„Sieh, wenn wir verheirathet wären, all' dieser Verdruß — —"

Eine laute Schelle tönte im Hause. Elise schrak zusammen und strebte sich loszumachen: „Um Gottes Willen, Heinrich, laß mich gehen, sie hat geschellt!"

„Du bist *meine* Braut, nicht *ihre* Sclavin!"

„Heinrich, Heinrich!"

„Geh denn — Du liebst sie mehr als mich; Dörken fragte nach Niemanden anders, als nach ihrem Püntjer, ja wenn die — —"

Elise war längst in's Haus geeilt und Heinrich vollendete den Satz und den Gedanken nicht, sein Herz war voller Groll. Er hätte in die Welt hinausstürmen mögen, um Liebe zu suchen, und vergaß wie viel Liebe ihm eigen war; aber Elisen's Liebe war eine Dulderliebe und die Wirthin zur Guten Botschaft hatte es wol gesagt: als Liebhaber will der Mann ein neues frisches Wesen gewinnen, so sehr er in der Ehe die rücksichtsvolle hingebende Gattin zu forden sich berechtigt glaubt! — Heinrich hatte sich, was sein Gemüth anlangte, selbst erzogen. Da das *Gefühl* im Vaterhause keine Rolle spielte, so hatte man ihm nicht gelehrt sich über dasselbe Rechenschaft zu geben — ihm schien, es sei genug über eine Erregung entweder zu reden oder zu schweigen; ein inneres Abwägen glaubte er sich nicht schuldig zu sein. Deshalb blieb der junge Mann den ganzen Abend eben so wortkarg und ungesellig als seine übrigen Familienmitglieder und legte sich zur Ruhe, grollend, daß Elise die Großmutter über den Verlobten stelle!

Andern Tags grollte Heinrich nicht mehr, aber das war nicht sein Verdienst, denn über Nacht hatte sich Vieles verändert. Zuvörderst war mächtig an die Hausthür der Firma „Maibaum und Moor" geklopft worden. Die Magd hatte geöffnet und war zu „Madam" hinein gegangen, dann wanderte „Madam" mit der lärmenden Rücksichtslosigkeit egoistischer Menschen gegen Schlafende im Hause umher, um schließlich dasselbe zu verlassen. Als Gert Morgens die Stiefel zum Wichsen holte, sagte er: „Die alte reiche Frau Nachbarin ist denn diese Nacht auch gestorben!"

Ein paar trübe alte Augen geschlossen — und welch' ein Umschwung in Heinrich's ganzem Wesen! Er fühlte mit Stolz, mit Entzücken, daß er jetzt Elisen Alles sein mußte, ihre Zuflucht, ihre Heimat, daß er ihr all' die freudlos neben der Alten verlebten Jugendjahre einbringen müsse. Im Antriebe dieses mannhaften Impulses zog er sofort seinen Sonntagsrock an und rückte, nach dem in der großen Küche gemeinschaftlich genossenen Familienfrühstück, seinem Vater in das sogenannte Bureau, einen tristen, freudlosen und engen Raum, dessen öde Wände seit Jahren kein Lachen gehört, über die kein anderes Wort als streng geschäftliche dahingeglitten war. Der alte Maibaum schien seinen Sohn Anfangs nicht zu sehen und wandte ihm den Kopf erst langsam zu, als der Letztere sagte: „Vater, ich wollte Ihnen die Abrechnung meiner Einkassirungen vorlegen und habe eine Bitte auszusprechen."

Maibaum senior musterte eine Rechnung nach der andern, schüt-

telte den Kopf bei dem Rückstande des Wirthes zur Guten Botschaft und ging dann die Notirungen auf neue Lieferungen durch. „Wie steht's mit den Fässern?"

Heinrich stattete Bericht ab. Der Alte räumte dann sorgsam die Papiere in ihre verschiedenen Auszüge und sagte endlich unfreundlich: „Brauchst Du einen neuen Rock oder prickelt Dich der Hochmuthsteufel um eine goldene Uhr?"

„Nein, Vater, ich will nur heirathen!"

„Nur heirathen —? Nur heirathen? — Und was kann man denn noch etwa Thörichteres wollen, als heirathen?"

„Ich weiß es nicht, Vater, höchstens man ist so thöricht traurig und freudlos dahin zu leben, wie wir in diesem Hause!"

„So — so, junger Herr! Man hält also die Ehe für einen sehr freudigen, beglückenden Zustand?"

„Ich hoffe, die meinige wird das sein!"

„Hoffen — hoffen — nur Narren hoffen so Etwas, erfahrene Leute — — aber wer hat das Glück, Deinem Herzen so viel schöne Hoffnung vorzugaukeln?"

„Elise Grütter!"

„Das kranke Huhn? Du denkst wol an ihre Thaler, die Alte ist ja todt —? Speculirst doch besser, als ich Dir's zutraute!"

„An ihre Thaler dachte ich nicht, sie ist ein frommes, treues Mädchen!"

„Weibertreue — pah —! Wenn ich Du wäre, ich schlüge mir diese Heirathsgedanken lieber heute als morgen aus dem Kopfe!"

„Möglich — ich aber denke Elise glücklich zu machen!"

Maibaum senior rückte an seinem Käppchen, fühlte in beide Westentaschen, als suche er nach Etwas, Heinrich zu bestechen und murmelte dann mit unsicherer Stimme: „Mein Sohn, Du wirst betrogen werden!"

„Vater!" rief Heinrich, „Du beleidigst Elise und mich — Du, Du mit Deinem entehrenden Mißtrauen kannst allerdings nie geliebt haben!"

Der Kopf des alten Essigfabrikanten sank schwer in seine Hände; ein Laut, wie ersticktes Schluchzen, entrang sich seinen Lippen, er winkte, ohne aufzublicken, Heinrich solle gehen —: „Entscheide nichts bis zum Abend", preßte er mühsam hervor — „ich will Dir's erzählen, o Gott — daß ein solcher Tag kommen mußte!"

Zum ersten Male in seinem Leben drängte es Heinrich, seinem Vater ein liebevolles Wort zu sagen; aber die Gewohnheit fehlte, er erröthete, fand keines, und entfernte sich schweigend.

Der alte Maibaum verließ den ganzen Tag sein Comptoir nicht und wies Speise und Trank in seiner harten Manier zurück. Heinrich wanderte unruhig umher. Im Nachbarhause ging es so lebendig zu, als sollte für eine Hochzeit gerüstet werden. Die Verwandtschaft, welche nicht eben großmüthig von der Verstorbenen behandelt war, drängte sich jetzt mit Kind und Kegel herzu, um sich, auf Kosten des Nachlasses und

unter dem Deckmantel der Trauer, noch einmal recht gütlich zu thun; es war ein Rachebesuch bei den Manen der sparsamen Greisin, ein Zweck- und Wettessen und -Trinken, das Elise den ganzen langen Tag an den Herd fesselte. Mitunter trocknete sie verstohlen eine Thräne mit der Schürze von ihrem milden, ergebenen Angesicht, dann aber bemühte sie sich auf die Mittheilungen einer rüstigen Cousine zu lauschen, welche neben dem Herde saß, ihren Säugling wartete und eine Feuerkieke unter den Füßen hatte.

„Wirklich, er hat schon vier Zähne?" fragte Elise gutmüthig und versuchte den gezähnten Säugling anzulächeln.

„Das ist doch kein Wunder!" rief die Cousine. „Du weißt, Dietrich bekam die ersten Zähne volle drei Wochen früher, und Anna hatte sie auch schnell genug. Ja, Du kannst Dich freuen, Elise, Du hast für keinen Haushalt und keine Kinder zu sorgen gehabt, Du konntest gemächlich dasitzen, wenn wir Verheiratheten uns plagten!"

Elise warf einen kummervollen Blick auf die rüstige Cousine und den fetten Säugling, sie dachte daran, wie viel freundlicher so ein Kinderstimmchen riefe, als das belfernde, unzufriedene Organ der alten Großmutter, welches sie Nacht für Nacht, Stunde für Stunde hetzte und weckte durch all' die Jahre ihres Lebens.

„Ich meine das nicht", antwortete Elise in ihrer schüchternen und doch entschiedenen Art. „Sobald die tiefe Trauer vorüber ist, habe ich den Vorsatz mich auch zu verheirathen, wenn es Gottes Wille ist!"

Der Säugling schrie plötzlich auf, weniger aus Theilnahme für Elisen's Heirath, als weil die sorgende Mutter höchst unsanft seine prallen kleinen Waden berührt hatte. Die sorgende Mutter war nach Beschwichtigung des in seiner Ruhe gestörten Kleinen so weit wieder Herrin ihrer zornigen Aufwallung, daß sie entgegnen konnte: „Wir können Dich ja nicht verhindern und Du mußt es selbst entscheiden; aber Du weißt, daß Du nicht hübsch bist, daß Du keine schwere Arbeit gewohnt bist, einige Leute wollen auch wissen Du bekämst noch einmal ein Zehrfieber — sieh, nun ist keine Frage, was der Mann haben will, der Dich begehrt, und so wie ich sprechen sie Alle, Du bist ja selbst alt genug, um das einzusehen."

Elise setzte sich auf den nächsten Binsenstuhl; sie wußte, was dieses wir bedeutete, dahinter versteckte sich die ganze Sippe, der es recht gelegen kam, wenn Elise die alte lästige Großmutter pflegte und ihre ganze Jugend darüber verkümmerte, höchst ungelegen aber war es der verbündeten Verwandtschaft, wenn Elise jetzt die Erbschaft für sich allein behielt. Mit Spannung erwartete deshalb die Cousine, was Elise auf diese niederschmetternden Wahrheiten entgegnen würde, sie war auf einen Zornausbruch gefaßt und bereit auch die lachende Seite der Erbtanteneristenz zu entrollen. Aber das arme geduldige Kind wußte nichts von Zorn; ihr reines und weiches Gemüth war an unverdiente Kränkungen gewöhnt worden, nicht indem es sich gegen dieselben verhärtete, sondern dadurch, daß es seine innere Stimme siegreich gegen die äußere

erhob. So sprudelt das lautere Bergwasser ungetrübt von der Höhe über alle Hemmungen und Hindernisse.

„Du hast in Allem Recht, was mich anlangt; aber Unrecht in dem, was Heinrich betrifft“, sprach Elise. „Er ist von Klein auf an mein Ansehen gewöhnt und wenn Gott mir eine tödtliche Krankheit senden will, so soll Heinrich so wenig als möglich darunter leiden. Wir bauen unser Haus miteinander und nehmen unser Schicksal miteinander. Wenn ich arm wäre, ich dürfte nicht seine Frau werden, nun ich Vermögen habe, kann ich ohne Schönheit, ohne große Arbeitskraft doch meine Hand in die seinige legen!“

Die Cousine schüttelte den Kopf. Elise kam ihr ganz verrückt vor; muß denn nicht ein armes Mädchen doppelt geschwinde zugreifen? „Hör' Elise“, rief sie verweisend, „diese Dinge müssen wir besser verstehen als Du, die Nichts von der Welt weiß!“

„Nein“, erwiederte die Andere entschieden, „diese Dinge versteht die Welt nicht, sondern das Herz! Gieb Dir keine Mühe, Cousine, es giebt nur einen Menschen, der mich bereden könnte von Heinrich zu lassen, und das ist er selbst — Ihr könnt es nicht!“

Sie erhob sich und ging in das halbdunkle kellerartige Gastzimmer des Hauses, wo neben einer ängstlich brennenden geweihten Kerze der Tod zu Gaste war. Elise dankte der Großmutter, daß diese nie versucht hatte, Heinrich herabzuziehen. Jetzt war ihr die Todte noch die einzige Befreundete unter diesem liebeleeren, schwerdrückenden Dache. Elise seufzte und klagte nicht, sie wartete auf Gottes Fügung, wie sie seit Jahren geduldig gewartet hatte. Die Greisin, welche in ihrer Jugend eine große Schönheit gewesen war, sah jetzt, im Tode, ehrwürdig und friedlich aus. Arme Elise, was flüsterst Du, wohin ist denn Deine fröhliche Zuversicht? — Ach, jedes liebende Weib ist im Grunde wie das Andere; ein Gifttropfen war in die fromme Mädchenseele gefallen, sie murmelte: „Großmutter, Dein Streben war das Geld — o hättest Du mir statt dessen Schönheit und Gesundheit und eine sorglose Jugend vererbt, wie anders könnte ich Dir danken.“

In derselben Stunde, wo Elise mit der Todten Abrechnung hielt, wurde Heinrich von seinem Vater zu einem Spaziergang aufgefordert. Keiner der beiden Männer redete; endlich fragte der Sohn: „Vater, Sie haben den ganzen Tag Nichts gegessen; wäre es nicht besser, Sie genössen Etwas, ehe wir fortgehen?“

„Nein!“

Lange gingen sie schweigend, bis tief in das Kieferngehölz, das sich mühsam aus sandigen Dünen emporarbeitete. Plötzlich blieb der Vater stehen, richtete seinen scharfen Blick auf Heinrich und sprach: „Was weißt Du von Deiner Mutter?“

Heinrich erröthete: „Ich hielt sie für gestorben“, stotterte er, „bis eines Tages Tante Moor mir verbot, anderen Leuten zu erzählen, meine Mutter sei todt!“

„So?“ sagte der Alte gedehnt, „also Tante Moor weiß, daß Deine

Mutter noch lebt oder noch leben kann — —! Um so besser, es wird Dich die Last weniger niederbeugen, da Du vorbereitet bist, als mich, dem sie unvorbereitet aufgebürdet wurde. Nichts drückt so schwer als eine Schande, Heinrich, und die Frau, die ich mehr liebte als mein Leben, hat dieses Leben mit Schmach und Schande beladen bis über's Grab hinaus. Sie war ein schlichtes Bauernmädchen, ich ließ ihr für Geist und Körper geben, was immer sie begehrte; sie war geehrt, geliebt, schön, gesund, wohlhabend, wohnte in einem hübschen Häuschen, vor sich eins der schönsten Thäler auf Erden, sie hatte einen braven Mann und ein blühendes Kind — Alles, Alles das verließ sie und entfloh mit einem Andern! Du weißt, was aus mir wurde; was aus ihr geworden — ich habe es nicht erfahren können, obwol — ja Heinrich! obwol ich nicht aufhören konnte sie zu lieben, als sie längst meiner Liebe unwürdig war! Sag' mir morgen früh, ob Du bei der Absicht verharrst, zu heirathen; sprich aber nie mehr von Deiner Mutter, weder zu mir noch zu sonst Jemanden, so lange meine Augen noch offen stehen. Geh' jetzt, ich kann Dir nicht mehr über das Vergangene sagen — was die Zukunft anlangt, so hast Du zwar keine sorgende Mutter, Dir Dein Haus zu schmücken, aber einen getreuen Vater!"

Heinrich sank an seine Brust und weinte heiße, schmerzliche Thränen.

III. Das eigne Nest.

Herr Maibaum senior mußte am nächsten Morgen gewahren, daß fremde Erfahrungen der Jugend sehr wenig helfen, indem sie darauf besteht, dieselben an sich selbst zu erproben. Heinrich beharrte auf seinem Heirathsbeschluß und die Firma gestattete ihm, sich etwa acht Meilen von der ihrigen entfernt eine zweite Essigfabrik zu gründen, die als eine Vergrößerung des gemeinsamen Geschäfts betrachtet wurde.

Heinrich's und Elisen's künftige Heimat war sehr freundlich an einem bewaldeten Bergrücken gelegen; ein hübsches Wohnhaus vor dem Thore der alten Stadt, von einem Blumengärtchen umgeben, mit der Aussicht auf eine alte, noch wohlerhaltene Burg, in welcher einst ein Fürstengeschlecht residirt hatte. Hinter dem Hause wurde die neue Fabrik gebaut und sobald die Fabrik fertig war, sollte die Hochzeit sein. Heinrich betrieb den Bau mit einer Energie, die ihm sein eigener Vater nie zugetraut hatte, vielleicht der junge Mann kaum sich selbst; er sagte sich gern: „Es muß Alles rasch in Ordnung kommen, damit ich Elise holen kann!"

Elise nähte inzwischen an ihrer Aussteuer und trotzdem die Cousine sie häßlich und kränklich genannt hatte mit jener unumstößlichen Sicherheit, die man gern im Urtheil über nahe Angehörige an den Tag legt, so verschönte das Glück sie so sehr, daß es wie ein leiser, rother Blüthenduft auf ihren Wangen lag und ihre hagere Gestalt gerundeter und elastischer wurde, bis sie beinahe angenehm und gewiß gesund zu nennen war. Die Verwandten erblickten auf den zart gerötheten Wangen der

Braut zwar noch immer die ersten Boten des Zehrfiebers, konnten aber nicht erwarten, dasselbe werde ihnen schon vor Elisen's Verheirathung die Erbschaft zuspielen; denn nachher war es leider zu spät!

Heinrich wollte, seine Frau solle in ein ganz eingerichtetes Haus kommen, und wunderte sich, als nun ein Möbel nach dem andern in den heiter tapezirten Räumen Platz fand, daß Tische, Stühle und Schränke ein solches Interesse für ihn haben konnten — „es ist Elisen's halber!" — erklärte er sich dasselbe und lächelte, wie er nun gewahrte, daß zwei Vögel in der Linde vor der Hausthür ihr Nest bauten, es war ganz dasselbe! In der That schien ihm sein frisches Nest so unübertrefflich, ja, so zauberhaft im Vergleich zu den finsteren Häusern seiner Vaterstadt, unter deren Schutz das Brautpaar aufgewachsen war, daß er einige ihm bekannte Damen der Stadt, die Gattinnen des Branntweinbrenners und des Gastwirthes, einlud, seine geschmackvolle Einrichtung in Augenschein zu nehmen. Die Damen erschienen pünktlich und voller Neugier. Leider waren dieselben nicht so entzückt, als sie es hätten sein sollen. Die Wirthin sagte, es wäre unverantwortlich, den Sophatisch nicht so zu stellen, daß er sich dem Spiegel vis-à-vis befinde; denn Abends bei Licht sei dadurch das Zimmer noch einmal so hell.

„Sie müssen Gardinen haben, die ganze Welt sieht ja sonst, was Sie in den Zimmern treiben!" rief die Branntweinbrennerin.

„Keine Fußmatte im ganzen Hause!" klagte die Wirthin. „Wollen Sie denn allen Straßenschmutz in die Zimmer getreten haben?"

So ging das weiter, bis Heinrich ganz traurig wurde und nicht einsah, wie er all' die nothwendigen, ganz unentbehrlichen Verbesserungen zu Stande bringen solle.

„Ich will Ihnen was sagen!" tröstete die Wirthin, „ich schicke Ihnen die Jenny, die macht das in ein paar Tagen fix und fertig; die Jenny versteht Alles, die Badegäste am Brunnen, eine Stunde von hier, können gar nicht fertig werden ohne die Jenny — danke, danke, ich trinke keinen Wein mehr!"

„O bitte, noch ein halbes Glas mit etwas Zucker!"

Heinrich kannte seine Pflichten als gastfreier Hausherr.

„Recht schön, wer ist denn diese Jenny?"

„O, Jenny ist ein sehr gebildetes Mädchen!" versicherte die Branntweinfabrikantin. „Ich lasse meine Töchter sehr gern mit ihr umgehen, ich glaube, es giebt Nichts, das Jenny nicht gelernt hat, sehen Sie, obwol ihre Mutter nur eine Waschfrau ist!"

„Na, sie brauchte nicht zu waschen, gar nicht!" rief die Wirthin, „Frau Dierksen hat ein hübsches Vermögen; wenn Jenny wollte, könnte sie in seidenen Kleidern gehen, aber sie will es nicht. Wenn nicht Das mit der Mutter wäre, ich glaube, Jenny würde längst Nonne geworden sein!"

„Was ist mit der Mutter?" forschte Heinrich.

Die Damen blickten sich an und lächelten.

„Sehen Sie", sagte die Branntweinbrennerin, „Frau Dierksen ist

in Amerika gewesen, wo auch ihr Mann starb; in Amerika ist es nun sehr kalt und schon kleine Kinder werden in Felle genäht, somit hat sich Frau Dierksen das Trinken etwas angewöhnt, aber immer nur nach der Arbeit, und sie arbeitet wie keine Andere in der Stadt, obwol sie es nicht nöthig hat!"

„Sie ist eine sehr ehrbare und gottesfürchtige Frau, die jeden Monat zur Beichte geht, denn sie ist katholisch", erzählte die Wirthin weiter; „aber das Trinken muß einmal in ihrer Natur sein. Frau Dierksen sagte mir übrigens nichts von der Kälte in Amerika, sondern sie glaubt, sie hätte sich die Flasche vor Kummer angewöhnt!"

„Ich behaupte vor Kälte", beharrte die Andere; „eine kräftige, wohlhabende Person mit einer solchen Tochter, die wie in weißen Schuhen groß geworden ist, so tadellos, wird doch keinen Kummer haben — nein, die Kälte, die Kälte that es!"

„Vielleicht hat sie auch das Heimweh gehabt da drüben, sie ist eine Deutsche von Geburt!"

„Ich bitte Sie, Frau Meyer, das Heimweh! Sie war nur fünf oder sechs Jahre in Amerika; an Heimweh glaube ich gar nicht, aber die Kälte, die Kälte, die kann den Menschen zu etwas Erwärmendem treiben!"

Gegen Abend entfernten sich die beiden Damen mit dem Versprechen, Jenny Dierksen zu schicken, und Heinrich konnte seine ganze Aufmerksamkeit, in Erwartung der hülfreichen Jenny, wieder dem Bau der Fabrik zuwenden, welcher demnächst das Essiggeheimniß zugute kommen sollte. Da auch der Garten, so viel es der Bau erlaubte, in Stand und Schmuck gesetzt werden sollte — denn es war Frühling — so hing der junge Hausherr den Rock über ein Geländer und pflanzte und rechte mit dem Tagelöhner um die Wette, indem er dann und wann den Maurern ein ermunterndes Wort zurief.

Eines Morgens schellte es an der Hausthür. Heinrich, mit von der Arbeit gerötheten Wangen, warf rasch seinen Rock über und öffnete. Ein breiter Sonnenstreif drang herein und in dem Sonnenstreif stand ein junges Mädchen, das Heinrich mit sprachlosem Erstaunen betrachtete.

„Ich bin Jenny Dierksen", sagte die Fremde, durch sein Anschauen verwirrt, „ich komme wegen der Gardinen und — —"

Heinrich athmete tief auf. „Mein Gott", stammelte er, „sind Sie nicht Püntjer Dörken — und jetzt haben Sie ja auch einen Heiligenschein!"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Maibaum!"

„O, ich weiß es selbst nicht!" rief Heinrich und warf sich auf einen Stuhl, „ich weiß es selbst nicht, verzeihen Sie mir — es ist die große Aehnlichkeit mit der büßenden Magdalena!"

Das Mädchen schlug die großen, feuchten, lichtbraunen Augen auf, langsam erhoben sich dieselben zur Decke und sie sprach leise und feierlich: „Ja, ja, ich bin eine Büßende, ich hoffe und glaube, Gott wird das Opfer meiner Buße annehmen!"

Heinrich sprang auf, um sich zu überzeugen, dies Alles sei Wirklichkeit, und die jungen Leute sahen sich an, wie aus einem Traume erwachend.

„Ich entsinne mich jetzt", sagte Heinrich verlegen, „Sie sind die Jenny, welche meine Gardinen aufstecken und mir sagen wollte, wo der Spiegel hängen muß und wie Alles stehen und liegen soll!"

„So gut ich es verstehe — gern!" sagte sie einfach.

„Die Damen sagten, Sie verständen Alles."

„Ich habe Manches verstehen lernen müssen, Herr Maibaum!"

„Und das macht Sie traurig?"

„Gewiß; je mehr wir verstehen, desto größer wird der Riß in unserer Kindeseinfalt, desto rascher schmilzt der Schnee hinweg, unter dem unsere unschuldige Seele geborgen lag. — Wollen Sie", fügte sie, sich besinnend, hinzu, „den geblümten oder den gestreiften Stoff hier? Der geblümte kostet die Elle drei Groschen mehr."

„Nehmen Sie, welchen Sie wollen, Jenny, und bitte, sagen Sie mir, ob Sie nie Etwas von Püntjer Dörken gehört haben?"

„Niemals!"

„Sie wurde als büßende Magdalena gemalt und gleicht Ihnen sehr, nur sind Sie etwas zarter, Ihre Augen sind ernster — aber wenn Sie das Kreuz in der Hand hielten —!"

„O, ich halte es, Herr Maibaum, es ist nur unsichtbar!"

„Unmöglich — auf dieser Stirn kann keine Schuld ruhen, die zu einer weltentsagenden Buße führt!"

„Und wenn mein Dasein schon eine Schuld wäre?" rief Jenny erregt.

„Dem ist nicht so, Jenny; wer Ihnen gesagt hat, Sie müßten eine schwere Schuld abbüßen, der sucht Sie irre zu führen!"

Jenny's Augen leuchteten auf wie von innerem Feuer. „O, Herr Maibaum, wenn Sie wahr sprächen! Aber nein — Sie reden, was ich nicht hören, nicht glauben darf! Ich bitte Sie, lassen Sie mich die Gardinen nähen und reden wir nicht von diesen Dingen, die bis heute nur zwischen meinem Beichtvater und mir ausgesprochen sind."

Heinrich wischte sich mit seinem Taschentuch die Stirn, ihm war doch sehr warm von der Arbeit, oder von der Frühlingssonne, oder von seinen Gedanken Er eilte wieder in den Garten und verdarb in der Zerstreuung, was er den Morgen so hübsch angelegt hatte.

Weshalb sah Jenny aus wie Püntjer Dörken? Welche Schuld wollte Jenny abbüßen, vielleicht die Trunkfälligkeit ihrer Mutter? Was konnte nur die Mutter einer solchen Tochter an den Trunk gebracht haben?

Als um Mittag die Arbeiter nach Hause gingen, dachte Heinrich den großen Spiegel umzuhängen und trat mit Hammer und Kneifzange zu Jenny in's Zimmer. Sie saß zwischen den weißen Gardinen wie in einer Wolke.

„Frau Meyer behauptete, der Spiegel müsse dem Sophatisch gegen-

über hängen; wollten Sie ihn anfassen helfen und mir sagen, wohin er jetzt kommen soll?"

„Ich finde, der Spiegel hängt vortrefflich; man erblickt in demselben den Bergrücken, die Burg und das Feld. Schöneres kann er nicht wiedergeben!"

„Wie gut von Ihnen, Jenny, daß Sie dieselben Gedanken hatten wie ich — freilich, wo Sie sitzen, müssen Sie die ganze Landschaft sehen!"

Er stellte sich hinter sie, um auch in den Spiegel zu blicken, auf einmal aber begegneten sich ihre Augen in dem Glase.

„Mein Gott!" rief Jenny und erblaßte.

„Was ist Ihnen, Jenny?"

„Glauben Sie nicht", stammelte das zitternde Mädchen, „daß — daß Ihre Züge den meinigen sehr gleichen? Dieselbe braune Haarfarbe, dieselbe Stirn, dieselbe Nase — nur daß Ihre Augen blau sind — daher war mir's, als müßte ich Sie schon gesehen haben!"

„So auffallend ist das doch nicht, obschon allerdings eine Aehnlichkeit stattfindet; das ist wol nur, liebe Jenny, damit wir ein Merkzeichen haben, daß wir uns auf einander verlassen können. Wie hübsch, wenn man sich schon auf den ersten Blick kennt!"

Jenny sah trüb vor sich nieder. „Es wäre wol besser, Herr Maibaum, ich wäre heute Morgen nicht hierher gekommen, denn ich bin bemüht und verbunden, meine Gedanken mit ihren Wurzeln aus dieser Welt loszureißen und sie einem höhern Dienst zu weihen; — mich fesselt nichts mehr, als meine arme Mutter."

„O, wenn Sie wüßten, Jenny, wie schrecklich, wie unnatürlich mir Ihre Worte vorkommen — haben Sie denn nie daran gedacht, einen Mann zu lieben und zu beglücken?"

„Nein, weil es unmöglich ist, daß ich einen Mann beglücke, und wäre er mir lieber als mein Leben!"

„Jenny — Jenny — was ist dies mit Ihnen?"

Heinrich ergriff mit seinen beiden Händen ihre Rechte und hielt sie angstvoll fest.

„Dringen Sie nicht in mich, Herr Maibaum, ich danke Ihnen für Ihren guten Willen — aber mir ist auf Erden nicht zu helfen."

„Mein Gott, Sie weinen und ich kann Ihre Thränen nicht trocknen — wenn Sie wüßten, wie sehr mich das schmerzt!"

„Ich sollte nicht weinen, Herr Maibaum. Ein Opfer mit Klagen und Thränen gebracht, ist keines; aber ich bin noch so jung und das Leben ist doch auch so schön für Den, welcher frei dasteht."

„Wer hindert Dich, frei zu sein, Jenny?"

„Die Hand von oben! Fragen Sie nicht mehr, lassen Sie mich gehen!"

„Aber Sie kommen wieder, Sie vollenden Ihre Arbeit?" drängte Heinrich mit ungewohntem Eifer.

Jenny kämpfte sichtbar, der Athem zog rasch über die leichtgeöffneten, blühenden Lippen, endlich sagte sie entschlossen: „Ja, ich komme

wieder!" und schon war ihre liebliche, junge Gestalt durch die Blumenbeete vor der Thür hinaus auf die Straße gehuscht.

O, wie war es Heinrich so neu, so fremd zu Muthe! Er kniete vor dem Platze nieder, auf dem sie gesessen; er drückte die Scheere und den Garnknäuel an seine Brust, den sie berührt hatte; er dachte, hörte und sah nichts Anderes als sie — und wieder sie, die schöne Jenny, die wunderbare Püntjer Dörken!

Von dieser Stunde an konnten die Maurer und der Tagelöhner beginnen, was sie wollten; Heinrich blickte nur zerstreut nach ihnen, er grübelte fort und fort über Jenny's Geheimniß und am andern Morgen blickte er wol hundert Mal die Straße zum Städtchen hinauf, ob er sie vielleicht kommen sähe, aber sie blieb den ganzen Tag aus. Heinrich wurde sehr mißmuthig, ja zornig. Als Jenny auch den zweiten Tag nicht kam, rannte er durch den Regen zu Frau Meyer und beklagte sich, daß Jenny ihr Versprechen nicht gehalten habe. Frau Meyer aber versicherte, Jenny halte jedes Versprechen und sei wahrscheinlich nur deshalb nicht gekommen, weil Frau Dierksen erkrankt sei.

Das beruhigte Heinrich. Wirklich erschien die Ersehnte am andern Tage und der junge Hausherr erzählte ihr seine ganze Lebensgeschichte, während er ihr die Nadeln zum Gardinenaufstecken eine nach der andern hinreichte. Nur zwei wesentliche Punkte seiner ohnehin einfachen Erlebnisse überging er — kaum erwähnend sein langjähriges Verhältniß zu Elisen und das Vergehen seiner Mutter ganz verschweigend.

Es fanden sich noch zahllose Mängel, denen Jenny im Hause abhelfen mußte, und Heinrich, der doch kürzlich Alles für vollkommen erklärt hatte, war jetzt der Erste, dieselben zu finden und zu rügen. Jenny kam Tag für Tag, jedes Mal von Heinrich erwartet, jedes Mal von ihm zur Stadt zurückbegleitet. Endlich war Alles fertig, die neue Fabrik, der Garten — das Nest für Elise! Als Jenny erklärte, es bleibe Nichts mehr zu besorgen, da riß Heinrich sie in seine Arme und rief unter fließenden Thränen: „O, Jenny, Jenny — dies Haus wird öde wie ein Grab sein ohne Dich, Du bist mir wie ein Theil meines Herzens und — laß mich es nur ein einziges Mal von Deinen Lippen hören — ja, Du liebst mich wieder!"

Das Mädchen machte sich von ihm los, aus ihrem erbleichten Gesicht funkelten zwei unheimlich leuchtende Augen zu ihm empor. „Ja", stieß sie fast ingrimmig hervor, „ich liebe den verlobten Bräutigam eines andern, schuldlosen Mädchens! Es liegt wie ein Berg von Schuld auf mir, der Verrätherin, und ich — ich Elende — ich wagte über meine Mutter zu richten und bin nun selbst verurtheilt!" Sie verbarg krampfhaft schluchzend ihr Antlitz in die Hände.

„Elise ist gut — sie wird mich frei geben, verzweifle nicht, Jenny; wir können noch glücklich werden!"

„Glücklich —? Hast Du vergessen, daß ich Dir sagte, ich könnte nie einen Mann glücklich machen? Und Dich, Dich am wenigsten, der Du einer Andern angehörst. Die Gewissenslast ist schon erdrückend genug

ohne die Schmerzensthränen, die Elise über meine sündhafte Schwachheit weint! Du kannst nur Eins thun, Heinrich, vergiß mich —! Ich selbst werde fliehen, dahin fliehen, Heinrich, wohin die Schuld flüchten muß — in den Schooß göttlichen Erbarmens!"

Heinrich wollte sie nicht gehen lassen, aber sie gebot ihm, wie eine Königin, ihr nicht wieder nahe zu kommen, und ließ ihn dann zerknirscht und einsam zurück.

IV. Elisens Flucht.

Der buckelige Knecht der Firma Maibaum und Moor war mit einer Sendung in die neue Fabrik des jungen Herrn betraut. Als Mitwisser des Essiggeheimnisses konnte man ihm getrost alle die Gegenstände anvertrauen, welche zum Beginn des Betriebes unerläßlich waren. In nicht allzulanger Zeit kam Gert von seiner Reise zurück, zog den Schimmel in den Stall und meldete, daß das erste Gebräu trefflich ausgefallen sei, im Uebrigen ließ er sich auf keine ferneren Mittheilungen ein. Im Halbdunkel indeß ging er in's Nachbarhaus, wo Elise ihn schon seit Stunden mit irgendwelchem Auftrag ihres Verlobten erwartet hatte. Es war lange, seit Heinrich Nichts von sich hören ließ. Von einer lebhaften Correspondenz war nicht etwa die Rede, sie wußte ja auch, wie beschäftigt Heinrich sein mußte; aber die Sehnsucht forderte trotzdem ihren Antheil an ihm und ließ sich nicht beschwichtigen. Endlich schlenderte der Buckelige herein und setzte sich ohne weitere Aufforderung auf einen Stuhl in Elisen's Nähe. Da er nicht zu reden begann, fragte das Mädchen: „Was bringst Du mir von Heinrich? Ist das Haus bald fertig und hat er gesagt, wann er mich holen will?"

Gert erhob seine knochigen, übergroßen Hände und zählte an den Fingern: „Erstens ist die Fabrik fertig, zweitens der Garten, drittens das Haus — viertens hat er nichts vom Holen gesagt und fünftens denkt er auch nicht daran."

„Denkt nicht daran?" fragte Elise und sah in sein garstiges, boshaftes Gesicht. „Wie kannst Du wissen, was Heinrich denkt?"

„Ich weiß, daß er 'was Anderes denkt und weiß deshalb auch, daß er nicht an die Hochzeit denkt."

„Hat er noch so viel zu thun?"

„Er thut, was er besser nicht thäte."

„Mein Gott, ist er krank?"

„Von außen kerngesund, Mamsell!"

„Ja, aber — was meinst Du denn eigentlich, Gert?"

„Ich meine, daß er sich in ein bildhübsches Frauensmensch vergafft hat, und daß es so kommt, wie ich immer gesagt habe: Er schlägt über die Stränge; er muß das von seiner Mutter geerbt haben, der Vater ist anders!"

„Ich meinte, Du wärst zu vernünftig, Gert, um auf so dummes Geschwätz zu hören. Wenn die fremden Leute über ihn Lügen glauben,

das ist kein Wunder; wenn Du sie aber glaubst, so ist das schlecht, denn Du kennst Heinrich besser."

„Besser? Wer kennt einen verliebten Jungen besser als alle Welt, die seine Thorheit erblickt? Glaubt die Mamsell, weil der Bursche gewachsen ist wie eine Tanne und braune, lockige Haare und ein Puppenangesicht hat, ein Krüppel, gleich mir, müsse Alles an ihm bewundern? Fehlgeschossen, fehlgeschossen — es tröstet mich, über meinen Buckel die Narrheiten der hübschen Leute zu erblicken, ihnen ihre übermüthigen Blicke und Mienen zurückzugeben —! Was Euch betrifft, Mamsell Elise, so habe ich keinen Gotteslohn für meine Botschaft erwartet; ich brachte sie Euch aus gutem Willen, weil sie wissen wollen, die Mamsell wäre auch nicht hübsch von Ansehen. Ich wahrschaue Euch, laßt die Sache nicht so hingehen, Kind Gottes, sonst werden Euch die Augen aufgehen, wenn es zu spät ist — ich in Eurem Platz würde eine tüchtige Abfindung in baarem Gelde herausschlagen."

Gert konnte Elisen's Gesicht in der Dunkelheit des Abends und des Zimmers nicht mehr unterscheiden, sonst möchte selbst er Mitleid empfunden haben; nach einer kurzen Pause sagte die Unglückliche aber sanft: „Ich sehe Deinen guten Willen, Gert, und es ist möglich, daß Du Recht hast. Ich biete Dir kein Geschenk an für Deine Absicht, mich zu warnen, aber ich bitte Dich, kein Gerede unter den Leuten zu machen über diese Sache. Du weißt, die Menschen freuen sich immer, wenn Denen, die nicht hübsch sind, Solchen, wie Du und ich, ein Leid widerfährt!"

Die arme Elise entwickelte selbst in diesem bittersten Augenblick ihres Lebens eine harmlose Klugheit, wie dieselbe ernsten, wortkargen Volksstämmen eigen zu sein pflegt. Der boshafte, kleine Knecht nahm ihre Worte wie eine Schmeichelei auf und sagte, sich erhebend, mit Bewußtsein: „Mamsell, ich bin nur ein Krüppel, aber ich weiß, was ich unserer Firma schuldig bin. Alle Heimlichkeiten, und besonders das Essiggeheimniß, liegen hinter meiner Zunge wie an eisernen Ketten. Wer nicht stark ist, Mamsell, der muß schlau sein. An den Geheimnissen hält man die Leute; wessen Geheimniß ich bewahre, der darf die Hand nicht gegen mich aufheben. Wenn ich hundert Jahre alt werde, die Firma muß mich wie einen Sohn halten bis an's Ende; denn mein Wort giebt ihren Erwerb in Jedermanns Hand, wenn sie mich zum Feinde haben. So ist es; nichts für ungut, Mamsell, gute Nacht auch."

War denn noch Jemand, durch eine lange, todtenstille Stunde, in Elisen's nachtfinsterer Stube? Ja, eine dunkle Gestalt erhob sich und ging mit dem behutsamen Schritt einer Krankenwärterin der Thür zu, dort rief sie mit ihrer milden Stimme nach der alten Magd und redete einige Minuten mit derselben. Hierauf legte Heinrich's Braut mehrere Gegenstände in eine Reisetasche, kleidete sich selbst sorgsam, wie zum Kirchgang, an und verließ das Haus durch die Hinterthür. Bis zur Gartenpforte ging die Magd mit und sagte hier bedenklich: „Es will mir nicht gefallen, daß Ihr in Nacht und Nebel zur kranken Tante

lauft, die hat schon zehn Mal sterben wollen und wird wol dieses Mal auch noch bis morgen warten."

„Rede nicht so", verwies Elise, „Gott sendet Tod und Leben, Glück und Unglück und wir dürfen nicht zaudern, wenn seine Boten, die Engel, anklopfen."

So ging sie hinaus durch den Garten, durch die Hecken, in's Feld, die Magd blieb kopfschüttelnd an der Gartenpforte stehen. Die nächtliche Pilgerin gelangte bis in jene Fichten, wo Herr Maibaum seinem Sohn von dem Verrath seines Weibes gesprochen hatte. Still und feierlich war's im Walde, wie mit Riesenfittigen rauschte der Nachtwind über die dunklen Wipfel, durch eine Lichtung blickte ein großer, leuchtender Stern auf das einsame Mädchen herab. Elise öffnete ihre Lippen und redete zu Gott und zu der träumenden Erde, was sie keinem menschlichen Ohr aussprechen konnte: „Wenn Alles wahr ist, wenn Alle ihn verurtheilen, ich will Heinrich vergeben um meiner Liebe willen. Wenn eine Andere, Schönere sein Herz gewonnen hat — er soll glücklich sein; ich will über sein Glück wachen, wie eine Mutter über ihr Kind; Heinrich, meine Lippen haben nur Freundesworte für Dich."

Am Morgen nach Elisen's Flucht brachte der Hausknecht der Gastwirthin Meyer eine Fremde in's Hôtel, die mit der Post angelangt war. Die Post kam regelmäßig Morgens zehn Uhr und verspätete sich nur unter sehr glaubwürdigen Entschuldigungen. Die Fremde war in Trauer gekleidet und man glaubte es ihr, wenn sie mittheilte, ihre Gesundheit fordere eine Badecur und sie wolle im Meyer'schen Gasthof nur ihr Gepäck abwarten. Die Fremde sah in der That äußerst bleich und traurig aus.

Frau Meyer rieth dringend zu einer Cur im benachbarten Bad und hoffte das Beste von derselben; denn ihr, Frau Meyer's, Schwiegersohn hatte die Restauration am Schwefelbrunnen gepachtet. Die gutmüthige Wirthin that mithin alles Mögliche zur Unterhaltung der vielversprechenden Fremden, sie säumte nicht, dieselbe mit jedem Stadtklatsch bekannt zu machen und bei der Gelegenheit Gert's Mittheilungen zu bestätigen, indem Frau Meyer sich und ihre schweigsame, anscheinend theilnahmlose Zuhörerin fragte, was denn nun aus dieser Liebesgeschichte werden sollte?

Gegen Abend pochte es an die Thür der Waschfrau Dierksen; Jenny öffnete und als sie eine anständig gekleidete Fremde vor sich sah, führte sie dieselbe in das geräumige, gut ausgestattete Wohnzimmer, das durch Bilder, Topfblumen und Vögel in hübschen Bauern einen außerordentlich behaglichen und netten Anstrich erhielt.

Die Fremde nahm den dargebotenen Stuhl nicht an, sondern betrachtete Jenny, die ihren prüfenden Blick mit energischer und entschlossener Haltung aushielt.

„Sie sind Jenny Dierksen?" fragte jetzt die Andere; ihre Stimme war mild, aber zitterte sehr.

Jenny wich einen Schritt zurück und verfärbte sich.

„O bitte", sprach die Fremde wieder, „erschrecken Sie nicht, Gott weiß, daß ich Sie um keinen Preis kränken möchte." — Sie streckte Jenny eine unsichere Hand entgegen, denn ihre Augen verdunkelten sich von Thränen.

Jenny warf die Arme in die Höhe, rang die Hände in einander und stürzte dann auf die Kniee nieder: „Elise — Elise — verfluche mich nicht!"

Einen Augenblick schwindelte der armen Elise; in Jenny's flehender Bitte lag ja die Bestätigung der schrecklichsten Gewißheit; ihr schauderte vor der eigenen Verlassenheit, und doch siegte das Mitleid mit dem schönen Mädchen, das zu ihren Füßen im Staube lag, doch wollte sie nur Eines in's Auge fassen: Heinrich's Glück!

„Jenny, seit ich Dich vor mir sehe, verstehe ich wol, daß Heinrich Dich lieben mußte, denn Du bist wie ich noch kein zweites Weib gesehen habe — ich selbst bin so einfach, unschön und schwächlich, daß ich den Vergleich mit Dir nicht aushalte. Wenn Du kannst, so sag' mir nur, wie es zwischen Dir und — und ihm steht, und Das, was ihn beglückt, das soll ihm nicht durch mich verwehrt werden!"

„Setz' Deinen Fuß auf mich", rief Jenny leidenschaftlich, „eine Treulose wie ich verdient nichts Besseres, ich darf Dich nicht anblicken, nicht berühren, so schwer habe ich gegen den Himmel und gegen Dich gefrevelt!"

„Beruhige Dich", mahnte Elise ernst, „wer sich eines Unrechts bewußt wird, soll nicht kindisch klagen und jammern, sondern aufblicken, um zu gewahren, was gut zu machen ist!"

Jenny erhob sich und stand schüchtern, mit zuckenden, gesenkten Wimpern und fest verschlungenen Händen da.

„Bringe mich zu Deiner Mutter", fügte Elise in ihrer milden und doch gemessenen Weise hinzu. „Wir sind Beide nicht alt und nicht ruhig genug, um den rechten und besten Weg zu finden, wir wollen ihr Alles sagen!"

Jenny schrak zusammen; aber sie gehorchte und öffnete die Thür der benachbarten Kammer.

„Mutter, eine Dame, welche Sie sprechen will!"

Bereits stand Elise in dem Zimmer der Kranken.

Diese saß, mit der Brille auf der Nase, in einem Lehnstuhl; obwol abgezehrt und bleich, verrieth nichts ein gefahrvolles Uebel. Das Antlitz mit den scharf blickenden, braunen Augen war sogar imposant zu nennen. Vor ihr auf dem Tisch lagen verschiedene kleinere und größere Geldsummen abgezählt, Papiere und Rechnungen waren um größere Bücher geordnet, deren Seiten sich mit Zahlenreihen gefüllt zeigten.

„Setzen Sie sich", sagte die Waschfrau in reinstem Deutsch und mit dem Anstand einer Fürstin, welche Audienz ertheilt. „Was wünschen Sie, mein Fräulein — ich darf bitten, sich ein wenig zu beeilen, denn ich habe nur noch knapp vierundzwanzig Stunden zu leben."

„Ich hoffe, Sie fassen Ihre Krankheit zu ernst auf", meinte Elise erschrocken.

„Ich hoffe aber, daß ich Recht habe, und weiß, daß es so ist — endlich, endlich, endlich! wird die arme Dorothea heimgerufen, sie ist reisefertig, wenn die Stunde schlägt, o, o! ich habe manche Reise angetreten mit Trauer im Herzen, diese letzte ist eine freudige Heimkehr! — Mit was kann ich noch dienen?"

„Ich weiß nicht, ob ich unter diesen Umständen reden darf — indeß die Sache betrifft Ihre Tochter."

„Warum sollten Sie nicht reden dürfen, ich werde heute noch mit der halben Stadt reden! Um Sieben kommen die Hausfrauen, für welche ich wusch, um Acht die Hospitalfrauen, denen ich gab, so viel ein armes Weib geben kann. Um Neun die Nachbarn und Handwerker — das geht so weiter, bis zuletzt der Pastor, die Leichenfrau und der Todtengräber an die Reihe kommen! — Also, wenn ich bitten darf."

„Ich heiße Elise Grütter. Ein Nachbarssohn und Freund von mir siedelte sich kürzlich hier an und — —"

„Mutter, der junge Herr, von dem sie spricht, war seit fünf Jahren ihr Verlobter!" fiel Jenny ein.

„Das heißt, ich war nicht im Stande, mich ohne die Einwilligung meiner Großmutter zu verloben, und Großmutter selig verwies mir jeden Heirathsgedanken bis an ihr Ende! — Dieser junge Mann nun, der eine unbescholtene Vergangenheit, ein blühendes Geschäft und ein hübsches Vermögen zu bieten hat, faßte eine Neigung zu Ihrer Tochter —"

„Reden Sie darüber mit Jenny selbst", unterbrach die Waschfrau abweisend, „meine Tochter glaubt mir in solchen Angelegenheiten keinen Gehorsam schuldig zu sein!"

„O, dann", meinte Elise, „dann wird ja Heinrich glücklich, denn Jenny liebt ihn wieder!"

Ein leiser, schmerzlicher Schrei zog Elisen's Blicke auf Jenny, die in ungeheurer Aufregung auf ein Bett gesunken war und wie eine Sterbende ächzte, indeß die kranke Mutter sich halb in ihrem Stuhle aufgerichtet hatte und die Tochter mit einem Ausdruck des Triumphes fixirte.

„Gott segne Sie!" wandte sich dann die Alte an Elise, die in ängstlichem Erstaunen bald die Mutter, bald die Tochter anschaute. „Sie haben mir die Erde leicht gemacht, Sie gute, aufopfernde Seele! Sie führen mir die Tochter wieder zu, welche ich verloren hatte. O, o! es ist schwer, von seinem einzigen Kinde verurtheilt zu werden! Jetzt, jetzt hat sie erfahren, was es ist mit dem Herzen der Frau! Nur wer weiß, was Fehlen heißt, sollte richten dürfen!"

„Sie sind also einverstanden, wenn Ihre Tochter Heinrich Maibaum's Frau werden will?"

„Wen nennen Sie?" fragte die Alte entsetzt.

„Heinrich Maibaum, Theilhaber der Firma Maibaum und Moor — der junge Mann, welcher Jenny liebt!"

Die zitternden Hände der Kranken rührten Geld und Papiere durcheinander, so daß an allen Ecken Münzen und Blätter vom Tische fielen; dann sank sie mit einem Seufzer bewußtlos zusammen.

„Sie stirbt!" rief Jenny „sie stirbt, ohne ihrer hartherzigen ungerechten Tochter zu vergeben, o Mutter, Mutter, herzliebe, liebe Mutter schlag die Augen auf, sag' mir, daß Du mich segnest, wie Du Elise gesegnest hast!"

Frau Dierksen schien den Ruf zu vernehmen, sie öffnete wieder ihre Augen und tastete nach dem Haupte der vor ihr knieenden Tochter: „Meine Heimreise wird immer fröhlicher", murmelte sie, „ich werde da droben Deinem Vater wie eine junge Braut entgegen treten! Wir wollen das Geld und die Papiere wieder ordnen, sogleich kommen die Hausfrauen — hier, diese Summen sind zu zahlen, jene da laß einfordern und sag', sie sollen sich eilen damit. Der Bäcker soll meine zwei Waschkörbe, die ich ihm lieh, zurückschicken und der Herr Pastor meine Zeuglinie. Ein paar Dutzend von den Wäschklammern dort im Korbe gehören der Frau Meyer, schicke sie sogleich wieder hin. So, so, nun ist das Alles in Ordnung, ich bitte Sie nun auch, mein Kind, wollen Sie heute Abend um Zehn wieder zu mir kommen? Meine Dienstmagd soll Sie abholen, bis dahin werden die fremden Leute fort sein und ich werde mich gesammelt und meiner Tochter mitgetheilt haben, daß der Name Maibaum mir bereits sehr — sehr bekannt war!"

„Recht gern, aber wäre es nicht besser, Frau Dierksen, Sie versuchten zu schlafen?"

„Nein, nein, ich lege mich morgen mit der Sonne schlafen, zur langen Ruhe. — Sehen Sie, ich habe stets die Ordnung geliebt, und in Ordnung mußte immer Alles sein, ehe ich schlafen ging. Adieu, bis Zehn heute Abend!"

V. Püntjer Dörken.

Elise hatte zu der von Frau Dierksen festgesetzten Zeit eine überraschende Begegnung; im Wohnzimmer zwischen den Blumen und schlafenden Vögeln saß Heinrich und traute seinen Augen nicht, als Elise eintrat.

„Wenn Du mich sprechen wolltest, Elise —", nahm Heinrich das Wort „weshalb bestellst Du mich unter einem andern Namen, weshalb eben hierher!"

„O Heinrich, Du weißt doch, daß ich nicht mit einer Silbe unwahr gegen Dich sein könnte! Ich errathe nicht, weshalb Frau Dierksen uns heute Abend sehen wollte, wenn nicht — —!"

„Wenn nicht — was?"

„Wenn nicht" nahm Elise mit innigem Tone das Wort, „wenn nicht um Dir ihre Tochter Jenny zuzuführen!"

„Elise — rede nicht so! Es zerreißt mir das Herz, es ist wahr, ich bewundere Jenny, ihre Nähe läßt mich Alles vergessen, es ist wie ein Rausch — nun ich Dich aber wiedersehe, Elise, da weiß ich, daß

mich Nichts im Leben freuen könnte mit dem Bewußtsein, Dich unglücklich gemacht zu haben — ich kann mir kein Leben ohne Dich denken!"

„Ich würde eine andere Heimat finden, Heinrich, Du weißt, ich dachte immer daran, barmherzige Schwester zu werden, da mich Kranke immer gern haben, in letzter Zeit hat sich meine Gesundheit sehr gebessert und — —"

Die Thür des Nebenzimmers öffnete sich. Jenny trat zwischen das verlobte Paar, ihre Züge waren bleich, aber jener unruhige, friedlose Ausdruck der sie bisher so oft überflog, war verschwunden.

„O meine Theuren!" rief Jenny „ich bin ganz mit der Mutter versöhnt, sie hat mir heute die Namen Derer, die ich ewig lieben werde, Eure Namen, zu eigen gegeben!

Das Mädchen faßte die Hände der Beiden und zog sie in die Kammer. Da saß Frau Dierksen, das abgemagerte Antlitz, wie immer, von einer zierlich gefalteten weißen Haube umrahmt, vor ihr auf dem weißen Tischtuche brannten zwei Wachskerzen und zwischen ihnen stand ein Crucifix.

„Heinrich!" rief die Kranke mit überwältigendem Ausdruck und streckte ihm beide Arme entgegen.

Herr Maibaum trat vor sie hin und blickte in die lebensvollen, fast jugendlichen braunen Augen, auf die schmalen Wangen, welche sich rötheten, während sie seine Hände in die ihrigen preßte. Er mußte nothwendig von diesem Gesicht geträumt haben, oder war sie eine seiner Mondbekanntschaften? Plötzlich erkannte er dies Aufblicken, diese eigenthümliche Haltung des Kopfes und er rief: „Püntjer Dörken!"

„Ja", sprach die Kranke bewegt: Püntjer-Dörken —! Püntjer-Dörken —! all' das Glück und all' das Weh meines Lebens liegt in diesem Namen. Seit achtzehn Jahren hat ihn Niemand ausgesprochen, und nun, an meinem letzten Tage, da klingt er wie ein Gruß Dessen, der meiner schon so lange harrt, da droben!"

Es entstand eine Pause, während welcher die Waschfrau Heinrich liebevoll betrachtete:

„Ich bin gewiß" sagte die Alte mit Ueberzeugung „daß all' die Herzensfreuden, die wir auf Erden verloren und entbehrt haben, uns da oben zurückgegeben werden!"

„Ja, ja, so ist es!" flüsterte Elise mit aufleuchtenden Augen.

Setzt euch so vor mich, daß ich Euch Alle sehen kann!" gebot die Waschfrau. „Als ich zum letzten Mal erwachte, da glaubte ich kinderlos zu sein und jetzt habe ich drei Kinder, ich habe sie und darf sie haben, denn das Leichenhemd deckt die Gesetze der Welt zu, als wären sie nicht vorhanden. Mein müde gehetztes Gewissen bohrt und brennt nicht mehr, wenn ich sage: Ihr seid meine Kinder! Ich habe mein irdisches Fehlen gebüßt und ich ergreife das göttliche Erbarmen wie einen schützenden Mantel, durch den nicht Frost, nicht Gluth dringt. — Nein, nein, Kinder ich phantasire nicht, wenn auch meine Augen ein unendliches Licht erschauen und meine Ohren Klänge vernehmen, wie

den Gesang der Engel — noch ein paar Stunden bleibe ich Püntjer-Dörken, und diese Stunden gehören Euch, damit das Bild Eurer Mutter mit all seinem Lieben und Kämpfen Euch zurückbleibt, wenn der müde Leib der Waschfrau tief in der Erde ruht!“

Wieder trat eine Stille im Zimmer ein, daß man das leise Knistern der Wachskerzen vernahm.

„O Freude, o Freude!“ drängte es sich wie ein Jubelruf über die Lippen der Kranken, „mit jeder Minute komme ich dem Ende näher und die Minuten sind gezählt. Hier, Angesichts des Todes, sage ich es Euch: die Menschen haben mir nicht Böses thun wollen, ich selbst warf den Frieden hin um meines eigenen Herzens willen, und wohl mir, daß ich ein Herz voll Liebe und Schmerzen in der Brust trug; denn jede wahre Liebe kommt von Gott und zieht zu Gott, es ist die Liebe, die mich den Tod wie einen lieben Bruder begrüßen lehrt, die Liebe, welche sagt, Deine Reue ist vom HErrn HErrn wohl angesehen! — Ich erinnre mich alles Dessen, was ich, so lange ich denken kann, erlebte, mit großer Genauigkeit; wie mir das Herz mit sechzehn Jahren pochte, so pocht es noch heute, die Püntjer-Dörken und die alte Frau Dierksen sind derselbe Stamm mit denselben Blättern, wenn auch der Sturm die Krone des Baumes zerbrach. Es kommt mir nicht allzulange vor, seit ich zu meinem Stiefbruder, dem Herrn Pastor, gebracht wurde, weil mein Vater eine dritte Frau zu heirathen beabsichtigte. Mein Vater hatte schon graue Haare, aber er sagte, in einem Bauernhause müsse eine Frau sein, sonst stürben die Kälber, und meine Mutter war bereits ein Jahr todt. Der Pastor, mein Bruder, meinte dagegen, diese dritte Heirath sei eine Thorheit vor den Leuten und ein Diebstahl an seinen Kindern; so erzürnten sie sich mit einander und der Pastor holte mich in die Pfarre, als unsers Vaters neue Ehe zum ersten Male in der Kirche abgekündigt war. Ich zählte damals elf Jahre. Der Bauernhof meines Vaters lag in einer hohen und sandigen Gegend, und ich hatte nie einen Fluß gesehen. Wie staunte ich also, hart neben der Kirche im hohen trockenen Sommer ein breites, blaues Wasser zu finden, und auf der stillen blauen Fluth kam ein Fahrzeug daher geschwommen, an dessen Mast ein großes schwarzbraunes Segel ausgespannt war; noch mehr, von der Spitze des Mastes ging ein Seil aus, an welches ein Pferd geschirrt war, das im Ufersande dahin trabte. Ich hielt mich an der Kirchhofmauer fest, so sonderbar und gespenstisch kam mir das breite Fahrzeug, dessen Bord sich nur wenig über dem Wasserspiegel erhob, mit dem wallenden Segel vor. Plötzlich machte das Schiff eine Schwenkung dem Ufer zu, wo ich athemlos stand, und legte an. Zu gleicher Zeit sprang der Reiter des Pferdes am andern Ufer mit den Füßen auf des Thiers Rücken, knieete dort nieder und ließ, in dieser Stellung ruhig und sicher verharrend, das Pferd zu uns hinüber schwimmen. Ich mußte wol sehr verwundert aussehen, denn der Reiter lachte, als er mich erreicht hatte, blickte zu mir empor und rief: „Wenn

ich jenseits ein hübsches Mädchen sehe, dann muß der Braune mich immer hindurch tragen. Wie heißt Du denn?"

„Dörken, ich bin des Herrn Onkels Schwester!"

„So, so, und ich bin der Püntjer Manns und fahre mit meinem Vater!"

Das war das erste Mal, daß ich ihn sah, Kinder. Er war sechs oder sieben Jahr älter als ich, hatte ein hübsches, muthiges, junges Gesicht und lange dunkelblonde Haare.

Mein Bruder schickte mich in die Schule, ertheilte mir auch selbst Unterricht, ich lernte dann mit einem zarten, sanften Mädchen meines Alters gemeinschaftlich, das Sophie von Ossewisch hieß und die Tochter unsers Gutsherrn war. Sophie hatte keine großen Anlagen und ich war bald weiter fortgeschritten als sie, aber sie hatte ein sehr anhängliches Herz und faßte eine Liebe für mich, die mir manches Mal recht lästig wurde, denn mich freute es nicht, wie sie, im Zimmer zu sitzen und mit Puppen zu spielen, nachdem ich daheim schon meine jüngeren Geschwister wie eine Mutter gepflegt und gewartet hatte! Ich weiß nicht die Zeit, wo ich etwas Zweckloses getrieben hätte, das mochte auch kommen, weil ich immer groß und stark war und mich die Leute für älter als meine Jahre hielten. Als um selbige Zeit die Kirmeß in unserm Dorfe war, da bekam ich, gleich den erwachsenen Mädchen, meinen großen Kuchen, Hilkemaker genannt, von dem jungen Püntjer Manns geschenkt und wie dankbar ist ein Schulmädchen Dem, der es wie eine fertige Jungfrau behandelt! Nun traf es sich, daß ich eines Tages, in Folge einer heftigen Erkältung, die Bräune bekam und Manns durch das hohe Wasser mit eigner Lebensgefahr zum Arzte ging, so daß ich gerettet wurde. Die anderen Schulmädchen hatten mich schon immer mit dem Püntjer geneckt. Als ich nach dieser Krankheit zum ersten Male wieder die christliche Lehre besuchte, hatte eine von ihnen vorn in meinen Katechismus geschrieben: „Dies Buch hört Püntjer-Dörken, wer es stiehlt bringe es wieder, das Datum habe ich vergessen, die Mäuse haben den Kalender zerfressen." Ich war nie sehr geduldig und dieser Scherz brachte mich so in Zorn, daß ich von da ab nicht anders als Püntjer-Dörken genannt wurde!

„Ich wuchs heran", nahm die Waschfrau nach einer Pause mit ernsterm Gesichte das Wort, „mit mir wuchs ein gewisses Auflehnen gegen jeden Zwang und die Neigung für den jungen Schiffer, dessen Kommen und Gehen die einzige Abwechslung meines einförmigen Daseins bildete, die meine Gedanken beschäftigte. Hätte mein Bruder mich tüchtig arbeiten lassen — es wäre wol anders gekommen, aber ich hatte einen klugen Kopf und sollte „etwas Feineres" werden; der Pastor war eitel auf meine Bildung, und auch das ließ mich zu keiner rechten Beschäftigung kommen, daß jeden Tag Fräulein Fieken nach mir verlangte und man ihr, ihrer Kränklichkeit halber, Alles was nur möglich war zu Willen that. Ich wäre ein tüchtiges Bauermädchen geworden, aber niemals eine Dame. Seit Manns mir einmal sagte, ich wäre

wol zu vornehm, um mit ihm zu Tanze zu gehen, da ließ ich meinem Bruder keine Ruhe mir die Freuden zu gestatten, welche alle Mädchen des Dorfes genossen — und er war schwach genug mir nachzugeben. Kinder, ich zählte sechzehn Jahre, hatte einen feurigen Geist, einen prickelnden Thatendurst und kein Feld dieselben zu beschäftigen! — Kein Paar in der Tanzkammer tanzte so schön wie der Püntjer und ich —! Wie hätten unsere Füße nicht leicht sein sollen, da unsere Herzen voll Seligkeit und Glücksgedanken schlugen? Er hatte es mir gesagt: „Dörken, sagte er, wenn Du zu stolz bist, meine Braut zu sein, dann werde ich der schlechteste Kerl, der je auf Schiffsplanken getreten hat und ich schlage noch heute Abend einer halben Stiege dieser Flegel hier die Köpfe ein, Du weißt ich suche, was die Stärke anlangt, meinen Meister!" — Ich bebte vor Freude, als er das sagte und seine kräftigen Arme ausreckte, und entgegnete ihm in unserer plattdeutschen Mundart: „Manns, min Hert kump di to Möte!" — Es war so, mein Herz kam ihm entgegen; es hatte ihn gekannt, ehe ich selbst es noch kannte. Ich fragte nicht, ob ich etwas Uebles thäte, als ich ihm versprach ihn immer lieb zu haben bis an's Ende, mehr als sonst Jemanden in der Welt, ich glaubte es könnte gar nicht anders sein und war ganz erschrocken, als mein Bruder, der Herr Onkel, mir am andern Morgen auf meine Mittheilung erwiederte, mein Verspruch sei eine dumme Kinderei, die ich mir aus dem Kopfe schlagen müßte. Nichts hätte mich tiefer kränken können, als sein ruhiges Lächeln, als seine Gewißheit, daß er nur zu befehlen brauche und Alles sei zu Ende! Etwas bedenklicher wurde ihm doch, als nun mein Bräutigam selbst kam und erklärte, er würde lieber seine rechte Hand hergeben, lieber das ganze Dorf in Flammen setzen, als von Dörken lassen, die er in allen Ehren, aber auch mit aller Gewißheit liebe.

Der Pastor sagte, auf diese Erklärung hin: „Meine Schwester Dörken erhält eine Mitgift von zweitausend Gulden und eine Ausrüstung; bist Du im Besitze eines gleichen Vermögens, so magst Du wieder anfragen und Dörken soll ihren Willen haben. Im Falle Du gedenkst, wie bisher, hier in der Gegend zu bleiben, so bin ich entschlossen Dörken zu unserm Vater zurückzubringen!" — „Es gilt!" rief Manns — „heute über acht Tage kommen wir mit der Pünte von Friesland zurück und heute über zehn Tage geht Hermanns Dierksen in die Fremde!" — Er drehte sich knapp auf dem Absatz um, reichte dem Pastor und mir die Hand und ging. Dieses geschah in der frühen Maizeit, um Mitte März, im Anfang F r ü h l i n g, wie es in den Büchern geschrieben wird. Der Küster unsers Dorfes war alt und gebrechlich; wenn ich eben um die Wege war, pflegte ich ihm den Schlüssel abzunehmen, zur Zeit des Abendläutens, und statt seiner zu „kloppen". So läutete ich auch an jenem Tage mein Schicksal ein. Als der letzte Ton über die Ems und die Marsch dahingezogen war, da trat ich mit Manns, Hand in Hand, vor den Seiten-Altar, bis zu welchem das Licht der ewigen Lampe nicht reichte, und wir schwuren uns Treue, wie sie Eheleute sich geloben bis zum Tode.

Manns steckte mir einen Ring an die Hand und sagte: „Jetzt bist Du vor Gott meine Frau und Denjenigen von uns, welcher, so lange der andere noch athmet, seinem Schwure abwendig wird, soll Seelenangst und Friedlosigkeit verfolgen bis an seine Todesstunde!“ Noch einmal drückte er mich in seine Arme und dann zog er hinaus in die dunkle Nacht, hinaus mit seinem warmen, redlichen, vertrauenden Herzen!

Ich war wol noch recht jung, aber ich erfaßte mein Gelöbniß mit dem ganzen Ernst einer Seele, die noch nicht gelernt hat wie leicht die Welt Schwüre und Versprechungen vergißt, welche doch nur einmal gesprochen und einmal gebrochen werden sollen. — Seit Manns fort war, schien mir Alles todt und vereinsamt, wenn eine Pünte ihre breite Spur durch die Ems zog, dann klang es gleich einem hellen Aufschrei in meiner Brust; die Freuden der Dorfjugend gewährten mir keine Lust mehr und Fräulein Fiekchens Stickereien und Arbeiten erst gar nicht. Das änderte sich, als ich eines Tages bei ihr einen Maler fand, der ihr Bildniß anfertigen sollte. Da ging ich gern und oft zu ihr, denn ich dachte in meinem tiefen Herzen, es sollte ein Wahrzeichen auf den Altar gesetzt werden, vor welchem sich Manns mir zugeschworen hatte; deshalb beredete ich sie, uns Alle malen zu lassen, was denn auch geschah. Das gab ein großes Altarbild, auf welchem Edelmanns und ich so heilig dastehen, wie der Maler es wollte — wird wol noch heute so da sein.“

„Ja“, unterbrach Heinrich, „auf diesem Bilde habe ich Püntjer-Dörken kennen gelernt und nie vergessen!“

„Es ist viel Gnade“, sprach die Alte bewegt, „daß in Deinen Gedanken nicht blos die sterbende Sünderin, sondern auch die makellose Jungfrau leben darf, so oft Dein Sinn an Püntjer-Dörken haftet. Ja, Heinrich und ich habe noch in einer dritten Gestalt vor Dir gestanden, habe Dich in meinen Armen gewiegt, habe Dich gelehrt mich Mutter zu nennen. Gott weiß, wie ich Dich liebte, hegte und pflegte bis — — Wo blieb ich? Jenny, gieb mir meinen Trank, ich hoffe, mein Kopf wird klar bleiben, bis Ihr Alles wißt. Ja, ja, ich sprach von jenem Bilde, das mir, als ich später mehr von der Welt sah, gar wunderlich und traurig vorkam. Noch ehe das Bild ganz fertig war, rüstete sich die Maria desselben — das war Fräulein Sophie — zu ihrer Himmelfahrt; die Aerzte sagten, sie bedürfte einer andern Luft und so gingen die Eltern mit ihr nach Tyrol, die Luft aber, deren sie bedurfte, die weht gar nicht auf Erden und es war um so schneller mit ihr zu Ende, als die Reise sie sehr angriff und sie sich immer mühte, kräftiger zu erscheinen, als sie es war. Sie wünschte, ich sollte sie begleiten; mein Bruder wußte nicht recht, wie er mich und meinen Ernst und meine Ruhe zu deuten habe, er mochte sich vorstellen auf Reisen vergäße ich meine Freierei. Vielleicht argwöhnte er auch, ich stände mit Manns noch im Verkehr. Dem war aber nicht so; das Briefschreiben war damals bei uns noch nicht Mode und Manns sagte: Sieh Du nur auf das Ziel und Ende, wenn wir in der Mitte

stehen bleiben und umsehen, dauert es nur um so länger, bis wir's erreichen! — Mein Bruder wünschte also mein Fortgehen und ich wünschte auch hinweg zu kommen. Gut also, ich ging. Viel sah ich nicht von der Fremde, denn mein Denken war immer bei der armen Kranken. Ich hatte immer ein wenig auf Sophiens einfaches Wesen herabgesehen, aber in ihrem Todesmuth wurde sie größer und größer vor mir, so daß mir's war, als müßte ich ihre Knice umfassen und sie bitten mich mit sich zu nehmen! — Sagte ich schon, daß wir nach Tyrol gingen? Sophie ward die letzte Zeit sehr unruhig; es war, als könne sie ihr Sterbeplätzchen nicht finden, und in einem kleinen Städtchen ging eines Morgens alle Unruhe zu Ende. Sie sah im Tode schöner aus als jemals zu Lebzeiten. Als sie die Augen zugethan hatte, that ich die meinen auf und schaute, wo ich denn eigentlich wäre. Ich sah große Berge, Menschen in sonderbaren Trachten, rasche Wasser, wenig Erde und ein Grab. Neben diesem Grabe siedelten sich die alten Ossewisch an, als hinge Sophiens Seligkeit davon ab, daß stets frische Blumen auf demselben lägen und daß das alte Paar täglich seinen Besuch gewissenhaft bei dem Hügelchen abstatte, welches so schrecklich klein neben den Gebirgen war. Ich pflegte und stützte die Zwei und wir waren gut miteinander. Ich wußte, daß sie ohne mich gar hülflos seien und strebte, sie nichts entbehren zu lassen. Zwei Jahre mochten so vergangen sein, oder mehr, wir lebten immer nur für das Grab; da kam ein Brief meines Bruders, in welchem ein anderer Brief eingeschlossen war; der andere liegt da in meinem Gebetbuche — lies ihn Jenny, aber lies deutlich, Kind! Ich kenne zwar jede Silbe des Blattes auswendig, aber mich dürstet immer von Neuem zu hören, daß es da steht, Hermann Dierksen ist todt! — als ob mit dieser Nachricht ein Theil meiner Schuld hinweggespült. Dieser Brief ist der Angelpunkt meines Lebens, durch ihn wendete sich Alles — Alles!'

Jenny trat neben die Lichter und las mit zitternden Lippen: „Hochwürdiger Pastor! Ihr werdet Euch sicher noch auf Berend Looh erinnern, den Ihr vor dreizehn Jahren in der Kinderlehre hattet und der darauf zur Communion kam. Worauf ich dann zu meinem Onkel Anton Looh nach Amerika ging, der eine Farm dichte bei Neworleans besitzt, wo er sich gut besteht. Ich bin von Handwerk Tischler geworden, gebe mich auch wol mit Zimmerei ab und habe ein Mädchen über die Ems her gebürtig geheirathet, von Sands Hofe. Dieses Alles weiß man in unserm Kirchspiel und schreibe ich unterweilen an meine Eltern, schickte auch vorige Herbstzeit zwanzig Dollar als Schenkage für selbige. Ich schreibe nun diesen Brief an Euch, weil ich vorige Woche durch einen Boten abgerufen, zu einem sterbenden Landsmann, der sich Hermanns Dierksen nennt. Selbiger hatte sich ein Fährboot gekauft und fuhr die Leute über einen Fluß und bestand sich gut. Vor guten acht Tagen nun ward er spät in der Nacht wachgerufen und verlangten zwei Männer Ueberfahrt, die ihm wol das Aussehen von Viehhändlern oder Fellhändlern hatten, Einer war bereits gut in den Jahren. Er macht

sein Schiff los, als die Zwei einsteigen, kommen aber noch vier andere Kerle aus dem Gebüsch und drängen auch in das Boot. Der alte Viehhändler setzte sich, wie zufällig, neben den Fährmann und drückt diesem unversehens und heftig die Hand, so daß Dierksen leichtlich verstand, er fürchte sich vor den vier Gesellen. Dierksen gab ihm ein kleines Zeichen, er solle getrost sein. Kaum waren die Männer ausgestiegen und hatten bezahlt, da fängt Dierksen ein großes Schimpfen an, der Alte habe ihn betrogen, packt ihn am Kragen und stößt ihn in's Boot, der Jüngere und der Fährmann selbst sind auch, wie der Wind, drinnen und, ehe einer nießen kann, schon ein Stück vom Ufer. Die vier Kerle springen herzu, aber zu spät, Einer zieht einen Revolver hervor und schießt auf Dierksen. Dieser denkt, es ist nicht schlimm geworden, höchstens eine Schramme und schifft die Zwei richtig zurück. Der Alte sagt nun, er trüge viel Geld bei sich und war voll Dankbarkeit, beschenkte Dierksen auch rechtschaffen. Als die Fellhändler fort sind, fühlt sich Dierksen doch sehr krank von dem Schuß in seiner Seite, muß aber lange auf Hülfe warten, weil sein Häuschen sehr einsam belegen. Endlich schafft man einen Arzt, selber sagt, es sei nun schon Alles zu spät, somit schickte Dierksen um mich als einen Landsmann, und um einen Geistlichen. Ich fand ihn bei heller Besinnung, aber elendiglich in Schmerzen. Versprach ihm in etlichen Tagen nachzusehen, ob er noch lebe. Drei Tage später that ich wie versprochen, war die Hütte leer und sagte der neue Fährmann, die Leiche sei auf einem Wagen fortgeholt. — Ich thue nach dem, wie Dierksen mir anbefohlen, daß ich thun solle nach seinem Abscheiden, und schreibe Euch, Hochwürdiger Herr Pastor, Alles, was ich über den ehemaligen Püntjer Manns weiß. Ich sende Euch auch viele Grüßnisse von mir und meiner Ehefrau an Euch und unsere Freundschaft, womit ich verbleibe Berend Looh, Zimmerbaas."

Wieder entstand eine Pause des Schweigens, bis die Waschfrau leise anhob: „Ich konnte Anfangs nicht glauben, er sei wirklich todt und ich, die so sicher und geduldig seiner wartete, eine betrübte Wittwe! Als aber ein Jahr ohne fernere Kunde verging, da war es wol gewiß und unabänderlich und ich bat Gott mich sterben zu lassen. Ich starb nicht, aber mein Bruder starb und Frau Baronin von Ossewisch starb und ich blieb allein in der Fremde mit dem alten Mann, der an Leib und Seele hülflos war. Nun mußte ich für Alles einstehen. Es wäre mir recht schlimm gegangen, wenn sich nicht ein Landsmann Namens Maibaum unserer angenommen hätte. Dieser Maibaum war aus der Gegend von Bremen gebürtig und hatte eine gute Stelle in der benachbarten Fabrik. Er kam jeden Abend nach seiner Arbeitszeit, führte meinen Baron spazieren oder unterhielt ihn. Maibaum besorgte mir Alles für meinen Haushalt und sagte mir in Allem und Jedem Bescheid. Als der alte Herr schlimmer wurde, blieb er die ganzen Nächte bei ihm und drückte ihm dann auch die Augen zu. Nun wäre ich wol ganz verlassen gewesen, wenn mir Maibaum nicht seine Hand angeboten

hätte. Ich sagte ihm meine Vergangenheit, zeigte ihm diesen Brief da, aber er war Alles zufrieden. Er gründete nun ein eigenes Geschäft, denn er hatte Kenntnisse und etwas Vermögen, brachte mich, bis das Haus fertig war, in eine Erziehungsanstalt und that mir Alles zu Willen. Als er eines Tages sagte: „Morgen ist der glücklichste Tag meines Lebens, mein Hochzeitstag!“ . . . da hatte ich nichts dagegen, aber auch keine Freude dafür; er forderte mein Vermögen ein und ich war ihm eine gute Frau. Obwol er mich über die Maßen liebte, war mir doch Alles leer im Herzen, bis mein Sohn Heinrich geboren wurde — Du, Heinrich!“

„Mutter!“ sagte Heinrich und verbarg sein feuchtes Gesicht in die Hände.

„Ja! ja! Damals war mir das Wort süß zu hören, ich glaube ich fing an Manns zu vergessen — bis er eines Tages lebend und schön und voll liebenden Zornes selbst kam und mich eine Ehebrecherin nannte. Natürlich zeigte ich ihm, was Berend Looh geschrieben hatte und er schlug sich vor den Kopf, daß es so kommen konnte. Freilich war der schwerkranke Dierksen damals vom Fährhause weggefahren, aber nicht auf den Kirchhof, sondern in das Haus des Mannes, dessen Vermögen Manns an jenem Abende vor Mörderhand rettete und der ihn, als er endlich geheilt war, mit in sein Geschäft, einen Handel von Fellen, aufnahm, so daß Manns nun viel reicher war, als es mein Bruder selig verlangte. — Maibaum war durch die Woche, seines Berufes wegen, immer von Früh bis Dunkelwerden außer Hause. Ich beging die erste Sünde und verheimlichte ihm, wer täglich zu mir kam. Anfangs schwieg ich, um ihm keinen Kummer zu bereiten, dann aus Furcht! Dierksen erzählte mir, wie schön er Alles für mich drüben in Amerika eingerichtet habe; er schwor, ich sei seine und nicht Maibaum's Frau — kurz, als er fort wollte, da wäre ich lieber gestorben als zurückgeblieben. Ich gedachte Anfangs das Kind mitzunehmen, dann aber beherzigte ich des braven Maibaum's Kummer und Kränkung, ließ Heinrich in seiner Wiege und ging davon!“

Heinrich und Elise hatten sich an den Händen erfaßt und weinten, Jenny saß bleich und still da.

„Kinder, was hilft's, daß ich Euch von meiner grenzenlosen Liebe, von meinem unaussprechlichen Glück und meinem zehrenden Weh erzähle — kein katholischer Priester wollte und konnte uns trauen, ich war ja verheirathet, und eine mit Lüge erkaufte Copulation verschmähte ich. Manns trug mich auf den Händen, er gab mir in einem kurzen Jahr die Liebe eines ganzen Lebens. Am Schluß des Jahres ward Jenny geboren, die Freude ihres Vaters war namenlos. Ach, wenig Tage später traf ein Stein, der von einem Baugerüst herabglitt, das theure Haupt meines unglücklichen Geliebten, er ward bewußtlos zu mir in's Haus getragen und sein treues Auge erkannte mich und das Kind nie wieder, obwol er noch Jahr und Tag lebte. Jener alte Mann, der von ihm gerettet war, schützte und stützte mich. Als Dierksen

erlöst war, ging ich mit Jenny nach Deutschland. In die Heimat wagte ich mich nicht wieder, aber ihre Luft wollte ich doch athmen. Ich lebte für Jenny, keinen Pfennig ihres Vermögens brauchte ich für mich, sondern arbeitete für mein Brod, ihre Erziehung, ihre Freude war mein Lebensziel. Sie wußte Nichts von meinem Vergehen, bis auch sie zur Communion kommen sollte. Da preßten mir Liebe und Reue eine demüthige Beichte vor meinem Kinde ab, keine Silbe meiner Schuld hielt ich zurück, nur den Namen Dessen, den ich so unheilbar gekränkt, sollte sie erst auf meinem Todbette erfahren, wie das denn auch geschehen! Ich hoffte Jennys kindliche Dankbarkeit und mein späterer Lebenswandel sollten hinreichen, den Vorwurf, den ich ihr gegen mich gab, zu überwinden, ich wollte mir eine Freundin, eine Theilnehmerin meiner Sühne erwerben — es kam anders, ich verlor das Herz meiner Tochter! Sie war bereit, meine Schuld im Kloster abzubüßen; aber es war nicht aus Liebe zur Mutter, daß sie meine Last auf sich nahm, sondern es geschah im Bewußtsein unserer gemeinsamen Schande! Sie wurde gegen die ganze Welt demüthig, aber hochmüthig gegen ihre Mutter, ihr Kommen und Gehen war wie ein schweigender Vorwurf — weiß Gott, ich versuchte Alles, Alles sie zu versöhnen, zu besiegen — ihr Herz war anders als das meine, das sich in der Liebe auflöste und bis auf den letzten Blutstropfen hingab! Nun geschah das Letzte. Schwere Arbeit, Ringen und Beten betäubten meinen Kummer nicht, ich griff nach der Flasche! — Freilich versäumte ich keine Arbeitsstunde, aber ich mußte mich umbringen oder vergessen — vergessen! So verlor ich bei Jenny den letzten Funken von Achtung — bis sie an sich selbst erfuhr wie leicht ein Weib irrt! Nun Kinder wißt Ihr Alles, richtet über Eure Mutter. Für Eins danke ich Gott! Euer Name ist vor der Welt makellos!"

Die Waschfrau schloß die Augen und sank zurück in die Kissen. Plötzlich röthete und verklärte sich ihr Antlitz, sie fühlte sich von sechs jungen Armen umschlungen, schluchzende Stimmen riefen: „Mutter, Mutter!" und warme Lippen ruhten auf ihrer Stirn, auf ihrem Munde.

Am nächsten Abend starb Püntjer-Dörken, so wie sie gesagt hatte. Sie wollte erst Alle essen und trinken sehen, damit sie die schwere Stunde des Scheidens besser ertrügen. Sie starb an Jenny's versöhntem Herzen ruhend.

Ihr Grab ist durch ein schönes Monument geziert, oft besucht von dem jungen Ehepaar, Heinrich und Elise, und den zahlreichen Freunden der Waschfrau. Mitunter auch weilt dort in den Abendstunden ein alter ernster Herr, der friedlicher und ruhiger an dieser Stelle wird als auf sonst einer. Jenny heißt jetzt im Kloster Schwester Magdalena; sie schenkte ihrer frommen Klosterheimat ein Bild, das die büßende Magdalena mit Kreuz und Todtenkopf zeigt. Es ist das Bild von Püntjer-Dörken.

Johann Sebastian Bach.

Der Churfürst rückt den Stuhl, die Tafel ist beendet,
Und Serenissimus sich nach dem Garten wendet,
Wo in der lauen Nacht anmuthig zum Ergehen
Sich dehnt der bunte Kies der zierlichen Alleen;
An dunkler Taxuswand Orangenreih'n in Kübeln,
Und blühend im Parterre ein Flor von selt'nen Zwiebeln,
Wo mit dem Mondlicht spielt die plätschernde Fontaine
Und silbern überthaut die Porzellan-Syrene,
Die auf dem Ungethüm im Kranz von Schilf und Rosen
Den kleinen Amor herzt mit höchst graziösem Kosen,
Indessen ein Triton aus krummem Muschelhorn
Hoch in die Luft verspritzt den vielgewund'nen Born.

Der Hof lustwandelt rings durch laubige Arkaden
Und harret des Turniers, wozu der Fürst geladen:
Denn — kaum zu glauben ist's — ein Deutscher, selbstvergessen,
Wagt mit dem Meister aus Paris sich heut' zu messen.
Ein deutscher Musikant, o ciel! impertinence!
Contre le plus fameux musicien de la France.
Und lachend spricht Monsieur le comte de Schöppenstedt
Zur Frau Hofmarschallin, die fächernd breit sich bläht:
„Ja, Serenissimus begnadigen uns heut'
Mit einer allerliebst gewählten Lustbarkeit;
Gleichwie im alten Rom man häufig sehen mocht',
Daß ein verwachs'ner Zwerg mit einem Riesen focht.
Ein Bach, ein Bächelchen, ein Tropf läßt sich verleiten,
Dem Jean Louis Marchand die Palme zu bestreiten.
Marchand toujours marquant, il marchera sur l'eau
Comme le bon Jésus sur ce petit Ruisseau!"
Herr Graf sind hochberühmt ob Ihres Witzemachens;
Man lacht, und Rococo ist selbst der Styl des Lachens.

Der Fürst indessen läßt auf der Terrasse Stufen
Den wälschen Musiker in Gnaden zu sich rufen.
„Wohlan denn, mon ami, behaupt' Er Seine Ehren:
Denn Sein Rivale ist nicht übel, wie Wir hören.
Aha, er wartet schon! ich hör' ihn präludiren,
Das Fieber vor der Schlacht sich weg zu phantasiren."

Dicht an den Garten stößt des Fürsten Schloßkapelle,
Und aus den Fenstern in die nächt'ge Mondeshelle
Dringt leiser Orgelton in schwebenden Accorden,
Dem Winde gleich, der in den Wipfeln wach geworden,
Wenn in der Dämmerung die Sommernacht entweicht,
Und lichtes Morgenroth empor zum Himmel steigt;
Der Lerche Lied beginnt den jungen Tag zu preisen
Und jubelnd tönt der Wald von tausend Sängerweisen.

So strömt der Orgelklang, sich reicher stets entfaltend
Und rhythmisch Harmonie gestaltend, umgestaltend;
Das wächst und schwillt und blüht, wie Frühlingswehen mächtig,
Und baut und thürmt sich auf gigantisch, zauberprächtig;
Und nun beginnt im Sturm, wie Geister, die im Fluge
Den Reigen tanzen, laut der Riesenschritt der Fuge.
Die Töne suchen sich mit sehnendem Verlangen,
Im liebevollen Kuß sich zärtlich zu umfangen;
Sie wogen auf und ab in vielverschlung'nen Massen
Wie Heere, die im Kampf dämonisch sich umfassen;
Ein dringend Ungestüm, ein labyrinthisch Ringen,
Dann mächtig im Accord ein voll Zusammenklingen,
Dann flieh'n in hellem Zorn sie hassend auseinander;
Doch wie von Feuersgluth umloht der Salamander
In heit'rer Lebenslust das Spiel der Flammen sieht,
So schlingt durch's Tongewühl sich rein ein geistlich Lied:
Nun danket Alle Gott mit Herz und Mund und Thaten,
Der große Dinge thut, der uns so wohl berathen.

Und athemlos erhorcht des Hofes bunte Menge
Im Garten dichtgeschaart die niegeahnten Klänge.
Still ist's, daß man das Blatt im Fall vernehmen mag,
Das sich der Wind zum Spiel vom dunklen Baume brach;
Still, wie wenn feierlich zum Volk, das im Gebete
Den Tempel knieend füllt, die Gottheit selber träte.

Und leise bricht der Fürst zuerst das tiefe Schweigen:
„Marchand! nun, will Er Uns noch seine Künste zeigen?
Marchand? Monsieur Marchand? wo ist er hingekommen? —“
„Durchlaucht verzeih', er hat — sich Extrapost genommen.
Horch, in der Ferne hör' ich's noch wie Peitschenknallen,
Wie eines Schwagers Horn im Winde sacht verhallen.“

* * *

Die Uhr schlug Mitternacht, der Garten liegt verlassen;
Doch fegt ein nächt'ger Wind die Gänge und Terrassen.
Angstvolles Beben geht durch die Orangenblätter;
Denn weh! den Himmel schwärzt ein riesig deutsches Wetter.
Der Hagel schlägt herab auf all' die Zwiebelbeete,
Durch die Orangen heult des Sturmes Schlachtdrommete;
Da kracht's: der Kübel stürzt mit prasselndem Getröhne
Und schmettert auf den Kopf der Rococosyrene,
Daß er in Stücke fliegt mitsammt den Amorinen — —
Le comte de Schöppenstedt sah nur noch die Ruinen.

Arthur Fittger.

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

I.

Wenn das Publicum erwartungsvoll vor dem Vorhang sitzt, der über einem neuen Stück aufgehen soll, wenn der Theaterzettel dann gar einen noch ungekannten, unbewährten Autornamen trägt, ahnt es nicht über welche Lebensfrage es zu entscheiden haben wird, welche Zweifel, Mühen, Studien und Arbeit der Stunde vorausgingen, die es jetzt ruhig erwartet. Es ist gut, daß es das nicht weiß, denn es ist schon genug, daß Einer das durchfühlt und durchlebte — der Autor. Ja, wie wurde er zum dramatischen Dichter, wie entsteht ein Stück, von dem ersten anregenden Gedanken an, bis es nun verkörpert vor das Licht der Lampen tritt?

Ich will versuchen diese Fragen zu beantworten, will von den Leiden und Freuden des Bühnenschriftstellers erzählen, namentlich von den Freuden, denn mit den Leiden soll man Andere nicht behelligen, und was ich erzähle, sind die eigenen Erfahrungen eines Verkehrs mit der Bühne seit nunmehr einem Vierteljahrhundert. Wie ich Theaterschriftsteller wurde weiß ich eigentlich selbst nicht, aber in die frühesten Erinnerungen meines Lebens zurückgreifend, entsinne ich mich, daß die Lust an dramatischen Spielen an dem selbst zusammengeklebten Puppentheater durch die Kinderjahre ging, daß der Knabe nur noch von Theatervorstellungen träumte, und kein Familienfest, keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, solche zu Stande zu bringen. Und doch wuchs ich auf dem Lande auf und bekam kaum eine Theatervorstellung zu sehen. Ich besinne mich eigentlich nur noch einer Balletvorstellung in Berlin, in die ich auf einer Reise mitgenommen wurde, und die mir doch keinen großen Eindruck machte, obgleich der damals beliebte Jocko, der brasilianische Affe, die Hauptrolle spielte Ich muß wol von Kindheit an keinen Geschmack für das Ballet gehabt haben, und habe den auch niemals bekommen. Aber zwei Vorstellungen wandernder Truppen im Nachbarstädtchen Perleberg, einmal „Pretiosa“ und später „Rochus Pumpernickel“, machten desto gewaltigern Eindruck, der sich niemals verwischte, und damals gewiß sehr zerstreuend auf das Studium der unbeliebten lateinischen Grammatik nachwirkten.

Als ich mit zwölf Jahren auf die Schule nach Magdeburg kam, gingen wieder alle Ersparnisse des Schülertaschengeldes in die Theaterkasse, und ich hätte sicher fleißiger gelernt, wenn nicht alle Gedanken in und außer den Lehrstunden dem Theater gehört hätten. Später, als Student, sah mich jeder Abend im Berliner Theater, das damals in höchster Blüthe stand. Neben der Meisterschaft einer Amalie Wolff stand Auguste Crelinger noch in voller Kraft, in deren Schutz sich die

anmuthigen Talente ihrer Töchter Bertha und Clara Stich entwickelten. Dabei Charlotte von Hagn's geistvolle Schönheit und glanzvolle Darstellungsgabe, Seydelmann, Hendrichs in erster Jugendfülle, und der reiche Kreis von Komikern, wie ihn wol niemals eine Bühne zu gleicher Zeit vereinigte: Gern, Wauer, Louis Schneider, Rüthling, Weiß, jeder ein Meister in seiner Richtung. Die Zeit steht noch zu Vielen im Gedächtniß, um nöthig zu haben von ihr zu erzählen, daß aber jede Vorstellung dieser Künstler das junge, für die Bühne begeisterte Gemüth mächtig ergreifen mußte, ist natürlich. Daneben zog mich das damals vortreffliche französische Theater in Berlin, auf dem in hoher Vollendung die anmuthig geistreichen Stücke von Scribe und seinen Zeitgenossen zur Geltung gebracht wurden, sehr an, und dem Studium dieser Stücke verdanke ich die immer mächtiger werdende Lust, selbst ein Lustspiel zu versuchen. Aber ein Charakterzug, der sich bei mir durch's Leben geltend machte, immer unüberwindlich blieb und auf jede Production ihr Recht übte bis zu dieser Stunde: ein Mißtrauen an der eigenen Productionskraft, drängte jeden Versuch zurück, oder ließ ihn unfertig, verzagt bei Seite werfen. Dies Geringachten der eigenen Production, namentlich sobald die Erregung des Schaffens vorüber ist, das Wiederaufnehmen ohne Zutrauen auf Gelingen, hat mir Manches verkümmert, was im zuversichtlichen Zugreifen sicherlich an frischer und eigenartiger Gestalt gewonnen hätte, hat mir manche Freude an dem Geschaffenen, vielleicht Gelungenen geraubt und beglückende Illusionen, die doch wieder ein Impuls zu neuem Schaffen gewesen wären, mißtrauisch zerstört. Daß damals aber keins von den halben und viertel Lustspielen, den skizzirten Tragödien und exponirten Schauspielen fertig wurde, war sicher glücklich, besonders für den Verfasser selbst, denn die Herren Intendanten und Directoren würden sich wenig Ungelegenheit damit gemacht haben und einem Publicum wären diese Versuche sicherlich nicht unbequem geworden. Nun kam eine mit aller Poesie des jungen Herzens ergriffene, frische Studentenzeit, die selbst die Theaterleidenschaft zurückdrängte und alle halbreif gewordenen Pläne zu eigenen schriftstellerischen Arbeiten auseinanderflattern machte. Der Zauber des Heidelberger Lebens und der Natur, auf der es sich abrollte, erfüllte mich so vollgenügend, daß alle andern Wünsche und Neigungen zurücktraten. Erst als ich wieder nach Berlin zurückkehrte, erwachte die alte Leidenschaft auf's Neue, das Theater behauptete sein Recht. Nun aber war so viel nachzuholen in den Fachwissenschaften, daß an eine Production nicht zu denken war. Dafür gehörten alle Erholungsstunden dem Studium der dramatischen Literatur, namentlich auch der französischen, und in einer Beziehung erfand ich mir doch auch eine ganz practische Vorarbeit, die jungen dramatischen Autoren zu empfehlen wäre. Wenn ich aus dem französischen Theater kam, reconstruirte ich mir das Scenarium der gesehenen Stücke, und kam so manchem Geheimniß des Aufbaues auf die Spur, das mir später vielfach zu Statten kam.

Einige kleine Lustspielversuche in Versen waren denn doch zu

Staube gekommen, hatten schüchtern den Weg auf die Bühnen gesucht, sich aber verzagt wieder in die Mappe oder den Papierkorb zurückgeflüchtet. Da an einem Abend, in dem Salon einer Freundin, dem letzten künstlerisch und literarisch belebten, der in die Berliner geistreiche Zeit der Rahel hineinreichte, plauderte man von Moritz von Sachsen, dem Sohne der schönen Aurora Königsmark, von seinen abenteuerlichen Planen, und Varnhagen, der mit den Menschen und ihren Verhältnissen aus vergangenen Jahrhunderten Bescheid wußte wie unter seinen Zeitgenossen, erzählte, als sei das gestern geschehen, wie der galante Moritz nur durch eine Untreue die Hand der Herzogin Anna von Kurland und damit die Czaarenkrone von Rußland verscherzt hätte. Alexander von Sternberg, damals noch in reichster novellistischer Productionskraft, gut bewandert in der Memoirenliteratur des vorigen Jahrhunderts, und die historische Gründlichkeit durch leicht bewegliche eigene Erfindung ergänzend, fügte Details hinzu, und so kam zur Sprache, daß der ganze abenteuerliche Zug nach Kurland für den verschuldeten, von Niemand unterstützten Moritz nur dadurch möglich gewesen sei, daß seine Geliebte, die talentvolle Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, ihren Schmuck, ja ihre Meubles verkauft und verpfändet hätte, um ihm Alles das zur Verfügung zu stellen. Das war lange vor dem Scribe'schen Stück, mit dem später die Rachel den Namen der unglücklichen Adrienne berühmt machte. Damals war der Name vergessen und nur die geistreich scherzende Unterhaltung jenes Abends conjecturirte, wie die Ersparnisse einer Schauspielerin am Théâtre français zu Paris Rußland beinahe eine neue Dynastie, vielleicht der Geschichte von Europa dadurch eine ganz andere Wendung gegeben hätte. Ich saß still in meiner bescheidenen Ecke, schien wahrscheinlich kaum zuzuhören, aber es krystallisirte sich in meinen Gedanken aus den Charakteren und Situationen, die vor mir besprochen wurden, ein ganzes Lustspiel. Am andern Morgen schleppte ich mir aus der königlichen Bibliothek die historischen Quellen meines Stückes zusammen, und nun ging es unaufhaltsam, mit fieberhafter Hast an die Ausarbeitung. Aber wahrscheinlich hätte das alte Mißtrauen an der eigenen Befähigung auch diesmal die Arbeit nicht fertig werden lassen, wäre ihr nicht eine Theilnahme zu Hilfe gekommen, die den Muth immer wieder neu belebte. Ich verkehrte damals mit der liebenswürdigen Gräfin Elise von Ahlefeld, früher Frau von Lützow, die in dem ersten Jahre ihrer Ehe das Freicorps mit bilden half, die Freundin Theodor Körner's und Friesen's war, und später, nachdem sie sich von Lützow getrennt und ihren Familiennamen wieder angenommen hatte, die Freundin Karl Immermann's wurde, und seine ganze poetische Entwickelung fördernd mit erlebte. Seit einigen Jahren, seit der Verheirathung des ein Jahr darauf verstorbenen Dichters, lebte die Gräfin in Berlin und ich war durch meine Freundschaftsbeziehungen zur Immermann'schen Familie bei ihr eingeführt.

Die wunderbare Frau hatte, bei fast mangelnder kritischer Klarheit, eine romantisch warme Empfänglichkeit für alle poetische Produc-

tion, der sie den glücklichsten, belebendsten Ausdruck zu geben vermochte. Sie wußte vielleicht nicht das Bedeutende vom Unbedeutenden zu scheiden, aber das Werdende gab ihr die Erregung, das fieberhafte Doppelleben, in das den Dichter nur die glücklichsten Stunden der Production versetzen. Sie sehnte sich nach diesen Erregungen, die ihr verloren gegangen waren, seit sie sich von Karl Immermann getrennt hatte, und diese Sehnsucht ihrer mitschaffenden Natur erklärt vielleicht am edelsten ihr wunderbares Verhältniß zu dem Dichter. An einer poetischen Production Theil zu nehmen, das Aufjubeln des Gelingens, die Wehmuth des Verzagtseins mitzuleben, das war das Element, in dem sich ihr ganzes Wesen am liebenswürdigsten entfaltete, wie eine festverschlossene Blüthe (und sie war eine verschlossene und verschleierte Natur) sich plötzlich erschließt, wenn das Licht sie berührt, die Wärme, deren sie bedarf.

Da konnte es denn nicht fehlen, daß Gräfin Ahlefeld die erste meiner Freunde war, die es entdeckte, daß der eifrige Theatergänger Pläne eigener dramatischer Production schüchtern verschloß. Nun erzählte ich ihr meinen Plan, und Act für Act, oft Scene für Scene, las ich ihr vor. Mit wie freudig erregtem Herzen, mein Manuscript in der Tasche, eilte ich zu ihr hinaus durch den Thiergarten nach ihrer damals noch entlegener scheinenden Wohnung an der Potsdamer Chaussée. Oft stand sie schon stundenlang auf mich wartend auf ihrem epheuumrankten Balcon, und den berauschenden Einfluß so warmer Theilnahme kann nur ein Dichtergemüth verstehen. So wurde mein erstes Stück: „Die blaue Schleife" fertig, Gräfin Ahlefeld war zufriedener damit als ich, aber wir Beide träumten einen sichern Erfolg. Feodor Wehl, damals noch in Berlin, den ich bei Gräfin Ahlefeld kennen lernte und dem ich mich freundschaftlich anschloß, wurde in's Geheimniß gezogen und übermittelte das Stück in eifriger Bereitwilligkeit einer Agentur, die Druck und Versendung übernahm. Aber von einer nahen Aufführung, wenigstens für die Ungeduld eines jungen Autors, war noch lange nicht die Rede.

Ich ging nach Magdeburg, um bei der Regierung als Referendar zu arbeiten, mein Stück blieb beim Agenten in Berlin zurück, aber meine Ungeduld, mein Harren, das auch keine neue Production aufkommen ließ, ging mit und hat mir bei meinen Acten mehr als einen bösen Streich gespielt. Aber ich kam gleich wieder in einen freundschaftlichen Verkehr, der den größten und immer noch dauernden Einfluß auf meine literarische Entwickelung ausgeübt hat, obgleich der Tod die unmittelbare Einwirkung längst abriß. Ich zog in das Haus meines Freundes Ferdinand Immermann, des jüngern Bruders des Dichters. Auf der Schule war er mein Lehrer gewesen und wir waren Freunde geworden im reichsten Sinne des Wortes, schon damals, er der gereifte Mann, ich der kaum Erwachsene. Was ich seinem deutschen Unterricht, seinen Correcturen meiner Aufsätze, mehr noch der gemeinsamen Besprechung poetischer Werke verdanke, empfinde ich noch heute, nach mehr als dreißig Jahren. Noch heute mahnt mich die Erinnerung an ihn, bei Allem, was ich schreibe, klar, correct, klangvoll im Ausdruck zu sein, und was

ich in diesem Streben erreichte, dafür gebührt ihm der Dank. Der Freundschaft dieser reinen, frommen Mannesnatur verdanke ich aber mehr als das. Er war selbst nicht productiv, aber einer feinern Empfänglichkeit, einer ernstern Pietät für Poesie bin ich nie im Leben wieder begegnet.

Meine „Blaue Schleife“ kam gedruckt vom Agenten. Das war doch ein Lebensmoment, und leise legte ich ein Exemplar des Stücks auf Ferdinand Immermann's Schreibtisch, während er zum Unterricht in der Schule war. Nie werde ich es vergessen, wie mit feierlichem Gesicht er einige Stunden später in mein Zimmer trat, das Theatermanuscript in der Hand: „Du bist nun Schriftsteller geworden, ich muß Dich von jetzt ab mit anderm Maße messen und darf nicht vergessen, daß ein Dichter unter meinem Dache wohnt!“ sagte er. Er weihte mich fast priesterlich ein zum neuen Beruf, der mit Ernst und vollster Hingabe erfaßt sein müßte.

Mit dem Stücke selbst, namentlich mit dem Genre des französischen Intriguen-Lustspiels, war er nicht einverstanden, aber er lobte den Dialog, der, wie ein Federball im Spiel, durch Schlag und Gegenschlag bald neckisch, bald kräftig, hier und da täuschend durch trügerisches Zur-Seite-Springen, hin und wieder flöge. Die Hauptsache blieb ihm, daß ich nun, aus dem Dilettanten und Gelegenheitsdichter, mich zum wirklichen Schriftsteller entpuppt hätte.

Die Aufführung des Stückes an verschiedenen Bühnen wurde vom Agenten in Aussicht gestellt, aber das schob sich immer weiter hinaus. Da muß ich denn eine Episode einschalten, um zu erzählen, wie mir die Nachricht von der ersten Aufführung wurde.

Auf der Magdeburger Citadelle verbüßte ein Freund aus Berlin, damals schon genannt in der modernen Literatur, ein unbedeutendes Preßvergehen, und täglich brachte ich bei ihm einige Nachmittagsstunden zu. Der Freund hatte, nach einigen kleineren glücklichen dramatischen Versuchen, eine fünfactige, in der Perrückenzeit spielende Tragödie geschrieben, und das Stück kam in Magdeburg, freilich in höchst mangelhafter Weise, zur Aufführung. Der Autor hatte weder auf Besetzung noch Einrichtung irgend einen Einfluß üben können, noch konnte er der Darstellung selbst beiwohnen. So hatte ich es übernommen, getreulich zu berichten und zugleich alle meine Freunde geworben mich im Beifall zu unterstützen, da ich gleich nicht großes Zutrauen zu dem Erfolg hatte. Die Freunde hatten sich vollzählig eingestellt, das Stück fing an und wir applaudirten nach Leibeskräften. Das Publicum blieb gleichgiltig für das Stück und ließ sich unsern Beifallseifer halb verwundert gefallen. Nach und nach erlahmten aber die Freunde, Einer nach dem Andern fiel von mir ab, und einzelne kündigten in nicht zurückzuhaltendem Humor den Dienst. Sie fingen an ihren eigenen Beifall dadurch zu persiffliren, daß sie die Schauspieler von drittem Range und Bedeutung im Stück mit Applaus überschütteten, bon mots machten über kleine Costümfehler, kurz, sich einer Heiterkeit hingaben, die mit der ernsten Ab-

sicht des Stückes in directem Widerspruch stand, und übrigens auch mehr jugendlicher Uebermuth als ernst gemeinte Kritik war, denn das Stück war nicht schlecht, nur breit, matt an Interesse, und sehr falsch zur Geltung gebracht. So sah ich mich nach und nach aller Hilfstruppen beraubt, und es blieb mir kaum etwas Anderes über, als mich vom Humor mit hinreißen zu lassen und ohne Rücksicht auf das Stück, das mühsam zu Ende gequält wurde, an zufälligen Aeußerlichkeiten zu belustigen. Das ganze Publicum hatte sich dem angeschlossen, mit Ausnahme eines magern, schlanken Herrn, mit langem Bart, der hinter mir saß, mich von Anfang an scharf in's Auge gefaßt hatte und mich nun, der einzige Ernsthafte, mit zürnendem Blick ansah. Das Theater war aus und der zürnende Herr, den Niemand kannte, schnell vergessen.

Als ich am andern Nachmittag hinausging, dem Autor meinen nicht angenehmen Bericht zu erstatten, war ich nicht wenig erstaunt, den zürnenden Herrn vom vergangenen Abend bei ihm zu finden. Er hatte eben auch seinen Bericht geschlossen, und ohne mich näher bezeichnen zu können, mein wunderliches Betragen einer scharfen Kritik unterworfen. Es hätte zuerst vortrefflich angefangen, und reicher Beifall, allerdings angeregt und im Gang erhalten von einem vor ihm sitzenden wohlwollenden Herrn, zu dem er deshalb gleich Sympathie gefaßt, hätte Scene auf Scene begleitet. Nach und nach wäre aber der Herr umgeschlagen, hätte gar nicht mehr auf das Stück geachtet, und die allerfadesten Witze über die Kleider der Schauspielerinnen oder ein kleines Versehen bei der Decoration gemacht. Wir müssen uns ziemlich verblüfft und verlegen angesehen haben, und erst als mir Karl von Holtei genannt wurde, als ich ihm als Autor der „Blauen Schleife" vorgestellt wurde, die ihm zufällig auf dem Theaterbüreau in Dresden in die Hände gefallen war, kamen wir in ein freudig bewegtes und unbefangenes Gespräch. Ich berichtete nun auch über den vergangenen Abend, sprach ganz rückhaltlos über den geringen Erfolg und mein Verhalten bei demselben, und der Autor kam schnell über seinen Mißerfolg, da er das Stück selbst nur als einen Versuch betrachtet, fort, und stimmte mit ein in die Heiterkeit über unser halb verlegenes Begegnen, das die Verstimmung, die wir, ohne uns zu kennen, am vergangenen Abend gegen einander aus dem Theater mit gebracht hatten, schnell in freundschaftlichsten Verkehr umwandelte.

Nun verlebte ich mehrere Wochen freundlichster Erinnerung mit Holtei, der damals als Vorleser noch in voller Kraft stand, und mir wenigstens von Allen, die ich vor und nach ihm dramatisch vorlesen hörte, Ludwig Tieck und Karl Immermann mit eingerechnet, der genialste erschien, der am meisten die dramatische Darstellung ersetzte und fast die Illusion der Bühne hervorzubringen vermochte. Und dabei mußte man ihn von ganzem Herzen lieb gewinnen, wie der wunderliche, rastlose Wandervogel nun einmal war und sich rückhaltlos zeigte. Wir haben uns treue Freundschaft bewahrt, wenn uns auch, wunderbarer Weise, das Leben nicht wieder zusammenführte. Damals suchte er nach Kräften mein erstes Stück zu fördern und correspondirte dafür nach allen Seiten.

Eines Morgens kam ich zu ihm und fand ihn ernster als gewöhnlich und zurückhaltend und wortkarg gegen seine Weise. Ich fing von allem Möglichen an, aber es wollte kein Gespräch zu Stande kommen, bis ich zuletzt fragte: „Nun, Holtei, und haben Sie keine Nachricht über meine Blaue Schleife?“

Holtei sprang auf: „Nun, da Sie selbst davon anfangen“, rief er, „will ich auch nicht länger schweigen! Ja, Ihr Stück ist in Königsberg aufgeführt und man hat mir zwei Recensionen darüber geschickt. Den ganzen Morgen gehe ich ärgerlich mit mir zu Rath und frage mich: soll ich dem guten Menschen den Tag verderben, oder ihm die schlimmen Recensionen, die ihm sonst nie in die Hände fallen werden, vorenthalten?“

„Her mit den Recensionen!“ rief ich, und der gute Holtei kramte sie nun aus der äußersten Ecke seiner Mappe hervor, in die er sie vor mir versteckt hatte. Sie waren freilich reichlich abweisend und noch weniger wohlwollend als ungerecht. Nichts destoweniger machten sie ganz andern Eindruck auf mich als der Freund gefürchtet hatte. Die Freude, endlich, nach so langem Harren, aufgeführt zu sein, brachte mich in heiterste Stimmung, fast als wäre mir ein Glück widerfahren und den Recensenten gab ich Recht, wie sie es auch wirklich in vieler Beziehung hatten.

„Ist mir je so etwas vorgekommen!“ rief Holtei und schlug die Hände zusammen. „Der freut sich, weil er keinen Erfolg gehabt hat, und anstatt sich zu ärgern über die schimpfenden Recensenten, giebt er ihnen Recht und schimpft sich noch mehr als sie. Ja, Mensch, was wollen Sie denn nur anfangen, wenn Ihnen einmal ein glänzender Erfolg wird?“

Uebrigens hätte ich auch gar kein Recht gehabt unzufrieden zu sein, denn das Stück hatte immer einen Achtungserfolg gehabt und mehr konnte es nicht beanspruchen, aus dem einfachen Grunde, weil der Stoff nicht dramatisch, und die Bearbeitung, der Aufbau ohne irgend nur genügenden Schluß blieb. Der leichte, den Franzosen abgelauschte Dialog und einige pikante, glückliche Situationen überraschten bei einem Erstlingsstück, das fertiger erschien als es war und dem freilich auch sehr lange und ernste Studien vorangegangen waren. Einen Achtungserfolg hatte es dann noch auf mehreren Bühnen, namentlich in Oldenburg, wo damals Julius Mosen's und Adolf Stahr's Einfluß den Sinn für das Theater im Publicum geweckt hatte, der sich geduldig gefallen ließ, was nicht allein auf scharfe Effecte und Schaugepränge berechnet war. In Berlin zauderte Herr von Küstner noch immer mit der Annahme des Stückes, die erst nach fast einem Jahre ausgesprochen wurde, als ich schon ein gutes Theil des Interesses und fast alles Zutrauen an demselben verloren hatte. An den Vorbereitungen zur Aufführung konnte ich mich nicht betheiligen, da ich nicht in Berlin war, aber einige Besprechungen, zu denen ich hinüber ging, begründeten doch ein wohlwollend freundschaftliches Verhältniß des vortrefflichen Regisseurs Weiß

zu dem angehenden Autor, aus dem dann eine aufrichtige Freundschaft wurde und ein Gewinn an manch' feinen Rathschlägen für die Zukunft.

Endlich, mitten im heißen Sommer, sollte die Aufführung sein. Ich fuhr am Abend vorher von Magdeburg hinüber und ging am andern Morgen, als schon die Theaterzettel das Stück an allen Ecken verkündeten, und ich diese mehr als einmal mit klopfendem Herzen durchgelesen hatte, auf das Theaterbüreau, um die letzte Probe noch mit zu erleben. Hofrath Esperstädt rief mir schon sehr aufgeregt entgegen: „Denken Sie, Ihr Stück wird nicht sein können, Fräulein Viereck ist krank und läßt die Probe absagen.“ Herr von Küstner erschien und bestätigte die Hiobspost in seinem nie überwundenen sächsischen Dialect. Er jammerte, was nun werden solle und entschloß sich endlich, selbst zu der erkrankten Künstlerin zu gehen, um sich zu überzeugen ob es denn gar so arg wäre, ob man nicht die Probe ohne Fräulein Viereck abhalten und diese doch wenigstens am Abend spielen könne. Mich nahm er unter den Arm und schleppte mich ohne Weiteres mit. Das Mädchen, das uns die Thür der Künstlerin öffnete, erklärte, ihr Fräulein sei sehr krank und läge im Bett, Herr von Küstner aber ließ sich nicht zurückweisen, hielt mich fest und ging direct in's Zimmer. Fräulein Viereck lag allerdings zu Bett, sichtlich leidend, und nachdem ich ihr als der Autor vorgestellt war, der nun vergebens aus Magdeburg angereist gekommen wäre, und mich bescheidentlich an's Fenster zurückzog, entspann sich ein sehr komisches Gespräch oder vielmehr zwei eifrige Reden nebeneinander. Die Kranke ereiferte sich zuerst mit Recht über die Rücksichtslosigkeit, noch dazu mit einem Fremden, bei ihr einzudringen, nahm die Sache aber bald humoristisch und beschrieb, wie ihr Papagei ihr alle Schmerzenstöne nachmache, und sie dadurch in den ärgsten Leiden zum Lachen zwänge. Herr von Küstner machte einen Vorschlag über den andern, auf den gar nicht erwiedert wurde, und schloß endlich mit einer langen Jeremiade über die Plackereien seiner Stellung. Beide sprachen zugleich. Diesem eigenthümlichen Zwiegespräch machte der eintretende Arzt ein Ende, und Fräulein Viereck bat uns nun, in das Nebenzimmer zu treten, um dort den ärztlichen Ausspruch zu erwarten. Der fiel denn auch zu Ungunsten für das Stück aus. An diesem Abend könnte es sicher nicht sein, und ob es in zwei Tagen möglich wäre, sei zweifelhaft. Herr von Küstner ging murrend, mich aber rief die Künstlerin zurück: „Sie haben mich doch nun einmal gesehen“, sagte sie, „und nun will ich Ihnen auch die ganze Wahrheit sagen. Man hat kein Zutrauen zu Ihrem Stück, deshalb giebt man es jetzt und mit einem Gast, der in drei Tagen fortgeht, was jede Wiederholung unmöglich macht, die auch gar nicht in der Absicht liegt. Mir gefällt aber das Stück ganz gut und meine Rolle besonders, so daß ich sie nicht für einen Abend gelernt haben will. Uebermorgen soll nun das Stück sein, aber ich verspreche Ihnen, in der Probe in Ohnmacht zu fallen, damit es nicht zur Aufführung kommt und das Stück bis zum Herbst, zur guten

Zeit, hinausgeschoben werden muß. Reisen Sie getrost wieder ab, das Stück soll jetzt nicht gegeben werden."

Sie hielt Wort und ist mir gegenüber immer so aufrichtig und zuverlässig geblieben, wie in der ersten Stunde unserer eigenthümlich eingeleiteten Bekanntschaft.

Das Stück ging dann im October über die Bühne und konnte doch fünfmal wiederholt werden. Ich war zur Aufführung gekommen, aber jetzt schon ohne alle Illusionen, fast ohne Aufregung. Das Publicum war freundlich, aber nach und nach schien es mir, als ließe die Theilnahme nach und man finge an sich zu langweilen. Da fiel die liebenswürdige Frau von Lavallade, mit der ich seit längerer Zeit befreundet, und mit der ich an dem Abend zufällig in derselben Parquetloge zusammengetroffen war, auf ein freundliches Mittel — sie fing an sich zu amüsiren, spielte so vortrefflich die Amüsirte, sprach das so sichtlich aus, daß die ganze Umgebung auf sie aufmerksam werden mußte. Das Mittel half wirklich. „Nun, wenn die Dame sich so unterhält bei dem Stück, und es so reizend findet, muß es wol amüsant sein?" dachten die Leute und die Theilnahme, die schon im Erschlaffen war, belebte sich auf's Neue. Das Mittel ist zu empfehlen, aber es bedarf einer so wohlwollenden Freundin, die zugleich so vortreffliche Darstellerin ist, als Frau von Lavallade es war. Später hat sie immer behauptet, sie wäre nie auf diese Aushilfe verfallen, hätte ich nicht mehrere Male ausgerufen: „Aber ist das Stück langweilig!" und hätte sie nicht gefürchtet, die Leute würden das hören und endlich glauben.

Ich war mir aber doch klar geworden über manchen Fehler meines Stückes, das hilft aber für das Stück, an dem man es einsieht, nichts mehr und für die späteren wenig. Mit dem Hüten vor den Fehlern lernt man noch nicht es besser machen.

II.

Wer kann die Spannung, die Aufregung des Harrens schildern, in denen der junge dramatische Autor Nachrichten erwartet von dem Stück, das er in die Welt hinaussandte? Alle Illusionen reicher Erfolge flattern durch diese Tage und Monate des Wartens. Blind für die Fehler seines Werkes, namentlich für die technischen, an denen meist sein Erfolg scheitert, meint er, Das, was ihm so gefällt, was das Beste ist, was seine Phantasie, sein Gemüth zu geben vermag, müsse aller Welt gefallen. Er vergleicht, und da die Jugend schnell bereit und unnachsichtig ist mit der Kritik, fällt der Vergleich mit fremden Werken immer zu Gunsten des eigenen aus. Und nun ist das Stück an so und so viel Bühnen in Deutschland verschickt. Gestern kam es an, heute muß es gelesen sein, morgen kann die Entscheidung da sein. Ach, er weiß nicht, wie langsam, wie Vieles gar nicht gelesen wird, und mit der Pietät, die der Autor voraussetzt, wird überhaupt nicht gelesen. Die meisten Bühnenlenker warten den Erfolg an dieser oder jener Bühne ab und würdigen die eingereichten Stücke keiner Beachtung. Der junge Dichter ist aber in dieser

Zeit der Erwartung, in der ihm das Herz klopft, so oft der Briefträger vor dem Fenster vorbeigeht, für neue Production unfähig. Höchstens daß er Entwürfe skizzirt; aber eine Ausarbeitung, eine völlige Hingabe an ein neues Werk läßt die fieberhafte Theilnahme an dem Geschick des vollendeten, des Urtheils der Aufführung harrenden Werkes nicht zu.

In dieser Wartestimmung hatte mich die Blaue Schleife durch fast zwei Jahre hingehalten und nur ein kleines, einactiges, dramatisch sehr unbedeutendes Stückchen: „Ein Hausmittel", war entstanden.

Da reifte, durch mannigfache äußere Anregungen geweckt, der Wunsch, Italien kennen zu lernen, und der Entschluß, diesen Wunsch auszuführen, wurde schnell gefaßt. In bitterkalten Decembertagen des Jahres 1847 reiste ich von Berlin zuerst nach Wien.

Das war damals trotz der fast fertigen Eisenbahn noch immerhin eine beschwerliche Reise, die in zweiunddreißig Stunden gemacht werden sollte und zu der man, weil die Züge zu pünktlich abfuhren und zu unpünktlich ankamen, und so alle Anschlüsse verfehlt wurden, fast drei Tage und Nächte gebrauchte. Für alle diese kleinen Nöthe gewährte aber Wien reichliche Entschädigung. Der wenn auch sehr bescheiden ausgefallene erste Schritt auf die Bühne öffnete mir manche Thür und Verbindungen wurden angeknüpft, die zum Theil für das ganze Leben aushielten und, wie ich später erzählen werde, von allereingreifendstem Einfluß auf meine schriftstellerische Thätigkeit wurden. Vor allen Dingen lernte ich das Burgtheater in seiner höchsten Blüthe kennen und fand bei den Künstlern selbst die allerfreundlichste Aufnahme.

Unvergeßlich bleiben die Stunden, die ich bei Louise Neumann und ihrer genialen Mutter, Frau Haizinger, verlebte, bei denen mich ein Brief von Charlotte Birch-Pfeiffer eingeführt hatte. Louise Neumann war durch Talent, Geist, Bildung, Anmuth und Charakter eine Künstlerin für das Lustspiel, wie die deutsche Bühne sie nie vorher besessen hatte, wie ihr eine andere wol niemals wieder erblüht. Die vollendetste Natürlichkeit, der liebenswürdigste Humor zeichnete alle ihre Schöpfungen aus, die sie mit dem größten Ernst und Eifer erfaßte. Die Sicherheit in Beherrschung der Form gab dem Zuschauer die wohlthuendste Illusion. Bei ihr vergaß man vollständig, daß man im Theater war, so identificirte sie sich mit dem darzustellenden Charakter, so griff sie immer in die Handlung ein, sei es durch einen Blick, eine unmerkliche Bewegung der Hand, so machte sie den Raum, auf dem sie sich bewegte, zum eigenen Zimmer, in dem sie zu Haus war.

Mit Recht sagte ein Freund mir: „Für die Louise könnte man eine Rolle schreiben, in der sie kein Wort mitzureden, nichts zu thun hätte, um in die Handlung einzugreifen, wenn sie nur dastünde und Theil nähme, denn so lange sie da ist, vergißt man das Stück vollkommen." Und ebenso fesselnd, anregend, wohlthuend war die Künstlerin in ihrem eigenen Salon, der einer der gesuchtesten in Wien war. Alle Welt drängte sich zu ihr und alle Kreise der Gesellschaft hatten sich ihr geöffnet.

Damals waren Dilettantenvorstellungen das beliebteste Vergnügen der Wiener großen Welt, aber sie wurden mit solchem Ernst und Eifer betrieben, mit solchem Streben, Vollendetes zu leisten, daß, wo die Dilettantenkräfte nicht ausreichten, die hervorragendsten Künstler des Burgtheaters und vor Allem Louise Neumann zur Mitwirkung herzugezogen wurde. Sie erzählte, daß sie oft mehrere Abende in der Woche Privatkomödie hätte, zu denen die Proben nicht minder gewissenhaft gehalten würden, als zu den öffentlichen Aufführungen. Aber sie klagte, daß es so schwer sei, passende Stücke zu finden, die dankbar und doch nicht zu bekannt wären, und wie oft, was auf der großen Bühne harmlos und unverletzend erscheine, im Salon unerträglich, zuweilen sogar unmöglich wäre. „Schreiben Sie uns doch ein Stückchen, für mich und die Mutter", fügte sie hinzu, „im Salon zu spielen. Machen wollen wir es dann schon."

Ich versprach es; das Versprechen wurde ernster gegeben als aufgenommen und nicht vergessen. Von dem Stückchen, das freilich Louise Neumann nie spielte, wenn es auch sonst über alle deutschen Bühnen ging und noch jetzt, nach fast einem viertel Jahrhundert, auf den Repertoiren immer wieder auftaucht, und zu dem doch das Versprechen an Louise Neumann's Kaffeetisch die Veranlassung gab, will ich erzählen. Zuerst seien aber noch flüchtig die Bekanntschaften erwähnt, die mir damals mein Aufenthalt in Wien brachte.

Vor Allen will ich Julie Rettich nennen, die Unvergeßliche, deren treue Freundschaft später so beglückend in mein Leben eingriff, dann die liebenswürdige, geistvolle und an glänzendsten Erinnerungen so reiche Frau von Goethe, mit ihrer Virtuosität im Protegiren. Sie machte mich mit Bauernfeld bekannt, dessen Lustspiele mich immer vor allen anderen angezogen hatten, und führte mich gütigst in manchen geistig anregenden Kreis ein.

Von den Männern war es namentlich Ludwig Löwe, dem, eine echte, begeisterte Künstlererscheinung, das Genie eine ewige Jugend geschenkt zu haben schien, der mich anzog und mit dem ich später Tage freundlichster Erinnerung und künstlerischer Anregung verlebte.

Es wurde mir schwer, mich von Wien, das mir nach so vielen anderen Richtungen noch reiche Genüsse bot, zu trennen, und fast gewaltsam riß ich mich los, um über die Alpen zu ziehen.

Venedig, Bologna, Florenz, endlich Rom mit den gewaltigen Kunsteindrücken, drängten die Pläne zu eigener Production, scheinbar sogar den Gedanken an das Theater zurück. Scheinbar freilich nur und das muß ich gleich bekennen. Es war in den letzten Märztagen 1848. Die Nachrichten der Revolution in Paris, des Sturzes der Orleans hatten wir, wenn auch unvollständig, schon erhalten, von den Ereignissen in der Heimat wußten wir noch nichts, wenn es auch in Rom schon leise politisch gährte. Ein Kreis von Freunden hatte sich verabredet, einen Spaziergang nach den Ruinen der Kaiserpaläste zu machen, und wir trafen uns in der preußischen Gesandtschaft in dem Palazzo Caffarelli. Ich, der

Erste zur Stelle, blätterte die eben angekommenen deutschen Zeitungen durch. Da fiel mir die Berliner Vossische Zeitung in die Hand, und mit dem Blick, der sich gewöhnt hatte, zuerst das Theaterrepertoire zu suchen, entdeckte ich die Ankündigung meines kleinen Stückes „Ein Hausmittel" im königlichen Schauspielhaus. In einer spätern Nummer stand die Recension. Eben wollte ich sie aufschlagen, als die Genossen des Spaziergangs eintraten, unter ihnen Levin Schücking mit seiner ebenso talentvollen als schönen und liebenswürdigen Frau, Louise von Gall, Häring (Wilibald Alexis), Bodenstedt und mehrere Andere. Ich steckte verlegen meine Recension in die Tasche und wir gingen. Sicher habe ich sehr zerstreut an der lebhaften Unterhaltung Theil genommen, und den gewaltigen Resten glänzender Weltmacht nur getheilte Aufmerksamkeit geschenkt. In der Tasche brannte mir die Recension. Endlich konnte ich der Neugierde nicht länger widerstehen, ich blieb so unmerklich als möglich zurück, setzte mich in einen Mauerbogen, aus dessen Fugen der blühende Goldlack wucherte, zog meine Zeitung hervor und las. Die Recension war ziemlich abweisend und berichtete von einem sehr mäßigen succès d'estime, und doch vergaß ich über dieselbe Rom, die Kaiserpaläste und alle Stürme, die am politischen Horizont aufzogen.

Schücking, der über mir einen Mauervorsprung erklommen hatte, weckte mich aus meiner Lectüre. „Mein Gott, wo stecken Sie denn?" rief er, „wir denken, Sie sind verloren, und nun sitzen Sie hier und lesen und gar, glaube ich, die Vossische Zeitung." Auch die Anderen kamen und es war nicht mehr zu leugnen. Ich mußte geständig werden, sogar meine Recension zu Tage bringen und manchen Scherz hinnehmen. Dafür machten mir die Damen, an Ort und Stelle von classischem Boden gebrochen, einen Lorbeerkranz als Schadenersatz für Vater Gubitz's ungalante Beurtheilung, die jedoch leider verdienter war, als das stolze Ruhmeszeichen. Aber in dem Reiz dieser Umgebung, in solchem Freundeskreise, hernach beim Glase Orvieto, war schnell das wirkungslose Hausmittel in der Heimat vergessen.

Noch ehe die Blätter des so leicht gewonnenen Lorbeerkranzes sich lösten, trennte sich der Kreis deutscher Freunde in Rom. Die Meisten zogen, beunruhigt durch die politischen Nachrichten aus der Heimat, wieder zurück über die Alpen, nur Häring mit seiner schönen und vortrefflichen Frau fand sich wieder mit mir in Neapel zusammen. Aber die Sorge, die uns übertriebene Berichte aus Deutschland, freilich in unzuverlässigen italienischen Flugblättern, machten, die kleinen täglichen Aufläufe, die man „una piccola rivoluzione" nannte, nahmen Freude und Stimmung für Theater und Kunststudien. Nur die Natur, freilich genossen auf diesem überschwänglich und märchenhaft geschmückten Fleck Erde, übte ihre zauberhafte Gewalt auf alle Stimmungen. So zogen wir uns nach Sorrent zurück, in lieblichster Villeggiatura die Welt außerhalb zu vergessen. Die Frühstunden gehörten der Arbeit, der Tag den Ausflügen in das Gebirge oder Meerfahrten und der Abend vereinigte einen kleinen Kreis Landsleute zur gemeinsamen Unterhaltung.

Häring schrieb seinen Zauberer Virgilius, ich den Schluß meines Waldmärchens, und wir lasen vor, was am Morgen entstanden war. Gräfin Ida Hahn-Hahn kam dazu, in Begleitung von Herrn von Bistram, und zwei liebenswürdige Schwestern, ältere Damen, hatten sich uns in fester, weiter durch's Leben bewährter Freundschaft angeschlossen. Ihre Leidenschaft war das Reisen, mehrere Male schon waren sie in Italien gewesen, einmal sogar mit eigenem Wagen und Pferden von ihrem Gute bei Magdeburg. Für jeden Scherz empfänglich, riefen sie ihn sogar hervor, wenn sie von ihren Reiseabenteuern erzählten, und lachten frisch mit, wenn man sie mit den Reiseverlegenheiten neckte. So erzählten sie auch einmal von einem Badeaufenthalt in Kissingen mit ihrem kaum erwachsenen Neffen, der sie durch Vernachlässigung der Cur und allerlei Diätexcesse zur Verzweiflung und einmal so in Heftigkeit gebracht hätte, daß sie ihm eine Ohrfeige gegeben hätten als sie ihn vor einem Korbe mit verpönten Aprikosen überraschten.

Sie erzählten das so komisch, daß Häring mir zuflüsterte: „Das wäre eine Lustspielsituation!“ Das Wort zündete und zwischen dem heitern Gespräch, umrauscht vom Meer im herrlichsten Golf der Erde, Angesichts des lavaspeienden Vesuvs, umweht von dem betäubenden Duft der in Blüthenfülle prangenden Orangen des Gartens, auf den unser Balcon, die Wipfel überragend, herabsah, gestaltete sich das kleine Lustspiel, reihte sich Scene an Scene in Gedanken.

Bald darauf brachen aber auch wir auf nach der Heimat und wie anders fanden wir sie wieder, als wir sie verlassen hatten! Ich sah auf der Heimreise zum ersten Mal nach meiner Studentenzeit Heidelberg wieder, und das ganze Glück jener Jahre trat mir wieder warm an das Herz.

In Frankfurt fand ich unerwartet, denn Briefe von den Meinigen waren mir seit Monaten nicht zugekommen, einen theuren Verwandten als Mitglied der in der Paulskirche tagenden Nationalversammlung und Das, wie der Reiz der politischen Erregung, die sich in Frankfurt concentrirte, hielt mich dort mehrere Wochen zurück. Aber die Politik fesselte nicht immer, und so erwachte in den Mußestunden die alte Lust zum dramatischen Schaffen.

Mein gegebenes Versprechen an Louise Neumann, die Erzählung der Freundinnen auf dem Balcon am Golf von Neapel fielen mir ein, dazu die frische Studentenerinnerung, und so entstanden die „Badecuren“, das kleine Lustspielchen, bei dessen flüchtigem Hinschreiben mir nie eingefallen wäre, daß es überhaupt oder doch nur in einem wiener Salon aufgeführt werden könnte.

Anfangs August kam ich nach Berlin, mitten in die politische Aufregung, die den verhängnißvollen Märztagen folgte, hinein. Mein erster Gang war zum alten Freund Weiß, den ich schon in den Verhandlungen über die Blaue Schleife hatte schätzen und lieb gewinnen lernen. Wohlwollend und liebenswürdig als Mensch, war er das auch als vortrefflicher Regisseur, der die fremde Production mit der Pietät und dem

feinen Verständniß behandelte, mit denen er seine eigenen Rollen aufzufassen und darzustellen pflegte. Von der Bühne wird er noch Vielen im Gedächtniß sein. In seiner einfachen Häuslichkeit, wenn man die Scenirung eines Stückes mit ihm besprach, war der Verkehr geradezu eine liebenswürdige dramatische Lehrstunde, und ich verdanke ihnen manchen practischen Wink, der mir unvergeßlich geblieben ist. Vieles soll zwar in jetziger Praxis nicht mehr gelten. So hat mir der erfahrene Meister oft wiederholt: „Lassen Sie nur nie in der Exposition oder bei Erzählungen die Leute sich hinsetzen, das schneidet die Action ab, macht die Rede unbelebt und stört die Illusion.“ Wie sehr habe ich mich überzeugt, daß er Recht hatte, und wie oft hatte ich dazu Gelegenheit, wenn ich zuweilen ein ganzes Stück im Sitzen spielen sah.

Weiß kam mir sehr freundlich entgegen und klagte über die Pein in dieser Zeit Komödie spielen zu müssen, aber es sei bestimmter Befehl, nicht zu schließen. Das Haus sei immer leer, das kleine Publicum vollkommen theilnahmlos, und nur die Gelegenheit zu einer ganz unerwarteten, oft durchaus unmotivirten politischen Demonstration ließe man niemals vorübergehen. Im Prinzen von Homburg hätte man neulich die Worte: „Laßt uns den Wrangel jagen über's Meer“ (es war kurz vor dem Einrücken des Generals von Wrangel mit den Truppen in Berlin) mit nicht endenwollendem Applaus begrüßt. Kurz, Herr von Küstner sei in der peinlichsten Lage, größere historische Stücke könne man gar nicht mehr wagen und Novitäten, wenigstens harmlose, gäbe es erst recht nicht. „Haben Sie denn gar nichts, lieber Freund?“ schloß der alte Herr.

„Nein!“ erwiederte ich, „und doch, ein kleines, einactiges Stückchen, das Sie aber nicht werden gebrauchen können, denn es ist nur auf ein Salontheater berechnet.“

„Geben Sie nur“, rief Weiß, „das brauchen wir gerade. Ein Stückchen, das gleichgiltig, fast unbemerkt vorübergeht.“

Ich suchte sofort meine Badecuren aus dem Reisekoffer, schickte das schlecht geschriebene Manuscript zum alten Freund und holte mir am andern Tage die Entscheidung selbst von ihm. Ganz freudig kam er mir entgegen. „Was wollen Sie denn?“ rief er, „das ist ja gar nicht übel, und es wäre noch besser, wenn wir solch' harmloses Stückchen nicht auf geübte und in Schlimmerem erprobte Schultern nehmen wollten und mit Ehren durchbrächten. Das Stück wird gegeben!“

Wir gingen gleich an die Scenirung und besprachen die Besetzung. „Nur nicht lauter erste Kräfte!“ sagte Weiß, „das erweckt dem Publicum zu hoch gespannte Erwartungen, macht es aufmerksam, und das wäre gerade in diesem Fall gefährlich.“

Einige Tage darauf empfing mich der Freund mit bedenklichem Gesicht. „Denken Sie“, sagte er „Herr von Küstner war einverstanden, wir waren Alle einig, da kommt uns ein Hinderniß für ihr Stückchen, an das wir Alle nicht gedacht hatten. Herr von Küstner hat, um der Presse eine Concession zu machen, die Recensenten der Vossischen und Spener-

schen Zeitung, die Herren Gubitz und Rötscher mit in das Lesecomité genommen. Beide sind entschieden gegen das Stück und erklären, es sei gegen ihr literarisches point d'honneur solch' werthloses Stück als erstes unter ihrer Zustimmung anzunehmen. Wir könnten sie zwar bei der Abstimmung überstimmen, denn wir haben Majorität, aber das will Herr von Küstner nicht, dazu ist ihm die Sache zu unwichtig, und es hieße gleich zeigen, daß die gemachte Concession eigentlich werthlos sei. Was nun?"

Der immer freundliche Hofrath Esperstädt legte sich in's Mittel, stellte den Herren die Sache vor, diese blieben bei ihrem Protest, erklärten aber, damit sei ihr künstlerisches Gewissen gewahrt und sie wollten aus Rücksicht für den jungen Autor die Aufführung geschehen lassen.

Das hatte nun aber beim ganzen Theater, bei dem man das Zuziehen dieser Herren nicht gern gesehen hatte, ein Interesse für das Stückchen erweckt, und man wollte es auf alle Fälle durchbringen. Hendrichs verlangte die Rolle des Studenten zu spielen, die weder seiner künstlerischen Bedeutung und Stellung an der Bühne entsprach, noch eigentlich seiner heldenhaften Erscheinung; Clara Stich übernahm die junge Wittwe, Weiß ließ sich eine kleine Scene dazuschreiben, um den alten Diener, der erst nur wenig Worte hatte, zu spielen, und vor Allen Charlotte Birch-Pfeiffer nahm sich nicht allein ihrer eigenen Rolle, sondern des ganzen Stückes mit Rath und That eifrig an. Das war der Anfang einer Freundschaft mit der so reich begabten, in mannigfacher Beziehung ausgezeichneten Frau, die ungetrübt bis zu ihrem Tode dauerte.

Nun rückte der Tag der Aufführung heran. In den Proben that Jeder sein Bestes, kleine Effecte für sich oder die Anderen auszuarbeiten oder zu erfinden. Namentlich Papa Weiß war unermüdlich. An einem schönen Sommerabend, man kam noch bei Tageslicht aus dem Theater, war die erste Aufführung, und uns Allen sank doch der Muth.

„Machen Sie sich nur keine Illusionen, keine irgendwie hohen Erwartungen, lieber Freund!" sagte der alte Weiß, ehe der Vorhang aufging. Wir bringen das harmlose Ding anständig durch, dessen bin ich gewiß, aber mehr wollen wtr auch nicht erwarten."

Ich saß bei Herrn von Küstner in der Loge. „Bis zur Ohrfeige wird's gehen", sagte er (die Mutter hat nämlich dem Sohn, den sie beim Aprikosenessen überrascht, eine Ohrfeige zu geben), aber da giebt's Spectakel passen Sie auf."

Aber siehe da, das Stück schlug ein. Die Studenten und Alle, die es gewesen waren, wurden warm bei der Studentenbegeisterung, wurden wieder jung in der Erinnerung, von Scene zu Scene steigerte sich der Beifall, und Herr von Küstner flüsterte mir sehr überrascht zu: „Nun kommen wir auch über die Ohrfeige!"

Er hatte Recht, das Stückchen hatte auf der ganzen Schlachtlinie gesiegt, auch wo es schwach gedeckt war und Lücken zeigte. Freilich war auch die Darstellung eine meisterhafte, der Humor der Darsteller wuchs

an dem Beifall und die lange entbehrte Theilnahme des Publicums steigerte das Zusammenwirken der Schauspieler zu reizendstem Ensemble.

Am andern Morgen ging ich zu Professor Rötscher, den ich seit langer Zeit kannte und der sicher sein abweisendes Urtheil aus Ueberzeugung, nicht aus persönlichem Uebelwollen gegeben hatte. „Das Stück macht sich besser", sagte er, „als man nach dem Lesen erwarten durfte, aber der Beifall kam doch nur von den Studenten. Wollen Sie meinen Rath, so lassen Sie das Stück nirgend aufführen, wo keine Universität ist. Sie würden Ihre Lorbeeren von gestern Abend sehr in Gefahr bringen."

Vierzehn Tage darauf machte das Stückchen in Hamburg an dem damals noch jungen Thaliatheater lange hindauerndes Glück und ging über alle Bühnen, nur nicht über die Wiener, wo die Studenten, ohnehin schon in ganz anderer Stellung, gerade 1848 keine beliebten Figuren waren. Louise Neumann hat der für sie geschriebenen Rolle nur den Namen Louise geben können, nicht ihre Darstellungskraft.

Darin hatte aber Professor Rötscher Recht, die warme Studentenbegeisterung gab dem Lustspiel den Reiz, und ich entsinne mich, daß ich einmal bei Aufführung des Stückes an einem andern Orte in der Loge saß mit einer befreundeten Dame, die mir, ehe der Vorhang aufging, auseinandersetzte, sie verweigere ihrem Sohn in Heidelberg zu studiren, weil es ihr einestheils zu theuer sei, anderntheils sie das zu freie Leben fürchte. Ihre Nachbarin klagte bitter über den Bruder, der nun schon zwei Jahre in Heidelberg sei, wo er gewiß nichts lerne und doch nicht zurückkommen wolle. Als der Vorhang gefallen war wandten sich beide Damen zu mir und die Eine sagte: „Jetzt verstehe ich, weshalb Albert nicht von Heidelberg fort will", und die Andere, mit Thränen in den Augen, reichte mir die Hand und versprach mir feierlich, ihrem Sohn sofort die Studienzeit in Heidelberg zu ermöglichen.

Aber meine beiden Freundinnen, die mir am Golf von Neapel den Stoff zu dem Stückchen gegeben hatten, erfuhren nichts von demselben. Sie lebten zurückgezogen auf ihrem Gute. Da waren einmal ein paar Officiere auf Einquartierung bei ihnen. Die liebenswürdigen Wirthinnen erzählten von ihren Reisen und schließlich auch, was sie uns in Sorrent erzählt hatten, von dem Badeaufenthalt mit dem Neffen in Kissingen, nur die Ohrfeige übergingen sie, das wollten sie sich und noch mehr dem Neffen den fremden Herren gegenüber nicht anthun. Die Officiere sahen sich bei der Erzählung lachend an und kamen endlich damit heraus, daß sie ganz dieselbe Geschichte vor zwei Abenden in Weimar im Theater hätten aufführen sehen, aber da sei es dem Reinhold (der Neffe hieß auch so) noch viel schlimmer ergangen, er hätte eine tüchtige Ohrfeige bekommen.

„Die habe ich ihm ja auch gegeben, ich wollte es nur nicht sagen!" rief eine der Tanten. Nun wurde dem indiscreten Autor nachgeforscht, die Entdeckung war leicht, aber ihm wurde schnell und gern vergeben.

Am Nordcap.

Selten mag ein Wanderer hinaufkommen in die unwirthlichen Gegenden von Finnmarken, dessen Küsten von den Fjorden zerschnitten und vom Eismeer umgeben sind. Unfreundlich wie die Natur, scheint auch die Sinnesart der Menschen zu sein, die hier am äußersten Nordrand Europa's wohnen. Die Lappen in Finnmarken hegen geradezu eine Art von abergläubischer Furcht vor ihren nächsten Nachbarn und Stammesverwandten, den russischen Finnen und Lappen, welche sie Laupere nennen. Man wird sich darüber vielleicht weniger wundern, wenn man das geheimnißvolle, finstere Wesen der Letzteren kennen gelernt und erwägt, welchen Eindruck es auf die Gemüther von Menschen machen muß, die noch an Zauberkünste glauben. Aber wenn der Lappe dem russischen Finnen übernatürliche Wissenschaft zuschreibt, so gilt er im übrigen Scandinavien für den durchtriebensten Schelm, der sich denken läßt und man sagt deshalb von ihm ganz allgemein: „Wer mit einem Finnen verkehrt, der muß die Zeche bezahlen."

Die Herrschaft, die er über die in Finnmarken lebenden Lappen — das beschränkteste und leichtgläubigste Volk der Welt — ausübt, ist daher so groß, daß diese schon fliehen, wenn es nur heißt; „die Laupere kommen."

Diese Furcht, die hauptsächlich wol aus der Zeit des letzten Schwedisch-Norwegischen Krieges herstammen mag, hat sich bis zur Stunde noch erhalten, und ich selber war Zeuge des folgenden von ihr veranlaßten Vorfalls.

Ungefähr zehn Meilen von Vardoe, wo der Kongsoefjord in's Land schneidet, wohnen fünf Lappische Familien, die ihren nächsten Verkehr mit den sechs Meilen davon wohnenden Lappen bei Troldfjord in Tanen haben.

Obgleich in der mittelbaren Nähe bei Kongsoefjorden sich Norweger und Schweden angesiedelt, so werden sie von den Lappen doch ängstlich gemieden, weil der Haß gegen alle „Südbewohner" schon mit der Muttermilch eingesogen worden ist. Die Lappen oder Finnen würden selbst die allergeringste Hülfsleistung für einen Fremden hartnäckig verweigern, und könnten sie dadurch dessen Leben retten. So besuchen sie die von der Regierung errichteten Bethäuser nur dann, wenn in ihrer Sprache gepredigt wird. Selbst in der nächsten Nähe können sie neben einem Schweden oder Norweger wohnen, ohne denselben zu kennen; sie bewahren einen verbissenen Haß gegen den Einen wie den Andern, dessen Grund ich nicht begreife, um so weniger, als namentlich der Norweger der liebenswürdigste und biederste Mensch ist, den man nur antreffen kann.

Vor etlichen Jahren nun kam eines Tages plötzlich das Weib eines Lappen aus Kongsoefjord mit zwei Kindern nach Troldfjorden geflüchtet, und berichtete, daß in Hjernstaen „Laupere" eingedrungen wären, und daß sie nur noch Zeit gehabt habe mit ihren drei Kindern das nackte Leben zu retten, ohne nur die Rückkehr ihres Mannes, der zum Fischfang ausgezogen, abwarten zu können. Ihren Knaben von neun Jahren habe sie vor einer halben Stunde, weil er ermattet, zurücklassen müssen, und da sie an den beiden Kindern genug zu schleppen gehabt, so habe sie das müde Kind in ihren Paesk (Pelz) gewickelt und so gut wie möglich zum Schlafen am Wege gebettet. Nach dieser ihrer Mittheilung ergriff ein panischer Schrecken Alle, die es hörten; nicht einmal den Knaben aufzusuchen, dachte man — Flucht! Flucht! war das allgemeine Losungswort, was zu retten war, wurde eiligst in Böte gepackt und trotz des schrecklichen Schneegestöbers segelten die Leute

fort ohne eine Landung zu wagen, weil sie befürchteten, daß die „Laupere" über die Stangnaesberge kommen würden, um sie zu überfallen.

Zu jener Zeit befand ich mich eben in der geschilderten Gegend; auf der Reise von Hammerfest, war ich im Troldfjord gelandet. Dort nun, nachdem mir die abenteuerliche Mähr zu Ohren gekommen, suchte ich so viel Leute als möglich zusammenzubringen, erzählte was ich gehört, und gemeinsam zogen wir aus, zuerst um den Knaben zu retten, den wir wohlbehalten in den Pelz verpackt schlafend aufhoben. Darauf veranlaßte ich die Leute mir nach Kongsoefjord, dem Wohnorte des Weibes, zu folgen und dort erblickten wir natürlich Nichts, was einem Ueberfall auch nur ähnlich gesehen hätte. Der Mann, dem wir sein Kind übergaben, glaubte, daß sein Weib zu ihren Eltern gegangen sei, die vier Meilen nördlicher wohnen sollten. Die Ursache von des Weibes Flucht war einfach folgende gewesen.

Im Norden tritt häufig eine so plötzliche Dunkelheit ein, daß der Fremde sich schwer einen Begriff davon machen kann. Alsdann werden von den Feuerthürmen Signalschüsse gegeben, damit die Leute in der Umgegend ihre grasenden Rennthiere zusammensuchen, die sonst leicht in einen Fjord hineingerathen und in demselben umkommen könnten. Der Mann, von der Fischerei wieder gelandet, und die Signalschüsse hörend, lief eiligst umher, um seine zerstreut weidenden Rennthiere zu sammeln.

Als sein Weib ihn so umher eilen sah, mögen wol alte Märchen von den „Laupere" in ihr aufgestiegen sein, genug, sie packte ihre Kinder zusammen, zog damit fort, und verbreitete in Troldfjorden durch ihre Mittheilung Schreck und Verwirrung. Nachdem die Flüchtlinge zwei Tage lang in dem Eishafen umhergetrieben, zwang sie der Mangel an Proviant endlich zu landen, und also endete dieses Abenteuer.

Am nächsten Morgen benutzte ich die seltene Gelegenheit, bei unvergleichlich schönem Wetter nach Warangerfjord, und von dort nach Wardoehus zu fahren. Dort auf der Insel Wardoe im Eishafen liegt die nördlichste Festung der Welt.

Wir machten sofort nach unserer Ankunft dem alten Commandanten unsere pflichtschuldige Aufwartung, und in Anbetracht der seltenen Gäste nahm dieser uns außerordentlich gut auf, erbot sich selbst uns zu führen und zeigte uns alles Sehenswerthe dieses entlegensten Außenpostens der civilisirten und — leider ist dies untrennbar damit verbunden — kriegführenden Menschheit.

Die Festung ist in der Form eines Sternes erbaut, und hat, so weit ich richtig gezählt, einundzwanzig Kanonen und zwar vom gröbsten Kaliber Im Innern befindet sich eine Kaserne mit nur zwanzig Mann Besatzung, nicht wie ich in einem Norwegischen Journal gelesen, 36; ferner ein jämmerliches Zeughaus, einen Pulverschoppen und schließlich ein Gefängniß, welches aber seit langen Jahren, wie ich zu meiner Freude erfuhr, unbewohnt ist.

Es mochte gegen sechs Uhr Abends sein, als wir die Anker lichteten, um in See zu stechen; zuerst wollten wir nach Nordkyn, dann um's Nordcap nach Hammerfest fahren. Wie die Nacht anbrach, legte ich mich in der elenden Cajüte nieder und schlief ganz vorzüglich trotz aller Wohlgerüche von getrockneten Fischen, Thran, Fett und Oelkleidern. Einen schönern Morgen als denjenigen, welcher dieser Nacht im Eishafen folgte, habe ich selten erlebt.

Es war Windstille eingetreten und die Ruder mußten gebraucht werden, denn nach des alten Bootführers Aussage befanden wir uns auf keiner günstigen Stelle.

Am Nordcap.

Ich muß sagen, daß ich von dieser Mittheilung keineswegs erbaut wurde; denn, ehrlich gestanden, ich hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, daß mit dieser Reise irgend eine Gefahr verbunden sein könnte. Das herrlichste Wetter stand am Himmel und schien unsere Reise zu begünstigen.

Doch nicht lange, so zeigten sich in der Richtung nach Nordwest hochaufgethürmte Wellen, die sich mit aller Macht näherten. Dann packte der Wind die Segel, welche noch eben schlaff vom Mastbaume niedergehangen, so daß sie hoch aufschwollen.

„Hohlo! an Platz, Kinder!" commandirte der Steuermann, und kaum war das Commandowort ertheilt, als auch schon etliche Wellen über unser Boot stürzten. Der Sturm nahm mit jeder Minute zu, und unser kleines Boot war den tollsten Elementen preisgegeben.

Um unsere sicher nicht angenehme Lage noch unheimlicher zu machen, wurde die Sonne plötzlich durch ein schwarzes Gewölk verdrängt und um zehn Uhr war das Meer in einem solchen Aufruhr, daß es mehr einem klippigen Berglande, als einer fließenden Wassermasse glich. Obendrein goß es vom Himmel in Strömen, und da wir auch conträren Wind hatten, so mußten wir kreuzen, um auf irgend eine Weise nur vorwärts zu kommen. Leider waren alle Anstrengungen vergebens, denn wir wurden fast immer mehr zurückgeworfen, als daß wir vorwärts gekommen wären.

So brach wieder die Nacht herein, und mit der zunehmenden Dunkelheit wurde unsere Lage immer verzweifelter. Ich erhob mich schließlich vom Cajütsboden, auf welchen ich zusammengekauert gelegen, und wie ein Ball hin- und hergeworfen worden, und schleppte mich auf's Verdeck. In diesem Augenblick thürmte sich eine Riesenwolke vor unserm Boot auf, stürzte über uns zusammen und begrub uns unter ihren Wassermassen. Ich verlor die Besinnung, und glaubte schon viele Faden tief unten im Meere gebettet zu sein — doch noch einmal kam unser Boot wieder in die Höhe, um den entsetzlichen Kampf gegen die Elemente weiter zu kämpfen.

Erst gegen sechs Uhr bekamen wir Nordkyn in Sicht; und der Anblick der gräßlichen Klippen erweckte wieder den ersten Lebensfunken in meiner fast erstarrten Brust.

Nicht lange, so schimmerten auf beiden Seiten Gebirge im Halbdunkel; wir schlossen daraus, daß wir uns in einem Fjord befänden, der uns entweder einen rettenden Hafen bieten, oder unter seinen Fluthen begraben würde.

Dahin, in das ungewisse Dunkel vor uns, waren unsere Blicke gerichtet; die Gebirge zogen sich mehr und mehr zusammen, und der Lärm des Meeres, das in dieser Enge sich tobend gegen unser Boot warf, wurde dadurch so betäubend, daß wir einander nicht mehr verstehen konnten. — Endlich brach ein kaum merkbarer Morgenschimmer durch die dunkle unheimliche Nacht; unser Boot in schnellster Fahrt wurde von einem kräftigen Wellenstrom über eine gefährliche Klippe gehoben und mit einem letzten Ruck glücklich in eine kleine geschützte Bucht geworfen — wir waren gerettet.

In derselben Nacht aber gingen mehrere große Böte und zwei schwere Schooner aus Archangel mit Mann und Maus im Tanufjord verloren.

Obgleich der Sturm sich gelegt hatte, so mußten wir doch wegen conträren Windes noch drei Tage kreuzen, bevor wir Hammerfest erreichten; und erst hier, in der nördlichsten Stadt der Welt, und der nächsten zum Nordcap, wurden mir mehrere sonnige wahrhaft herrliche Ruhetage zu Theil.

Am Abend des 28. August ermüdet nach Hause gekommen legte ich mich schon früh nieder, um am nächsten Tage das schöne Sonnenwetter noch recht genießen zu können; doch kaum war ich am folgenden Morgen aus den kostbaren Eiderfedern gekrochen, sah ich zu meinem Erstaunen, daß die weite Welt mit vier Fuß hohem Schnee bedeckt war!

So geht es oben her im Norden — in schroffem Wechsel, fast ohne Uebergang, von glühendster Sommerhitze zum Winter, vom blendenden Tag in die lange Nacht, die nur das Nordlicht flammend erhellt — einsam das Dasein, stürmisch die Elemente — das Leben ein fortwährender Kampf!

Und doch ist dort oben auch die Heimat des Vogels, unter dessen Federn es sich so sanft schlafen, so lieblich träumen läßt! Ein gutes Gewissen als Ruhekissen und ein Pfühl von Eiderdunen als Decke — welch' ein ideales Lager!

Schon auf der Reise von Drontheim über Tromsoe nach Hammerfest, trifft man unzählige Eidergänse, welche theils auf den Felsen sitzen, theils auf dem Meere schwimmen. Von allen Vögeln des Nordens können diese sich am längsten unter dem Wasser halten; man kann bis zu fünfzehn Minuten zählen, bevor sie wieder emportauchen. Sie sind so zahm, daß die Menschen sie dort wie Hausthiere behandeln; sie bauen in der Regel ihre Nester in den Hütten der Stranddörfer. Ohne Furcht kann man das Weibchen dann vom Neste heben und dieses der kostbaren Federn, mit denen es angefüllt ist, berauben. Die männlichen Thiere sind ungemein stark; mit der größten Leichtigkeit erbrechen sie Schnecken oder Muscheln.

Die Farbe der Federn ist entweder weiß, dunkelgrau oder gelbgraulich und die geschätztesten sind die, welche sich das Weibchen von der Brust rupft, um den Jungen ein warmes Bett davon zu bereiten. Zwei, selbst drei Mal lassen die Thiere sich's gefallen, wenn man ihr Nest plündert; dann aber verlassen sie den Aufenthalt und bauen ihre Nester, wie unser Bild zeigt, in Felsenspalten am Meer. Solche Nester auszuheben ist dann freilich oft mit großer Lebensgefahr verbunden. Den Eiern habe ich keinen Geschmack abgewinnen können, obgleich die Finnen und Lappen dieselben sehr gern austrinken. Der Geschmack ist thranig. Das Huhn legt entweder vier oder fünf Stück, die eine graugrünliche Farbe haben.

Wiewol an sich von harmloser Natur, verstehen es die Thiere dennoch sehr gut, wenn es sein muß, sich sowol gegen Menschen, als gegen Thiere, besonders gegen den Fuchs, zu vertheidigen, indem sie ihre Nester zu zwanzig bis dreißig neben einander bauen, um dem Angriff des Feindes gemeinsam begegnen zu können.

Der Handel mit den Eiderdunen ist ein sehr bedeutender. Gewöhnlich sind die Federn in runden Ballen oder in vierecdigen Packeten von drei bis vier Pfund verpackt. Von der feinsten Sorte reicht zu einem vollständigen Oberbett schon ein halbes Pfund hin. Wie groß aber der Gewinn ist, geht daraus hervor, daß man im Durchschnitt in jedem der unzähligen Nester sechs Loth Federn findet.

Die vorzüglichsten Märkte für die Eiderdunen sind in Tromsoe, Hammerfest und des Sommers in Levanger bei Drontheim, wohin die Finnen und Lappen die Waare mit ihren Rennthieren bringen, um sie gegen Eisenwaaren, Luxussachen, insbesondere aber Branntwein umzutauschen.

Aus den Tagen der Pariser Commune.

Von **Paul d'Abrest.**

Alle Revolutionen in Frankreich haben eine tendenziöse Neigung für äußern Prunk und öffentliche Festlichkeiten, bei denen Kanonendonner mit hochtönenden Phrasen abwechseln, die Bajonnete im Sonnenlicht glänzen und das Volk der großen Hauptstadt andächtig den Worten eines gefeierten Redners lauschen kann. Das Prototyp dieser Festlichkeiten ist die „Fête de la Fédération" des Marsfeldes vom Juli 1790 geblieben. Später griff der Convent nach dem alten Römerthum zurück und der Maler David ordnete und dirigirte streng classische Saturnalien. Neueren Datums ist das Verbrüderungsfest des Jahres 1848, welches noch in jedem Gedächtnisse lebt. Auch die Commune wollte ihren Ehren- und Freudentag haben; auch sie wollte beweisen, daß der Hang nach äußerlichem Glanze ihr nicht fremd wäre. Die Installirung des neuen Gemeinderathes sollte zu einer imposanten Manifestation auf dem öffentlichen Forum Anlaß geben.

Man muß gestehen, um diese Zeit stand ein großer Theil der Pariser Bevölkerung noch auf der Seite der so leicht geduldeten Märzrevolution. Viele sahen mit Vertrauen den Früchten entgegen, welche sie bringen sollte. Wol war schon Blut geflossen; aber der Bürgerkrieg war noch nicht entbrannt, die Gefängnisse waren noch nicht gefüllt; Presse und Rede waren frei, der Verkehr wenig gehemmt, es war keine Feindseligkeit in der Bevölkerung und die Nationalgarde folgte willig.

Das beabsichtigte Fest, oder besser gesagt die Demonstration, durfte auf die günstigsten Umstände rechnen und wirklich gestaltete sie sich zu einer imposanten Solennität, wie eine solche vielleicht in Jahrhunderten nicht gesehen wird.

Am 27. März Abends erging von der Place Vendôme, auf welcher der „General" Brunel, Commandant der Nationalgarde, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, der Befehl, alle Bataillone am folgenden Tag unter die Waffen treten zu lassen. Da der Commandant aus eigener Anschauung seine Leute kannte, so mußten, auf seine Weisung, die Bataillonschefs ihr Augenmerk vor Allem auf die Sauberkeit ihre Mannschaften richten Es kostete wol einige Mühe, z. B. den ehrenwerthen Insassen der Steinbrüche und den Gemeindejanitscharen, welche miethfrei die Höhlen der Buttes Chaumont bewohnten, beizubringen, daß man, um die Republik zu ehren, nicht gerade wie ein Höhlenbär auszusehen brauche. Es wurden daher am Vorabend des Festtages allgemeine Waschungen und Bartrevisionen angeordnet, was freilich nicht ohne Klagen und Beschwerden gegen diese „Scheerereien" ablief. Wie konnte man auch freien Männern ein solches „Zwangseifenthum" auferlegen! Dennoch wurde das Decret ausgeführt.

Auf der äußern Fronte des Stadthauses arbeitete man zu gleicher Zeit

an der Herstellung eines großartigen, fünf bis sechs Metres hohen Gerüstes. Die Estrade konnte bis vierhundert Personen aufnehmen; sie war mit hochrothem Tuche tapeziert, am Vorsprunge sah man einen Tisch, ebenfalls mit einem rothen Teppich bedeckt, einige Stühle, im Hintergrund drei Reihen Bänke. Das medaillonartige, in der Mauer incrustirte Reiterbild Heinrich des Vierten verschwand hinter einem rothen Vorhang, und an seine Stelle setzte die communalistische Regierung eine Büste der Freiheitsgöttin mit einem Halbkreis von rothen Fahnen rings umher. Vor der ehrwürdigen Kathedrale, welche dem Hôtel de Ville schräg gegenüber auf der Insel de la Cité sich erhebt, wurden Kanonen aufgefahren, ebenso am Quai, um die vorgeschriebenen Salven abzuschießen.

Schon um zwölf Uhr, lange bevor die Ceremonie angesagt war, begannen die Bataillone von den Höhen von Belleville und Montmartre herabzusteigen. Festlich aufgeputzt, mit den neulich ausgetheilten Chassepots bewaffnet, die blitzende Bajonnetspitze am Laufe des Gewehrs aufgepflanzt, zogen sie einher, mehrere von einer Musikbande begleitet, welche die unvermeidliche „Marseillaise" spielten, deren Töne die Cohorten mitsangen oder richtiger gesagt mitheulten.

Die nicht bewaffnete Menge schaute die Vorüberziehenden an, als hätte sie einen Fastnachtszug vor Augen. Enthusiasten schwangen Käppis und Hüte, und riefen „Vive la Commune". Diese Acclamationen fanden weder Widerspruch noch besondern Beifall.

Die zuerst Angekommenen nahmen in der nächsten Nähe der Estrade Aufstellung, die nachherkommenden hinter diesen und so fort, bis der ganze Grèveplatz über und über voll war. Die letzten stellten sich so gut es ging in Reih und Glied in der breiten Rue de Rivoli auf, besetzten dann die Quais und Brücken derart, daß binnen zwei Stunden die Gegend einem Meere von Bajonneten glich, welches sich auf dem Umfange einer halben Quadratmeile ausdehnte.

Wol 125,000 Bewaffnete standen Mann an Mann derart zusammengepreßt, daß keine Nadel hätte auf die Erde fallen können. Die Officiere auf den Pferden, welche soeben den Marställen der ehemaligen Civilliste entnommen worden waren, überragten ihre Mannschaften und manövrirten inmitten der Menge. Die Fahnen flatterten lustig im Winde und die Klänge der Musik rauschten unaufhörlich; jetzt war nicht mehr die „Marseillaise" allein zu hören, die Banden spielten zur Abwechselung muntere Weisen, Polka, Walzer und mit Vorliebe die seltsam wildklingende „Carmagnole", deren Accorde unwillkürlich an die Scalpirlieder der Cooper'schen Indianer erinnern.

In den inneren Räumen des Stadthauses ging es während der Zeit nicht minder lebhaft zu; im großen Hauptsaale, ehemals „Salle du trône", jetzt „Salle du peuple" genannt, versammelte sich nach und nach der gesammte Hofstaat der neuen einzuweihenden Regierung. Officiere von der Nationalgarde, desertirte Soldaten, neuigkeitssuchende Journalisten, Lieferanten, Müßiggänger jeder Sorte waren zugegen und tauschten im lebhaften Gespräche ihre Meinungen aus. Hastigen Schrittes, auf die Interpellationen ihrer Freunde und Schützlinge nicht hörend, gingen die Mitglieder der Commune durch den langen Saal, um sich in das Berathungszimmer zu begeben, von wo aus der feierliche Zug sich in Bewegung setzen sollte. Da kam der lange Longuet, welcher eben am Morgen dieses Tages in dem

„Journal officiell", dessen Direction er sich angeeignet hatte, einen der Verherrlichung des Tyrannenmordes gewidmeten Aufsatz eingerückt hatte; er lachte, wie er es gewohnt war, laut auf und suchte Jemanden, der ihm den Bericht für die heutige Ceremonie schreiben wolle. Raoul Rigault, dessen Anzug sich sonst immer durch die äußerste Verwahrlosung ausgezeichnet und den ich vor einigen Tagen noch in einem schäbigen Oberrocke auf der Polizeipräfectur gesehen, hatte eine nagelneue brillante Oberstenuniform an und legte ein kindisches Vergnügen an den Tag, seinen Säbel zu schleppen und mit seinen silbernen Sporen zu klirren. Auch Assi hatte sich in eine Oberstuniform geworfen, die nämliche Montur, in welcher er vor dem Kriegsgerichte in Versailles erschien; ich sah den jungen Mann an beiden Orten — welch' ein Unterschied! Auch der alte Delescluze, ganz schwarz gekleidet, schritt durch den Saal; seinen schneidigen Blick heftete er kalt auf alle Umstehenden mit einer Miene, deren Bedeutung am Besten durch den Satz ausgedrückt werden kann: „Wie viel Spione giebt es unter diesen Leuten?"

An der Thür, welche zu dem Sitzungssaale der erlauchten Communechefs führte, stand ein alter rothnasiger Capitain; ich erkannte in ihm einen ehemaligen Buchhalter wieder, welcher seine Zeit zwischen dem Schreibpulte seines Principals und dem Comptoir der nächstliegenden Schänke, mit besonderer Berücksichtigung der letztern, zu vertheilen pflegte. Jetzt war er zum Kammerherrn der Commune avancirt und seiner Protection hatte ich es zu danken, daß ich in ein Gemach treten durfte, durch dessen Fenster man auf den Platz und die umliegenden Straßen Aussicht hatte.

Unvergeßliches Schauspiel, welches jeder Beschreibung spottet! Wie wogte diese Menge unten, wie brausten die Klänge zu uns empor, wie schön schien diese Sonne, welche alle Scenen dieser Revolution beleuchten sollte! Die Massen harren schon vier Stunden, sie fühlen sich ermüdet. Ein junger, bartloser Mann auf einem feurigen Rosse schwingt sich durch die Reihen; die eine Hand mit der gezogenen Schwertklinge beschäftigt, macht er mit der andern beschwichtigende Geberden und ermahnt die Mannschaften zur Ruhe und Ordnung. Sein Wort und seine Befehle wirken, das Murren verstummt, die Widerspenstigsten werden zahm, denn Derjenige, welcher spricht und mahnt und befiehlt, ist der Abgott dieses Volkes, welches so viele Götzen baut und zertrümmert. Dieser junge Mann ist der Don Quixote des französischen Socialismus, der Kämpfer für Polen und Kreta, der unermüdliche Verschwörer und Tyrannenfeind, es ist auch der Mann des Gedankens und der Forschung, — es ist Gustav Flourens. Zweimal zum Tode verurtheilt, durch das Kaiserreich und die Republik, hielt er sich vier Monate und darüber bei einem Journalisten, seinem Freunde, verborgen, bis die ausgebrochene Revolution die Fesseln seines Incognito's löste und ihn an die Spitze der bewaffneten Schaaren setzte. Sein schöner blonder Bart ist abrasirt und das macht ihn beim ersten Erscheinen unkenntlich; man muß sein tiefes, sprühendes Auge sehen, seine klangvolle Stimme, die Stimme eines Volkstribuns, vernehmen, um ihn wieder zu erkennen. Er reitet heute das eigene Roß des Generals Clement Thomas, auf dessen Veranlassung er zum Tode verurtheilt worden zu sein glaubt. Bald finden wir auch ihn mit klaffender Wunde auf der Wahlstatt liegen: heute aber erfreut er sich des Triumphes seiner Sache und der eigenen Popularität.

Da drinnen jedoch ist die Commune mit den abtretenden Mitgliedern des „Comité central" über die Etiquettenfrage, wer bei der Ceremonie den

Vortritt haben soll, in Conflict gerathen. Beiderseits hielt es schwer, der Redelust Einhalt zu thun; da ertönt eine Stentorstimme: „Bürger, das Volk wartet draußen und ihr laßt es Antichambre machen — paßt sich das für Republikaner?" Dieser Ermahnung folgend, entschlossen sich endlich die Citoyens aufzubrechen, drei in einer Reihe schritten sie durch das Hôtel de Ville, dem eigens hergerichteten Ausgange zu, welcher mit der erbauten Estrade sich in gleicher Höhe befand.

Als die rothen goldgeränderten Schärpen auf dem Gerüste sichtbar wurden, da donnerten alle Kanonen, die Fahnen wurden geschwenkt, die Gardisten hoben ihre Käppis auf den Bajonneten hoch in die Luft und aus einigen hunderttausend Kehlen drang drei, fünf, zehnmal hintereinander der immer und immer wiederholte Ruf „Vive la Republique! Vive la Commune!" Noch lärmender, noch unbeschreiblicher war der Jubel, als der Präsident des „Comité central" ruhig hervortrat und feierlich mit weit hinschallender Stimme die Pariser Commune für eingesetzt erklärte. Ich befand mich auf dem Hintergrund der Estrade inmitten einer Gruppe alter weißhaariger Socialisten. Es waren Veteranen aller Staatsgefängnisse, welche alle Schlachten und Gefechte des revolutionären Krieges mitgefochten. Es waren Kinder der Barrikade, von denen dreiviertel die Gestade von Cayenne und die Wüste von Lambessa aus eigener Anschauung wol kannten; Säulen aller geheimen Gesellschaften, aller „Marianne-" und Karbonari-Logen, Träumer, Utopisten, Fanatiker, welche für ihre Ueberzeugung jeder That fähig gewesen. Ich sah Thränen über ihre rauhen Bärte fließen und hörte sie freudetrunken rufen, indem sie sich gegenseitig in die Arme fielen: „Wir haben sie jetzt, wir haben sie — die sociale Republik!"

Und unaufhörlich schossen die vor dem Dome aufgestellten Kanonen Salve auf Salve, und von den Thurmzinnen jener weltberühmten Notre Dame flatterte der rothe Fetzen.

Es mangelte nicht an Reden, allein sie waren kurz, von Bedeutung war nur jene des Mitgliedes Ranvier, desselben, welcher später Feuer auf den Erzbischof von Paris und die anderen geistlichen Geißeln im Hofe des Gefängnisses de la Roquette befehligte. Sie spie Gift und Galle, diese Philippika gegen alle Tyrannen, und man vermuthete einen persönlichen Groll hinter der Leidenschaft für das öffentliche Wohl. Die Septembermänner hatten diesen Ranvier dadurch tief verletzt, daß sie eine auf ihn gefallene Wahl cassirten, weil der Titular vor Jahren in Concurs gerathen war. Diese Aufdeckung eines Geheimnisses vergaß Ranvier seinen politischen Feinden niemals.

Die Märzsonne war dem Untergehen nahe, als die seit fünf Stunden versammelten Bataillone an dem Gerüst vorbeidefilirten und den Delegirten, welche der Parade beiwohnten, zujauchzten. Ein Garibaldianer in rothem Hemde, der sich auf der Estrade befand, erfreute sich eines besondern Erfolges.

Die Mitglieder der neuen Commune versammelten sich nachher im Saale des Stadthauses, welches früher für die Sitzungen der kaiserlichen Municipalcommission gedient hatte. Sie hörten eine höchst vernünftige und höchst gemäßigte Rede ihres Alterspräsidenten, des greisen Charles Beslay, welcher seit vierzig Jahren in den parlamentarischen Versammlungen thätig gewesen und den Krieg gegen Deutschland trotz seiner sechsundsiebzig Jahre als gemeiner Soldat mitgemacht, gefangen genommen worden war, aber Mittel gefunden hatte, sich auf dem Transport nach einer Festung zu befreien.

Das Programm dieses Mannes, den seine Ideen in das Lager der Commune getrieben, obwol er ihr weder durch sein Temperament noch durch seine persönliche Lage angehörte, wollte aus dem Pariser Gemeindewesen ein Modell für sämmtliche autonome, emancipirte französischen Gemeinden machen. Er empfahl daher den Bruch mit den blutigen und centralistischen Traditionen der dreiundneunziger Epoche und die Begründung einer Aera des Friedens und der Versöhnung. Hätte die Commune in diesen, von erfahrener Hand ihr vorgezeichneten Weg eingelenkt, sie hätte vielleicht nicht das klägliche Ende genommen, welches ihr bevorstand.

Aber nur wenige Ohren liehen dem alten Beslay Gehör, die neugebackenen Obersten wollten sich schlagen, Raoul Rigault wollte die Schreckensherrschaft, Delescluze sann auf Rache und die Massen da unten wollten ihren Sold weiter beziehen, ohne zu arbeiten.

Von diesen Würmern zerfressen war die Commune verurtheilt, anstatt Früchte zu tragen ein dürrer Stamm zu bleiben, bis sie durch die rauhe Axt der Versailler Soldaten gefällt wurde. In der nämlichen Sitzung wurden die beiden einige Tage später veröffentlichten Gesetze über den Miethzins und die Wechsel, d. h. die vollständige Aufhebung jedes geschäftlichen Verhältnisses zwischen Hauseigenthümern und Wohnungsparteien, zwischen Gläubigern und Schuldnern beschlossen.

Am Abend vereinigte ein großes Diner, bei welchem jedoch die spartanische Suppe, wie die Sage erzählt, nirgends Platz fand, die Neuerwählten und einen kleinen Kreis von Eingeladenen. Der Keller des Herrn Haußmann lieferte den Wein. Auf dem Platze dauerte das Défilé noch immer fort.

Am andern Morgen brachte das der Commune ergebene Blatt „La Vérité", in Anknüpfung an einem Bericht über die Festlichkeit, folgende fromme Wünsche. „Die Commune hat ihre Entstehung inmitten von bewaffneten Cohorten und von einem Walde von Bajonneten umgeben gefeiert; möge sie nun bald ein Fest des Friedens inmitten eines arbeitenden Volkes bieten."

Dieser fromme Wunsch sollte niemals in Erfüllung gehen. Vielmehr begann nun erst der Bürgerkrieg und in Folge dessen die zweite Einschließung von Paris.

Ein nicht zu unterschätzendes Symptom der Lage war die Unterbrechung des Postverkehrs, welche Maßregel Paris von der Welt abschnitt, gerade im Augenblicke, wo die Hauptstadt mühsam eben alle verlorenen Communicationen nach einer viermonatlichen Unterbrechung wieder angeknüpft hatte. Der Generalpostdirector Herr Rampont bewahrte von Anfang an eine neutrale Haltung, unter der Bedingung jedoch, daß man ihm nicht in's Handwerk pfuschen dürfe, und daß die Commune ihn und seine Verwaltung ungeschoren lassen müsse. Allein die Commune besaß nicht genug Enthaltsamkeit dazu; sie ernannte ihrerseits einen Controleur des Postwesens, den Bürger Theisz, mit dem Auftrage: den Herrn Director Rampont zu überwachen und nöthigenfalls denselben zu verhaften.

Die Unterredung zwischen den beiden Directoren soll höchst drastisch und würde unter anderen Umständen auch sehr lächerlich gewesen sein. Theisz, ein kleines, schmächtiges Männchen, das man seinem Aussehen und seiner Kleidung nach zu urtheilen eher für einen Austräger dritter Classe als für den General-

director angesehen haben würde, verstand vom Postwesen ebenso viel, als eine Ameise von Astronomie. Sein Partner, der Herr Rampont, war nicht nur eine elegante und imposante Erscheinung, sondern auch eine höchst pfiffige Natur. Als Herr Rampont sah, um was es sich handelte, willigte er in alle Vorschläge des Delegirten ein, erklärte sich bereit, seine Controle anzunehmen und ohne sich weiter in Unterhandlungen einzulassen, fing der schlaue Director mit dem Delegirten Herrn Theisz eine Disputation über die sociale Frage an, er erklärte sich für einen warmen Anhänger Proudhon's und dergleichen. Der nichts Böses ahnende Theisz ging in die Falle, setzte die Controverse fort und trennte sich vom Generaldirector, gegen welchen er einen Verhaftsbefehl in der Tasche hatte, als guter Freund; er lief dann in's Hôtel de Ville, um seinen Collegen zu erzählen, welch' ein guter Bürger Herr Director Rampont wäre, und wie gut Beide sich vertrügen.

Während dieser Zeit aber ließ Herr Rampont die wichtigsten Papiere zusammenpacken, telegraphirte nach allen Richtungen den Befehl, die für Paris bestimmten Briefe und Packete direct nach Versailles zu befördern, ließ alle Filialbureaus schließen und machte sich dann mit seinen Beamten aus dem Staube.

Als am andern Tage Herr Theisz arglos in die Bureaus der Rue Jean Jacques Rosseau zurückkehrte, in der Meinung das am vorigen Abend abgebrochene socialistische Gespräch wieder aufzunehmen, hatte er das leere Nachsehen. Für den Spott brauchte er nicht zu sorgen. Die Abreise des Postdirectors und die Einstellung des Verkehrs aber war das Signal des eigentlichen Anfanges der Feindseligkeiten zwischen Paris und Versailles.

Auch im Stadthause hatte sich unterdessen das Scenarium verändert, da die Opponenten die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen einsahen, und überdies schon die Worte, vor welchen man in diesen Tagen sich so sehr fürchtete: „Veräther", „Feigling" von einigen Lippen gefallen waren.

In einem der größten Gemächer des Stadthauses war alle Abende um sieben Uhr eine riesige Tafel gedeckt, an dieser nahmen die Mitglieder der Commune, ihre Freunde, die anwesenden Officiere und oft der Erste Beste, welcher eine Nationalgardistenuniform trug, Platz. Für ein sowol quantitativ als qualitativ vorzügliches Menu sorgte der Oberkoch der Commune. Es ist ein merkwürdiges Zeichen der letzten Revolutionsphase, wie sehr die Machthaber des Tages für ihren Magen zu sorgen wußten. Die Septemberregierung hatte im Stadthause einen großartigen Küchendienst organisirt, ebenso der General Trochu im Louvre. Während Paris litt und darbte, während draußen in der kalten Winternacht um drei Uhr früh die Weiber anfingen vor den Fleischhauerbuden „Queue" zu machen, gab es dort alle Abende großes Diner mit auserlesenem Menu und so und so vielen Couverts.

Die Commune zeigte Anfangs große Neigung für diese Eßfreiheit im ausgedehntesten Sinne; erst später, als der puritanische Einfluß von Delescluze überwog, löste man die Küchenmannschaft auf und Jeder war angewiesen außerhalb des Regierungspalastes seine Nahrung zu nehmen.

Die Mitglieder des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses im Jahre 1793 saßen in kleinen Garküchen und die aufgefundenen Rechnungen der provisorischen Regierung vom Jahre 1848 beweisen, daß kein Dejeuner eines Ministers damals mehr als 2 Francs 50 Centimes und kein Diner mehr als 3 Francs gekostet habe.

Am Abend vor dem großen Ausfall aber hatte der Ascet Delescluze die Küchenjungen noch nicht aus dem Heiligsten verjagt. Der Tisch stand gedeckt, die Gesellschaft, welche sich herbeidrängte, war so zahlreich, daß in den Ecken und Nebengemächern eine kleine Anzahl von Tischchen errichtet werden mußte. Ein Jeder hatte zwei oder drei Freunde mitgebracht und wer sich in den Corridors am meisten heiser schrie, konnte mithalten. Es soll mich wundern, wenn nicht ein paar Versailler Agenten dabei gewesen; auch ein preußischer Officier, natürlich im strengsten Incognito, soll dem Fest beigewohnt haben. Die Gesellschaft war außerordentlich heiter. Anfangs wendete sich die Aufmerksamkeit dem Menu zu; aber dann, als der feurige Bordeaux die feurigen Gemüther noch mehr erhitzt hatte, liefen die abenteuerlichsten Trinksprüche vom Stapel. Die allgemeine Conversation nahm bald eine Wendung, daß man sich mit Unruhe fragte: ob man nicht in ein Narrenhaus gerathen sei? Viele, welche jetzt so sorglos ein Glas Champagner nach dem andern auf die Ausrottung ihrer Gegner leerten, sollten den nächsten Abend nicht mehr erleben. Den starkgewürzten Trinksprüchen folgten Lieder und einer der diensthuenden Huissiers mußte die Herren auffordern ein wenig Ruhe zu beobachten, damit die Executivcommission, welche nebenan Sitzung hielt, ihre Arbeit fortsetzen könne.

Auch die Soldaten bereiteten sich auf den wilden Tanz vor; an den hellerleuchteten Caffeehäusern der Boulevards defilirten nach und nach 12,000 Nationalgardisten bald in compacten Bataillonen, bald compagnieweise, bald auch in Gruppen von fünfzehn bis zwanzig Mann vorbei. Bei Vielen aber that die Ueberlegung das Ihrige, als die Haufen an dunklen Nebenstraßen vorüberkamen, lichteten sich die Reihen; so Mancher dachte sich, „zu Hause ist es besser wie da draußen", duckte sich in eine Hausecke, wartete, bis seine Kameraden vorüber waren und trat dann mit Sack und Pack den Rückzug an. Die also ziemlich desorganisirten Haufen lagerten theils auf den Elyseischen Feldern, theils in der Gegend von Vaugirard.

Tiefe Ruhe herrschte überall bis zum ersten Morgengrauen; aber die aufgehende Sonne des dritten April beleuchtete den Marsch der föderirten Armee gegen den Sitz der Regierung. Die beiden Heeresabtheilungen auf dem rechten und dem linken Ufer der Seine hatten sich gleichzeitig in Bewegung gesetzt.

Nichts machte in jener Zeit größern Eclat, als die mißglückte Expedition gegen den Mont Valérien und in Zusammenhang damit die plötzliche Verhaftung und ebenso plötzliche Wiederbefreiung des Oberst Rossel.

Die Chefs jener mißglückten Expedition hielten, nach dem Mißlingen derselben, in der Mairie von Batignolles großen Kriegsrath und waren eben im Begriff sich gegenseitig mit Schimpfworten des gröbsten Kalibers zu überschütten, als die Meldung eintraf, das vom Obersten Rossel, dem Urheber des Operationsplans, befehligte Armeecorps habe auf andere Nationalgardisten geschossen.

Die Thatsache war folgende: Rossel hatte einen Theil seiner Truppen einen gewundenen Weg der Bahn von St. Cloud entlang dirigirt; in Folge der Confusion, welche nach den vom Mont Valérien abgegebenen Salven entstand, warf sich ein Haufen Gardisten dieser anrückenden Mannschaft in den Weg. Die Rossel'sche Bande glaubte es mit regulärem Militair zu thun zu haben und begann zu feuern. Ihr Chef kam zu

spät angeritten, um dem Mißverständniß Einhalt zu gebieten. Nichtsdestoweniger wurde die ganze Schuld Rossel zugeschoben. Der Legionsrath, froh einen Sündenbock zu finden, ließ den künftigen Kriegsdelegirten verhaften und nach der Polizeipräfectur abführen; nicht weniger als vierzehn Mann waren beauftragt ihn zu escortiren, denn er war als ein sehr energischer und des Aeußersten fähiger Mann bekannt.

Um dieselbe Stunde erwirkte einer seiner Freunde, ein Oberst F*** die Ernennung des Verhafteten zum Generalstabschef. F*** kam nach Battignolles, um ihn abzuholen, dort erfährt er, was eben vorgefallen; von sehr heftigem Charakter, fordert er ungestüm die Freilassung seines Freundes, und da sie ihm verweigert wird, droht er, binnen einigen Stunden den ganzen Kriegsrath verhaften zu lassen.

Er läuft graden Wegs nach der Präfectur, wirft ein paar Saaldiener, welche ihm den Weg versperren wollen, nieder und gelangt in das Gemach Raoul Rigault's.

„Höre einmal", sagt er zu ihm, „man hat heute früh einen Obersten Rossel eingesperrt."

„Ja" sagte Rigault „er soll ein sehr gefährlicher Mensch sein, er befindet sich „au secret", Niemand darf ihn sehen."

„Sei so gut", erwiederte F***, „und zeichne einen Freilassungsbefehl für diesen Arrestanten."

„Aber —", meinte Rigault.

„Traust Du mir?"

„Ja freilich."

„Nun, ich bürge Dir für Rossel mit meinem eigenen Kopf. Er ist die einzige militairische Capacität, welche wir besitzen und die Dummköpfe da draußen wollen sich über ihn stellen, aber mit diesen will ich schon fertig werden."

Raoul Rigault zeichnete endlich mit jener eigenthümlichen Geberde, welche er jedesmal machte, wenn es sich um einen Freilassungsbefehl handelte. Kaum war die Unterschrift des Delegirten auf dem Papier, so bemächtigte F*** sich desselben und stürzte kopfüber in die Gänge der Conciergerie, und präsentirte den Befehl dem Gefängnißdirector, welcher einige Umstände machte, denen aber F*** begegnete, indem er einen Revolver zeigte.

„Nummer Eilf", schrie der Director, aber der Schließer war nicht zu finden und F*** bearbeitete mit Händen und Füßen die schwer verriegelte Thür, bis endlich der Kerkermeister diese aufmachte. Rossel, auf dem Zellenbett ausgestreckt, lag im tiefsten Schlaf, er hatte drei Nächte nach einander durchwacht, froh eine Stätte zu finden, an welcher er das müde Haupt niederlegen konnte.

Alle Bemühungen F***'s und des Kerkermeisters den jungen Oberst zu wecken blieben Anfangs fruchtlos, er hörte nichts; erst als F*** ihn mit kaltem Wasser übergoß, schlug er die Augen auf. Er meinte, man wolle ihn zum Richtplatz führen. „Ach so! Ihr hättet mich ausschlafen lassen sollen", und als er seinen Freund F*** erblickte: „Ich hatte besser von Ihnen geurtheilt."

„Was fällt Ihnen ein!" rief F***, „ich komme, um sie zu befreien, Sie sind zum Generalstabschef ernannt!"

Rossel stand wie betäubt da und warf sich seinem Freunde in die Arme. „Fort!" schrie er, „fort von hier."

„Halt!" rief der praktische F***, „als Sie hereinkamen, hatten Sie doch einige Werthsachen, welche Ihnen abgenommen wurden?"

„Weiß nicht", sagte Rossel, „fort von hier, fort."

„Bürger Director!" schrie F***, „hat der Gefangene hier Nichts hinterlegt?"

„Doch, doch", meinte der Director, dem das ganze Wesen des F*** sehr imponirte, „eine goldene Uhr mit Kette und 500 Francs sind da."

„Her damit, und daß kein Sou fehle!" befahl F***, und nach Verificirung des Empfangenen und abgegebener Bestätigung verließen Beide triumphirend die Conciergerie.

Es mag zur Charakteristik der damaligen Verhältnisse nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie F***, einer der kernigsten und originellsten Erscheinungen der Commune, sein Versprechen hielt und die Mitglieder des Legionsrathes, auf welche er einen so gewaltigen Aerger hatte, auch richtig vor Sonnenuntergang einsperren ließ.

Im Hôtel de Ville, wo er ebenso befreundet war, als auf der Polizeipräfectur, erlangte er bald den Oberbefehl über die gesammte Legion von Batignolles (er bekleidete bisher eine untergeordnete Stelle bei dieser Legion).

Er verfügte sich hierauf nach der Mairie, wo die langwierige und stürmische Berathung noch immer währte, legitimirte sich zum großen Verdruß der Leute als nunmehrigen Oberst und meldete ihnen schadenfroh Rossel's Freilassung. Um seine Feindseligkeit gegen den neuen Chef recht zu documentiren formulirte der Kriegsrath der Legion folgende drei Desiderata:

1) die Ratificirung der Wahl des Obersten;
2) die Feststellung der Competenz des Legionsrathes;
3) die Unterbreitung aller stratetegischen Operationen.

F*** hörte alle Dem mit anscheinendem Gleichmuthe zu und ergriff nonchalant einen mit der Vignette der Legion geschmückten Bogen Briefpapier. „Man ist mir", sagte er, „ein paar Francs für meine Auslagen schuldig, haben Sie daher die Güte, diesen Bogen zu stempeln, damit ich meine Bestätigung darauf schreibe."

Der Präsident des Legionsrathes stempelte bereitwillig das Papier, aber F*** schrieb statt des Recepisse folgende Zeilen auf den wohldocumentirten Bogen:

„Der Hauptmann R*** wird beordert seine Compagnie zu versammeln und mit derselben die Posten der Mairie von Batignolles zu besetzen."

Dieser Hauptmann R*** war ein intimer Freund und einigermaßen ein ergebener Diener des Obersten F***. Mit ihm war Alles zu wagen.

Der Befehl ward dem Betreffenden überbracht und nach Vorweisung des Papiers wurden die Posten ohne Lärm gewechselt.

Der Legionsrath wurde indessen ungeduldig und forderte den Obersten F*** auf, sich über die drei Punkte auszusprechen.

Jetzt ließ er die Maske fallen und schickte das Formular als beantwortet zurück:

1) „Der Befehlshaber des Arrondissements ist durch die Commune ernannt und pfeift daher auf die Bestätigung durch den Legionsrath";

2) „die Attribute der Schweinemetzger und Schuster, welche den Legionsrath bilden, sind leicht zu finden, sie sollen gute Würste und solide Stiefel machen";

3) „die einzige strategische Operation, welche ihnen zusteht, ist die Räumung der Mairie binnen zehn Minuten.“

Man kann sich das Erstaunen der Leute beim Lesen dieser Zeilen denken, und als F*** eine Weile später eintrat, wollten sie ihn verhaften lassen.

„Ruft den diensthabenden Capitain und ein Piket von sechzig Mann!“ befahl der Präsident.

„Ja, ruft sie“, sagte ganz ruhig F***.

Bald erschien Hauptmann R.

„Ich befehle,“ rief der Präsident, „diesen Mann (auf F*** deutend) zu verhaften.“ Capitain R*** blieb ruhig und regte keinen Finger.

Da sagte nun F***: „Führen Sie diese Bürger nach dem Cherche Midi (das militairische Gefängniß) und dem Ersten, der zu entweichen sucht, eine Kugel durch den Kopf.“

Die vollständig verblüfften Legionsräthe wurden abgeführt und F*** wollte sich über das Gelingen dieses kleinen 18. Brumaire zu Tode lachen.

Solche byzantinische Kämpfe zwischen den Führern tobten an allen Punkten, während draußen überall die Kanonen donnerten und die Schlacht gegen Versailles im vollsten Gange war.

Langsam folgten die Dinge auf dem Flügel ihrem Laufe. Das Glück schien zuerst den Pariser Schaaren lächeln zu wollen. Die Position selbst war für sie eine günstige, die Forts von Montrouge, Vanvre, Issy waren in ihrem Besitze und sie konnten von dort aus den Vormarsch ihrer Truppen auf den Straßen nach Châtillon und Meudon schützen.

Der erste Anfall fand auf der Höhe von Châtillon statt. An der Spitze der communalistischen Banden ritt der „General“ Duval, der Mitarbeiter Raoul Rigault's auf der Polizeipräfectur, welcher aber heute die bequemere Aufgabe des Einkerkerns seinem Collegen überlassen hatte, um in eigener Person sich mit Versailles zu messen.

Es war ein siebenundzwanzig bis achtundzwanzigjähriger junger Mann, seines Zeichens ein Silberarbeiter, nicht ohne Geschick. Während der Belagerung ernannte ihn ein Bataillon zu seinem Commandanten, er hatte sich bei mehreren Anlässen recht tapfer gezeigt. Die neue Revolution machte ihn oder erlaubte ihm sich zum General zu machen.

Stark gebaut, mit feinen Zügen, das ausdrucksvolle Gesicht mit einem rabenschwarzen Bart umrahmt, besaß er im Ganzen ein gewinnendes Aussehen. Er gehörte zu jener Secte Fanatiker, welchen man zu verzeihen geneigt ist, weil die Ueberzeugung ihr innerster Trieb zu allen Handlungen ist und weil sie bereit sind ihre Irrthümer mit dem eigenen Blute zu sühnen.

Dieser junge General führte etwa 15—20,000 Mann gegen die Werke von Châtillon, welche einige Tage früher von den Versaillern besetzt worden. Der Zusammenstoß fand bei Bagneux am Fuße des Hügels statt, am nämlichen Orte, wo das Gefecht zwischen Bayern und Mobilgardisten am 13. October gewüthet hatte.

Ueber die Einzelheiten des Kampfes ist nie viel bekannt worden, denn weder die Commune noch Versailles sorgten für eine eingehende Berichterstattung; und von den Augenzeugen und den Mitspielenden dieses Dramas waren nur ganz verworrene und widersprechende Mittheilungen zu erhalten.

Die zu constatirende Thatsache ist, daß um 10 Uhr Vormittags der

erste Angriff auf die Höhen von Châtillon vollkommen mißlungen war. Das Geschützfeuer von dem Berge hatte schon zweimal die Haufen der Commune zum Umkehren bewogen, und zweimal sammelte sie „General" Duval wieder. An der Spitze einer kleinen Truppe erklomm er die Anhöhe, um seine Verbindung mit einer andern Abtheilung, welche von Bourg la Reine kommen sollte, herzustellen, aber eben diese Abtheilung war gerade von einem Bataillon Infanterie auf dem Wege zurückgeworfen und anstatt der erwarteten Kameraden bekam Duval den Feind zu sehen. Von drei Seiten umringt versuchte Duval vergebens kämpfend den Rückzug anzutreten. Er hatte sich zu weit gewagt, die Chassepotkugeln und die Granatensplitter richteten unter seiner Mannschaft furchtbares Unheil an. Der ganze Abhang des Hügels war mit Leichen übersäet, hülflos klang das Geschrei und Aechzen der Verwundeten, denn für die Ambulanzen war so gut wie gar nicht vorgesorgt. Die Gardisten flehten um Pardon, 1800 „Föderirte" fielen auf einen Schlag in die Hand der regulären Armee.

Man brachte die Gefangenen nach dem hintern Abhange des Hügels von Châtillon, in den Häusercomplex auf der großen Landstraße von Sceaux nach Versailles, „Le Petit Bicêtre" genannt.

Hier hatte am 19. September, als die Deutschen vorrückten, um die Cernirung der Hauptstadt zu sichern, ein erbittertes Gefecht stattgefunden. Mehrere Grabhügel mit den Namen der bestatteten Krieger, Franzosen und Deutsche, befinden sich hier, wie man denn überall in diesem Bürgerkriege auf Erinnerungen an den eben beendeten Krieg mit den Deutschen stieß.

Auf Befehl eines Generals, welcher im Wirthshause zum „Petit Bicêtre" sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, sollten die Gefangenen mit starker Bedeckung nach Versailles geführt werden.

Als der Zug im Begriff war den Weg anzutreten, kam ein hoher Militair, von einem zahlreichen Stabe umgeben, angeritten; es war General Vinoy, damals noch Oberbefehlshaber der Armee. Vor der Fronte angelangt, hielt der General sammt Suite.

„Was sind das für Leute?" frug er.

„Mein General", antwortete ein Officier, „dies sind gefangene Föderirte —"

„So hübsche Jungen! Es giebt unter Euch", setzte der General zu den Gardisten gewendet fort, „einen gewissen Duval, welcher sich General nennen läßt. Ich möchte ihn gern sehen."

Duval trat hervor.

„Es giebt auch einen General Henry, den bitte ich ebenfalls sich herzubemühen!"

Niemand entsprach der Aufforderung des Generals. Dieser Henry befand sich wirklich unter den Gefangenen, aber er besaß Geistesgegenwart genug, um sogleich nach seiner Gefangennahme die Goldborde von seinem Waffenrocke abzutrennen und sein Käppi wegzuwerfen. Er verlor sich mitten unter den Nationalgardisten und rettete dadurch sein Leben.

Der General Vinoy, nachdem er einen Augenblick gewartet, frug weiter: „Es giebt auch einige Bataillonschefs unter Euch."

Zwei dieser Officiere traten hervor.

„Also", sagte Vinoy, „Ihr wollt Krieg führen, Soldaten spielen, eine Regierung einsetzen? Dazu gratulire ich Euch. — Wissen Sie, meine Herren

daß Sie Canaillen sind, Sie haben die Generale Clement Thomas und Lecomte erschossen . . . Sie ahnen wol, was Ihrer wartet?"

„Hätten wir Sie gefangen", sprach Duval, sein sprühendes Auge auf den General heftend, „wir hätten Ihrer nicht geschont; Sie sind heute der Stärkere, thun Sie, was Sie wollen."

Der General stutzte einen Augenblick.

„Capitain", sprach er zu einem nebenanstehenden Officier, „nehmen Sie sechs Jäger mit sich und führen Sie die Herren in das Feld da hinüber."

Um in den so bezeichneten Raum zu gelangen, mußte man über einen kleinen Graben springen. Die drei Föderirten sprangen zuerst und die Mannschaft ihnen nach. Ein kleines Häuschen mit einer weißen Mauer stand dort. Hinter dieser Mauer ertönten rasch einander folgend drei Salven. Sie galten den drei „Föderirten" *).

Noch ein Wort über das Ende von Gustav Flourens, den wir so, wie wir ihn bei der Proclamirung der Commune sahen, auch an diesem seinen letzten Tage sehen, wenn auch auf einem andern Schauplatz. Hoch zu Roß, immer noch auf dem Pferde von Clement Thomas, einen mächtigen rothen Gurt um den Leib, drei bis vier Revolver in diesem Gurt und einen gewaltigen Säbel an der Seite, so ritt er dem Feind gegenüber in Rueil von Haus zu Haus, von Barrikade zu Barrikade.

Die ehrenwerthen Bürger von Rueil standen unter der Einfahrt ihrer halbgeschlossenen Häuser neben den gänzlich gesperrten Läden dem Treiben zusehend und jeden Augenblick auf ein Bombardement gefaßt. Die in kurzer Entfernung vernehmbare Kanonade war nicht geeignet ihre Gemüther zu beruhigen.

Nachdem er Alles in Augenschein genommen, verfügte sich Flourens nach einem am Ufer der Seine gelegenen Häuschen, vergaß aber wahrscheinlich auf dieser Seite Posten auszustellen, wiewol das jenseitige Ufer in der Nacht von den Versaillern besetzt worden war. Diese Unterlassung sollte verhängnißvoll für ihn werden.

Ein Kahn, in welchem sich eine Abtheilung Gendarmen befanden, durfte ungestört über den Fluß setzen. Die Soldaten umringten das Haus. Da Flourens nur von zwei Officieren begleitet hervortrat, fand er sich mitten unter dem Feinde.

Der befehligende Officier, welcher wahrscheinlich nicht einmal wußte, mit wem er zu thun hatte, forderte ihn auf sich zu ergeben. Als Antwort feuerte Flourens zwei Schüsse seines Revolvers ab und zerschmetterte einem Gendarmen das Obergelenk.

Der Officier, ein baumstarker Mann, drang jetzt auf Flourens und versetzte ihm einen solch wuchtigen Säbelhieb, daß der Schädel buchstäblich entzwei gespalten war. Das Gehirn spritzte auf die Erde.

In einem mit Stroh gefüllten Bauernwagen wurde die Leiche nach Versailles gebracht, wo die tiefgebeugte Mutter dieselbe abholte, um den geliebten Sohn in geweihter Erde zu bestatten.

---

*) Diese Scene wurde dem Verfasser dieser Zeilen vierundzwanzig Stunden nach der That am Orte selbst, wo sie sich zugetragen, von einem Jägerofficier erzählt, welcher der Execution beigewohnt hatte.

Die Commune stellte den Tod Flourens in Abrede und suchte das Ereigniß den Nationalgardisten zu verheimlichen. Es wurde des Gefallenen mit keinem Worte, weder in den Proclamationen, noch in den Blättern gedacht.

Vielleicht mag sich so Mancher in der Commune über das rasche Verschwinden einer solchen Persönlichkeit insgeheim gefreut haben. Wußte man doch, daß es nur von Flourens abhinge, die Commune zu stürzen und sich zum Dictator ausrufen zu lassen. Wußte man doch, daß die Nationalgarde ihn vergötterte und daß er geistig jedwedem Mitgliede der Commune überlegen war.

Auf diese klägliche Weise endete Flourens, Sohn eines berühmten Gelehrten und selbst ein Mann von solider wissenschaftlicher Bildung. Er hatte als Professor am Collège de France mit großem Erfolg debutirt und eine physiologische Studie geschrieben, die ihn rasch bekannt gemacht. Bald aber verlor er den Lehrstuhl, ging nach Polen und später nach Kreta, wo er anderthalb Jahr lang für die Vertheidigung der Insel focht. Nach Frankreich zurückgekehrt warf er sich in den Strudel der Bewegung, kam mit allen Häuptern der europäischen Revolution in Berührung, conspirirte gegen den Kaiser und später gegen die Männer vom 4. September.

Er war dreiunddreißig Jahre alt.

Sonniger Augenblick.

Ich war in trüben Tagen
Einsam hinausgewallt;
Ich wollt' es Keinem klagen,
Was Gott mir gab zu tragen,
Und sucht' allein in mir den Halt.

Da saß ich abgeschieden
Im Nebel auf der Bank
Und sehnte mich nach Frieden,
Der lange mich gemieden;
Mein armes Herz war gar zu krank.

Sonst licht und freudetrunken —
Und nun die ganze Welt
In Nebeldunst versunken!
Ich sah nicht einen Funken
Von Licht am grauen Wolkenzelt. —

Da ging ein Regenschauer
Weit über Wald und Thal,
Als löste sich die Trauer
Und durch die Wolkenmauer
Aufblitzte hell ein Sonnenstrahl.

Ich blieb geblendet sitzen:
War das nach trüber Nacht
Ein Strahlen, Glüh'n und Blitzen
Und an den Wolkenspitzen
Und Rändern welche ros'ge Pracht!

Da dacht' ich: Trost im Leide,
Nach Nächten Sonnenschein!
Was Gott mir auch bescheide,
Nach dieser Augenweide
Soll stark auch meine Seele sein.

Es ist kein Leid so mächtig,
So groß kein Mißgeschick,
Kein Trauerflor so nächtig:
Es bricht doch hell und prächtig
Hindurch ein sonn'ger Augenblick.

Hermann Grieben.

Karl von François.

Ein deutsches Soldatenleben.

Nach hinterlassenen Memoiren von **Clotilde von Schwartzkoppen.**

V. In Rußland.

So war ich denn durch das tragische Ende des Schillzuges bei vierundzwanzig Jahren bereits zum dritten Male aus meiner Bahn geworfen worden und hatte aus allen Kämpfen und Gefahren nichts als das nackte Leben davon getragen. Wiederum mußte ich meine Schritte nach der Heimat lenken, um bei meinen Brüdern ein Asyl zu suchen, und wiederum ward mir das müßige, zwecklose Leben, welches ich dort führte, zu einer unerträglichen Last. Meine Aussichten aber waren geringer als je. Welcher deutsche Fürst hätte wol einen gewesenen Schill'schen Officier in seiner Armee anstellen mögen, nachdem sich Napoleon in dem Kriege des Jahres 1809 abermals als Sieger behauptet hatte und sein Glücksstern in Europa in kaum dagewesenem Glanze strahlte?

Ich raffte endlich im Mai 1810 das Letzte zusammen, was mir noch von meinem väterlichen Erbe geblieben war, und faßte den Entschluß, nach England zu gehen, wo ich durch die Protection des Herzogs von Braunschweig Kriegsdienste zu finden hoffte.

Die Reise war schwierig unter den obwaltenden Verhältnissen, da die Franzosen alle Küsten besetzt hatten und diese Küsten wiederum von den Engländern blokirt wurden. Nur der Schmuggelhandel unterhielt noch einige gefahrvolle Verbindung, namentlich zwischen Hamburg und Helgoland.

In Ermangelung einer bessern Gelegenheit suchte ich mit den Schmugglern bekannt zu werden und fand unter ihnen einen Schiffer, der sich für den hohen Preis von 300 Mark Banco bereit erklärte, mich und noch zwei andere junge Leute nach Helgoland überzuführen. Wir bestiegen das Schiff und erreichten unter dem Schutze eines dichten Nebels glücklich die hohe See. In Helgoland ließen wir unsere Pässe vom englischen Commandanten visiren, mußten aber acht Tage dort liegen bleiben, da wir das wöchentlich nur einmal nach England abgehende Paketboot verfehlt hatten. Die Insel war mit Fremden überfüllt und der Aufenthalt daher sehr kostspielig. Wir bekamen nur mit Mühe ein Unterkommen in einem elenden Fischerhüttchen, wo wir mit der ganzen Familie des Fischers zusammen wohnten.

Als ich eines Tages die hohe Felsentreppe der Insel hinanstieg, blieb ich plötzlich verwundert stehen, da mir eine bekannte Gestalt entgegen kam. Baron W., mein Kunst- und Reisegefährte von der Badenschen Landstraße. Wir schüttelten uns freundlich die Hände. So wenig angenehme Erinnerungen sich auch für mich an diese Begegnung knüpften, so haben gemeinsame Erlebnisse doch immer einen bindenden Reiz und wir konnten uns Mancherlei über unsere ferneren Schicksale erzählen. W. war dem Thespiskarren treu geblieben; er schien sich wenig um seine verlorene Lebensstellung zu grämen, führte noch eine ebenso zuversichtliche und prahlerische Sprache wie früher und hoffte bei der brillanten Saison in Helgoland gute Geschäfte zu machen.

Sonniger Augenblick.

Wie wenig einnehmend dies klingt, so muß man doch solchen Leichtsinn nach den damaligen Verhältnissen beurtheilen. Es war eben eine Zeit, welche die Menschen wie in einem Kaleidoskop bunt durch einander wirbelte. Nichts schien auf festen Füßen stehen, Niemand an seinem richtigen Platze bleiben zu sollen. Ich könnte Bogen anfüllen mit all' den wunderlichen Begegnungen und wechselvollen Erscheinungen aus meinem Jugendleben. Reiche sah ich als Arme, Vornehme und Sichergestellte als Heimatlose und Verfolgte wieder. Hier traf ich eine Reiterin als Gräfin, dort eine bis dahin für ehrbar gehaltene Frau, die ihrem Liebsten auf der Heerstraße nachzog. Am regellosesten und gemischtesten ging es natürlich in den Bädern zu, wo hohes Spiel und „die Verborgenheit in der Menge" die verschiedenartigsten Existenzen magnetisch an sich zogen. Der Abenteurer und der Mann von Stande waren hier kaum mehr auseinander zu halten. Daß ein Baron sich als Taschenspieler und ein Taschenspieler sich als Baron entpuppte, gehörte nicht zu den Seltenheiten. Nur das Duell brachte noch einige Unterscheidung in diese verwirrten Verhältnisse. Man mußte sich eben mit seiner Degenspitze beweisen. Daher kam es aber auch, daß mancherlei Mißbrauch damit getrieben und oft wegen der geringfügigsten Ursache Blut und Leben eingesetzt wurde. Ich erinnere mich eines Falles, der sich in Teplitz ereignete, als ich meinen Bruder Friedrich im Sommer 1811 dorthin zur Cur begleitete:

Preußische und österreichische Officiere speisten an der gemeinsamen table d'hôte. Der österreichische Rittmeister Graf Nostiz zündete sich eine Cigarre an, noch ehe die Damen sich vom Tisch erhoben hatten, und der preußische Lieutenant von Turnow monirte diese Unschicklichkeit, indem er Nostiz mit der Cigarre im Munde von einem zufällig anwesenden Silhouetteur ausschneiden ließ. Diese kaum bös gemeinte kleine Lection hatte zur Folge, daß Turnow von drei oder vier österreichischen Officieren auf Tod und Leben gefordert wurde. Den ersten Gang hatte er mit dem Rittmeister Ottilini von Klenau-Dragonern, einem starken, viel gerühmten Fechter, den die Kameraden eigens dazu ersehen hatten, die Ehre des Corps zu vertreten. Aber schon nach den ersten Hieben sank Ottilini, kreuzweis über die Brust getroffen, todt zu Boden. Hierauf trat Nostiz an als der persönlich Beleidigte. Auch er konnte Turnow's Kraft und Gewandheit nicht widerstehen und zweimal schwer in den Kopf getroffen, brach er blutend und ohnmächtig zusammen. Damit ließ man nun doch die Sache abgethan sein und Turnow floh mit seinem Secundanten, einem Baron von Grothusen, über die Grenze, um den Folgen dieses Aufsehen erregenden Duells zu entgehen. Ich habe ihn später in Rußland wieder getroffen. Er war auch derselbe Turnow, welcher als polnischer Oberst in der Insurrection von 1830 den Großfürsten Constantin schützte und ihn sicher an die Grenze geleitete.

Doch ich komme mit solchen Einzelheiten ab von dem Gange meiner Erzählung.

Nach achttägigem Harren verließen wir Helgoland und langten nach einer achtundvierzigstündigen glücklichen Fahrt im Hafen von Harwich an der englischen Küste an. Von Harwich nach London führte eine ununterbrochene stattliche Häuserreihe, und nur das Stillhalten der Post bei einer Barrière bezeichnete uns den Anfang der Riesenstadt. In London angekommen nahm ich mir nur so viel Zeit, um meine Kleidung nach englischem Schnitt zu modeln, und eilte dann unverzüglich zum Herzog von Braunschweig, ihm meine Wünsche vorzutragen. Er empfing mich sehr freundlich, bedauerte

aber, sich in einflußloser Stellung zu befinden, was wol in dem gespannten Verhältniß des Prinz-Regenten zu seiner Gemalin, der Schwester des Herzogs (der nachmaligen unglücklichen Königin Karoline) seinen Grund haben mochte. Der hannöversche General von Deken, hoffte er, würde mir besser nützen können, und er war auch sogleich bereit, mir ein Empfehlungsschreiben an denselben mitzugeben.

General Deken empfing mich ebenfalls äußerst liebenswürdig, versprach, sich nach Kräften für mich zu verwenden und mir weitere Mittheilungen zu machen.

Ich benutzte nun die Zeit, wo ich für meine Zwecke nichts unternehmen konnte, um London gründlich kennen zu lernen. Das Treiben der Weltstadt machte mir einen lebhaften Eindruck. Ich betrachtete alle Sehenswürdigkeiten, Schlösser, Kirchen, Denkmale u. s. w.; natürlich auch den Tower mit seinen grauen Mauern und den davor liegenden Richtplatz, auf welchem noch fast alle Freitage Verbrecher gehängt wurden.

Zufällig war ich Zeuge, wie Sir Francis Burdett, der Liebling des Volkes, aus dem Tower freigegeben wurde. Die ganze Stadt befand sich in heller Aufregung; man spannte ihm die Pferde aus und zog ihn im Triumph durch die Straßen *).

Eine englische Berühmtheit anderer Art, Lady Hamilton, die Geliebte Nelson's, lernte ich in einer Gesellschaft kennen. Sie war trotz ihrer vierzig Jahre noch immer eine auffallend schöne Frau, die sich mit vieler Liebenswürdigkeit und einer gewissen majestätischen Anmuth bewegte. Bei ihr befand sich die junge Prinzessin von Neapel und Sicilien, deren Erziehung sie leitete.

Was die Londoner Theater betrifft, so imponirten mir dieselben mehr durch die Massenhaftigkeit als durch die Vorzüglichkeit ihrer Leistungen. Der englische Magen scheint auch in Kunstsachen reichliche Portionen zu verlangen. Im Astleytheater wurden die Zwischenacte sogar mit Reiterkunststücken ausgefüllt und es befand sich eine vollständige Reitbahn an Stelle des sonst üblichen Parterres. Einen wahrhaft großartigen Eindruck aber machte mir das schöne prächtige Vauxhall. Ich besuchte dasselbe am Geburtstage des blinden und wahnsinnigen Königs, als es mit einer unübersehbaren geputzten Menschenmenge erfüllt war. Die laute und pomphafte Feier dieses Tages hatte freilich etwas Befremdendes durch die tragische Ironie, die für Jeden darin zu liegen schien, der nicht mit dem an allem Hergebrachten starr festhaltenden englischen Volkscharakter vertraut war. Von früh ab sah man die Straßen mit eleganten Equipagen und Portechaisen bedeckt, die sich nach

*) Sir Francis Burdett, einer der reichsten sowol als freisinnigsten Parlamentsredner seiner Zeit. Er ließ es sich nacheinander 600,000 Thaler kosten, um zuerst für Middlesex, dann für Westminster in's Parlament gewählt zu werden, und dort für die Reform zu kämpfen. In Folge dieser Kämpfe ward er 1809 von der Majorität, die sich des unbequemen Gegners auf keine andere Art entledigen konnte, der Abfassung eines „Libells" für schuldig erklärt und dann unter Anklage des Hochverraths in den Tower gesetzt, aus welchem er jedoch nach zehn Wochen wieder entlassen werden mußte. Seine Popularität war durch diesen Zwischenfall nur noch gewachsen und er vertrat Westminster nun ununterbrochen bis 1837. Er starb 1844. Seine Gemahlin war die Tochter des unermeßlich reichen Londoner Banquiers Coutts, dessen Wittwe eine von Burdett's Töchtern, Angela, zur Universalerbin eines Vermögens von zwölf Millionen Thalern einsetzte. Man vgl. Dixon, Her Majesty's Tower, IV, 207 ff. (Tauchnitz Edition.)

Anmerk. der Redaction.

dem Schlosse zu bewegten, wo große Gratulationscour abgehalten wurde. Am Nachmittag war Greenwichpark zur Belustigung des Publicums geöffnet und Abends bot Vauxhall den Anblick eines so glänzenden und belebten Volksfestes dar, wie ich mich niemals ein zweites erlebt zu haben erinnere. Zahlreiche Musikchöre spielten, der Park war mit Millionen farbigen Lampen erleuchtet, in den Sälen ward getanzt und in den grünen Laubgängen schwirrte, wogte, lachte und schäkerte es so bunt durcheinander, daß man sich zuweilen fragte, ob man wirklich noch ein selbstständiges Individuum und nicht blos ein in allgemeiner fröhlicher Auflösung mit hintreibendes willenloses Atom sei.

Das abendliche Leben in London aber hatte zu jener Zeit, auch wenn es keine nationale Festfeier galt, einen eigenthümlichen Reiz. Wenn man die breiten Trottoirs der prächtig erleuchteten Picadillystraße hinaufging, der damaligen Hauptstraße des Westens, so ward man durch den Anblick der vielen schimmernden Gold- und Silberläden geblendet, zwischen denen eine Anzahl der schönsten jungen Mädchen in reizenden, oft phantastischen Costümen auf- und niederschwebte. Zeigte es sich nun auch bei näherer Beobachtung, daß diese vermeintliche Sylphidenschaar aus nichts Besserm als Freudenmädchen bestand — es sollen ihrer damals 15,000 in London gewesen sein — und daß man wohl daran that, seine Uhr und Börse in Acht zu nehmen, so konnte man sich doch des wunderbaren Eindrucks nicht erwehren, den ihre massenhafte Erscheinung in der täuschenden Abendbeleuchtung hervorbrachte, zumal es nicht zu leugnen war, daß diese verlorenen Geschöpfe hier mehr als anderwärts einen Abglanz wirklicher, oft nicht unedler Schönheit an sich trugen. Mit der tiefer hereinbrechenden Nacht aber war dann auch plötzlich dieses Scheinbild abendlichen Glanzes und weiblicher Lieblichkeit wie durch Zauberschlag verschwunden. Die Läden wurden geschlossen, die Spaziergänger gingen heim und nur hier und da eilte noch eine verspätete Schöne über die Straße, die Maske der Liebenswürdigkeit als etwas überflüssig Gewordenes fallen lassend und zwischen den rosigen Lippen höchst ungenirt englische Flüche ausstoßend. Aus allen Winkeln und Kellerlöchern aber krochen wie lichtscheues Gewürm scheußliche Gestalten hervor, Bilder des Elends und Verbrechens. Auf das geschminkte Laster folgte das ungeschminkte. Männer, Weiber und Kinder schienen diese Namen kaum mehr zu verdienen, so wild und thierisch, so stumpfsinnig und verkommen blickten sie drein. Was sie eigentlich trieben, vermag ich nicht zu sagen. Man sah sie in den Gossen wühlen, vorsichtig an den Häusern entlang schleichen, zuweilen auch blos ihren Rausch auf den Steinen ausschlafen. Abgebrochene, unverständliche Laute fielen hier und dort; ein mürrisches Stöhnen, ein halbunterdrücktes rohes Lachen ließ sich vernehmen; dann war wieder Alles so still, als ob man es nur mit vorüberhuschenden Schatten zu thun hätte.

Ich gestehe, daß ich im Ganzen wenig Lust empfand, mich mit der Lösung dieses unheimlichen Räthsels zu befassen. Wenn mich aber ja einmal die Neugierde zu später nächtlicher Beobachtung verführt hatte, so kehrte ich stets von einem heimlichen Grauen überrieselt in meinen Gasthof zurück. Ich glaube, daß kein Ort der Welt so schreckliche Bilder aufzuweisen hat, als die Straßen von London in den Stunden, die auf Mitternacht folgen.

Nach einem Aufenthalt von fünf bis sechs Wochen ließ mich General Deken zu sich bitten, um mir die versprochenen Mittheilungen zu machen. Meine Enttäuschung war aber keine geringe, als er mir eröffnete, daß meine

Anstellung nur in einem Garderegimente, wo die Equipirung tausend Pfund kostete, oder bei dem in verschiedenen ungesunden Colonien stehenden sechzigsten Linienregimente zu bewerkstelligen sei, in beiden Fällen aber müsse ich als jüngster Officier eintreten. Was sollte ich darauf erwiedern? Das Geld für die Equipirung bei der Garde vermochte ich nicht aufzubringen, und mein junges Leben in einem fremden Welttheile den Fieberdünsten eines bösen Klimas preis zu geben, ohne meinem Vaterlande auch nur indirect zu nützen, wie ich durch Theilnahme am englisch-französischen Kriege gehofft hatte, dazu schien mir die Veranlassung noch nicht gekommen.

Ich dankte also dem General für seine Bemühungen und entschloß mich, wiewol schweren Herzens, unverrichteter Sache in die Heimat zurückzukehren. Ein holländisches Kauffartheischiff, welches nach Emden in Ostfriesland segelte, nahm mich auf. Wir mußten aber noch zwei Tage in Sheerneß am Ausfluß der Themse liegen bleiben und hatten hier den Anblick eines großen Kriegsschiffes von 124 Kanonen, welches nach jahrelanger Abwesenheit auf der Rhede anlangte. Das dadurch entstehende Halloh und Getümmel war unbeschreiblich. Die Mannschaften wurden größtentheils in Schaluppen an's Land gesetzt, dort von schlechten Weibern in Empfang genommen und in die Tavernen geführt. Man wollte behaupten, daß die Krone diese Weiber besolde.

Endlich war Alles zu unserer Abfahrt bereit. Wir gingen auf die Rhede; die Schiffsleute wurden mit starkem Branntwein tractirt und um Mittag stachen wir bei günstigem Winde in See.

Aber schon gegen Abend zeigten sich dunkle Wolken am Horizont. Der Capitain und der Steuermann wurden bedenklich; sie fürchteten Sturm und Unwetter. Das Gewölk zog sich dichter zusammen, das Meer begann sich stärker zu heben. Mitten in der Nacht brach ein wüthender Orcan los und die angetrunkene Schiffsmannschaft taumelte auf Deck, um die Segel einzuziehen.

Es war ein furchtbar großartiges Naturschauspiel, welches sich unseren Blicken darbot. Das Schiff wurde von den Wellen hoch emporgehoben und unbarmherzig wieder in die Tiefe geschleudert. Ich blieb so lange auf dem Verdeck wie irgend möglich, mußte mich aber endlich zurückziehen, als die Gefahr immer dringender wurde, von einer der vielen überstürzenden Wellen über Bord gespült zu werden. In der kleinen, mit Menschen überfüllten Cajüte aber war es wahrhaft unheimlich. Man spürte das heftige Steigen und Fallen des Schiffes, man hörte den immer zunehmenden Orcan und war der Gefahr wie mit geschlossenen Augen und gebundenen Händen überliefert.

Die ganze Nacht hindurch und bis zum andern Morgen währte das Unwetter in seiner vollen Kraft. Dann fing der Himmel an, sich aufzuklären, die haushohen Wellen legten sich und die Mannschaft konnte das Schiff wieder regieren.

Zwei volle Tage aber vergingen noch, bis wir unsern richtigen Cours wieder finden und uns der westfriesischen Küste nähern konnten, wo der Anblick vieler umgeschlagenen Fischerböte, deren Insassen bei dem heftigen Sturm das Leben verloren hatten, uns einen traurigen Eindruck machte. Wir legten an auf der Insel Jüst, einem kleinen baum- und strauchlosen, nur von wenigen Menschen bewohnten Eilande. Hier traf ich unerwartet ein bekanntes Gesicht, einen ehemaligen Unterofficier von den Schill'schen, den das Schicksal an diesen abgelegenen Ort verschlagen hatte. Da er aus

Furcht vor Napoleon's Allmacht nicht auf den Continent zurückzukehren wagte, verrichtete er bei der kleinen Gemeinde das Amt eines Schullehrers und Seelsorgers und wurde dafür mit Wohnung und Lebensmitteln versehen. Der brave Kerl hatte eine rührende Freude, mich zu sehen. Ich hielt mich ein wenig zu lange bei ihm auf, die Fluth war bereits im Steigen und nicht ohne Gefahr erreichte ich unser Schiff auf einem mit kleinen Pferden bespannten Leiterwagen. Glücklich ging nun unsere Fahrt bis zur Küste. Wir landeten bei dem Städtchen Norden und gingen ohne Aufenthalt über Aurich nach Emden. Hier fühlte ich mich unwohl und mußte einige Wochen liegen bleiben. Als ich mich endlich erholt hatte, konnte ich wegen erschöpfter Baarschaft meine Reise nur zu Fuße fortsetzen und langte erst im September in der Lausitz bei meinen Brüdern an.

Ich fand die alte drückende Schwüle in den heimischen Verhältnissen wieder. Oesterreich war durch seine erschütterten Finanzen an einem neuen Aufschwunge gehindert, der Rheinbund befand sich ganz und gar in Napoleon's Händen und selbst Preußen bemühte sich nachgiebig zu sein, ohne jedoch dadurch das Mißtrauen des übermüthigen Gewalthabers beseitigen zu können.

In dieser traurigen Lage gab es nur einen Punkt, welcher die halb schon erstorbenen Hoffnungen wieder belebte. Im Osten Europa's, im fernen Rußland, zog sich ein Gewitter zusammen, dessen Ausbruch allein noch im Stande schien, die bis zum Ersticken angefüllte politische Atmosphäre zu reinigen.

Kaiser Alexander, welcher geglaubt hatte, die Weltherrschaft mit Napoleon theilen zu können, war endlich von diesem verderblichen Irrthum zurückgekommen. Er rüstete mächtig in seinem Reich, während auch Napoleon seine Truppen zusammenzog. Schon im Jahre 1811 zweifelte Niemand, daß es zwischen Rußland und Frankreich zu einem schweren kriegerischen Zusammenstoß kommen würde.

Ein um so härterer Schlag für alle deutsch gesinnten Männer war das Schutz- und Trutzbündniß, welches die Regierungen von Oesterreich und Preußen kurz vor dem Ausbruch des Krieges mit Napoleon abzuschließen sich genöthigt sahen. Viele preußische Officiere nahmen ihre Entlassung und traten in russischen Kriegsdienst. Auch mein ganzes Sinnen war darauf gerichtet. Wo aber, nachdem der Aufenthalt in England meine letzten Hülfsquellen erschöpft hatte, sollte ich die Mittel hernehmen, um die Kosten der weiten Reise und meiner ersten Existenz in einem fremden Lande zu bestreiten?

Meine Brüder mochte ich um ein Darlehn nicht ansprechen. So freundschaftlich sie sich auch immer gegen mich benommen hatten, so konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken, wie meine immerwährenden Mißerfolge allmälig ihre Geduld zu erschöpfen begannen. Mein Herz zog sich bei dieser Wahrnehmung krampfhaft empfindlich zusammen. Ich war mir bewußt, auf meinem Platze stets redlich meine Pflicht gethan zu haben, und die Erfahrung, daß unser Unglück mit der Zeit auch unsere besten Freunde gegen uns einnimmt, fiel bei mir auf einen weichen unvorbereiteten Boden.

Mein Bruder Friedrich war abwesend, da sein Wohnhaus in Niemegk vor einiger Zeit abgebrannt war und erst neu wieder aufgebaut werden mußte. Ich wohnte bei August, der eine brave, aber äußerst practische und sparsame Frau hatte. Thätigkeit und Erwerb waren ihre Losung und mir fehlte im Augenblick leider Beides. Vielleicht hätte ich Schwägerin Emilie durch eine vortheilhafte Heirath versöhnen können. Die Gelegenheit bot sich, aber ich fand mich noch in keiner Weise reif zu einem solchen Schritte. So

kam es zu manchen kleinen Mißverständnissen und ich begann, mich unsäglich einsam und elend in der Heimat zu fühlen. Der Boden brannte mir unter den Füßen, ich hörte Vorwürfe auch da, wo sie unausgesprochen blieben. Fort, fort! Das war mein einziger Gedanke.

Je weiter im Osten und Westen die Kriegsrüstungen vorschritten, je ernster sich der Conflict zwischen den beiden europäischen Hauptmächten gestaltete, je unbezwinglicher ward meine Sehnsucht, an dem bevorstehenden Kampfe Theil zu nehmen.

An einem rauhen unfreundlichen Wintertage im Anfang des Jahres 1812 brach ich auf. Es war noch früh am Morgen, doch hörte ich meine Schwägerin sich schon in der Wirthschaft tummeln. Sie kam nicht zum Vorschein, mein Bruder aber reichte mir schweigend die Hand.

„Leb wohl — sagte ich — und grüße die Andern! Es kann sein, daß Ihr nichts wieder von mir hört."

Ich hatte meine wenigen kleinen Pretiosen verkauft und hoffte mit dem gelösten Gelde eine Strecke Weges zu kommen. Weiter mußte der Himmel helfen. So viel nur stand fest bei mir, daß ich entweder einst in glücklichen unabhängigen Verhältnissen in die Heimat zurückkehren, oder ewig todt für dieselbe bleiben würde.

Ich richtete meine Schritte zunächst nach Schlesien, um mich von dort über Polen nach Rußland zu begeben. Aber die Trennung von den Meinigen, an denen ich trotz augenblicklicher Verstimmung mit ganzer Seele hing, hatte mich tiefer angegriffen, als ich dachte. In Oels blieb ich liegen, von einer schweren Krankheit erfaßt, welche der Arzt für die Folge einer heftigen Gemüthsbewegung erklärte. Meine letzten Groschen gingen drauf. Nur mit Mühe schleppte ich mich nach einigen Wochen weiter bis Biala und Bialitz in Oesterreichisch Galizien, wo aber die Nothwendigkeit, mir einen Reisepfennig zu verschaffen, mit zwingender Gewalt an mich herantrat. Nach längerm Sinnen und Ueberlegen kam ich endlich zu dem Entschluß, mich an dem erwähnten Ort unter fremdem Namen als Tanzlehrer niederzulassen. Das Glück war mir günstig, indem es mir in einigen angesehenen Familien Eingang verschaffte. Bald hatte ich Schüler und Schülerinnen in Menge, meine Pas kamen in die Mode und nach Verlauf von acht Wochen, während welcher ich unermüdlich fleißig im Stundengeben war, befand ich mich im Besitz wohlerworbener barer dreihundert Gulden. Meine Freude war groß und ich mochte nun keinen Tag länger säumen. Hastig packte ich meine geringen Habseligkeiten zusammen, nahm Abschied von meinen Bekannten und eilte die Weichsel hinunter über Sandomir nach der russischen Grenze. Noch aber lag der Bugstrom zwischen mir und dem Lande meiner Wünsche. Ich war in einem polnischen Grenzstädtchen abgestiegen, welches von polnischen Lanciers besetzt war. Die Franzosen befanden sich im Anmarsch und die äußerste Vorsicht schien daher geboten. Fleißig ging ich an den Ufern des Flusses spazieren, mit scharfem Auge das jenseitige Terrain recognoscirend, welches der russische General Tormassow mit seinen Truppen besetzt haben sollte. Eines Tages erblickte ich einen Kosackenvorposten. Sogleich eilte ich nach Hause, steckte mein Geld und die nothwendigste Wäsche zu mir und kehrte, durch die polnischen Vorposten unbelästigt, an das Ufer zurück.

Auf mein Winken und Rufen erschienen mehrere Kosacken. Ein Kahn ward abgelassen, der mich glücklich nach Volhynien hinüber brachte.

Dort sah ich mich sofort von neugierigen Kosacken umringt. Da ich aber außer Stande war, mich in ihrer Sprache verständlich zu machen, so brachten sie ein Pferd herbei, nöthigten mich aufzusitzen und jagten in sausendem Galopp zehn Werst (zwei Meilen) mit mir in's Land hinein. Endlich ward Halt gemacht, ein neues Kosackencommando empfing uns, man trank ein Glas Branntwein zusammen und versäumte nicht, auch mich zu tractiren. Dann mußte ich ein neues Pferd besteigen und nachdem ich meinen bisherigen Führer noch mit meiner Brieftasche beschenkt hatte, die ihm sehr zu gefallen schien, ging es frisch wieder vorwärts.

Nach einem abermaligen Ritt von fünf Wersten erreichten wir einen stärkern Kosackenvorposten, dem ein Officier vorstand. Auch ihm konnte ich mich nicht verständlich machen. Nach eingenommenem Mittagbrod mußte ich wieder aufsitzen. Wir legten bei mehrmaligem Pferdewechsel noch einmal fünfzehn Werst zurück und langten endlich im Hauptquartier eines Kosackenobersten an. Hier fand ich einen Officier vom Generalstab, mit dem ich mich in französischer Sprache auseinandersetzen konnte. Der Oberst gönnte meinem müden Körper einige Erholung und ich durfte die Nacht in seiner Wohnung schlafen.

Am andern Morgen setzte ich meinen Ritt in der mir nun schon geläufigen Kosackenweise fort, um im Laufe des Tages das Hauptquartier des Generals Grafen Lambert zu erreichen, welcher die Avantgarde des Tormassow'schen Corps commandirte. General Lambert empfing mich sehr freundlich und es gereichte mir zu einer großen Erleichterung, daß ich ihm meine Wünsche in deutscher Sprache vortragen konnte.

Er sandte mich andern Tages weiter in das große Hauptquartier des General Tormassow, welcher sich in Dubno aufhielt und dem ich einige Tage später nach Luzk folgte. General Tormassow sowol, als General d'Aurray vom Generalstab und der General du jour von Oldekopp kamen mir mit vieler Güte entgegen. Ich erhielt von Ersterem die Erlaubniß, als Generalstabsofficier in seinem Armeecorps Dienste zu thun, bis meine Anstellung vom Kaiser genehmigt sein würde. General Oldekopp nahm mich in seine Wohnung auf und zog mich zu seiner täglichen Tafel.

Meine Beschäftigung bis zum wirklichen Beginn des Krieges bestand nun darin, die Ufer des Bugs nach dem Augenmaß aufzunehmen. Es fiel während dieser Zeit nichts Merkwürdiges vor, die vielen Excesse abgerechnet, welche Baschkiren, Kirgisen und Kosacken an den Bewohnern des Landes verübten.

Ein Fall ist mir besonders erinnerlich. Es wurden, während wir mit dem General Oldekopp bei Tisch saßen, durch eine Dragonerpatrouille ein Baschkirenoberst und vier Baschkiren eingebracht, die in einem benachbarten Dorfe geplündert und — zu welchem Zwecke blieb unermittelt — ein neugebornes Kind geraubt und gemordet hatten. Der General warf sogleich die Serviette fort und eilte, von uns Anderen gefolgt, in den Hof, wo sich die Gefangenen befanden. Er war so wüthend, daß er den sogenannten Obersten (diese Leute hatten keinen Rang in der Armee) mit Faustschlägen tractirte und unverzüglich ein Kriegsgericht niedersetzen ließ, nach welchem alle fünf Baschkiren verurtheilt und selbigen Tages erschossen wurden. Diese strenge Justiz war um so mehr gerechtfertigt, als dergleichen Excesse sich täglich mehrten und die Landbewohner, dadurch in Schrecken gesetzt, schon anfingen, die Ankunft der Franzosen zu wünschen.

Am 24. Juni 1812 hatte Napoleon die russische Grenze überschritten. Nicht nur Franzosen, auch Polen und Italiener und unsere besten deutschen Truppen bildeten seine Armee. Für uns in Volhynien, die wir den Sachsen und Oesterreichern unter Schwarzenberg und Reynier gegenüber standen, begann der Kampf in den ersten Tagen des Juli, als der Feind den Bugstrom passirte und bis Pinsk und Ruszana streifte.

Unserer Ordre gemäß zogen wir uns auf allen Punkten zurück. Wir kamen am 17. Juli durch die unglückliche Stadt Kobryn, welche, jetzt zum ersten Mal durch Brand und Plünderung heimgesucht, in den Händen des sächsischen Generals von Klengel zurückblieb. Die Oesterreicher zogen, diesen wichtigen Posten nicht genugsam beachtend, weiter auf Minsk, während sich schon in ihrem Rücken der verheerende Kosackenkrieg zu entfalten begann, der sich bald bis auf das Warschauer Gebiet erstrecken sollte.

Unterdessen hatte sich der russische General von Kaminsky, welcher mit 8000 Mann von der zweiten Westarmee (unter Bagration) abgeschnitten war, auf der Straße nach Kobryn mit der Avantgarde des Tormassow'schen Corps unter Lambert vereinigt. Mit der größten Schnelligkeit rückte er vor, um die vom Feinde besetzte Stadt durch gewaltsamen Angriff zu nehmen. Am 27. Juli ließ er seine Truppen über den kleinen Fluß Muhawsz setzen und gab Befehl, den Angriff an drei Punkten zugleich zu beginnen.

Die Sachsen hielten die Brücke besetzt, den einzigen Weg, der ihnen allenfalls zum Rückzuge geblieben wäre. Doch ward dieselbe von den Russen zusammengeschossen, wobei noch die nahegelegenen hölzernen Gebäude in Brand geriethen. Von verschiedenen Seiten stürmten wir nun heran, den unglücklichen Feind in den engen Straßen des schlechtgebauten Ortes vor uns hertreibend. Auch der heldenmüthigste Widerstand konnte nichts mehr nützen. Dennoch währte der Kampf mit großer Erbitterung über neun Stunden und erst als der sächsische General sah, daß ihm keine Wahl blieb, als seine braven Soldaten sämmtlich niedermetzeln zu lassen, oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wählte er das Letztere. Acht Kanonen, vier Fahnen, der General selbst, 70 Officiere und 2500 Mann fielen in unsere Hände.

Am Schluß des Gefechtes war der commandirende General Tormassow selbst auf dem Schlachtfelde erschienen. Ich hielt in seinem Gefolge, als er das gefangene sächsische Corps defiliren ließ und wer beschreibt die Freude der armen, tiefgebeugten sächsischen Officiere, als sie mitten unter den fremden russischen Gesichtern plötzlich einen Freund und Jugendgefährten erkannten? Sie umringten mich und baten um Gottes Willen, es beim commandirenden General zu befürworten, daß sie zu einem Brunnen oder einer Quelle geführt würden, weil sie sonst vor Durst und Hitze erliegen müßten.

Nachdem ich nur noch schnell einige Erkundigungen über meinen Bruder Adolf eingezogen hatte, der beim ersten leichten sächsischen Jägerregiment stand, eilte ich sofort zu Tormassow, um ihm die Noth meiner Landsleute vorzustellen. Es gelang mir, ihnen einen besondern Brunnen auszuwirken, an dem sie sich stärken und laben konnten, welches bei dem herrschenden Wassermangel, unter dem unsere eigenen Truppen viel zu leiden hatten, eine große Vergünstigung war. Auch für die sonstigen nächsten Lebensbedürfnisse der Gefangenen ward gesorgt. Dennoch konnten sich die Officiere einer schweren Besorgniß über ihr ferneres Schicksal nicht erwehren. Sie fürchteten ohne Geld, ohne Pferd, ohne die nothwendige Kleidung und Wäsche

einer langen Gefangenschaft in dem unwirthbaren Rußland entgegenzugehen. Abermals wandte ich mich an Tormassow, vereint mit dessen erstem Adjutanten, Capitain Bibikoff, und der General ertheilte den Befehl, daß den Officieren ihre Mantelsäcke und je ein Pferd gelassen, denjenigen aber, welche ihre Pferde und Equipage bereits eingebüßt hatten, angemessene Geldunterstützungen ausgezahlt würden. Auch für die Verwundeten ließ er auf's Beste sorgen.

Leicht aber hätte noch jetzt das Loos der sächsischen Officiere ein ungleich härteres werden können.

Sie hatten ihr Ehrenwort gegeben nicht zu entweichen und erhielten daher nur eine unbedeutende Kosackenescorte.

Der Lieutenant von T. aber brach dieses Ehrenwort, unbekümmert um die Behandlung, der er dadurch seine Kameraden aussetzte, falls Tormassow nicht zu edelmüthig gedacht hätte, um die Schuld des Einen an den Anderen zu rächen. Ich traf ihn später nach der Schlacht bei Dresden abermals unter den sächsischen Gefangenen, fühlte mich indessen nicht berufen, an dem Elenden, der bei meinem Anblick in nicht geringe Angst gerieth, zum Angeber zu werden.

Nach der Schlacht von Kobryn fingen Schwarzenberg und Reynier an, ernstlich für ihre Verbindung mit dem Herzogthum Warschau zu fürchten.

Sie suchten ihre Kräfte so schnell wie möglich zu vereinigen und griffen am 11. August unsere bei Ruszana stehende Avantgarde an. Dieselbe ward trotz verzweifelter Gegenwehr in die Engpässe von Koschibrad zurückgeworfen. Auch dort konnte sie sich nicht halten und zu einem abermaligen Rückzug durch den Engpaß von Horodezka gezwungen, schloß sie sich endlich wieder an die Tormassow'sche Hauptmacht an, welche auf den Höhen zwischen Kobryn und Ruzsana eine starke, theilweise durch tiefe Sümpfe gesicherte Stellung bezogen hatte.

Am 12. August fand die Schlacht bei Horodezka statt.

Ich will hier nicht auf alle Einzelheiten derselben eingehen. Der Kampf war ein überaus hartnäckiger und lange schwankend. Die Russen standen fest wie die Mauern; die Oesterreicher konnten durch den tiefen Schlamm nicht zu ihnen herandringen und hatten während ihrer vergeblichen Versuche viel von unserem wohlgezielten Kleingewehrfeuer zu leiden. Die Hauptaufgabe des Tages aber war den Sachsen zugefallen. Aus dem Walde von Podubnie, den Tormassow, wie er erst am Schlachtmorgen zu seinem Schrecken bemerkte, zu besetzen versäumt hatte, drangen sie in immer dichteren Schaaren gegen unsere linke Flanke vor, von deren Umgehung die Entscheidung der Schlacht abhing. Ob sie auch reihenweise durch das russische Kartätschenfeuer niedergestreckt wurden, ließen sie sich dennoch nicht entmuthigen, sondern kamen immer näher heran bis zum mörderischen Handgemenge. Ihren Angriff zu verstärken zog General Reynier frische Truppen in seine rechte Flanke.

Tormassow dies bemerkend, änderte seine Front. Er rief mehrere Truppenabtheilungen von seinem rechten Flügel ab und ließ, was er von Reiterei und Artillerie noch zur Disposition hatte, an die Reserve rücken. Dadurch gelang es ihm, seine Linie so zu erweitern, daß Reynier nicht darüber hinauskonnte.

Jetzt unternahmen die Sachsen einen verzweifelten Bajonettangriff, trafen aber bei den Russen auf einen ebenso verzweifelten Widerstand.

Bei dieser Gelegenheit schaute General Tormassow von einer Anhöhe herab als kaltblütiger Beobachter dem Schlachtenspiel zu. Ich hielt in seiner Suite. Mehrere feindliche Paßkugeln sausten über unsere Köpfe hinweg und tödteten einige hinter uns haltende Handpferde.

Da wandte sich der General zu mir:

„Reiten Sie nach Batterie 4, führen Sie dieselbe auf die Anhöhe, welche Sie dort sehen, und lassen Sie den Sachsen so lange mit Kartätschen zusetzen, bis sie weichen."

Mit möglichster Schnelligkeit vollzog ich seinen Befehl.

Doch wer beschreibt meine Gefühle, als ich unter den herandringenden Sachsen in vorderster Linie das Regiment erkannte, bei welchem mein guter Bruder Adolf stand! Der Krieg kennt kein Erbarmen. Ich flehte zu Gott, daß er das geliebte Leben schützen möge, aber ruhig mußte ich zusehen, wie die Kugeln ihren Verderben bringenden Lauf nahmen.

Als die Sachsen endlich wichen, mischte ich mich unter die vorsprengende Reiterei, welche sie zu verfolgen hatte und spähte mit angstvollen Blicken nach allen auf dem Schlachtfelde gefallenen Officieren. Gottlob, mein Bruder war nicht unter ihnen! Dagegen sah ich mehrere andere Bekannte, den Rittmeister Ulrich, den Capitain von Seydlitz und den Lieutenant von Risleben blessirt und gefangen von den Russen einbringen.

Schon neigte sich der Tag, als Reynier zum letzten Mal mit seinen übel zugerichteten Truppen, die aber durch sechs frische Bataillone und verschiedene österreichische Regimenter unterstützt wurden, aus dem Walde hervorbrach. Dieser Augenblick entschied die Schlacht. Obgleich das russische Geschütz einen neuen Kugelregen über die Andringenden ausschüttete, hatte doch die alliirte Reiterei des rechten Flügels inzwischen die Straße von Kobryn erreicht, auf welcher sie unsere Position völlig zu umgehen drohte. Die Nacht endigte das Gefecht und Morgens halb zwei Uhr fand Tormassow es gerathen, sich nach den Divinischen Sümpfen zurückzuziehen, wo eine schnelle Verfolgung, des schwierigen Terrains wegen unmöglich war. Unser Rückzug ging abermals durch Kobryn. Da ich bei einer andern Gelegenheit von den rohen Gräuelthaten der Baschkiren gesprochen habe, so will ich hier auch einen Zug ihrer natürlichen Gutmüthigkeit nicht unerwähnt lassen.

In den Straßen von Kobryn traf ich unter Kosackenescorte meine bei Horodezka gefangenen drei Landsleute wieder. Der Rittmeister Ulrich, von Säbelhieben schwer verletzt, mußte von zwei Kosacken auf seinem Pferde festgehalten werden und gewährte einen Mitleid erregenden Anblick. Plötzlich hörte ich mich von einem um ihren Popen versammelten Haufen Baschkiren angerufen. Der Pope kam auf mich zu und gab mir mehrere Ducaten, welche die Baschkiren zusammen geschossen hätten, damit der schwer blessirte brave Officier (Ulrich) sich in seiner unglücklichen Lage einige Erleichterung verschaffen könne. Ich dankte den Leuten für ihre gute Absicht, reichte aber das Geld zurück, da Ulrich es unter keinen Umständen nehmen wollte.

An einem kleinen Wirthshause ließ ich Halt machen und tractirte meine Landsleute mit Kirschsuppe, die namentlich dem von Fieber stark heimgesuchten Lieutenant von Seydlitz sehr wohlthat. Nachdem ich ihnen dann noch beim commandirenden General eine nicht unbedeutende Geldunterstützung und einen Wagen zum Weitertransport ausgewirkt hatte, mußte ich sie ihrem Schicksal überlassen, um meinen Truppen zu folgen.

Der Rückzug durch die Divinschen Sümpfe ging unter äußerst schwie-

rigen Verhältnissen vor sich. Ein achtundvierzigstündiger Platzregen hatte das ganze Terrain durchweicht und den einzigen Dammweg, welcher hindurch führte, auf eine fürchterliche Weise zerstört. Jeder Truppentheil mußte sich seinen eigenen Weg suchen und dabei dem Lauf der den Morast durchströmenden Bäche möglichst folgen, da diese allein noch einen einigermaßen festen Grund hatten. Die Infanterie, bis unter die Arme entkleidet, trug ihre Tornister und Patrontaschen auf den Spitzen ihrer Bajonette: ein Mann mußte dem andern hülfreiche Hand leisten, um ihn vor dem Versinken zu bewahren; die Kanonen gingen bis an die Axen im Schlamm und konnten nur mit großer Mühe, durch die braven russischen Pferde weitergeschafft werden. Wol ist es zu bewundern, daß bei alledem außer einiger Bagage nichts verloren ging.

Auch ich suchte mir mit meinem Pferde meinen eigenen Weg und benutzte jede anscheinend bessere und festere Stelle. Dabei geschah es, daß ich, um eine in Krümmungen marschirende Colonne abzuschneiden, auf einen ziemlich großen, mit starken Eichen und Fichten bestandenen Platz ausbog.

Durch die überraschend angenehme und sicher scheinende Oertlichkeit verlockt, wollte ich absteigen, um mein Pferd grasen zu lassen und mir selbst einige Erholung zu gönnen. Aber ein seltsames Brummen, das ich vernahm, ließ mich erst vorsichtig umschauen. Ich erblickte drei Bären, die sich lustig im Grase kugelten, während zwei andere auf Bäume geklettert waren, um die von den Landbewohnern dort aufgestellten Bienenkörbe zu berauben. So vollständig neu und interessant mir solch' ein Anblick war, so verspürte ich doch keine Lust, ihn länger zu genießen, sondern warf eiligst mein Pferd herum, um mich mit meinen Truppen zu vereinigen.

Am 16. August hatten die Verbündeten mit zwei Colonnen leichter Truppen unsere Arrièregarde erreicht und es kam zwischen Ur und Divin zu einem heftigen Gefecht, in Folge dessen die Oesterreicher Divin besetzten und die Russen zurückgingen.

Bei allen diesen Rückzügen verfuhr Tormassow nach denselben Grundsätzen, welche die russische Hauptmacht auf ihrem Rückzuge über Smolensk nach Moskau befolgte. Er suchte den Feind in das Innere des Landes zu locken, zerstörte auf seinem Durchmarsch Brücken und Magazine, zündete die Dörfer an, führte das Vieh hinweg und nöthigte die Landbewohner, sich entweder dem weichenden Heere anzuschließen, oder in die Wälder zu flüchten, von wo aus sie einen schonungslosen Parteigängerkrieg führten.

Schwarzenberg und Reynier erkannten denn auch endlich die gefährliche Lage, in welche sie durch die feindliche Tactik geriethen und sahen nicht ohne schwere Besorgniß einer sich an den Grenzen des Herzogthums Warschau vorbereitenden Katastrophe entgegen. Aber ihre Einsicht kam für diesmal zu spät. Tormassow's Corps, nach dem heftigen Treffen von Horodezka vom Bug zurückgeworfen, aber darum noch keineswegs besiegt, hatte in einem Winkel, welchen der Stür und der Dnieper bilden, eine feste Stellung genommen. Hier wollte man das Eintreffen der Donauarmee abwarten, welche durch den mit der Pforte abgeschlossenen Frieden disponibel geworden war und in Eilmärschen unter Admiral Tschitschagoff heranrückte.

Das russische Hauptquartier war in Luzk. Die beiden feindlichen Armeen standen auf gegenüberliegenden Höhen, sich gegenseitig beobachtend. Es kam zu einigen unwesentlichen Neckereien, im Ganzen jedoch herrschte ein so passiver Zustand, als ob ein förmlicher Waffenstillstand abgeschlossen wäre.

Während dieser Zeit bestand meine liebste Erholung in dem Besuch der schönen katholischen Kirche, deren angenehme, von dem Duft des gestreuten Kalmusschilfes durchwürzte Kühle einen erquickenden Contrast zu der draußen herrschenden fürchterlichen Hitze bildete. Diese Kirche abgerechnet, war Luzk ein elendes, schlecht gebautes, großentheils von Juden bewohntes Nest, das nicht die mindeste Zerstreuung darbot.

Am 20. September endlich traf Admiral Tschitschagoff, der auf seinem Marsch von der Donau her durch furchtbare Regengüsse, ausgetretene Flüsse und zerstörte Uebergänge so lange aufgehalten worden war, auf der Stürlinie ein. Von diesem Augenblicke an änderte sich der Lauf des Krieges, da Tormassow, mit Tschitschagoff vereinigt, sich stark genug fühlte, wieder vorzugehen und den Feind aus seinen guten Stellungen zu vertreiben.

Schon in der Nacht vom 21. zum 22. September machte ein Theil der russischen Reiterei einen Ausfall über den Stür und jagte Sachsen, Oesterreicher und Polen in die Flucht. So bedachtsam die Russen vordem im Rückzug gewesen waren, so schnell und ausdauernd zeigten sie sich jetzt in der Verfolgung. Unser Vortrab befand sich in fast ununterbrochenem Gefecht mit der Nachhut des Feindes, welche viele Wagen und vernichtete Vorräthe auf den elenden Straßen zurückließ.

Als danach auch das Gros der russischen Armee dem Vortrabe nachrückte, sah sich Schwarzenberg ganz und gar auf die Defensive geworfen. Er ging zunächst über die Turia zurück. Da aber die Polen, welche die äußerste linke Flanke bildeten, über den Bug bis Zamosk gejagt wurden und die Sachsen sich dieser Bewegung nothgedrungen anschließen mußten, fand er es gerathen, seine Stellung ebenfalls hinter dem Bug zu nehmen.

Der Hauptübergang der Allirten fand bei einem schönen, von ihnen selbst angelegten Brückenkopf statt, durch eine in der Nähe befindliche Furth begünstigt.

Die gegenüber liegenden Höhen schienen ganz geeignet zu sein, um dort eine feste Position zu nehmen und ein etwaiges Nachdrängen der Russen zu verhindern. Nichtsdestoweniger war bei unsrer Ankunft von einer solchen Absicht nirgend etwas zu bemerken.

Mein General beorderte mich, über den Bug zu gehen und den Feind am jenseitigen Ufer zu recognosciren. Ich beeilte mich, seinen Auftrag auszuführen, hätte aber leicht mein Leben dabei einbüßen können, da ich, von ein paar Gläsern starken Punsches benommen, die Furth verfehlte und mich wohl oder übel genöthigt sah, an der ersten besten Stelle mit meinem Pferde in den Strom zu setzen. Mein braver Brauner trug mich schwimmend auf seinem Rücken an's Land. Dort angekommen aber bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich mich blos auf einer Insel befand und der Strom in seiner Hauptbreite noch vor mir lag. Ich mußte abermals hinein setzen, daß die Wellen über meinem Kopfe hoch zusammenschlugen, und erst nach einem hartnäckigen und verzweifelten Kampfe, bei dem ich meine Seele schon Gott befohlen hatte, gelang es mir, mich durch die starke Strömung und den kaum minder gefährlichen Uferschlamm glücklich hindurch zu arbeiten. Bis zu einbrechender Nacht blieb ich in einem Weidengebüsch verborgen, da ich nicht wußte, ob der Feind die Gegend schon verlassen hatte. Dann trabte ich einem nahe gelegenen armseligen Städtchen zu, welches wie ausgestorben vor mir lag. Keine Spur von militairischem Leben war irgendwo zu erblicken. Ich begehrte Einlaß und Herberge an einem Judenhäuschen, in dem ein ein-

sames Licht braunte, und erfuhr hier, daß die Sachsen bereits am frühen Morgen abgezogen waren, zuvor aber alle vorhandenen Kähne zerstört hatten. Nachdem ich mich bei grauendem Morgen von der Richtigkeit dieser Angaben überzeugt hatte, ließ ich mich von meinem Wirth an die Furth des Stromes führen, mußte mich aber dennoch zur Ueberfahrt eines Prahms bedienen, den die Kosacken herüberbrachten, da mein Pferd auch durch die strengsten Strafen nicht zu bewegen war, wieder in's Wasser zu gehen.

Wir blieben dem Feinde fernerhin in allen Punkten überlegen. Er floh auf der Kobryner Straße vor uns her bis Brzesc, die Sachsen wurden bei Biala angegriffen und Schwarzenberg sah sich genöthigt das rechte Bugufer definitiv aufzugeben.

Meines Bleibens bei der Moldauarmee aber sollte nicht mehr lange sein und das Gefecht bei Jalesi zwischen Reynier und General Essen (am 19. October) war das letzte, welches ich in Volhynien mitmachte.

Tormassow hatte bereits am 16. October sein Commando dem Admiral Tschitschagoff übergeben und war zur Hauptarmee abgegangen, um die durch den Tod des Fürsten Bagration erledigte Stelle zu übernehmen. Er hatte mir beim Abschied versprochen, daß ich nächstens mit einem Courier an den Feldmarschall Kutusow gesandt werden sollte und daß er, Tormassow, sich dann meiner im großen Hauptquartier weiter annehmen werde. Die kaiserliche Genehmigung meiner Anstellung war nämlich noch immer nicht eingegangen und ich hatte dadurch den großen Nachtheil, daß ich nicht nur keinen Gehalt bezog, sondern auch für die verschiedenen Gefechte, in denen ich mir die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten erwarb, zu keiner Belohnung vorgeschlagen werden konnte. Da nun Kutusow schon das Recht hatte, einen Officier definitiv anzustellen, so durfte ich hoffen, durch Tormassow's Fürwort bei demselben endlich zu meinem Ziele zu gelangen.

Am 20. October trat ich in Begleitung eines Couriers von Brzesc aus die versprochene Reise an. Wir bestiegen eine mit drei starken Pferden bespannte Kibitke und fuhren im sausenden Galopp von dannen. Schon am ersten Tage wurden wir mehrmals umgeworfen, ohne jedoch Schaden zu nehmen und dies wiederholte sich an den folgenden Tagen. Alle drei Stunden ward das Gefährt gewechselt. Da sich über dem mittelsten Pferde ein Bogen mit einer Glocke befand, so war man auf den Poststationen immer zeitig genug von der Annäherung eines Couriers unterrichtet, um eine mit frischen Pferden bespannte Kibitke bereit halten zu können. Die große Schnelligkeit der Reise, bei der es Einem kaum vergönnt war, ein Glas Punsch oder einen Bissen kalter Speise zu sich zu nehmen, die schlechten Wege, der unbequeme Wagen und die schon eingetretene kalte Witterung waren wenig geeignet, die Vorzüge einer russischen Courierfahrt in besonders günstigem Lichte zu zeigen.

Um ihre Pferde in einem raschen Galopp zu erhalten, suchen die Russen dieselben durch unausgesetztes Schreien und Singen zu ermuntern. Auf- oder abwärts, immer geht es in gleichem rasenden Tempo. Von einem hohen Berge sausten wir wie mit Teufelsgespann in einen tiefen Abgrund und über eine lose Knüppelbrücke hinweg, daß die Knüppel hoch aufflogen.

Wir kamen über Kobryn, Ratno, Dubno und viele andere Orte. In Zytomirsz wurden Depeschen an den Commandanten abgegeben. Hier machte ich die unangenehme Entdeckung, daß ich meine Brieftasche mit hundert Rubeln verloren hatte. Von Tytomirsz weiter nach Kiew. Auch hier waren Depeschen abzugeben und neue in Empfang zu nehmen. Ich benutzte den dadurch

entstehenden Aufenthalt zu einem Gang durch die schöne kuppelreiche Stadt. Plötzlich ward ich aus einem Kaffeehause angerufen. Sieh da! meine drei Kobryner Freunde, die als Gefangene nach Kiew transportirt worden waren. Guten Tag und guten Weg! Zu einer längern Unterhaltung war keine Zeit. Von Kiew wiederum weiter durch eine Menge größerer und kleinerer Orte mit Zungen zerbrechenden Namen. Ueber Kaluga, wo wir an den Ufern des Flusses ungeheure Vorräthe für die Armee aufgehäuft sahen, nach dem Dorfe Krasnoi Proknow. Hier fanden wir endlich den Fürsten Kutusow, wie er, im Bivouak sitzend, Nachts elf Uhr seine Armee defiliren ließ.

Es ward dem grauen Helden gemeldet, ein Courier vom Admiral Tschitschagoff sei angelangt. Sogleich wurden wir vorgefordert.

„Wo haben Sie den Admiral verlassen?"

„In Brezsc."

Er murmelte einen russischen Fluch. „Wie lange unterwegs?"

„Sechs Tage,"

Wir waren entlassen.

Müßig und mich ein wenig verlassen fühlend, denn bei den wichtigen Ereignissen, die alle Gemüther beschäftigten, hatte Niemand Zeit, von meiner Person die geringste Notiz zu nehmen, trieb ich mich andern Tages im Hauptquartier umher. Da wollte es das Glück, daß ich an einem der Bivouakfeuer ein bekanntes Gesicht entdeckte.

„Turnow!"

„François!"

Wir lagen einander in den Armee; die Freude des Wiedersehens war groß, des Fragens und Antwortens kein Ende.

Gleiche Absichten wie mich hatten den Freund, dessen man sich aus der Teplitzer Duellgeschichte erinnern wird, in das russische Hauptquartier geführt. Da er erst vor wenigen Tagen angelangt war, so war unsere Situation eine sehr ähnliche. Wir nahmen uns vor, nachdem wir uns so unvermutheter Weise sechshundert Meilen von der Heimat wieder gefunden hatten, nun auch wenn irgend möglich zusammenzubleiben und in das gleiche Regiment zu treten.

Nach einigen Tagen, die wir unter mancherlei Unruhe und Entbehrung im Hauptquartier zubrachten, sollte dieser Wunsch sich erfüllen. Wir erhielten vom Feldmarschall unsere Anstellung im Sum'schen Husarenregiment, dessen Officiercorps größtentheils aus Kurländern bestand, wodurch uns der Sprachverkehr sehr erleichtert wurde. Doch mußten wir als jüngste Lieutenants eintreten, da eine höhere Anstellung nicht von Kutusow, sondern nur vom Kaiser selbst befohlen werden konnte.

Froh, in dieser wichtigen Zeit überhaupt nur erst wieder den Fuß im Bügel zu haben, kauften wir uns schleunigst einige Pferde und eilten unserm gerade auf Vorposten befindlichen Regimente nach. Am 5. November langten wir bei demselben an.

Auf der Universität.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Schluß.)

Wie ich aufsah, lag der Thurm von Löbstedt dicht vor uns. Vom Hofraum des Wirthshauses leuchteten schon bunte Corpsmützen herüber und thaten kund, daß die Thüringer bereits vor uns eingetroffen. Wir begrüßten sie mit der üblichen Höflichkeit und begaben uns mit ihnen in den großen Saal des Hauses. Schnell war Alles gerüstet und mein Gegner und ich wurden in zwei Nebenzimmern angekleidet, d. h. mit dem Paukwichs versehen. Es war die erste Mensur und zwar eine nicht ohne Lebensgefahr, auf der ich stehen sollte, doch trotzdem überkam mich auch nicht die leiseste Anwandlung von Furcht.

Aber es war seltsam — wie meine Gefährten mir die seidenen Binden um den rechten Arm befestigten, befiel mich ein körperliches Zittern, wie im Fieber, das ich durch keine Anstrengung zu beherrschen vermochte. Ich preßte die Zähne aufeinander, allein der Arm flog mir, wie willenlos, auf und ab, daß mir das Blut vor Scham in's Gesicht stieg. Ich biß mir vor Zorn über mich selbst auf die Lippen und sprang kaum angekleidet hastig empor, und der Zauberwind wehte mir wieder, wie zum Sturm angeschwollen, um die heißen Schläfen.

Mein Gegner stand schon auf der mit Kreidestrichen begrenzten Mensur. Er begrüßte mich mit kurzer Höflichkeit und das erste Commando erscholl: „Auf die Mensur!“ „Bindet die Klingen!“

Die beiden Säbel berührten sich flüchtig und gingen in Parade zurück. Doch ehe das dritte Commandowort das Zeichen zum Beginn zu geben vermochte, stürzte ein athemloser Wächter von draußen mit dem Ruf: „Kahle kommt!“ in den Saal. Er war es wirklich — der Pedell!

Ein hastiger Moment der Verwirrung — dann war Alles mit dem andeutenden Wort: „In Kunitz!“ auseinander gefahren.

Die Thüringer erwarteten uns in Kunitz und hielten einen Kahn in Bereitschaft, uns zu sich herüberzuholen; bald waren alle Vorbereitungen wieder getroffen, mein Gegner und ich standen uns in einem geräumigen Zimmer des Wirthshauses abermals mensurbereit gegenüber und abermals erschallte, noch bevor unsre Klingen sich gekreuzt, das ominöse „Halt!“

„Fort mit den Paukanten! In den Keller! Hierher! Habt Ihr denn keine Augen im Kopf? Das ist ja Kahle! Ich wußt's wohl, daß er sich keine Witterung entgehen läßt.“

Für mich war's zu spät. Mein Gegner gelangte noch eine dunkle, halsbrecherische Stiege in den Keller hinunter, aber für mich bot sich kein Ausweg mehr dar.

„Hier hinein!“ flüsterte Zechlin, der die Topographie des Hauses kannte, und schob mich plötzlich in eine fast lichtlose Kammer, die nur hoch oben ein enges rundes Fensterloch besaß. „Leg' Dich so schnell Du kannst in's Bett und pack' Dich bis an den Hals zu.“

Er schloß die Thür; gleich darauf hörte ich im Nebenzimmer Kahle's Stimme.

Nach Zechlin's Weisung hatte ich mich in meinem Mensuraufzug in das Bett, das im dunkelsten Winkel der Kammer stand, gelegt und die schwere Federdecke bis an's Kinn über mich gezogen, daß ich vor Aufregung und Hitze ärger als das angestrengteste Lastthier in Schweiß gerieth.

Plötzlich hörte ich, wie der alte Fuchs gemächlich aufstand; ich hörte seinen Schritt, seine Hand legte sich auf den Drücker, die Thür ging auf und seine Luchsaugen flogen vorauf durch das enge, halbdunkle Gemach. Ich gab mich verloren und athmete kaum.

„Um Gotteswillen“, sagte auf einmal eine halblaute und doch helle Mädchenstimme hinter ihm, „meine alte Großmutter schläft zum ersten Mal nach ihrer langen Krankheit und der Herr Doctor hat gesagt, wir sollten sie ja schlafen lassen, bis sie von selbst aufwacht.“

Ich lag mit den Augen unter der schweren Federdecke hervorblinzelnd und sah Kahle grad' ins Gesicht, der einen Blick nach dem engen Rundfenster hinaufwarf, welcher deutlich besagte: „Wenn's auch keine Großmutter wär', heraus könnte hier doch Niemand, ohne durch die Gaststube zu gehen.“ Das Mädchen, das gesprochen, ein zierlich gebautes Thüringer Kind mit einem allerliebsten Grübchen in der vollrunden Wange, hielt die Hand auf seinen Arm gelegt, und über ihre Schulter blickte Zechlin mit einem gemischten Ausdruck von Stolz und Lachlust, der mir nur zur letztern Hälfte recht erklärlich war. Dann zog Kahle seinen Kopf zurück, machte launig „Psch!“ schloß wieder die Thür und nur das Klappern von Biergläsern kam aus dem Nebenzimmer in meine Einsamkeit herüber.

In meinen Gedanken unterbrach mich ein leises Geräusch am Boden. Offenbar war durch das kleine Fenster über mir etwas hereingeflogen; ich richtete mich vorsichtig in meinem Bett auf und sah umher. Ein Steinchen, um den ein Papierfetzen gewickelt worden, lag vor meinen Füßen; auf dem Blatt stand gekritzelt:

„Wirf das Paukzeug aus dem Fenster. Nach Ziegenhain. Ueber's Gebirg. Wenn Du fertig bist, huste!“

Ich that nach Vorschrift und mit Vorsicht. Die Sachen ließen sich zusammengerollt mit Mühe durch das Fenster durchzwängen. Zu welchem Zweck ich husten sollte, war mir freilich unbegreiflich. Doch im Moment, wie ich es that, hörte ich wieder die fröhliche Stimme des Mädchens im Nebenzimmer: „Ei, die Großmutter ist aufgewacht, da muß ich den Kaffee bringen.“

Eine Minute später ging die Thür auf, das Mädchen trat mit einer Platte und einer bis an den Rand gefüllten Großvatertasse darauf ein und schloß die Thür wieder hinter sich zu. Ich saß auf dem Bettrand und betrachtete sie verwundert.

„Pst!“ machte sie, die Hand auf die frischen Lippen legend, „kommen Sie schnell, Sie müssen Kleider von unserer Magd, die hier schläft,

überziehen; dann faß' ich Sie am Arm und führ' Sie durch das Zimmer. Hier! hier!"

Noch eh' ich Alles begriffen, hatte sie an der Wand hängende Röcke genommen und sie mir über den Kopf geworfen; dann eine riesige, bebänderte Haube, die meinen ganzen Kopf und das halbe Gesicht verschlang, mir aufstülpend und über die Ohren ziehend, sagte sie: „Nun sind Sie eine herrliche Großmutter. Sie müssen nur recht zusammengekrümmt und jämmerlich gehn und den Kopf vom Fenster abdrehn."

„Wie sind Sie nur so schnell auf den Einfall gerathen?" flüsterte ich.

„Ich nicht", antwortete sie leise lachend, „Ernst hat mir Alles genau gesagt, was ich thun sollte."

Es war ihr schnell herausgefahren und mit einem Schlage verstand ich den Stolz, mit dem Zechlin vorhin über ihre Schulter auf sie hinuntergesehen. Also das war's.

Sie war roth geworden. „Bitte, bitte, seien Sie gut und verrathen Sie's den Anderen nicht", bat sie. „Sie sind ja Ernst's Freund —"

Zechlin hatte Recht, ich fühlte es, wie sie mich ansah. Auf dem Lande gab es noch Liebe und Treue, die in der Stadt längst verloren gegangen und nur zu Spiel und Täuschung benutzt wurden. Ich beneidete ihn um sein Glück. —

„Kommen Sie, es ist Zeit", flüsterte sie, meine Hand fassend.

Sie öffnete die Thür und sagte laut:

„Komm, Großmutter, ich bringe Dich hinüber."

Ich krümmte mich zusammen, so weit ich konnte, und watschelte abgewendet an Kahle vorbei, der sich mit dem, wie es schien eben nach Hause gekommenen Wirth unterhielt. . . .

Eine Minute später wanderte ich auf einsamem Weg den Berg hinan und die Sonne war schon unterm Horizont, der Hausberg warf breiten Schatten, als ich in Ziegenhain anlangte. Der Schuhu war ängstlich-verdrießlich, daß die Mensur in seinem Hause stattfinden sollte; allein es war ihm vorher begreiflich gemacht worden, daß der Ausnahmsfall es unumgänglich erheische und keine Entdeckung zu befürchten sei, da Kahle sich im süßesten Wahn, die Sache zum zweitenmale definitiv vereitelt zu haben, in Kunitz festgekneipt. Kaum war eine Viertelstunde nach meiner Ankunft vergangen, als zum drittenmal an dem Tage das Commandowort erscholl: „Auf die Mensur!"

„Fertig."

Diesmal ertönte kein: „Halt!" sondern das dritte Commando erfolgte: „Los!" und die breiten Säbelklingen blitzten im beginnenden Dämmerlicht durch die Luft. Es war, wie erwähnt, meine erste Mensur, und ich beschränkte mich im Anfang unwillkürlich fast nur auf die Parade. Mein Gegner schlug gewandt und graziös, manchmal funkelte seine Klinge mir dicht vor den Augen, daß ich schon getroffen zu sein glaubte und empfand, daß zwischen der Sicherheit des Fechtbodens und einer wirklichen Mensur ein bedeutungsvoller Unterschied bestehe. Doch allmälig überwand ich die erste Verwirrung und blickte fester in Hohen-

buchs etwas spöttisch lächelndes Gesicht. Mein Hieb folgte schneller auf den seinen, er ward vorsichtiger, sein Secundant, der anfänglich fast unthätig zugesehen, sprang häufiger ein. Die Dämmerung nahm zu, allein meine Begierde und meine Zuversicht, als Sieger aus dem gefährlichen Kampf hervorzugehen, wuchs mit jedem Gang.

„Fünfzehn Minuten! Aus!“ rief der Unparteiische auf seine Uhr blickend.

Ich sah vor Aufregung zitternd auf meinen Secundanten, der ebenfalls seine Uhr zog und replicirte:

„Nach meinem Secundenzeiger fehlen noch fünfunddreißig Secunden.“

„Möglich, meiner Uhr fehlt der Secundenzeiger“, versetzte der Unparteiische. „Also ein Gang noch, wenn die anderen Herren zustimmen!“

Hohenbuch nickte stumm. Unwillkürlich traten die Zuschauer dichter heran; es war ersichtlich, daß Jeder von uns Beiden seine ganze Kraft zusammennahm.

Wenige Secunden — und Hohenbuch glitt hastig mit der Hand an die Augen. Das Blut schoß unter ihr hervor, er taumelte zurück und der Säbel fiel ihm klirrend aus der Hand auf den Boden.

Ein dumpfer Schreck bemächtigte sich meiner, ich starrte halb betäubt auf das blutüberströmte Gesicht.

„Um Gotteswillen, er stirbt uns unter den Händen!“ rief es von drüben. „Licht! Licht!“ Die Verwirrung war unbeschreiblich, der Wirth brachte zitternd ein Licht, die älteren Mediciner, die anwesend waren, drängten sich um meinen Gegner, der unter den Händen des als Arzt Fungirenden wie leblos auf einer Bank ausgestreckt lag.

Ich lehnte wie vom Fieber durchrüttelt seitwärts die Stirn an eine Scheibe. „Eine böse Geschichte“, sagte der Arzt, „wenn das Leben nicht gefährdet ist, sind's die Augen.“

Was hätte ich gegeben, wenn die letzte Minute ein Traum gewesen wäre! Alles! Alles! Wie Traum fiel das Gespinnst des Zauberwindes mir von den Augen — welcher Wahnsinn, um Nichts, aus Bravour einen Menschen zu tödten!

Hohenbuch hatte den Kopf aufgerichtet und streckte seine Hand nach mir aus, indem er sagte:

„Sie haben mich ordentlich zusammengehauen, Wellhof, aber es ist mir am Liebsten, wenn Sie bei mir bleiben. Wer's Loch gemacht hat, weiß am Besten, wie viel Pflaster drauf gehört.“

Meine Gefährten schnitten Gesichter und murmelten etwas von Ehrengericht und Ungehorsam gegen die Burschenschaftsgesetze, allein ich ließ mich nicht beirren, sondern nahm Hohenbuch's Hand und gelobte mir im Stillen, daß kein Schlaf über meine Augen kommen solle, ehe die Gefahr für sein Leben vorüber sei. Und etwa zwei Stunden nach dem Ereigniß war ich als Einziger in Ziegenhain zurückgeblieben, und saß, jede halbe Stunde das Auflegen des Beutels mit fein zerschlagenem Eise auf die Wunde erneuernd, am Bett meines Gegners.

Es hatte ziemliche Verlegenheit geherrscht, ein Unterkommen für den Verwundeten im Hause ausfindig zu machen, bis man endlich auf die ziemlich geräumige Kammer der Wirthstochter gerathen war, die anderswohin einquartirt wurde. Das Stübchen machte einen behaglichen Eindruck; es war Alles von glänzender Sauberkeit darin und die Einrichtung, obgleich einfach, doch fast zierlich, wie man es in dem kleinen Dorfe nicht vermuthet hätte. Durch's Fenster rankte sich wilder Wein und vergitterte es mit tiefrothem Fächerwerk; hin und wieder hing ein Bildchen an der Wand, an sich werthlos, doch jedesmal durch den Gedanken, den es verkörperte, freundlich und behaglich.

Hohenbuch war, nachdem er wider die Vorschrift des Arztes noch eine Weile mit mir geplaudert und mich mehreremale einen „guten Kerl" genannt hatte, eingeschlafen und ich saß in einem alten gepolsterten Lehnstuhl neben seinem Bett.

Die Nacht und die Ruhe und Stille im Hause und rund umher kam. Man kann viel nachdenken, wenn man so am Bett eines Verwundeten sitzt und der Zauberwind nicht weht. Ich dachte in der Welt herum, zurück und vorauf, die besonderen Augenblicke meines Lebens gingen an mir vorbei und mit gereiftem Lächeln begrüßte ich manche kindliche, manche kindische Täuschung. Auch Emilie, meine Schülerliebe, begriff ich als solche und verstand den bitteren, heftigen Schmerz nicht mehr, den sie mir bereitet. Leise zogen die Gedanken weiter, bis nach Jena zogen sie und tasteten um das Ideal der Jugendfreundschaft, das ich im Beginn dort zu finden geglaubt. Ich erschrak vor mir selbst und lenkte hastig davon ab, indem ich die Stirn meines schlafenden Schutzbefohlenen mit frischem Eis kühlte, aber die Gedanken kehrten wieder und umkreisten die einzelnen Gestalten, die sich mir entgegendrängten ....

Ich glaube, ich war von der Anstrengung des Tages überwältigt, eingeschlafen, denn ich fuhr in die Höh' und wechselte eilig den zerschmolzenen Umschlag. Die Unschlittkerze brannte trüb' mit hohem Geflacker, durch das Gitterwerk der rothen Blätter vorm Fenster spielten hundert weiße Mondlichter über den Fußboden bis an meinen Sessel heran.

Ich wollte aufstehen, um die Kerze zu putzen, doch der Drang, den Kopf wieder zurückzulehnen, war stärker. Einen Augenblick nur, dachte ich. Vom Thurm schlug es ein Uhr.

„Zechlin ist der Beste", sagte ich mir, „er ist ehrlich und treu und besitzt noch etwas Sinn für Anderes als die Kneipe und den Fechtboden. Doch mir ist es, als habe es schon abgenommen, seitdem ich ihn kenne. Vielleicht, daß die Liebe ihn —"

Plötzlich stand das Bild des Mädchens, wie es mich vor Kahle's Augen glücklich aus Kunitz herausgeführt, lebendig wieder vor mir. Damals erschien Zechlin mir beneidenswerth und der Gedanke an ein Landmädchen hatte nichts Abschreckendes, sondern etwas anmuthig Bestechendes für mich gehabt. Konnte jedoch eine Wirthstochter jemals Das bieten, was ein feineres Herz, ein über das Alltägliche hinausstrebender Geist verlangt? Nein, so wenig wie die Kneipe, der Fechtboden, die

burschenschaftliche Vereinigung es bot. Und wäre sie noch so schön, vielleicht lieblich sogar, wie — —

Ich suchte nach einem Beispiel, allein ich fand es nicht, oder wenn, fand ich es im Schlaf, denn meine Augen waren bleischwer zugefallen und die beste Philosophie des Lebens, die Vergessenheit, kam über mich. Sie that es in solchem Maße, daß, als ich die Lider plötzlich wieder aufhob, ich Alles rund um mich her völlig vergessen hatte und mit weit offenen Augen ohne Vorstellung, ob ich wache oder träume, vor mich hinstarrte.

Die Kerze war erloschen und das Zimmer nur von ungewissem Mondlicht durchzittert. In ihm aber sah ich mir gegenüber, zu Häupten des Bettes auf der andern Seite, ein weißes Gesicht, das in eine feingeschnittene Hand gestützt regungslos vor sich niederblickte.

Ich bewegte mich nicht, sondern versuchte meine Gedanken zu sammeln. Allmälig kam es mir zurück, daß Hohenbuch da in dem Bett vor mir liege, und es überfiel mich schreckhaft, daß ich vergessen, ihm Eis aufzulegen. Doch im selben Augenblick, eh' ich mich zu regen vermocht, bewegte sich der Arm mir gegenüber. Er streckte sich nach der Stirn des Verwundeten aus, nahm geräuschlos den Umschlag herab und erneuerte ihn. Dann saß die Gestalt wieder, den Kopf in die Hand gestützt, schweigsam da.

Ich konnte ihre Züge nicht unterscheiden, es war Alles wie ein Traum — war es denn nicht überhaupt ein Traum? Ja, es mußt' es sein, denn ich schloß die Lider und das Gesicht blieb vor ihnen stehen, und ich öffnete sie wieder, und es war immer ebenso da. Ein anmuthiges Spiel, das ich eine Zeitlang fortsetzte und allmälig mischte wunderlich sich ein süßes Gefühl hinein, daß ich fortträumen dürfe, da mein guter Engel gekommen sei, um während meines Schlafs meine Pflicht zu erfüllen.

In großen Pausen öffnete ich die Augen wieder, es war immer dasselbe. Die zierliche weiße Hand streckte sich aus und besorgte ihr Geschäft; nur mischte sich nach und nach mit dem Mondschimmer ein anderer matter Schein. Es wird Tag, sagte ich mir, und die Frage beunruhigte mich, wird der Engel bleiben, wenn die Sonne kommt?

Auf einmal seufzte Hohenbuch tief im Schlaf und ich fuhr erschrocken auf. Durch das Blättergitter vorm Fenster blitzte die Morgensonne, es war taghell im Zimmer. Meine erste Bewegung war unwillkürlich nach dem Eimer neben meinem Sitz, in dem sich das Eis befand; doch meine Hand griff in's Leere und ich starrte vergeblich auf die Stelle hinunter, wo ich ihn am Abend gelassen. Verwundert rieb ich mir die Schläfe und sah umher; da stand er drüben an der andern Seite des Bettes, neben dem Stuhl, auf dem meine Traumerscheinung im Mondlicht gesessen.

Hohenbuch erwachte und blickte mich mit klaren Augen an. Er hatte vortrefflich geschlafen, befand sich so gut wie nur möglich und bat mich, ebenfalls zu schlafen, da er sich wachend sehr leicht jetzt selbst

Eis auflegen könne. Ich ging — der nächtige Traum schwebte mir noch vor den Augen und erfüllte mich mit einer süßen, wortlosen Sehnsucht. Er zog mich in's Freie, in den sonnigen Octobermorgen. Vom Rande des Gartens kam mir eine feine Gestalt entgegen, die mich plötzlich herzklopfend an das mondumspielte Traumbild mir gegenüber gemahnte. Es überschauerte mich wonnevoll — dann riß die holde Phantasie mit einem Ruck entzwei, denn ich erkannte die Diebin Hannchen, die Tochter unseres Wirthes, mit der ich seit jenem Morgen, als sie mir mein Taschenbuch, in dem die fünfundzwanzig Thaler fehlten, zurückgebracht, nie wieder ein Wort gewechselt. Auch sie bog seitwärts ab, wie sie meiner ansichtig ward, ich sah nur, sie war wieder roth geworden wie damals und wandte hastig ihr Gesicht

Ich befand mich in seltsamer Stimmung noch unter dem Bann des Traumes und sah ihr zum erstenmal nach. Mit welchem täuschenden Zauber hatte die Natur dies Mädchen ausgestattet! Wer nicht gewußt hätte, welcher Trug sich darunter verbarg! Doch wer es wußte, mußte sich mit doppeltem Widerwillen von ihr wenden.

Seufzend über so viel Widersprüche des Lebens stieg ich zum Fuchsthurm hinan. Ueber das noch warm von der Sonne bestrahlte Steingeröll am Abhang huschten schattenhaft die letzten zerflatterten Schmetterlinge. Ich streckte mich am Fuß des alten Thurmgemäuers in's braune Gras; mein Herz war müde wie meine Augen, war der leeren Gewohnheit des Tages satt, wie die Augen des Rundblicks von der Höhe, auf der ich lag. Es war ganz windstill und auch der Zauberwind schwieg. Nur allmälig vor den geschlossnen Lidern gaukelte wieder das Mondlicht und stützte sich ein märchenhaft- undeutliches Gesicht, an dem trotzdem all' mein Sehnen hing, auf eine zierliche Hand. — — —

— — — — — — — — — — — — —

Die Semester eilten nicht mehr im Sturmschritt, im Gegentheil, sie schlichen langsam, aber sie gingen, Tag auf Tag legend, doch vorüber.

Die Bekannten, die ich bei meiner Ankunft in Jena vorgefunden, verschwanden Einer nach dem Andern. Theils gingen sie auf andere Universitäten, theils in's Leben über, eine neue Generation trat an ihre Stelle. Freunde fand ich in ihr so wenig wie in der alten und fühlte es bald in seiner ganzen Schärfe, daß dies überhaupt im Kreise einer studentischen Verbindung in Wirklichkeit nicht möglich sei. Mehr vielleicht als irgendwo sonst gilt auf der Universität der äußere Schein des Auftretens.

Wer eine bedeutende Rolle auf der Universität gespielt, wird in weitaus den meisten Fällen im spätern Leben spur- und namenlos verschwinden. Dann vernimmt er eines Tags, daß der oder der seiner Verbindungsbrüder, mit dem er Jahre lang zusammengelebt, den er oft gehänselt, auf den er mit großer Superiorität herabgeblickt, daß der auf dem Gebiet der Wissenschaft oder Kunst ein weitberühmter Mann geworden, und er sagt verwundert: „Wie ist's möglich? Wer hätte das von dem Simpel gedacht?“

Und in gleicher Weise, wie man im Kreise einer studentischen Verbindung die geistige Bedeutsamkeit Derjenigen, mit denen man täglich verkehrt, nicht kennen lernt, ebenso bleibt die eigentliche Art ihres Herzens und ihres Gemüthes unter der unisonen Maske des täglichen Treibens verborgen. Man singt allabendlich von Freundschaft, Freiheit und Vaterlandsliebe und wüßte die erste kaum besser zu bethätigen als die beiden letzteren. Das Verbindungsleben auf der Universität ist ein Champagner, der stark moussirt; aber der Wein, der sich unter den goldenen Perlen verbirgt, ist von zweifelhafter Qualität.

Ich weiß nicht mehr, wann es war, daß ich zum erstenmal mit Hohenbuch zusammentraf, d. h. mit ihm in ein Gespräch gerieth. Seit der Affaire, die mit seiner mehrere Monate bis zur Heilung in Anspruch nehmenden Verwundung geendet hatte, grüßten wir uns nach studentischem Brauch, wenn wir uns begegneten, redeten bei zufälligen Zusammenkünften in öffentlichen Localen flüchtig einige Worte mit einander, welche bewiesen, daß er wegen des Ausganges jener Mensur keinerlei Nachgroll gegen mich hegte, bekümmerten uns im Uebrigen jedoch um uns nicht mehr wie zuvor. Dann trafen wir einmal irgendwo allein zusammen, ein Regenguß hielt uns eine Stunde lang fest, sei es aus Höflichkeit, sei es aus beiderseitiger Langeweile begannen wir ein Gespräch, das, auf verschiedene Gegenstände überspringend, allmälig lebhaft wurde und sich auf unserm gemeinschaftlichen Rückwege zur Stadt bis an Hohenbuch's Wohnung fortsetzte. Dort verabschiedeten wir uns mit der zwischen zwei principiellen Gegnern nothwendigen Förmlichkeit, zugleich aber auch mit einer gewissen Vertraulichkeit, die mir heftige Vorwürfe von Seiten einiger meiner gerade vorübergehenden Verbindungsbrüder zuzog, wie ich einem Corpsburschen auf offener Straße habe die Hand reichen können?

Hatte ich das gethan? Ich wußte es selbst kaum, doch da sie empört darüber waren, mußte es wol so gewesen sein. Ich entgegnete ihnen, ich müsse es unwillkürlich gethan haben, und sie antworteten, das Weshalb sei ganz gleichgiltig, es schicke sich überhaupt unter keinen Umständen für einen Burschenschafter. Wir befanden uns auf dem Weg zur Abendkneipe, den ich gewohnheitsmäßig mit ihnen eingeschlagen, doch diese Aeußerung reizte mich und ich versetzte vorschnell, meiner Erfahrung nach sei es nicht gerade Schicklichkeit, die man bei der Burschenschaft lerne. Sie sahen mich starr, ob des ungeheuren, an der Würde der Genossenschaft begangenen Frevels willen an, allein eh' sie etwas zu erwiedern vermochten, drehte ich mich kurz um, begab mich nach Hause und brachte den ersten Abend, seitdem ich mich in Jena befand, allein auf meinem Zimmer zu.

Ich war aufgebracht und doch zugleich innerlich zufrieden. Wenn ich Hohenbuch die Hand beim Abschied gereicht, so fühlte ich, daß ich damit etwas gethan, was Niemand sonst als mich anging, und dessen Motive meine Verbindungsgenossen am wenigsten zu beurtheilen im Stande waren.

Eines Tages besuchte ich ihn; als ich eintrat, stand er, völlig angekleidet, nur ohne Rock, in seinem Wohnzimmer. „Entschuldigen Sie", sagte er, mich anblickend, und verschwand schnell in's Nebengemach.

Diese Rücksicht kam mir fast geziert und komisch vor, wem von meinen Verbindungsgenossen wäre es in den Sinn gekommen, einen Besuchenden nicht ruhig im äußersten Negligé zu empfangen, geschweige denn in einfachen Hemdsärmeln? Ich blickte mich in dem Zimmer um, es war unverkennbar eine Studentenstube mit allen obligaten Zierrathen einer solchen, Silhouetten, Bildern, bunten Mützen, Bändern und Schlägern, aber dennoch lag ein anderes zierlicheres Etwas darin, das sie vortheilhaft auszeichnete. Unwillkürlich mußte ich mir sagen, sich in einem derartig geordneten Raum mit ansprechender Ausstattung aufzuhalten sei menschenwürdiger, als in der für Genialität geltenden Wüstenei der meisten Studentenwohnungen, die ich kannte.

Er trat jetzt, völlig angekleidet, wieder ein und begrüßte mich artig. Wir saßen zusammen und plauderten, zwei Stunden waren vergangen, ehe ich es wahrgenommen. Der Contrast dieser Unterhaltung und besonders des Benehmens gegen die Art des Gesprächs, das vorher auf meinem Zimmer geführt worden, mußte sich mir gewaltsam aufdrängen.

Nach einigen Tagen sprach Hohenbuch bei mir vor, um mich zu einem Spaziergange aufzufordern, und nach Ablauf einer Woche hieß es in Jena, daß ich ein „Patentsimpel" geworden sei und mich an die Adeligen angehängt habe.

Meine Verbindungsgenossen zogen die Stirn kraus und nannten mich einen Verräther an den hohen Principien der Burschenschaft und ich erfuhr, daß man mit dem Plane umging, mich zu excludiren. Doch alles das geschah hinter meinem Rücken, denn zu ihrem Leidwesen besaß ich das, worin aller Geist und alle Achtung des Studentenlebens sich concentrirt: ich schlug eine „verteufelte" Hakenquart und hatte noch jeden meiner Gegner von der Mensur abgeführt, ohne selbst nur eine Schramme im Gesicht aufzuweisen.

— — — — — — — — — — — — —

So ging der Sommer mir im fast alleinigen Umgange mit Hohenbuch hin. Das war nicht die Freundschaft, von der ich einst, als ich nach Jena gekommen, geträumt, die uns verband, ein gewisses unausgesprochenes Letztes blieb scheidend zwischen uns, aber jedenfalls beruhte unsere Verbindung weit mehr auf geistiger Anknüpfung, als jemals es ein Anschluß an einen meiner burschenschaftlichen Genossen gethan. Mit Ausnahme Zechlin's, der mir ab und zu näher getreten war, als irgend ein Mensch bis dahin, doch er hatte Jena schon seit Semestern verlassen, um auf einer größern Universität Kliniken zu besuchen und dann sein Examen zu bestehen. Von den Uebrigen blieben mir die meisten, allmälig nun nachrückenden fremd; nur Zille nahm als Stammhalter des Burgkellers noch immer den nämlichen Platz ein. Er zählte jetzt wenigstens sechzehn Semester und war Einer von Denen, wie sich auf jeder Universität ein Exemplar vorfindet. Ich traf ihn selten mehr, es vergingen oft Monate,

ohne daß ich ihn sah, doch dann rief er mir jedesmal sein; „Prosit, Fuchs, was machst Du? Man sieht Dich ja nicht auf der Kneipe?“ im selben Tone zu, wie er es vor drei Jahren gethan.

So lange war's schon, daß ich mich in Jena aufhielt. Ich durfte mir das Zeugniß geben, daß ich arbeitsam gewesen und Dasjenige gelernt hatte, was ich in diesem Zeitraum erlernen sollte. Doch was ich da drunten erhofft, als ich zum erstenmal von der Schnecke in's Mühlthal hinunterstieg — wie manches Mal hatte ich es seitdem in anderer Stimmung gethan — hatte ich nicht gefunden. Der Zauberwind wehte lang' nicht mehr um meine Stirn, mit dumpfer Schwüle lag vor Allem der letzte Sommer ermattend und gleichgiltig über mir.

Die großen Ferien nahten heran, und bevor ich Abschied von Jena nahm, beschloß ich noch einige Punkte der weitern Umgegend, die ich durch Zufall nicht kennen gelernt, zu besuchen. Zu ihnen gehörte besonders Rudolstadt. Ein Sommermorgen weckte mich in erster Frühe und ich sprang schnell entschlossen auf, wie nur die Jugend es thut, an ihm meinen Plan auszuführen. Auf dem Wege durch die Stadt fiel mir ein, Hohenbuch zur Theilnahme aufzufordern. Wenn er mir auch nicht in Allem sympathisch war, hatte sein Unterhaltungstalent unterwegs doch für mich noch den früheren Reiz und mein Urtheil, das über ihn feststand, nannte ihn zwar etwas kühl und vornehm aristokratisch, aber von einer im Herzen edlen Gesinnung und regem Interesse an den mannigfachsten Verhältnissen der Welt und des Lebens, welche die Mehrzahl der Studenten, so lange verachtet, bis sie sich selbst in ihnen befindet und es zu spät ist, sich in ihnen ohne Nachtheil zu orientiren.

Der Herr Graf habe das Haus gestern Abend verlassen und sei noch nicht zurückgekommen, sagte das Mädchen, als ich in seine Wohnung hinaufstieg. Sie wandte sich grundlos kichernd ab und setzte, wie ich mich wieder entfernen wollte, hinzu: „Aber in etwa einer Stunde wird er hier sein.“

Ich drehte mich nochmals um. „Wohin ist er denn?“ fragte ich.

„Ich weiß es nicht“, versetzte sie, abermals albern lachend.

„Woher wissen Sie denn, wann er zurückkommen wird?“

„O ich denke es mir nur“, antwortete sie, „weil der Herr Graf in letzter Zeit öfter erst um die Stunde wieder hier ist.“

Ich ging verdrossen, wie das Scheitern eines Planes im ersten Augenblick zu stimmen pflegt Aber diese Stimmung vermochte sich nicht lange zu erhalten, als ich die Stadt verlassen und an der Saale hinaufschritt. Es war noch immer früher Morgen, der Thau lag rund um mich her blinkend im Grase und auf den Zweigen des Gebüsches, in dem die Vögel piepten. Bald murmelnd, bald lauter plätschernd zog die Saale mir entgegen, die Lobdaberge glänzten im Frühlicht.

„Auf den Bergen die Burgen,
In dem Thale die Saale
Und im Städtchen die Mädchen
Einst Alles wie heut' —“

Ja, die Burgen blickten noch ebenso von den Bergen herab, wie damals. Ebenso noch, wie sie vor vierzig Jahren meinen Onkel Roderich angeschaut und vor hundert Jahren seine lang' verschollenen Vorgänger ebenfalls.

In ihnen blieb ein ewiger, unalternder Reiz, um ihre zerfallenden Flügel, aus ihren kühlen Mauerspalten wehte da droben auf der Höhe noch immer der Zauberwind und lispelte die Geheimnisse der Vergangenheit an das Ohr, das ihnen lauschte. Da droben!

Ich aber schritt unten durch's Thal —

„Im Thale die Saale
Und im Städtchen die Mädchen."

Es kam mir wieder wie ein bitteres Lachen herauf. Sie mochten auch „einst alle wie heut'" gewesen sein, es geschah ja nichts Neues unter der Sonne. Und so hatte es auch wol schon einmal, schon manchmal vielleicht ein Mädchen im Städtchen oder unfern von demselben gegeben, dessen Antlitz mit den märchenhaften Augen so traumhaft in die Welt hinaussah, als habe der Zauberwind es aus den Tiefen seiner eigenen Sehnsucht heraufgeküßt, und das doch unter dem Himmelslicht und Duft, der es umwob, ein erbärmliches Geschöpf war, ein verächtliches Alltagsding, eine Diebin — vergangen schon lang' im Herzen, wie die alten Ruinen droben im Leben —

Mit geschlossenen Augen schlenderte ich fort, mir war plötzlich, als höre ich einen Wagen neben mir, und er rollte vorbei, und auf ihm leuchtete im Sonnenglanz lichtbraunes Haar, gegen einen dunklen Fichtenwald abstechend, das mir seltsam bekannt erschien. Hastig öffnete ich die Augen — ja, ich fühlte, daß ich sie öffnete, denn ich hatte im Gehen geträumt. Alles war mittagsstill und einsam um mich her, wie zuvor, nur der Weg spaltete sich jetzt, zur Linken am Flußufer entlang, rechts auf eine mäßig hohe, doch steil abfallende Felswand hinaufführend. Das Ganze gemahnte völlig an Dornburg, drunten lag ein Dorf, durch das die Landstraße sich hinzog, oben ein Städtchen mit braunen Dächern, fast wie eine langgestreckte, vielgezinnte Burg vom Gipfel in's Thal hinabschauend. Es mußte Orlamünde sein, einst vielgenannt, der Ursprung eines stolzen Geschlechts, jetzt abseits vergessen auf zwecklos gewordenem Felsrand, der den Verkehr des Lebens drunten an ihm vorbei lenkte. Beide Straßen führten nach meinem Ziel, nach Rudolstadt, es konnte keine Frage sein, welchen ich einschlug, obwol die schattenlos glühende Sonne beim Bergansteigen fast die Glieder zu lähmen schien und öfteres Innehalten erzwang. Dann trat ich in die eine Gasse, die am Abhang hingedehnt das Städtchen bildete, ein. Kein Mensch war in ihr zu sehen, kein Kopf auch an den Fenstern. Wie ausgestorben lag Haus an Haus, nur ein Brunnen plätscherte eigenthümlich; in der Mitte des Ortes deutete eine weit geöffnete Thür das ersehnte Wirthshaus an. Ich ging hinein und trat in die Gaststube, sie war leer, ebenso das Zimmer gegenüber. Nach hinten schreitend, rief ich, es kam keine Antwort. Die Küche, Kammern, die ich

öffnete, Alles war menschenlos, ausgestorben wie ganz Orlamünde mir erschienen. Es überkam mich mit einem Schauer und heut' noch, wenn ich Orlamünde's gedenke, liegt es in brütender Mittagsgluth wie eine Stadt der Todten auf dem einsamen Gipfel vor mir. Wo seine Bewohner gewesen, habe ich nie erfahren; klingt sein Name mir im Gedächtniß herauf, ist's mir immer noch, als habe es keine, sondern nur gleich den Burgruinen umher vor Jahrhunderten einmal Menschen beherbergt und liege, von der Mitwelt, von der Zeit selbst und vom Sturm und von Allem vergessen, an der öden Felswand und nur der Brunnen plätschere noch verzaubert die Geschichte der Grafen von Orlamünde

Auch eine Hinterthür des Gasthauses, die zunächst auf einen von etlichen Bäumen überwölbten schattigen Raum hinausführte, stand offen. Vielleicht befanden die Hausbewohner sich im Garten; ich durchschritt die Baumreihe — Niemand. Wo der Schatten aufhörte, fiel die senkrechte Sonne blendend und brennend herab, daß man auf den ersten Blick nichts als Strahlenkränze gewahrte. Dann schweifte das Auge über ein schmales Vorland weit in's Saalthal. Dort, stromauf, das weißschimmernde Schloß, das in der Ferne vor dunklem Hintergrund aufragte, mußte Rudolstadt sein — ich stand, meine nächste Umgebung vergessend, eine Weile und schaute, das Auge mit der Hand schattend, hinüber. Nun fiel mein Blick wieder auf das Vorland, an dessen Schattengrenze ich stand. Es war ein wildwucherndes Gärtchen, dessen hie und da nackt zu Tage tretender felsiger Untergrund mühsam für Vegetation umgeschaffen war, zur Hälfte nur von Menschenhand, zum größern Theil von der langsam verwitternden Macht der Zeit. Ein süßbetäubender Duft lag unbewegt über dem kleinen sonnenheißen Raum, den man erst empfand, wenn man die Schattengrenze überschritt. Das Blumengeranke überzog die Wege, man sah, daß selten ein Fuß den seines Bodens halber für Nutzpflanzen nicht verwerthbaren Platz betreten mochte; nur die Tagschmetterlinge der ganzen Bannmeile von Orlamünde schienen sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben und wiegten sich wie lebendige Mosaik über der nicht minder bunten, doch regungslosen der zahllosen Kelche und Dolden.

Seitwärts, nach rechts und links, lief das Vorland, sich allmälig verschmälernd, ohne Abtrennungen an der Rückseite der Nachbarhäuser hin; nach vorn jedoch mußte es vor der steil abfallenden Felswand begrenzt sein, auf der das ganze Städtchen lag. So genügte ein Blick, um zu zeigen, daß sich auch hier kein menschliches Wesen befand und ich wandte den Kopf von der Aussicht, um in's Haus zurückzukehren, als es mir war, wie wenn am Ende des Sonnenraumes, wo die Blumen dichter noch als umher sich über einer vorspringenden Zacke zusammenlegten, sich etwas geregt habe. Etwas wie ein großer, goldener Falter, aber doch größer und goldiger, als daß es ein solcher zu sein vermochte. Wie ich aufmerksam die Augen auf die Stelle richtete, war jedoch Alles wieder verschwunden und unbelebt wie zuvor.

Fast willenlos, mechanisch bewegte ich mich indeß vorwärts auf die

Stelle zu — dann sprang ich hastig, das Blumengerank, das meinen Fuß umklammerte, gewaltsam zerreißend, weiter und faßte, mich besinnungslos halb über die Felswand hinausbeugend, den Arm eines Kindes, das die kleine Hand begehrlich nach einer rothglühenden Steinnelke ausstreckend, in Begriff stand, in den Abgrund, auf die Dächer des Dorfes unten hinabzustürzen.

Es war ein ganz kleines Mädchen mit goldblondem Haar, höchstens zwei Jahre alt, anmuthig und kostbar gekleidet, wie der Anblick der Häuser von Orlamünde es kaum erwarten ließ. Das Haar, das meinen Blick auf sie gelenkt und ihr das Leben gerettet, fiel ihr schon lang auf den Nacken, mit den großen Augen sah sie mir verwundert in's Gesicht, während ich sie noch erschrocken und freudig zugleich betrachtete. Dann deutete sie sorglos eifrig auf die Blume: sie konnte das Wort noch nicht aussprechen, sondern brachte nur einen ungefähr verständlichen Laut hervor, und es war wiederum fast willenlos mechanisch, daß ich ihrem Verlangen nachgab und mich abermals über die Felswand hinausbückte. Es geschah offenbar mit Gefahr, wenn das morsche Gestein losbröckelte, doch jetzt dachte ich nicht daran, bis ich die Steinnelke mit der Hand erreicht und gepflückt hatte. Frohlockend nahm die Kleine den Gegenstand ihrer Wünsche und ich fragte sie nun, ihr schmales Händchen wie in unwillkürlicher Angst festhaltend, daß sie sich noch einmal in Gefahr begeben könne: „Wie heißt Du? Woher bist Du?"

Sie schüttelte lachend den Kopf, daß ihr das Haar wieder groß und goldig um die Schläfen flog und antwortete: „Mama, Papa."

„Und wer ist Deine Mama, wie heißt sie?" fragte ich.

„Beatrix!" rief in diesem Augenblick eine männliche Stimme mit komisch klingender Betonung der ersten Silbe.

Ein Bedienter oder Kutscher in Livrée kam suchend von der Rückseite eines der Nachbarhäuser hergelaufen und stürzte, wie er uns erblickte, auf uns zu.

„Wo bist Du hingelaufen! Deine Mama und wir Alle suchen Dich!" rief er, das Kind auf den Arm nehmend und ohne mich zu beachten. „Die Pferde sind schon angespannt, wir sollen fort!"

Es kam wie Schmerz über mich, daß ich die Kleine, die mir das Leben dankte, in der nämlichen Minute auf niemals Wiedersehen von mir lassen sollte, und auch sie sträubte sich und rief halb weinend: „Nein — nein! da!" und streckte die Arme nach mir aus. Doch ehe ich ein Wort von der Gefahr, in der sie geschwebt, zu sagen vermochte, hatte der Diener sich mit ihr entfernt und verschwand um eine Ecke.

„Beatrix", murmelte ich, ihr nachblickend, „Du trägst den holden Namen mit Recht, wenn Deine Eltern es auch noch nicht ahnen konnten, als sie ihn Dir vielleicht in eitler Anwandlung verliehen. Wem wirst Du einst „die Beseligende" sein? Sei glücklicher als ich, Beatrix! Auf Nimmerwiedersehen!"

Träumerisch ging ich unter die Bäume zurück, durch das Haus, das noch immer menschenlos war, und weiter auf die Straße, durch das

verzauberte Orlamünde wieder, gen Rudolstadt hinab. Die Sonne brannte noch so heiß, wie da ich gekommen, und ich ging wieder geschlossenen Aug's, als ich an den letzten Häusern vorüber war, bergunter. Dann erschütterte ein Rollen den Weg auch wie damals und ich öffnete die Lider —

Nein, diesmal war es kein Traum. „Platz!" rief eine Stimme, die ich schon vor Kurzem einmal gehört, hinter mir, ich wich mechanisch aus der Mitte der Straße zur Seite und der weiße Wegstaub wirbelte von den Rädern eines Wagens wolkenartig über mich hin. Einen Moment war es mir wie eine Vision vor weitgeöffneten Augen, denn lichtbraunes Haar flatterte sonnbeglänzt gegen den dunklen Hintergrund der Föhren am Wegrand, wie ein himmelblauer Schmetterling leuchtete eine Uniform neben der Dame, die im Wagen saß und ein goldblondes Kind auf dem Schooß hielt, das eine rothe Steinnelke fest mit den Händen umklammerte und, allein von den Insassen des Wagens mich wahrnehmend, mir lächelnd mit der leuchtenden Blume zuwinkte. Dann war Alles vorüber, den Berg hinabgebraust, in weiße Wolke gehüllt, und ich stand starr und sah ihr nach —

Es war die kleine Beatrix auf dem Schooß ihrer Mutter, und das Kind, das ich gerettet, war die Tochter Emiliens — — — die Tochter Derjenigen, die ich einst geliebt mit jener rührenden Liebe, die man „Schülerliebe" nennt und von der ich getäuscht wurde.

Der Wagen rollte schon weit drunten im Saalthale, als ich meinen Weg fortsetzte. Ich fühlte, daß mein Herz heftig klopfte, aber ich wußte nicht, was ich empfand. Ich war nicht traurig und nicht froh; meine Füße gingen die Straße hinab, mein Kopf wanderte weit durch Raum und Zeit. Weit und ziellos, bis er müde war und die Füße zwang, sich in das hohe Gras am Wegrand zu setzen.

Drunten im Thal war's schon, wo die große Landstraße sich wieder mit dem Weg von Orlamünde herab vereinigt hatte. Ich horchte gedankenlos auf das Rollen des Wagens, das, immer leiser werdend, in der Ferne erstarb. Sie fuhren nach Rudolstadt, ohne Zweifel, und übernachteten dort. Sollte ich meine Absicht aufgeben oder mich der Gefahr aussetzen, dort mit ihnen zusammenzutreffen, vielleicht in dem nämlichen Gasthof?

Warum nicht? Der Gefahr? Was für eine Gefahr lag denn darin? Nicht um Emilien's willen hatte mein Herz unruhig geklopft, ich fühlte es jetzt ruhig und deutlich. Ein Moment des Lebens war es gewesen, in dem das Herz wie von einer unsichtbaren Hand berührt, aus seiner Bahn gelenkt, plötzlich innehält und dann alle Täuschungen, die ihm widerfahren sind, in hastig zuckende Schläge zusammenfaßt. Das war's, sonst nichts.

Ja doch, Eins noch war's, das mich trieb, meinen Weg fortzusetzen. Ich hätte die kleine Beatrix gern noch einmal am Händchen gefaßt, sie mit einem leisen Segenswort unbemerkt einmal auf die Stirn geküßt —

Ich sprang auf — kam der Wagen wieder zurück? Das Rollen verstärkte sich unverkennbar abermals, doch ein schärferes Hinhorchen

ergab, daß es thalab, von der andern Seite her ertönte, und ich schritt eilig vorwärts. Der Wagen mit lärmenden Stimmen kam schnell hinter mir drein und ich ging wieder langsamer, um ihn möglichst bald an mir vorüberzulassen. Da schrie es plötzlich dicht neben mir:

„Wellhof! Treu, meiner Seel'! Halt, Zeinereck!"

Ich sah mich betroffen um. „Per Jovem et bovem, Fuchs!" rief Zille's Stimme vom Wagen, „es ist famos, daß wir Dich treffen. Steig' auf, 's ist just noch ein Platz. Nuptias facimus, wir machen Hochzeit, da ist jeder Gast geladen. Aber vorher einen Schluck da an der Ecke, der Staub ist heut' so trocken wie ein Colleg."

Ein Entrinnen war nicht möglich. Obwol ich kaum durch das Band lockerster Verbindungszugehörigkeit mit den Leuten mehr zusammenhing und vielleicht mit Manchem von ihnen seit Jahr' und Tag kein Wort gesprochen, so war ihr Entzücken, allerdings wol durch zahlreiche Frühschoppen in Kahla erhöht, mich hier in der Fremde anzutreffen, so gewaltig, daß an ein gutwilliges Fahrenlassen meiner Person nicht zu denken war. Sie waren schon lärmend vom Wagen gesprungen und zogen mich nach dem an der Straßenecke liegenden, noch zum Dorf gehörigen Wirthshaus mit. Ich hörte im Anfang kaum, was sie durcheinander schrieen, denn ich mußte erst aus einer andern Gedankenwelt, die im schrillsten Gegensatz zu dem Allem stand, gewissermaßen erwachen. Zille hatte seinen Arm in meinen gehakt und ging neben mir. Etwas unsicher, wie ich fühlte, und auch seine Stimme klang etwas unsicher, ja in unerhörter Weise fast sentimental. Ich hatte erwogen, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls auf dem Wege nach Rudolstadt sein würden, und daß ich am Klügsten handelte, ohne Widerstand mit ihnen dorthin zu fahren und zu versuchen, mich nach der Ankunft durch List von ihnen frei zu machen „Wohin fahrt Ihr denn eigentlich?" fragte ich.

Zille seufzte: „Zur Schlachtbank, wenigstens ist's mir so." Doch ein Anderer rief: „Die Wassermaus giebt heut' Hochzeit in Rudolstadt und wir wollen bei ihr einfallen."

„Zechlin?" stieß ich verwundert aus, „mit der Wirthstochter von Kunitz?"

„Ja — muß selber nun Philister sein", schluchzte die Tonne an meinem Arm schwankend — „ade! ade!"

Ich hatte im letzten Jahr' kaum etwas mehr von Zechlin gehört. Nun stand er plötzlich mir wieder vor Augen, als am Ziel seines Strebens angekommen — das Mädchen, das er liebte, das ihm treu gewesen, am Herzen — am einfachen und doch höchsten Ziel des Glücks. Mit sonderbarem Schauer überlief mich's, ich wandte mich ab, denn ich fühlte, daß mir Thränen in's Auge traten.

„Ja, 's ist eine traurige Geschichte, Fuchs", wiederholte Zille neben mir, „hol's der Teufel, aber einmal kommt's —"

„Was?" fragte ich gedankenlos.

„Ach, Du weißt's noch nicht, Fuchs", versetzte er, seinen Arm gerührt um meine Schultern schlagend. „Nicht wahr, Treu, wir sind

immer gute Kameraden gewesen? Nun ist's vorbei, Alter, es geht mir wie der Wassermaus, ich mache auch meinen letzten Gang und muß in's Philisterium."

Sein Kopf fiel mit dicken Thränen mir ebenfalls auf die Schulter. Ein schallendes Lachen erhob sich: „Die Tonne hat's Elend vom Kahlaer Bier!"

Wir waren an das Wirthshaus gelangt und der Wirth hatte bereits Bier gebracht. „Trink's, Fuchs!" rief Zille, aus der Rührung plötzlich zur Lustigkeit wieder überspringend. „Dabei fällt mir ein, Treu", und er wandte sich, in die Brusttasche greifend, zu mir: „dabei fällt mir just ein, daß Du mich nie um die Moneten getreten hast, die Du mir einmal gepumpt. Höllisch nobel war's von Dir, alter Kerl —"

„Ich?" sagte ich, ihn verwundert ansehend.

Er fiel wieder in gerührte Stimmung. „Weißt Du's nicht mehr? Du kamst just vollgespickt vom Alten! 'S war scheußlich nobel von Dir! Komm, ich geb' Dir heut' noch einen Kuß dafür!"

Ich staunte ihm angstvoll in's Gesicht, eine dunkle, dunkle Erinnerung kam mir zum erstenmal nach drei Jahren wieder.

„Ich?" wiederholte ich nochmals athemlos.

„Thu' nicht so!" antwortete er, mich umarmend, „Du weißt ja, den ersten Abend wie Du als Pennal zu uns auf die Kneipe kamst, die fünfundzwanzig Thaler, in der Nacht draußen vorm Burgkeller, als Du das große Horn getrunken. Entsetzlich nobel war's, Treu, daß Du mich nie getreten, freilich ich hätt's auch nie gehabt. Aber jetzt hab' ich's, da — das Gold ist nur Chimäre, Papier thut's auch!"

Er warf einige Banknoten vor mich auf den Tisch. Mir wollten die Kniee brechen, ich hatte mich wie betäubt auf einen Stuhl gesetzt und starrte darauf. Was um mich geschehen, weiß ich nicht; ich trank wol mit und schwatzte und wartete, wie trunken im Kopf, auf einen Moment in's Haus zu gehen und durch die Hinterthür hinaus, geduckt an einem Rain entlang, fort — fort —

Nicht nach Rudolstadt — zurück nach Orlamünde, und wie trunken durch die Straße, von der ich nichts sah, nach Kahla an dem rauschenden Wasser entlang und weiter. Die Füße brannten mir von dem langen Weg des Tages, doch zum erstenmal seit Jahren kam der Zauberwind von den Bergen wieder herab in's Thal und wehte heiß und kalt um meine Stirn. Der Abend kam und immer hastiger ging ich. Bei Lobeda über die Brücke auf's andere Ufer der Saale — da lag der Hausberg, vom letzten Strahl umglüht, mit röthlichem Gipfel. Wie lang war der Weg um die öden Sandberge, und doch — jetzt schon da? War das schon Ziegenhain?

Auch dort war ich seit Jahren kaum gewesen. Was wollte ich heut', jetzt plötzlich dort? Ich wußte es nicht, ich hatte keine Gedanken. Tiefer, kühler Schatten lag schon über dem Thal, die Häuser des Dorfs, im Grün versteckt, waren kaum mehr sichtbar. Am Eingang mußte ich stehen bleiben, ich konnte vor Herzklopfen nicht vorwärts.

„Beatrix", sagte ich leise, „war das Dein Dank, Du Beglückende?" Aber es war kein goldblondes Haar, das mich über großen Kinderaugen dabei anschaute. Kinderaugen waren es auch wol und groß, doch blau wie Kornblumen und märchenhaft wie ein stiller Bergsee.

Scheu und vorsichtig, wie ein Verbrecher, schlich ich zwischen den Häusern hin. Die Fenster der Burschenschaftskneipe waren dunkel und Alles geräuschlos, es mußte Niemand von der Verbindung anwesend sein. Doch ich ging nicht in die Hausthür, sondern bog ab und sprang an der Rückseite durch eine Zaunlücke, der ich mich noch entsann und die ich noch ebenso vorfand, in den Garten. Auch hier war Alles still. Durch die lautlosen Gänge, zwischen dem Gebüsch durch, ging ich auf den Zehen. Mir war's nicht wie Nacht, sondern als läge Frühlingssonnenlicht auf Allem, im Ohr klang's mir wie Bienengesurr, und Syringenduft wogten um mich her.

Nein, die Syringen waren längst abgeblüht, der Schnee hatte sich darüber gelegt, war zergangen und wieder gekommen. Auch jetzt war es nicht mehr Frühling und die Syringen abermals längst dahin, doch ein anderer Duft von Hochsommerblumen lag über dem dunklen Garten, stärker, berauschender.

Ja mir war's wie im Rausch, schon seit heißer Mittagsstunde, als ob ein fremder, glühender Wein um den andern mich durchfluthet habe. Immer mehr nahm es zu, ich zitterte wie im Fieber und fühlte mich doch kühn wie nie.

Das war's, das wollte ich, ich wußte es jetzt. Kühn und entschlossen, die lange, heimliche Schuld, die jener erste Rausch über mich gebracht, offen zu bekennen und zu sühnen. Ich selbst zwar war es, den er drei Jahre hindurch am härtesten gestraft hatte, denn wie ein Blitzstrahl hatte es mich durchfahren, daß mir das Märchen seit jenem ersten Morgen gut gewesen sei, und ebenso war ich es ihr immer geblieben, all' die Jahre lang, und nur die sinnlose, die ruchlose Anklage, welche ich unbedacht, frevelhaft gegen sie erhoben, hatte ihr liebliches Bild in mir zurückzudrängen vermocht, wenn es kam und mich vorwurfsvoll stumm mit den Veilchenaugen anblickte. Wie bitter mußte sie gelitten haben, mich hassen, mich verachten!

Nein, auch das wußte ich jetzt plötzlich, auch das traumhafte Räthsel, das mir seit jener Nacht, die ich an Hohenbuchs Seite hier durchwacht, oft noch wie Märchen über den Sinnen lag, war gelöst. Sie war die Traumerscheinung gewesen, die, als ich todtmüde eingeschlafen, meine Pflicht für mich gethan, die ich im Mondlicht mir gegenüber gesehen, die mich nachher noch im Sonnenlicht mit süßer, namenloser Sehnsucht umschwebt — wie sie es noch heut', noch jetzt, herzklopfender denn je, that.

Noch zwei Schritte und ich mußte an der Rasenbank sein.

Da kam ein schluchzender Laut vor mir aus dem Dunkel. Ich hielt erschreckt inne, ein Zweig krachte leise unter meinem Fuß und eine weibliche Gestalt fuhr von der Bank in die Höh'. Sie wollte auf das Haus zufliehen und ich rief besinnungslos: „Hannchen!"

„Wer sind Sie?“ fragte ihre Stimme ängstlich zurück.

Ich sagte es ihr und eilte auf sie zu. Ich faßte ihre Hände und wiederholte: „Ich bin es, ich bin gekommen, Ihnen Abbitte zu thun, Hannchen, für drei Jahre, für eine Abscheulichkeit, für Etwas, das Sie mir verzeihen müssen, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll.“

Sie ließ mir lautlos ihre Hände, ließ sich wieder auf die Rasenbank niederziehen, auf der ich sie schluchzend angetroffen, in Thränen ohne Zweifel um dasselbe noch, was mich wie trunken von Orlamünde hiehergebracht. Ich erzählte ihr Alles, doch sie gab keine Antwort. Nur als ich verzweiflungsvoll sagte: „O wäre das nicht geschehen!“ wiederholte sie, bitterlich weinend: „O wäre das nicht geschehen!“

„Es ist bei Ihnen — es ist bei Dir, Hannchen, es ungeschehen zu machen. Vergieb es mir, ich habe Dich immer lieb gehabt, trotzdem; ich fand nur nicht den Weg zu Dir durch meine eigene Verwirrung. Seit heut' erst stehst Du wieder so rein und schuldlos vor mir, aber ich fühle es, auch ohne Das hätte ich zu Dir zurück gemußt, ich hätte doch gedacht, Du seist nur einmal verirrt, und echte Liebe kann Alles sühnen — kann sie auch Alles verzeihen?“

Ich hatte mich vor ihr auf die Knie geworfen und hielt ihre Hände und küßte sie. Sie athmete tief und angstvoll und fragte mit sonderbarem Klang: „Kann sie Das? Kann Liebe Das?“

Dann schrie sie plötzlich zweimal auf: „Nein! Nein! Es ist zu spät!“ und sie stieß mich heftig von sich und stürzte durch's Dunkel fort. Ich eilte ihr nach und rief ihren Namen, doch sie lief wie ein Reh und erreichte die Gartenthür des Hauses vor mir.

„Was giebt's, Kind? Hast Du Gespenster im Garten gesehen?“ hörte ich die Stimme des „Schuhu's“ auf dem Flur fragen, „Du siehst ja so weiß wie die Kalkwand aus.“

Ich wagte nicht, besonders nach dieser Frage nicht, ihr in's Haus zu folgen. Konnte, wollte sie mir nicht mehr vergeben? Sie hatte das doppelte „Nein“ so schrill herausgestoßen, das „Es ist zu spät“, so bitter gesprochen, und doch hatte sie geduldet, daß ich sie zu mir auf die Bank zog, ihre Hände hielt und küßte. Herzklopfend harrte ich draußen zwischen Furcht und Hoffnung. Im Wohnzimmer des Alten brannte Licht, der Schein fiel in den Garten hinaus, daß ich mich nicht dicht an's offne Fenster hinan wagte. Nur von fern sah ich das Mädchen manchmal durch die Stube gehen, um ihrem Vater, der behaglich in einer Ecke saß, seine kurze Pfeife rauchte und in einem abgegriffenen Buche las, das Glas neu zu füllen. Dann war's, als ginge sie mit geschlossenen Augen wie eine Nachtwandelnde; ihre Hand griff manchmal nach einer Stuhllehne im Vorübergehen und hielt sich einen Moment an derselben fest. Endlich stand der Schuhu auf und sagte ihr, das Fenster schließend: „Gute Nacht. Gehst Du noch wieder in den Garten heut! Hanne?“

Sie antwortete leise: „Nein, ich bin müde“, und nahm ein Licht und verschwand nach der Treppe zu, während drunten Alles dunkel ward. Es dauerte ziemlich lange, eh' das offene Fenster in ihrem Schlafzimmer

sich erhellte; sie setzte eintretend das Licht auf den Tisch und kam langsam und lehnte sich in den Garten hinaus. Ich konnte den Ausdruck ihres Gesichtes jetzt nicht unterscheiden, da es völlig im Schatten lag, nur an der Haltung des Kopfes gewahren, daß sie regungslos zum Himmel emporblickte. Doch allmälig faßte ich Muth und rief flüsternd ihren Namen, aber sie schien es nicht zu hören, denn ihre Stellung blieb unverändert. „Hannchen!“ wiederholte ich nun halblaut und sie fuhr zusammen, ihre Stirn senkte sich und sie entgegnete mit bebender Stimme: „Nein, nie mehr! Geh', ich komme nie mehr!“

„Nur einmal, Hannchen“, bat ich, „daß ich Ihnen sagen kann —“

Jetzt schrie sie plötzlich auf: „Gott im Himmel!“ und griff nach dem Fenster, als wolle sie sich daran halten; dann klirrten die Scheiben zu und das Licht erlosch. Wie lange ich noch drunten gewartet, weiß ich nicht; zum Tode müde an Kopf, Herz und Gliedern streckte ich mich endlich auf die Rasenbank, auf der ich sie im Dunkel angetroffen, auf der ich vor drei Jahren schon einmal in den Maienmorgen hineingeschlafen. Drei Gedanken, oder Bilder vielmehr, denn ein Denken umschlossen sie kaum, drängten sich mir vorüber und gestalteten sich allmälig zu wundersamer Trinität. Zechlin, der so oft an meiner Seite gesessen, die ausgelassensten Dinge mit mir vollführt, der Einzige meiner Jenenser Genossen, an dem mein Herz noch hing, er stand mit seiner jungen Frau am Arm auf einem röthlich bestrahlten Gipfel und winkte mir. Beide sahen sehr glücklich aus und er sagte mit seinem hübschen Lächeln — obgleich ich weit unten stand, hörte ich es doch genau, wie aus nächster Nähe gesprochen: „Glaubst Du, ich würde glücklicher sein, wenn sie eine Fürstentochter statt einer Wirthstochter wäre?“ Dann lachte er laut und rief in alter Weise: „Prosit! Jung gefreit hat Keinen gereu't.“ Und plötzlich stand Hannchen neben ihm und sah mich regungslos an, nur ihre Hand bewegte sich ganz leise, wie ein weißes Blatt in der Zugluft, und ein goldenes Etwas, das ich nicht erkennen konnte, schimmerte zu ihren Füßen zwischen dichtem Blumengerank hervor. Es regte sich und ward größer, und unwillkürlich sagte ich: „Beatrix“, und da stand die Kleine, eine rothe Nelke in der Hand haltend, und rief, sich an Hannchens hellem Kleide festklammernd „Mama — da, Mama —“

Es waren keine Gedanken mehr, sondern Traumbilder, und ich rief: „Warte — bleib', ich komme, ich bin da!“

Und wie an jenem Maimorgen rollte ich erwachend von der Rasenbank in's Gras. Doch wie ich zur Besinnung gelangte und aufstand, schien die Sonne nicht, nur ein fahles Tagesgrauen lag noch über dem Garten, meine Kleider waren thaufeucht und mich fröstelte. Stundenlang ging ich auf und ab, bis es heller und heller und mein Herz freudig und ruhig ward. Ich wußte jetzt Alles, was ich sagen wollte, wenn der Augenblick käme, und er kam, denn die Gartenthür des Hauses öffnete sich und Hannchen trat heraus, um in einem Kruge Wasser von der Quelle zu schöpfen.

Sie dachte offenbar nicht daran, daß ich noch anwesend sein könne,

gedankenvoll ging sie in ihrem Morgenkleide, stillen Gesichtes, doch im kalten, ungünstigen Frühlicht so frisch-duftig wie der Thau in den Kelchen. Nun trat ich ihr hinter dem Gebüsch hervor in den Weg, ihrer Hand entfiel das Gefäß auf den Rasen und sie blickte mich regungslos an, wie ich sie im Traum gesehen. Doch auch mir entfiel Alles, was ich zu sagen gedacht, und ich stotterte nur: „Hannchen, zürnen Sie mir noch immer?“

„Sie, noch hier?“ brachte sie endlich über die Lippen.

„Ich habe wieder einmal auf der Rasenbank geschlafen“, antwortete ich, „aber Sie sind nicht gekommen, um mich zu wecken.“

Nun sah sie mich ängstlich an. „Mein Gott, wie blaß sind Sie! Sie werden krank — “

„Ich wollte in Deiner Nähe bleiben, Hannchen“, fiel ich ein, „und es hat mir so schön geträumt, daß ich mich gesünder fühle als je.“

Sie stand antwortlos, ich sah nur, daß ihre Brust unter dem Kleide wogend auf und nieder ging und ich faßte ihre kalte Hand, die sie mir überließ. Da klirrte es wieder an der Thür und es war zu spät.

„Ich schreibe Dir und bringe Dir heut' Abend um zehn Uhr den Brief hierher an die Rasenbank“, flüsterte ich, „leb' wohl!“

An der Ecke des Gartens wandte ich mich um, sie stand noch auf demselben Fleck und sah mir starr nach. Dann war ich in Jena, das mich fremdartig anblickte, als sähe ich es zum erstenmal. Zu Hause setzte ich mich an den Tisch und schrieb sogleich den Brief, eine Seite um die andere, Alles was mir geträumt, was ich wachend noch weiter träumte. Daß mein ganzes Leben fortan den Inhalt haben werde, die Schuld, den Frevel, den ich an ihr begangen, zu sühnen; daß ich eher meine Augen und Ohren der Lüge zeihen würde, als einen Zweifel, den geringsten selbst, in sie setzen. Thorheit und unverständliche Dinge schrieb ich dazwischen. Von Zechlin und seinem Glück, von der kleinen goldhaarigen Beatrix; daß ich schon einmal, die Mutter derselben, geliebt und doch jetzt erst erkannt, was Liebe sei; daß sie mir vergeben möge, wie ich Emilie die Täuschung vergeben, welche sie an mir geübt. Ich strengte alle practische Gedankenfähigkeit meines Kopfes an und rechnete heraus, daß wir spätestens in zwei Jahren zu heirathen im Stande seien — jede Seite des Bogens war am Rande dicht umschrieben, als ich den Brief schloß und zierlich die Aufschrift „An Hannchen“, darauf machte. Dann kam Todesmüdigkeit über mich, ich fiel auf dem Sopha, darauf ich gesessen, zurück und in unbezwinglichen Schlaf, aus dem mich erst spät am Vormittag ein Geräusch im Zimmer weckte. Wie ich noch schlaftrunken die Augen öffnete, stand Hohenbuch vor mir am Tisch.

Er hatte sich über den letzteren gebückt gehabt und sah, im Moment meines Erwachens aufblickend, mir scharf in's Gesicht. Ich sprang, mich entschuldigend, auf; wie ich ihn begrüßte, hatten seine Züge ihren gewöhnlichen Ausdruck wieder angenommen, so daß mir der vorherige als ein Rest meiner Traumverstörung erschien.

„Sie waren gestern bei mir und verfehlten mich“, sagte er, „und

weshalb mir am Nachmittag das Nämliche bei Ihnen geschah, errathe ich jetzt."

Er lächelte etwas matt mit den Lippen und deutete auf den Tisch, indem er hinzusetzte:

„Man muß Briefe mit so verfänglichen Adressen nicht offen liegen lassen. Doch wenn man es einmal gethan, ist es auch Pflicht einem Freunde offen zu sagen, Wellhof, an wen derselbe gerichtet ist."

Er betonte die Worte „einem Freunde", und ich fühlte, daß er Recht hatte, und fühlte, daß ich trotz dem festen Entschluß, den ich selbst gefaßt, mich durch den Rath und die Theilnahme eines Freundes noch befestigter fühlen würde. Er aber war der Einzige in Jena, den ich so nennen konnte, von dem ich Antheil erwarten durfte, und nach einer kurzen Pause verlangte ich sein Ehrenwort, was ich ihm sagen würde, als Geheimniß zu bewahren. Wie er es bereitwillig gegeben, erzählte ich ihm Alles. Bei meinen ersten Worten trat er an's Fenster und blickte, mit der Hand auf der Scheibe spielend, hinaus, doch ich dachte nicht daran, daß meine Ausführlichkeit ihn langweilen könne, und sprach rastlos, allmälig mit jedem Wort das Herzklopfen wieder in mir steigernd, bis zum Ende.

Er schwieg noch immer, als ich fertig war, mit einer gewissen Zaghaftigkeit fragte ich endlich direct, was er meine? Nun drehte er hastig den Kopf und fragte:

„Wie sagten Sie? Sie haben also die ernsthafte Absicht, Hannchen — das Mädchen meine ich — zu heirathen?"

Ich nickte stumm und erwartungsvoll. Er dachte noch einige Augenblicke nach, dann versetzte er:

„Wenn Sie meinen Rath wünschen, so ist es der. Da sie doch im Augenblick noch nicht zu heirathen fähig sind, so versichern Sie sich des Mädchens, das, wie mir aus Ihrer Erzählung hervorgeht, offenbar Zuneigung zu Ihnen hat, und das — ich habe es allerdings nur einigemal flüchtig gesehen — wenn ich mich nicht irre, ungewöhnlich hübsch ist, also leicht einen Antrag erhalten kann, dem der Vater zustimmt. Sie müssen deshalb den Letztern und das Mädchen zugleich nöthigen —"

Ich verstand ihn nicht. „Ja, aber wie?" fragte ich.

„Nun, ich denke, das ist Ihre Sache", lächelte er. „Veranlassen Sie den Vater, daß er Ihnen seine Tochter verlobt und dann gehen Sie, wenn ich Ihnen rathen soll, ohne Ihrem Onkel etwas davon mitzutheilen, auf eine andere Universität, beenden Ihre Studien, kommen examinirt zurück und heirathen Ihre Braut."

Daß ein Anderer diesen Gedanken als etwas Ausführbares gelassen aussprach überwältigte mich so, daß ich seine Hand ergriff und sie in überwallender Seligkeit krampfhaft preßte. „Ich wußte es, Sie sind ein treuer Freund, Hohenbuch", sagte ich, „dem ich mich anvertrauen durfte, mußte —"

„Verlassen Sie sich darauf", erwiederte er, „und theilen Sie mir immer mit, was sie beabsichtigen und thun. Wenn ich Ihnen nützen kann —"

Er drückte meine Hand wieder und verließ mich, da er einen unaufschiebbaren Besuch abzustatten hatte. Ich blieb glücktrunken zu Haus, öffnete den Brief an Hannchen noch einmal, schrieb, wo sich Raum fand, noch etwas an den Rand und blickte in jeder halben Stunde auf die Uhr, ob der Tag kein Ende nehmen wolle. Ich vermochte es zuletzt in meinem Zimmer nicht mehr zu ertragen und ging, eh' die Sonne noch gesunken, hinaus, über die Saale, auf den Hausberg. Dort setzte ich mich an den Fuchsthurm, sah auf Ziegenhain hinunter und wartete auf die Nacht. Von Jena herüber schlug es endlich halb zehn Uhr durch's Dunkel und ich stieg bergab, schlich mich auf dem Wege von gestern in den leeren Garten und an die Rasenbank. Hannchen war noch nicht dort und ich harrte. Die Glocke schlug von Jena abermals, leise durch die windstille Nacht vernehmlich. Ich zählte gedankenlos, dann griff ich hastig nach meiner Uhr und tastete mit der Hand über die Zeiger — ich hatte mich nicht verzählt, es war nicht zehn; sondern bereits elf Uhr, was es geschlagen.

Niemand kam, und es ward Mitternacht. Sie wollte also nicht kommen, trotzdem, daß sie mich liebte.

O, sie hätte es gethan, wenn sie nur den Brief zuvor gelesen! Ich stand auf und ging unter ihr Fenster, das dunkel, doch noch geöffnet war. Sie mußte mithin noch nicht schlafen, etwa anderswo im Hause beschäftigt sein, und ich nahm den Brief und warf ihn in ihr Zimmer. Es war nicht schwer, denn das Fenster befand sich höchstens zehn bis zwölf Fuß über der Erde und ich hörte, wie der Brief auf den Zimmerboden auffiel, und verließ eilig den Garten und das Dorf. Als ich langsam über die Saalbrücke zurückging, tönten Schritte hinter mir. „Sind Sie's vielleicht, Wellhof?“ fragte eine Stimme, die ich als diejenige Hohenbuch's erkannte. Er legte, was er noch nie gethan, seinen Arm in den meinen und ich fragte ihn, wo er so spät allein gewesen sei?

„Bei meinem Herrn Vater“, gab er zur Antwort, „das heißt, in Gedanken. Er will, daß ich etwas wollen soll, was ich nicht will, und zwar curioser Weise dasselbe, was Sie wollen, nämlich heirathen. Bei Ihnen brauche ich wol nicht zu fragen, von wo Sie so spät kommen?“

„Man sollte glauben, Sie wüßten, wie es mir heut' Abend ergangen, Hohenbuch“, erwiederte ich rathlos, „so genau passen Ihre letzten Worte. Ist eine Krähe mir über dem Hausberg voraufgeflogen und hat es Ihnen erzählt?“

„Nun, ich denke“, versetzte er, „wäre es anders gewesen, so wären Sie noch nicht hier; in Ihrer Anwesenheit liegt wol Erklärung genug. Ihr Mädchen ist ebenso hartköpfig wie mein hochgeborener Vater. Haben Sie Hannchen den Brief in's Fenster geworfen?“

„Sie errathen Alles, eh' ich es Ihnen noch sagen kann. Sie ist nicht gekommen, obgleich ich bis jetzt gewartet. Dann habe ich es so gethan, doch was weiter? Wenn sie keine Antwort darauf giebt?“

Ich sah, da wir gerade unter einer Laterne hinschritten, daß Hohenbuch die Achsel zuckte. „Man muß ihr eben Zeit lassen, Alles vernünftig

zu überlegen", entgegnete er, „sie ist ein kluges Mädchen, wie mir scheint, und wenn sie zu ruhiger Einsicht gelangt, wird sie Ihnen schon befriedigend antworten. Jetzt ist sie noch zu sehr überrascht. Doch ich denke, wir gehen noch nicht nach Hause! Was meinen Sie von einer Flasche Sect in der „Sonne"?"

Ich stimmte gern zu, um länger mit ihm von dem Gegenstande, der all' meine Gedanken umschlang, reden zu können. „Wenn sie auch überrascht ist", versetzte ich, „so fürchte ich doch, daß sie, da drei Jahre nicht hingereicht haben, ihren Groll zu beschwichtigen, auch jetzt sich keiner ruhigen Ueberlegung hingeben und sich der Einsicht erschließen wird, wie knabenhaft ich damals gehandelt und wie die Anderen Umstände derartig waren —"

Wir standen vor der Gasthofsthür zur „Sonne". Hohenbuch sah mich lächelnd an und wiederholte: „Sehr knabenhaft, in der That. Nun, wir wollen hoffen, daß die anderen Umstände sich diesmal günstiger erweisen als die Befürchtung."

Wir traten in die Sonne, tranken Champagner und plauderten. Hohenbuch, dessen nachdenkliches Gesicht sich während des Trinkens mehr und mehr aufheiterte, kam auf den Gegenstand zurück, der ihn beschäftigt zu haben schien, als wir auf der Saalbrücke zusammen getroffen. Egoistisch, ganz von meiner eigenen Herzensangelegenheit in Anspruch genommen, hatte ich seine nur halbverständlichen Worte von vorhin völlig vergessen, und er erzählte mir jetzt, daß es die Absicht seines Vaters sei, ihn mit einer weitläufig verwandten jungen Gräfin zu verheirathen. Der Plan bestehe allerdings schon seit längerer Zeit, doch in der letzten Zeit habe er ernsthaftere Gestalt angenommen, da sein Vater ihm nur eine kurze Bedenkfrist im letzten Briefe gestellt und ihn nicht undeutlich mit Enterbung bedroht habe, falls er ihm nicht willfahre, so daß ihm muthmaßlich nichts übrig bleiben werde, als sich zu fügen.

Wie verschieden waren die Menschen auf Erden. Wenn ich mir vorstellte, mein Onkel könne durch einen derartigen Gewaltact über mein Schicksal verfügen wollen — es gab nichts, was undenkbarer war. „Lieben Sie die junge Dame denn, Hohenbuch?" fragte ich halb entsetzt.

„Ich habe sie noch nie gesehen", antwortete er scheinbar gleichmüthig, doch, wie ich empfand, offenbar mit verhaltener Bitterkeit.

„Und sind doch bereit, weil Ihr Vater es will, sie ohne Liebe zu heirathen, Ihr Leben an sie zu ketten?" fuhr ich fort. „O besinnen Sie sich! Nicht um die Welt."

„Doch um einige angrenzende Dörfer, Schlösser und Millionen, wie der alte Kneipwitz sagt", lachte er. „Kellner, bringen Sie noch eine Flasche Sect! Ich will Ihnen sagen, Wellhof, darin steckt alle Lebensphilosophie, daß man so viel besitzt als man braucht. Nicht Geld allein, sondern eben das was Jeder braucht, um nach seiner Stellung zu leben."

Wir tranken die zweite Flasche Champagner und philosophirten, das angefangene Thema fortsetzend, kreuz und quer. Der ungewohnte

Wein stieg mir zu Kopf, ich nahm schließlich mein volles Glas und sagte Hohenbuch die Hand hinüberreichend:

„Ich will Ihnen ganz aufrichtig aussprechen, Hohenbuch, daß ich mich schon längst wärmer und rückhaltloser an Sie angeschlossen hätte, wenn Sie kein Graf gewesen wären. Aber seit einiger Zeit fühle ich, wie ungerecht es ist, einen Menschen um seiner Geburt willen anders zu taxiren und einen Grund darin zu finden, ihn weniger zu schätzen, weil er von Adel ist. Ich habe lange keine Freundschaft mehr geschlossen und fühle, die unserige wird wohl die letzte sein; doch gerade deshalb lassen Sie uns die Förmlichkeit, die noch zwischen uns liegt, in der Erkenntniß dieser wirklich dauernden Freundschaft heut' wegräumen und Smollis trinken — nicht wie ich es sonst gethan, im Bier, sondern im Wein, in diesem Wein, den man wohl den feinsten Geist des Weines nennen kann."

Hohenbuch hielt sein Glas einen Augenblick zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger, dann schlug er es, mit dem Kopf nickend, leise an meines.

„Wenn Sie es wünschen. Ich bin sonst kein besonderer Freund dieses Freibriefes, grob gegen seinen Nebenmenschen sein zu dürfen. Das „Sie" ist immer höflicher als das „Du". Freilich, es wird nur kurze Zeit mehr währen."

„Hier freilich nur, doch ich denke lang' durch's Leben", versetzte ich, mein Glas nochmals an das seinige stoßend. „Es klingt nicht hell, doch eben darum nicht wie tönende Phrase, sondern echt, wie ich gegen Dich gesinnt bin, Hohenbuch!"

„Ja, es klingt matt, der Champagner hat einmal diese Eigenschaft", erwiederte er. Wir tranken aus und ich reichte ihm die Hand. „Letzte Freundschaft!" sagte ich und warf das Glas gegen die Wand.

Die Flasche war leer, Hohenbuch warf ein Goldstück auf den Tisch, während ich meine Börse zog. „Du wirst mich nicht gleich dadurch beleidigen wollen", sagte er aufstehend mit seinem schwachen Lächeln, „daß Du mir nicht verstattest, das Geschenk Deiner Freundschaft durch einige Thaler auszugleichen. Behalten Sie den Rest!" winkte er dem in die Tasche greifenden Kellner, der mit devoten Bücklingen hinter ihm dreinschritt und die Thür öffnete. Ich hätte lieber selbst bezahlt, doch da Hohenbuch es einmal dergestalt gethan, fühlte ich, daß es in der That beleidigend gewesen wäre, mich zu weigern. Wir gingen über den Markt; die Ferien hatten am Morgen begonnen und die meisten Studenten die Stadt bereits verlassen, so daß die Straßen völlig leblos waren. Obwol ich etwas an dem Arm meines neuen Dutzfreundes schwankte, hielten meine Gedanken doch ein Ziel fest und ich sprach es in der Frage aus, was er mir zu thun rathe, wenn Hannchen mir überhaupt keine Antwort auf meinen Brief zukommen lasse?

Hohenbuch hielt den Schritt an. „Es ist gut, daß Du mich erinnerst", entgegnete er, „ich hatte ganz vergessen, daß sie, daß Ihr Beide eine Thorheit begehen könntet. Am Besten wird es sein, wenn Du die Sache ganz in meine Hand giebst und ich die Vermittlung übernehme.

Du mußt mir in dem Fall natürlich Dein Ehrenwort geben, keinen Schritt ohne mein vorheriges Wissen zu thun."

„Natürlich", antwortete ich, obwol ich im Augenblick nicht recht begriff, warum. Doch der Wein trug sicherlich Schuld daran und ebenso sicher war es, daß ich Hohenbuch den wärmsten Dank für diesen echten Freundschaftsdienst schuldete. Wir trennten uns, der folgende Tag verging, ohne daß ich ihn wiedersah. Ich weiß nicht mehr, was ich mit seiner unermeßlichen Stundenzahl begonnen, doch sie nahm ein Ende und die Nacht auch, die darauf folgte, und am Morgen kam Hohenbuch. Sein Erfolg war ungünstig gewesen, sein Gesicht sprach es verdrossen aus, eh' er es selbst sagte. Hannchen weigerte sich, mich wieder zu sehen; sie habe mich lieb, hatte sie gesagt, allein sie wolle nie mehr mit mir zusammentreffen. Trotzdem verzweifelte Hohenbuch nicht und verhieß mir, unermüdlich meine Sache fortzuführen. Ich fragte, wie ich es ihm vergelten könne? Er lachte: „Indem Du ganz meinen Vorschriften folgst und mir den Ruhm läßt, sie zur Vernunft gebracht zu haben."

Er ging und kam am andern Tage wieder, doch mit gleichem Resultat, und wiederum, und wiederum, allein jedesmal mit näher gerückter Hoffnung. Die erste Woche der Ferien war verronnen, mein Onkel erwartete mich bereits seit Tagen zu Hause. Ich dachte nicht daran und schrieb nicht; wenn Alles geschehen sei, wollte ich ihn überraschen. Dann kam Hohenbuch eines Abends um ungewöhnliche Zeit. Er war blaß, wie er eintrat, und seine Stimme schien etwas zu zittern, allein es war muthmaßlich nur mein Ohr, welches es that, denn er brachte mir die Nachricht, daß Hannchen ihren Widerstand aufgegeben und mich am Abend um zehn Uhr auf der Rasenbank erwarte. Ich fiel ihm um den Hals und schluchzte vor Freude; ich sagte, daß ich es kaum länger zu ertragen vermocht hätte. Er machte sich los und entgegnete: „Ja, es war hohe Zeit, aber jetzt sieht sie auch ein, daß es nöthig ist, und ich kann Dir nun wol ebenfalls das Weitere überlassen."

Es war wieder zu früh, mindestens um eine halbe Stunde, als ich mich an der Rasenbank einfand, doch diesmal wartete Hannchen schon auf mich. Ich setzte mich zu ihr, sie legte stumm die Arme um meinen Nacken und den Kopf an meine Brust, während ich ihr tausend, tausend Liebesworte in's Ohr flüsterte. Es war tief dunkel und ich hörte und fühlte nur, daß sie weinte, selbst wenn ich ihre Lippen küßte, fielen die Thränen mir feucht in's Gesicht. „Bist Du denn nicht glücklich jetzt, Hannchen?" fragte ich.

„Sie schluchzte: „O Gott, wie soll das werden?"

„Ich heirathe Dich, und Du wirst meine Frau. Hast Du meinen Brief vergessen? Sobald ich mein Examen gemacht —"

„Wenn mein Vater es merkt."

„Er soll nichts vorher merken. Wenn ich als Doctor zurückkomme, sagen wir es ihm."

„Nein, Sie dürfen — Du darfst nicht fort, Gotthold, o Gotthold, ich sterbe vor Angst."

Ich sagte ihr, daß sie ein liebes, thörichtes Mädchen sei, und ich sagte ihr wieder, wie ich sie liebe, und küßte sie tausendmal, und es ward fast Morgenlicht, als ich zu Hause eintraf und mich selig wie noch nie in meinem Leben auf's Bett warf. Wir hatten verabredet, uns am andern Abend um dieselbe Stunde an der Rasenbank zu treffen. Hannchen war ruhiger diesmal, als am Tage vorher. Sie schluchzte wol ab und zu wieder noch plötzlich auf, doch sie sprach dazwischen. Von früheren Tagen, von dem ersten, an dem wir uns gesehen und wie sie mir damals gleich gut gewesen, erzählte sie. Sie fragte, ob ich die Blume nie gefunden, welche sie mir in die Brusttasche gelegt, und um deren willen sie roth geworden, als ich gesagt, die Tasche sei doch geöffnet gewesen? „O hättest Du damals, damals hinzugefügt: Hannchen, ich habe Dich lieb!“ jammerte sie und warf sich weinend mir an die Brust.

„Wir hätten uns manche bange, schwere Stunde erspart, doch nun ist's ja vorüber und gut“, erwiederte ich.

Sie stieß angstvoll, unwillkürlich aus: „O wär' es vorüber!“

„Was, Hannchen?“ fragte ich verwundert.

„Daß — daß mein Vater es wüßte.“

„Wenn Du es wünschst, es für klug hältst, will ich es ihm sagen. Morgen — gleich!“

„Nein!“ Und ihre Hand hielt mich krampfhaft, „nein — das würde nichts nützen.“

Sie wollte es und wollt' es nicht, ich verstand es nicht. Ich suchte sie zu beruhigen und sprach ihr von der Nacht, die ich in ihrem Zimmer an Hohenbuch's Bett gesessen, in der ich sie wie im Traum mir im Mondlicht gegenüber gesehen. Sie hörte stumm zu, ich fühlte nur, daß es wie Fieberschauer durch ihren Körper lief. „Dich friert, es ist zu spät, schlaf wohl, mein Herz“, sagte ich, sie noch einmal an mich ziehend.

„Ja, mich friert, es ist zu spät“, erwiederte sie schaudernd, „morgen Abend.“

Und der Abend kam und ich mit ihm zur selben Stelle, an der Hannchen wiederum meiner bereits harrte. Diesmal schluchzte sie nicht, sie war fröhlicher, fast ausgelassen. Die Stunden rannen mit Gedankenschnelle; sie überließ sich nicht nur stumm meiner Zärtlichkeit, sondern erwiederte sie. Lachend zog sie meinen Kopf an ihre Brust und drückte ihn fest an sich, daß es mich wonnevoll und fremd durchlief, ja, allgemach begann ich unter ihren Küssen in Fieberschauern zu zittern, wie sie es am Abend zuvor gethan. Nur fror mich nicht, denn sie saß auf meinen Knieen und hielt ihre Arme dicht um mich geschmiegt. Ich schaukelte sie leise hin und her. „Wie leicht Du bist“, sagte ich, „mit einem Arm könnte man Dich heben.“

Lachend sprang sie herunter. „Versuch' es.“ Auch ich lachte, „so war's nicht gemeint, aber mit zweien wie eine Feder.“

„Das könnte Jeder“, meinte sie, „und die Frage wär's doch.“

„Wenn Du mich für so schwach hältst“, versetzte ich, den einen Arm um ihre Taille legend.

„Nein, ich glaub' es Dir!" Sie entwand sich mir und ich haschte sie wieder, es war ein köstliches Ringen. Nun klang plötzlich ihre Stimme von oben, es war zu dunkel, um zu sehen, doch sie mußte auf der Rasenbank stehen, und ich umfaßte sie mit schnellem Griff und hob sie triumphirend auf.

„Ich falle ja, halt' mich!" rief sie, die Arme mir um den Hals klammernd. Mein Herz klopfte als wollte es zerspringen. „Nun hab' ich Dich", stammelte ich, „und Du mußt Dich loskaufen."

Sie lachte. „Du wirst schon eher müde werden als ich."

„Einen langen Kuß!" forderte ich.

„Nein, auf Befehl nicht!"

Ich glaube, ich erwiederte besinnungslos: „Du wirst es doch thun", und eine Secunde später bückte sie schnell den Kopf mit einem leisen Aufschrei herab und willfahrte meiner Forderung.

„Das war nicht artig, mich zu zwingen", flüsterte sie. Meine Hände lösten sich auseinander und sie glitt an mir nieder und huschte im selben Moment von dannen.

„Hannchen", rief ich in's Dunkel

„Was willst Du?"

„Zürnst Du mir?"

„Ich sollte."

„Gieb mir noch einen Kuß!"

„Nein."

„Wenn ich Dir verspreche —"

Sie war hinter meinem Rücken herangeschlichen und ich fühlte plötzlich ihre Lippen auf den meinen. Doch eh' ich die Hand ausstrecken konnte, war sie wieder verschwunden und rief schon aus ziemlicher Ferne:

„Morgen Abend!"

Und die kurze Rast der Nacht ging und der lange Tag, bis der Abend wiederkam. Ich dachte nichts, mit einem Gefühl aus Bangigkeit und Seligkeit gemischt, blickte ich nach der Sonne, die langsam über meinem Scheitel hinzog. Dann sank sie und dann war ich da, heut' der Erste an der Rasenbank. Ich wartete mit pochendem Herzen, die Uhr hatte die gewohnte Zeit längst verkündet. Hannchen mußte noch durch häusliche Geschäfte aufgehalten sein; doch es schlug elf Uhr und in banger Unruhe stand ich auf und blickte durch's Gebüsch nach dem Hause hinüber. Die Fenster waren alle dunkel, auch das des Mädchens. „Hannchen!" rief ich unter dem letztern, es kam keine Antwort.

Wie ich in Jena eintraf, war es noch später als sonst. Verzweiflungsvoll warf ich mich auf's Bett — was konnte geschehen sein? Halbträume kamen und gaben mir quälerische Antwort. Zürnte sie mir wegen meiner Kühnheit? Sie hatte mich doch freiwillig nachher noch geküßt und mir den nächsten Abend in Erinnerung gerufen, deren es freilich nicht bedurfte, denn jeder Schlag meines Herzens mahnte mich daran.

Zum Glück kam Hohenbuch früh am Morgen, und ich erzählte ihm,

was geschehen, d. h. Das, was ich erzählen durfte und wollte. Da er nicht Alles wußte, fragte ich nur zögernd, was er davon halte?

„Daß Du sehr unerfahren in solchen Dingen bist, lieber Wellhof", versetzte er. „Die Sache ist äußerst einfach; der alte Schuhu hat mit seinen Eulenaugen entdeckt, daß nächtlich nicht Alles in Richtigkeit ist und seinem Töchterlein verboten, gestern Abend noch in den Garten zu gehen."

„Aber sie hätte mir doch irgend ein Zeichen geben können."

„Daß sie es nicht gethan, beweist, wie gut er sie bewacht hat. Uebrigens müßte ich mich sehr täuschen, wenn sie nicht Mittel erfunden haben sollte, es Dir selbst heut' noch mitzutheilen."

Er hatte es kaum gesagt, als es an meine Thür klopfte. Ein Knabe trat ein und brachte mir einen Brief; er war von Hannchen. Sie bestätigte vollständig Hohenbuch's Vermuthung und fügte hinzu, daß sie es auch heut' nicht wagen dürfe, zur Rasenbank zu kommen. Mir glühte das Gesicht von Dem, was sie hinterdrein schrieb. „Ich ertrage es nicht, ich muß sie heut' sehen", stotterte ich.

Hohenbuch zuckte die Achsel. „Es läge ein Reiz darin, nun gerade den Augen des alten Schuhu's einen Streich zu spielen und das Mädchen wegen ihrer Furchtsamkeit zu beschämen. Doch freilich, warten ist klüger, bis der Verdacht des Alten sich gelegt hat; allerdings kann das lange dauern, und schlimm wäre es, wenn er seine Tochter vielleicht gar fortschickte."

Ich stand verzweifelnd und wiederholte nur: „Ich muß — ich muß! Du hast nie geliebt, Hohenbuch, da Du das nicht begreifst. Aber wie?"

„In der That, Liebe muß blind machen", lächelte er, „und das bin ich nie durch sie geworden. Ich dächte das Wie wäre nicht so schwierig."

„Ich würde Dir ewig dankbar sein, Hohenbuch —"

„Als ich in Deinem Interesse in letzterer Zeit mehrfach dort war", erwiederte er, „habe ich zufällig gesehen" — er flüsterte mir rasch etwas in's Ohr, das mir das Blut noch heftiger in die Schläfen trieb.

„Nein", stieß ich unwillkürlich aus, „um keinen Preis! Ich könnte Hannchen dadurch —"

Er fiel gleichgiltig ein: „Das Wenn und das Aber ist Deine Sache. Ich glaubte nur, Du müßtest, und gab Dir als Freund ein Mittel an, das mir zweckdienlich schien. Adieu!"

Eh' ich antworten konnte, ging er, offenbar durch meine schroffe Ablehnung des Dienstes, den er mir leisten gewollt, gekränkt. Ich blieb wie betäubt zurück und las Hannchens Brief wieder und wieder; dazwischen blickten mich aus den hübsch geschriebenen Zeilen hervor immer die Worte an, die er mir in's Ohr geflüstert. „Niemals!" sagte ich laut und verjagte sie, doch wenn ich hinblickte, waren sie wieder da. Sie summten mir im Schlag der Thurmuhr nach; sonst schlich der Tag, heut' lief er mit erschreckender Schnelligkeit. Er war drückend heiß, wie mir schien der schwülste Tag des ganzen Sommers, und ich sagte mir, daß der Kopf mir in dem dumpfen Zimmer zerspringen müsse.

Dann ging ich über die Saalbrücke, eh' ich es wußte; doch ich wendete mich links, nach Kunitz zu . . . .

Wenn ich zurückdenke, so ist's mir heut', wie in den Herbstesnächten, drin die Sternschnuppen fallen. Eh' das Auge sich auf eine geheftet, schießt die andere blitzend vorüber. So jagen sich mir die Gedanken der Erinnerung.

Ich sehe mich unter dem Fenster stehen, und ich höre, wie mein Herz klopfend sagt: „Hier muß die Stelle sein, von der Hohenbuch gesprochen." Und meine Lippe antwortet laut: „Nein!" und meine Hand tastet doch zugleich im Dunkel und findet die Leiter, die unter dem Vordach an der Wand hängt und hebt sie geräuschlos herab.

Dann steht sie angelehnt da, grad' bis an das schweigsame Fenster hinaufreichend.

„Nein — fort! Der heißen Versuchung widerstanden!" und um einige Schritte schon hat der Fuß mich zurückgetragen und das Auge wendet sich nur noch einmal —

Da glänzt in den lichtlosen Scheiben ein gespenstisch-phantastisches Bild. Ein weißer Schimmer erst, und dann gestaltet es sich und wird deutlich, und es ist das Bauermädchen drüben aus dem Kunitzer Wald, der das Quellwasser über den Nacken rieselt —

Was will ich! Nur ein Wort, einen Kuß von ihr, die mein ist für's Leben. Ist's nicht mein Recht, das Recht der Jugend und der Liebe?

Und mein Fuß flog zurück und berührte schon die unterste Sprosse und meine Hand pochte schon leise an die Scheibe.

„Hannchen!"

Keine Antwort.

Da bewegte der Fensterrahmen sich unmerklich unter dem Druck. Es durchrann mich süß schauernd — ein mechanischer Griff der Hand, und er gab nach, denn er war nicht verschlossen.

„Hannchen!" flüsterte ich abermals in's Zimmer hinein.

Nur ein gleichmäßiger Athemzug kam mir rechtsher vom Bette entgegen. „Hannchen!"

Umsonst — nein, nicht mehr umsonst jetzt, denn ich stand nicht mehr auf der Leiter, sondern, über den niedern Fensterbord lautlos hinweggeschlüpft, im Zimmer, auf ihr schlafendes Gesicht hingebeugt und schloß meine Hände um ihre Wangen und küßte sie.

Sie fuhr mit einem lauten Schrei auf. Dann sagte sie: „Das ist abscheulich! Ich wäre verloren, wenn Jemand es erführe."

Ich stammelte: „Liebst Du mich denn nicht? Du hast ja selbst Dein Fenster nicht verschlossen — weshalb fürchtest Du Dich jetzt?"

„Weil ich Dich — weil ich Dich zu sehr liebe!"

Ich raffte alle Kraft zusammen. „Dann will ich Dich lassen —"

„Nein, bleib!" Und ihre Arme umschlossen mich und zogen meinen Kopf wieder an ihre Brust, doch anders noch als damals, wie sie es zuerst gethan, und die weiße Gestalt aus dem Kunitzer Wald flimmerte mir wieder besinnungslos vor den Augen!

„Ich höre, was Dein Herz schlägt —.“

„Was?“ hauchte sie.

„Daß Du mich liebst — daß Du mich erwartet und gewußt, ich würde kommen.“

„Ja, ich wußte es.“

Plötzlich fuhr ich verwirrt auf — „Kukuk — Kukuk!“ rief es deutlich.

„Was hast Du? Es ist nur die Schwarzwälder Uhr, sie schlägt Mitternacht“, flüsterte Hannchen.

„Nein!“ Ich suchte unwillkürlich mich loszumachen, „es ist anders.“

„Kukuk — Kukuk — Kukuk —“

Eine namenlose Angst kam über mich, ich wußte nicht warum, und riß mich nach dem Fenster. Doch ihre Arme hielten mich fest; es war ein Ringen anderer Art als das im Garten, wo sie mir zu entkommen gesucht. Sie war mir gefolgt und mußte an einen gläsernen Gegenstand gestoßen haben, der heftig aufschlagend, als wäre er niedergeschleudert, zu Boden fiel und klirrend zerbrach.

Das Alles war unendlich schnell — „Kukuk!“ rief weitausholend noch der letzte Schlag der Uhr draußen im Flur und ein anderes Geräusch im Hause folgte schon hinterdrein. Und zugleich schrie Hannchen, sich fester an mich hängend, auf: „O Gott!“ ein Lichtstrahl fiel durch die geöffnete Thür über uns und eine verwunderte Stimme fragte: „Was machst Du denn für Lärm hier, Kind?“

Ich weiß nichts mehr, als daß ich einiger Augenblicke bedurfte, um mich von der Geliebten, die sich in begreiflichem, stummem Schreck an mich klammerte, freizumachen, und daß ich dann muthig auf den Vater zuging und sagte:

„Seien Sie unbesorgt, Ihre Tochter ist meine Braut —.“

— — — — — — — — — — — — — —

Wo ich die Nacht zugebracht, ist mir aus dem Gedächtniß entfallen. Ich glaube, es war in der Kneipstube der Burschenschaft, in der ich Hannchen zum erstenmal gesehen, denn mir ist, als hätten beim Erwachen die alten schwarz-roth-goldenen Embleme an den Wänden mir vor den Augen gegaukelt. Meine Glieder waren wie gelähmt und schmerzten, als hätte ich auf einer Holzbank geschlafen, doch ich weiß nur zwei Dinge mehr. Daß als ich am späten Vormittag nach Jena zurückging, Hannchen mich begleitete und mir vor allen verwunderten Augen des Dorfes fest am Arm hing. Am Ausgang des Ziegenhainer Thales blieb sie stehen und wir küßten uns zum langen Abschied bis zum Abend, und wie ich den letzten Blick in ihr Gesicht warf, spielte die Sonne so wunderbar, so märchenhaft in ihren Veilchenaugen — — —

Daß es mir war, als trüge der Zauberwind nicht nur die Seele, sondern den Körper selbst, als ich allein meinen Weg fortsetzte. Geschlossenen Auges ging ich, sogar durch die Straßen der Stadt, glaube ich, und schrieb im Geiste einen langen, langen Brief an meinen Onkel Roderich. Schneller ging ich, ich konnte es nicht erwarten, meine göttliche Seligkeit

vor mir auf dem Tisch zu sehen, sie in die Welt hinausfliegen zu lassen, zu dem Einzigen, der mich bis dahin geliebt, der nun der Zweite ward, aber, ich wußte es, wie freudig, wenn ich so namenlos glücklich war —

Ich flog in mein Zimmer, an meinen Schreibtisch — da lagen zwei Briefe darauf, die ich in meiner Erregung zur Seite schob und dann, mechanisch fast, doch ergriff und aufbrach.

Ein eigenthümlich beschriebenes Blatt fiel aus dem ersten zu Boden, doch ich ließ es unbeachtet und überflog die kurzen Zeilen des Begleitschreibens.

„Lieber Wellhof!

„Ein Brief meines Vaters hat mich genöthigt, sofort abzureisen, da meine Verbindung mit der Gräfin Ottilie bereits in acht Tagen stattfinden wird. Unter diesen Umständen ist es mir natürlich dringend wünschenswerth, nicht durch etwaige Ansprüche von Seiten Hannchens, die meiner Braut zu Ohren kommen könnten, genirt zu sein, und da es sich in der letzten Woche herausgestellt hat, daß sie in der That juristisch einige Ansprüche zu machen berechtigt wäre, so halte ich es für besser, mich vorher zu sichern und füge die Einlage hinzu, die sogleich verwerthbar sein wird, sobald ich einen Revers von Ihnen empfangen, daß Sie hinsichtlich der Folgen meines Verhältnisses mit Hannchen an meiner Stelle einzutreten bereit sind. Die Einlage wird Ihnen, denke ich, nicht unerwünscht kommen, da Sie dadurch in Stand gesetzt werden, das artige Mädchen, das übrigens meinen Bewerbungen jahrelang widerstanden, weil es, wie ich vermuthe, stets auf Sie gehofft, sofort zu heirathen. Im Uebrigen bitte ich Sie, nicht zu glauben, daß ich lediglich die Einlage als eine Bezahlung ansehe, sondern daß ich das Ganze durchaus als eine von Ihnen mir erwiesene Gefälligkeit betrachte, für die ich Ihnen im Voraus meinen besten Dank ausdrücke als Ihr in Freundschaft Ihrer gedenkender Gr. Robert Hohenbuch."

Meine Hände müssen das zu Boden gefallene Blatt aufgehoben haben, denn meine Augen sahen es vor sich und daß es eine Anweisung auf die Summe von 5000 Thlr. — in Schriftzeichen wiederholt: fünftausend Thaler — enthielt. Dann hatten die Hände auch den andern Brief genommen und falteten ihn auseinander, und die Augen sahen wieder darauf, daß er lang und von meinem Onkel, doch mit sonderbar unsicherer Hand als sonst geschrieben sei, und sie lasen den Anfang:

„Mein lieber Junge.

„Ich muß Dir schreiben, da ich Dich schwerlich mehr sehen werde, denn ich fühle, daß ich heut' oder morgen spätestens einen Beruf zu erfüllen habe, der mich daran hindern wird, nämlich den, zu sterben —"

Letztes Lieben.

Ein Sonettenkranz von **Theodor Florentin.**

XV.

Als du zur Herfahrt eben dich entschlossen,
Und ich, von Liebeshoffnung übermannt,
Zum ersten Mal dich herzlich Du genannt
Und Dankesworte vor dir ausgegossen,

Blickt' ich in den Kalender, wo ich Glossen
Zu machen pfleg', und staunte, wie ich's fand:
Am Tag, den du zum Aufbruch wähltest, stand
Der Namen meines heiligen Genossen,

Sanct Theodor, — was du nicht wußtest, Herz.
Doch wie erst staunt' ich, als dein Brief verkündet,
Daß eben der Tag dein Geburtstag war!

So ist's: am dreiundzwanzigsten des März
Ward dein Geschick dem meinigen verbündet;
In dieser Lieb' ist Alles wunderbar.

XVI.

M.

„Nun wir beisammen, möcht' ich gern erfahren,
(O säh' ich dir ins Herz!) ob du zufrieden;
Denn sieh, die Wirklichkeit ist so verschieden
Vom Ideal, nie gleicht der Traum dem Wahren.

Ich sagte dir's; nun muß sich offenbaren,
Ob ich es war, die deinem Wohl beschieden; —
Mir freilich wächst die Lieb' und wünscht hienieden
Nichts mehr als ihre Schätze zu bewahren.

Wenn du so treu um mich bemüht, mich nennest
Dein liebes Kind, wie mich's zu Thränen rühret!
Sag, liebst mich wirklich mehr, seit du mich kennest?

Mir ist, als ob mein Suchen mich und Tasten
Nun endlich jener Heimat zugeführet,
Der Heimat, wo die Seele dürfte rasten."

XVII.

M.

„Wenn du mit deinen Armen mich umwindest,
Ich meine Schläfe darf ans Herz dir lehnen,
Und du nun sagst, wie du dein Alles findest
In mir und fragst nach diesen nicht und jenen.

Kann die Gewalt, mit der du so mich bindest,
Nicht die Minuten auch zu Jahren dehnen?
Denn wenn du wieder meinem Blick entschwindest,
Was bleibt als Thränen mir und banges Sehnen?

Dann kommt die Nacht mit ihrem unruhvollen
Halbschlaf, wo ich dir tausend Dinge sage,
Die über Tag nicht Worte finden wollen.

O Liebster, wie mir graut vor jenem Tage,
Wo wir uns dennoch, dennoch trennen sollen, —
Gott helfe mir, daß ich mein Leid ertrage!"

XVIII.

„Ach“, sagt die Liebste, „wenn, wie Viele meinen,
Es Seelenwanderungen giebt, und müßten
Wir uns zur zweiten Erdenwallfahrt rüsten,
(Ich hoffe nicht; wem mag's erfreulich scheinen?)

Doch, gilt ein Wunsch dann, hätt' ich diesen einen,
Daß wir uns besser einzurichten wüßten,
Uns früher an des Daseins rauhen Küsten
Begegnen möchten und zum Glück vereinen.“ —

Still, liebe Träumerin! laß den Gedanken
Des Bessern unser Gutes nicht gefährden;
Wer danken darf, er fragt nicht, was ihm fehle.

Ich selber werde, wenn die Wünsche schwanken,
Vom Reichsten mir der Aermste wohl auf Erden;
Doch siegen muß das Hochgefühl der Seele.

XIX.

M.

„Verbann' ich auch den Lieblingstraum, den frei'sten,
So bleibt ein Wunsch doch immer mein Gebet,
Daß eben weil der Weg zu Ende geht,
Wir noch vereint den kleinen Rest durchreis'ten.

Und sieh, gehörten wir zu jenen Dreisten,
In deren Handbuch kein ich kann nicht steht,
So mein' ich dennoch, wär' es nie zu spät,
Dem Leben, was die Liebe wünscht, zu leisten.

Zwar kommen meistens beim ich kann im Leben
Die äußern Mittel leider nur in Frage —
Muth hin, Muth her, man muß ein Wie ersehn;

Doch unbeirrt ans höchste Ziel zu streben,
Ist keine Thorheit, was die Welt auch sage,
Die nicht begreift, wie wir zusammen stehn.“

XX.

O redet nicht von öden Altersjahren,
Verschreit mir nicht die Uebermacht der Zeit!
Nur Schwäche fröhne der Vergänglichkeit;
Wer lieben kann, wird Besseres erfahren.

Schau her, wie schön in meinen grauen Haaren
Die Rose steht, schau her, verarmter Neid!
Sie lohnt der Liebe, nicht der Eitelkeit,
Und will dem Herbst noch ihre Zier bewahren.

Wenn ich mein holdes Kind am Herzen halte,
Ihr Kuß den Athem meiner Küsse fühlt,
Besorgt sie nimmer, daß mein Herz erkalte.

Der Strom der Zeit mag seine Wellen treiben,
Er hat uns noch kein Glück hinweggespült;
Ein Glück, das in uns lebt, muß unser bleiben.

XXI.

M.

„Ich hör' es ungern, o geliebter Mann,
Daß du mich jung nennst und dich selber alt;
Du wirst es nie, dein eigenster Gehalt,
Die Liebe, weiß nichts von der Jahre Bann.

Nur Eines wohl an deinen Jahren kann
Mich schrecken: wenn vor mir vielleicht und bald
Dich abruft unerbittliche Gewalt,
Und ich dann hier allein, — was fang' ich an?

Nein, Liebster, laß mich nicht allein zurück!
Und muß es sein, daß du von hinnen eilst,
Ich weiß, du kannst es, ziehe mich dir nach!

Ich lebe nur, wo du bist; Ruh' und Glück
Giebt keine Welt mir, wo du nimmer weilst;
Dein Scheidetag sei mein Erlösungstag!"

XXII.

Der Abschied kam, da war nicht auszuweichen;
Es war, als ob zum Hochgericht ich ginge:
Dort stand der Tod und hielt mir seine Schlinge,
Ich sollt' ihm selbst den Hals entgegen reichen.

Nun warst du fort; — kaum wagt' ich's heimzu schleichen,
Giebt's einen Trost, der solchen Schmerz bezwinge?
Mit nassen Augen blickt' ich nach dem Ringe
An meiner Hand, der Treue letztem Zeichen;

Und küßt' ihn. Ist uns beiden doch geblieben
Ein Pfand, das deutlich sagt zu jeder Stunde:
Nicht Zeit, noch Ferne trennet euer Lieben;

Ein Pfand, das, wenn es fremdem Blick begegnet,
Vollgiltig Zeugniß giebt dem Seelenbunde,
Von keinem Priester, doch von Gott gesegnet.

XXIII.

M.

„Wie mir bei dir im Flug der Tag verstrich,
Und war so voll! — und jetzt so lang und leer:
Nicht fehlt's an Mühen, doch an Freuden sehr;
Den Meinen fremd, behielt ich nichts für mich.

Denn du bist meine Welt, und ohne dich
Wird Alles öde mir und alles schwer,
Mein ganzes Leben hat kein Leben mehr,
Ach! ohne dich bin ich ja nimmer ich.

Im Traum und Wachen such' ich dich allein;
Fühlst du es wohl? — o Lieber, daß ich wüßt'
Ein Wie und Wo, um ganz bei dir zu sein!

Ich wollt', du hättest mir, bevor ich schied,
Die Seele von den Lippen weggeküßt,
Die nicht mehr mein, zu dir hinüberflieht."

(Sonett XXIV. bis Schluß im nächsten Heft.)

XXI.

[illegible]

XXII.

[illegible] ideen;
[illegible] Tage:
[illegible]

XXIII.

[illegible]

Karl Tausig.

Karl Tausig.

Ein später Kranz auf ein frühes Grab.

Von H. Ehrlich.

Am 17. Juli dieses Jahres ist Karl Tausig gestorben, im einunddreißigsten Jahre.

Wenn wir sein frühes Hinscheiden als einen fast unersetzlichen Verlust für das Kunstleben unserer Zeit beklagen, so wissen wir ganz wol, daß dieser Ausspruch bei manchem Leser Bedenken erregen dürfte, daß uns die Frage entgegentreten kann, ob überhaupt durch den Tod eines vorzugsweise ausübenden Künstlers eine solche Lücke entstände? Aber wir halten an unserm Ausspruche fest; er ist ein wol und lang erwogener. In Tausig ist eine musikalische Persönlichkeit von der Erde geschieden, wie sie in ihrer Art bedeutender nicht erschienen war, und wol lange nicht erscheinen dürfte; ein Künstler, der in seinem dreißigsten Jahre nicht blos im Concertsaale die größten Erfolge errungen, sondern bereits einen unglaublichen didaktischen Einfluß ausgeübt hat, und fast schon als der Gründer einer neuen Schule gelten konnte, der für die Verbreitung seiner künstlerischen Ueberzeugungen mit so entschiedener und siegreicher Thatkraft zu wirken verstand, ist eine Erscheinung, die in ihrer Besonderheit jeden Vergleich mit anderen, glänzenderen, selbst specifisch Begabteren*) von sich weist und eingehende Prüfung verlangt.

Karl Tausig war am 4. November 1840 in Warschau geboren. Der Vater, ein tüchtiger Clavierlehrer, gab ihm den ersten Unterricht, sah aber bald ein, daß seine Lehrkraft nicht ausreichte diesem Zöglinge gegenüber, der ein musikalisch und persönlich gleich unbändiges Wesen entwickelte, dem nur ein Gewaltiger imponiren konnte; er führte ihn nach Weimar, zu Liszt. Dieser erkannte sofort den jungen Löwen, der noch mit ungeberdiger Tatze auf dem Instrumente herumfuhr, aber Manches ausführte, das selbst des großen Meisters Bewunderung erregte. Er behielt ihn bei sich und leitete zwei Jahre seine musikalische und geistige Ausbildung.

Wer nun Liszt genauer gekannt und beobachtet hat; wer den unumstößlichen Satz anerkennt, daß außerordentliche Gaben und bedeutende Schwächen einander nicht ausschließen; wer, gleich uns, nicht zu den unbedingten Verehrern, aber noch weniger zu den doctrinären Gegnern zählen will: der muß eingestehen, daß Liszt mit anderm Maßstabe zu messen ist, als viele andere glänzende Erscheinungen in der Musikwelt; daß seine ungemeinen Erfolge nicht blos dem großartigsten Clavierspiele und der eleganten Haltung zugeschrieben werden können, sondern daß er über Mittel gebietet, die nur Wenige besitzen: über eine erstaunliche Macht des Ausdruckes, die immer das

---

*) Wir wollen hier gleich bemerken, daß Rubinstein eine viel reicher begabte musikalische Natur ist

richtige Wort findet, über eine ungemeine Auffassung fremder Ideen, die er sofort erklärt, als wären es seine eigenen; daß er gereifte Männer in Erstaunen setzen konnte, die Jugend bezaubern mußte. Manches mag sich geändert haben seit der Zeit, wo er in den Formeln der katholischen Kirche Zuflucht vor den inneren Widersprüchen suchte, wo er den Priesterrock über das Nessushemd weltlichen Ehrgeizes zog; in jener Periode, wo er Tausig unterrichtete, übte er mächtigen Einfluß nach verschiedenen Richtungen; und Mancher, der sich von ihm gewendet und gegen ihn erklärt hat, gehörte damals zu seinen wärmsten Anhängern. Tausig ist bis zum letzten Athemzuge sein dankbarster Verehrer geblieben, und erfreute sich auch, trotz vorübergehender Störungen, der wärmsten Theilnahme des Meisters; Personen, welche ihn während seiner Lehrzeit in Weimar gekannt haben, versichern, daß Liszt keinem seiner Schüler so viel Zugeständnisse gewährte, ja, daß er eine gewisse Scheu trug, ihn zu beleidigen, seinen Eigenthümlichkeiten zu hart entgegenzutreten. Von Weimar aus begann Tausig seine Virtuosenlaufbahn. Er ging zuerst nach Wien. Dort fand er viele Bewunderer, noch mehr Gegner, und jedenfalls keine pecuniären Erfolge. Das Mißlingen lag weniger in seinem Spiele, als in der ausschließlichen Richtung, die er vertrat. Er trug fast nur Liszt'sche Compositionen vor, veranstaltete sogar Orchesterconcerte, in welchen größere Werke seines Meisters von dem Hofopern-Orchester und — unter seiner Leitung (er war achtzehn Jahre alt!) aufgeführt wurden. Diese Wagstücke des jungen Mannes verstimmten die guten Wiener, die vom Virtuosen vor Allem eine gewisse „Gemüthlichkeit“ im Gebahren verlangen, und mehr als irgend ein Publicum sich von der Persönlichkeit des ausübenden Musikers bestimmen lassen, während sie dem schaffenden eine unglaubliche Empfänglichkeit und Unparteilichkeit entgegenbringen. Tausig verließ die österreichische Hauptstadt. Nach manchen Kreuz-, Quer- und Irrfahrten kam er im November 1864 nach Berlin; und noch nie hat in der nunmehrigen deutschen Hauptstadt ein Künstler auf dem von Tausig betretenen Wege solch' großartige Erfolge errungen. Seine ersten Concerte blieben leer; ein kleines Häuflein aristokratischer Beschützer, einige persönliche Freunde (vorzugsweise Schriftsteller und Maler) schaarten sich um ihn; die große Mehrzahl des eigentlichen Concertpublicums hielt sich fern; die Kritik nahm einen abwehrenden, theilweise entschieden gegnerischen Standpunkt ein. Nur sehr wenige Musiker erklärten sich für ihn. Viele Fachmänner oder Kenner — auch der Verfasser dieses Nachrufes — ließen seinen großen Gaben Gerechtigkeit widerfahren, äußerten aber auch Bedenken gegen eine Richtung, als deren Hauptziel damals die Besiegung immenser technischer Schwierigkeiten erscheinen mochte. Auch war sein ganzes Auftreten nicht geeignet, persönliche Annäherung und Verständigung über künstlerische Grundsätze zu erleichtern. Aber die Bedenken wichen nach und nach, die Gegnerschaft schwand immer mehr vor der ungemeinen Entfaltung der nächsten Jahre, vor dem hohen Ernste, den seine Leistungen beurkundeten. Jedes neue Auftreten zeugte von einem neuen Läuterungsprocesse, von neuen künstlerischen Errungenschaften, von höherer künstlerischer Vollendung; jedes Concert brachte glänzendere Erfolge. Das Publicum strömte herbei, die Künstler waren die ersten Verkündiger seines Ruhmes, seine bisherigen entschiedensten Gegner in der Kritik, die jeder Beeinflussung unzugänglichen Berichterstatter der Vossischen und der Nationalzeitung, wurden seine wärmsten und beredtesten Verehrer. Er gründete eine Schule des höhern Clavierspieles, der aus allen Gegenden Schüler zuströmten, und aus

der in kurzer Zeit bedeutende Talente hervorgingen. Hochgeehrt und berühmt stand er da, im vollen Bewußtsein, Nichts, gar Nichts für seinen Ruhm gethan zu haben, als daß er an bestimmten Abenden aus seinem Zimmer an den Flügel in den Concertsaal ging; mit sicherm Blicke durfte er der glänzendsten Zukunft entgegensehen; da trat der Tod an ihn heran.

Schon seit einem Jahre hatte er sich in einem Zustande nervöser Ueberreiztheit befunden, in welchem öffentliches Musiciren ihm zur Qual, anhaltendes Ueben manchmal fast zur Unmöglichkeit ward. Nichtsdestoweniger kämpfte er gegen diesen Zustand an, und ließ sich nicht bewältigen. Da überkamen ihn heftige rheumatische Schmerzen, welche absolute Ruhe verlangten; er löste die vortheilhaftesten Verträge mit musikalischen Gesellschaften, gab bereits angekündigte Concerte auf und wies die glänzendsten Anträge aus Amerika ab. Nur mehr der Geist hielt noch den siechen Körper aufrecht, aber eine tiefe Mißstimmung lag auf seinem ganzen Wesen, aus der ihn nur der rege Antheil für Liszt und Wagner reißen konnte. Als der Riedel'sche Gesangverein in Leipzig Liszt'sche Kirchencompositionen aufführte, eilte er hin; eine Erkältung brachte das zerrüttete Nervensystem in vollen Aufruhr, in Auflösung; er ward von einem typhösen Fieber befallen; seine energische Natur schien sich wieder aufzuraffen; die Aerzte gaben sichere Hoffnung des Genesens. Da kam ein Rückschlag und beim Morgengrauen des 17. Juli starb er — in derselben Stadt, wo er lange Zeit die entschiedenste und compacteste Gegnerschaft gefunden hatte, bis er im Jahre 1866 mit einem Male einen so großartigen Triumph errang, daß jede Stimme des Tadels verstummen mußte.

Um nun die Leistungen zu würdigen, durch welche er die ungemeinen Erfolge errang — die bei seiner Persönlichkeit viel höher anzuschlagen sind, als bei jedem Andern — müssen wir die Entwickelung des Clavierspiels während der letzten dreißig Jahre in Kürze vergegenwärtigen.

Der Hauptimpuls zu dieser Entwickelung, ja vielleicht zu der ganzen Umwälzung, welche in der ausübenden Tonkunst stattgefunden, ist von Liszt ausgegangen. Paganini, der die eigentliche große Virtuosenperiode eröffnete, kann mit ihm nicht verglichen werden. Des großen Geigers Wirkungskreis war schon durch das Instrument selbst ein beengterer, und erstreckte sich fast gar nicht auf die Musiker, da er die classische Musikliteratur nicht vertrat, niemals öffentlich ein Quartett spielte, und nur eigene Compositionen vortrug. Er blieb vereinzelt, alle großen Künstler mit und unmittelbar nach ihm hatten Nichts von ihm; weder Lipinski, noch Spohr, noch Ernst, geschweige denn die belgisch-französische Schule: Beriot, Lafont, Vieuxtemps mit ihrem eleganten Formgeklingel; auch sein eigener und einziger Schüler, der berühmte Sivori, ist nur ein außerordentlich feiner und liebenswürdiger Virtuose, aber von jeder Paganini'schen Spontaneität und Leidenschaft weit entfernt. Liszt dagegen schwang sich gleich bei seinen ersten großen Reisen (1837) auf einen Standpunkt, von welchem aus er mächtig anregend nach allen Seiten hin wirkte. Kein Virtuose vor ihm hatte auch nur annähernd eine so umfassende Kenntniß der gesammten Musikliteratur entfaltet, ein solches Erfassen der verschiedensten Gattungen, eine solche Gabe, jede Gattung charakteristisch darzustellen. Seine Concertprogramme boten eine nie geahnte Fülle der interessantesten, bisher nie öffentlich vorgetragenen Stücke, sein Vortrag war immer hochbedeutend, besonders in der Periode, wo er noch nicht, wie in späteren Jahren, ruhmes- und weihrauchstrunken manchmal die künstlerischen Pflichten außer Acht ließ. Seine riesenhafte Technik, in ihrer Allseitigkeit von Keinem

mehr erreicht, war ganz das Product seiner eigensten Persönlichkeit, und durchaus nicht als höhere Entwickelung Dessen, was die Vorgänger geleistet, zu betrachten. Wenn man die Compositionen von Herz und Kalkbrenner betrachtet, welche damals den Ruf der brillantesten Clavierspieler genossen, selbst die Thalberg's, der sein Zeitgenosse, kurze Zeit sein Rivale, aber doch nur ein Voreiler der Herz'schen und Kalkbrenner'schen Schule war, so überzeugt man sich leicht, daß Liszt, gleich Paganini, aus sich selbst geschaffen hat. In der geistigen Richtung seines Spieles, in Auffassung und Vortrag war er der glänzendste Vertreter der damaligen französischen Schule, die unter dem Banner Victor Hugo's für die Emancipation der Individualität vom Formzwange, von der hergebrachten Regel, für freie Bewegung der Leidenschaften, unbeschränkte Wahl des Stoffes und der Mittel eintrat, und die bisherigen Forderungen der Einheitlichkeit im Style und Plane des organischen Zusammenhanges und der logischen Entwickelung, der Wahrung der Formgrenzen als „akademische Gemeinplätze verwarf. Die Schule hat zwar keine neuen großen Ideen geschaffen, noch auch neue bleibende Formen gebildet, aber sie erfand oder fand mit großer Geschicklichkeit Charaktere, Lebensverhältnisse und geschichtliche Momente, die bisher nicht in das Bereich der poetischen Darstellung gezogen worden waren; sie verlieh den eigenthümlichen Erfindungen einer hochgespannten Einbildungskraft ein so glänzendes Colorit; sie entwickelte eine so kühne und effectvolle Zeichnung bei Darstellung der Contraste, daß der Zuschauer im Theater, der Leser des Romans, der Betrachter vor dem Bilde in immerwährender Erregung blieb, gar oft verleitet wurde, Ungewohntes für wahrhaft Eigenthümliches (Originales) zu halten, und jedenfalls sich ganz neuen Eindrücken hingeben konnte. Den größten und dauerndsten Einfluß übte die Schule auf die darstellende Kunst. Die Schauspieler konnten mit dem rhetorischen Pathos, das für Corneille, Racine und Delavigne genügte, nicht auskommen, wo es galt, die auf- und abstürmenden Leidenschaften, die im Kreisel wirbelnden Lebensverhältnisse Hugo'scher und Dumas'scher Helden darzustellen. Sie mußten ihre Technik vervollkommnen und bedeutend erweitern, neue Accente in der Stimme suchen, ihrer Mimik, ihrem Geberdenspiel schärfern Ausdruck geben. Selbst die große Rachel, welche im Anfange ihrer glänzenden Laufbahn durchaus nur in „classischen" Tragödien auftrat (bis sie sich später bequemte, selbst in dem losest zusammengeflickten Effectstück „Adrienne Lecouvreur" die Hauptrolle zu übernehmen), war ein Kind der romantischen Schule. Nur von dieser hatte sie die Detailmalerei, die Accente, die schnellen Uebergänge vom Aufschrei zum fast unhörbaren Lispeln gelernt, das rasend schnelle Declamiren und Zusammenwerfen der Verse, um plötzlich im langsamen Tempo die volle Macht des Ausdruckes auf wenige Worte fallen zu lassen. Sie gebrauchte all' diesen Apparat mit dem richtigen Tacte einer genialen und durchgebildeten Künstlerin; aber sie entnahm ihn der romantischen Schule; und nur durch ihn vermochte sie jene großartigen verdienten Erfolge in Rollen zu erringen, in welchen früher die besten Schauspielerinnen nur bis zur ehrenden Anerkennung (succès d'estime) gelangt waren.

Alle die Darstellungsmittel der romantischen Schule, die Färbung, die charakteristischen Accente, das Hervortretenlassen der Contraste, waren in Liszt's Clavierspiel zu finden, aber verbunden mit großartiger Auffassung, mit Inspiration, und bis zur höchsten Potenz gesteigert. Er hat in den Concerten und Sonaten Beethoven's, in dem Septett von Hummel, in den Concertstücken und in der Einladung zum Tanz von Weber, in der Transscription Schubert'-

scher Lieder nie geahnte Effecte angebracht, das Publicum enthusiasmirt, selbst dem kühler beobachtenden Musiker Bewunderung abgezwungen. Seine Wirksamkeit ist — nach seiner glänzendsten Zeit — verschiedenartig beurtheilt worden, aber Niemand darf leugnen, daß er der erste große Virtuose gewesen, der die classische Musikliteratur in den Concertsaal einführte, daß viele Compositionen der großen Meister, die jetzt auf allen Notenpulten liegen, nur durch ihn zur Kenntniß des Publicums gebracht worden sind. — Ein gerechtes Urtheil über Liszt wird überhaupt erst gefällt werden, wenn dasselbe sich nicht blos auf den Künstler, sondern auch auf das Publicum, auf die Wechselwirkungen zwischen beiden, auf die Zeitströmungen, auf die verschiedenen gesellschaftlichen Factoren erstreckt.

So lange Liszt noch als Virtuose öffentlich wirkte, blieb seine Oberherrschaft unbestritten; die Erfolge der hier und da auftauchenden Clavierspieler schwanden schattengleich, wo er sich zeigte. Erst nach seinem gänzlichen Rücktritt von der Virtuosenlaufbahn bildeten sich die zwei Hauptgruppen der Clavierspieler, die größere oder mindere Erfolge im Concertsaale gewannen: die Thalberg'sche und die Liszt'sche. Die erstere zeichnet sich durch schönen Anschlag, Klarheit in den schwierigsten Passagen, durch jenen eleganten Vortrag aus, der von vornherein jeden höhern Schwung, jede — behagliches Genießen gefährdende — Leidenschaftlichkeit ausschließt, also durch die Rücksicht für die Form, welche allerdings in ihrer Consequenz (wie beim italienischen Gesange) zum schönen Klingenlassen des Instrumentes führen muß. Die zweite Gruppe zerfällt wieder in zwei scharf getrennte Abtheilungen. In der einen standen und stehen Die, welche in der Erlangung großartiger Technik das Endziel ihres Strebens sehen, und vermöge ihrer Begabung sehen müssen. Sie spielen allerdings auch classische Musik (wir möchten fast sagen, sie kokettiren mit ihr); aber sie sind eigentlich doch nur in ihrem Elemente, wenn sie große technische Kunststücke vorführen, daher als Virtuosen, nicht als Musiker den Erfolg anstreben; wir nennen hier beispielsweise Dreischock, um keinem Lebenden nahe zu treten. Die zweite Abtheilung der Liszt'schen Gruppe besteht aus Jenen, welche die höchste Technik als das Mittel, allen geistigen Regungen Ausdruck zu geben, betrachten und anwenden. Unter diesen ist Rubinstein in Genialität, in Wärme des Vortrags, im Glanz der Tonfärbungen der Liszt am nächsten Stehende, aber auch Derjenige, der den rein subjectiven, momentanen, oft überschwenglichen Gefühlsregungen, also seiner Stimmung mehr Zugeständnisse gewährt, als die künstlerische Pflicht für das vorzutragende Kunstwerk manchmal erlaubt; daß er von lebenden Componisten nur sich selbst berücksichtigt, ist bei seiner außerordentlichen Productivität leicht erklärlich. Dagegen haben zwei andere Künstler, und zwar merkwürdigerweise Schüler Liszt's (was Rubinstein nicht war), einen Weg eingeschlagen, der von der subjectiven Vortragsweise ihres Meisters abseits liegt, und sich der rein objectiven Wiedergabe der classischen Meisterwerke, und der Vertretung aller bedeutenden Componisten der Neuzeit gewidmet: Bülow und Tausig. Die höchst interessante Eigenthümlichkeit des Erstern verlangte einen Artikel für sich allein, wir müssen also unsere ganze Aufmerksamkeit dem Andern, dem so früh der Kunst Entrissenen zuwenden.

Tausig's Technik war — schon in ihrer Beschränkung durch physische Hemmnisse, auf die wir später zurückkommen — nicht so allumfassend und zu jedem titanischen Wagnisse geeignet, wie die Liszt's; aber sie war in sich abgeschlossener, vollendeter und von einer Unfehlbarkeit, welche nicht als

Product angestrengtesten mechanischen Uebens betrachtet werden darf — sonst könnten ja auch Andere sie erlangt haben — sondern als Kundgebung eines außerordentlichen speciellen Talentes. Je höher die Schwierigkeiten eines Tonstücks stiegen, um desto ruhiger, behaglicher entfaltete sich des jungen Meisters Spiel, man hörte ihm an, er hatte die Wahl nicht getroffen, um seine Technik zu zeigen, sondern um dem eigenen Drange zu genügen. Er spielte auch nie eigentlich brillant, denn was er leistete, stand hoch über dem größten äußerlichen Effect; die immensen Schwierigkeiten, über die er leicht hinwegging, konnten nur von Kunstverständigen ganz begriffen werden, das Publicum sah sie oft gar nicht, es fühlte nur dunkel, welche ungemeine Kraft sich vor ihm entfaltete.

Tausig's Auffassung und Vortrag classischer Werke zeigte, besonders in den letzten Jahren seines Erdenwallens, vom hohen künstlerischen Streben, nur dem Inhalte des Tonstückes vollkommen gerecht zu werden, mit Verzicht auf jeden Vortheil, den die Virtuosität daraus ziehen konnte. Er war sichtlich bemüht, jede äußerliche Zuthat des Clavierspielers zu vermeiden; er hatte jeden einzelnen Tact sorgsam studirt und gefeilt, aber dem Ganzen wieder so eingefügt, daß eben nur dieses, die Totalleistung, als der Hauptzweck erschien. Tausig besaß nicht den Schwung, die Gluth, die Tonfärbung Rubinstein's, nicht die außerordentlich feine und geistige Detaillirung Bülow's; aber sein Vortrag war von einer künstlerischen Klarheit und Ruhe, daß man den organischen Bau des Tonstücks mit fast plastischer Genauigkeit sich entwickeln sah. Sein Spiel war ein tiefes logisches Denken am Clavier. Man darf daher dem Publicum nicht verargen, wenn es manchmal wünschte, weniger zum Denken als zum Empfinden angeregt zu werden, weniger Großartiges, Bewunderungswürdiges und mehr warm Empfundenes, ja auch nur Empfindsames zu hören. Tausig verschmähte die momentanen Gefühlsregungen, welche der darstellende Künstler eigentlich nicht von sich weisen darf; er strebte zu sehr, nicht interessant zu erscheinen, und gerade in der höchsten Objectivität, in der Selbstverleugnung, seine Individualität zu zeigen. Er wollte nicht gefallen, sondern imponiren; er wußte genau, daß wenn auch ein Theil der eleganten Concertbesucher ihn nicht ganz zu würdigen verstanden, alle Künstler und Kenner — selbst die, welche seiner entschiedenen Parteinahme für Wagner und Liszt sehr fern standen — seinem hohen künstlerischen Ernst vollkommene Anerkennung zollten. Dreißig Jahre alt, hatte er einen Weltruf erlangt, aber sein Ziel war ein höheres als der äußere Erfolg — er hätte es erreicht, nur der Tod konnte ihn abhalten!

Und nicht blos ein außerordentlicher Künstler ist in ihm gestorben, sondern auch ein in vieler Hinsicht merkwürdiger Mensch, von großer geistiger und sittlicher Begabung. Allerdings bedurfte er noch der Läuterung, um Das zu werden, wozu er berufen war. Erfüllt von hohen, manchmal unerreichbaren Idealen, entschlossen, ihnen allgemeine Anerkennung zu erzwingen, trat er nicht selten rücksichtslos gegen Andersdenkende auf, und verletzte manchmal selbst die Form, der er Rücksicht schuldete. So mochte er Manchem anmaßend und gemüthlos erscheinen, während er gegen seine Person und seine Interessen die größte Strenge übte, und nur für seine Ueberzeugungen und für Andere kämpfte und Opfer brachte. Wo er für Wagner und Liszt eintrat, da ging er mit großer Entschiedenheit vor, und mit gänzlicher Hintansetzung seines Vortheils, ja seiner Stellung. Eine einzige Thatsache mag hier erwähnt werden, die für unsere Behauptung den besten Beweis liefert. Als

er nach dem Aufenthalte in Weimar sich in Wien niederließ und seine Laufbahn so zu sagen eröffnete, befand er sich in bedrängter Lage. Da erhielt er von einem Banquier eine nicht unbedeutende Summe, um eine Zeit lang seinen Studien sich widmen und günstigere Wendung der Verhältnisse abwarten zu können. Aber anstatt diesen persönlichen Zweck anzustreben, veranstaltete er sofort jene Orchesterconcerte, worin er Liszt's größte Werke aufführen ließ, in eigener Person dirigirte, das Publicum und die Kritik gegen sich einnahm, die ganze Summe, die seinem Fortkommen bestimmt war, nutzlos opferte und den Geber für immer sich entfremdete. Und bis zu seinem letzten Hauche war er immer voran, wo es galt, Liszt's oder Wagner's Interessen zu befördern.

In seiner gesellschaftlichen Haltung wahrte er die entschiedenste Unabhängigkeit. Um nicht als Gunstwerber zu erscheinen zeigte er manchmal selbst den Personen gegenüber schroffes Benehmen, die ihm bereits aufrichtige Theilnahme bewiesen hatten; und er war am wenigsten nachgiebig, am schroffsten in der ersten Zeit seines Berliner Aufenthaltes, als er seinen großen Ruf erst zu begründen begann, und noch mit schwierigen Verhältnissen kämpfte. Wahrlich, er hat kein Ziel erreicht, das er sich nicht selbst vorher noch erschwerte und ferner rückte!

Seine Energie und Ausdauer kann nicht besser dargelegt werden, als wenn wir sagen, daß seine Hand die für Clavierspiel schlechtest geformte war, mit kurzen dicken Fingern, ohne Spannkraft, und mit ziemlich steifem Gelenk. Und mit solchen Fingern und solchem Handgelenke spielte er die Sextenpassage in Liszt's Don Juan-Phantasie und jenen donnernden Octavengang in der As-dur-Polonaise von Chopin, wie man sie niemals vernommen hatte! Auch seine ganze Erscheinung im Concertsaale war wenig bedeutend, gar nicht interessant; er hatte nichts von dem schwärmerischen einnehmenden Ausdruck und der eleganten Haltung Rubinstein's, von den geistreichen aristokratischen Zügen und dem energischen Wesen Bülow's. Ruhig, fast kalt saß er am Clavier, der Ausdruck des Gesichtes, das einst außerordentlich fein und zart gewesen, aber in den letzten Jahren schnell alterte, blieb sich immer gleich, nur die Züge nahmen schärfere Contouren an; der Blick des Auges schien mehr nach innen gekehrt. Er verdankte seine großartigen Erfolge nur der künstlerischen Leistung — und auf dieses Bewußtsein legte er den höchsten Werth!

Von der Gründlichkeit seiner Studien, von der Richtung, in welcher er mühsamste technische Studien mit schwersten musikalischen Aufgaben verband, genüge das Beispiel, daß er Bach's complicirteste Fugen auf dem wohltemperirten Clavier vom Blatt in verschiedene Tonarten übertrug. Seine Ausgaben des Clementi'schen Gradus ad Parnassum, seine Auswahl Bach'scher Fugen und anderer classischer Werke, die er sämmtlich mit neuen, höchst lehrreichen Fingersätzen versah, zeigten vom unablässigen Streben, das Erworbene nach allen Seiten künstlerisch zu verwerthen; und die ungemeine Verbreitung, welche diese Ausgaben fanden (er vermochte nicht den dringenden Anträgen der Verleger zu genügen), gab den besten Beweis für die hohe allgemeine Anerkennung seiner lehrkünstlerischen Thätigkeit.

Obwol er in Wagner die Verwirklichung seiner Ideale von dramatischer Musik sah, hegte er doch die größte Achtung vor jeder hohen künstlerischen Richtung, selbst wenn sie nach entgegengesetztem Ziele ging, oder wenn er zu den Vertretern derselben nicht in harmonischem persönlichen Verhältnisse stand. Ueber Joachim haben wir selbst aus seinem Munde das treffendste Urtheil

vernommen: „Was Der aus einer Beethoven'schen Composition herausholt, das bringt kein Anderer zu Tage." Und für Brahms bekundete er bei jeder Gelegenheit hohe Bewunderung, und trug dessen Compositionen öffentlich vor, obwol er ihn als entschiedenen Kunstgegner Wagner's kannte.

Sein strengstes Urtheil galt immer den eigenen Leistungen. Er hatte in früheren Jahren manche brillante Composition, Phantasie u. dergl. veröffentlicht; aber erst den vor wenigen Monaten erschienenen Etuden gab er die Bezeichnung: op. 1, erstes Tonstück, das er als ein Werk anerkannte. Und trotz der immer glänzenderen Erfolge, trotz des Weltrufes, den er in so jungen Jahren erlangt hatte, fühlte er sich von seinem Clavierspiele nicht befriedigt; er arbeitete und feilte unablässig; die kleinste Einzelheit des Rythmus, des Accentes, der Schleifung, Bindung u. s. w., der für den „Effect", für den öffentlichen Vortrag nicht die mindeste Bedeutung beizulegen war, und die von anderen großen Pianisten auch nicht beachtet wurde, erschien seinem künstlerisch grübelnden Geiste wichtig, sobald er irgendwelche Intention des Tondichters darin vermuthete. Er wußte ganz genau, daß keine immer rege Phantasie ihn im Concertsaale über etwaige Lücken des Studiums hinwegtrug; darum trat er auch nur mit ganz fest ausgeprägtem Gebilde, mit vollendeter Aufgabe, mit gesicherter, unfehlbarer Leistung vor das Publicum. Und selbst nach dem größten Erfolge wußte er darzulegen, wie diese oder jene Stelle eines Tonstückes beim nächsten Vortrage noch besser, noch prägnanter erscheinen würde!

Während er seine Kunst mit dem strengsten Ernste betrieb, war er zugleich unablässig mit seiner geistigen Ausbildung beschäftigt. Philosophie und Naturwissenschaften zogen ihn vorzugsweise an, ihnen widmete er die meisten freien Stunden. Nachdem er sich in früheren Jahren ausschließlich zu den Schopenhauer'schen Principien bekannt hatte, wandte er sich in letzterer Zeit mehr zu der Kant'schen Ethik, die ihn milder stimmte. Heiteren Zerstreuungen blieb er fern, und lebte meistens ganz zurückgezogen im engsten Kreise einiger Freunde und aristokratischer Verehrerinnen. Er dachte gewiß nicht an nahes Scheiden; aber er blickte düster in die nächste Zukunft, und meinte einmal, er hege vor der Hand keinen andern Wunsch, als eine Zeit lang gar nicht zu wissen, was in der Außenwelt vorging. Besorgte Freunde riethen zu einer längeren Reise, sie ahnten nicht, daß er so bald die antreten würde, von der Keiner wiederkehrt!

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Gute Kameradschaft

Der Salon.

Maasliebchen.

Novelle von **Maria Calm.**

„Nein, Fräulein Delchen, in der Ordnung ist es nicht, daß Sie sich Ihren Geburtstagskuchen selbst backen! Das hab' ich doch gethan, so lang ich denken kann, und er hätte auch diesmal nicht fehlen sollen."

„Ich glaub's wol, Kathrine, aber dann hättest Du die Nacht zu Hülfe nehmen müssen, denn mit dem Bügeln wirst Du vor Abend nicht fertig. Da ist's doch so besser, siehst Du, und dann weißt Du ja, wie gern ich Kuchen backe!"

Bei diesen Worten fing Fräulein Delchen, oder Adele, wie sie eigentlich hieß, wieder an, ihren Teig zu schlagen, und zwar mit einem Eifer, der ihre Versicherung genügend bestätigte. Bald zeigten sich auch unter der Arbeit der kleinen, aber doch kräftigen Hand die erwünschten Bläschen, und eben wollte das junge Mädchen den Kuchen in die Form gießen, als ihr Name mehrmals auf dem Corridor gerufen wurde.

„Sehen Sie", sagte Kathrine, „nun kommt die Frau Räthin und wird böse sein, und das geschieht Ihnen ganz recht."

Ehe sie ihren Satz vollenden konnte, öffnete sich die Küchenthür und eine stattliche, ziemlich corpulente Frau erschien auf der Schwelle.

„Dachte ich's doch, wieder in der Küche", sagte die Dame kopfschüttelnd, indem sie aber doch zugleich einen wohlgefälligen Blick auf ihre Tochter warf, die, mit den lebhaft gerötheten Wangen, den runden mehl-bestreuten Armen und der weißen Küchenschürze auf dem einfachen Morgenanzug wirklich sehr hübsch aussah. „Das ist nun einmal ihre Passion", fuhr sie, sich nach dem Corridor umwendend, fort, „obwol Niemand solche Arbeit von ihr verlangt und sie doch wahrlich ihre Zeit besser anwenden könnte!"

„Aber Mama, mit wem sprichst Du denn da?" flüsterte das junge Mädchen erstaunt; „doch Niemand Fremdes?"

„Fremd und nicht fremd", entgegnete die Mutter geheimnißvoll. „Eigentlich sollte ich den Besuch Dir zur Strafe ganz für mich behalten, zumal Du nicht präsentabel bist."

„Für mich doch sicher präsentabel", sagte jetzt eine Männerstimme im Corridor, „und was die Strafe anbelangt, so träfe sie hauptsächlich mich. Deshalb, liebe Tante —"

„Ach, Ewald, wahrhaftig der Ewald!" rief jetzt Adele lebhaft, auf einen jungen Mann zueilend, der eben in der Thür erschien. „Nein, wie nett von Dir, uns so zu überraschen! Doch ich kann Dir noch nicht einmal die Hand reichen — warte, in zehn Minuten bin ich vorn bei Euch!"

Mutter und Gast entfernten sich, während Adele sich beeilte, mit ihrer Arbeit fertig zu werden.

Die Frau Räthin Brönner war seit vielen Jahren Wittwe und lebte allein mit ihrer einzigen Tochter Adele und — nicht zu vergessen — der alten treuen Dienerin Kathrine. So lange ihr Mann gelebt, war auch ein Neffe desselben, Ewald Brönner, in ihrem Hause erzogen worden; nach dem Tode des Herrn Raths aber glaubte die Wittwe allein den Pflichten gegen den Neffen nicht gewachsen zu sein und übergab den vierzehnjährigen Knaben der Fürsorge einer andern Verwandten desselben, die, alleinstehend, wie sie war, gern die Sorge für den ruhigen, fleißigen Ewald übernahm, zumal ihre beschränkten Verhältnisse ihr die kleine Summe, welche der Vormund für die Erziehung seines Mündels bestimmt, sehr willkommen machten. Die Frau Räthin dachte vielleicht auch, es sei nicht gut, daß der unbemittelte Knabe mit ihrer Adele zusammen aufwachse. Zwar war diese sieben Jahre jünger, als er, aber der Vetter hatte dem kleinen Cousinchen von Anfang an eine so warme Zuneigung entgegengetragen, war ein so unermüdlicher Spielgefährte, ein so treuer Wächter, ja ein so aufmerksamer Diener des lebhaften, kleinen Mädchens gewesen, daß die vorsorgliche Mutter Möglichkeiten für die Zukunft voraussah, die durchaus nicht nach ihrem Sinn waren. So wurden die Kinder getrennt, da aber Tante Minchen — Ewald's neue Pflegerin — in demselben Orte wohnte, so sahen sie sich, so lange der Knabe das Gymnasium besuchte, doch fast täglich, und die Frau Räthin konnte es nicht hindern. Erst als der junge Ewald zur Universität abging, trennten sich die Beiden für längere Zeit. Tante Minchen, die an keinen Ort gefesselt war, zog nach dem ersten Quartal gleichfalls dorthin und siedelte später, nachdem die Studienjahre zurückgelegt und der Doctor juris glänzend gemacht worden war, mit ihrem Neffen nach Löhr über, einer anderen Universitätsstadt seines Vaterlandes, in welcher er sich als Advocat niedergelassen. Von dort aus besuchte er jetzt zum ersten Male die lieben Verwandten in Brachfelden.

„Aber woher kommst Du denn jetzt eigentlich?“ fragte Adele, die inzwischen ihren Anzug geordnet und den lieben Gast im Wohnzimmer aufgesucht hatte. „Wo ist denn Dein Koffer oder Reisesack? Das Prinzessinnenzimmer wird sich freuen, seinen alten Gast einmal wieder zu sehen!“

„Ja“, sagte die Räthin lachend, „unser Hauswirth wollte das Zimmer neu tapeziren, Adele aber bat für die Tapete mit den wunderlichen Figuren und Blumengewinden, und so ist sie geblieben.“

„Es wär' auch schade, sie abzureißen“, meinte Ewald. „Wie viele Geschichten hast Du uns nicht erzählen müssen, liebe Tante, von Adelen's Prinzessinnen, den Damen in weißen Kleidern, die sich in Rosenguirlanden wiegten; und weißt Du noch, Adele, wie ich Dir einmal den großen Schrank abrücken mußte, weil Du so gern wissen wolltest, ob die rosa Prinzessin, welche auf dem einen Bild in's Wasser stürzte, auf dem nächsten hinter dem Schrank nicht wieder zum Vorschein käme?“

„Ja, die Sache machte mir große Sorge“, lachte Adele; „und wie enttäuscht war ich, als nach allen Deinen Anstrengungen nur das alte Bild mit der Muschel und den Schwänen da war! Aber, Mama, hast Du Ewald schon ein Frühstück angeboten? Er kommt wol heute schon weit her und hat Appetit.“

„Mit nichten, Cousinchen, ich komme eben vom Frühstück, und zwar aus der goldenen Traube!“

„Ah, der Herr Doctor sind im Hôtel abgestiegen“, sagte die Tante mit einem Ton, der vorwurfsvoll klingen sollte. „Nun, wie Du willst, Du weißt, daß Du mir jederzeit willkommen bist.“

Ewald sagte zu seiner Entschuldigung, daß er nicht allein, sondern in Gesellschaft eines Freundes, Namens Dorn sei, den er in Löhr kennen gelernt, und der von ihrer gemeinschaftlichen Reisekasse einen etwas unvorsichtigen Gebrauch gemacht, der seinem Herzen zwar zur Ehre gereiche, doch ihre weiteren Pläne in einer bedenklichen Weise durchkreuze. Er habe nämlich das ganze Geld einer armen Familie geschenkt, welche sie durch Zufall unterwegs kennen gelernt, und sie sähen sich deswegen genöthigt, anstatt ihre Tour fortzusetzen, über Brachfelden heimzukehren, woselbst sie gestern Abend bereits angelangt wären.

„Nun, dann bin ich Deinem Freunde doppelt dankbar!“ sagte Adele; „einmal, daß er so gut gegen die armen Leute war, und dann, daß Du in Folge dessen hierher gekommen bist.“

„Ja, darüber freue ich mich auch“, versetzte Ewald, „zumal da morgen der zwanzigste August ist. Ich habe den Tag nicht vergessen!“

„Wirklich? Dann sollst Du zum Lohn morgen auch ein Stück von dem selbstgebackenen Kuchen haben!“ rief Adele.

„Ja“, sagte ihre Mutter, „und sollst Adelen's Geburtstag feiern helfen. Wir werden mit einigen Bekannten eine Waldpartie machen, und wenn Du und Dein Freund uns begleiten wollt, so sollt ihr herzlich willkommen sein.“

Ewald nahm die Einladung sehr gern an und sagte, daß er auch seinen Reisegefährten benachrichtigen wolle, der sicherlich nicht minder erfreut sein werde. Dann wollte er sich entfernen.

„Und Du gehst, ohne Deine alten Freunde zu begrüßen, oder nur nach ihnen zu fragen?“ rief Adele, ihn zurückhaltend. „Der General kratzt wahrhaftig schon die ganze Zeit über an der Vorthür. — Komm, Alter“, fuhr sie fort, die Thür öffnend, zu der ein großer, schöner Jagdhund hereinsprang. „Sieh nur, wie er sich freut! Ja, Du vergissest Deine alten Freunde nicht, Du Treuer, Du hast den Ewald gleich wieder erkannt, nicht wahr, alter General! Und er hatte sich nicht einmal nach Dir erkundigt!“

„Nun, dann bitte ich tausendmal um Entschuldigung, und thue es jetzt nachträglich“, sagte Ewald, den Hund streichelnd.

„Danke für gütige Nachfrage“, erwiederte Adele mit einem Knix, „der Herr General haben sich ja meist ziemlich wohl befunden, bis auf zeitweiliges Podagra in dem verletzten Fuße. Aber wirklich“, fügte sie

ernsthaft hinzu, „ich glaube, er leidet zuweilen noch an der alten Wunde.“ Damit hob sie den linken Hinterfuß des Thieres in die Höhe, an welchem die Pfote gespalten war — eine Verletzung, welche dem Hunde den Beinamen „General“ eingebracht; denn Ewald hatte früher behauptet, er habe diese Wunde in einer Schlacht erhalten.

„Und Prinz Biribi?“ fuhr Ewald in seinen Fragen fort.

„Theilt das Schicksal vieler Großen!“ seufzte Adele; „ist exilirt!“

„Exilirt? und wohin?“

„Auf mein Zimmer. Seine Stimme hatte sich so entwickelt und er ließ sie so ununterbrochen hören, daß Mama's Nerven es nicht mehr aushalten konnten. So wurde er auf mein Stübchen verbannt, zu seinem großen Kummer, denn obgleich er dort frei herumfliegen kann, so ist er doch ein großer Freund der Geselligkeit, wie Du weißt, und fühlt sich dort einsam. Nur zuweilen hole ich ihn her — das sind dann immer Festtage für ihn.“

„Noch ganz meine alte, liebe Adele“, sagte der junge Mann, indem er einen Blick voll Zärtlichkeit auf das liebliche Mädchen heftete. „Nun, grüße Prinz Biribi von mir, und ich würde ihm nächstens meine Aufwartung machen“, sagte er im Fortgehen und verließ dann langsam das Haus.

II.

„Gehst Du nicht ein wenig mit spazieren?“ fragte Adele am Nachmittage desselben Tages, indem sie den Kopf durch die Thür von ihrer Mutter Zimmer steckte.

Die Frau Räthin saß an ihrem Schreibtisch, in einer Art Laube, die von hohen, großblätterigen Topfgewächsen gebildet war. Bilder, Statuen, hübsche Nippsachen waren geschmackvoll im Zimmer vertheilt, allerdings ein wenig zu reichlich, so daß Ewald ihm den Beinamen „das Museum“ gegeben und Kathrine nie von der Idee zurückgekommen war, die Sachen existirten ausschließlich zu dem Zweck, ihr, oder jetzt Adelen, mehr Arbeit beim Abputzen zu machen. Die Frau Räthin aber fühlte sich nie glücklicher, als wenn sie in diesen Umgebungen sich ihren Lieblingsbeschäftigungen, der Musik, dem Malen oder der Schriftstellerei hingeben konnte, denn sie betrieb alle diese Künste mit großem Eifer und hatte wenigstens in der ersten glänzende Erfolge erzielt. War sie doch in ihrer Jugend die Primadonna in den Concerten der kleinen Stadt gewesen und hatte, ungleich so vielen Frauen, auch nach ihrer Verheirathung die langgepflegte Kunst nicht vernachlässigt. Um so mehr hatte sie bedauert, daß ihre Tochter weder zur Musik noch zur Malerei Talent zeigte, überhaupt so wenig von ihren, der Mutter, poetischen Neigungen geerbt zu haben schien; vielleicht aber waren gerade diese poetischen Neigungen daran schuld, daß Adele sie nicht theilte, denn die Kleine hatte gar oft, wenn sie zur Mutter gewollt, hören müssen: die Mama übt sich, oder malt, oder schreibt, Du darfst sie nicht stören, so daß sie fast einen Widerwillen gegen diese Künste gefaßt, und als man ihr

später Unterricht in denselben ertheilen wollte, sich gar keine Mühe gab, sie zu erlernen. So war Adele, wie ihre Mama seufzend sagte, ein ganz ungebildetes, prosaisches Mädchen geblieben, und die Frau Räthin verlangte von der Tochter nur, daß, wenn ihr einmal der Sinn für „Poesie“ abging, sie wenigstens Andere nicht im Dienste derselben stören solle.

Mit verdrießlichem Gesichte sah sie deshalb von ihrer Arbeit auf, als Adele die Aufforderung zum Spazierengehen an sie wiederholte.

„Du weißt doch, daß ich ungestört bleiben will, wenn ich arbeite“, sagte sie etwas heftig; „Ewald unterbrach mich diesen Morgen schon, Du jetzt — es ist wirklich unerträglich!“

„Aber Mama“, entgegnete Adele sanft, „Du machst Dich krank mit Deinem Arbeiten. Der Arzt hat Dir Bewegung und frische Luft verordnet, und statt dessen . . .“

„Ja, ja, ich weiß; aber erst muß der Geist befriedigt werden, dann der Körper. Geh' nur, Adele“, fügte sie freundlicher hinzu, „ich werde später auch noch ein wenig in den Garten hinabgehen; aber jetzt störe mich nicht länger.“

Adele schloß die Thür, setzte den runden Hut, den sie am Arme trug, auf, rief den General, der schon lange ungeduldig auf das ersehnte Zeichen gewartet hatte, und verließ das Haus. Wie gewöhnlich wählte sie den Weg nach dem nahen Lennergrunde, einem hübschen, von Bergen eingefaßten Thale, durch das sich die Lenner, hier ein ziemlich breiter Fluß, schlängelte. Mit empfänglichem Sinn freute sie sich über den bunten Blumenflor, der die Gärten schmückte, über den Segen der Obstbäume, welche der Ernte entgegenreiften, über den herrlichen Blick in die Berge, welche jetzt, gegen Abend, den verhüllenden blauen Duft abgestreift hatten, den die Sonnenstrahlen um sie gewebt, und lockend und zauberisch wie immer aus der Ferne herüberwinkten. Gar oftmals blieb das junge Mädchen stehen, um sich all' dieser Schönheiten zu freuen; ihr Begleiter aber, der General, theilte ihre Neigungen nicht, sondern vertiefte sich bald in das Studium eines Krautfeldes, auf dem seine feine Jägernase ein Häslein wittern mochte, und sprang bald in großen Sätzen voraus mit einer Lebhaftigkeit, die schlecht für einen Invaliden und noch schlechter für einen General paßte.

Jetzt hatte Adele den Fluß erreicht, der an beiden Seiten von dichtem und zum Theil ziemlich hohem Gesträuch eingefaßt war, während sich weiterhin üppige Wiesen dehnten. Nur ein schmaler Pfad führte zwischen ihnen und dem Flusse hin.

Auf ihrem Wege hatte Adele eine Edelmannsblume entdeckt, deren Kronblätter ineinander gerollt waren; vorsichtig öffnete sie dieselben und fand eine Spinne darin, die sich dort eingewebt und dadurch die Blume langsam tödtete.

„Dir ist nicht mehr zu helfen“, sagte sie fast traurig, indem sie die häßliche Spinne entfernte; „aber jene dort . . .“

Sie nahm dieselbe Operation bei einer andern vor und war bald so in ihre Beschäftigung vertieft, daß sie nicht auf das laute Bellen des

Generals achtete, mit dem dieser ein paar in einem angrenzenden Kornfelde entdeckte Wachteln aus ihrer friedlichen Behausung aufgescheucht hatte. Plötzlich jedoch hörte das Bellen auf und gleich darauf ertönten ängstliche Laute, die vom Fluß her zu Adele drangen. Erschreckt eilte sie der Stelle zu, indem sie nach dem Hunde rief; bald aber bemerkte sie diesen im Wasser, wie er den Kopf nach ihr hinwandte und unter ängstlichem Winseln mit den Fluten kämpfte.

„General, mein armer, lieber General!" rief Adele, mit dem Ausdruck höchsten Schreckens, „sein kranker Fuß wird ihm beim Schwimmen den Dienst versagen. Ach, wenn ich Dir nur helfen könnte!"

Sie suchte an dem steilen Ufer niederzusteigen, um das arme Thier zu erreichen; aber bald fühlte sie, daß der weiche Boden unter ihren Füßen wich und sie mußte sich an das Strauchwerk anklammern, um nicht selbst in's Wasser zu fallen.

„Soll ich Dich vor meinen Augen umkommen sehen!" jammerte sie, in Thränen ausbrechend. „O mein armer General!"

In diesem Augenblick aber wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein Geräusch auf das gegenüber liegende Ufer gelenkt. Dort theilte sich nämlich eben das Gebüsch und ein junger Mann trat daraus hervor. Ein Blick zeigte ihm, was zu thun sei; rasch warf er den Rock ab und stürzte sich in das Wasser, das er mit geübter Hand theilte.

„Nicht zu mir!" rief Adele, deren Lage jeden Augenblick bedenklicher wurde. „Retten Sie nur meinen Hund dort!"

In der That war das arme Thier im Begriff unterzusinken; der junge Mann aber ergriff es noch zur rechten Zeit, und es über dem Wasser haltend, schwamm er damit nach dem Ufer, das er behend erkletterte und wo er seine Bürde niederlegte.

„Ihnen werde ich von hieraus am Besten helfen können", sagte er dann zu Adele, indem er ihr die Hand hinabreichte. „Fürchten Sie sich nicht — ich stehe fest."

Adele erfaßte die gebotene Hand und da es auch ihr nicht an Gewandtheit fehlte, so war sie bald oben.

„Tausend Dank!" rief sie, an das Ufer springend, und beugte sich über den Hund, der ihr winselnd entgegenkroch. Aber dann, sich plötzlich wieder erhebend, sagte sie: „Wie gedankenlos ich bin! Ich vergesse ganz, daß Sie durch und durch naß sind und sich bei Ihrem guten Werke den Tod holen können. Da", unterbrach sie sich, indem sie den Mousselinshawl, den sie trug, ihm reichte, „nehmen Sie das zum Abtrocknen; — ich gehe indeß über jene Brücke dort unten hinüber und hole Ihren Rock."

Der Fremde hatte während dieser Rede schweigend und mit sichtlichem Wohlgefallen das liebliche, von der Aufregung bewegte Mädchen betrachtet; jetzt sagte er, indem er ihre Hand ergriff: „Ich danke Ihnen, mein Fräulein, aber Sie brauchen sich meinethalben durchaus keine Sorge zu machen. Ich bin kalte Bäder gewöhnt und das Zeug wird auch schon wieder trocken werden — eben so gut, wie bei Ihrem Geretteten", fuhr er, auf den Hund zeigend, fort, der seine nassen Haare

schüttelte und sich an dem warmen Grase zu trocknen suchte. „Ich werde jene Brücke benutzen und mir meinen Rock selbst holen — wenn ich anders", fügte er hinzu, „Ihnen nicht sonst noch zu Dienst sein kann."

„Mir — o nein!" rief Adele; „aber es ist mir leid, daß ich Ihnen nicht helfen kann, und ich habe Ihnen auch gar noch nicht ordentlich gedankt. Aber Sie glauben mir, daß ich Ihnen recht dankbar bin?"

In der That, es wäre schwer gewesen, dem innigen Blicke dieser treuen, kindlichen Augen nicht zu glauben; der junge Mann war auch augenscheinlich weit entfernt davon, denn er sah in die blauen Tiefen derselben hinein, bis sie sich vor ihm senkten. „Und wenn ich mir den Tod in den Fluthen geholt hätte, Ihr Dank wäre nicht zu theuer erkauft", sprach er.

Das junge Mädchen erröthete; ein vorwurfsvoller, fast strenger Ausdruck glitt über ihr Gesicht und sie sagte, sich zum Gehen wendend: „Gebe Gott, daß es Ihnen nichts schadet; noch einmal herzlichen Dank!"

Dann eilte sie rasch, von dem wieder muntern General begleitet, davon, während der junge Mann ihr nachsah.

III.

Hell und glänzend stieg der andere Morgen, der zwanzigste August, herauf, hell und glänzend, wie es ein Sommertag und vor Allem ein Geburtstag soll. Das kleine Zimmer der Räthin — ihr Arbeitscabinet — war durch eine Menge Blumen in Töpfen und Vasen fast in einen Garten verwandelt und in der Mitte stand eine große Fortuna von Gips, deren Füllhorn, sonst als Blumenbehälter dienend, jetzt mit allen möglichen hübschen Geschenken für Adele gefüllt war. Daß sich unter diesen Geschenken auch ganz moderne Producte, wie Glacéhandschuhe, Spitzenkragen und dergleichen befanden, beweist durchaus nicht, daß diese Fortuna keine wirkliche, echte, antike Fortuna war, sondern nur, daß die Götter über Raum und Zeit erhaben sind und folglich die Bedürfnisse aller Länder und aller Zeiten kennen.

„Und hier ist Ihr Geburtstagskuchen, Fräulein Delchen", sagte die alte Magd hervortretend, als Adele jetzt alle Gaben der Mutter und ihre sinnreiche Anordnung bewundert hatte. „Nicht Ihr Kuchen, sondern mein Kuchen, den ich doch gebacken habe, und er ist viel höher geworden, als der Ihrige und — ich gratulire auch vielmals, liebes Fräulein Delchen!"

Das junge Mädchen dankte gerührt der alten, treuen Dienerin; und dann kamen noch andere Gratulanten, Freundinnen und Verwandte, mit neuen Blumen und Gaben. Auch Ewald erschien mit einem prachtvollen Strauß von lauter Rosen. Er hatte lange überlegt, ob er dem geliebten Mädchen nicht ein werthvolleres Geschenk machen dürfe? Er hätte es gern gethan, und Adele, davon war er überzeugt, hätte es freundlich und unbefangen aufgenommen; aber ob es der Tante recht gewesen wäre? Und er selbst, gab er es unbefangen? Ach nein! er hätte in das Angebinde all' sein Wünschen und Hoffen, alle die Liebe

niederlegen mögen, die er jetzt noch nicht auszusprechen wagte; denn wie durfte er, der junge, noch brodlose Advocat, das Schicksal eines andern Wesens mit dem seinen, unsichern, verbinden? Hatte er ohnehin doch zuerst an die alte Tante zu denken, die seit Jahren für ihn gesorgt, ihm so manches Opfer gebracht hatte; er mußte genug für Drei haben, ehe er es wagen durfte, seine Neigung zu der theuren Gespielin zu gestehen.

Unter solchen Gedanken hatte Ewald den Rosenstrauß gekauft, den er seiner Cousine bringen wollte. „Und Du, Dorn?“ fragte er seinen Freund, der ihn zum Gärtner begleitet hatte, „willst Du nicht auch mitgehen? Da die Tante Dich für den Nachmittag eingeladen hat, scheint es mir nicht mehr als billig zu sein, daß Du ihr vorher Deine Aufwartung machst.“

„Du weißt, ich liebe solche Ceremonien nicht“, erwiederte der junge Mann. „Zudem“, fügte er lächelnd hinzu, „möchte ich nicht als dritte Person figuriren, wo ein solcher Rosenstrauß überreicht wird. Ich könnte nur ein sehr überflüssiger Dorn sein.“

„Nun, wie Du willst“, hatte Ewald nicht ohne ein leichtes Erröthen geantwortet und war allein zu Adele gegangen. Dorn's Befürchtung aber, die dritte Person bei der Gratulation zu sein, erwies sich als durchaus ungegründet, denn das Geburtstagskind war ganz von Freundinnen umringt, so daß Ewald auch nur wenige Worte mit ihr wechseln konnte und sich bald entfernte, nachdem er versprochen, sich nebst seinem Freunde zur bestimmten Zeit bei der Doppeleiche am Eingang des Waldes einzufinden.

Nachmittags bewegte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von der Stadt nach dem nahen Walde hin. Ein Theil derselben hatte sich bei der Festgeberin versammelt, die entfernter Wohnenden aber gingen direct nach dem bestimmten Platze.

Unter den Ersteren befand sich ein junges Mädchen von lebhaften Gesichtszügen und schwarzen, glänzenden Augen. Olga von Hilgen, so hieß sie, war eine Tochter der besten Freundin von Adele's Mutter, und deshalb auch Adele's Freundin; einen andern Grund für diese Verbindung hätten die beiden Mädchen schwerlich zu nennen gewußt, denn große Sympathie herrschte nicht zwischen ihnen; eher beruhte das Verhältniß auf dem Grundsatz: les extrêmes se touchent.

„Wie angenehm, daß Dein Cousin gerade heute hier ist“, sagte Olga zu Adele, als sie durch die Kastanienallee gingen, welche zu dem Walde führte. „Es fehlt uns ohnehin an Herren! Und weißt Du, ich finde, er hat sich recht zu seinem Vortheil verändert in den Jahren; als er von der Universität aus einmal bei Euch war, fand ich ihn doch sehr häßlich.“

„Ewald? häßlich?“ sagte Adele — „wirklich, daran habe ich nie gedacht! Nun ja, er mag kein Adonis sein, aber er hat ein so gutes Gesicht und so liebe Augen —“

„Und hat Dich damit so innig angesehen, als er Dir den Rosen-

strauß brachte, diesen Morgen", lachte Olga; „ja, ja, ich habe es wol bemerkt! Nun, liebes Herz, ich habe ja auch durchaus nichts gegen ihn und —"

„Ich bitte Dich, Olga", unterbrach sie Adele ernst, „Du weißt, daß Ewald so gut wie mein Bruder ist! Doch ich habe Dir noch nicht gesagt, daß er einen Freund mitbringt, denselben, der eigentlich die Ursache seines Hierseins ist." Und sie erzählte ihr und einigen hinzutretenden Freundinnen die Geschichte von der armen Familie, welcher die jungen Leute ihre Reise geopfert hatten.

„Wie schön, wie edel!" rief Olga enthusiastisch; „o, ich freue mich, diesen Mann kennen zu lernen. Er ist hoffentlich recht arm, sonst hätte das Opfer weniger Werth. Aber sind das dort nicht die beiden Herren? Der eine wenigstens scheint Dein Cousin zu sein."

In der That kamen die beiden jungen Männer, von denen die Rede gewesen, in diesem Augenblick von einer andern Seite her zur Gesellschaft, und Ewald beeilte sich, seinen Freund der Tante vorzustellen.

„Felix von Dorn — meine Tante, Frau Räthin Brönner, und da kommt auch meine —"

Aber er sprach das Wort „Cousine" nicht aus, denn bei Adele's Anblick hatte sich eine lebhafte Bewegung in den Zügen seines Freundes gezeigt, er war auf sie zugeeilt und sagte, ihr die Hand reichend: „Wie freue ich mich, mein Fräulein, Sie hier wieder zu sehen!"

„Ach, Sie sind es?" rief auch Adele tief erröthend. „Und Sie sind wohl und es hat Ihnen nichts geschadet?"

„Aber was soll denn Herrn von Dorn geschadet haben?" fragte jetzt die Räthin, welche dieser Scene, gleich den Uebrigen, mit großem Erstaunen beigewohnt hatte. „Und woher, Adele, kennst Du den Herrn? Er ist doch erst seit gestern hier?"

„Ja, und woher kennst Du meine Cousine?" fragte auch Ewald, seinen Freund mit Blicken betrachtend, die in diesem Moment durchaus nicht viel Freundschaft verriethen.

„Sie haben also unser kleines Abenteuer nicht erzählt?" fragte Felix, während eine helle Freude in seinen Augen aufleuchtete.

„Ich fand nicht Zeit dazu", erwiederte Adele etwas verlegen; „gestern Abend war die Mutter beschäftigt und ich durfte nicht zu ihr, wie die Kinder vor Weihnachten, und diesen Morgen hab' ich's über den Geburtstag vergessen. Ja, Mama", wandte sie sich an diese, „dieser Herr ist der Lebensretter meines alten Generals, und eigentlich auch Deiner Tochter, denn ich hing an dem Ufer wie der Mann im Syrerland zwischen Kameel und Drache." Und sie erzählte der neugierigen Gesellschaft das gestrige Abenteuer.

„Wie interessant!" flüsterte Olga der Freundin zu, „das ist doch noch etwas Romantik in dem prosaischen Leben! Aber wer ist denn dieser junge Held eigentlich?" Und sie bestürmte Adele mit Fragen, welche diese natürlich nicht zu beantworten wußte.

Mittlerweile war die Gesellschaft an dem bestimmten Orte, einem

schattigen Abhang am Walde, angekommen und hatte sich dort gelagert. Es war ein hübscher Anblick, die jugendlichen Gestalten in den hellen, frischen Sommeranzügen, unter denen die Frau Räthin, die einzige ältere Dame, wie eine volle Päonie unter kleinen Frühlingsblumen thronte. Der Kaffee mundete, trotz der drückenden Wärme, vortrefflich, und Katherinen's Kuchen, den sie eigenhändig herumreichte, fand allgemeinen und wohlverdienten Beifall.

„Aber nun wollen wir spielen!" rief Olga aufspringend. „Soll ich Stimmen sammeln?" Und sie machte die Runde in der bunten Gesellschaft, um eines Jeden Vorschlag zu hören. Ein Pfänderspiel wurde gewählt und Alle betheiligten sich mit ungezwungener Heiterkeit dabei.

„Was soll Der- oder Diejenige thun, der dieses Pfand gehört?" rief die Räthin, welche die Pfänder in Empfang genommen hatte.

„Sie soll drei aus der Gesellschaft mit Blumen vergleichen", lautete die Antwort. Olga war die Besitzerin des Pfandes und beeilte sich, ihre Aufgabe zu lösen.

„Sie, Herr Doctor", sagte sie zu Ewald, „vergleiche ich mit dem Immergrün; Ihren Freund" — und sie verbeugte sich vor Felix, der daneben saß — „mit — ja, mit dem Jasmin; und" — hier wollte sie einen dritten Herrn nennen, dachte aber noch zur rechten Zeit daran, daß ihre Freundinnen nicht verfehlen würden, ihre Bemerkungen darüber zu machen, daß sie nur Herren gewählt, und schritt deshalb auf Adele zu, indem sie sagte: „und Dich, liebe Adele, mit Deinem weißen Kleide und rothen Bändern, vergleiche ich einem Maasliebchen."

„Bravo, Olga, die Vergleiche sind gut!" rief die Räthin. „Aber eigentlich sollte man die Begründung des Vergleichs immer hinzufügen, wie Du bei Adele gethan; sonst ist die Aufgabe doch zu leicht."

„Und bei Adele hätte die Begründung auch etwas tiefer sein können", flüsterte Ewald seinem Freunde zu.

Felix antwortete nicht, sondern sah träumerisch in den Wald hinein.

„Herr von Dorn, Sie werden noch ein Pfand bezahlen müssen, wenn Sie nicht besser aufpassen!" rief die Räthin. „Hier ist Ihr Notizbuch, das ich im Pfand habe, und welches Sie mit einem Räthsel einlösen sollen. Rasch, geben Sie diesen jungen Damen eine recht harte Nuß zu knacken."

„Ein Räthsel?" wiederholte der junge Mann, „wirklich, gnädige Frau —"

„O Sie wissen, hier wird kein Pardon gegeben. Ein Räthsel, oder dies Taschenbuch ist mein, und ich habe das Recht, der Gesellschaft etwas daraus vorzulesen, womit sie sicherlich auch zufrieden wäre. Nicht wahr, meine Damen und Herren?"

„O, nicht doch!" rief Felix, das Buch lachend an sich nehmend, „Sie würden Ihre Mühe schlecht belohnt finden. Nein, da gebe ich lieber das Räthsel." Und er war nach kurzem Besinnen im Begriff anzufangen, als pötzlich ein fernes Rollen ertönte.

„Der Donner, ein Gewitter!“ riefen Alle, und sprangen erschrocken auf. In der That hatte sich der westliche Himmel mit drohenden Gewitterwolken bedeckt, die sich mit großer Schnelligkeit weiter verbreiteten.

„Wie schade!“ riefen Alle durcheinander, „wir müssen aufbrechen, rasch!“ Die Gastgeberin bat die Gesellschaft, sich nach ihrer Wohnung zu begeben, wo man den Abend zubringen wollte, und ging dann mit der Mehrzahl der Gäste voran; Adele blieb zurück, um Katharine beim Einpacken des Geschirrs zu helfen. Ewald und sein Freund, so wie Olga, erklärten, mit Adele zurückgehen zu wollen.

„Es ist doch etwas Herrliches, ein Gewitter“, sagte Olga, sich an die Doppeleiche lehnend, während Adele mit der Dienerin und zwei Mädchen, die diese zur Hülfe mitgenommen, auf dem freien Platz am Boden kniete, um die gebrauchten Sachen zu sammeln. „Sehen Sie nur, Herr von Dorn, wie prächtig der Blitz das Halbdunkel des Waldes erhellt! Und könnte man sich unter der Gruppe dort am Boden nicht eine Zigeunergesellschaft denken? Ihr Freund als Hauptmann, Adele als seine Geliebte —“

„Ich denke, sie sind Beide zu blond, um als Zigeuner zu figuriren“, unterbrach sie Felix.

„Freilich, Sie würden besser dazu passen“, erwiederte Olga mit einem Blick auf die elastische Gestalt und die glänzend schwarzen Locken, die das schmale, ausdrucksvolle Gesicht lang umwallten.

„Liebe Olga, bleib' doch nicht unter dem Baume, der noch dazu allein steht; Du weißt, das ist gefährlich!“ rief Adele jetzt ihrer Freundin zu.

„Gefährlich? ich fürchte keine Gefahr!“ entgegnete diese. „Ich könnte mir eigentlich nichts Schöneres denken, als so von dem göttlichen Strahle wieder in den Schooß der Natur zurückgestürzt zu werden, ohne den ermüdenden Kampf mit dem Leben — in voller Jugendkraft!“

Und die prächtige Eiche mit dem einen Arm umfassend, so daß die schlanke Gestalt, von dem hellen Gewande umflossen, wie die Dryade des Baumes erschien, declamirte sie:

„Ich möchte sterben in des Lebens Fülle,
Eh' noch der Mittag sich zum Abend neigt,
Eh' die zerbrechliche, die schwache Hülle
Die Spuren der verlebten Jahre zeigt.“

Felix konnte nicht umhin, einen bewundernden Blick auf die interessante Erscheinung zu werfen, und einen zweiten, vergleichenden auf Adele. Diese hatte eben den letzten Korb auf den kleinen Wagen gestellt, den die Mädchen fortzogen; statt des Hutes, den sie sorgfältig zugedeckt mit auf den Wagen gelegt, band sie sich ein weißes Tüchelchen um den Kopf, aus dem das kindliche Gesicht mit den klaren blauen Augen gar lieblich heraussah. Felix gedachte wieder des innigen Blickes, mit dem diese Augen ihm gestern gedankt, dieses Blickes, den er die ganze Nacht hindurch sich zurückgerufen, den er wieder und wieder gefühlt, genossen hatte, und der Glanz von Olga's Augen verlosch davor. Diese erschien

ihm wie die geheimnißvolle Waldfee, die man bewundert, aber nicht liebt; Adele wie das reine, echte Weib, das der Mann tragen, schützen, an's Herz ziehen möchte.

Olga war dem Blicke des jungen Mannes gefolgt und rief, plötzlich den Baum verlassend: „Ach, ich kann Dir wol helfen, Adele? Ueber der Schönheit der Scene hatte ich das ganz vergessen."

„Ich danke Dir, Olga, wir sind jetzt fertig", erwiederte Adele freundlich „Aber nun laßt uns eilen — das Gewitter kommt näher — ha!"

Diesen letzten Schrei hatte ihr der Blitzstrahl entrissen, der eben jäh und grell, von rollendem Donner begleitet, neben ihnen hinfuhr, gerade an der Doppeleiche herunter. In einem Nu stand der herrliche Baum in Flammen, die prasselnd durch das Laubwerk emporlohten.

Ein Schrei, theils des Schreckens, theils der Bewunderung war auch den Lippen der übrigen Zuschauer entflohen; Olga war erblaßt und starrte nach der Stelle, wo sie noch eben gestanden, und die jetzt in heller Gluth leuchtete; Adele aber, gleichfalls todtenblaß, hatte die Hände gefaltet, und die in Thränen schwimmenden Augen zum Himmel erhebend rief sie: „Gott sei Dank, o Gott sei Dank!" Dann eilte sie, ihre Freundin zu umarmen.

„Ja, Gott sei Dank, daß Ihr Wunsch nicht so schnell erhört worden ist", sagte Ewald, sich zu Olga wendend. — „Aber wie Du zitterst, meine arme Adele!" Und er legte stützend den Arm um sie.

Felix warf einen finstern Blick auf die Beiden.

„Sollen wir nicht gehen?" fragte Adele leise.

„Gehen — von einem solchen Schauspiel fortgehen?" rief Olga. „Nein, das vermag ich nicht!"

In der That war der Anblick des brennenden Baumes ein prachtvoller. Als ob es ein lebendes Wesen, etwa von einer riesigen Schlange umwunden wäre, so ächzte und krachte der mächtige Baum unter den tödtlichen Umarmungen des feurigen Gegners. Wie der alte Stamm, gleichsam Hülfe suchend, seine rasch verdorrten, entblätterten Aeste in die Lüfte streckte! Wie die zarten Glieder, die noch ebenso heiter bekränzten Zweige, prasselnd dem Feind erlagen, oder vom Stamm getrennt, verstümmelt zu Boden sanken; wie die Vögel, die in dem buschigen Gezweig so lange ihre sichere Wohnstätte gehabt, ängstlich schreiend die verwüstete Heimat umflatterten, und von der steigenden Glut vertrieben, in weiteren und weiteren Kreisen ihre Klagen ertönen ließen! Aber der grimmige Feind, die züngelnde, feurige Schlange, war taub gegen die Klagen, erbarmungslos für das Stöhnen ihres Opfers; triumphirend wand sie sich enger und enger um seine Glieder, gierig trank sie sein Leben, verzehrte sein Mark und ruhte nicht eher, bis von dem herrlichen Baume, der Jahrhunderte lang den Stürmen getrotzt, den Müden Schatten, den Vöglein Obdach gegeben hatte, nichts übrig war, als der kraftlose, todte Rumpf.

Schweigend, wie sie dem Schauspiel beigewohnt, trat die kleine

Gesellschaft den Rückzug an. Adele's Wohnung war bald erreicht, noch vor dem Regen, der kurz darauf in Strömen niedergoß. Die versammelten Gäste empfingen die Hinzukommenden mit Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben, erfuhren dann aber mit Staunen und Schrecken die Ursache desselben. Auch sie wurden durch den Vorfall ernster gestimmt; zum Tanzen, von dem die Rede gewesen, war man nicht mehr geneigt, und so trennte sich die Gesellschaft früher, als man beabsichtigt.

IV.

Am folgenden Tage hatte sich das Wetter wieder geklärt. Heiter und lächelnd wie ein harmloses Kind sah der Himmel auf die Erde nieder, auch auf den armen Baum, den sein Strahl gestern vernichtet, und der an dem sonnigen Morgen noch trauriger aussah, als am verwichenen Abend.

Zwei junge Männer standen daneben; es waren Ewald und Felix, welche die Stätte des gestrigen Abenteuers aufgesucht hatten.

„Diese Olga ist doch ein wunderliches Mädchen", sagte Letzterer, als sie jetzt den Heimweg antraten. „Kennst Du sie von früher her?"

„Gewiß", entgegnete der Andere, „ihre Eltern wohnten ganz in der Nähe meiner Tante, und sie hat von Kindheit auf viel Umgang mit Adele gehabt."

„Du lebtest lange im Hause Deiner Tante?"

„Ja, bis zu meinem vierzehnten Jahre. Es war die schönste Zeit meines Lebens."

„Ich glaube es Dir. Adele muß ein reizendes Kind gewesen sein?"

Brönner blickte seinen Freund forschend an. Eine Zeitlang ging er schweigend neben ihm her, dann sagte er: „Ja, Adele war ein so reizendes Kind, wie sie ein liebliches, vortreffliches Mädchen geworden ist. Ich liebte schon das Kind, liebe jetzt das Mädchen. Es wird meine einzige Liebe bleiben durch's Leben, was auch ihr Schicksal sein mag."

Eine lebhafte Röthe war in Felix' Antlitz aufgestiegen; er mußte augenscheinlich eine Bewegung bekämpfen, ehe er sprechen konnte. „Und erwiedert Adele Deine Neigung?" fragte er dann.

„Ich weiß es nicht", entgegnete Ewald. „Sie hat mich stets geliebt als ihren Verwandten — fast wie einen Bruder. Doch bei einer Natur, wie die ihrige, die sich nicht in heftigen Leidenschaften, sondern in ruhigen, tiefen Neigungen bethätigt, darf ich hoffen, daß sie Dem, welchem sie stets Achtung und Vertrauen geschenkt, wol auch noch mehr gewähren wird."

„Aber warum sie nicht fragen? warum hast Du es nicht längst gethan?" rief Felix lebhaft.

„Warum?" entgegnete sein Begleiter ruhig. „War ich, bin ich in der Lage eine Familie zu gründen? Adele ist jetzt achtzehn Jahre alt; ehe wir uns verheirathen könnten, wäre sie drei-, vierundzwanzig. Soll ich da verlangen, daß sie sich jetzt schon binde? Das Herz ist oft wandelbar; was es mit achtzehn Jahren befriedigt, genügt ihm oft mit vier-

undzwanzig nicht mehr, und so umgekehrt. Ich befürchte das zwar nicht bei Adele, aber ich halte es für unrecht, ein Mädchen zu fesseln, ehe man ihr eine Zukunft bieten kann."

„Deine Liebe ist sehr vernünftig", sagte Felix mit spöttischem Lächeln; „sie versteht sich vortrefflich in die Verhältnisse zu fügen."

„Du irrst; nicht meine Liebe ist vernünftig, sondern ich bin es, muß es sein — trotz der Liebe."

„Die wahre Liebe ist über kleinliche Verhältnisse erhaben."

„Die wahre Liebe denkt vor Allem daran, das Glück ihres Gegenstandes zu sichern."

„Das höchste Glück liegt eben in der Liebe selbst. Alles Andere ist Nebensache."

„So magst Du wol sprechen", entgegnete Brönner, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, „der Du durch Deine Verhältnisse über die täglichen Sorgen erhaben bist. Ich aber, der ich dem Leben seine Güter abringen muß und zuerst die Pflichten gegen meine alte Pflegerin zu erfüllen habe — ich darf das, was Du Nebensache nennst, nicht gering achten. Es ist die nothwendige Grundlage des Glücks; erst wenn ich sie gelegt, darf ich daran denken, das höhere ersehnte Glück darauf aufzubauen."

„Ein so langsamer Baumeister wird schwerlich je zum Ziel gelangen", bemerkte Felix.

Ewald zuckte die Achseln, schwieg aber. Als sie die Stadt erreicht, schlugen sie den Weg nach dem Hause der Frau Räthin Brönner ein, der Beide einen Besuch zu machen beabsichtigt. Dorn blieb stehen, als Ewald eintreten wollte; nur dem Zureden des Freundes gelang es, auch ihn dazu zu bestimmen.

Sie fanden die Räthin allein; Adele war zu ihrer Freundin gegangen, um sich nach deren Befinden zu erkundigen; der gestrige Vorfall mußte einen sehr mächtigen Eindruck auf sie gemacht haben.

„Es muß aber auch ein herrlicher Anblick gewesen sein", sagte die Räthin, „und ich bedaure sehr, daß ich ihn nicht mit genossen habe. Olga konnte gar nicht aufhören, davon zu erzählen, und hat mich gebeten, den Brand des Baumes zum Gegenstand eines Gemäldes zu machen. Nach ihrer lebendigen Schilderung und mit etwas Phantasie meinerseits wird das auch nicht unmöglich sein."

„Ihre Fräulein Tochter war ja auch dabei", bemerkte Dorn.

„Adele? Ach, das arme Kind gestand, wenig von dem prachtvollen Schauspiel genossen zu haben; sie sei zu sehr ergriffen gewesen von der Gefahr, der ihre Freundin soeben entronnen. „Wir müssen immer nur wieder Gott danken!" sagte sie mehrmals. Das ist nun eben ihre Auffassung. — Recht schade aber war es doch, daß der Vorfall unsern Abend so gestört hat, und wenn es Ihnen recht ist, meine Herren, so holen wir es heute nach. Wollen Sie den Abend bei uns zubringen? Du, lieber Ewald, bist ohnehin noch keine Stunde ruhig bei uns gewesen."

Ewald versprach zu kommen, Felix aber meinte, er würde den

Familienkreis stören, sprach vom Abreisen und dergleichen, ließ sich schließlich indeß doch bestimmen, mitzukommen. Dann empfahlen sich die jungen Männer und gingen, beide ziemlich schweigsam, in ihr Gasthaus zurück.

Als sie Abends zur bestimmten Stunde bei der Räthin eintrafen, fanden sie auch Olga und deren Mutter, die Frau Majorin von Hilgen, dort. Letztere war eine angenehme, liebenswürdige Frau, aber im Gegensatz sowol zu ihrer Tochter als ihrer Freundin, der Räthin, still und zurückhaltend. Man nahm den Thee im Garten ein, ging dann aber hinauf, um zu musiciren. Die Räthin setzte sich zuerst an's Clavier; kaum aber hatte sie das brillante Vorspiel begonnen, als ein fröhliches Zwitschern im Nebenzimmer sich hören ließ. Die Spielerin sah verdrießlich auf.

„Verzeih, Mama!“ rief Adele, „ich hatte den armen Biribi ganz vergessen.“ Und sie eilte in's Nebenzimmer, Olga war ihr aber schon zuvor gekommen, und hatte ein dunkles Tuch über den Bauer des Vogels gedeckt.

„O nein, das nicht!“ sagte Adele, „mein armer Prinz soll nicht im dunkeln Gefängniß sitzen. Auch ist er so wohl erzogen, daß es solcher Mittel nicht bedarf“

Und während Olga zum Clavier zurückkehrte, holte sie eine alte Puppe aus einer Comode, befestigte sie an dem Käfig, und beobachtete, wie der Vogel sich ihr gegenübersetzte und die sonderbare Erscheinung, mit der er allerdings schon früher Bekanntschaft gemacht hatte, anstarrte.

„Amüsire Dich gut, mein Prinz“, flüsterte dann das junge Mädchen, „und hörst Du wol, sei hübsch still, daß die Mama Dich nicht wegschickt; und picke auch Deinem Gesellschaftsfräulein die Augen nicht aus“, fügte sie hinzu, als der Vogel sich jetzt dem schon sehr zerkratzten Gesicht der Puppe näherte; „pfui, wer wird sich denn gegen eine Dame so betragen!“

Adele hatte so viel damit zu thun, den Vogel still zu halten und die Puppe zu beschützen, daß sie von dem glänzenden Vortrage der Mutter wenig hörte — und sich erst, als er fast zu Ende war, nach dem Zimmer zurückwandte. Auf der Schwelle bemerkte sie Felix, der ihr zugewendet stand und sie augenscheinlich beobachtet hatte. Sie erröthete und eilte zu den Uebrigen zu kommen.

Jetzt setzte sich Olga an's Clavier und sang einige Lieder mit mehr starker als angenehmer Stimme. Es fehlte ihrem Vortrage nicht an Ausdruck, doch war er oft gesucht, manierirt, und die zarten Stellen gingen ganz verloren.

„Und Sie, Herr von Dorn?“ sagte die Wirthin zu dem jungen Manne, „ich bin überzeugt, daß Sie auch musikalisch sind.“

„Gewiß“, fügte Olga hinzu, „ich meine, man kann das dem Menschen immer ansehen.“

„Glauben Sie, gnädiges Fräulein? Ich fürchte, Sie würden sich doch öfter täuschen. Bei mir haben Sie indeß richtig gerathen, ich singe

ein wenig und wenn ich etwas Bekanntes unter diesen Sachen finde, und eine der Damen die Güte haben will, mich zu begleiten —"

„O sehr gern", unterbrach ihn die Räthin; „Sie singen Tenor!"

„Bariton, fast Baß", entgegnete Felix und suchte unter den umherliegenden Noten ein Heft Schumann'scher Lieder hervor. Er wählte eins davon. Es war eines jener dunkeln, unheimlich schaurigen Gedichte, die der große Meister in der letzten Zeit vor seinem geistigen Tode vorzugsweise für seine Compositionen benutzte und durch die Composition noch ergreifender machte. Auch durch dieses Lied: „Der arme Peter", ging der Zug bittern Schmerzes, wilder Verzweiflung, die schon an der Seele des Künstlers nagten; jener Schatten, der über sein Lied vorausfiel, bevor er von seinem Leben Besitz ergriffen, der Schatten des Wahnsinns.

Dorn's tiefe metallreiche Stimme paßte gut zu den klagenden Tönen, aber war das Lied schon an und für sich grell genug, so ließ sein Vortrag das Schneidende, Wilde darin noch mehr hervortreten, und am Schluß besonders nahm seine Stimme einen so schrillen Klang an, daß Adelen dabei schauderte.

Sie saß in einiger Entfernung von dem Sänger; dieser aber hatte sich so gewandt, daß er sie sehen konnte, und der Zug des Mißfallens, der über ihr Antlitz flog, entging ihm nicht. Die übrige Gesellschaft, nachdem sie sich einigermaßen von dem Eindruck des düstern Liedes erholt, bat ihn, mehr zu singen; er aber entschuldigte sich und trat dann zu Adele mit der Frage: „ob sie nicht spiele oder singe?"

„Nein", erwiederte sie, „ich verstehe keins von Beiden. Ich kann mich nur an der Musik, die Andere vortragen, freuen."

„Und das thun Sie auch nicht immer."

„Warum —?" fragte Adele, stockte aber dann.

„Ihr Antlitz, mein Fräulein, ist ein zu treuer Spiegel Ihrer Seele, als daß Sie Ihre Empfindungen verleugnen könnten", sagte Felix lächelnd. „Ich las darauf, daß Ihnen mein Gesang mißfallen."

„Mißfallen? Ich sagte Ihnen ja, daß ich gar nichts von Musik verstehe; wie sollte ich denn wagen, ein Urtheil darüber zu fällen?"

„Ei nun, es giebt ein positives und ein relatives Urtheil. Ohne tieferes Verständniß wird man freilich nicht zu sagen wagen, Dieses ist gut, Jenes schlecht; aber ein Jeder weiß doch, was ihm gefällt oder mißfällt."

„Nun wol", sagte Adele leicht erröthend, „da Sie es wissen wollen, so will ich es nicht verhehlen. Mir erscheint Musik nur dann schön, wenn sie mein Ohr und damit mein Gefühl angenehm, wohlthätig berührt, sei es in lieblichen, heiteren Klängen, in ernsten, getragenen Tönen oder in vollen, rauschenden Melodien. Das ist immer Licht: freundliches Sternenlicht, sanftes Mondenlicht oder glänzender Sonnenschein; Ihr Lied aber war wie grelle Blitzstrahlen — ich mußte an gestern denken; — das schmerzt dem Auge und giebt uns statt des Genusses — Pein."

Felix verstand wol, was Adele meinte; aber es kränkte ihn, daß ihr

sein Gesang, den man stets so bewunderte, nicht gefallen, daß sie das Lied, das er vorzugsweise gern sang und gerade gewählt hatte, um sie mit der Macht seiner Stimme, mit seinem ergreifenden Vortrag zu überraschen, nicht mochte. „Sie versteht eben nichts davon“, dachte er, und sagte dann pikirt: „Ich bedaure, mein Fräulein, Ihnen Pein verursacht zu haben; ich werde nicht wieder singen.“

Adele sah ihn erstaunt an. „Und ich nicht wieder aufrichtig gegen Sie sein“, sagte sie dann mit einer Würde, die den jungen Mann verlegen machte.

„Verzeihen Sie“, flüsterte er, aber sie hatte sich schon abgewandt und war zu ihrer Mutter getreten.

Dorn biß sich in die Lippen und gesellte sich dann zu Olga, welche an einem Nebentisch vor der Zeichenmappe der Räthin saß. Sie musterte den Inhalt flüchtig, dann sagte Felix: „Wissen Sie wol, gnädiges Fräulein, daß Sie mir noch die Erklärung Ihres gestrigen Vergleichs schuldig sind? Sie erwiesen mir die Ehre, mich dem Jasmin zu vergleichen, bitte, welche Aehnlichkeit habe ich mit dieser Blume?“

„Eigentlich“, erwiederte Olga, „hätte ich gar nicht nöthig, Ihre Frage zu beantworten, denn das Spiel verlangt keine solche Erklärung. Aber selbst wenn ich davon absehen will, ist es schwer, eine zu geben; Aehnlichkeiten sind etwas Individuelles: was der Eine sieht, entgeht dem Andern, und in derselben Person finden wir zu verschiedenen Zeiten verschiedene Aehnlichkeiten. Wo diese sich nun gar auf Blumen beziehen sollen, liegt meistens wol nur ein momentaner Eindruck, eine poetische Idee zu Grunde. So verglich ich Ihren Freund dem Immergrün, weil ich ihn für ebenso beständig und ausdauernd wie diese Blume halte; Sie aber — nun Sie erinnern mich eben an den Jasmin, diese Blume der Leidenschaft, und Ihr Gesang vorhin hat mir gezeigt, daß mein Eindruck ein richtiger war. Ich muß Ihnen für Ihr Lied noch danken; solcher Gesang ist erst wirklich Gesang, da tönen nicht die Lippen, sondern die Seele und jede verwandte Seele muß gleichsam mitbeben.“

Felix antwortete nur durch eine stumme Verbeugung. Das war nun Lob; war er befriedigt? Nein; er mußte immer nach Adele hinübersehen, und als er endlich wieder sprach, war es ihr Name, den er aussprach.

„Und Adele — Fräulein Brönner wollte ich sagen — dankte sie Ihren Vergleich nur ihrer Kleidung, die an das Maasliebchen erinnert?“

„O nein“, entgegnete Olga, die nicht ohne Verdruß bemerkte, wie oft seine Blicke nach ihrer Freundin hinwanderten; „wenn Sie Adele näher kennten, würden Sie bald bemerken, daß der Vergleich tiefer geht.“

„Da ich zu einer nähern Bekanntschaft aber leider keine Aussicht habe“, versetzte Dorn, „so würden Sie mich sehr verbinden, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir die weitere Aehnlichkeit enthüllen wollten.“

„Nun“, antwortete Olga zögernd, „Adele ist eben ein liebes, gutes, ja ich kann wol sagen, ein vortreffliches Mädchen; dabei freundlich, lieblich — aber doch nur ein Maasliebchen —“

„Das heißt —?“

„Das heißt: ohne Duft.“

„Ohne Duft? Sie wollen Ihrer Freundin doch wol nicht die Seele absprechen?“ fragte Felix lächelnd.

„Gewiß nicht“, versicherte Olga. „Unter Duft verstehe ich hier nicht die Seele, sondern was ihr allerdings nahe verwandt ist, die Poesie.“

„Ah so, Fräulein Brönner ist nicht poetisch!“

„Ich bin weit entfernt, ihr einen Vorwurf daraus zu machen“, fuhr die junge Dame lebhaft fort. „Solche Gaben und Neigungen lassen sich nicht erzwingen, sie sind freie Geschenke der Natur. Wer sie nicht besitzt, entbehrt sie vielleicht auch nicht; aber wer solchen Menschen näher tritt, fühlt den Mangel. Bemerkten Sie nicht, wie Adele sich während des herrlichen Spiels ihrer Mutter stets fern hielt, wie sie später bei Ihrem Gesange, der Alle hinriß, nicht nur kalt blieb, sondern eher Mißfallen als Befriedigung zeigte? Hat sie wol gestern unser Entzücken über den prachtvollen Anblick des brennenden Baumes getheilt? Nein, überwältigender Empfindungen und Eindrücke ist sie nicht fähig, sie ist und bleibt stets — das Maasliebchen.“

In diesem Augenblicke drängte sich etwas durch die angelehnte Thür herein, und Adelen's Hund sprang mit freudigem Knurren auf seine Herrin zu.

„Ach General, liebster General“, rief diese ihn streichelnd, „waren ja gar nicht eingeladen, haben sich doch die Pfoten hübsch abgeputzt? So, und müssen auch die übrigen Gäste begrüßen — das ist recht.“

Der Hund war, als habe er Adele verstanden, zu Ewald gegangen, über den er wieder große Freude bezeugte, plötzlich aber blieb er wie sinnend stehen und sprang dann mit freudigem Bellen vor Felix in die Höhe.

„Das ist recht, das ist brav, Alter!“ rief Adele hinzutretend, „mußt Deinem Retter ja danken. Thiere sind dankbarer als Menschen“, fügte sie dann leise hinzu, während die übrige Gesellschaft aufbrach, um zu gehen, „ich habe Sie vorhin gekränkt — und bin Ihnen doch so vielen Dank schuldig“

Sie reichte ihm treuherzig die Hand, welche Felix an seine Lippen drückte.

„Dank — und schuldig!“ entgegnete er dann, „das Wort ist sehr bezeichnend! O, ich hasse diesen Dank, den man schuldet, und der wie eine Schuld uns drückt, bis er abgetragen ist. Dankbarkeit ist kein freies, sprudelndes Gefühl, es beengt die Brust und läßt kein anderes für den Menschen, der es hervorgerufen, aufkommen. Werfen Sie sie ab, diese Last, wenn sie es noch nicht längst gethan, ich möchte sonst bereuen, Ihren Hund gerettet zu haben.“

„Sie sind ein sonderbarer Mensch“, sagte Adele, „man sollte Sie schelten und kann's doch nicht. Und thut man's ja einmal, ist's Einem nachher leid. Aber meine Dankbarkeit kann ich nicht abwerfen — möchte es auch nicht, sie ist mir keine Last. Freilich, wenn ich sie anders, als nur durch Worte beweisen könnte —“

„Das können Sie, Fräulein Adele, und ganz leicht“, unterbrach sie Felix, um sich blickend. „Wollen Sie mir eine kleine Gabe, die ich von Ihnen erbitte, gewähren?“

„Wenn ich kann, gewiß.“

„Nun, so geben Sie mir jenes Rosenbouquet.“

„Diese Rosen? — Ewald hat sie mir gestern zum Geburtstag gebracht, die kann ich nicht verschenken.“

„Sie sind jetzt Ihr freies Eigenthum.“

„Nicht ganz. Was uns von Freundeshänden kommt, daran bleibt immer etwas vom Freunde hängen: seine Gedanken, mit denen er die Gabe gewählt, sein Erinnern, seine Liebe. Geben wir das Geschenk fort, so geht auch der Hauch des Gebers, der darauf lag, mit fort, und das ist etwas, das nur uns gegeben ward, und welches wir also kein Recht haben, wieder zu verschenken.“

„Ich beneide den Geber“, sagte Felix leise. „Und so wollen Sie mir den Dank — schuldig bleiben?“

„Ach, Sie wollen mich mit Worten fangen“, erwiederte Adele lächelnd, „allein darauf gehe ich nicht ein — ich verstehe das nicht. Aber dankbar bin ich Ihnen doch, und der General auch; — sehen Sie, er will Ihnen gute Nacht sagen.“

Ewald wartete schon auf seinen Freund, dieser empfahl sich und Beide gingen fort. Schweigend erreichten sie ihr Gasthaus und begaben sich zur Ruhe.

V.

Als die beiden Freunde am nächsten Morgen beim Frühstück zusammensaßen, sahen sie sich gegenseitig an, daß die Nacht ihnen nicht viel Schlaf gebracht hatte. Unter gleichgiltigen Bemerkungen tranken sie ihren Kaffee und rauchten ihre Cigarre; dann lehnte sich Dorn im Sopha zurück und rief, seine Cigarre fortwerfend: „Ewald, ich liebe Deine Cousine zum Rasendwerden!“

„Ich dachte es mir“, entgegnete Brönner fast tonlos. „Doch Du hast schon öfter so geliebt, oder zu lieben geglaubt, und es ging vorüber.“

„Diesmal nicht, ich fühle es. Doch beruhige Dich. In einer Stunde reise ich ab, ohne sie noch einmal gesehen zu haben.“

„Warum das?“ entgegnete sein Freund, „sie ist ja frei.“

„Seit Deiner Mittheilung in meinen Augen nicht mehr“, versetzte Dorn. „Ueberdies“, fügte er zögernd hinzu, „glaube ich, daß Du Hoffnung hast.“ Und er erzählte ihm seine Bitte um das Rosenbouquet und Adelen's Antwort.

Ewald hatte bei den ersten Worten seines Freundes eine freudige Bewegung gezeigt, dann aber sagte er kleinlaut: „Du kennst Adele nicht, das beweist nichts. Wären die Blumen die Gabe der alten Dienerin gewesen, sie würde dasselbe geantwortet haben. Du mußt in Adelen's Worten nie etwas Anderes suchen, als was ihr natürlicher Sinn ist.“

„Ja“, rief Felix aufspringend, „sie ist wahr und rein, wie das Him-

melslicht! O, wie herrlich muß dies Wesen sich erst entfalten, wenn der Hauch der Leidenschaft ihr auch noch die fehlende Gluth verleiht!"

„Ich möchte Adele von keiner Leidenschaft ergriffen sehen", versetzte Ewald nachdenklich. „Sie ist eine tiefe, innige und sinnige Natur, aber keine leidenschaftliche. Wer sie aus sich selbst, über sich selbst hinaustreiben wollte, der würde es, fürchte ich, zu bereuen haben."

„Keine große Natur kennt so enge Grenzen!" rief Felix, „das sind nur arme kleine Seelen — Maasliebchen, wie Fräulein Olga sagt, lieblich — doch ohne Duft."

„Und sie wagt zu behaupten, daß Adele ein solches Maasliebchen sei?" rief Ewald jetzt auch erregt. „Nur das von starken Düften betäubte Gefühl kann den feinen Duft dieser Blume verkennen. Aber ein Maasliebchen ist Adele freilich, denn sie liebt das Maß in allen Dingen, das goldene Maß, ohne das keine Schönheit denkbar ist."

„Im gewöhnlichen Leben mag das wahr sein", entgegnete Felix; „ich aber nenne das eine beschränkte Natur, die nie über das Maß hinausgeht. Und dieses Maß, diese Grenzen, sind ja auch relativ und verschieden nach der Individualität. Nein, nein! eine große Seele bindet sich nicht daran, zumal nicht, wenn sie von leidenschaftlichen Gefühlen bewegt ist. Und ich halte Adele solcher Gefühle fähig; sie scheint mir dem See zu gleichen, der doch einmal in wilden Aufruhr gerathen wird, wenn der Sturm über ihm dahinfährt. O, ich möchte keinen See, der ewig lächelte. Doch", unterbrach er sich, „wozu rede ich davon? Ich will ja nicht mehr an sie denken. Komm, reiche mir das Coursbuch. Wann geht der nächste Zug nach — — nun meinethalben nach Silberg?"

„Uebereile doch nichts, mein Freund", sagte Ewald. „Warum die äußeren Formen der Höflichkeit verletzen? Meine Tante würde es Dir mit Recht übel nehmen, wenn Du ihr keinen Abschiedsbesuch machtest — ich wüßte keine Entschuldigung vorzubringen."

„Gut, so gehe ich noch einmal hin, aber gleich, denn mit dem Zwölfuhrzug reise ich. Du bringst wol indeß meine Rechnung hier in Ordnung?"

Er gab dem Freunde seine Börse, welche während des verlängerten Aufenthalts in Brachfelden durch eine inzwischen eingetroffene Anweisung wieder gefüllt worden war, ergriff den Hut und eilte fort. Ewald sah ihm gedankenvoll nach. „Er würde sie nie verstehen, nie glücklich machen", sagte er zu sich selbst, „es ist besser so!"

Als Felix in das Haus der Räthin Brönner eintrat, bemerkte er durch die geöffnete Thür, daß Adele im Garten war. Er hatte eben gewünscht, sie nicht zu Hause zu treffen; dennoch durchbebte ihn ein freudiges Gefühl, als er sie allein sah, und er eilte rasch auf sie zu.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen", sagte der junge Mann, ihre Hand ergreifend.

„Sie wollen wieder fort?" fragte Adele, sich leicht entfärbend. „Und Ewald auch?"

„Nein, Ihr Cousin bleibt noch. Das ist Ihnen gewiß eine große Freude?“

„Freilich“, erwiederte Adele, seinen forschenden Blick mit Verwunderung bemerkend. „Doch was ruft Sie denn jetzt von ihm fort?“

„Nichts Besonderes — eine Laune, wenn Sie wollen. Ich will wieder in die Berge.“

„Ach, ich begreife, daß es Sie dahin zieht. Reisen muß überhaupt etwas Herrliches sein!“

„Etwas Herrliches? sagen Sie lieber, etwas sehr Trauriges. Einen Ort zu verlassen, an dem uns Niemand halten möchte, um einen andern aufzusuchen, an dem uns Niemand willkommen heißt; ermüdet sein, ohne daß uns Jemand aufheitert, Bewunderung empfinden, ohne daß wir sie aussprechen können — das sind die Freuden des Reisens, wenn man allein zu sein verurtheilt ist.“

„Und doch wollen Sie reisen? Sie sind ein Räthsel.“

Die Beiden hatten sich mittlerweile auf einer Gartenbank niedergelassen. Bei den letzten Worten Adelen's sah Felix sie einen Augenblick so forschend an, daß diese darüber erröthete, dann fragte er: „Möchten Sie dies Räthsel lösen?“

„Ich verstehe Sie nicht“, entgegnete Adele verwirrt.

„Nein, nein, wie sollten Sie auch?“ rief der junge Mann heftig. „Jedes Herz ist ein Räthsel, zu dem nur Ein Wesen den Schlüssel hat. Doch mir fällt dabei ein, daß ich Ihnen noch ein Räthsel schuldig bin — von Ihrer Geburtstagsfeier her. Wollen Sie das lösen?“

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und reichte es Adelen. Diese las Folgendes:

„Mein Wort — ich wag' es kaum zu nennen
Fühl' ich's auch stets im Herzen brennen.
Gar wol bekannt ist Dir sein Laut,
Es ist ein Name lieb und traut.

Nimmst Du dem Wort das letzte Zeichen,
So ist, was übrig bleibt, Dein eigen.
Thut's auch der Welt kein Wappen dar,
Thront's doch auf Deiner Stirne klar.

Raubst nochmals Du das letzte Zeichen,
So muß ich Dir die Hände reichen,
Und — schmerzvoll sagt es Dir mein Blick —
Dahin, dahin ist dann mein Glück!“ *)

Adele hatte mit steigender Verwunderung und tiefem Erröthen die Verse gelesen; dann sagte sie, das Blatt zurückgebend, mit leise zitternder Stimme: „Ich verstehe keine Räthsel zu lösen.“

„Oder wollen sie nicht verstehen?“ entgegnete Felix heftig, indem er das Papier zerriß. „Das kommt auf Eins heraus.“

„Vielleicht — weil ich der Dichtung nicht glaube. Sie ist eben Dichtung — keine Wahrheit.“

---

*) Adele — Adel — Ade.

„Sie glauben mir nicht?“ rief Felix aufspringend. „Dann freilich bleibt mir nichts übrig, als zu gehen — weit, weit fort zu gehen, fort von Ihnen, von der süßen Erinnerung an Sie. Adele, leben Sie wohl — ewig wohl!“

Er hatte die Hand des jungen Mädchens ergriffen — sie war eiskalt. Er blickte sie an; jeder Blutstropfen war aus ihren Wangen gewichen, die großen, klaren Augen waren mit Thränen gefüllt. Verwirrt, ungewiß schaute er einen Augenblick hinein, dann flüsterte er: „Adele — muß ich sagen: ade?“

„Bleiben Sie!“ erwiederte sie leise und mit einem jubelnden Aufschrei zog der Glückliche das bebende Mädchen an seine Brust.

Eine halbe Stunde später saßen die Neuverlobten bei der Mama, die ihnen unter Freudenthränen ihren Segen gab. Auch die alte Kathrine kam herbei, ihre Glückwünsche darzubringen; vor sich hin aber flüsterte sie: „Der Herr Ewald wäre mir doch lieber gewesen, wenn er auch lange nicht so hübsch ist, als der fremde Herr.“

Als Felix mit Adelen's Mutter allein war, theilte er ihr das Nöthige über seine Verhältnisse mit. Er hatte den Vater schon früh, die Mutter vor einigen Jahren verloren, und war jetzt unbeschränkter Herr seiner Handlungen. Ein kleines, in der Rheinprovinz gelegenes Gut und ein ziemlich ansehnliches Vermögen sicherten dem jungen Paar eine nicht nur sorgenfreie, sondern in den Augen der Räthin glänzende Existenz.

„Ich als Mutter muß ja auch auf diese Dinge Gewicht legen“, sagte sie, als Dorn geendet, „aber Adele fragt nicht danach und würde ihrem Herzen gefolgt sein, auch wenn sie sich dadurch in Armuth und Elend gestürzt hätte.“

„Glauben Sie?“ fragte Felix zweifelnd.

„Glauben Sie es nicht? Doch freilich, Adele ist ein vernünftiges, überlegendes Mädchen, zuweilen zu überlegend für meine raschere Natur. Und gerade deshalb, lieber Felix, freut es mich, das sie in ihrer Liebe aus sich herausgetreten ist, daß das göttliche Feuer so rasch gezündet und sie sich ihm so willig hingegeben hat. O, ich bin gewiß, noch gar mancher edle Keim wird jetzt unter den Segensstrahlen der Liebe in Adele zur Blüthe kommen. Wie die Rose bei dem Kuß der Sonne, so wird sich ihr Herz in Ihrer Liebe entfalten, und gar manches Schöne, das ihm bisher fremd war, in sich aufnehmen und pflegen.“

So allgemein diese Bemerkungen auch waren, so erinnerten sie Felix doch an sein gestriges Gespräch mit Olga und ihren Vergleich. Auch die Art und Weise, wie Adele vorhin sein Gedicht aufgenommen, hatte ihn daran gemahnt; doch war er jetzt zu glücklich um bei solchen Gedanken zu verweilen. Nur eine Erinnerung störte ihn. Es war die an Ewald. Wie sollte er diesem entgegentreten, wie ihm das Geschehene mittheilen? Er hatte nicht den Muth dazu und bat die Räthin, seinen Freund durch einige Zeilen von dem Ereigniß in Kenntniß zu setzen. Erst, nachdem dies geschehen, eilte er nach dem Gasthof ihn aufzusuchen.

Ewald war ausgegangen, der Kellner wußte nicht wohin. Felix suchte im Garten des Hôtels, auf dem nahen Spaziergange; es war ihm Bedürfniß, ihn allein zu sprechen; aber er fand ihn nicht. Freilich, er wußte nicht, daß Ewald's Eltern auf dem Friedhofe des Orts begraben lagen, sonst hätte er sich denken können, wohin der Freund mit seinem Schmerz geeilt. Endlich kam er, ruhig und gefaßt; Felix stammelte etwas von Verzeihung, Jener aber unterbrach ihn: „Da ist nichts zu verzeihen", sagte er, „wo Adele ihre Hand giebt, ist auch ihr Herz — Du bist glücklich zu preisen."

Eine Bitte sprach Ewald aus: Adele nie ahnen zu lassen, was er für sie empfunden. Felix versprach es; dann eilte er fort, ein Bouquet für seine Braut zu holen, während Brönner voranging, um der Tante und Adele seine Glückwünsche auszusprechen.

Schon von der Straße aus sah er Letztere am offenen Fenster ihres kleinen Eckzimmers stehen. Dieses Stübchen war seit vielen Jahren Adelen's Eigenthum gewesen. Schon als Kind hatte sie mit Ewald hier gespielt, und noch waren manche Zeichen jener glücklichen Zeit übrig geblieben. Die Wände waren mit den mannichfaltigsten, zum Theil bunt angemalten Bildern beklebt; in einem kleinen Glasschränkchen standen Figuren aus Gyps, Porzellan und Chocolade, letztere nicht selten in einer Weise beschädigt, die weniger den Zahn der Zeit, als die Zähnchen naschhafter Kinder anklagten; in einem größern Schranke befand sich eine Reihe alter Puppen mit Haaren oder ohne Haare, in Haus- und Besuchstoilette, unter ihnen auch das Gesellschaftsfräulein des Prinzen Biribi, welcher dieser grausame Tyrann aber die blaugemalten Augen gänzlich weggepickt, und die Nase bedeutend laidirt hatte. In der Ecke lag ein alter wollener Teppich, das Privateigenthum des Generals, vermöge dessen dieser auch das ganze Zimmer als seine besondere Residenz anzusehen pflegte; und in dem Fenster hing das goldene Haus des Prinzen Biribi, augenblicklich aber ohne seinen Bewohner. Dieser hatte sich nämlich auf der Schulter seiner Herrin niedergelassen, und suchte durch die lebhaften Bewegungen seines gelbgefiederten Köpfchens, so wie durch gelegentliches, fragendes Zwitschern ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber umsonst! Die Herrin schien heute gar nicht auf den verwöhnten kleinen Liebling zu achten. Ihre Finger zwar glitten kosend über sein weiches Gefieder hin, ihre Gedanken aber weilten nicht dabei, das sah man ihren Augen an, die mit einem so wunderbaren, verklärten Ausdruck in den blauen Himmel hineinsahen.

Ja, Adele war hierher geeilt, in das kleine Heilgthum ihrer Kindheit, um sich zu sammeln, ihre Seligkeit zu fassen, um zu beten. Keine lauten Worte, aber ein inniges Zwiegespräch mit dem Vater, dem sie sich stets nahe gefühlt, vor dem ihr reines Herz offen gelegen. Adele hatte ihren Vater zärtlich geliebt; als er starb und man ihr sagte, er sei nun im Himmel, war ihr der irdische und himmlische Vater verschmolzen, und als mit den Jahren ihre Vorstellung sich geklärt, hatte sie zwar die irdischen Begriffe abgestreift, aber die kindliche Liebe, das hingebende

Vertrauen, das stete Gedenken an den Vater, auch bei kleinen Ereignissen des täglichen Lebens, waren ihr geblieben.

So erzählte sie auch jetzt dem Verewigten und dem Ewigen das neue Glück, das ihr geworden. Stumm erzählte sie es; es war zu reich für Worte, zu groß für Thränen. Sie faßte es selbst noch kaum. Wie eine Saat im Schooß der Erde war es heimlich erstanden, bis der erste milde Hauch es zum Lichte hervorgerufen. Nun begriff sie, was die Tage über so leise in ihr gepocht und geklopft, ihr oft das Blut in die Wangen getrieben und sie mitten in den Beschäftigungen des Tages gedankenvoll und träumerisch gemacht. Und nun war das selige Geheimniß an's Licht getreten und füllte ihr die Brust und hob sie hoch empor, im Gefühl des Dankes, der stillen Seligkeit.

So stand Adele am Fenster, als es leise an die Thür pochte. Sie eilte hin; sollte er es sein? Doch nein, es war Ewald, der zu ihr in's Zimmer trat.

Woran lag es, daß der junge Mann so viel älter aussah, als gewöhnlich? Fast väterlich blickte sein treues Auge auf Adele, als er ihr jetzt die Hände reichte und Gottes Segen wünschte zu dem Schritte, den sie gethan.

„Mein guter Ewald — mein Bruder!“ sagte Adele, die Arme um seinen Hals legend, „wie freue ich mich, daß Du gerade jetzt hier bist! Ja, ich weiß Du freust Dich meines Glückes! Als wir vor Jahren hier spielten, ich noch ein Kind, Du schon der halb erwachsene Knabe, da nahmst Du stets Theil an Allem, was mir Freude machte, Du warst fröhlich, wenn ich es war. So, das weiß ich, theilst Du auch jetzt mein Glück, und daß es Dein Freund ist, der Deine Gespielin, Dein Schwesterchen, wie Du mich oft nanntest, so glücklich macht, daß Du selbst ihn mir zugeführt, daß Deine Freundschaft für ihn mir seinen edlen Charakter verbürgt — das, nicht wahr, macht Dich doppelt glücklich.“

Stumm drückte der geängstete junge Mann der Freundin die Hand. Aber konnte er auch nicht sprechen, so verrieth doch kein Zug des blassen Antlitzes den Todeskampf, in dem das treue Herz rang, und die Thräne, welche sich in das gute, freundliche Auge drängte, konnte sowol der freudigen Rührung, als dem schmerzlichen Scheiden von der einen, theuren Lebenshoffnung gelten.

„Und nun bleibt Ihr auch noch einige Tage hier?“ fuhr Adele schmeichelnd fort. „Felix hat es mir schon versprochen, und Du hast ja auch nichts, was Dich nach Hause ruft.“

„Nichts, als die arme Tante Minchen, die gar nicht gern allein ist“, entgegnete Ewald. „Indessen ein paar Tage kann ich wol noch bleiben“ — sein plötzliches Fortgehen hätte dem geliebten Mädchen ja verrathen können, welches Leid ihr Glück ihm bereitet — „die wollen wir noch recht genießen. Aber dort kommt Dein — Dein Verlobter — da darf ich Dich nicht länger hier halten.“ Und er folgte dem davoneilenden Mädchen langsam nach und war Zeuge, wie sie mit bräutlicher Scham die stürmische Begrüßung des Geliebten aufnahm und sich mit

seligem Lächeln aus seinen Armen nach ihm wandte. Er hielt den Blick aus, erwiederte das Lächeln; er wollte den bittern Kelch ganz leeren — ob er davon genesen möchte!

VI.

Es war Winter. In großen Flocken fiel der Schnee weich und geräuschlos zur Erde nieder, und die stille dunkle Nacht verrieth ihn auch nicht, damit die Menschen am andern Morgen den neuen Ankömmling ganz verwundert ansehen sollten. Leise ließ er sich auf den Dächern nieder, breitete sein reinliches Tuch über die Straßen und deckte mit seinem weichen Flaum das letzte Grün zu, das im Garten noch den Herbstfrösten widerstanden.

Nein, die Menschen in den Häusern wußten nichts davon; auch die Menschen in der Wohnung der Räthin Brönner nicht, denn die waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf das stille Schaffen draußen zu achten. Da saß ja in dem behaglichen, hellerleuchteten Zimmer der Bräutigam, der vor wenigen Stunden angekommen war, um das schöne Weihnachtsfest bei der Geliebten zu feiern, und die rücksichtsvolle Mama hatte eben die beiden jungen Leutchen allein gelassen, daß sie nach der langen Trennung sich ungestört aussprechen könnten.

„Briefe thun's doch nicht", sagte Adele eben, die Hand des Geliebten in ihre beiden fassend. „Siehe, jetzt halte ich Dich, jetzt sehe ich in Dein Auge, da weiß ich, daß Du mich liebst, daß wir uns gehören; aber geschriebene Worte — es ist ein eigen Ding damit. Wer sich darauf versteht, wie Du und die Mama, der, meine ich, sagt leicht mehr, als er fühlt; und wer es nicht versteht, wie ich, der sagt zu wenig. Da täuscht man sich dann bei Beiden."

„Also Du meinst, ich übertreibe?" fragte Felix lächelnd.

„Nicht absichtlich, Du weißt wol selbst nichts davon. Du bist ja ein Stück von einem Dichter und die übertreiben alle."

„Was Dir Uebertreibung scheint", erwiederte Felix, „nennen Andere poetischen Schwung, Idealisirung."

„Ach, ich weiß wol, ich verstehe das nicht", versetzte Adele kleinlaut; „die Mama hat es mir auch oft gesagt. So liebte ich z. B. eine Zeit lang Heine's Gedichte sehr, bis ich eine Biographie des Dichters las, da mochte ich sie nicht mehr. Was ein solcher Mensch Schönes schreibt, das kommt ja nicht aus dem Herzen, ist ja keine Wahrheit!"

„Auf diese Weise wirst Du Dich um manchen Genuß bringen, mein Kind", entgegnete Felix. „Du mußt den Dichter vom Menschen trennen, und auch an eine solche Natur, die auf der Menschheit Höhen steht, nicht den kleinlichen Maßstab legen, mit dem Du gewöhnliche Erdenmenschen missest."

„Ich weiß nicht, was Du „kleinlichen Maßstab" nennst", antwortete Adele; „aber ich meine, wer so auf der Höhe steht, wie eben König und Dichter, der habe die doppelte Verpflichtung, der Menschheit ein Licht zu sein auch in sittlicher Beziehung."

„Was ist Sitte?" rief Felix aufspringend. „Ein Gesetz von vernünftelnden Spießbürgern zusammengestellt, eine Grenze von kaltblütigen Kleingeistern gezogen und von klatschsüchtigen Gevattern bewacht! Der Muhamedaner darf hundert Frauen haben, und ist sittlich; uns gestattet die Sitte nur eine, und auch diese —"

Der junge Mann hielt inne, denn Adele war aufgestanden und sah ihn mit ihren klaren Augen so groß an, daß es ihn fast wie Ehrfurcht überkam, und er stockte. „Verzeih!" flüsterte er, und küßte ihre Hand.

„Du mußt nicht so mit mir reden", sagte Adele, „es ängstigt mich — wol nur, weil ich es nicht verstehe. Du weißt ja", fuhr sie lächelnd fort, „ich bin nur Dein Maasliebchen, wie Du mich in Deinen Briefen oft nennst, das kleine, bescheidene Blümchen; Du darfst nicht mehr von mir verlangen."

„Jetzt nicht, aber vereint mit dem Jasmin —"

„Ach, ich mag den Jasmin nicht, oder doch nur von Weitem! In der Nähe ist sein Duft mir zu stark."

„Und doch nanntest Du mich öfter so?"

„Weil Du selbst es thatest. Doch freilich, wenn ich das duftlose Maasliebchen bin, mußt Du für uns Beide Duft haben; da ist der Jasmin nicht zu viel."

„Meine süße Blume", flüsterte Felix, „was sollte ich Dir geben können? ich liebe Dich, wie Du bist." Und er zog das Mädchen an sein Herz.

Solche und ähnliche Gespräche wiederholten sich oft. Selten stimmten die beiden Verlobten in ihren Ansichten überein, und da steigerte sich die Verschiedenheit derselben zum Mißklang; aber Adelen's feiner Tact, ihr demüthiges Unterwerfen, selbst wo sie im Rechte war, ließen keine ernsthafte Differenz aufkommen. Zudem war das Weihnachtsfest nun da mit seiner Geschäftigkeit und seinen Geheimnissen, und die beiden jungen Leute neckten sich wie die Kinder und suchten sich an Ueberraschungen zu überbieten. Die Mama war dabei auch ganz in ihrem Elemente; sie allein putzte den Baum, nur Kathrine durfte das geheimnißvolle Zimmer betreten; und als dann an dem ersehnten Abend die Schelle ertönte und das alljährliche Wunderreich sich aufthat, da leuchteten die Augen der Liebenden so hell, wie die Lichter, die ihnen entgegenstrahlten, und ihr Jubelruf kam aus so frohem, dankerfülltem Herzen, wie nur ein unschuldiges Kind es zur Bescheerung bringt.

Fern, fern von ihnen aber weilte er, der als Knabe in diesen Räumen seinen heiligen Christ begrüßt hatte; er brachte eben der alten Tante die Gabe, welche er zum Feste für sie gekauft; die Tante dankte, schalt aber über die unnöthige Ausgabe, und Ewald trat an das Fenster des kleinen, nur matterleuchteten Zimmers und sah in die Nacht hinaus und dachte an die letzte Weihnacht, die er mit ihr gefeiert, mit ihr, die er nun auch verloren hatte. Jetzt war er doppelt verwaist!

Rasch flogen den Brautleuten die Tage nach dem Feste dahin. Felix wollte noch vierzehn Tage bleiben, dann nach der Universität zurück-

kehren, um sich auf sein Examen vorzubereiten und nach bestandener Prüfung in seine Heimat eilen, um dort Alles für Adelen's Empfang in Ordnung zu bringen. „Denn im Frühling", sagte er, „hole ich mein Bräutchen heim, daß es rasch Wurzel fasse in dem neuen Boden und so lieblich blühe, wie zuvor — oder lieblicher noch", fügte er hinzu, „denn am Rhein, weißt Du, ist die Luft milder und heller scheint die Sonne!"

„Sie wird mir überall bei Dir scheinen, wenn Du nur glücklich bist", erwiederte Adele innig. „Aber, liebes Herz, ich habe mich schon oft gefragt, ob Du dauernd glücklich sein wirst, ohne Beruf, ohne bestimmte Beschäftigung? Aus der Landwirthschaft machst Du Dir nichts —"

„Nein, ich kann mich an der Natur nicht mehr freuen, wenn ich jede duftige Wiese nach ihrem Grasertrage abschätzen, jeden liederreichen Wald als mehr oder minder einträgliches Brenn- oder Baumaterial betrachten soll. Das überlaß' ich meinem Verwalter. Ich habe schon als Knabe keine Landschaften zeichnen mögen, weil mir jede schöne Gegend dann nur Vordergrund, Perspective, rechts und links darstellte; keine Botanik treiben, weil ich dann nicht mehr die Blume, sondern nur eine kunstreiche Zusammenstellung von Staubfäden, Griffel-, Kron- und Kelchblättern sah; ja selbst das Studium der Metrik war mir unangehm, da es mir die entzückendste Poesie in Jamben, Trochäen und Anapäste verwandelte."

„Wie sonderbar!" sagte Adele. „Freilich vom Zeichnen und von Metrik verstehe ich nichts, aber die Botanik hat mich immer sehr interessirt, und ich meine, jede Pflanze sei mir lieber geworden, seit ich ein wenig in ihr Leben und Treiben hineingeschaut. Doch Du wolltest mir von Deinen künftigen Beschäftigungen erzählen."

„Nun, die sind mannigfach genug, Hab' ich doch die Wälder zum Jagen; meinen Bruno — Du weißt, ich reite leidenschaftlich gern — meine Bücher, den ganzen herrlichen Rhein und vor Allem — Dich, meine Blume, die dann mein süßes Weibchen geworden!"

„Das ist Alles sehr schön", lächelte Adele, „und doch halte ich es, auch mich nicht für ausreichend, Deinen Geist und Deine Zeit auszufüllen. Du hast da keine wirkliche Arbeit genannt, nichts, was Du thun mußt; und ein Muß, meine ich, ist immer gut."

„Nur der Träge oder der Sclave muß müssen!" rief Felix, „der freie Mensch soll frei über sich und seine Zeit verfügen, erst dann gereicht das Gethane ihm zur Ehre. Die Arbeit, die aus dem Muß entspringt, hat wenig Werth."

„Aber aus der ungebundenen Freiheit entspringt selten viel Arbeit", versetzte Adele schüchtern. „Was Du da angeführt, sind doch nur Beschäftigungen, keine Arbeit, nichts, das Anderen nützt —"

„Ah, da ist wieder mein Maasliebchen!" rief Felix lachend, „ich werde mich hüten müssen, daß die arbeitsame, umsichtige Hausfrau den unnützen Pegasus nicht einmal zum Stalle hinausjagt, oder ihm doch die Flügel abschneidet, damit er zu etwas zu gebrauchen sei! Aber sieh',

Liebchen, da kommt Deine Mama schon im vollen Staate für die Abendgesellschaft und Du bist noch im Hauskleide!"

Die heutige Einladung war von Frau von Hilgen, Olga's Mutter, ausgegangen, und obgleich das Brautpaar gern die wenigen Abende, die ihm vor Felix' Abreise blieben, zu Hause verbracht hätte, so meinte die Räthin doch, daß man diese Einladung nicht ablehnen könne. Sie war also angenommen worden; Adele aber hatte über dem Gespräch vergessen sich anzukleiden und eilte nun fort, das Versäumte nachzuholen. Bald kehrte sie auch in Mantel und Capuze zurück, und man begab sich in das ganz nahe gelegene Haus des Majors von Hilgen.

Felix half seiner Braut im Vorzimmer ihre Umhüllung ablegen und betrachtete sie dann mit freudiger Ueberraschung. Allerdings sah sie sehr hübsch aus. Ein hellblaues Cachemirkleid umfloß die schlanke Gestalt mit seinen weichen Falten; ein Band von derselben Farbe hielt das blonde Haar; die von der Eile höher gefärbten Wangen und die tiefblauen Augen gaben dem sonst vielleicht zu ruhigen Blicke einen ungewöhnlichen Ausdruck.

„Heute bist Du kein Maasliebchen, sondern ein reizendes Vergißmeinnicht!" flüsterte Felix und wollte die Braut umarmen. Sie aber bemerkte die fremden Blicke, die auf ihr ruhten, und wehrte ihn leise ab. Verletzt zog sich Felix zurück.

Man wies Adelen ihren Platz neben einer alten, ziemlich tauben Dame an, die, weil sie an dem allgemeinen Gespräche keinen Theil nehmen konnte, sich sehr freute, ihre liebe, kleine Adele, die ihr so oft Gesellschaft geleistet, zur Nachbarin zu haben. Sie nahm sie dann auch so sehr in Anspruch, daß das junge Mädchen wenig Zeit für Felix, der an ihrer andern Seite saß, behielt, obwol sie so gern die Wolke, die sie auf seiner Stirn bemerkte, verscheucht hätte.

Aber Felix wußte sich schon zu trösten. Wenn seine Braut ihn absichtlich über eine alte, klatschsüchtige Person vernachlässigte, dachte er, so wollte er ihr doch zeigen, daß er für seine Unterhaltung nicht auf sie allein angewiesen sei. Er wandte sich also zu seiner Nachbarin links, Fräulein Olga, und fing ein lebhaftes Gespräch mit ihr an.

Adele, welche bei der alten Dame meist nur die Zuhörerin abzugeben brauchte, konnte nicht umhin einen Theil ihrer Aufmerksamkeit der Unterhaltung neben ihr zu widmen. Sie war in den letzten Wochen ängstlich geworden; Felix fühlte sich so leicht verletzt; die Verweigerung irgend einer kleinen Gunst, das Bestehen auf einer, der seinen widersprechenden Ansicht, konnte ihn kränken, und obwol sich Adele, wenn sie einen solchen oder ähnlichen Anlaß gab, stets dabei in ihrem Rechte fühlte, ja meist nur ihrem richtigen Tacte folgte, so bereute sie es doch nachher — eben weil es ihn kränkte. So ging es ihr auch jetzt; sie fühlte, daß sie nichts Unrechtes gethan; dennoch hätte sie ihn um Verzeihung bitten mögen, um nur wieder sein Auge liebreich auf sich ruhen zu sehen. Statt dessen hatte er sich abgewandt, sprach mit Anderen — sie fühlte sich beklommen und wartete sehnsüchtig auf eine Pause in seiner

Unterhaltung, um mit ihm reden und Alles wieder klar machen zu können.

„Nein, ich ziehe Schiller entschieden vor“, sagte in diesem Augenblick Olga; „er ist so viel idealer, nicht nur in seinen Dichtungen, auch in seinem Leben. Wie schön muß das Verhältniß zwischen ihm und seiner Charlotte gewesen sein; in ihr hatte er eine Freundin, die sein hohes Streben verstand, die, ohne mit ihm rivalisiren zu wollen, doch dem Fluge seines edlen Geistes folgen, seine herrlichen Schöpfungen verstehen konnte. Es war eine Liebe, eines Dichters würdig; aber Goethe —“

„Nun, Goethe war eben ein Anderer.“

„O, suchen Sie ihn nicht zu vertheidigen, in diesem Punkte nicht! Es ist mir immer unerklärlich geblieben, wie er eine Christiane Vulpius, oder Racine eine Frau, die nie eines seiner Dramen gelesen, heirathen konnte! Freilich, dergleichen unnatürliche Verbindungen werden auch heute noch geschlossen; aber begreifen kann ich sie nicht, und daß sie zu den glücklichen gehören, bezweifle ich ebenfalls.“

„Also an den Rhein, an den lieben Rhein“, sagte die alte, taube Dame; „ach, das ist ja eine schöne Gegend! Und am rechten Ufer, sagten sie, liege das Gut, oder sagten Sie am linken?“

Adele mußte ihrer Nachbarin die verlangte Auskunft geben und hörte nichts weiter von dem Gespräche ihres Verlobten mit Olga, denn bald standen Beide auf, den Bitten der Gesellschaft um Musik zu genügen. Felix sang erst allein, in seiner halb melancholischen, halb wilden Weise; Olga trug eine brillante Arie und einige tieftraurige Lieder vor, welch' letztere sie wirklich mit vielem Gefühl sang; sie sprachen von verkannter Liebe, verwundeten Herzen; Adele meinte, sie würde so Etwas nie vor einer zahlreichen Gesellschaft singen können. — Dann fand Felix ein Duett, das er kannte, und bat Olga, es mit ihm zu singen. Sie that es, und die beiden Stimmen paßten trefflich zusammen, und alle Welt war voll Lobes und Bewunderung.

Adele fühlte sich immer einsamer. Ein großer Kreis hatte sich um die beiden Sänger gebildet, sie konnte Felix kaum sehen, er suchte sie nicht auf — nein, mit keinem Blicke! „O“, dachte sie, „wenn er jetzt zu mir träte wie damals und mich früge, wie mir sein Gesang gefallen, ich würde eine andere Antwort geben! Aber“, fragte sie sich, „gefällt er mir denn jetzt besser? Fühle ich nicht noch immer den Mangel an Harmonie darin? Und ich würde eine Unwahrheit sagen, um — um einen freundlichen Blick!“ Erschrocken stand sie auf und mischte sich unter die Gäste.

Ein junges Mädchen hatte sich an das Clavier gesetzt und spielte einen brillanten Walzer. Felix hatte sich mit Olga in eine Fensternische zurückgezogen, wo ihr Flüstern die Musik nicht störte.

„Wissen Sie, Fräulein Olga, daß Ihr Gesang, Ihre Unterhaltung heute Abend wie Champagner auf mich wirkt?“ sagte Felix.

„Das bedaure ich“, entgegnete das junge Mädchen lachend. „Ein Champagnerrausch verfliegt sehr schnell!“

„Aber ist doch der köstlichste von allen.“

„Jedenfalls findet die Wirkung nur im Winter statt, wo Alles kalt und öde ist; im Sommer hat man Blumen, an denen man sich berauscht, da braucht man keinen Champagner."

Felix blickte sie etwas betroffen an.

„Ach ja, wozu die Bildersprache!" rief das junge Mädchen. „Warum uns nicht offen sagen, was wir meinen? Ihr Gleichniß vom Champagner sollte mir sagen, daß Sie mich liebenswürdig, geistreich fänden. Ist dem nicht so?"

„Allerdings ist das die Uebersetzung", erwiederte Felix. „Doch gestehen Sie, daß die Uebersetzung dem Originale nachsteht."

„Ich gebe es zu. Aber soll ich Ihnen sagen, warum Sie mich jetzt liebenswürdiger finden, als diesen Sommer?"

„Nun —?"

„Weil Sie verlobt sind."

„Sie glauben also, daß Denen, die lieben, Alles der Liebe würdiger erscheint?"

„Alles, das will ich nicht sagen, überhaupt war dies nicht meine Auffassung. Ich glaube nur, daß junge Mädchen im Allgemeinen, und ich weiß das im Besondern, gegen junge Männer liebenswürdiger sind nach deren Verlobung, als vorher."

„Darf ich nach der Ursache fragen?"

„Nicht jedes Mädchen würde sie Ihnen mittheilen, aber ich liebe die Offenheit und sage sie Ihnen. So wissen Sie denn, daß junge Leute vor der Verlobung gegenseitig in einander nur heirathsfähige Subjecte sehen, oder doch nur von Eltern, Tanten und Basen dafür angesehen werden. Da soll denn jedes Wort, jeder Blick, jedes Lächeln eine tiefe Bedeutung haben; eine Extratour ist eine Liebeserklärung, ein Bouquet ein verkappter Heirathsantrag. Ich frage Sie, wie da ein freier Verkehr, eine anregende Unterhaltung möglich ist? Dem Verlobten gegenüber aber darf man sich gehen lassen, sich zeigen, wie man ist. Entwickelt man Geist — er kann es nicht für Schlingen halten, ihn zu fangen; erweist man ihm Wohlwollen, ja läßt ihn selbst wärmere Gefühle ahnen — er weiß, man rechnet nicht auf Erwiederung, es ist eine freie Gabe, die man darbringt. In diesem Augenblick, Herr von Dorn, wären Sie nicht verlobt — man würde Bemerkungen über unsere Unterhaltung machen; so aber rühmt man höchstens, daß Sie ein vernünftiger Bräutigam seien."

Felix erschrak. Er hatte sich Olga genähert, hauptsächlich um Adele zu reizen; erst jetzt fiel ihm ein, daß die Anwesenden sein Betragen anders deuten konnten, und er sah sich rasch nach seiner Braut um. Sie stand in einem, nur halb durch eine Portière verschlossenen Nebenzimmer an einem Blumentisch; das liebliche, jetzt aber ungewöhnlich bleiche Antlitz war tief in das dunkle Grün eines Orangenbaumes geneigt. — So rasch er konnte, machte sich Felix von Olga los und eilte zu der einsamen Braut.

„Adele, mein Lieb, so allein hier?“ flüsterte er herzlich. „Was fehlt Dir?“

„O, jetzt nichts mehr!“ antwortete sie, während ein freudiges Roth ihre Züge übergoß, „jetzt nichts mehr, da Du wieder gut bist! Und Du bist ganz wieder gut, nicht wahr?“

„Gewiß“, lächelte der junge Mann, „und freue mich noch obendrein, daß mein Maasliebchen doch auch eifersüchtig sein kann!“

„Eifersüchtig, Felix?“ rief Adele, ihn erschrocken ansehend; „nein, das denkst Du nicht von mir!“

„Und warum nicht?“ entgegnete er; „die Eifersucht beweist erst die Liebe; sie gehört zu ihr, wie der Schatten zum Licht.“

„O nein, nein, die Eifersucht ist etwas Erschreckliches!“ rief Adele lebhaft. „Sie ist die Feindin der Liebe, denn sie zweifelt und quält, das thut die wahre Liebe nicht! Wie sollte ich eifersüchtig sein? Weiß ich nicht, daß Du mich liebst? Hast Du es mir nicht hundertmal gesagt, geschrieben, lese ich es nicht in Deinen Augen, fühle es nicht in dem Druck Deiner Hand? Und trotzdem sollte ich zweifeln? Dir nicht voll und ganz vertrauen, auch wenn Du mich einmal einen Augenblick vergissest? O nein, Felix, so kleinlich bin ich nicht!“

„Du bist meine liebe, klare Blume“, sagte Felix innig, „die nur in Sonnenschein und milden Lüften leben kann. Die Stürme sind Dir fremd. Möchten sie es immer bleiben, und“, fügte er leiser hinzu, „möchtest Du mich dennoch verstehen, denn ich, Adele, bin eine andere, bin eine stürmische Natur.“

Sie sah ihn ängstlich an. „Ich werde Dich verstehen lernen“, sagte sie dann, „und auch das in Dir ehren, was ich nicht verstehe, wie heute Abend. Es war mir schrecklich, vor all' den fremden Augen Deine Liebkosung zu empfangen.“

„Ja, sieh, das ist's eben! Ich bin so stolz auf unsere Liebe, daß ich sie aller Welt zeigen möchte; und in jenem Augenblick wiederum vergaß ich alle Welt und sah nur Dich. Die fremden Augen verschwinden mir, wenn ich Deine Augen sehe.“

„Du hast gewiß recht“, flüsterte Adele, „ich will versuchen, zu werden, wie Du bist.“ Und sie schmiegte sich an seine Brust, trotz der fremden Augen, die von der Schwelle das hübsche Paar beobachteten. Befriedigt kehrte Felix mit seiner Braut zur Gesellschaft zurück.

Noch drei Tage glücklichen Beisammenseins und dann kam der Abschied. Aber es war ja nur für kurze Zeit. In wenigen Wochen wollte er wiederkommen, und kurz nach Ostern sollten sie ganz vereint werden.

Adele weinte selten; es lag eben nicht in ihrer Natur. Schon als Kind hatten ihre Umgebungen bemerkt, daß kein körperlicher Schmerz ihr je Thränen auszupressen vermocht hatte; nur Mitgefühl für fremdes Leid, oder auch wol eine tiefe Bewegung hatten diesen Einfluß. So geleitete das junge Mädchen auch jetzt den Verlobten zwar ernst, aber doch ohne Thränen zu dem Wagen, der ihn ihr entführen sollte, und da er

selbst aufgeregt und von dem Abschiede niedergedrückt war, suchte sie ihn mit der Aussicht auf das nahe Wiedersehen zu trösten.

„Nun, es ist gut, daß Du Dich so leicht in die Trennung zu finden weißt", sagte Felix bitter. „Eine so ruhige Natur, wie Du hast, ist wirklich beneidenswerth."

Adele verstand den Vorwurf und fühlte sich davon getroffen. Liebte sie ihn weniger, als er sie? Sie konnte es nicht glauben, denn sie liebte ihn ja mit jeder Faser ihres Herzens. Schweigend ging sie neben ihm her, während Kathrine mit dem Mantelsack vorauseilte und der General bellend nebenher lief. Dort stand der Postwagen — Felix wollte einsteigen — —

„Nicht so, mein Geliebter", flüsterte sie, während ihre Augen sich mit Thränen füllten; „ich kann Dich so nicht scheiden sehen!"

„Also thut es Dir doch leid?" entgegnete er, sie umarmend. „Nun denn, auf Wiedersehen, mein Lieb, ich schreibe Dir bald!"

Der Wagen rollte fort, er grüßte noch einmal heraus — dann war er verschwunden. Wie im Traum ging Adele heim. War sie wirklich da gewesen, die schöne Zeit, auf die sie sich so lange gefreut, und hatte sie ihre Erwartungen erfüllt? Ein eigenes unbestimmtes Bangen regte sich leise in ihrem Herzen — was war es? O wol nur die Unzufriedenheit mit sich selbst, daß sie ihm nicht ganz genügte, ihn nicht immer verstand. Aber sie wollte recht an sich arbeiten, um seiner würdiger zu werden, sie wollte sich, auch fern von ihm, in ihn einleben; hatte sie doch seine Briefe und das stete Gedenken an ihn.

„Und Du hast ihn auch lieb, nicht wahr, General?" fragte sie, ihren Hund liebkosend, als sie jetzt zu Hause angekommen waren. „Obwol gar nicht lieb genug, dafür, daß er Dein Lebensretter und zugleich Dein zukünftiger Herr ist. Ich glaube gar, General, Du bist ein wenig eifersüchtig auf ihn — Dir muß man das schon zu Gute halten — ein wenig eifersüchtig darauf, daß ich ihn lieber habe als Dich. Ja, mein Freund, das ist nun einmal nicht anders; deshalb bist Du aber doch mein guter, alter General und sollst auch jetzt Dein Mittagsbrod haben."

Die Ruhe der folgenden Tage nach den mannigfaltigen Aufregungen der letzten Zeit that Adelen doch wohl. Sie fand ihre alte Heiterkeit wieder und meinte, wenn er nächstes Mal käme, wollte sie doch vernünftiger sein. Auch der Räthin war es ganz lieb, sich ihren Zeichnungen und Büchern wieder widmen zu können, während Adele meist an ihrem Nähtisch saß und an ihrer Aussteuer arbeitete. O, welch' köstliche Gedanken und Pläne wurden da mit eingenäht; wie sah sie bei jedem fertigen Stücke den Schrank mit dem schimmernden Leinenzeug sich mehr füllen, wie ordnete sie im Geist Alles in den Räumen, die Felix ihr so oft hatte beschreiben müssen, und erzählte, in Ermangelung eines andern Zuhörers, ihrem treuen General, wie herrlich ihre künftige Heimath sei und wie gut auch er es dort haben solle.

„Ja, und Du gehst auch mit, mein süßer Prinz Biribi", sagte sie zu dem gefiederten Liebling, der sich zwischendurch mit seiner hellen

Stimme bemerkbar machte; „und Du bekommst ein sonniges Fenster mit der Aussicht nach dem Rhein, und das verhaßte Gesellschaftsfräulein wird ganz verbannt und Du darfst singen, so viel Du willst — Du kleiner Schreihals!" — Und sie stimmte selbst mit ein, denn wenn sie auch in Gesellschaft nicht zu singen verstand, so begleitete sie ihre Arbeit doch gern mit ihrer frischen Stimme.

Dann aber kam der versprochene, ersehnte Brief. — Volle acht Tage nach Felix' Abreise; sie hatte ihn schon früher erwartet. Mit klopfendem Herzen eilte Adele auf ihr Zimmer, ihn ungestört zu lesen.

„Ich kann es noch nicht fassen", schrieb Felix, „daß Du mich so ruhig scheiden sehen konntest! Ich bedurfte meiner ganzen Kraft, und Du?

„Ruhig kann ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehen —"

„Ist's nicht so? Sieh', mein Lieb, das hat mir diese Tage über beständig im Ohr geklungen und hat mich gepeinigt, so daß ich Dir nicht schreiben mochte, und zuletzt habe ich gedacht, ich wollte Dir alle meine Zweifel und Klagen erzählen und Dir selbst das Mittel geben, sie zum Schweigen zu bringen. Deine Briefe, das weiß ich nun, vermögen dies nicht, darin bist Du ganz das Maasliebchen, das seine Gefühle an enge Grenzen bindet, und auch diese gemäßigten Gefühle nur schüchtern und leise ausspricht. Ich kann mich aber nun einmal mit einer mäßigen Liebe nicht begnügen. Darum, meine süße Braut, habe ich die ganze Gluth meines eigenen Herzens ausgegossen in die beigelegten Verse; so fühle ich, so wünsche ich, daß auch Du fühlen möchtest. Da Du es aber nicht selbst aussprechen kannst, so verlange ich nur, daß Du Deinen Namen unter das Gedicht setzest und es mir so zurückgiebst; ich weiß, Deine Unterschrift ist so gut wie ein Schwur." Die Verse aber lauteten also:

Bei Dir!

„Bei Dir, bei Dir! bei Dir wohnt Glück und Friede,
Ob Noth und Kampf und Elend rings umher;
Bei Dir — und ob die ganze Welt mich miede,
Ich brauche keinen, keinen Menschen mehr.

Bei Dir — und zum Palast wird mir die Hütte,
Bei Dir — stolz bin ich in der Niedrigkeit;
Bei Dir — und ob ich bittern Mangel litte,
Bei Dir ist voll' Genügen alle Zeit.

Bei Dir — zur Freiheit werden Kerkermauern:
Bei Dir — die Finsterniß ist gold'nes Licht.
Bei Dir — und ob Gefahren ringsum lauern,
Mein Herz erbebt, mein Herz erzittert nicht.

Bei Dir — ein jedes Leid ist leicht zu tragen,
Und ohne Dich ein jedes Glück nur Schein.
Bei Dir — kein Opfer werd' ich je beklagen,
Und ohne Dich mich keines Segens freu'n.

Du mein — was könnte mir entrissen werden?
Vereint mit Dir — giebt es noch Raum und Zeit?
An Deiner Brust — der Himmel schon auf Erden,
In Deinem Arm — der Tod selbst Seligkeit!"

Zitternd, mit bleichen Wangen, saß Adele vor dem Gedicht. Starr ruhten ihre Augen darauf, sie las es wieder und wieder; aber ihr Herz erbebte davor; sie wandte sich fast schaudernd davon ab. Endlich schloß sie den Brief und begab sich wieder an ihre Arbeit: aber ihr Gesang war verstummt und die Liebkosungen ihres Hundes blieben unerwiedert. „Soll ich das unterschreiben?“ war die Frage, die fortwährend in ihr ertönte, „kann ich es?“ Zwei Tage quälte sie sich damit; dann, am Abend des dritten Tages sagte sie sich: „Der Vater soll entscheiden.“ Früher als sonst begab sie sich auf ihr Zimmer; sie stellte die Lampe hinter einen Schirm und öffnete das Fenster.

Es war eine kalte, klare Luft, der Himmel tiefblau, mit unzähligen Sternen besät. Wie freundliche Engelsaugen schauten sie sie an. Sie kniete nieder; leise bewegten sich ihre Lippen. „Du sollst Deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe“, klang es in ihr, „und Deinen Nebenmenschen wie Dich selbst. „O ja, wie mich selbst liebe ich ihn auch, und mehr noch; aber darf ich bei ihm allein allezeit volles Genügen finden? Darf ich glücklich sein, wenn Alles rings umher mit Noth und Elend ringt? O nein, die wahre Liebe ist nicht so selbstsüchtig! Verzeih' mir, Vater, daß ich einen Augenblick zweifeln konnte!“

Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb, rascher als es ihr je gegeben war, folgenden Brief:

„Ob Du wol eine Ahnung hattest, mein Felix, welche Kämpfe mir Dein Brief kosten würde, als Du ihn schriebst? Ich glaube es nicht, Du hättest ihn sonst nicht so geschrieben. Doch, das soll kein Vorwurf sein, mein Geliebter, o nein! ich werfe Niemandem etwas vor als mir selbst, daß ich meine Gefühle nicht so aussprechen kann, wie ich möchte, und daß diese Gefühle anderer Art sind, als Du möchtest. Denn das müssen sie wol sein, da ich Dein Gedicht nicht unterschreiben kann. Sieh', ich habe gekämpft und gerungen mit mir — aber ich kann es nicht. Jenes Gedicht — es mag viel Schönes darin stehen, aber es ist der Ausdruck einer Leidenschaft, die nichts sieht, als ihren Gegenstand, keinen Menschen, ja, keinen Gott mehr! Es kommt mir fast wie eine Lästerung vor, wie eine Herausforderung! Ja, auch ich fürchte den Tod in Deinen Armen nicht, und das Leben ohne Dich wäre mir farblos und leer; die Liebe, die Dir gehört, bliebe Dein, aber durch sie veredelt würde ich der Menschheit zu dienen suchen — nicht einer thatlosen Verzweiflung anheimfallen.

„Doch wovon rede ich — zu welch' schrecklichen Gedanken verirre ich mich? Der Vater wird Dich mir lassen, mein Felix, mein Glück, und Du, nicht wahr, wirst mich auch nicht weniger lieben, weil meine Liebe anders ist, als die Deine. Sieh', die Liebe ist ja die Blüthe des Herzens; und weil kein Herz genau dem andern gleicht, so muß auch die — Blüthe eine verschiedene sein. Und das Mädchenherz ist schüchtern und verschämt, es hält seine Blüthe gern verborgen.

„Ich will Dir etwas erzählen. Als Kind kam ich einmal früh am

Sonntag Morgen an einem katholischen Gotteshause vorbei. Ich war nie in einem solchen gewesen; die Neugier, wol auch die schöne Musik, lockten mich hinein. Da sah ich, als der Gesang verstummte, den Priester in festlich weißem Gewande vor den Altar treten und unter dem feierlichen Schweigen der Menge einen reichgeschmückten Schrein öffnen und die goldene Monstranz daraus nehmen. Alles sank auf die Knie und blickte gläubig nach dem göttlichen Kleinod hin — da verschwand es ihren Blicken.

„Auch ich war auf die Knie gesunken und eine tiefe Ehrfurcht, ein seliges Ahnen hatte meine Seele erfaßt. Es war mir, als hätte ich das irdische Bild des Himmlischen gesehen. — Mehrmals suchte ich nach der Zeit das Gotteshaus auf, aber die Monstranz sah ich nicht wieder.

„Sieh', mein Felix, so ist's mit meiner Liebe. Sie wohnt auch still verborgen im Heiligenschreine meines Herzens, ungläubige Weltaugen dürfen sie nicht sehen; auch Dir, dem sie gehört, kann ich sie nicht oft in ihrer ganzen Fülle zeigen, sonst wäre sie nicht mehr das köstliche Geheimniß; aber da ist sie doch ewig, und Du weißt es auch — weißt es auch ohne Worte! O, ich wünsche mir die Gabe des Wortes, da Du danach verlangst, aber geben kann ich sie mir nicht.

„Und sonderbar — die großen prächtigen Worte machen mir so wenig Eindruck — die einfachen, täglich gebrauchten, sind mir viel lieber. Weißt Du, gar manche sind mir erst klar geworden, seit ich Dich damit anrede. Mein Herz — wie oft sagt man das, und doch kann man, außer Gott, nur Einen so nennen. Freilich, Theil an unserm Herzen sollen ja alle Menschen, und unsere Freunde insbesondere haben; aber gegeben hat man es doch nur Einem, dieser Eine wohnt darin wie das Heiligenbild auf seinem goldenen Grunde, dieser Eine nur kann ihm höchste Freude oder höchsten Schmerz bereiten, er pocht in ihm, sehnt in ihm, weint und jubelt in ihm — er ist es selbst!

„Du mochtest nicht, daß ich Dich „mein Schatz" nannte. Es ist wahr, das Wort ist verbraucht, gewöhnlich geworden; und doch wie schön in seiner ursprünglichen Bedeutung! Ich nannte Dich so, weil Du wirklich mein bester, reichster Schatz auf Erden bist, so reich, daß alle Schätze der Welt dagegen verschwinden, so reich, daß ich immer noch genug hätte, wenn ich auch sonst nichts besäße. Da wiederhole ich gern Deine Worte:

„Bei Dir — und zum Palast wird mir die Hütte,
Bei Dir — stolz bin ich in der Niedrigkeit!"

aber die beiden folgenden Strophen kann ich nicht wiederholen.

„Und weißt Du noch ein Wort, mit dem ich Niemand anders anrede, seit ich Dich kenne? Das ist: „meine Liebe". Theil an unserer Liebe, wie an unserm Herzen, können Viele haben; aber nur einer ist unser Herz, unsere Liebe. Du bist die meine. In Dir ward mein Sein wiedergeboren, in Dir ging mir das helle, warme Licht auf, gegen das die sonnige Kinderzeit trübe erscheint. O, mein Felix, laß nichts dieses Licht trüben, nimm Dein Maasliebchen so wie es ist. Und nun leb' wohl, mein Herz, mein Schatz, meine Liebe, und zürne mir nicht!"

Adele fühlte sich erleichtert, als sie diesen Brief abgeschickt hatte. Es war ihr mehr als sonst möglich gewesen, sich darin auszusprechen und sie dachte, auch Felix werde damit zufrieden sein. Wie lebhaft stellte sie sich ihn vor, wenn er ihn las, wenn sein Auge beifällig auf den Zeilen ruhte; und wie ungeduldig erwartete sie seine Antwort. „In drei Tagen, dachte sie, kann ich sie haben!" Aber die drei Tage verstrichen und vier und fünf, und die Antwort kam nicht. Adele wußte nicht, was sie davon denken sollte. Felix hatte sonst so oft geschrieben, im Anfang fast täglich; was konnte ihn jetzt hindern? Das arme Mädchen sann hin und her. „Er ist doch wol böse, daß ich das Gedicht nicht habe unterschreiben wollen", dachte sie; „war es wol Unrecht von mir?" Sie las die Verse wieder durch; sie kamen ihr jetzt nicht mehr so übertrieben vor als früher. „Die Poesie drückt ja Alles stärker aus, als die Prosa", sagte sie sich, „das weiß man schon. Es war gewiß thöricht von mir, an einzelnen Ausdrücken solchen Anstoß zu nehmen. Der Vater droben hätte doch gewußt, wie ich es meinte und was ich mir vorbehielt." So quälte sie sich mit Ueberlegen und Zweifeln und wurde so still darüber, daß es zuletzt auch ihrer Mutter auffiel, die, ganz mit einer großen Skizze beschäftigt, nicht viel Zeit hatte, auf ihre Tochter zu achten. Adele hatte übrigens auch nicht den Wunsch, sich ihrer Mutter anzuvertrauen. Sie wußte, daß ihre Ansichten verschieden waren, daß sie Vorwürfe über Kleinlichkeit und Kälte bekommen hätte, deshalb schwieg sie lieber.

Und endlich, endlich kam der Postbote herauf und rief schon in der Thür: „von Löhr, Fräulein!" Und Adele wäre dem alten Mann fast um den Hals gefallen und riß ihm den heißersehnten Brief mit einer Heftigkeit aus der Hand, die den alten Boten an der sonst so ruhigen Adele ganz überraschte.

Aber welch' dünner Brief war das! nur ein Bogen — nur eine Seite! Adele starrte sie an die Worte, die so deutlich darauf geschrieben standen; sie starrte sie an und begriff sie nicht. Endlich stand sie auf, nahm das Licht (denn sie hatte den Brief spät Abends bekommen) und ging zu ihrer Mutter.

Die Räthin war seit einigen Tagen nicht wohl gewesen; sie lag auf dem Sopha, als Adele zu ihr trat, richtete sich aber erschrocken auf, als sie das verstörte Aussehen ihrer Tochter bemerkte.

„Was ist Dir, mein Kind?" rief sie, „Du hast doch keine schlechten Nachrichten? Felix —?"

„Lies selbst", antwortete Adele und reichte der Mutter den Brief. Er enthielt nur folgende Worte:

„Ob ich Dich je wiedersehe, meine Adele? Die Ehre giebt mir die Waffen in die Hand; sie werden morgen über Leben und Tod entscheiden. Sind sie mir günstig, so schreibe ich Dir sogleich oder lasse Dir schreiben, wenn eine Verwundung mich daran hindern sollte; ist es anders über mich verhängt, so weißt Du, daß mein letzter Athemzug Dein Name war.

Ewig Dein Felix."

Die Räthin brach nach Lesen dieser Zeilen in krampfhaftes Weinen aus; Adele aber sagte mit ruhiger, doch fast tonloser Stimme: „Verzeih', Mama, daß ich Dir den Brief gezeigt; ich wollte Dir nur sagen, daß ich morgen früh nach Löhr reise."

„Gewiß, mein Kind, Du mußt fort und ich gehe mit Dir, jetzt gleich."

„Der letzte Zug von Redern ist längst fort, ich muß bis morgen warten", entgegnete Adele. „Und Du, meine arme Mutter, gehst nicht mit mir, Du darfst in Deinem jetzigen Zustande nicht reisen."

„Ich lasse Dich aber nicht allein ziehen", schluchzte die Räthin.

„Doch, doch Mama, Du wirst es thun, wenn Du bedenkst, wie einfach die Reise ist. Ich gehe morgen früh mit der Post nach Redern, von da mit der Eisenbahn nach Löhr, wo ich bei Tante Minchen bleiben kann, bis — bis —"

Hier versagte ihr die Stimme; sie sank erschöpft neben dem Sopha auf die Kniee.

Doch sie durfte nicht unthätig sein. Mit der unnatürlichen Ruhe, die nach der Anspannung der letzten Tage über sie gekommen war, legte sie zusammen, was sie für die Reise nöthig hatte, und theilte ihre Absicht dann der alten Kathrine mit.

„Allein nach Löhr wollen Sie reisen, Fräulein Delchen und bei dieser Jahreszeit und bei diesem Unwetter? Das leide ich nicht, ich gehe mit. Ach Gott, diese jungen Herren! Nein, das hätte der Herr Ewald nicht gethan, und ich habe immer gedacht . . ."

„Still, Kathrine", unterbrach sie das junge Mädchen, „Du weißt nicht mehr von der Sache als ich, und wir können nicht darüber urtheilen. Hol' mir nur einen Postschein für morgen früh; die Post geht um sechs Uhr, glaub' ich."

„Ja, um sechs Uhr, mitten in der Nacht — und bei dem Wetter!"

Es war in der That ein schreckliches Wetter. Adele hörte den Regen mit Schnee vermischt die halbe Nacht hindurch an die Fenster schlagen; dazwischen heulte der Sturm sein altes, wildes Lied. Mit offenen Augen und gefalteten Händen lag sie auf ihrem Bett; sie wollte beten, aber ihre Seele hatte nur einen Schrei: „Vater, laß ihn mir, laß ihn mir!" Stunde auf Stunde verrann; langsam tönten die Schläge der großen Uhr vom nahen Kirchthurme zu ihr herüber. „Jetzt wär's noch Zeit", dachte sie, „jetzt könnte ich ihm noch die verhängnißvolle Waffe entreißen: aber bis ich komme —!" Schaudernd schloß sie die Augen.

Endlich kam Kathrine, um Feuer zu machen. Adele stand auf und kleidete sich rasch an; sie war froh, nun endlich des unthätigen Wartens überhoben zu sein. Leise stieg sie dann herunter, um die Mutter nicht zu wecken und verließ, von der alten Magd gefolgt, das Haus.

Draußen herrschte tiefe Dunkelheit. Die Straßenbeleuchtung des Städtchens dauerte nicht bis in diese Morgenstunde hinein, und Kathrinen's Laterne warf nur ein mattes Licht auf den Weg. Der Regen hatte aufgehört, aber der Sturm wüthete fort und der gegen Morgen einge-

tretene Frost hatte die Nässe in Glatteis verwandelt. Die Beiden mußten sich aneinander halten, um nicht zu fallen.

„Bei dem Wetter!“ murmelte Kathrine ein über das andere Mal. „Wenn der junge Herr das je verantworten kann! Na, aber ich sage nichts, nur so viel weiß ich —“ Doch ein Händedruck Adelen's machte sie schweigen.

Jetzt waren sie an der Post angelangt, wol zu früh, denn weder Wagen noch Pferde waren zu sehen. Kathrine erkundigte sich und erfuhr, daß der Postwagen eigentlich schon hätte da sein müssen, bei den bösen Wegen von Ellda her sich aber wol verspätet habe. Man sollte nur so lange in die Passagierstube gehen.

Sie thaten es. Das Zimmer war stark geheizt und von dem Geruch schlechten Tabaks durchdrungen. Adele stellte sich an's Fenster, an das der Wind rüttelte, als ob er stürmisch Einlaß in die warme Stube begehre. Trostlos, daß sie auch hier noch warten müsse, sah das junge Mädchen in die Nacht hinaus. Da kratzte etwas an der Thür und als Kathrine öffnete, sprang der General mit freudigem Bellen herein.

„Mein alter Getreuer, hast Du mich denn gefunden?“ rief Adele erfreut. „Das ist brav von Dir. Ja, ja, ich glaub's schon, daß Du Dich freust, aber nimm Dich nur mit Deiner kranken Pfote in Acht — lieber General — wahrhaftig, sie ist ganz kalt.“

Es schlug ein Viertel auf Sieben. „Schon ein Viertel!“ rief Adele aufspringend, „und der Wagen ist noch nicht da! Ich komme zu spät zum Zuge. Geschwind, Kathrine, wir müssen Extrapost bestellen.“

Sie eilten hinaus und Adele blieb in der Thür stehen, um die Vorbereitungen zu beeilen, oder doch zu sehen, daß etwas geschehe. Sie konnte nicht mehr ruhig sitzen.

„Aber die Postscheine?“ sagte Kathrine, „was machen wir nun damit?“

„Die Postscheine? Meinen Schein, meinst Du?“

„Und meinen. Ich hatte mir auch einen genommen, denn ich gehe mit Ihnen, Fräulein Delchen.“

„Du gute Seele!“ sagte Adele gerührt, ihr die Hand drückend; „ich danke Dir von Herzen, aber siehst Du, es geht nicht. Wer soll denn für die arme Mutter sorgen, die noch dazu krank ist? Ach!“ unterbrach sie sich plötzlich — „mein Vogel! Ich habe gestern vergessen, ihm Futter zu geben — o geschwind, Kathrine, geh' hin und sieh' nach ihm — es verhungert sonst, das arme Thierchen.“

„Ich gehe“, sagte Kathrine, welche sah, wie lange es mit den Vorbereitungen dauerte, „aber“, fügte sie zu sich selbst hinzu, „ich bin gleich wieder hier und gehe doch mit!“

Damit eilte sie fort; Adele aber bot dem Postillon ein doppeltes Trinkgeld, wenn er sich beeile. Dieser spannte denn nun auch endlich die Pferde vor, als ein Bauer athemlos auf den Hof gestürzt kam und dem Postsecretair meldete, der Wagen von Ellda sei umgefallen, mehrere Passagiere beschädigt, er müsse augenblicklich Hülfe und ein Fuhrwerk senden.

„Das ist ja sehr fatal", sagte der Beamte, welcher mit Adele wirklich Mitleid hatte; „der Dienst geht allen Privatbestellungen vor, Fräulein, wir müssen diesen Wagen den Verwundeten zu Hülfe schicken."

„Den Verwundeten — gewiß, ganz recht; und ich — o mein Gott!" Dann aber faßte sie sich wieder, schrieb eine Adresse auf ihren Koffer, den sie dem Beamten zur Besorgung übergab und wandte sich zum Gehen.

„Die zweite Post geht diesen Mittag um ein Uhr", sagte der junge Mann, „bis dahin wird das Wetter auch besser sein."

„Um ein Uhr", wiederholte Adele, „um ein Uhr" . . . Und sie verließ das Haus.

Immer noch war es leer auf den Straßen; der Sturm hatte noch das Reich allein und zog brausend an den Häusern vorbei. Matt und bleich schimmerte das graue Tageslicht aus den dunklen Wolken hervor, als gelüste es ihm gar nicht, einen so trüben Wintertag zu beleuchten. „Ihr thätet Alle besser, in Euren warmen Betten zu bleiben", schien es zu sagen, „und Du vor Allem, Du junges Blut mit den blassen Wangen; was ziehst Du so einsam die Straße hin?"

Adele hatte das Städtchen hinter sich gelassen und eilte auf den glatten Wegen durch den heulenden Sturm unaufhaltsam vorwärts, die Chaussée nach Redern, der nächsten Eisenbahnstation entlang. Aber ganz einsam war sie nicht; ihr treuer General hinkte geduldig nebenher, verwundert freilich, was seine Herrin bei solchem Wetter draußen mache, aber doch fest entschlossen, mit ihr bis an's Ende der Welt zu gehen.

Fort in den dämmernden Morgen! Adele war gut eingehüllt, aber der kalte Wind fand doch manch' Plätzchen, da er hineinschlüpfen konnte zu der warmen Gestalt, um mit seiner eisigen Berührung ihr Blut erstarren zu machen. Er fand jedes unbehütete Winkelchen und spielte um die Spitzen der zarten Finger, bis sie kalt und starr waren, und lüftete der rohe Gesell den leichten Schleier, um das liebliche Gesichtchen mit seiner rauhen Hand zu streicheln. Aber Adele achtete dessen nicht. Sie rechnete ja im Gehen, daß die Post eine Stunde brauche, um nach Redern zu gelangen und daß sie wol in zwei Stunden da sein könne. In zwei Stunden! Freilich, der erste Zug war längst abgegangen, aber zum zweiten kam sie noch recht, wenn sie nur rasch vorwärts schritt — es konnte so weit nicht mehr sein!

Nur muthig fort. Aber ach! der Wind und die schlechten Wege ermüdeten sie so sehr; die zarten Füße, halb erstarrt, versagten fast den Dienst, der Athem kam so ängstlich aus der Brust herauf. Einerlei! „Tod oder verwundet?" sagte sie zu sich selbst; „wie werde ich ihn wiedersehen?" Und trotz Sturm und Eis und Ermüdung schritt sie vorwärts. Endlich am Ziel. Da rauchte das schwarze Ungethüm, da klang die schrille Pfeife — ihren Ohren willkommene Musik. Und noch zu rechter Zeit! Sie brachte ihren treuen Gefährten, den man nicht mit ihr in das Coupé einlassen wollte, unter, und sank dann halb bewußtlos in die Kissen des Wagens.

Fort rasselt der Zug mit dem Sturm um die Wette; aber der Sturm ist doch noch schneller, er eilt voran, über die weißen Schneefelder hin, an Dörfern und Städten vorbei und übertönt mit seinem Heulen das Pfeifen der Locomotive. Adele weiß nichts davon. Sie frägt sich: „todt oder verwundet?" und fährt bei jeder Haltestelle erschrocken in die Höhe.

Endlich ist's die rechte, „Löhr!" ruft der Schaffner — „Löhr!" tönt's die Wagen entlang, und „Löhr!" klingt's mit hundert Stimmen in ihren Ohren. Da springt ihr Hund schon heran, auf einen Herrn zu; sie steigt aus dem Wagen; „O Gott, ist's möglich — Felix!" und mit einem lauten Aufschrei stürzt sie in des Geliebten Arme.

„Sie ist's, sie ist gekommen, ich wußte es!" jubelte Felix, die Braut stürmisch an sich drückend. „O, habe Dank, habe Dank!"

„Felix", lispelte sie, „Du lebst, bist nicht verwundet, bist gesund . ."

„Gesund und glücklich!" erwiederte er heiter. „Beruhige Dich, mein Herz; von Gefahr war gar nicht die Rede, ich wollte meine holde Braut nur auf die Probe stellen, ob ihre Liebe stark genug wäre, sie zu mir zu führen, sie über alle Vorurtheile, alle kleinlichen Bedenken zu erheben um des Geliebten willen. Und sie ist gekommen, allein, in Sturm und Wetter. Sie hat sich selbst besiegt; o, nun nicht mehr mein Maasliebchen, nein, meine duftende, glühende Rose!"

Nein, nein, keine glühende Rose, eine kalte Rose war es, die er in seinen Armen hielt; entsetzt sah Felix die bleichen Lippen, fühlte den Körper schwerer und schwerer werden — sie war ohnmächtig geworden.

Rasch trug der junge Mann die süße Last an den wartenden Wagen und hieß den Kutscher schnell fahren. Bald hielten sie vor dem bezeichneten Hause, eine alte Dame streckte erschrocken den Kopf zum Fenster hinaus, als sie einen Wagen vor ihrer Wohnung halten sah.

„Um Gotteswillen, Ewald, doch kein Besuch?" rief sie in das Zimmer hinein; „ich bitte Dich" . . .!

Ewald hatte nur die ersten Worte gehört, dann war er hinunter an den Wagen geeilt.

„Felix, Du? und — mein Himmel — Adele — in diesem Zustand? Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?"

„Das sage ich Dir später", erwiederte Dorn, „hilf mir nur jetzt das arme Mädchen hinaufbringen. Sie wird sich bald erholen . . ."

Schweigend trugen die Beiden das noch immer ohnmächtige Mädchen in's Haus, während der Hund ihnen mit ängstlichem Knurren folgte.

Felix hatte sich verzweiflungsvoll vor dem Sopha niedergeworfen, und bedeckte die kalten Hände der Ohnmächtigen mit seinen Küssen. Als dann die Tante kam, und die jungen Männer entfernte, klagte er sich unter bitteren Selbstvorwürfen als die Ursache dieses Unglücks an. Er hatte, das entnahm Ewald aus seinen verworrenen Reden, die Braut zu der eigenen Leidenschaft emporziehen wollen; mit dem Gedicht war es ihm nicht gelungen, so versuchte er ein stärkeres Mittel. Das Duell, welches am Morgen allerdings stattgefunden, das aber, wie die meisten

dieser Studentenaffairen, mit einen paar harmlosen Gängen und einer Kneiperei abgethan war, hatte ihm ein prächtiges Mittel geschienen, die Liebe seiner Braut zu prüfen. Konnte sie sich hierbei nicht über sich selbst, über ihre gemessene Natur erheben, so that sie es nie, und würde ihm nie genügen. Aber sie war gekommen — ihr Zustand selbst zeugte für die Stärke ihrer Liebe — er würde nun nie mehr zweifeln. „O, sie wird sich gewiß bald erholen", schloß er; „es wird, es muß nun Alles gut werden!"

„Gott gebe, daß Sie Recht haben", sagte Ewald düster. Er wußte nicht, daß er Felix mit Sie angeredet; es war ihm plötzlich unmöglich geworden, Du zu sagen.

Als der Arzt erschien, fand er Adele wieder zum Leben zurückgekehrt, aber nicht zur Besinnung. Die fahle Blässe hatte einer dunklen Gluth Platz gemacht, die Pulse flogen und der Doctor erklärte, daß ein nervöses Fieber ausgebrochen sei.

Tante Minchen hatte indeß ihr Schlafzimmer für die Kranke eingerichtet und erwies sich, da die Sache nun einmal nicht zu ändern war, als die umsichtigste Pflegerin.

Nach drei Tagen kam die Räthin mit ihrer treuen Kathrine an — selbst krank vor Kummer und Aufregung. „Hab' ich's nicht gesagt", schluchzte die alte Dienerin, „bei solchem Wetter reist kein Mensch, und nun das zarte Kind allein und zu Fuß, denn sie ist zu Fuß nach Redern gegangen, der Johann hat sie gesehen, ganz allein und zu Fuß' bei dem Wetter!"

Ewald vermochte nichts zu erwiedern; schweigend führte er die weinende Mutter zu der Kranken.

Da lag sie, das arme Kind, jetzt wirklich eine glühende Rose, mit brennenden Wangen und unnatürlich leuchtenden Augen. Aber es war nicht das Licht ihres klaren Geistes, das aus diesen Blicken sprach; es war die Gluth und der Glanz des Fiebers. Felix kniete an ihrem Bette; er hatte versprochen, ruhig zu sein, wenn man ihn nur bei ihr ließ, so that man ihm den Willen. Gegenüber, unter dem Sopha, lag der treue General, die Augen fest auf seine Herrin gerichtet; auch er hatte sich den Platz dort erobert.

„Todt oder nur verwundet?" lispelte die Kranke. „O mein Gott... aber nein, ganz gesund ... gar keine Gefahr ..." und sie brach in krampfhaftes Lachen aus.

Tage und Nächte zogen dahin, bleischwer, wie sie es an einem Krankenbette zu thun pflegen, belastet von dem Gewicht der Sorge und Angst, der Furcht und Hoffnung. Gleichmäßig ging der Pendel der Uhr, in alter Ordnung bezeichneten Licht und Finsterniß den Gang der Zeit; aber die Herzen dort wallten bald hoch auf in seligem Vertrauen, sanken bald verzweifelnd in die dunkle Trostlosigkeit.

Endlich — endlich siegte die jugendliche Kraft der Kranken. Nach einem langen Schlaf erwachte sie eines Morgens mit klarem Bewußtsein. Die Macht des Fiebers war gebrochen, seine wilden Phantasien

hatten sie verlassen; die blauen Augen öffneten sich nicht mit dem wirren, fieberhaften Blick, wie bisher, nein, sie schauten zwar matt, aber mit dem alten, lieben, milden Ausdruck um sich.

„Meine theure Mutter!“ flüsterte sie, die entzückt über sie Gebeugte begrüßend, „und meine gute, treue Kathrine ... Aber da ist ja auch Tante Minchen ... und ... ha!“ Ihr Blick war auf Felix gefallen, der, an ihrem Bette knieend, seinen Jubel kaum unterdrücken konnte.

Doch — was war das? Ein leises Zittern flog durch ihre Glieder; die Lippen öffneten sich, ohne einen Laut hervorzubringen; dann schloß sie die Augen und sank erschöpft in die Kissen zurück.

„Es ist das Uebermaß des Glückes, das sie überwältigt“, dachte Felix und verließ, dem Gebote des Arztes folgend, das Zimmer.

Nur Einer war dort zurückgeblieben — Ewald. Von einer Fensternische aus war er Zeuge von Adelen's Erwachen gewesen; aber seine tiefe Erregung hatte ihn verhindert, sich ihr zu nähern. Jetzt betrachtete er noch einen Augenblick das in seiner Blässe doch so liebliche Antlitz, und wollte dann den Anderen folgen, als sie die Augen wieder öffnete. Ihr Blick traf ihn und ruhte einen Augenblick mit unendlicher Innigkeit auf den trauten, ihr so lieben Zügen.

„Ewald, mein Freund — mein lieber Freund!“ sagte sie leise und reichte ihm die Hand. Er aber, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, drückte diese zarte, fast durchsichtige Hand an seine Lippen, an seine überströmenden Augen. Hatte sein Blick die Gefühle verrathen, die er so lange in tiefster Brust gewahrt? hatte sie endlich das Herz erkannt, das stets so treu für sie geschlagen? ...

Wochen vergingen — echte Frühlingswochen, voller Hoffen und Keimen. Denn wie draußen die Welt wieder auferstand zu neuem, reichem Leben, so erwachte auch das junge Mädchen, das dem Todesschlummer so nahe gewesen, zu erneutem Dasein, und jeder Tag führte ihr frische Kräfte zu.

Alle waren glücklich darüber; nur Felix fühlte sich unbefriedigt. Und mit Recht. Denn während Adele allen ihren Umgebungen die herzliche Liebe zeigte, die sie stets für sie gehegt, noch erhöht durch die Dankbarkeit für die treue Sorge und Pflege, war sie gegen ihren Verlobten scheu und zurückhaltend. Ewald durfte bei ihr sein, durfte mit ihr plaudern, ihr vorlesen; aber bei Felix' Annäherung schien sie stets zurückzubeben und seine Gegenwart regte sie so sehr auf, daß er nie länger als wenige Minuten bei ihr bleiben durfte.

„Sollte sie mir zürnen?“ fragte sich der junge Mann. „Wenn ich gegen sie gefehlt, habe ich schwer genug gebüßt; ich muß mit ihr reden!“

Und er beschloß den ersten Augenblick, wo er mit ihr allein wäre, zu benutzen.

Es war einer der ersten Frühlingstage. Das junge Mädchen ruhte, von Kissen gestützt, in einem Sessel; golden strömte das Sonnenlicht durch das nur leicht verhangene Fenster, und warf einen verklärenden Schimmer auf das noch bleiche Antlitz der Genesenden.

„Adele, meine süße Adele“, flüsterte der junge Mann, „hab' ich Dich wieder einmal für mich allein? Sieh', ich bin eifersüchtig geworden auf all' die Anderen; sie sahen Dich so oft und mich hieltest Du fern!“

Adele antwortete nicht: aber der junge Mann fühlte ihre Hand heftig in der seinen zittern, und dies für ein gutes Zeichen haltend, fuhr er fort: „Adele, wäre es möglich, daß Du mir noch zürntest? Hast Du nicht begriffen, daß es das Uebermaß meiner Liebe war, welches mich verleitete, die Deine auf jene Probe zu stellen, die Du so herrlich bestanden. Sprich, zürnst Du mir deshalb?“

„Nein, Felix“, erwiederte das junge Mädchen endlich, „ich zürne Dir nicht. Von ganzem Herzen habe ich Dir vergeben und danke Gott, daß er mir das Leben erhalten . . . die Strafe wäre zu hart für mich gewesen. Aber . . .“

„Aber was?“ fragte Felix gespannt, als sie wie erschöpft inne hielt.

„Aber daß es Deine Liebe war, die mir jene Probe auferlegte, daß Du dieser Probe bedurftest — das verstehe ich nicht und werde es nie verstehen. Nein, niemals werde ich begreifen, daß man quälen, martern kann, was man liebt, daß man lieben kann, wo man nicht vertraut . . . Meine Liebe, Felix, war anderer Art.“

„W a r anderer Art!“ schrie Felix auf, „o, Adele, sag' nicht w a r!“

„Sie w a r es“, wiederholte das Mädchen, indem sie den vor ihr Knieenden mit unsäglich traurigem Blick anschaute. „Ja, Felix, sie war es. Mein Leben hat die Probe überstanden — aber meine Liebe ist daran gestorben.“

„Ich werde sie wieder erwecken“, rief Felix in höchster Aufregung, „ich kann, ich will Dich nicht lassen!“

„Kannst Du auch Todte zum Leben erwecken?“ entgegnete Adele wehmüthig. „Nein, nein, es ist unmöglich! O foltere mich nicht — Du weißt nicht, wie ich gekämpft, gelitten, wie ich noch leide . . . Sieh', ich mache Dir keine Vorwürfe, wir haben uns Beide getäuscht und büßen schwer dafür. Aber es ist nicht anders . . . wir müssen scheiden.“

Waren es die so leise, aber doch fest gesprochenen Worte — war es der tieftraurige, doch klare Blick, war es die äußere Ruhe Adelen's, die ihn überzeugte, daß ihr Entschluß unerschütterlich sei? . . . Er versuchte keine Widerrede, nur ein Schmerzensschrei entwand sich seinen Lippen: „O mein Gott, ich habe sie verloren!“ Dann stürzte er aus dem Zimmer.

* * *

Still und zurückgezogen hatte Adele nach ihrer Wiederherstellung mehrere Jahre mit der Mutter gelebt, welche durch die Gefahr, das theure Kind zu verlieren, erst recht erkannt, welchen Schatz sie in ihr besaß. Ewald hatte sie seit jener Zeit nicht wiedergesehen, jetzt aber war er als Assessor nach einer größern Stadt versetzt worden und hatte versprochen auf der Durchreise die lieben Verwandten zu besuchen.

Es war Anfang des Frühlings, gerade drei Jahre nach der Zeit,

da Adele von der schweren Krankheit genesen. Ewald war am Morgen angekommen und wandelte jetzt mit Adele in dem kleinen Gärtchen auf und ab.

Sie hatte sich doch verändert in der Zeit. Ihre Wangen blühten nicht ganz so frisch, ihre Stimme klang nicht ganz so fröhlich, wie sonst, aber der klare Blick ihrer Augen, die heitere Ruhe ihres Wesens zeigten, daß sie, wenn auch nicht die verlorene Jugendlust, so doch sich selbst, doch ihren Frieden wiedergefunden hatte.

Ewald betrachtete sie mit forschenden Blicken. Er hatte ihr so viel zu sagen, und wußte doch nicht, ob er es sagen dürfe, wie er es sagen solle. Endlich blieb er vor einem Beete stehen, das mit Immergrün und Schneeglöckchen bepflanzt war.

Die kleinen Verkünder des Frühlings waren schon verblüht, traurig ließen sie die welken Köpfchen hängen. Aber auf dem Rasen der Einfassung hatten unter den wärmenden Strahlen der Sonne eine Menge Marienblümchen ihre rosigen Köpfchen emporgestreckt; ja, hier und da hatte eins schon seinen Kronenkranz entfaltet, und schaute fröhlich in den blauen Himmel hinein.

Ewald pflückte einige der für ihn so bedeutungsvollen Blümchen, und reichte sie Adelen.

„Maasliebchen, die ersten Maasliebchen“, sagte sie sinnend. „Sie sehen doch frostig aus, die armen Kleinen, mit ihrem blätterlosen Stengel.“

„Ja, ihnen fehlt das schützende Grün“, erwiederte Ewald lebhaft. „Sieh', paßt das nicht gut dazu?“ und er gab ihr einige frische Zweige von dem Immergrün.

Adele erröthete leicht, während sie den kleinen Strauß ordnete.

„Nur Immergrün“, sagte er leise, „dunkel und einfach — aber treu und beständig. Kann das dem Maasliebchen zum Gefährten genügen — zum steten Gefährten?“

Es war unmöglich, ihn nicht zu verstehen. Er hatte ihre beiden Hände erfaßt, seine Augen leuchteten von tiefer, unaussprechlicher Zärtlichkeit.

„Kann ein schlichtes, aber treues Herz, das Dich geliebt hat, so lange es schlägt, Dir genügen?“ wiederholte er noch einmal mit vor Aufregung zitternder Stimme.

Sie vermochte nicht zu antworten, tief bewegt barg sie die überströmenden Augen an seiner Brust. „Ja, genügen zu meinem reichsten Glück — für alle Zeit!“ flüsterte sie endlich, „wenn Du zufrieden sein willst mit — Deinem Maasliebchen.“

Franz Joseph Fetis und Richard Wagner.

„Brüssel, 23. Mai 1870.

„Mein lieber Herr Dupont!

„Ich habe Ihr Concerto jetzt zum dritten Mal durchgelesen, entspreche indeß nur ungern Ihrem dringenden Verlangen, meine Meinung darüber zu erfahren.

„Ich muß damit beginnen, Ihnen zu sagen, daß ich wirklich meine Befähigung bezweifle, ein Urtheil über die Werke der heutigen Musik abzugeben, da mir das Ziel entgeht, wohin sie in ihren neuen Wegen strebt. Ich gehöre einer andern Zeit an: ich stehe dort, wo die Meister des verflossenen Jahrhunderts und die vom Beginn des neunzehnten stehen würden, sofern sie wieder in's Leben zurückkehren könnten mit ihrem Kunstgefühl, ihrem Wissen und ihrer Erfahrung. Composition war ihnen identisch mit Begeisterung und das Ergebniß, sei es durch den erhabenen Charakter, sei es durch die Entwickelung des Gedankens, sei es durch Schlichtheit und Naivetät, das Ergebniß, sage ich, war der Zauber, um den man sich heutzutage nicht mehr kümmert. Sie haschten nie nach dem Neuen. Das, was neu in ihren Schöpfungen, war die Frucht der Begeisterung. Obwol sie wunderbare und überraschende Modulationen entdeckt, hielten sie im höchsten Grade die Tonalitätseinheit in Achtung; sie glaubten ebenfalls an die Macht des Rhythmus und veränderten das Tempo eines Stückes nicht, um eine Phrase stärker oder sanfter zu machen; wie der Strahl entsprang bei ihnen der Gedanke; eine logische Ordnung herrschte in allen ihren Phrasen und fügte sie so ineinander, daß es scheint, als könnte man sie, bei dem gegebenen Thema, nicht durch andere ersetzen. Endlich kam es ihnen nie in den Sinn, Effect zu erzielen, wie das heute geschieht, da bei ihnen der Effect Ergebniß des Gedankens und der Inspiration war.

„Welchen Eindruck, glauben Sie wol, würden diese Meister, mit solchen Ideen und Gefühlen über die Kunst, von der heutigen Musik erhalten und von der gegenwärtigen Kunstrichtung? Sie würden sich sicherlich empfindlich berührt finden, sie würden sie nicht begreifen, denn man thut das Gegentheil dessen, was sie liebten und hochhielten.

„Nun, mein lieber Freund, ich befinde mich ganz in der Lage jener Meister, denn besitze ich auch nicht ihr Genie, so fühle ich mich doch ganz mit ihnen Eins. Glauben Sie ja nicht, daß ich sie als Vorbilder aufstelle; ich liebe nur die originelle, d. h. die wirklich inspirirte Musik; die Kunst ist unerschöpflich, selbst wenn man alle Regeln des guten Geschmacks beobachtet.

„Mit den letzten Sonaten, den letzten Quatuors und dem Finale der Neunten Beethoven'schen Symphonie begann eine unheilvolle Aera für die Musik. Warum? Weil der Zauber schwindet, weil Beethoven systematisch das Neue sucht, das er früher, so lange er sich im Reiche der Begeisterung

hielt, ohne Mühe fand. Als diese Werke erschienen, betrachtete ich sie als den Beweis der Abnahme (décadence) dieses großen Künstlers; heute, nach fünfzig Jahren, nach Allem, was man mir darüber gesagt hat und was darüber geschrieben worden, nachdem ich sie mehr als hundert Mal gehört, ist meine Ansicht dieselbe geblieben. Ich habe ebenso richtig ihren Einfluß vorhergesehen, und die Verirrungen eines Schumann, eines Berlioz, eines Liszt und zwanzig Anderer, welche begabt waren und die durch jenes System verloren gegangen sind.

„Sie begreifen, mein lieber Dupont, daß in meinem ergebenen Glauben an die ehemals von den Altmeistern betriebene Kunst mir das nöthige Zeug abgeht, um mit den Componisten der Jetztzeit zu fühlen, und daß die Lectüre des ersten Theils Ihres Concertos, das der neuen Schule angehört, mich gerade nicht erbauen konnte. Es trat mir darin eine Arbeit des Willens und der Factur entgegen, aber keine Begeisterung; die Melodie erscheint kaum; die Harmonie hat etwas Gezwungenes; der Tonwechsel ist so häufig, daß man sich von der Tonalität kaum Rechenschaft geben kann; die Pianopartie ist sehr schwierig, ohne brillant zu sein; mit einem Wort: es fehlt der Zauber In den übrigen Theilen ist mehr Inspiration.

„Dies sind die Eindrücke, welche ich sowol beim Lesen als beim Hören des Werkes empfangen, worüber Sie mein Urtheil kennen wollten. Ich gebe es nur mit Widerwillen ab, denn wie ich bereits beim Beginn dieses Schreibens bemerkte, ich bin nicht eingeweiht in dem, was die neue Schule erstrebt. Ich habe bis heute den Zauber als einen der wesentlichsten Elemente der Musik betrachtet; vielleicht können die revolutionairen Völker, welche heute den Erdboden bedecken, denselben entbehren; vielleicht entsprechen heftige Erschütterungen mehr ihrem Temperament; vielleicht sind sie auch eher im Stande, den Sonoritätswechsel zu empfinden, als der Entwickelung eines Gedankens zu folgen Die Zukunft muß diese Fragen lösen, worüber ich nicht Richter sein kann.

„Genehmigen Sie, mein lieber Dupont, die Versicherung meiner wohlgeneigten Gefühle. (Gez.) Fetis."

Wie wahr, wie ewig wahr ist und bleibt doch der Buffon'sche Satz: „Le style c'est l'homme" (Der Styl ist ganz der Mensch).

Als mir der gelehrte und talentvolle Professor des Brüsseler Conservatoriums, Herr August Dupont, diesen wie in Miniaturschrift auf anderthalb kleine Octavseiten zusammengedrängten und mit sicherer Hand mehr gravirten als geschriebenen Brief des damals schon achtzigjährigen Directors Fetis (er starb im Frühling 1871 in Folge der Aufregung, mit welcher er in voller Geistesfrische ein Concert des Conservatoriums dirigirt hatte, worin Faure gesungen) vorlas, versetzte er mich mit einer Lebhaftigkeit des Schauens, als erblickte ich die Wirklichkeit, um zehn Jahre zurück.

Ich sah ihn, den Alten vom Berge, den Eiferer für die classische Musik: da saß er auf dem Balcon, im Theatre royal de la Monnaie, gerade der Scene gegenüber, wo Richard Wagner am Dirigentenpult stand, um das Brüsseler Auditorium in die Mysterien seiner Zukunftsmusik einzuweihen; hier der Mann mit der runden, gewölbten Stirn und dem kühn vorspringenden Kinn, in voller Mannesstärke, überzeugt, entschlossen, bereit, mit nicht zu ermüdender Hartnäckigkeit gegen die Vergangenheit wie gegen die Gegenwart, ja selbst, wenn es sein müßte, gegen die Zukunft, für seine Ueberzeugung und seine Mission in die Schranken zu treten — dort, ein Greis an

Jahren, aber ein Jüngling an Feuer und Jähzorn, imponirend durch die Fülle seines Wissens, durch ein langes, schon von der zartesten Kindheit an der Kunst gewidmetes thatkräftiges Schaffen und Leben. Die Last der Jahre hatte den Körper etwas zusammengedrängt und den mächtigen, ausdrucksvollen Kopf zwischen die Schultern gedrückt, aber sie hatte den Sitz des Geistes nicht einmal gestreift: diese prächtige, breitflächige Stirn leuchtete, glänzte und erzählte beredt von den inneren Geistesstürmen, die sich unaufhörlich darin ablösten und das Geistesfeuer stets hell lodernd unterhielten; unter den buschigen, büschelhaft herabhängenden Augenbrauen glänzten zwei graue Augen, bald stechend, bald milde; an jenem merkwürdigen Abend aber versandten sie wahrhafte Blitze; die Nasenflügel waren weit aufgerissen und zitterten wie die Nüstern eines edlen Rosses; der etwas sinnliche Mund, an dem das Alter allein sein Recht geltend gemacht und die Unterlippe vergrößernd herabgedrückt, war fest geschlossen. Finster, in sich versunken, den Kopf leicht auf die Brust geneigt, wartete er den Beginn des Concerts ab, welches das gewählte Brüsseler Publicum der „ersten Vorstellungen", d. h. Alles, was die belgische Hauptstadt an Intelligenz, Kunst und Dilettanten besitzt, vereinigt hatte. Kein Wort wechselte er mit seiner greisen Lebensgefährtin, während im ganzen feenhaft beleuchteten Hause eine lebhafte Bewegung der Neugierde und der Erwartung sich kundgab und im Orchester eine wahre Feststimmung herrschte.

Und als nun Richard Wagner seinen Tactstock mit einer Bewegung schwang, wie wenn er ausrufen wollte: „Es werde Licht!" als sein Commandowort die Toneswellen entfesselte und dieselben bald wild brausend, klagend und düster, bald, wenn auch nur für seltene Augenblicke, lieblich, silberhell, murmelnd, daher brausten, anregend, erschütternd, Alles mit sich fortreißend, der Gegenwart enthebend und gleichsam den lautlosen Hörern eine neue Zauberwelt erschließend; als alle Herzen klopften, alle Augen wie geisterhaft von innerm Schauen erleuchtet blickten und das Auditorium widerstandslos, viele Zuhörer selbst gegen ihren Willen, der Macht des Eindrucks des Neuen, Gewaltigen, Seltsamen sich beugten und enthusiastisch applaudirten; da blieb Fetis allein kalt; doch diese Marmorkälte glich dem auf den Bergen und Gletschern Islands ruhenden ewigen Schnee, unter dessen Kruste der Vulcan grollt und donnert. Kein Wort kam über seine Lippen; keine Muskel seines Gesichts zuckte: und doch war es sicherlich nicht die Temperatur des Hauses allein, was ihm das Blut zu Kopfe trieb und die Adern an der Stirn anschwellen machte. Sein Auge schoß Blitze; es durchsuchte gleichsam alle Ecken und Winkel des Hauses, um zu erspähen, wie groß die Schaar der Abtrünnigen unter seinen getreuen Schülern; er gemahnte an Jupiter, den Donnerer. Es würde in Wahrheit manchem neubekehrten Wagnerianer übel ergangen sein, sofern Fetis den Donnerkeil in Händen gehabt . . .

Er war Eiferer genug, um denjenigen seiner Schüler, welche zu Wagner schworen, das Consilium abeundi zu ertheilen.

Seine Schüler wußten dies recht gut und fürchteten ihn deshalb nicht wenig. Einige Jahre bereits vor der Ankunft Richard Wagner's führte die „Künstlerassociation" in einem ihrer Jahresconcerte eine Wagnerouverture aus. Fetis ging nicht hin, wartete aber im Cercle artistique ungeduldig, fiebernd die Ankunft mehrerer seiner Lieblingsschüler ab, die in diesem Gesellschaftslocal tägliche Gäste waren.

Zwei derselben, die Herren Leon Jouret und Lassen (letzterer ist seit Jahren Hofkapellmeister in Weimar), kamen ganz entzückt und berauscht ob der ihnen gewordenen Offenbarung der neuen Musik. Aber einmal im Vorzimmer, und als sie vom Custos erfuhren, daß Fetis bereits längst da sei, wagten sie nicht, hineinzugehen. Sie fühlten, es sei ihnen unmöglich, ihre tiefe Begeisterung zu verbergen, und zitterten vor dem Zorn, den sie über sich heraufbeschwören würden. Während sie so dastanden wie Herkules am Scheidewege, kam der Bruder des Erstern, Herr Theodore Jouret, einer der geistreichsten belgischen Kunstkritiker, hinzu.

„Was steht Ihr denn da und haltet Maulaffen feil?"

„Wir haben, offen gestanden, Angst. Es fehlt uns der Muth, vor den Alten zu treten . . ."

„Schöne Helden! Kommt, ich werde ihm reinen Wein einschenken."

Kaum waren sie in's Gesellschaftszimmer getreten, so schallte ihnen die in spöttischem Ton gehaltene Frage entgegen: „Nun, Ihr kommt wol aus dem Concert?"

„Ja wol, Maestro", erwiederte Herr Theodore Jouret ernst und offen, „und wir sind voller Staunen und Bewunderung . . ."

Bei diesen Worten fuhr Fetis auf, warf seinen Cigarrenstumpen fort, lief einige Male im Zimmer auf und ab, pflanzte sich dann vor seine Zuhörer, die sich unterdeß bedeutend vermehrt, und rief mit einer wahren Löwenstimme: „Ihr nennt das . . . Musik! Wie nennt Ihr denn, was ein Bach und ein Gluck geschaffen? Dieser chaotische Tumult, das ist keine Musik, das ist . . ."

Hier hörte man einen Zischlaut, der eben so rasch wieder verschluckt wurde. Keiner sprach ein Wort. Obgleich er Niemand überzeugte, waren Alle bestürzt von der ungeheuren Aufregung, die sich des greisen Meisters bemächtigt hatte. Dann erscholl plötzlich ein allgemeines homerisches Gelächter, so drastisch komisch wirkte der unerwartete Schluß der Philippika. Fetis selbst stimmte zuletzt ein . . .

Als Richard Wagner, der bekanntlich in seiner Weise eben so schroff, ja noch schroffer ist durch die Fülle stolzen Selbstgefühls, die ihn beseelt, von den Aeußerungen Fetis' über ihn und seine Werke hörte, sagte er: „Dieser stumpfsinnige Greis will einen Künstler beurtheilen, der so tief, so tief fühlt . . ."

Demungeachtet ließ sich Richard Wagner durch das Zureden eines Freundes bewegen, dem berühmten Greis, welchen Meyerbeer stets mit einer Art Ehrfurcht behandelt und den er zu seinem geistigen und künstlerischen Testamentsvollstrecker eingesetzt hatte*), einen Besuch zu machen.

Leider wohnte Niemand dieser merkwürdigen Unterredung bei.

Nur aus einigen gelegentlichen Aeußerungen der Beiden kennt man ungefähr den Verlauf der Scene.

Fetis, geschmeichelt von dem Besuch, empfing Wagner mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit.

Anfangs unterhielt man sich nur von gleichgiltigen Dingen. Es dauerte indeß nicht lange, so konnten die beiden Gegenfüßler dem Verlangen nicht widerstehen, ihre Tonweltanschauungen auszuwechseln. So ward denn ein Kunstgespräch angeknüpft.

*) Fetis leitete bekanntlich die Proben der „Afrikanerin" und dirigirte die erste Vorstellung in der Großen Oper in Paris.

Franz Joseph Fetis.

Richard Wagner sprach von Bach und Mozart mit einer enthusiastischen Wärme, einer Kenntniß und einem Feuer, daß der Director des Brüsseler Conservatoriums ordentlich aufthaute; jetzt kam die Reihe an Gluck. „Ja", rief Wagner aus, „das war eine herrliche, vielversprechende Epoche! Das erlösende Wort schien gesprochen; die moderne Kunst stand im Begriff, die ihr eigenthümliche Kunstform jener der antiken Welt siegreich entgegensetzen zu können, da erschien zum Unglück in Wälschland — der Hanswurst Rossini —"

Bei diesen Worten fuhr Fetis von seinem Sessel auf . . .

„Hanswurst!" schrie er in der höchsten innerlichen Entrüstung.

. . . „Ich hatte alle meine Selbstbeherrschung nöthig", erzählte er später, um den Menschen bei einer solchen Lästerung nicht an dem Kragen zu fassen."

Man trennte sich kalt, und Wagner und Fetis sahen sich nicht mehr wieder.

In den letzten Jahren seines Lebens, und dieser Umstand ist charakteristisch für die echte Künstlernatur des „père Fetis", wie man ihn vertraulich nannte, ließ derselbe Richard Wagner mehr Gerechtigkeit widerfahren, nur mit dem sonderbaren Vorbehalt, daß er stets das letzte Werk streng beurtheilte, den früheren aber großes Verdienst zuerkannte. Uebrigens hatte sich, ohne daß er es selbst wußte oder sich Rechenschaft davon gab, eine künstlerische Metamorphose in ihm geltend gemacht, die gleichfalls von der wunderbaren Geistesfrische zeugt, die er fast bis zum letzten Athemzug besessen.

Am Abend seines Lebens, nachdem Fetis seine Jugend und Manneskraft theils seinem Lehramt, der blühenden Entwickelung des Brüsseler Conservatoriums, theils der Benedictinerarbeit der „Universalbiographie der Musiker" und einer nicht ganz vollendeten „Geschichte der Philosophie der Musik" gewidmet, componirte er mehrere Oratorien, die starke Abweichungen von der classisch strengen Richtung hatten und hier und da mehr mit Mendelssohn und Schumann gemein hatten, als mit den Altmeistern, welche er so hoch über alle modernen Meister erhob.

Einige Wochen vor seinem Tode kam Fetis zu demselben Professor des Conservatoriums, zu Herrn Dupont, an den er das oben genannte Schreiben gerichtet hatte.

„Spielen Sie mir Etwas. Ich fühle mich müde, angegriffen; das wird mich erfrischen."

Der Zufall wollte, daß gerade die Sonate 111 Beethoven's auf dem Notenpult lag. Dupont spielte, wie er noch selten gespielt.

Als er beendet, erhob sich Fetis.

Herrn Dupont war unterdeß die Antipathie des greisen Maestros gegen die dritte Manier Beethoven's in den Sinn gekommen. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Er wagte das Auge nicht aufzuheben.

Fetis aber schreitet auf ihn zu, drückt ihm die Hand und sagt: „Das ist Musik! Wer ein solches Meisterwerk geschaffen, darf sich ausruhen und kann sein Testament machen . . ."

Ob Fetis die Sonate erkannt hatte?

Herr Dupont weiß es heute noch nicht. Er war schon froh genug, mit heiler Haut davon gekommen zu sein.

Max Sulzberger.

Karl von François.

Ein deutsches Soldatenleben.

Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwartzkoppen.

VI. Bis Wilna und weiter.

Napoleon war mit seiner Hauptarmee, die sich aber seit Moskau, wo er sich durch seinen fürchterlichsten Feind, den russischen Winter, hatte überraschen lassen, in einem halb aufgelösten Zustande befand, bereits im vollen Rückzuge begriffen. Er hatte die Gegend von Smolensk auf geschonten Wegen zu erreichen und dort Winterquartiere zu beziehen gehofft, war aber von Kutusow in der Flanke angegriffen und durch das heiße Treffen bei Jaroslawesz genöthigt worden, die alte, von den Franzosen bei ihrem ersten Durchmarsch furchtbar verwüstete Smolensker Straße einzuschlagen, auf welcher dieselben nun dem selbstgeschaffenen Mangel und dem wüthenden Hasse des Landvolkes wie einer unerbittlichen Nemesis anheimfielen.

Mein Regiment stand bei der Kutusow'schen Avantgarde unter Miloradowitsch und wir saßen dem fliehenden Feinde immer dicht auf der Ferse. Ich hatte die große und unerwartete Freude bei einer detachirt gewesenen Escadron meinen alten Freund, den Lieutenant von Behr aus Mecklenburg, wieder zu finden. Er, ich und Turnow hielten nun sehr zusammen und die aufrichtige Freundschaft, die uns verband, war ein nicht geringer Halt und Trost in den neuen, uns theils noch immer fremdartigen Verhältnissen.

Obgleich wir Russen auch unter mancherlei Strapazen und Entbehrungen zu leiden hatten, da es oft an den nöthigen Magazinen fehlte und der Winter ungewöhnlich früh und hart eingetreten war, so stand dies doch in keinem Vergleich mit dem, was die Franzosen erduldeten. Die Spuren ihres erlittenen Elends und der an ihnen verübten Gräuel, auf die wir bei unserer Verfolgung stießen, waren geradezu entsetzlich. Jammergestalten aller Art, Gefangene und unglückliche Nachzügler, welche der Armee nicht schnell genug folgen konnten, kreuzten unsern Weg. Hier zogen wir einen noch lebenden Italiener unter dem Schnee der Landstraße hervor, dort suchten wir vergeblich einen durch Hunger und Elend stumpfsinnig gewordenen Bayern mit Speise und Trank zu erquicken. Am 9. November kamen wir mit unserm Regimente auf einem Platze an, welcher mit mehreren hundert todten Franzosen bedeckt war. Wir hatten von keinem vorher stattgefundenen Gefechte gehört und es fiel uns auf, daß die Franzosen sämmtlich mit Lanzenstichen getödtet waren, so wie daß kein einziger Russe unter ihnen lag. Aber das Räthsel löste sich, als wir bald darauf auf einen Haufen russischer Landwehren (Druschina) stießen, welche unbefangen erzählten, daß sie die Franzosen niedergestoßen hätten, da sie ihnen von den Kosacken zwar als Gefangene zum Rücktransport, aber zugleich mit dem spöttischen Bemerken übergeben worden wären: sie könnten sich an diesen Ungläubigen im Stechen üben.

An einem andern Tage gelangten wir auf unseren Seitenmärschen in ein noch ziemlich wohlhabend aussehendes Dorf, aus dem uns mehrere Großbauern entgegen kamen, um sich Officiere als Einquartierung zu erbitten. Einige dieser Bauern waren sehr redselig und berichteten mit freudestrah-

lenden Gesichtern, daß sie sich von den Kosacken französische Gefangene gekauft, dieselben erst gut gefüttert und dann einem jämmerlichen Tode überantwortet hätten. Der eine Bauer — er schien der reichste zu sein — hatte seine unglücklichen Gäste, vierzehn an der Zahl, nach der Mahlzeit zusammenbinden und so lange mit siedendem Wasser begießen lassen, bis sie ihren Geist aufgaben. Die andern Bauern hatten die ihren lebendig begraben oder in den bekannten russischen Badehäusern ersticken lassen. Aber alle diese Unthaten waren (so stark mischte sich der religiöse Fanatismus mit dem Nationalhaß des russischen Landvolkes) in dem Glauben, daß man sich dadurch eine besondere Stufe im Himmel erwerbe, und theilweise sogar im Namen der heiligen Mutter Gottes von Smolensk begangen worden.

Napoleon hatte Smolensk nur erreicht, um es bereits am 13. November wieder zu verlassen. Er sah, daß die einzige Möglichkeit seiner Rettung darin bestand, an die Beresina zu gelangen, ehe die beiden unter Tschitschakoff und Wittgenstein heranrückenden Heere sich dort zu einem Hauptschlage gegen ihn vereinigen konnten. Aber Kutusow trat ihm abermals in den Weg, indem er sich zwischen seine Hauptmacht und den von Smolensk anrückenden Nachtrab warf, und bald sollte die gänzliche Vernichtung dieses unglücklichen Heeres keinem Zweifel mehr unterliegen.

Am 14. November waren wir, die Chaussée von Moskau nach Smolensk verlassend, vom Wege abgebogen und auf feindliche Cavallerie gestoßen, die wir attaquirten und in die Flucht schlugen.

Am 15. November kam es auf der Smolensker Straße, zwei Meilen von Krasnoi, zu einem abermaligen Gefecht, bei welchem es das Glück fügte, daß die Escadron, welcher Behr, Turnow und ich angehörte, zwei erfolgreiche Attaquen auf eine Infanteriecolonne und eine feuernde Batterie machten. Die Infanterie ward zersprengt und gefangen, die Batterie genommen. Vergnügt über diese gelungene Affaire, sagte ich im Zurückreiten zu Turnow: „Es ist gut, daß wir uns mit diesen beiden Waffenthaten in's Regiment eingekauft haben; das wird den Russen Zutrauen geben."

„Jawohl, Ihr habt Euch brav gehalten", erwiederte in deutscher Sprache ein hinter uns reitender, in einen schlechten Mantel gehüllter, alter Kosack.

Erstaunt blickten wir uns um. Da sprengte er vor und rief: „General Graf Pahlen, lassen Sie Sammeln blasen!"

Wir erkannten nun in ihm unsern würdigen Chef Miloradowitsch. Er rief uns zu sich, erklärte uns vor dem Regiment für brave Kerls (Matodets) und befahl die Aufzeichnung unserer Namen, um uns dem Kaiser zu empfehlen.

Am 16. November erreichten wir Krasnoi nach einem nochmaligen Gefechte. Wir bezogen ein Lager sieben Werst von der Stadt und erwarteten einen entscheidenden Kampf mit der ganzen Ungeduld, welche der Durst nach Rache, vereint mit dem Bewußtsein unserer Ueberlegenheit uns einflößte.

Am 17. November fand das Treffen statt. Mit furchtbarer Wuth und Uebermacht griffen die Russen an, als Davoust aus den Hohlwegen von Merlino mit seinen Truppen heranrückte. Anfänglich leitete Napoleon auf französischer Seite selbst das Gefecht, und seine Gegenwart schien die erschöpften Soldaten noch einmal mit frischem Muth und dem alten Siegesglauben zu erfüllen. Ohne Cavallerie und fast ohne Geschütz schlugen sie

unsere Frontalangriffe mit bewundernswürdiger Tapferkeit zurück. Aber Davoust hatte sein Terrain ungeschickt gewählt und manövrirte an diesem Tage überhaupt so wenig glücklich, daß schon am Nachmittage der rechte französische Flügel von uns vollständig umgangen und bald darauf auseinander gesprengt wurde. Napoleon, von heftigem Unmuth darüber erfüllt, verließ mit mehreren seiner Marschälle das Schlachtfeld und sprengte mit verhängten Zügeln seinen Garden nach, die er nach Orsza am Dniepr vorausgesandt hatte. Das Obercommando blieb in Davoust's Händen.

Aber mit der Flucht des Kaisers war auch das Vertrauen der französischen Soldaten gewichen. Sie sahen die Kosacken mit wildem Mordgeschrei in ihre Reihen einbrechen, und ein neuer Ausfall der russischen Reiterei, bei dem auch mein Regiment betheiligt war, brachte die schon wankenden Schaaren in vollständige Flucht und Auflösung. Neuntausend Mann, darunter achtundfünfzig Officiere und zwei Generale, streckten die Waffen. Viertausend feindliche Todte blieben auf dem Schlachtfeld, siebzig Kanonen, drei Standarten, Davoust's Marschallstab und seine reiche Bagage fielen in unsere Hände.

Unterdessen rückte Ney, dem Davoust von seiner Niederlage keine Mittheilung zukommen lassen konnte, und dem es selbst an der nöthigen Reiterei fehlte, um Recognoscirungen zu unternehmen, mit dem Nachtrabe heran. Miloradowitsch erwartete ihn schon vor Krasnoi mit beträchtlichen Verstärkungen, die er vom Hauptheer erhalten und in die umliegenden Dörfer vertheilt hatte. Auch mein Regiment war in ein Dorf eingerückt, welches links von der Straße von Smolensk nach Wilna lag, und hatten wir den Befehl, das heranrückende feindliche Corps aus dem Hinterhalt zu überfallen.

Das Dorf enthielt noch einige bewohnbare Häuser, war aber von seinen Einwohnern verlassen. Ich lag mit Behr und dem Rittmeister Budberg in Quartier, doch mußten wir, ehe wir uns tief ermattet auf das von Ungeziefer strotzende Lagerstroh niederlegen konnten, wohl an zwanzig französische Leichname von demselben entfernen und in den Hof werfen.

Plötzlich in der Morgendämmerung wurden wir durch lautes Schießen geweckt. Schon flogen einige Granaten in unser Dorf. Mit Blitzesschnelle stürzten wir nach dem Stalle, warfen uns auf die Pferde und suchten das Freie. Hinter dem Dorfe rangirten wir uns, und erblickten nun starke Tirailleurlinien und anrückende Infanteriemassen des Ney'schen Corps. Eine Kartätschenkugel fiel in Budbergs Bagageschlitten und zerschmetterte denselben nebst mehreren darin befindlichen Leuten.

Gegen Mittag unternahm unser Regiment eine Attaque auf eine Infanteriemasse von dreitausend Mann, welche amphitheatralisch aufgestellt war und uns mit einem gewaltigen Kugelregen überschüttete. Dennoch drangen wir siegreich ein. Mein Freund Turnow ward durch eine Musketenkugel in den linken Schenkel getroffen. Als ich ihn aus dem Gefecht führte, bemerkte uns Miloradowitsch, sprengte an uns heran und ertheilte uns einige Lobsprüche. Unsere Namen wurden abermals notirt.

Am 19. November langte Ney mit etwa 15,000 Mann vor Krasnoi an. Die Kosacken hatten trotz des dichten Nebels seine Colonnen schon früher entdeckt, ihm selbst aber war es unmöglich gewesen, die zu seinem Empfange bereit gehaltenen Batterien zu bemerken. Er befand sich noch immer in dem Wahne, daß er die französische Hauptmacht bei Krasnoi finden würde und hatte deshalb die ihn umschwärmenden Kosacken nur

für streifende Haufen angesehen. Ein Parlamentair mit weißer Flagge ward abgesandt, um ihm seine Lage zu verkünden und ihn zur Ergebung aufzufordern. Aber noch immer schien er die Gefahr nicht zu übersehen. Er gab eine trotzige Antwort, (je saurai me faire jour!) und ließ alle seine Colonnen rasch vorrücken. Ein fürchterliches Blutbad entstand. Dreihundert Schritt nur von unseren Kanonenmündungen entfernt, stürzten die Franzosen zu Haufen getroffen nieder. Ganze Züge wurden auseinandergesprengt. Dennoch vermochte nichts, Ney's Muth und die wilde Entschlossenheit seiner Krieger zu lähmen. Sie stürmten mit rasender Wuth gegen die Batterien, und die Nachfolgenden mußten immer wieder die Lücken in den vorderen Reihen füllen. Erst als um Mittag aus den Dörfern jenseit der Landstraße eine neue starke Division mit gefälltem Bajonett auf sie eindrang, als sie ihren rechten Flügel von den Gardeulanen umgangen und den linken von Paulowskygrenadieren angegriffen sahen, sank ihr Vertrauen, und sie forderten am Abend selbst von ihrem Führer, sich zu ergeben. Die Capitulation ward geschlossen. Ney aber, welcher an derselben keinen Theil haben wollte, verließ während der Nacht seine Truppen und langte, von etwa 100 Mann begleitet, über den Dniepr bei Napoleon an, der ihn, trotz der Unglücksbotschaft, die er brachte, mit Zärtlichkeit empfangen haben soll.

Freude und Stolz über die errungenen Siege herrschten in den Reihen der Russen, während das Elend der Franzosen nach den Tagen von Krasnoi jede menschliche Vorstellung zu übersteigen begann.

Die verfolgte Armee, aller ihrer Hoffnungen und jedes moralischen Haltes beraubt, schleppte sich verzweiflungsvoll vorwärts, nur noch mit wahrhaft thierischer Leidenschaft um die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse kämpfend. Am schrecklichsten aber war das Loos der Flüchtlinge und der unglücklichen Gefangenen, falls sie nicht durch starke Escorten regulairen Militairs geschützt wurden. Was der Kosack nicht niederstieß, was der Rache des wüthenden Landvolkes entging, das rafften Frost, Hunger und Typhus hinweg, unter langsameren, aber nicht minder fürchterlichen Qualen. Haufenweis fand man die französischen Leichname an der Landstraße liegend, meist um ein Stück Pferdefleisch herum, an dem die Unglücklichen ihren nagenden Hunger noch einmal zu stillen gehofft, dabei aber das Ende ihrer Leiden gefunden hatten.

Als ich am Tage nach der Schlacht mit meinem Regimente durch Krasnoi ritt, stand die Stadt in hellen Flammen. Sie war von unseren Truppen größtentheils verlassen worden, aber viele hundert Franzosen hatte man ihres kranken Zustandes wegen nicht mitnehmen können. Von Freund und Feind gänzlich geplündert und entkleidet, standen diese elenden Gestalten in der grimmigen Kälte um die brennenden Häuser herum, um sich zu erwärmen. Sie waren von der Verzweiflung schon so benommen, daß sie nicht einmal zurückwichen, wenn die züngelnde Flamme sie faßte, sondern sich nur wie Ratten im Kreise drehten und unter gräßlichem Gewimmer ihren Geist aufgaben. Einen ähnlichen Anblick hatten wir einige Tage später auf der großen Moskauer Straße. Wir begegneten einer wandelnden Rauchsäule und erkannten näher kommend einen Trupp fast nackter, französischer Gefangener, welche zu ihrer Erwärmung Feuerbrände in den Händen trugen, aber in ihrem Stumpfsinn nicht einmal zu fühlen schienen, wie mit dem Holze zugleich ihre Hände verkohlten.

Kutusow war noch einige Tage in der Nähe von Krasnoi stehen

geblieben, um das Eintreffen der fehlenden Provisionen abzuwarten, während die Vorhut unter Miloradowitsch sich dem Corps des General Platow in der Verfolgung des Feindes angeschlossen hatte. Der Weg von Krasnoi nach der Beresina beträgt ungefähr sechsundzwanzig deutsche Meilen. Am 23. November langten wir nach ziemlich forcirten Märschen in Kopys an, der ersten Stadt, wo für Geld wieder etwas zu haben war, am 24. gingen wir über den Dniepr.

Napoleon hatte sich unterdessen mit den vom nördlichen Kriegsschauplatze herkommenden Victor'schen und Oudinot'schen Corps vereinigt und dadurch den wüsten und verhungerten Haufen, der ihm nach den Kämpfen von Krasnoi geblieben war, wieder zu einem mäßigen Heere verstärkt. Nur so — und weil die Russen versäumt hatten, ihm bei Orsza zuvorzukommen, ward es ihm möglich, den Uebergang über die Beresina, bei der Wittgenstein und Tschitschagoff ihn schon erwarteten, zu versuchen. Es war ein Uebergang, wie die Weltgeschichte keinen zweiten zu berichten hat. Er währte drei Tage, und am letzten Tage, als das Victor'sche Corps, welches bis dahin heldenmüthig gekämpft hatte, die Brücken passiren wollte, erreichte die verderbenbringende Auflösung und Verwirrung unter den französischen Truppen ihre äußersten Grenzen. Schaarenweise stürzten die Soldaten und Officiere in den Fluß oder kamen elend um unter den Hufen ihrer Rosse und den Rädern ihrer Kanonen. Die Brücke brach und brannte und der Feind sandte ununterbrochen seine tödtlichen Geschosse dem fliehenden Heere nach, einem Heere, welches vor Kurzem an Glanz und Größe nicht seines Gleichen gehabt hatte und dessen Stern nun in den schlammigen Fluthen eines kleinen russischen Flüßchens vollends erlöschen sollte. Die wenigen Trümmer dieses Heeres, welche das jenseitige Ufer erreichten und vom 6. December ab in zerlumpten Haufen bei Wilna anlangten, glichen keinen Soldaten mehr, sondern nur noch bleichen Gespenstern und ausgehungerten wilden Thieren.

Mein Regiment hatte bis zum 29. November in Borissow gestanden. Am 30. passirte ich mit meiner Escadron ein Dorf unweit Minsk, wo ein kleines noch bewohnt scheinendes Judenwirthshaus unsere Blicke auf sich zog und mich und mehrere Officiere zu einer flüchtigen Einkehr veranlaßte. Wir fanden die Vorhalle mit französischen Gefangenen und Blessirten überfüllt, die man jetzt häufig ohne Bedeckung ließ, da sie in ihrem elenden Zustande ohnedies unschädlich waren und meist schon den Keim einer tödtlichen Krankheit in sich trugen. Sie hatten sich ein Feuer angemacht und waren beschäftigt, ein Stück Pferdefleisch zu braten, welches sie gierig beobachteten, wobei sie vor Frost mit den Zähnen klapperten.

In der Wirthsstube sah es noch trauriger aus. Hier lagen ganze Massen dieser Unglücklichen wimmernd auf dem nackten Boden; fast Jeder von ihnen hatte ein Stück rohes Pferdefleisch unter seinem Kopfe, welches er ängstlich bewachte.

Wir theilten aus, was wir an Zwieback und Lebensmitteln bei uns hatten und beklagten untereinander den jammervollen Anblick.

Da richtete sich in einer Ecke des Zimmers ein halb Erstarrter mühsam empor:

„Ich höre Deutsch sprechen — ach, wenn sich doch Jemand meiner erbarmen wollte."

Es war ein bergischer Officier — die Uniform grün mit rothen Revers,

wenn ich mich recht erinnere — ein armes junges Blut, der mütterlichen Obhut wol noch nicht lange entwachsen. Wir hatten tiefes Mitleid, aber helfen konnten wir nicht. Waren wir doch zu Pferde, selbst arg mitgenommen von Hunger und Kälte, und mußten fürchten, in dem dichten Schneegestöber und der bereits eingebrochenen Dunkelheit unser Regiment zu verfehlen, wenn wir länger zögerten.

Nachdem wir wieder aufgesessen waren und noch fünf Werst zurückgelegt hatten, erreichten wir das uns angewiesene Nachtquartier. Dasselbe befand sich in einem Bauernhause und bot eine lange entbehrte Bequemlichkeit dar. Erquickt und gestärkt durch warme Speise und Getränk saßen wir Abends in lebhafter Unterhaltung beisammen.

Da gedachte Einer von uns des armen bergischen Officiers:

„Wenn wir ihn doch hier hätten, ihn pflegen und erquicken, vielleicht vom Tode erretten könnten!"

Alle blieben stumm. Wer hätte ihn holen sollen in dieser schrecklichen, bitterkalten Nacht, wo die Wölfe schaarenweise auf den verschneiten Wegen schwärmten? Endlich sagte Einer:

„Laßt uns darum spielen! Wer verliert, muß ihn holen."

„Es sei!" riefen Alle.

Zwei Husaren erhielten Befehl, einen Schlitten zu bespannen und sich zur Abfahrt bereit zu halten.

Wir spielten und mich traf das Loos.

Mit Pelzen, Decken, Branntwein und Lebensmitteln versehen, bestieg ich den Schlitten. Glücklich erreichte ich das Dorf und das Wirthshaus, aber von unserm bergischen Officier war nirgend mehr etwas zu erblicken. Ich suchte und rief ihn bei seinem Namen, August Neumann; er hatte uns denselben vorher genannt.

Endlich antwortete eine schwache Stimme:

„Wer ruft mich?"

Der Unglückliche war auf den großen Backofen gekrochen, um sich zu wärmen.

Schnell ward er herunter gehoben, in Pelze gehüllt und in den Schlitten gebracht.

Im gestreckten Trabe ging es dann wieder zurück in unser Quartier, wo die Kameraden uns jubelnd empfingen.

Am andern Morgen jedoch mußten wir dasselbe wieder verlassen und konnten unsern schon am Pestnervenfieber erkrankten Schützling nicht mitnehmen. Da nun die russischen Bauern sich solcher unwillkommnen Gäste meist sehr schnell und in wenig skrupulöser Weise zu entledigen pflegten, so bedeuteten wir unsern Wirth, ihn nach Minsk in's Lazareth zu fahren. Wir fügten hinzu, daß der Kranke ein sehr vornehmer Herr sei, dem man weiter nachfragen werde und um unseren Worten mehr Nachdruck zu geben, schenkten wir dem Wirthe Pferd, Schlitten und Geld. Wirklich erhielt ich zwanzig Jahre später zufällig die Kunde, daß August Neumann gerettet worden sei und als glücklicher Familienvater in einem rheinischen Städtchen lebe.

Wir blieben bis zum 10. December, an welchem wir in Wilna einrückten, in ununterbrochenem Marsch. Fast zugleich mit dem Nachtrabe der Franzosen drangen wir in die Vorstädte ein; aber von einem eigentlichen Kampfe war kaum mehr die Rede. Der bloße Schreckensruf: Kosack, genügte, um diese unglücklichen Flüchtlinge, denen der Kaiser selbst unter erborgtem Namen vor-

ausgeeilt war, zu neuer, wilder Flucht zu spornen. Nur General Berthier warf sich mit einigen entschlossenen Grenadieren den anstürmenden Russen entgegen, ward aber auch in die allgemeine Flucht und Auflösung hineingerissen, noch ehe er Zeit gehabt hatte, die vorhandenen beträchtlichen Magazine zu zerstören, welche nun in unsere Hände fielen.

Von Wilna aus marschirten wir mit verschiedenen Unterbrechungen an der polnischen Grenze hinunter. Ich fühlte mich auf diesem Marsche sehr unwohl und gegen Ende December kam das Pestnervenfieber in seiner schlimmsten Gestalt bei mir zum Ausbruch. Mein Freund Behr brachte mich nach Bialystock, wo mich ein armer Tischler für vieles Geld bei sich aufnahm. Derselbe besaß jedoch nur eine Stube, welche ich mit ihm, seiner Frau und drei kleinen Kindern theilen mußte. Ich verlebte hier qualvolle Wochen und Monate. Die Ruhr, die Gelbsucht und ein furchtbarer Keuchhusten gesellten sich noch zum Typhus und es war so gut wie gar keine Hoffnung auf meine Genesung vorhanden. Behr besuchte mich noch einmal, um Abschied von mir zu nehmen. Er ließ mir zweiundzwanzig Ducaten zurück, als er den erschöpften Zustand meiner Kasse bemerkte, aber die Worte „Lebewohl" und „Gute Besserung" blieben ihm unter einem lauten Schluchzen in der Kehle stecken. Wir Beide glaubten nicht, daß wir uns in diesem Leben noch einmal wiedersehen würden.

Bialystock war mit Typhuskranken überfüllt und die Epidemie noch täglich im Zunehmen. Tag und Nacht vernahm ich unter meinen Fenstern das Glöckchen des Leichenkarrens, auf welchem die Todten nicht mehr einzeln, sondern massenweise nach dem Kirchhofe geschafft wurden. In den Straßen zündete man Düngerhaufen an, wie zu Zeiten der wirklichen Pest.

Als ich mich gegen Ende Februar aller menschlichen Voraussicht zum Trotz etwas zu erholen begann und namentlich meinen Kopf wieder klarer werden fühlte, gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß ich in der engen Stube des Tischlers und in der ungesunden Ortsatmosphäre niemals genesen könne. Wider Wissen und Willen des Arztes ließ ich mir in der Morgenfrühe des ersten März durch die beiden Husaren, welche bei mir zurückgeblieben waren, einen offenen Vorspannschlitten besorgen und fuhr meinem Regimente nach, welches in und um Warschau stand. Die frische Luft that Wunder. In Bialystock hatte ich mich wie ein hülfloses Kind in den Schlitten tragen lassen müssen, in Warschau konnte ich denselben, wenn auch mit einiger Mühe, allein wieder verlassen. Mein Erstes war nun, daß ich meinen Freund Behr besuchte, der im Lustschloß zu Willanowa beim Hofgärtner des Fürsten Chartorinsky in Quartier lag und mich schwerlich mehr unter den Lebenden glaubte. Die Freude des Wiedersehens war groß. Behr saß mit seinen Wirthen zu Tisch und eine Tochter oder Nichte des Hauses hatte eben zu Ehren irgend eines Geburtstages einen Kuchen mit brennenden Lichtern aufgetragen, als ich auf meinen Stock gestützt und noch etwas schwankenden Schrittes in die Stube trat. Anfangs erschraken Alle — ich mag wol einem Geiste sehr ähnlich gesehen haben — und selbst Behr schien mich nicht zu erkennen. Als ich aber zu sprechen begann, sprang er jubelnd auf und stürzte mir in die Arme.

Während meines Monate langen Krankenlagers in Bialystock, wo ich von meinem eigenen elenden Zustande ganz benommen war, hatte ich mich um Das, was draußen in der Welt vorging, wenig oder gar nicht bekümmert. Jetzt erst erfuhr ich den veränderten Stand der Dinge und athmete hocher-

freut den frischen, belebenden Geist ein, welchen die Ereignisse vom Ende des Jahres 1812 und vom Anfang des Jahres 1813 erzeugt hatten. York's kühne That bei Tauroggen, die Erhebung in Ostpreußen und die Erneuerung des alten Freundschaftsbündnisses zwischen Rußland und Preußen, ließen eine baldige, vollständige Umgestaltung der europäischen Verhältnisse hoffen. Mein Regiment sollte vorläufig noch im Herzogthum Warschau verbleiben, welches von den Franzosen gänzlich geräumt war

Vier Wochen lang lag ich bei dem Oberförster Odossa im Quartier, einem merkwürdigen alten Manne, der wie ein Eremit mitten im Walde lebte. Sein Haus war von hohen Mauern umschlossen und von einer Menge großer zottiger Hunde bewacht. Jeden Abend statteten ihm die Wölfe, ihrer vier oder fünf an der Zahl, einen Besuch ab und dann fingen die Hunde im innern Hofraum fürchterlich an zu heulen und zu toben. Der alte Oberförster aber freute sich an dem Spectakel und wenn er besonders guter Laune war, nahm er sein Gewehr zur Hand, um einen oder den andern Wolf zu erlegen.

Damit mir aber der an und für sich nicht uninteressante Waldaufenthalt nicht doch am Ende etwas einförmig würde, ritt ich häufig nach Warschau hinüber, wo ich stets sicher war im Gasthof „Zur Stadt Wilna" eine Menge Bekannte zu finden; darunter auch einige dort zurückgebliebene sächsische Officiere. Durch die Letzteren erhielt ich Nachrichten von meinem Bruder Adolf und erfuhr zu meiner großen Freude, daß derselbe nach glücklich überstandener russischer Campagne zu den Preußen übergegangen sei.

Halbwegs zwischen Warschau und der Oberförsterei lag ein Dorf mit einem stattlichen Herrenhause. Der Besitzer desselben, ein Deutscher, war überaus freundlicher und gastlicher Natur. Er litt es nicht anders, als daß ich, so oft ich vorüber kam, bei ihm einkehrte und häufig mußte ich über Nacht bleiben. Seine Tochter, ein allerliebstes pikantes Rothköpfchen von etwa siebzehn Jahren, hatte eine große Vorliebe für meinen hübschen englischen Braunen, auf dem sie im Hofe herumzugaloppiren und den sie eigenhändig mit Zuckerstückchen zu füttern pflegte.

So verging die Zeit angenehm und beinahe gemüthlich. Durch das lange Herumstehen in der nämlichen Gegend hatte sich zwischen uns und unseren Quartiergebern eine Art feldmäßiger Freundschaft und Geselligkeit gebildet, bei welcher ich auch des gastlichen Apothekers in Warka und seiner beiden hübschen blonden Zwillingstöchter, Lisa und Lottka, nicht vergessen will. Aber im Ganzen waren wir dennoch froh — denn wir sehnten uns wieder nach einem thätigen Eingreifen — als wir endlich im Mai 1813 den Befehl erhielten, unsern Marsch nach Sachsen anzutreten.

Wir waren noch nicht lange marschirt, als ich die Nachricht erhielt, daß ich durch kaiserlichen Ukas — wahrscheinlich auf Tormassow's erstes Gesuch — zum Officier im Generalstabe ernannt sei. Ich mußte mich unverzüglich nach dem russischen Hauptquartier begeben, welches sich in Reichenbach in Schlesien befand. Dort angekommen, fand ich einen neuern Befehl vor, wonach ich bei den Sum'schen Husaren verbleiben und also auch sofort zurückkehren durfte.

In Schmegeln bei Lissa traf ich wieder auf meine Escadron. Wir marschirten nun tiefer in Schlesien ein und fanden das Land bereits von Kosacken wimmelnd, welche aber, obgleich sie im Ganzen etwas gefürchtete Gäste waren, mit den Bewohnern in keinem üblen Einvernehmen standen. Nur kleine sprachliche Mißverständnisse fielen zuweilen vor.

So kam ich eines Tages auf das Rathhaus einer kleinen schlesischen Stadt — ich glaube, es war Trachenberg — und fand dort zu meinem höchsten Erstaunen eine lustige Tanzmusik vor, bei welcher sich der schon ziemlich bejahrte Magistrat mit einigen Kosacken wie toll im Kreise drehte. Auf mein Befragen, was dieser seltsame Vorfall bedeute, erzählten die Kosacken lachend, sie hätten einen Boten (Bauer, auf russisch Mugik) verlangt, worauf die närrischen Leute Musik herbeigeholt hätten, und nun wollten sie denn auch ihren Spaß davon haben.

Der Waffenstillstand mit Napoleon war am 4. Juni auf dessen eigenen Antrag geschlossen worden. Unser Marsch wurde daher unterbrochen und wir mußten Cantonnementsquartiere in Schlesien beziehen. Obgleich wir uns an der Schönheit der Gegend erfreuten und mancherlei Ausflüge unternahmen, so wurde uns doch die Zeit des müßigen Wartens etwas lang und wir sahen mit Ungeduld dem Wiederbeginn des Kampfes entgegen.

Endlich am 10. August war die Frist vorüber. Oesterreich hatte sich dem Bündniß zwischen Rußland und Preußen angeschlossen und wir durften über Schweidnitz, Frankenberg, Glatz, Königgrätz rc. auf Dresden marschiren. An Kutusow's Stelle, welcher im April zu Bunzlau gestorben war, übernahm Wittgenstein den Oberbefehl über die russische Armee. Mein Regiment kam wieder zur Avantgarde.

Es sind mir aus der nun folgenden Zeit einige flüchtig niedergeschriebene Tagebuchblätter zur Hand, die ich hier wiedergebe, da sie aus der großen allgemeinen Action heraus, welche zu beschreiben ich nicht unternehmen würde, meine persönlichen Stimmungen und Erlebnisse am unmittelbarsten schildern.

VII. Tagebuchblätter. Heimkehr.

Den 22. August 1813.

Wir hatten ein kleines Gefecht bei Berggieshübel. Unser Corps marschirte über den Eichwald und Altenburg nach Rabenau, 2½ Stunde vor Dresden. Wir fanden in und um Dresden die ganze französische Armee. Eine Schlacht ist unvermeidlich.

Den 23. August.

Wir griffen an. Mein Regiment stand bei der sogenannten Grünen Wiese. Wir attaquirten eine Batterie, nahmen zwei Kanonen und machten einige dreißig Gefangene. Ich verlor in einer Viertelstunde aus meinem Zuge fünf Mann und sieben Pferde. Wir rückten näher an die Stadt.

Den 25. August.

Ein Pulk Kosacken war räuberisch in ein Dorf an der Elbe eingefallen. Mein Regiment erhielt Befehl, sie herauszutreiben und die Rädelsführer zu verhaften. Wir mußten Gewalt anwenden.

Den 26. August.

Große mörderische Schlacht bei Dresden. Die Schlacht begann Morgens gegen acht Uhr. Unser Regiment stand auf dem rechten Flügel, zweihundert Schritt vom Elbstrom, der feindlichen Cavallerie gegenüber. Wir attaquirten und warfen sie. Wir besetzten die Grüne Wiese, während die brave preußische Landwehr den Großen Garten stürmte. Ein furchtbares Kanonenfeuer nöthigte uns, in unsere ersten Positionen zurückzugehen. Auch dorthin verfolgte uns dasselbe. Wir bekamen ein Kreuzfeuer, da der Feind

am jenseitigen Elbufer Batterien placirt hatte, welche unsere Flanken bestrichen. Wir deckten unser Geschütz und standen regungslos, während der Tod in unseren Reihen wüthete. Ich wandte mein Pferd und sagte zu dem neben mir haltenden Lieutenant von Heikingk: „Ein hübsches Vergnügen! der Feind streut die Kugeln wie Schloßregen.“ Im selben Augenblick lag mein Pferd durch eine zwölfpfündige Kanonenkugel zu Boden gestreckt. Die Kugel war schon im Fallen gewesen, sie nahm die Hälfte des Pferdekopfes weg, riß mir meine eiserne Säbelscheide vom Riemen und durch diese einen Absatz und Sporn vom Stiefel. Eine starke Contusion verhinderte mich, ein anderes Pferd zu besteigen. Ich mußte zehn Stunden im Feuer stehen. Abends verließen wir das Schlachtfeld und rückten in's Bivouak. Unser Corpsgeneral Melessinie ist gefallen. Viele tausend Todte.

Den 27. August.

Ich war wieder zu Pferde. Wir retirirten, weil die Oesterreicher auf dem linken Flügel total geschlagen waren. Viele Arrièregardengefechte bei Altenburg. Unter den tödtlich Verwundeten befindet sich General Moreau. Er hielt gegen Mittag hinter einer preußischen Batterie, gegen welche zwei französische Batterien gerichtet waren, die eine in der Front, die andre in der Flanke. Meine Escadron hielt dicht am Fuße der Anhöhe und ich konnte ihn genau beobachten. Er sprach mit dem Kaiser von Rußland, von welchem er nur eine halbe Pferdelänge getrennt war, als ihm eine Kugel das Knie des rechten Beines zerschmetterte, durch das Pferd hindurchging und ihm auch die Wade des andern Beines hinwegnahm. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und verlor einen Augenblick die Besinnung; als er aber wieder zu sich kam, ließ er sich eine Cigarre geben und sprach äußerst kaltblütig. Man schaffte ihn auf Kosackenpiken in eine nahe Hütte.

Vor dem Beginn des Gefechtes hatte noch ein eigenthümlicher Vorfall stattgefunden. Auf beiden Seiten, bei Russen und Franzosen, stand sich die Cavallerie mit vorgezogenen Flanqueuren auf hundertfünfzig Schritt gegenüber. Wir hatten Befehl, nicht eher vorzugehen, als bis der erste Kanonenschuß gefallen sei, und wahrscheinlich war an die Franzosen eine gleiche Instruction ergangen. Da es nun etwas lange währte, steckte ein französischer Flanqueur seinen Säbel ein, zog eine Flasche heraus und winkte dem Russen zum Trinken. Dieser verstand die gute Absicht und warf sofort seine Pike über die Schulter. Beide näherten sich und tranken einander zu. Kaum sahen dies die übrigen Flanqueure, als sie ebenfalls mit eingesteckten Waffen friedlich auf einander zurückten und sich gegenseitig die Flaschen reichten. Da fiel der erste Kanonenschuß und die Feindseligkeiten begannen.

Den 28. August.

Wir retirirten auf sehr schlechten Wegen unter furchtbarem Regen weiter in's Gebirge hinein nach dem Teplitzer Thal. In unseren Flanken hörten wir schießen nach der Dresden-Teplitzer Chaussée zu.

Den 29. August.

Fortsetzung des Rückzuges. Die Kanonade schon im Rücken unserer Stellung.

Den 30. August.

Die Kanonade wurde stärker. Wir beeilten uns, das Teplitzer Thal zu erreichen. Dort angekommen, bivouakirten wir. Wir erhielten die frohe Kunde von der bei Culm gewonnenen Schlacht und der Gefangennahme des Marschall Vandamme.

Den 4. bis 7. September

Wir rückten abermals auf der Dresdener Chaussée vor. Mein Regiment umging die Höhen von Nollendorf, während unser Gros im Centrum vordrang. Wir trieben unter stetem Gefecht den Feind bis Pirna zurück.

Den 8. September.

Wir nahmen Pirna und trieben den Feind über Dohna. Da erschien Napoleon mit großer Macht. Dreimal nahmen wir Dohna und dreimal wurden wir daraus vertrieben. Von allen Seiten stürmte französische Infanterie auf unsere Avantgarde ein. Dreifache Uebermacht zwang uns zum Weichen. Die Sonne sank und wir freuten uns auf die Nacht, welche dem Morden Einhalt thun sollte. Aber noch einmal erscholl das Commando: Marsch, Front, Eingehauen. Mit furchtbarem Hurrah stürzten wir Husaren uns dem andringenden Feinde entgegen, eine seiner Colonnen ward geworfen, sammelte sich aber wieder am Abhang des Berges und rückte mit Verstärkung vor. Ein ungeheueres Feuer warf uns zurück; eine Flintenkugel traf mein Pferd und tödtete es mir unterm Leibe; verzweifelt raffte ich mich vom Boden empor, konnte aber zu Fuß meinem zurückgehenden Regimente nicht schnell genug folgen. Tausende von Kugeln pfiffen an mir vorüber, die feindliche Cavallerie rückte im Galopp an. Kaum zehn Schritt mehr von mir entfernt, schien Tod oder Gefangenschaft mein sicheres Loos. Da gab mein guter Genius meinem General das Commando ein: Halt, Front, Marsch! Marsch! Im Nu wurde die feindliche Cavallerie niedergeworfen und ich hatte Gott für meine Rettung zu danken.

Den 9. September.

Wir retirirten unter stetem Gefecht bis auf die Höhen von Nollendorf. Vor dem Walde dieses Ortes waren die Preußen zu unserer Aufnahme aufgestellt. Es entstand ein allgemeines Stocken, weil Alles auf der Chaussée in's Thal zurückgehen wollte. Der Feind benutzte die Verwirrung und drang mit Macht vor. Unsere Cavallerie mußte sich entgegenstellen und den Rückzug decken. Heiße Cavalleriegefechte. Wir warfen den Feind und wurden geworfen. Freund und Feind geriethen unter einander, es entstand ein persönlicher Kampf. Endlich brachten wir ein polnisches Ulanenregiment zum Weichen. Bei der Verfolgung stießen wir unerwartet auf feindliche Reserven, das rothe pariser Husarenregiment, welches uns festen Fußes mit angelegten Karabinern erwartete. Wir stutzten und machten Kehrt. Ich erhielt den Befehl, mich mit meiner Escadron mehr links von der Chaussée zu halten. Dort waren polnische Ulanen vorgedrungen, hatten in die preußische Artillerie eingehauen und vier Kanonen genommen. Ohne weitern Befehl abzuwarten, drang ich auf die siegenden Polen ein. Der unerwartete Angriff im Rücken brachte sie außer Fassung. Sie flohen und gaben die errungenen Vortheile auf.

Der Feind verfolgte uns jetzt nur noch mit Geschützfeuer, der Rückzug ging ordnungsmäßig vor sich, aber das Gefecht dauerte bis gegen Abend. Da die Truppen den großen Rückzugsweg, die Chaussée, sehr verstopften, schlug ich meinem General vor, durch den Wald auf einem schmalen, mir genau bekannten Fußweg abwärts zu steigen. — Der Feind schickte uns einige springende Granaten nach; doch erreichten wir glücklich das Teplitzer Thal.

Gute Kameradschaft.

(Aus dem Leben der Hausthiere.)

Von **Karl Müller.**

Kein aufmerksamer, vergleichender Forscher wird die mannigfachen Wandlungen leugnen wollen, welche die Zähmung, das Gefangenleben, die Art der Ernährung, mit einem Wort, die Behandlung im Dienste des Menschen bei den Thieren bewirkt. Wir dürfen selbstverständlich hier nicht nach kurzen Zeiträumen rechnen, sondern müssen die Jahrhunderte in ihrer umbildenden Macht als die langsamen, allmäligen Erzeuger dieser wandelbaren Erscheinungen gelten lassen. Viel schwieriger ist es, im Freileben der Thiere die sicheren Nachweise der Veränderungen zu erforschen, und bis jetzt hat die Naturwissenschaft wol den Wechsel der Arten feststellen, nicht aber die Bindeglieder ausfindig machen können, welche den Uebergang bilden, und noch viel weniger eine vollkommen genügende Erklärung von der Weise des Generationswechsels zu geben vermocht.

Das Naturleben verhindert eben die frühzeitigere Umänderung und fördert die Dauer der lebensfähigen Existenz. Bei den Thieren, die fortwährend im Dienste des Menschen stehen, lassen sich die Spuren der Veränderungen leichter verfolgen. Wir finden die Urbilder unserer Hausthiere theils noch in den Nachkömmlingen der Väter aus altersgrauer Zeit, theils in den Skeletten ausgerotteter Stammeseltern. Unsere Pferde, unser sämmtliches Hornvieh, Schweine, Hunde und Katzen — sie Alle lassen sich ohne Zwang auf ihre wilden Stammeltern zurückführen. Vergleichen wir nun aber z. B. unsere Hauskatze mit der wilden, unser zahmes Kaninchen mit dem freilebenden, so fällt zwar die Verwandtschaft in dem Grade directer Abstammung zweifellos in die Augen, allein ebenso unverkennbar stellt sich uns die Wandlung in Färbung, Gestalt, Schärfe der Organe und Verhalten gegen die Umgebung dar. Was ein Thier durch die bändigende Gewalt des geistig beherrschenden Menschen, verbunden mit der Macht der Gewohnheiten, werden kann, sehen wir an Beispielen gezähmter wilder Thiere schon, wie viel mehr an dem Wandel unserer Hausthiere. Unter diesen letzteren im engern Sinn des Wortes ragen Hund und Pferd als unstreitig hochbegabte Thiere hervor, die im engern Anschluß an den Menschen vielseitige Dienste leisten. Des Hundes Treue ist sprüchwörtlich geworden. Ueber Meere hinaus in die verschiedensten Welttheile, auf die entlegensten Inseln ist er seinem Führer, dem Menschen, gefolgt, dem er sich überall in Gehorsam und Anhänglichkeit beugt, und mit dem er das bewunderungswürdige Vermögen der Acclimatisation theilt. Seine Intelligenz, ich möchte in einzelnen Fällen sagen, sein Menschenverstand, lehrt ihn in und mit seinem Herrn auch dessen Besitzthum und Umgebung lieben. Das bunt gemischte Geflügel des Hofes wandelt unbehelligt auf und ab und wird von ihm selbst dann geschont, wenn es ihn belästigt und ihm das Mahl streitig macht. Die befreundete Hauskatze liegt neben, sogar auf ihm in geschwisterlichem Verkehr, während die fremde mit dem ganzen, ihrem Geschlecht zugewendeten Haß von ihm vertrieben wird. Jeder fremde Eindringling wird von dem charaktervollen Hund feindlich empfangen. Im Hause des aristokratischen, feingekleideten Herrn wird auch des Hundes Sinn an das vornehmere Auftreten des Personals gewöhnt und dafür eingenommen und jede Proletariererscheinung erregt seinen Groll und Unmuth, die sich durch Knurren und Bellen, in schlimmeren Fällen durch

thätliche Angriffe bekunden. Im Bauernhof wird er durch den Umgang mit dem Volke der niedern Stände Demokrat und es ergeht hier dem Modemenschen, so wie dort dem Bettler.

Genau kennt der Hund die Grenzen seiner Heimat. Daheim hat er doppelte Courage; von hier aus verkündet er laut seine Herausforderungen; hier ist er sich der Pflichten eines Wächters, Hüters und Vertheidigers bewußt. Als Vertreter bevorzugter Racen zeigt der Hund Aufopferungsfähigkeit rührender Art. Er schützt Haus und Hof, Weib und Kind, das Gesinde, die Thiere und Geräthschaften des Herrn. Mit dem Pferde schließt er oft innige Freundschaft, wie es durch die „gute Kameradschaft" bildlich uns vor Augen gestellt wird.

Mein Bruder Adolf besaß einen Schimmel und einen Hühnerhund, die ihr Lager im Pferdestall brüderlich mit einander theilten. Der Hund lag, wenn das Pferd stand, zu seinen Füßen, ohne jemals von ihm getreten zu werden; er streckte sich über seinen Leib hin aus, wenn es sich niedergelassen hatte. Bei Neckerei und Spiel faßte das Pferd mit dem Maul das lose Fell im Nacken oder auf dem Rücken des Hundes und hob ihn schwebend empor. Dem Hunde mußte diese Behandlung nicht unangenehm sein, denn er wich ihr nicht aus und gab immer wieder Veranlassung dazu. Das war eine liebenswürdige Kameradschaft, die nicht getrübt wurde durch Verdrossenheit oder Zürnen. Zeitweise Trennung der Freunde bewirkte bei Pferd wie Hund Verstimmung und Trauer. Das Wiedersehen wandelte Beide augenblicklich zu wohlgelaunten, ausgelassenen Wesen um. Beim Ritt in den Forst folgte der schöne, hochgewachsene und langgestreckte Caro dem schnellfüßigen Schimmel, der während der dienstlichen Beschäftigung seines Herrn frei im Walde sich bewegen und weiden durfte. Auf den gewohnten Ruf kamen die unzertrennlichen Kameraden in hohem Galopp neben oder hinter einander dahergerannt.

Der tägliche Umgang des Thieres mit Seinesgleichen unter der Zucht und Leitung des Menschen vermag die sonst gerade bei dem Thiere so gebieterisch herrschenden Naturtriebe zum Theil zu besänftigen und zurückzudrängen. Wenn Staare und Rothkehlchen mit der Katze das Mahl aus einer Schüssel theilen, wie dies im Vogelsberg in einem Bauernhause vorgekommen ist; oder wenn das Stubenvögelchen dem Hunde in der Vertilgung der Schmarotzer sich dienstbar zeigt und ein Freundschaftsverhältniß im Laufe der Jahre zwischen Beiden sich gestaltet, bei welchem eine Trennung tiefe Trauer, Verschmähung der Nahrung, erfahrungsmäßig sogar den Tod zur Folge haben kann — dann liegt doch wol der Beweis klar vor Augen, daß die Thierseele der zarteren Gefühlsregungen fähig ist.

Wer jemals mehrere Hunde zu gleicher Zeit gehalten hat — ich setze voraus, daß sie intelligente waren — der wird wahrgenommen haben, wie leicht sie sich zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verbinden und gegenseitig sich verständlich zu machen wissen. In der Regel ist ein Mitglied der Genossenschaft, meist ein älterer Hund, der Verführer und Anführer, die Anderen folgen seiner Leitung. Wird indessen der Führer von der Kameradschaft getrennt, so wissen die Uebrigen von selbst die gewohnten Wege zu gehen. Zwei unserer Hühnerhunde gingen eine Zeit lang allnächtlich nach dem Schindanger und mußten jedesmal die ziemlich hohe Hofmauer überspringen. Mit Ueberlegung hatte der ältere Hund die Stelle ausgeforscht, wo der Sprung, verbunden mit wenigem Klettern, an's Ziel führte. Wie Diebe mit bösem Gewissen überzeugten sich die Hunde erst, ob „die Luft rein sei",

um unbemerkt und ungestraft die unerlaubte That auszuführen. Auch zu gemeinschaftlicher Jagd verbinden sich heimlich Hunde eines und desselben Hauses. Mein Vater war als junger Mann im Besitz eines Bracken und eines Hühnerhundes, welche er eines Morgens von seinem Fenster aus auf folgender wohlüberlegter That ertappte.

Der Bracke hatte einen Hasen auf dem Felde „aufgestoßen" und verfolgte ihn „lautgebend". Der Hühnerhund legte sich unmittelbar an dem Hasenlager in die Furche nieder, unfehlbar durch die Erfahrung zu der Wissenschaft gelangt, daß der verfolgte Hase nach Verlauf einiger Zeit wieder an dem verlassenen Lager vorbeiwechselt. Nach viertelstündigem Jagen brachte in der That der Bracke den Hasen zurück, den der Hühnerhund durch einen rasch ausgeführten Sprung beim Anlauf fing. Beide Kameraden fraßen friedlich neben einander den Hasen auf.

Von Hunden und Katzen sind mir wahrhaft rührende Beispiele der Anhänglichkeit an ihre Herrschaft und Heimat bekannt. Mein Bruder nahm einst seinen braunen Hühnerhund aus dem elterlichen Hause mit nach Darmstadt. Zwei Stunden Weges wurden zunächst zur Bahnstation Friedberg zu Fuß zurückgelegt, von da aus fuhren dann die Reisenden auf der Eisenbahn bis Frankfurt am Main, wo sie ohne längern Aufenthalt sich auf den andern Bahnhof begaben, um die Residenzstadt Hessens zu erreichen. Mehrere Tage hielt mein Bruder den Hund in verschlossenem Raum und befreite ihn nur zum Zweck eines Spaziergangs, auf welchem derselbe ihn begleitete. Am dritten Tage entkam der Hund seiner Haft, suchte längere Zeit vergeblich seinen abwesenden Herrn und trat plötzlich nach Aussage eines Bahnbeamten längs der Eisenbahnschienen den Rückweg nach der Heimat an. Dies geschah zur späten Nachmittagsstunde. Am nächsten Morgen kam das abgehetzte, hungrige Thier im Pfarrhause zu Staden in der Wetterau an. Sein vortrefflicher Ortssinn leitete ihn so sicher, daß er von Frankfurt aus den Schienenweg verließ und in directer Richtung sich der in rechtem Winkel von Friedberg östlich liegenden Heimat zuwandte. Ein Einwohner Stadens war ihm auf dieser Wanderschaft in der Nähe Frankfurts begegnet, aber der charaktervolle Hund hatte sich durchaus nicht anlocken oder in seinem Lauf aufhalten lassen. Aehnliches habe ich an Katzen wahrgenommen, die vom Hause entfernt worden waren. In der Fremde verweigerten sie hartnäckig die Annahme der Nahrung, verkrochen sich in dunkle Winkel oder tobten und rasten im verschlossenen Gemach wie besessen. Sobald sie sich frei fühlten, eilten sie der meilenweiten Heimat zu. Schon der Umstand, daß die in einem Sack transportirte Katze über die Richtung nicht zweifelhaft ist, welche zum Ziele der Sehnsucht führt, muß uns in Erstaunen setzen.

Welche Zumuthungen werden von dem Menschen an die in seinem Dienst stehenden Thiere gerichtet! Und wie sorgfältig bequemen sich diese überall nach Vermögen und Kräften zur Befolgung der Befehle. Sie lernen ihre Naturtriebe beherrschen und nehmen Cultur an. Im wilden Zustand würde keine Hündin sich dazu verstehen, junge Katzen, deren Mutter verunglückte, an Kindesstatt anzunehmen, sie zu säugen und zu beschützen. Junge Löwen nimmt sogar der brave Mutterhund an seine Brust, sich der treuen, aufopfernden Pflege unterziehend.

Im Hause und unter dem Einfluß der Belehrung und Erziehung des Menschen wird das bildungsfähige Thier mannigfaltiger, vielseitiger und rückt der Stufe, welche dieser einnimmt, um Vieles näher.

Theater-Erinnerungen.

Von **G. zu Putlitz.**

III.

Der Erfolg der Badecuren hatte Muth gemacht, und so folgte ihnen schnell ein kleines Zeitstück, das die politischen Parteiungen, die das Jahr 48 selbst in die friedlichsten Familienkreise trug, geißelte. „Familien-Zwist und Frieden“, ein dramatisch leicht gebauter Scherz, hatte einen glücklich getroffenen Vorzug — es zeigte die Lächerlichkeiten der Parteien in ihrem politischen Eifer, in der Uebertreibung, an der die Zeit so reich war, aber er spottete so harmlos, daß es Niemand verletzte. Die Hauptrolle der über den Parteien stehenden gemüthvoll humoristischen Hausfrau Concordia, die allen Zwist löste, und, mit Hülfe der Liebe, zum Frieden führte, war ganz besonders für Frau von Lavallade, geborene Erck, geschrieben, und wurde von ihr zu vortrefflichster Geltung gebracht. Die talentvolle Frau hatte mir seitdem noch vielfache Beweise ihrer Freundschaft gegeben, seit sie sich, zum Besten meiner Blauen Schleife, so aufopfernd in der Theaterloge amüsirte, und ich schätzte sie nicht allein als freundliche Wirthin in ihrem angenehmen Familienkreise, sondern auch als begabte und fleißige Künstlerin. Ihr Entwickelungsgang war nicht gerade ein glücklicher gewesen. Als Berliner Theaterkind trat sie, wirklich fast noch ein Kind, in den Künstlerverband ein, den sie bis zu ihrer Pensionirung nicht verließ, und außerhalb Berlin, da sie eine Abneigung gegen das Gastiren hatte, ist sie kaum bekannt geworden. Charlotte von Hagn, mit der sie weder durch Schönheit noch glänzende, bereits zur höchsten Entwickelung gebrachte Darstellungskunst, rivalisiren konnte, beherrschte das ganze Rollenfach, das ihr vielleicht am zusagendsten gewesen wäre. Bertha Stich in tragischen und sentimentalen Rollen, die liebliche Clara Stich im naiven Fach, hatten ihre feste Stellung und wurden in derselben von der energischen Mutter vertheidigt. Hulda Erck mußte sich mit zweiten undankbaren Rollen begnügen, nach allen Seiten greifen, bald in sentimentalen, bald in munteren Aufgaben aushelfen. Sie that das mit Bescheidenheit und Fleiß, aber daneben suchte sie sich ein eigenes Feld zu erobern und fand das in dem Humoristischen, in dem sie es bald zu einer großen Virtuosität brachte. Und doch habe ich mich niemals überzeugen können, daß das die ganz geeignete Seite ihrer Begabung sei. Sie hatte sich das Fach der jugendlich komischen Rollen zurecht gemacht, weil sie sonst keins gehabt hätte, aber etwas vom Forcirten, fühlte man immer durch. Immerhin war Hulda von Lavallade eine so glückliche Repräsentantin des gewählten Fachs geworden, daß die königliche Bühne in Berlin weder vor noch nach ihr eine gleiche gehabt hat.

Ich war, wie gesagt, immer der Meinung, daß die Künstlerin im gemüthlichen Fach, in den bürgerlichen Charakterrollen erst ihre volle Bedeutung zeigen würde und die Concordia in meinem Zeitstückchen gab mir Recht. Hulda von Lavallade war vortrefflich und trug das leichte Ding glänzend, das sich dann auch außerhalb von Berlin Freunde erwarb.

Ich konnte nicht in Berlin sein als „Familien-Zwist und Frieden“ zum ersten Mal gegeben wurde. Erst bei der vierten oder fünften Aufführung

sah ich es. Ich saß in der Loge des Herrn von Küstner, in der ich nur noch einen, mir fremden, Herrn fand. Es wurden drei einactige Stücke gegeben, unter denen das reizende, in seiner Einfachheit so wirksame, noch heute unverwüstliche „Eigensinn“ von Benedix. Ich unterhielt mich mit meinem Nachbar in der Loge vortrefflich, und ein dankbareres Publicum, als wir Beide waren, hätte man nicht finden können. Jede glückliche Nüance in Dichtung und Darstellung wurde aufgefaßt und applaudirt, und das Vergnügen des Einen wuchs immer an dem des Andern. Nun kam zum Schluß mein Stück. Ich zog mich mit der Autoren-Beklommenheit etwas zurück in den Schatten der Loge, meine Redseligkeit und mein Beifall mit Wort und Hand hörten auf. Der Nachbar ging erst mit fast noch gesteigertem Eifer vorwärts, bis er auf einmal bemerkte, daß er von seinem Bundesgenossen, der ihm in dem Vergnügen an den beiden anderen Stücken so treulich beigestanden hatte, vollkommen verlassen sei. „Wie, gefällt Ihnen das Stück nicht?“ fragte er verwundert. „Bei Dem ist mein Urtheil nicht unparteiisch“ erwiederte ich. „Dann sind Sie entweder Freund oder Feind des Autors, oder — der Autor selbst!“ rief der fremde Herr.

Ich stellte mich vor, indem ich meinen Namen auf dem Theaterzettel zeigte, und lernte nun in dem Logengenossen den Fürsten Alfred zu Lynar kennen, den begabten, hochgebildeten und wohlwollend liebenswürdigen Dichter.

„In dieser Loge muß man sich also in Acht nehmen. Wenn mir Ihr Stück nun nicht gefallen hätte?“ rief er, und nun erzählte er heiter, daß von ihm vor einer Reihe von Jahren, aber anonym, ein Stück in Dresden aufgeführt sei, das keine Gnade vor dem Publicum gefunden hätte. Er hätte eine Loge gehabt mit Verwandten zusammen, die von seiner Autorschaft nichts gewußt hätten, und die nun auf einmal, übermüthiger als alle Anderen, sich an den Zeichen des Mißfallens zu betheiligen anfingen, so daß er sich als Autor bekennen mußte, nur um ein Paar Zischer aus Muthwillen los zu werden. „Vorsichtshalber“ schloß er, „soll aber Herr von Küstner es in seiner Loge anschlagen, wenn Autoren in derselben sind!“

Die „Badecuren“ und „Familienzwist- und Frieden“, die auf alle Repertoires kamen, hatten mich nun also wirklich unter die dramatischen Schriftsteller unzweifelhaft eingereiht, ich war aus dem Staatsdienste getreten, um alle meine Kräfte der Literatur zu widmen, frei und unabhängig, und doch mußte ich daran errinnert werden, daß ich das nicht sei. Im Februar 1849 war ich zur Landwehr als Unterofficier einberufen und stand bei einer Landwehrcompagnie in Erfurt. Ich saß mit mehreren Officieren und Freiwilligen an der table d'hôte, als einer der Herren zufällig eine Zeitung, ich glaube die Kölnische, aufschlug, in der eine, übrigens sehr wohlwollende Recension über „Familienzwist- und Frieden“ stand. Das Stückchen war eine „köstliche politische Satyre“ genannt und meine harmlosen Ausfälle auf die Uebertreibungen der Parteien waren verschärft ausgeführt. Die Zeitung ging von Hand zu Hand, machte die Runde um den Tisch, und gelangte endlich auch zu meinem Hauptmann, einem ehrenfesten Officier, ganz, aber auch nur, Soldat. Ich wußte nicht weshalb alle Welt mich ansah und am wenigsten konnte ich mir das bedenkliche Gesicht des Hauptmanns erklären, bis ich, nach Tisch, ernst dienstlich zu ihm beordert wurde. „Ich muß Sie fragen“, fing er an, „ob sie der Verfasser eines Stückes sind, das man in Köln öffentlich aufführte, und zwar unter Ihrem Namen?“

Ich bejahte unbefangen.

„Nun", fuhr er fort, „so muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie ohne Genehmigung Ihrer Vorgesetzten nichts drucken, geschweige denn öffentlich auf dem Theater aufführen lassen dürfen. Das Stück scheint außerdem noch politisch zu sein, und das wäre, in dieser Zeit, doppelt zu vermeiden.

Ich beruhigte ihn etwas durch die Mittheilung, das Stück sei bereits vor mehreren Monaten auf dem königlichen Theater in Berlin ohne irgend welche polizeiliche Beanstandung aufgeführt und zwar nicht als erstes, sondern schon drei andere vorher. Ich sei dramatischer Schriftsteller.

„Schriftstellerei ist ein gefährlicher Beruf!" sagte er feierlich, „und wohin der führt, kann die jetzige Zeit Ihnen zeigen. Ich würde rathen davon abzustehen."

Mein Versprechen, so lange ich die Uniform trüge nichts Neues zu schreiben schloß die Unterredung und das Versprechen war leicht zu geben, denn die wenigen Monate des Militairdienstes gaben ohnehin keine Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Und doch hätte mich eine halbe Neckerei meiner Freundin Birch-Pfeiffer beinahe in den Verdacht der Wortbrüchigkeit gebracht. Sie hatte ein Lustspiel „Vatersorgen" geschrieben, auch auf dem Boden der politisch bewegten Gegenwart stehend und da sie es nicht unter ihrem Namen erscheinen lassen wollte, nahm sie, mich zu necken, die Chiffre „G. v. P." Viele Theaterdirectoren, zum Theil wol in gutem Glauben, und um die gute Meinung vom Familienzwist für das neue Stück zu verwerthen, setzten einfach auf den Zetteln Gustav zu Putlitz. Da war aber mein Hauptmann, den ich aufrichtig schätzen gelernt hatte, und dem ich freundschaftlich näher getreten war, bereits von seinem Schreck über den schriftstellernden Unterofficier zurück gekommen, und er hatte mir scherzend mein Versprechen zurückgegeben.

Meine Officiersepauletten sollten mir denn wirklich auf der Bühne aufgesteckt werden, wie ich gleich erzählen will.

Wilibald Alexis, der Freund aus Rom und Sorrent, hatte mit seiner anmuthig schönen Frau einige Herbstwochen des Jahres 1848 mit mir in meiner Familie auf dem Lande zugebracht. Wir arbeiteten Jeder fleißig und wie viel Pläne wurden nicht gemeinsam entworfen! Der talentvolle Dichter vaterländischer Romane stand damals in vollster Schaffenskraft, aber neben den gerechten Lorbeeren, die ihm diese einbrachten, konnte er doch dem Reiz, auch für die Bühne zu schreiben, nicht widerstehen, obgleich ihn mehrere verunglückte Versuche, die er gern und mit bescheidenstem Humor erzählte, davon hätten zurückhalten sollen. Seine novellistische Breite und Detailmalerei, die ihn schon im Roman oft zu Längen verleitete, eine gewisse romantische Unklarheit, die seinen Erzählungen einen besondern, poetischen Reiz verlieh, waren durchaus undramatisch und gar sein shakespearisirender Humor gesucht und für die Bühne ohne Wirkung. Der Freund meinte, verleitet durch meine kleinen Theatererfolge, daß wir uns vortrefflich im Dramatischen ergänzen müßten, und so konnten wir dem Reiz des Zusammenarbeitens nicht widerstehen. Die erste Frucht desselben war eine zweiactige politische Farce „Excellenz", die wir freilich sehr leichthin improvisirten, große Belustigung dabei hatten, doch aber wohlweislich anonym in die Welt schickten, und die denn auch, so viel ich weiß, nur in Hamburg gegeben wurde und gründlich durchfiel Das schreckte uns aber nicht ab und wir gingen an

ein neues Lustspiel, diesmal mit mehr Sorgfalt, und vorsichtig gemacht, behielt ich mir Bau und Anordnung allein vor und überließ Häring nur einzelne Scenen und Charaktere. Wie ich dem Stück die Grundidee gegeben hatte, gab er den Titel, und so kam „Der Salzdirector" zu Stande. Das Stück war nicht übel, hatte gute Rollen, manche belustigende Scene, aber den entschieden dramatischen Fehler, daß es alle komischen Effecte bereits im ersten Act abnutzte und so in der Wirkung von Act zu Act sich abschwächte.

Im Sommer 1849 wurde ich noch einmal zur Landwehr eingezogen, stand als Vicefeldwebel mit meinem Bataillon in Magdeburg und wurde zum Officier befördert. Aber ich hatte keine Uniform und mußte also auf acht Tage beurlaubt werden, um sie zu beschaffen. Ich reiste über Berlin auf mein Gut und hatte die Uniform auf den Tag der Rückkehr in meiner Berliner Wohnung bestellt. Zufällig sollte an jenem Abend „Der Salzdirector" in Berlin zum ersten Mal gegeben werden. Kaum also angekommen, zog ich die neue, ungewohnte Tracht an und eilte in das Theater, wo die letzte Probe in vollem Gange war. Jubelnd wurde ich begrüßt, Alle waren in bester Laune über das Stück, dessen Erfolg unzweifelhaft schien. Als die Probe aus war, ließ ich mich im Schmuck meiner neuen Würde bewundern, aber da saß Alles nicht richtig, und namentlich die Damen schüttelten den Kopf. Nun nahmen sich Frau von Lavallade und Fräulein Auguste von Hagn meiner Toilette an und brachten auch wirklich alles Verkehrte in Richtigkeit. Mit dem Stück gelang es ihnen nicht so gut. Gern, der einen etwas übertriebenen kleinstädtischen Kammerdeputirten zu spielen hatte, war aus Zufall oder Absicht auf den Einfall gekommen, die Maske eines, gerade in den Tagen vielgenannten Kammermanns der Opposition zu wählen, dessen Portrait sogar in allen Kunsthandlungen hing. Das verstimmte das Publicum; mit Gern's Auftreten, ganz im Gegensatz zu sonst, war alle Heiterkeit fort, und das Stück spielte sich erfolglos zu Ende. Wir beiden Autoren sahen ziemlich verblüfft dem Mißerfolg zu und kamen gedrückt aus dem Theater. An jenem Tage, der mir Epauletten, aber keinen Schriftstellerlorbeer gebracht hatte, gab ich meinem Hauptmann aus Erfurt Recht: „Das Schriftstellern ist ein unsicheres Metier."

Da ich doch nun einmal bei dem Berichten der Mißerfolge bin, will ich noch einen andern erzählen, der dem ersten in nicht allzu langer Zeit folgte. Ich hatte einen jungen, hochgebildeten braunschweigischen Officier in Rom kennen gelernt und seinen gründlichen Vorstudien, seinem feinen Kunstverständniß manchen Gewinn für den dortigen Aufenthalt zu verdanken gehabt. Er brachte auch meinen schriftstellerischen Bestrebungen freundschaftliche Theilnahme, wohlwollende Kritik und geistvolles Verstehen entgegen. Der Wunsch des Weiterverkehrens mit dem Freunde, die Förderung, die mir der persönliche Gedankenaustausch brachte, führten mich zu verschiedenen Malen nach Braunschweig, wo ich auch ein vortreffliches Theater fand, das meine Stücke mit besonderer Vorliebe aufführte. Die Braunschweiger Bühne hatte damals einen feingebildeten, schriftstellerisch hochbegabten Lenker am Hofrath Dr. Köchy, dem ich schnell näher trat. Köchy wäre vielleicht einer unserer productivsten dramatischen Schriftsteller geworden, denn er hatte eine ganze Reihe von gut erfundenen Stoffen, schrieb geistvoll und kannte die Bühne sehr genau. Kränklichkeit und eine unüberwindliche Schüchternheit, die man fast Mangel an Selbstvertrauen nennen konnte, hielt die Bearbeitung und Vollendung seiner Stoffe zurück. Außerdem fand ich in Braunschweig eine

Schauspielerin, die mich sehr anzog, und die es verdient, in erste Reihe gestellt zu werden, wenn man die hervorragendsten Künstlerinnen des deutschen Theaters nennt, die zu früh verstorbene Sophie Schütz, geborne Höffert. Schon als ich noch Schüler in Magdeburg war, hatte sie mir bei Gelegenheit eines dortigen Gastspiels einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Sie war das erste Gretchen im Faust, das ich sah, und von allen den vielen Gretchen, die ich später kennen lernte, die vollendetste. Natur, Wahrheit, der Stempel reichster, anmuthigster Weiblichkeit charakterisirten alle ihre Leistungen. Feiner, immer treffender Humor stand ihr zu Gebot, wie der Ausdruck tiefster Empfindung. Ich sah sie in mehreren meiner Stücke, die mir der gütige Director Köchy vorführte, hatte sie doch auch die etwas chargirte Kleinstädterin Angelica im Salzdirector gespielt und das Stück über alle Klippen durch ihre Meisterleistung fortgeführt. Was war natürlicher, als der Wunsch, ein Stück eigens für die Braunschweiger Bühne, mit der Hauptrolle für Sophie Schütz, zu schreiben? Aber die Stunde, in der ich meinen Stoff wählte, muß keine glückliche gewesen sein. Das Stück hieß: „Eine Frau, die zu sich selbst kommt“, und die Hauptrolle natürlich Sophie. Ich schickte es der Künstlerin mit den Worten: „Wenn meine Sophie liebenswürdiger oder Sie nicht Sophie Schütz wären, könnte ich schreiben: „Eine Sophie, die zu sich selbst kommt.“

Wenige Wochen darauf sollte das Stück aufgeführt werden und ich reiste dazu nach Braunschweig. Köchy hatte seine besten Kräfte dazu zusammengestellt, die sorgfältigen Proben, unter des vortrefflichen Kettel Leitung, der selbst die männliche Hauptrolle inne hatte, gingen musterhaft und wir waren uns Alle nichts Schlimmes gewärtig, wenn auch Kettel, der talentvolle Bearbeiter und Verfasser von „Richard's Wanderleben“, mancherlei Ausstellungen machte.

Endlich war die mit Ungeduld erwartete Theaterstunde da. Ich war auf der Bühne, die Darsteller meines Stückes um mich her, und wir verabredeten, uns nach Schluß der Vorstellung wieder auf der Bühne zu treffen, da ich am nächsten Morgen abreisen mußte, und noch von Allen Abschied nehmen wollte. Man brachte die Requisiten der Frau Schütz. Da lag auf der Tapisseriearbeit in dem Arbeitskörbchen ein schöner Kranz von Lorbeerblättern und bunten Camelien, der nicht in's Stück gehörte. Sophie Schütz warf ihr Taschentuch darüber, um ihn mir zu verbergen, aber ich hatte ihn schon entdeckt und leicht errathen, daß er mir zugedacht war.

Nun fing das Stück an, das neben vielen anderen Mängeln auch den einer unklaren Exposition bei unnöthig verworrener Intrigue hatte. Ich saß noch immer ganz zuversichtlich neben dem noch zuversichtlichern Freund Köchy in der Loge, die Darstellung war in allen Rollen vortrefflich, das Publicum, das von meiner Anwesenheit wußte, in bester Absicht, sich zu amüsiren, ja, voreilig im Beifall. Aber es wurde matter und matter, die Situationen, die wir für fast zu derb komisch gehalten hatten, faßten nicht mehr, Niemand lachte und unter der unheimlichen Stille der Enttäuschung fiel der Vorhang über den ersten Act. „Die Situationen sind nicht klar geworden!“ sagte Köchy verzweifelt, „dadurch geht alle komische Wirkung verloren, die wir, die das Stück kennen, doch empfinden. Ich hätte Lust, den Regisseur Kettel herauszuschicken, um den Leuten zu erzählen, um was es sich handelt, sonst muß uns der zweite Act auch verloren gehen!“ Aber schon ging der Vorhang wieder auf. Der practische Kettel hatte der matten Stimmung keine

Zeit lassen wollen. Mühselig ging der zweite Act hin, man lachte noch hier und da, versuchte eine Theilnahme, aber still und stumm senkte sich der Vorhang beim Schluß. Ich war in einem Zustand niederdrückendsten Beschämtseins, den der freundschaftliche Köchy vergebens fortzudemonstriren versuchte. Alle seine Vorschläge zu Umarbeitungen und Streichungen schienen mir hoffnungslose Wiederbelebungsversuche eines dem Vergessenwerden anheimgefallenen Machwerkes. Es gehörte mein ganzer Muth dazu, um mich meiner Verabredung zu erinnern und zum Lebewohlsagen auf die Bühne zu gehen. Ich fand sie leer. Sophie Schütz war in ihrer Garderobe, um sich zum nächsten Stück umzuziehen, Herr Kettel bereits nach Hause gegangen, alle Anderen verschwanden, wie mein schöner Camelienkranz. Sophie Schütz habe ich nicht wieder gesehen. Ein Jahr später wurde sie das Opfer der Cholera.

Der Zustand eines durchgefallenen Autors ist schwer zu schildern Niedergeschlagenheit, Scham und nüchternste Abspannung carrikiren seine Stimmung zum Lebensüberdruß. Als ich am andern Morgen zum Bahnhof ging, meinte ich, jeder Begegnende auf der Straße müsse mir mein durchgefallenes Stück auf dem Gesicht ansehen und scheu drückte ich mich in eine Coupéecke. Aber der einzige Reisegefährte ließ mich nicht lange in meinem trüben Brüten. Es war ein ältlicher Berliner Rentier, der eben von einer Vergnügungsreise zurückkehrte. Damals, in den Anfängen der Eisenbahnzeit, hielt man es noch für höflich, den Reisegefährten die Unterhaltung zu machen, und diese Höflichkeit übte der alte Herr in ausgedehntestem Maße. Er erzählte von allen seinen Reisen, denn er machte seit vielen Jahren jährlich eine Reise. „Warum auch nicht? Geld habe ich dazu!“ aber er schloß jeden Bericht mit den Worten: „Aber Alles haben wir in Berlin auch und viel schöner!“ Auch den Brocken, den wir in der Ferne liegen sahen, hatte er bereist und erzählte davon so komisch, daß alle meine Trübsal schnell vergessen war. Eine neue Lustspielfigur blühte mir auf aus den Ruinen der Frau, die so unglücklich zu sich selbst gekommen war, und fast wörtlich legte ich schon wenige Wochen nachher die Erzählungen des Reisegefährten, den mir der Zufall zugeführt hatte, dem Rentier Fichtenberger in dem dramatischen Scherz: „Der Brockenstrauß“ in den Mund. Die Brockenaussicht hatte den Hintergrund dazu gegeben. Gern's urkomische Darstellung verhalf dem kleinen Stückchen in Berlin zu einer freundlichen Aufnahme, so daß es einem spätern, viel bessern Stück: „Das Herz vergessen“, den Rang ablief.

V.

Der Muth zu neuen Productionen, war durch die Mißerfolge doch gelähmt. Ein mehractiges Lustspiel, das ich nach einer geistreichen Schückingschen Novelle geschrieben hatte „Nur keine Liebe“ war von keiner Bühne angenommen worden und die Aufgabe die ich mir gestellt hatte, der deutschen Bühne das feinere Conversationsstück zu schaffen, das die Franzosen zu solcher Meisterschaft gebracht hatten, sowol in der Composition als in der Darstellung, schien gescheitert. Diese reizenden Stücke, in denen Scribe unerreicht ist, bei denen man lächelt, heiter wird, sich geistreich angeregt fühlt, bei denen man aber weder weint noch lacht, die dem Schauspieler, der die gesellschaftliche Form beherrschen, dem die Bildung zu Gebot stehen muß, weder lauten Beifall noch eigentlich große Anerkennung einbringen, mußten das Privile-

gium der Franzosen bleiben. Die Sprache unterstützt den Dichter in seiner Aufgabe, die der Nation angeborene Leichtigkeit in der äußern Form, und der Geschmack, den die Franzosen am Causiren finden, reizt die Zuschauer. Den Schein der Bildung hat die Nation immer vor uns Deutschen vorausgehabt. Freilich auch nur den Schein. Das macht ein Genre dramatischer Production dort möglich, zu dem uns die Leichtigkeit der Conversationswendungen in der Sprache, die Darsteller und das Publicum fehlen. Hätte sich dies Genre auf der deutschen Bühne einführen lassen, so glaube ich noch heute, daß ich in ihm das Feld gefunden hätte, auf das mich Begabung und die Zufälligkeiten der Erziehung hinwiesen. Wie diese Gattung selbst eine bescheidene Mittelstufe einnimmt, so traute ich mir auch nicht zu, mehr als zu der Kräfte zu besitzen. Auf dies Genre für Deutschland verzichten hieß also meine ganze Begabung für die Bühne mit aufgeben.

Aber ich bin mir bewußt den Grund eines Mißerfolges nie anderswo, als in meiner Production selbst gesucht zu haben, und nur die augenscheinlichsten Beweise eines mir entgegentretenden bösen Willens oder feindlicher Absicht haben mich von diesem überzeugen können. An denen hat es freilich auch nicht gefehlt, aber die gehören nicht in diese harmlosen Erinnerungen. Ich wollte also die Franzosen an der Quelle kennen lernen, und da mir ein Aufenthalt an der See verordnet wurde, beschloß ich erst einige Wochen in Trouville und dem Havre zuzubringen, um dann den Winter in Paris zu verleben, und mich ganz dem Studium des Theaters zu widmen.

Auf der Hinreise besuchte ich Levin Schücking in Köln. Wie angenehm, wie anregend plauderte es sich an seinem Theetisch, wie wohl war Einem bei den schönen, geistreichen und talentvollen Menschen. Natürlich wurden Pläne zu Productionen besprochen. So weiß ich nicht, wer von uns Dreien im Plaudern es als einen brauchbaren Conflict hinstellte, daß ein junges Mädchen, durch Zufall oder Mißverständniß, in das Haus eines unverheiratheten Herrn käme, von dem sie annähme, daß er mit ihrer Freundin verheirathet sei. Die Anfangs unbefangene Zutraulichkeit müsse dann in unbewußte Neigung umschlagen, und die Liebe natürlich den Schluß machen. Ich war gleich dabei den Plan eines Lustspiels zu entwerfen, als mich Frau Schücking unterbrach und scherzend rief: „Vielleicht mache ich das auch, also kein Wort weiter, sonst stören wir uns gegenseitig in unseren Erfindungen, und weshalb sollten nicht aus derselben Grundsituation ganz verschiedene Dinge werden?"

Ich sah an jenem Abend die liebenswürdige Frau zum letzten Mal, die anmuthige Novellistin, deren Ehe, aus der der Tod sie so früh riß, eine Novelle, aber eine glückliche gewesen war. Durch ihren ersten schriftstellerischen Versuch war Louise von Gall mit Levin Schücking in Briefwechsel gekommen, ohne daß sie sich kannten. Der Briefwechsel war immer persönlicher geworden, und so hatten sie sich verlobt ohne sich jemals gesehen zu haben. Das erste Zusammenkommen sollte entscheiden uud es entschied für eine glückliche Ehe anregendsten geistigen Zusammenwirkens.

Ich ging nach Trouville, wo es erbärmlich langweilig für mich war, denn die französische Gesellschaft schloß sich vollkommen gegen die Fremden ab, und einsam sein unter einem Gewühl heiterer geselliger Menschen, ist doppelte Einsamkeit. So war ich auf meine Bäder, meine einsamen Spaziergänge und meine Schreibmappe angewiesen und schrieb, in der frischen, freundlichen Erinnerung an den Schücking'schen Theeabend, ein Lustspielchen: „Seine Frau". Ich schickte es nach Berlin, und es wurde aufgeführt, ehe

ich in die Heimat zurückkehrte. Das schöne Fräulein Bernhard hatte die Hauptrolle gespielt, war aber gleich darauf von der schmerzhaften, langwierigen Krankheit ergriffen worden, die ihrem jungen und hoffnungsreichen Leben ein frühes Ende bereitete. So verschwand das Stück vom Repertoire in Berlin, und ich habe es nur einmal viele Jahre später bei Hof aufführen sehen. Viel Lebenskraft hatte es aber auch nicht, obgleich ich nie habe verstehen können, welche Fehler der Bearbeitung der glücklichen Fabel den Erfolg verkümmerten.

Ich hatte mein Stück fast vergessen, denn Jahre waren darüber hingegangen, als mir die Freundin Charlotte Birch-Pfeiffer im Sommer 1866, den sie in Potsdam zubrachte, wo auch ich einige Wochen verlebte, während ich noch Intendant des Theaters in Schwerin war, ein einactiges Stückchen, „Der Herr Studiosus", als Manuscript zur Beurtheilung gab. Seit Jahren hatten wir die Gewohnheit, uns gegenseitig unsere Arbeiten, meist ehe sie fertig waren mitzutheilen, vorzulesen, wenn wir an einem Orte waren, zu schicken, oft actweise, wenn wir uns nicht sehen konnten. Diese gegenseitige Theilnahme, Rücksichtslosigkeit im Urtheil, dies Helfen, wodurch oft eine ganze Scene oder Rede dem Andern in sein Stück vom Freunde hineingeschrieben, meist adoptirt, zuweilen aber auch wol mit Protest wieder herausgestrichen wurde, hatte etwas überaus Komisches, aber Beglückendes und Förderndes. Wir behandelten unsere Stücke mit Allem, wodurch wir ihnen nützen konnten, wirklich gegenseitig wie Jeder sein eigenes, und so aufrichtig, daß Charlotte Birch-Pfeiffer mich immer ihren groben Freund nannte. Auch diesmal sagte ich ihr wenig Schmeichelhaftes über ihren Studiosus. Sie glaubte mir um so eher, als sie sich selbst kein Talent für das eigentliche Lustspiel zutraute, und bedauerte nur, daß ihr der allerliebste Stoff, den sie einer Schücking'schen Novelle entnommen hätte, verloren ginge. Mir war das Stück in einzelnen Wendungen gleich wie Altbekanntes entgegengetreten, aber das war in den mannigfachen Aufregungen des Jahres 1866 schnell vergessen.

Einige Monat später schickte mir Charlotte Birch-Pfeiffer das Stückchen gedruckt nach Schwerin. Sie hätte es doch, vorsichtshalber, der Frau Frieb-Blumauer gezeigt, und da die es nicht so schlecht fände als ihr grober Freund, hätte sie die Druckkosten daran gewagt. Ich gab das Stück meinem Regisseur, dem einsichtsvollen Komiker Günther, der selbst glücklicher Bearbeiter und Verfasser von verschiedenen Stücken war, zur Beurtheilung. Günther kam am andern Tage, und sagte: „Aber in dem Stück habe ich ja vor einer ganzen Reihe von Jahren schon gespielt. Freilich hatte es einen andern Titel, war auch nicht ganz dasselbe, aber sonst stimmt es Scene für Scene." Ich bestritt das als unmöglich, denn ich hatte das Stück, und zwar unvollendet, erst diesen Sommer entstehen sehen. Aber Günther blieb bei seiner Meinung, stöberte in der Theaterbibliothek und kam triumphirend mit einem verstäubten, vergilbten Theaterbuch an: „Die gnädige Frau" von Louise von Gall.

Nun fielen mir die Schuppen von den Augen. Die geschwisterliche Aehnlichkeit mit meinem Lustspiel „Seine Frau" die mir gleich den Birch-Pfeiffer'schen Studiosus hatte bekannt erscheinen lassen, war erklärt; denn dieser war wirklich nichts weiter als die dramatische Rückübersetzung der von Schücking zu einer Novelle umgeschaffenen „Gnädigen Frau". Oder hatte Schücking die Novelle mit dem Stück seiner Frau zusammen geschrieben? Charlotte Birch-Pfeiffer war im vollen Recht, sie hatte ihre Quelle ge-

nannt, und ihr Herr Studiosus, der sich in der Darstellung viel besser machte als im Lesen, ging seinen bescheidenen Weg über viele Bühnen.

Aber ich will nach der zweiten Abschweifung nicht wieder nach Trouville, dem übrigens reizenden Badeorte an der Felsenküste der Normandie, zurückkehren, sondern gleich mit meinem pariser Aufenthalt fortfahren. Ohne Galerien und Kunstsammlungen der prächtigen, für den Fremden so anziehenden Stadt, in der es sich so herrlich flaniren ließ, zu vernachlässigen, war doch das erste Studium dem Theater gewidmet, und den Abend hätte ich für einen verlorenen gehalten, den ich nicht in irgend einem Theater zugebracht hätte. Neben dem Théâtre français stand damals das Gymnase mit der unvergleichlichen Rose Chérie in höchster Blüthe, und ich sah an demselben, neben einer ganzen Blumenlese graciöser Scribe'scher Stücke auch eine, freilich mehr als verpfuschte Bearbeitung des Faust, die nur den Reiz hatte, daß Rose Cherie das allerdings mehr französische als deutsche Gretchen mit unvergleichlicher Naivetät und Anmuth gab. Sonst war des Tollen genug hineingekommen, wovon ich hernach Manches in dem Gounod'schen Fausttext wiederfand. Auch damals war Monsieur Siebel der schmachtende Brakenburg Gretchens und der Spielball von Mephisto's Teufelsmuthwillen. So wurde er unter Anderm in einen Baumstamm in Marthas Garten hineingezaubert, um so der Zeuge einer fast unmöglichen Liebesscene zwischen Faust und Gretchen zu werden, die nur dadurch nicht über alles Maß des Erlaubten hinausging, daß der im Baum grunzende Siebel sie immer wieder störte. Der vortreffliche Bressant, kurz vor seinem Uebertritt zum Théâtre français, spielte den Faust, und zwar als feurigen Liebhaber, hinreißend. Fréderic Lemaitre sah ich nur im Erlöschen und doch leuchteten durch seinen Paliasse (Bajazzo und seine Familie) noch die Funken und Blitze versunkener Genialität hindurch, das pariser Publicum aber, das dankbarste der Welt für seine Lieblinge, belohnte die kaum mehr künstlerische Leistung durch einen nicht enden wollenden Beifall. Man sah, es beklatschte alle Erinnerungen an vergangenem Triumphe mit.

In einer merkwürdigen Vorstellung sah ich Bouffé, nach fast zweijähriger Abwesenheit von der Bühne, die er geisteskrank in einer Heilanstalt zugebracht hatte, als fast Fünfzigjährigen, in seiner, von ihm geschaffenen Glanzrolle des „Gamin de Paris" wieder auftreten. Die hervorragendsten Schauspieler aller pariser Theater hatten sich zu der Vorstellung vereinigt, jede Rolle, bis zu dem Bedienten, der die Chocolade hereinträgt, war durch einen Künstler ersten Ranges besetzt, und das Publicum belohnte die Worte des Lieblings mit lautem Jubel. „C'est Arnal, Arnal, qui sert le chocolat!" rief man durch das ganze Haus. Und wie spielte Bouffé den halbwachsenen Jungen, das Steckenpferd aller unserer deutschen muntern Liebhaberinnen seit dreißig Jahren! So wahr, so mit dem Staub der Straße an der ganzen Erscheinung, so virtuos in allen den Lümmeleien und Knabenspielereien des Straßenjungen. In ihm lernte man ein ganzes Stück Paris kennen. Ich habe diesen sogenannten Taugenichts auf der deutschen Bühne seitdem nicht wieder ertragen können.

Auch das erste Auftreten der blendend schönen, damals kaum achtzehnjährigen Madelaine Brohan in der ersten Aufführung der Contes de la reine de Navarre konnte ich mit erleben, und verdankte das nur dem Dichter Eugene Scribe persönlich, an den mir der immer gefällige, freundschaftliche

Meyerbeer einen dringenden Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. Sonst hätte ich auf Wochen hinaus kein Billet zu der Vorstellung bekommen.

Scribe, eher klein als groß, mit schlichtem grauen Haar, fein geschnittenen Zügen und geistvollen, dunklen Augen, sauber, fast pedantisch in seiner ganzen Erscheinung, gemessen, ernst in der Rede, empfing mich sehr freundlich, und das war dem viel beschäftigten Manne, dem übermäßig fleißigen doppelt anzurechnen. Er hatte damals drei Stücke in Probe, außer den Contes noch eine Oper Casilda in der Opera comique, und ein Stückchen im Gymnase.

Nach der Vorstellung der Contes de la reine de Navarre, die einen glänzenden Erfolg hatten, besuchte ich den Dichter wieder. Er wollte wissen, ob sein Stück in Deutschland wol einen ähnlichen Erfolg haben würde als sein Verre d'eau. Ich versicherte das mit gutem Gewissen, noch ganz erfüllt von der Pariser Darstellung, und setzte unvorsichtig hinzu: „Namentlich die Figur des Königs Franz I.; die Scene, in der die Schwester ihn durch die Erinnerung an die Mutter bewegt mit ihr anzustoßen, und ihn so vom selbstgewählten Hungertode errettet, wird in Deutschland noch gerührter aufgenommen werden als hier!"

Scribe wurde sehr ernst. „Der zweite Act", sagte er, „wie überhaupt die ganze Figur Franz I., ist von Legouvé, meinem Collaborator."

Das hätte ich, der ich die Scribe'schen Stücke so genau kannte und so eingehend studirt hatte, wissen müssen. Ich half mir also so gut ich konnte, und zeigte ihm wenigstens, daß ich Bescheid wußte in seinen Werken. „So kennen Sie unsere Literatur!" rief er. „Welcher Vorzug. Wir, ich wenigstens, kenne so gut als nichts von ausländischen Werken!"

„Und doch!" sagte ich, „haben Sie eine Perle unserer dramatischen Literatur, „Die Geschwister" von Goethe der französischen Bühne angepaßt."

Scribe wurde roth. „Das danke ich wieder einem Mitarbeiter", erwiederte er, „der das Stück einfach übersetzt hatte und mir zur Begutachtung brachte. So war es für uns in der That nicht brauchbar, ich erwarb die Uebersetzung und arbeitete es um, wodurch es poetisch sicher nicht gewonnen hat, aber ganz freundlichen Eindruck machte."

Ich fragte nun, wie überhaupt ein Zusammenarbeiten möglich sei.

„O, bei den kleinen Vaudevilles ist das leicht. Der Eine bringt die Idee, dann wird die charpente, der Aufbau, gemeinsam gemacht, und das ist meist meine Arbeit gewesen, dann vertheilten wir uns die Scenen, namentlich nach den Figuren, die Einem oder dem Andern am meisten zusagen. Oft macht auch nur Einer die Ausführung und der Mitarbeiter fügt hier und da eine Wendung, einen Einfall hinzu, streicht zusammen und erweitert, wie es ihm gut dünkt. Die Couplets hat dann oft wieder ein dritter Mitarbeiter gemacht, der weiter keinen Antheil an dem Stück hatte. Mit den größeren Stücken ist es viel schwerer. Dazu gehört ein genaues Besprechen, und ein Feststellen des Entwurfes bis in die kleinsten Details. Die Ausführung selbst ist dann die kleinere Arbeit, obgleich sich bei ihr oft Dinge herausstellen, die den ganzen Plan erschüttern. So ist es uns noch eben mit den Contes de la reine de Navarre gegangen. Ich hatte mir das Stück wie ein graciöses Lustspiel gedacht, und wer die Originalerzählungen, das Leben der muthigen und übermüthigen Margarethe kennt, kann sich dieselbe auch kaum in anderen als heiteren Conflicten denken. Legouvé war nun gleich im zweiten Act, der Ihnen so gefallen hat, in einen ernsten, fast tragischen Ton gefallen, der aber immerhin einen guten Hintergrund für

die folgenden Lustspielacte bildete, wenn dadurch auch der König Franz fast zur Episode wurde. Nun hatte aber Legouvé auch den fünften Act zu machen, und brachte ihn mit ganz tragischem Ausgang, eigentlich wider die Verabredung. Ich protestirte, aber wir konnten uns nicht einigen. Da beschlossen wir denn Jeder einen fünften Act zu machen, beide den Schauspielern vorzulesen und durch Abstimmung entscheiden zu lassen, welcher genommen werden solle. Fast einstimmig acceptirte man den meinigen, und nun gab es doch noch Vieles an dem Stück umzuarbeiten, was aber mein Freund Legouvé bereitwilligst übernahm."

Ich konnte meine Verwunderung darüber nicht zurückhalten, daß man es gewagt hätte die Hauptrolle des neuen Stückes, die obenein eine der schwierigsten Damenrollen sei, die ich kannte, einer Debutantin anzuvertrauen, die in ihr zum ersten Mal die Bühne betrat.

„Haben Sie ihr davon auch nur das Geringste angesehen?" fragte Scribe lächelnd. „Wir haben ja die Rolle besonders für sie geschrieben und das Wagstück war nicht so groß, denn wir kannten ihr Talent und ihre Schönheit vom Conservatoire her. Außerdem stand ihr Lehrer Samson für sie ein. Mit dem hatte sie die Rolle so genau studirt, daß ihr keine Modulation der Rede, kein Accent, keine Fingerbewegung fehlte, als die Proben angingen, und dann machte sie noch über vierzig Proben des Stückes mit."

Da hatte ich freilich gleich die Erklärung des musterhaften Ensembles der französischen Aufführungen. Und welcher Gewinn für die Autoren, die Alle diese Proben mitmachen. Wie lernen sie die Bühne kennen, und alle die kleinen und großen Effecte, mit denen der Schauspieler wirken kann. In Deutschland stehen die dramatischen Schriftsteller, wenn sie nicht selbst Schauspieler oder Directoren sind, der Bühne viel zu fern, und entbehren so einer unerläßlichen Schule.

Noch eine andere Bekanntschaft verdankte ich der Freundschaft Meyerbeer's, der bald nach mir selbst nach Paris kam, ich glaube, „um sein Feldlager in Schlesien" zum „Nordstern" umzuwandeln. Gefällig wie immer, fragte er, was er für mich thun könne, und ich bat ihn, mich bei Alexander Dumas einzuführen. Das that er denn in liebenswürdigster Weise. Dumas bewohnte ein ganzes Haus, obgleich er keine Familie hatte, damals keinen Menschen zu sich einlud und im vollen Sinn des Wortes für sich lebte. Was das untere Stockwerk beherbergte, weiß ich nicht; die obere Etage war zu einem einzigen großen Saal umgebaut. Ein Mohr öffnete die Thür, schob die schwere türkische Portière bei Seite und ließ mich ein. Dumas, eine große, herkulische Gestalt, mit breiter Brust, war allein in dem großen Gemach und empfing mich am Schreibtisch, ungenirt, fast wie einen genauen Bekannten, da er doch sicher meinen Namen kaum im Meyerbeer'schen Einführungsbriefe gelesen hatte, und gewiß nicht auszusprechen im Stande gewesen wäre. Er bat mich einen Augenblick zu warten, da er noch einen Artikel zu redigiren hätte, auf den der Diener schon warte. Das hinderte ihn aber nicht unaufhörlich Unterhaltung zu machen, als schriebe er nur mechanisch. Mir aber gab es Muße, das wunderliche Zimmer genauer in Augenschein zu nehmen. Es war, wie gesagt, ein einziger großer hoher Saal, ohne Fenster, denn die ganze Fensterseite war ein schräg herausgebautes Glashaus, eine Art Wintergarten mit allerlei Palmen und exotischen Pflanzen, aber bunt, verwuchert, ungepflegt zusammengestellt. Um die drei anderen Seiten des Saales, etwa zehn Fuß von der Wand, gingen Vorhänge, von schwerem türkischem Stoff, ge-

tragen von barock geschnitzten Säulen, auf deren jeder eine phantastische Statuette, sei es ein schleichender Kabyle, oder ein Zigeunerweib, oder eine unheimliche Hexengestalt, oder endlich mittelalterliche Knappen oder Krieger. Das einzige Möbel im Saal war der gewaltige helleichene Schreibtisch und wenige, wie zufällig umhergeschobene Sessel, hier und da einzeln zerstreut.

„Ich bin fertig, das heißt mit diesem Artikel, sonst bin ich nie fertig!" rief Dumas, nachdem er mir schon weitläufig von seinem Theater erzählt hatte, dem Théâtre historique (später als Théâtre lyrique zur dritten Pariser Opernbühne eingerichtet, und als solche die Wiege von Gounod's Faust).

Da wurden nur seine eigenen Stücke gegeben, oder solche, die nach seinen Novellen oder Romanen bearbeitet waren. Ich wußte bereits, daß Dumas Besitzer und Director dieses Theaters sei, sich selbst die Stücke schreibe, sie persönlich einstudire, Costüme und Decorationen eigenhändig entwerfe. Ich konnte mich sofort von allem dem selbst überzeugen.

Dumas war also aufgestanden, hatte geklingelt und dem Mohren sein Blatt für die Druckerei übergeben.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich geschrieben habe", sagte er, „aber daran sind Sie Schuld, und ich danke Ihnen dafür. Ich werde nun das Vergnügen haben, mich mit Spannung und Ueberraschung morgen selbst zu lesen."

Er reichte mir dabei die Hand, sei es zum leicht verdienten Dank, sei es nun erst zum Willkommen. „Ach, Sie sehen sich verwundert mein Zimmer an!" fuhr er dann fort. „Ja, das ist die allerpraktischste Wohneinrichtung, wenigstens für mich, denn hier habe ich Alles beisammen."

Er zog einen Vorhang nach dem andern auf. „Sehen Sie, hier ist mein Schlafzimmer!"

Da stand ein gewaltiges niedriges Ruhebett, mit einem Löwenfell davor, natürlich selbsterlegte Beute nach Dumas' Ausspruch.

„Da ist meine Badeanstalt, da mein Eßzimmerchen! Hier mein Ankleidezimmer, Alles hell genug, denn das Licht, das der Vorhang nicht schon durchläßt, fällt von der Decke über demselben hinein und Nachts brennen überall Ampeln. An jener Wand ist meine Bibliothek, sie braucht nicht groß zu sein, denn ich habe alle historischen Quellen im Kopf. Zwei Abtheilungen brauche ich für meine Manuscripte!" Er hob die Vorhänge, und da lagen wirklich bunt durcheinander, theils in Rollen zusammen gebunden, theils zu Packeten eingeschnürt, wahre Ballen verstaubten Papieres.

Ich sah ihm erstaunt in das geistvolle Gesicht. Die starken Züge, die etwas aufgeworfene Nase, die vollen Lippen, und zumeist das wollige, krause druckschwarze Haar, mit den ersten Spuren des Grauwerdens, ließen leicht die Mulattenabstammung erkennen. Das große, kluge Auge sah mich lächelnd an, und schien sich meines Staunens zu freuen.

„Ja, das Alles, und noch viel mehr, das sich Gott weiß wohin verloren hat, schrieb ich selbst", rief er, „und die dummen Leute wollen mir nachsagen, ich ließe mir meine Bücher von Anderen schreiben. Hätte ich nicht mehr Zeit zum Lesen gebraucht, als zum Selbstschreiben, die Mühe des Corrigirens ungerechnet?"

Ich mußte ihm wirklich mein Staunen über diese kolossale Arbeits- und Productionskraft aussprechen.

„Ja", sagte er, „die Erfindungsgabe verläßt mich nie. Ich erfinde immer, auch wenn ich Anderes thue, auch in diesem Augenblick. Und um

Zeit zum Schreiben zu haben, mußte ich mir freilich meine Lebensweise auf meine Manier einrichten. Für mich giebt es nicht Tag, nicht Nacht. Ich schlafe, wenn ich müde bin, esse, wenn mich hungert. Dazu müssen freilich ein Paar von meinen Leuten immer zur Hand sein und Alles bereit halten. Habe ich ein paar Stunden geschlafen, klingele ich um ein Bad, dann geht's an den Schreibtisch. Fühle ich mich nicht mehr aufgelegt zum Schreiben, schlafe ich wieder oder esse. Nur die Theaterproben halte ich pünktlich ein, aber oft schreibe ich auf der Bühne den zweiten Act, während sie schon den ersten probiren. Richtig, in einer halben Stunde muß ich in die Probe, und Sie werden mich begleiten. Ich bin aber noch nicht angezogen."

Er klingelte und verschwand mit dem Diener hinter dem Vorhang des Toilettenzimmerabschlags. Die Unterhaltung ging indessen weiter. Ich war nahe daran Alles für Fanfaronade zu halten, aber nun kamen Besucher über Besucher: Schauspielerinnen die Auskunft über ihre Rollen haben wollten, der Garderobier, der Proben von Stoffen zur Auswahl brachte, der Theatersecretair, dem ein Brief an die Behörde dictirt wurde. Dumas fertigte Alle ab, ohne hinter seinem Vorhang hervorzukommen. Als er fertig war, stiegen wir zusammen in den schon bereiten Wagen, alle fünf Minuten mußte gehalten werden, denn immer noch kamen Menschen mit Anfragen, meist für das Theater, aber auch mit allerlei sonstigen Anliegen.

Endlich kamen wir im Theater an, und die Probe begann. Dumas leitete sie als Oberfeldherr so exact, so geistvolle Pointen dazwischen donnernd, dabei Allen Auskunft gebend, daß es mir erklärlich wurde, wie er, mit eigentlich unbedeutenden schauspielerischen Kräften, denn nur die Hauptfächer waren tüchtig besetzt, so exactes Ensemble, so geistreiche Effecte hervorbringen konnte. Es war wirklich sein Genie, das Alles schuf. Ich habe vortreffliche Vorstellungen in jenem Theater gesehen, und da ich gleich zu denselben, wie auch zu den Proben freien Zutritt erhielt, viel Zeit dort zugebracht, unvergeßliche Eindrücke erhalten, und in jeder Beziehung gelernt.

Nun war ich aber doch einmal mehrere Tage nicht dort gewesen, und wollte die letzten Proben eines neuen Stückes sehen, dessen ersten ich beigewohnt hatte. Ich fand Alles geschlossen und der Concierge flüsterte mir achselzuckend zu: „Das Theater hat bankerott gemacht und die Gläubiger haben schließen lassen."

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Von der Isar in's Land der Seen.

Reise-Erinnerungen von **Ferdinand Hey'l.**

Vom Ufer des Walchensees zieht sich ein abgeschlossenes Gebirgsthal hinüber zum Isarufer nach Länggries, wol sechs bis sieben Stunden in die Länge. Der Fremdenverkehr regelt seine Bahnen nicht nach dieser Richtung — in die Scharnitz, nach Mittenwald, nach Partenkirchen geht der allgemeine Heerzug. Durch die Jachenau kommen Jäger, Holzfäller und hie und da ein Fremder in leichtem Wägelchen, den man aber unbesehen für einen Geschäftsreisenden nehmen und wechseln darf. Die Jachenau ist reich — ihre Bewohner sind Geldprotzen, ihre Häuser kleine Gebirgspaläste, die wie die Modelle der holzgeschnitzten Nipptischhäuser erscheinen. Wie der Canton Appenzell in der Schweiz von den wenigsten Touristen gekannt ist, weil er abseits von der großen Straße liegt, während er doch von allen Schweizercantonen noch am meisten Ursprüngliches und Originelles bietet, so geht es in kleinerm Maßstabe der Jachenau in Südbayern.

Wir hatten den Eingang in's Thal noch nicht erreicht, als ein gemüthliches Hagelwetter über uns hereinbrach und den Spiegel des zur Seite bleibenden Walchensees wie mit tausend Nadeln prickelte. Doch unverdrossen erreichen wir Dörfchen Sachenbach am Ufer des Sees und am Eingang des Jachenauer Thales. Vor uns ein Bild der drolligsten Art. Kräftige Mägde verladen den Dung der Ställe zum Transport auf die Matten und Wiesen. Ueber den festen, dickbauchigen Röcken tragen sie Männerhosen und erscheinen — da die Röcke von dem zweitheiligen Beinkleid umspannt werden — wie Gestalten anderer Welten. Rund und bauchig trägt ein urkomisches Untergestell in Gestalt zweier kolossalen Beine einen zur untern Peripherie unverhältnißmäßig zierlichen Oberkörper. Aber practisch scheint die Tracht zu sein. Sie gestattet unbeschränkte Bewegung und mit einem kühnen Griff verwandelt sich der Halbmann wieder in die zarte Tochter Eva's.

Rechts und links der Straße „Marterl auf Marterl". Diese sonderbaren Ausrufungszeichen des Gebirgs kennzeichnen die Stellen, wo Unglücksfälle erbarmungslos ein Leben forderten. Primitiv sind diese Bilder, zu deren Verständniß indeß die einzelnen Gegenstände darauf deutlich genug angedeutet sind. Ein von herabstürzenden Holzstämmen erschlagener Holzknecht liegt so platt gedrückt unter einem braunen Koloß, daß er bei dem besten Willen nicht mit dem Leben davon kommen könnte. Der von einem Wagenrad überfahrene Fuhrmann kann nicht regelrechter gerädert werden; mitten durch die liegende Gestalt geht das Rad und auf den Zirkel halbirt hat der talentvolle Maler den Unglücklichen. Ein solches Memento mori ist in der Regel, und besonders in der Jachenau, noch durch eine Abbildung der drei fürchterlich gequälten Männer im Fegefeuer geziert. Entsetzlich sind die Schmerzen offenbar, die diese Märtyrer der heiligen Schrift hier ausstehen, denn entsetzlicher könnte Höllenbreughel diese fratzenhaften Dulder nicht gemalt haben. Jedoch sind die Crucifixe, deren es gar viele in der Jachenau giebt, stattlich mit Gold verziert und herausstaffirt, damit man schon von ferne sehe: „Wir in der Jachenau können's, 's ist ja da!" Auch die Gestalten

des Hundekärrners und „Glaserers“ fehlen auf unserm Wege nicht, der Eine thut Botendienste auf Meilen Entfernung hinaus, besonders nach abgelegenen Gehöften zu, der Andere erkundigt sich nach den Wirkungen des letzten Hagelwetters und nach etwa zu reparirenden Winterschäden; das gläserne Pflaster trägt er auf dem Rücken mit dahin.

An den frischen und freundlichen, durch das ganze Thal zerstreut stehenden Häusern hin, zieht der Weg, der anfänglich auch kühlenden Waldesschatten bietet. Auffällig sind die hübsch geschnitzten Balcone, der helle Anstrich, die grünen Fensterläden und die auf jedem Hause angebrachten Glockenthürmchen, deren Zweck wol eigentlich früher eine Art Telegraphendienst war. Heute rufen sie auch zum Gebet.

Ein grundfrischer, gesunder, stattlicher und folgerichtig auch kräftiger Menschenschlag bewohnt dieses blumige, saftige Thal. Heirathen unter Verwandten sollen für den Nachwuchs eben nicht förderlich sein. Ich weiß nicht, ob der Jachenauer diesen Satz Lügen straft, aber Ehen schließen die Jachenauer fast ausschließlich „unter sich“.

Wie der Menschenschlag, so der Baumschlag in der Jachenau. Niemals und nirgends sonst habe ich so kolossale, knorrige Ahornbäume gesehen, wie sie hier wachsen und zur Kunstschnitzerei verwendet, jetzt schon ihrer Seltenheit halber mit verhältnißmäßig hohen Preisen verkauft werden. Ahornalleen sind anderwärts schon seltenere Dinge. Hier finden sie sich noch in urwäldlicher Kraft und Stärke.

Wer das Volksleben, die Sitten und Gebräuche des Jachenauer Völkchens kennen lernen will, der ankere im Wirthshaus zu Jachenau. Er findet dort ein reinliches Kneipchen, in Allem den Schilderungen echter Gebirgswirthshäuser von H. Schmidt, M. Meyr, Noë und Steub entsprechend.

Sobald das Thal sich weiter erschließt, trifft der Blick des Wanderers die schäumend dahin schnellende Isar — im Frühjahr von den zahlreichen Gebirgswassern hoch angeschwellt und deshalb in dieser Zeit auch in bedeutendem Maße der Flößerei dienstbar gemacht.

Der Holzreichthum des obern Isarthales und der grenzenden Bergeshöhen ist bekannt. Von den an den Ufern des Flusses gerade hier aufgestapelten Holzvorräthen hat man indeß kaum eine Vorstellung. Ein emsiges Leben und Treiben entwickelt sich hier vom Tagesgrauen bis in die Nacht. In dem eisigkalten Wasser, dem Abfluß der Schneemassen in den Gebirgen, waten die kräftigen Flößer ohne Anwandlung von Rheumatismen auf und ab, mit ihren eisenbeschlagenen Stangen die dahin schnellenden Stämme erhaschend. Durch Pferde werden diese dann auf das erhöhte Ufer gezogen.

Das Wirthshaus zum „Paffenstöffel“, unweit von Länggries, bot eine wohlthuende Rast nach dem siebenstündigen Marsch.

Drüben liegt, in einem Park versteckt, das Schloß Hohenburg, unser Reiseziel für heute. Auf einem Stege, wie er schwankender und haltloser in amerikanischen Urwäldern nicht gedacht werden kann, überschreiten wir einen Arm der Isar und fahren in einer Art von Canoe über den hier ziemlich breiten Fluß. Wenige Schritte über die Landstraße und wir sind im Hohenburger Park. Ein kolossaler Bau, in der Front allerdings durch Nichts unterbrochen und deshalb trotz des höher ragenden Thurmes stattlich, aber nicht gerade malerisch. Ueberall regen sich fleißige Hände. Neue Gartenanlagen schmücken den Raum vor dem Gebäude sowol, als auch im Innern des Schloßhofes — denn der Besitzer wird in Kurzem zum Besuch erwartet.

Das Schloß war ehedem im Besitz der Familie Herwarth von Bittenfeld, deren Namen die neueste Kriegsgeschichte so oft mit Ehren genannt. Aus diesem Besitz ging das stattliche Gebäude in die Hände des Baron von Eichthal in München über, welcher es vor wenigen Jahren an den Herzog von Nassau verkaufte. Im Innern vollständig umgebaut und durch den Baumeister Röhrer von München wohnlicher hergerichtet, enthält das Schloß ausgedehnte Säle und Wohnräume; eine wahrhaft architektonische Zierde ist das originelle, stattliche Treppenhaus. Das Areal, welches zum ganzen Besitz gehört, umschließt einen so stattlichen Complex von Feldern und Waldungen, welche sich bis zu den Spitzen der höchsten Berge der Gegend ausdehnen, daß eine größere Jagdgerechtsame nicht häufig zu finden sein dürfte.

Kleine Seen schmücken den Park und stattliche Oekonomiegebäude, darunter die für über hundert Stück Rindvieh eingerichteten und reich bestellten Stallungen, sind eine Zierde des Anwesens.

Auch einen Historiographen besitzt das ausgedehnte Besitzthum in der Person des Herrn Beneficiaten von Hohenburg, der den Gottesdienst in der Schloßkapelle sowol, als auch in dem Kirchlein bei Hohenburg versieht. Ein humoristischer, leutseliger „geistlicher Herr", belesen, allgemein beliebt und für die Angehörigen seiner Parochie zugänglich, wie der echte Diener der Kirche es sein soll. Seine Beobachtungen über die Sitten des Völkchens der Länggrieser Gegend erschienen mir ebenso interessant, als seine historischen Arbeiten über das Schloß Hohenburg und dessen Umgebung. Ein Stück Gelehrsamkeit, welches sich hier — vom Strom der Weltbegebenheiten entlegen — in das Gebirge gerettet hat, um in beschaulicher Thätigkeit und in philosophischem Gleichmuth herabzuschauen auf das „Treiben tief unten".

Wir standen im Schloßhof und schauten uns nach allen Seiten um mit jener dem Fremdling eigenen Neugier, welche mit einem Blicke Alles zu übersehen und zu erfassen bestrebt ist. Unsere „Touristenränzel" mochten uns wol den Bewohnern des Schlosses und den rüstigen bayrischen Arbeitern als eine seltene Erscheinung in diesen herzoglichen Räumen kennzeichnen. Aber nur wenige Minuten und um uns versammelt sahen wir die sämmtlichen Beamten Hohenburgs — die uns, der Landsmannschaft eingedenk, freudig begrüßten. Doppelt interessant mochten wir den uns Erkennenden erscheinen, brachten wir doch vielleicht Nachricht von der fernen Heimat am schönen Rhein.

Wenn je ein Fürst in total geänderter politischer Lage seiner Diener und Angestellten mit fürstlicher Munificenz gedacht hat, so ist es der Herzog Adolph von Nassau. Nicht e i n e n derselben hat er die widrige Aenderung seines Schicksals entgelten oder fühlen lassen und dankbare Herzen preisen den echt fürstlichen Sinn d i e s e s „Depossedirten". In Hohenburg fanden wir dafür allseitige Bestätigung. Eine kleine Colonie Rheinländer hat sich hier im bayrischen Gebirge angesiedelt. Darüber darf heute schon die Geschichte unparteiisch und gerecht urtheilen, daß Herzog Adolph sein Geschick mit Würde trägt und nicht verbittert jene Rücksichten aus den Augen läßt, welche die Menschlichkeit auch dem Höherstehenden gebietet. Seiner Würde als L a n d e s h e r r durch politische Umstände entkleidet, hat er die Würde des L a n d e s v a t e r s sich bewahrt. Tausende sind es, welche seit dem für ihn und vielleicht auch für sie verhängnißvollen Jahre 1866 sich an ihn gewendet — in einem kleinen Staate ist die Abhängigkeit von den Wohlthaten oder Unterstützungen des Hofes selbstverständlich größer als in jedem großen — und Keiner hat vergeblich seine Hülfe beansprucht.

Es ist gewiß ein hartes Loos, als Herrscher plötzlich das schönste Ländchen verlassen zu müssen, welches Deutschland aufzuweisen vermag, und härter noch ist es, in Selbstverbannung das Brod der Fremde zu essen, wenn dies auch noch so sorgenlos geschehen kann. Seit jene Aenderung sich vollzogen, seit Herzog Adolph seiner Väter Besitz verlassen, hat er in ruhiger Ergebung sich dem Geschick gefügt. Was er auch darob gelitten haben mag — nicht ein Schritt ist seitdem durch ihn geschehen, der nicht würdig und edel wäre. Nicht in ohnmächtigem Trotz hat er die Organe der Presse oder seinen in Nassau immerhin starken Anhang benutzt, um Propaganda für sich und die Seinen zu machen. Daß er der Aenderung der Dinge nicht zujauchzt — wer wollte dies erwarten?

Und seine politischen Fehler — er hat sie allein zu büßen; er allein hat deren Folgen zu tragen. Hat er geirrt, so trifft vielleicht seine Erziehung und einen Theil seiner Umgebung der größere Vorwurf. — Er selbst, am österreichischen Hofe stets gern gesehen, mit dem österreichischen Kaiser vertraut und befreundet, hielt in jenen Tagen eine Waffenbrüderschaft, welche den Mahnungen der überlegenden Vernunft vielleicht nicht entsprach, die aber nach menschlichen Begriffen doch eine ritterliche war. Daß er dabei mehr wagte als jeder andere deutsche Fürst, er wird sich's nicht verhehlt haben. Sein kleines Ländchen, von allen Seiten durch Preußen eingeschlossen, mußte für ihn in Frage gestellt sein, sobald er unterlag. Hat er diesen Fall nicht voraussehen wollen oder an einem solchen Ausgang gezweifelt, nun, so fiel er dem politischen Geschick zum Opfer und ist deshalb zu beklagen, aber unritterlich hat er nicht gehandelt.

Seit Herzog Adolph aufhörte, Landesfürst zu sein, lebt er seiner Familie und sucht vielleicht Vergessen in den Zerstreuungen, die ihm die Jagd oder ausgedehnte Reisen bieten.

Auch vor seinem Fall hat ein Theil der Presse seiner nicht geschont. Mit den Erträgnissen des Hazardspiels zu Wiesbaden und Ems sollte er sich bereichert haben; dies war der billige Vorwurf, den man ihm machte. Die beiden genannten Städte sind die besten Zeugen, daß er für sich Nichts, für die Verschönerung dieser Badeorte, vornehmlich des erstern, seiner Residenz, Alles verwendete. Und sein Familienleben, seine väterliche Sorge für den Kreis seiner Nachkommen, sie ehren ihn ebenso, wie der Umstand, daß er während des letzten Krieges mehr denn achtzigtausend Gulden allein an baarem Gelde aus seiner Privatschatulle für die verwundeten Krieger aufwendete; seine trefflichen Keller, seine besten Weine standen den labebedürftigen Reconvalescenten stets offen und bereit. Es galt ihm gleich, ob die Gaben seinen ehemaligen Landeskindern oder anderen Hülfsbedürftigen zu statten kamen. Wo findet sich ein Fürst wieder, der in gleicher Lage ähnlich handeln würde? Der Depossedirte unterstützte, wie kein Anderer, die Lazarethe der preußischen Krieger!

Herzog Adolph ist 1817 geboren, demnach nahezu vierundfünfzig Jahre alt, seine Depossedirung erfolgte im siebenundzwanzigsten Jahre seiner Regierung, kurze Zeit, nachdem er sein fünfundzwanzigjähriges Regentenjubiläum gefeiert. Heute lebt er fern seinem Lande, fern dem Orte seiner Geburt, fern jenen Stätten, die ihm durch ein ganzes Menschenalter lieb und werth geworden — die einzige Verbindung, die er mit der Heimat unterhält, ist die Fürsorge für die von ihm gegründeten oder von ihm bisher unterstützten Wohlthätigkeitsanstalten seines frühern Ländchens.

Hintersee.

Das stattliche Schloß in Bieberich am Rhein steht leer, er hat es nicht wieder gesehen seit jener Zeit. Im Winter in Frankfurt lebend, besucht er nur selten das auf ehemals nassauischem Boden liegende Schloß Königstein, ein Besitzthum seiner Gemahlin, der Herzogin Adelheid, einer geborenen Fürstin von Anhalt-Dessau. Fern in den bayerischen Bergen gründete er sich ein neues Heim, wol oft der ruhig dahingleitenden grünen Fluthen des Rheines gedenkend, wenn sein Blick vom Schloß Hohenburg herab auf die unruhig dahinströmende Isar fällt. Ein Bild seines jetzigen, ein Bild seines frühern Lebens.

Möge die Zeit mildern, was die Politik verschuldet und hervorgerufen, und möge der Geist der Versöhnung mit den neu gestalteten Verhältnissen bald einziehen, auch bei jenem Mann, der in Folge seines politischen Unsterns doch immerhin der Einzige ist, der diese Wandlung zu eigenem Nachtheil zu tragen hat und mit fürstlicher Würde trägt. Er war ein Mensch — sein Fehlen war menschlich, wie es jetzt sein Fühlen und sein Handeln ist.

Mit diesem Wunsche schieden wir am nächsten Morgen, nachdem wir einen heitern Abend im Schlosse Hohenburg und im Flecken Länggries verlebt. Der folgende Abend sah uns schon auf österreichischem Boden — in Salzburg.

II.

Einen größern Reichthum landschaftlicher Schönheiten als das österreichische Salzkammergut und die angrenzenden Bezirke des bayerischen Oberlandes, bietet — selbst die Schweiz nicht ausgenommen — kein Fleckchen deutscher Erde. Sind auch die Gebirge der alpinen Region nicht allerorten hier zur nächsten Hand, die Abwechselung des landschaftlichen Reizes, vor Allem die charakteristischen Seen bilden eine Fülle prächtiger Bilder und Scenerien. Dunkelgrün betten sich die Wasserspiegel in die großartigen Gebirgskessel; Achen (Gebirgsbäche) tragen weißschäumend dem See die flüssige Nahrung zu, hier aus schwindelnder Höhe herabstürzend, dort durch Felsgehänge sich brausend den Weg bahnend.

Während an einzelnen dieser wunderbaren Wasserbecken sich freundliche Städtchen, Flecken und Villen angesiedelt haben, spiegeln sich in anderen in stiller Gebirgseinsamkeit die Wände der mächtigen Felsen, die weißgekrönten Häupter der Gletscherwelt.

Nicht ohne Grund führt der Königssee seinen Ehrennamen. Er ist unbestritten der schönste und daher auch der besuchteste von all' jenen weltbekannten Touristenzielen und wenn auch der Chiemsee ihm den Rang streitig zu machen sucht, den urwüchsigen, in sich abgeschlossenen Charakter des St. Bartholmäi- oder Königssee, finden wir in diesen Bergen nicht wieder, und nur der als Urnersee bezeichnete Theil des Vierwaldstättersees in der Schweiz läßt annähernd einen Vergleich mit demselben zu. Von den in ihren Ufern mehr oder weniger abgeflachten Starnberg- und Ammersee, bis zu dem melancholisch am Fuße der Zugspitze ausgebreiteten Eibsee und dem durch sein Wirthshaus (Scholastica) bekannten und doppelt renommirten Achensee hinüber, bis weiter hin zu den Seen des Salzkammerguts — welch' ein reicher Wechsel der Scenerien, der Nähen und Fernen! Nicht einer dieser wunderbaren „Edelsteine in dem Kranze des süddeutschen Hochlandes" gleicht dem andern und doch tragen sie alle den gemeinsamen Stempel der wunder-

herrlichen Heimat, jenes malerischen Alpenlandes, „wo die Ewigkeit schneeglänzender Höhen in die gedrückte Welt herniederschaut.“

Nicht alle von den vielen Besuchern des Königssees nehmen sich Zeit und Muße, den kleinen Weg zur Ramsau einzuschlagen, obgleich er doch der wechselnden Bilder so viele bietet. Mit der stets lohnenden Aussicht auf den Hohengöll und den Untersberg erreicht man vom Königssee das üppig grüne Thal der Ramsau, das durch seine Contraste, durch die wüsten grauen Kalkfelsen, welche dem saftigen Baumschlag und dem warmen Mattengrün des Thälchens als Rahmen dienen, landschaftlich ganz besondere Ausbeute bietet.

Eine starke halbe Stunde hinter Ramsau, dem vielbesuchten Malerdörfchen, nach der österreichischen Grenze zu, sattelt sich in die Berge der an Umfang nicht bedeutende, aber an großartigen Gebirgsbildern reiche Hintersee. Westlich vom Reiter-Steinberg, östlich vom Steinberg mit dem Hochkalter (9000 Fuß über Meer) überragt, drängen sich über die näherliegenden Hügelkuppen buschige Wälder zum östlichen Rande des Sees herab, die den Gebirgsabhängen, welche den Hintersee einschließen, eine ganz besondere Färbung verleihen. Einst jedenfalls ein bei Weitem größerer Kessel ist der Wasserspiegel des Hintersees (2443 Fuß über Meer) mehr und mehr zusammengedrängt worden und bildet jetzt durch die wunderbaren Spiegelungen der umgebenden schroffen Felsriesen und grünen Vorberge eine der malerischsten und überraschendsten Erscheinungen des süddeutschen Alpenlandes. Eine fast magische Wirkung gewährt das eigenthümliche Doppelbild, welches sich hier dem Auge bietet. Scharf abgegrenzt gegen den tiefblauen Himmel starren die Felskolosse mit ihren schneebedeckten Kanten und Schroffen zur Höhe und tief unten in dem klaren grünen Gewässer, spiegeln sich in umgekehrter Form, aber mit ausgesprochenster Schärfe, dieselben beeisten Felsgrate, dieselben grünen Wälder und Matten, die wir jenseits des Sees vor uns sehen. Wie die Wurzeln des gesammten Felsgebäudes erscheinen die pittoresken Formen in der scharfmarkirten Spiegelung dieses malerischen Seebeckens. Hier lacht dem Pinsel des Malers noch manches jungfräuliche, manches keusche Motiv, so viel und so oft auch die Landschafter aller Schulen hier die „Natur bereits abgeschrieben“ haben.

Wesentlich andern Charakters sind die jenseits der österreichischen Grenze liegenden weltbekannten Wanderziele: Attersee, Hallstadtersee, St. Wolfgangssee, die Gosauseen, Altaussee-See, Mondsee und wie die zahlreichen Seebecken des Salzkammergutes alle heißen. Von dieser Gesammtgruppe vereinigt keiner auf so engem Raume so Verschiedenartiges als der Traunsee. Dicht zusammengedrängt erscheint hier Stadt, Schloß, Weiler, großartige Gebirgswelt und lieblich lachende Gegend. Ob wir von Salzburg über Lambach und Traunfall, ob wir von Ischl oder vom Hallstadtersee, ob über das Gebirge vom Attersee her den Weg zu den Gestaden des Traunsees nehmen, die Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Eindrücke läßt nirgends zu wünschen. — In kurzer Fahrt brachte uns die Bahn von Salzburg nach Lambach. Die Strecke gehört, besonders bei Fischbach, mit den herrlichen Aussichten auf das großartige Alpenpanorama, dann bei Zell am Ufer des Wallersees hin, mit dem Blick auf das genannte reizend gelegene Dörfchen und das Westufer des Sees, zu einer der genußreichsten in den Alpen. Hinter Vödlabruck treten bereits die Kalkalpen des Höllengebirgs, der Traunstein und der Schafberg deutlich hervor und wir erreichen vor Lambach das Thal der Traun. Dieser Marktflecken, von dem eine Zweigbahn nach

Gmunden führt, besitzt ein prächtiges Benedictinerstift und eine bemerkenswerthe Kirche mit Altarblättern von Sandrart. Dicht am rechten Ufer der Traun steht der wunderliche Bau der Wallfahrtskirche Baura, eine seltsame Darstellung der Dreifaltigkeit, gebaut in den Jahren 1713—1725. Ein dreieckiger Tempel mit drei Altären, drei Thüren, drei Fenstern, drei Orgeln und drei Sakristeien. Das Baumaterial des Innern ist zum Theil dreifarbiger Marmor und drei Maler lieferten die künstlerische Ausstattung, welche einschließlich des Baues 333,333 Gulden gekostet haben soll.

Schon 1836 fuhr eine Pferdebahn zwischen Lambach und Gmunden, die 1859 in eine veritable Eisenbahn umgewandelt wurde. Das Schienengleis führt am rechten Ufer der Traun hin — die Berge treten näher und bilden eine Abwechselung ausgesprochenster Alpenbilder. Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß See und Fluß Traun, verschieden von den übrigen Seen des Salzkammerguts und des bayerischen Oberlandes, ganz hellgrün erscheinen, während die anderen Seebecken eben durch ihre dunkle Färbung charakteristisch sind. Weithin erkennbar bleibt die Traun nach ihrer Einmündung in die Donau durch ihre eigenthümliche Farbe.

Der Traunfall, der nahe der Bahnstation gleichen Namens über vierzig Fuß tief hinab stürzt, zeigt recht eigentlich die klargrünen Gewässer der jugendlich schäumenden Druna (die Dröhnende). Es giebt immerhin schönere Wasserfälle in den Bergen als dieser, obwol er des Malerischen durch seine dunklen Felsenriffe, welche den Wassersturz zertheilen, nicht entbehrt.

Ein Canal, der für die Salzschifferei nöthig war, drängt die Wassermassen zusammen, auf deren Rücken die schwerbeladenen Gefährte mit starkem Gefäll schnell, sanft und sicher hinuntergleiten. Diese Probe der Wasserbaukunst, von einem schlichten Forstmeister ergrübelt und schon vor etwa zwanzig Jahren ausgeführt, ist fast beachtenswerther als der Fall selbst in malerischer Beziehung. Nahe vor dem Hauptort des Sees, der Endstation Gmunden, erschließt sich ein herrliches Bild, eine Uebersicht auf die Spiegelfläche des Traunsees und seiner Ufer, die in der That überraschend wirkt.

Wohnliche Landhäuser und geschmackvolle Villen rahmen die Stadt auf beiden Seiten ein und spiegeln sich in den klaren Fluthen des smaragdgrünen Sees. Links grüßen der Traunstein, weiter im Hintergrund der runde Edlerkogel, der Eibenberg und Spitzelstein herüber, rechts erscheint der Sonnstein und in einer Reihe von Villen zeigen sich die Schlösser Ort und Ebenzweier, weiterhin auf vorspringender Landzunge das freundliche Traunkirchen.

Gmunden ist, wie Ischl, in der neuesten Zeit ein bevorzugter Sommerfrischort geworden. Wie in den ersten Curorten Deutschlands, erscheint in Gmunden schon vom Mai ab eine Curliste, deren Spalten von illustren Namen strotzen. Da finden wir neben dem König Georg V. von Hannover, der Königin Marie, den Prinzen Ernst August und den Prinzessinnen Friederike und Mary von Hannover, noch dreiundzwanzig Personen des königlichen Gefolges. Da weilen im Sommer der Herzog Philipp von Württemberg, die Herzogin Maria Theresia von Württemberg, eine Erzherzogin von Oesterreich, der Herzog Albert und Herzogin Maria Amalia von Württemberg nebst zahlreichem Gefolge, die Großherzogin Maria Antonia von Toscana, der Erzherzog Karl Salvator, Prinz von Toscana und seine Gemahlin Erzherzogin Marie Immaculata nebst Kindern, die Prinzessin Louise von Preußen, die Erzherzogin Elisabeth und deren Kinder: Erzherzogin Christine, die Erzherzöge Stephan und Eugen, die Herzogin Therese zu Sachsen, die Fürstin zu Isen-

burg-Birstein, Erzherzogin von Oesterreich, der Prinz Ludwig von Bayern und dessen Gemahlin die Erzherzogin Maria Theresia, die Großherzogin Elisabeth von Oldenburg ꝛc., welche mit ihrem zahlreichen Gefolge und den Dienerschaften allein genügend wären, dem größten Badeorte Deutschlands gesellschaftlichen Reiz und außergewöhnlichen Ruf zu verleihen.

Wir wandeln am Abend auf der Esplanade Gmundens auf und ab. Vor uns schreiten zwei Herren in dunkler Kleidung dahin und unserm Reisegenoß will's scheinen, als seien wir nicht ganz salonfähig für den kleinen Curort, als paßten unsere nichts weniger als idealen Reisekleider nicht zur fashionablen Welt des Gmundner Bades. Das Räthsel löste sich bald. Nicht uns, sondern jenen beiden salonfähigen Wanderern gilt das Nachschauen. Ein biederer Gmundener löst uns das Räthsel:

„Es ist der weiland König von Hannover, der hier im Sommer residirt", läßt er sich auf unsere Anfrage vernehmen.

In der That, es ist König Georg V., ein zweites Opfer für Deutschlands Größe und Macht, nothwendig für unseres Volkes und Landes Entwickelung, und doch so verschieden von dem Besitzer des Hohenburg-Schlosses! Was für widerstreitende Gefühle mögen in dieses Mannes Brust gekämpft haben, seit jene Schlacht von Langensalza ihn plötzlich all' seiner Macht entkleidete. Wer menschlich fühlt, wird seine Theilnahme für den tiefen Fall auch dieses Fürsten nicht verleugnen können, dem noch dazu die Natur das Leben nicht rosig gestaltet. Was er auch gethan, um seine Stellung wieder zu erringen — wir wollen's wahrlich nicht vertheidigen — aber wer jetzt den entthronten König dahin schreiten sieht, seiner einstigen Größe beraubt und unfähig das Leben in vollen Zügen und freiem Blick in und über Gottes schöne Welt zu genießen, er wird jene Verbitterung begreiflicher finden, welche diesen Mann erfaßt und seit Jahren beherrscht und ausgefüllt hat.

Niemals und unter keinen Verhältnissen kann hier ein inniges Mitleid, trotz alledem und alledem, ganz schweigen. Wer die Wirklichkeit der Dinge nicht sehen kann und des Geleites im gewöhnlichen Sinne so dringend bedarf wie König Georg, für den finden sich auch Leiter im andern Sinne und nicht Alles, was durch ihn und unter seiner Fahne geschehen, fällt dem Depossedirten allein zur Last. Man wird nie den jetzt anscheinend so anspruchslos dahinschreitenden Mann von jenen Fehlern freisprechen können, welche durch die Anwerbung seiner Fremdenlegion, durch die Art und Weise seiner Agitationen gegen Deutschland ihm so schnell fast alle Sympathien entzogen haben, aber es gilt auch hier zu unterscheiden. Ein körperliches Leiden stimmt in der Regel auch das geläutertste Gemüth bitter und ist wenig dazu geeignet, einer versöhnlichen Stimmung den Weg zu öffnen. Wohl uns, daß das glorreiche Geschick unseres Vaterlandes uns gestattet, mit mildem Urtheil auf die Vergangenheit zurückzuschauen und möge es auch ihm gelingen, den Weg zu finden, der ihm die Ruhe und das Ansehen wiedergiebt, dessen sich ein deutscher Fürst auch im Unglück nicht entkleiden sollte.

Die Friedensglocken haben im deutschen Vaterlande überall geläutet, möchte ein Ton derselben über Berg und Thal auch in das Land der Seen und in die Herzen Derer dringen, die wir ihr Geschick so gern mit Würde tragen sähen!

Letztes Lieben.

Ein Sonettenkranz von **Theodor Florentin.**

XXIV.

Die Nacht umflügelt mich mit ihren Träumen,
Hell scheint der Mond, die Sterne still und hehr;
Ich wandl' am Flusse fort, der über's Wehr
Sich rauschend drängt und wühlt in Silberschäumen.

Dann zieht er weiter durch die Nacht, kein Säumen
Ist ihm gestattet, keine Wiederkehr;
Er scheint derselbe Strom und ist's nicht mehr,
Ein andrer schon entfließt den gleichen Räumen.

Und bin denn ich derselbe noch, den hier
In mancher Maiennacht die Mondeshelle
Am Arm der Liebenden beglückt gesehn?

O daß ich's wäre! warum durften wir
Damals dem jähen Lauf der Lebenswelle
Nicht rufen: jetzt genug! hier bleibe stehn!

XXV.

Wie diese Kellner ihren Dienst vergaßen,
Seit ich allein! Der Braten unverdaulich,
Die Suppe laulich, alle Früchte faulig,
Nichts mundet mehr, mich langweilt's außermaßen.

Sonst, als wir beide hier beisammen saßen,
Welch eine Mahlzeit! und wie herzerbaulich,
Wenn Aug' in Auge so vergnügt und traulich
Wir essend plauderten und plaudernd aßen!

Da ward die Red' ein Strom, aus dem die Funken
Des Geistes sprühten; Liebe war die Mutter
Der Lebensfreud', und Freude macht' uns trunken.

Ja, wenn ich solche Rosen wieder bräche!
Ich wette, Sokrates und Martin Luther
Beneideten mir jene Tischgespräche.

XXVI.

Nach dem, was unser, in die Ferne schweifen
Mit leerem Sehnen, keine Qual ist herber;
Verwirklicht sich ein Wunsch nicht, o so sterb' er
Wie taube Blüthen, die zur Frucht nicht reifen.

Denn wer sein Eigenthum nicht kann ergreifen,
Der gilt für todt und findet bald Beerber;
Was herrenlos erscheint, lockt andre Werber,
Die auf das Recht der Gegenwart sich steifen.

Ein Herz ist mein, so fest und treu wie keines;
Wüßt' ich zum Glück vollkommenen Vereines
Uns beiden nur die Stätte zu bereiten!

Es hat sich ungetheilt mir hingegeben;
Doch wenn ich ihm nicht Leben zahl' um Leben,
Wo bleibt mein Recht, mit fremdem Recht zu streiten?

XXVII.

„Ich tadl' es, daß du nimmer dich vermähltest,
Und manchen, der getreu dir angetragen
Ein sichres Gut, durch schweigendes Versagen
Von Jahr zu Jahren eigensinnig quältest.

Sieh, wenn du so dein Lebensziel verfehltest,
Hast du zuletzt dich selber anzuklagen,
Daß du verblendet in den Jugendtagen
Statt wahren Glücks ein Wolkenbild erwähltest."

Das war der Freundin wohlgemeinte Predigt.
Die Liebste spricht: „Mein Weg ist schon gefunden
Und aller Streit im Innersten erledigt.

Wie könnt' ich Leben je von Liebe scheiden?
Nicht um die Welt! Wenn unser Herz gebunden,
Lebt es aus sich und liebt auch seine Leiden."

XXIII.

M

„Du sagst, du könnest's nimmer dir verzeihen
Und würdest dir an meinem Selbst zum Diebe,
Wenn ohne Hoffnung meine Treue bliebe
Und dürfte nie zum vollen Glück gedeihen.

Von dieser Sorge kann ich dich befreien:
Mein höchstes Erdenglück ist deine Liebe,
Und sie verdient's, aus eignem Willenstriebe,
Aus freier Wahl mein Leben ihr zu weihen.

Sie ist mein Schicksal, giebt mir Kraft zum Guten,
Und wirft mich wieder in die tiefsten Wehen
Der Sehnsucht, wenn die Wünsche weiter fluthen.

Bald blitzt's wie Ahnung himmelschöner Tage,
Bald ist's, ich müß' an ihr zu Grunde gehen: —
Ihr bleibt die Macht, ich habe keine Frage"

XXIX.

Was thät' ich nicht, die Liebste zu erfreuen,
Die meinem Glück ihr Leben hat geweiht!
Ich bin für sie zu jedem Dienst bereit,
Kein Opfer wollt' ich, keine Mühe scheuen.

O dürft' ich ihr vollauf zu Füßen streuen
Der Schätze Flor und alle Herrlichkeit!
Das Schönste, was ich fände weit und breit,
Es lohnte nie genug der Lieben, Treuen.

Nun bin ich arm und schwach, die ganze Saat
Des Dankes geht in Tönen auf und Liedern,
Ein Wort, ein Hauch ist meine Liebesgabe.

Sie aber nimmt den Willen für die That;
Denn wie gering auch, bringt doch mein Erwiedern
Ihr im Geringen Alles was ich habe.

XXX.

M

„Wie dank' ich jenen lieblichen Gedichten,
Mit deren Hauch du meine Seele nährst!
Und sei's, daß du nach Herzenslust verklärst
Mein Bild, mein Herz genießt und kann nicht richten.

Lieb sind sie alle, doch die treuen, schlichten,
Wo du nur alles sagst, wie du's erfährst,
Und doch der Wahrheit einen Reiz gewährst,
Die wissen mich am meisten zu verpflichten.

Es macht mich stolz und glücklich, wenn die Triebe
Der holden Dichtung dir so reich entkeimen,
Daß ich's bin, die den schönen Frühling lockt.

Und wenn nur die Gewißheit meiner Liebe
Dich noch begeistern kann zu neuen Reimen,
So weißt du auch, daß nie die Quelle stockt."

XXXI.

Und immer wieder wollen dich begrüßen
Und immer wieder suchen meine Lieder
Den alten Weg, die Alpen auf und nieder,
Und tragen andre Blumen dir zu Füßen.

Die Ferne meint, sie läßt die Liebe büßen
Und unterbricht ihr traulich Hin und Wieder;
Doch höher nur schwingt Liebe das Gefieder
In allem Zwang und weiß ihn zu versüßen.

Sie fehlt sich nie; kein äußeres Bedrängniß
Kann sie entmuthen, keine Macht sie zügeln,
Kein Element entzieht ihr das Erkorne,

Wenn über Raum und Zeit auf Geistesflügeln,
So oft sie will, sich aus dem Erdgefängniß
Die Himmelstochter hebt, die freigeborne.

XXXII.

Ein Perlenfischer sucht in Meerestiefen
Die Muschel, die das Köstliche versteckt;
Er hebt sie aus dem Abgrund unerschreckt
Und taucht hervor und seine Locken triefen.

So führen mich die Geister, die mich riefen,
Tief in mein eigen Herz; mein Herz entdeckt
Manch edles Kleinod in sich selbst und weckt
Die letzten Klänge, die im Dunkel schliefen.

Ich staune fast der Ernte; sind's die meinen,
Sind dein, Geliebte, diese Segensgaben
Des innern Lebens? Eines weiß ich nur:

Den vollen Lohn soll deine Treue haben,
Sie wollen dir zum Schmucke sich vereinen,
Sie reihen sich für dich zur Perlenschnur.

Die Volkszählung in Elsaß-Lothringen.

Die Volkszählung im Salon! — die Gesellschaft, welche wir auf dem Titelbild des „Salon" versammelt sehen, wird erstaunt sein über die Kühnheit, wenn ich eintrete und der geistreichen Dame, die so freundlich ist, mich nach dem Neuesten aus dem Reichslande zu fragen, von der Volkszählung berichte.

Ueber das Schwierigste, die Zahlen, haben die Umstände glücklich hinweggeholfen. Es ist mir unmöglich heute zusammenfassend mitzutheilen, wie viel Personen ortanwesend, wie viele davon männlich oder weiblich waren, ich bin, wie der sinnige diplomatische Ausdruck lautet, nicht in der Lage, kleine Indiscretionen zu begehen, ich kann nicht sagen, wie viel Ledige, Verheirathete, Wittwer, Wittwen, Geschiedene oder von Tisch und Bett Getrennte, wie viele Blinde, Taubstumme, Blödsinnige und Irrsinnige sich in Elsaß-Lothringen befinden. Die Frage nach der Schulbildung „kann lesen und schreiben" würde ich in Hinblick auf die ziemlich dunkle Nuance dieser Departements in der französischen Schulkarte, und so lange viele Lehrer sich noch mit Stolz, aber auch mit Recht „frères ignorantins" nennen, lieber nicht beantworten, auch wenn ich das Material dazu hätte; am liebsten würde ich die Ziffern in der interessantesten Spalte der Zählungsliste, in Nr. 12, nennen, welche die Staatsangehörigkeit der Ausländer behandelt, wenn nicht die Zusammenstellung der Ziffern noch so lange Zeit dauern würde, daß ich bis dahin mein Mandat, über die Volkszählung für den „Salon" zu berichten, als abgelaufen erachten müßte.

Diese Spalte 12, oder vielmehr die Anmerkung zu derselben, belehrt den geneigten Leser, daß es etwas abnorme staatsrechtliche Verhältnisse sind, unter denen die Zählung stattfindet; denn diese Frage nach der Staatsangehörigkeit der Ausländer „bezieht sich nicht auf Einwohner aus Elsaß-Lothringen, welche zur Zeit der Abtretung dieses Landes an Deutschland Franzosen waren."

Wer war denn das nicht? — Sehr wenige! — Die Frage nach der Staatsangehörigkeit bleibt deshalb bei Allen offen! Sie sind bis zum 30. September 1872 provisorische Deutsche, um dann definitive Franzosen zu werden oder Deutsche zu bleiben. Der Preuße, der Bayer, der Badenser ist zwar im Allgemeinen Bürger des Reichs, und Elsaß-Lothringen ist Reichsland, aber doch ist er im Reichslande nicht Reichsbürger, sondern ein Ausländer, ein Peter Schlemihl der Statistik.

Wir führen dies nur an, um die staatsrechtlichen Sonderbarkeiten aufzuzeigen, welche der nach unserer und nach der Ansicht Vieler zu weit hinausgeschobene Optionstermin hervorbringt, und um zu beweisen, wie ängstlich die Regierung bemüht ist, jedes Mißverständniß, das irgendwie beunruhigen könnte, zu vermeiden.

Trotz alledem überall Befürchtungen, die durch die geheimen französischen Agenturen genährt wurden!

„Preuß werden", — „Soldat werden" — unter Umständen auch „luthrisch werden": das ist die Medusenmaske, welche man bei jedem Acte der deutschen Regierung dem leicht erschrockenen Volke vorhält.

Als im Sommer die Communalwahlen ausgeschrieben wurden, versuchte die Ligue d'Alsace mit dieser Maske die Wähler von der Urne hinwegzuscheuchen; es gelang nicht! Als die Volkszählung nahte, wurde sie wieder

aus der Rumpelkammer hervorgeholt; ihr Anblick war nicht ohne Wirkung auf die zu Zählenden, aber die Zählung ging ihren Gang.

Das Volk ist gewöhnt, keine Maßregel der Regierung so aufzufassen, wie sie gemeint ist; immer wittert man etwas Gefährliches hinter den Dingen; man kann das den Leuten, welche ein Jahr zuvor das Plebiscit, welches „der Friede" war, und dem der Krieg folgte, so jämmerlich genarrt, kaum übel nehmen; unangenehm bleibt dieses Mißtrauen dennoch.

Anfangs November rückte Regierungsrath Böckh vom statistischen Bureau in Berlin hier in Straßburg ein, um die Volkszählung nach deutschen Normen zu organisiren. Sein Buch „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet", seine mit Kiepert herausgegebene Karte der territorialen Veränderungen in Elsaß-Lothringen beweisen zur Genüge, daß er Land und Leute der Grenzbezirke kennt.

Zahlenmenschen nehmen nur zu häufig etwas von dem Charakter der Ziffern an, mit denen sie umgehen. Ein höherer Zahlenbeamter erinnerte mich immer an die gerade 1, indeß der über das Pult gebeugte Subalterne der 2 gleicht. Der Statistiker Böckh aber hat in seiner ganzen, liebenswürdig-beweglichen Art wie in seinem Aeußern etwas von einem Künstler, und er beweist diese Künstlerschaft durch seine Beherrschung des spröden Materials der Zahlen, bald zu diesem, bald zu jenem Zwecke.

In unendlich populären Artikeln wurde in der Presse, in den Kreisblättern vor allen, die Volkszählung erörtert. Dennoch erschütterte der Ausdruck: „Volkszählung in der Nacht vom 30. November auf den 1. December" die Gemüther; zugleich gingen dunkle Gerüchte durch das Land, daß jeder Gezählte dem preußischen Corporal rettungslos verfallen sei.

Jene Damen, die ihre Parfüms nur von Pinaud zu nehmen, und ihre „Nouveautés" nur aus dem „Magazin de Louvre" zu beziehen gewohnt waren, fühlten eine patriotische Entrüstung über die deutsche Rohheit bei der Nacht zu zählen. Sie sahen mit geheimem Grauen schon die Thür des unentweihten Boudoirs sich öffnen und den Zähler vor dem keuschen Bette nach Namen, und — helas! — nach Alter fragen . . . So beschlossen sie denn, die Nacht vom 30. November auf den 1. December außer dem Hause auf dem heiligen Boden Frankreichs zuzubringen, und einige Damen von Metz ermangelten nicht, diesen Entschluß durch die gelungene That zu krönen. Die jungen Leute männlichen Geschlechts in Colmar arrangirten einen Extrazug nach Belfort, um dem fatalen Zählen zu entgehen. Sie hatten keine Ahnung davon, daß auf der hintern Wand der Zählungsliste ein geheimnißvolles „Verzeichniß der am Zählungstage aus vorübergehendem Anlaß aus der Haushaltung abwesenden Personen" sich befand, und daß sie der Griffel des Zählers auch in Belfort erreichte.

Armer Zähler! Im „Kladderadatsch" macht man sich über Dich lustig, und wenn Du im Drange Deines politischen Gewissens gratis, oder gegen zwei Cents für jeden gezählten Einwohner, fünf Cents für jede Haushaltung, und sechs Cents für jedes Wohnhaus die Zählungsarbeit über Dich nahmst, begegnetest Du trotzigen Gesichtern, weinenden Frauen, heulenden Kindern, und, warst Du ein Elsässer oder Lothringer, dem Vorwurfe der Verrätherei obendrein.

Wir übertreiben nicht — die Thatsachen liegen in authentischen Notizen vor uns.

Doch wir müssen noch einmal hinter jenen Tag des 27. November zurückgehen, an dem die Vertheilung der Zählungslisten ihren Anfang nahm.

In den meisten Theilen des Landes nahmen sich die Gemeindebehörden der Angelegenheit in verständiger Weise an; wußten sie doch, daß auch unter französischem Regime im Mai des Jahres 1871 die Zählung stattgefunden hätte, und daß die nicht unbeträchtlichen Kosten derselben aus dem Gemeindeseckel zu bezahlen gewesen wären, während diese dermalen von der Landeskasse getragen wurden.

Wenn deutsche Zeitungen meldeten, in ganz Lothringen hätten sich nicht drei freiwillige Zähler gestellt, so ist dies vollkommen unrichtig. Aus keinem Kreise Lothringens wurde eine durchgehende Verweigerung der freiwilligen Dienste gemeldet; in manchen Kreisen, z. B. in Saargemünd, dienten fast alle Zähler freiwillig.

Auch die verehrlichen Väter der Stadt Mühlhausen faßten Anfangs die Sache mit Ruhe und Vernunft an. Indeß sie aber beriethen, erklärten einige Hitzköpfe, es wäre ein unwürdiges Zeichen der Ergebung, wenn die Stadt die Zähler stellen würde. Zugleich erschienen die fliegenden Blätter der Ligue d'Alsace aus wolbekannter Druckerei in Basel und erklärten die Zählung für eine Angelegenheit, die man „den Schwaben" allein überlassen müsse.

Der energische Kreisdirector traf seine Maßregeln; er recrutirte die Zählerschaar aus Eisenbahn-Zollbeamten und intelligenten Soldaten, und wenn am 1. December die Güter nicht abgeliefert, die Zollabfertigungen nicht vorgenommen werden konnten, so wußten die großen Fabrikanten, daß die nothwendigen Dinge auch dann zu machen sind, wenn sie selbst nicht mitspielen.

Vielleicht hatten diese Herren auch Furcht, durch die eigene Bürgerschaft die Thatsache offenbaren zu lassen, daß in einem der reichsten Gemeinwesen der Welt, das aus seiner Fürsorge für die Arbeiter und seinen Fabrikschulen so große Reclame zu schlagen weiß, bei einer Bevölkerung von 70,000 Personen 3000, sage dreitausend Kinder, wie die wilden Thiere herumlaufen, ohne jemals in eine Schule gegangen zu sein. Man drückte gegen diese Thatsachen die Augen zu, um nicht den Geldbeutel öffnen zu müssen, und wären nicht die Deutschen gekommen, und hätten durch ihren obligatorischen Schulunterricht dieser grausamsten Noth abgeholfen, so würde man die Augen geschlossen gehalten haben, bis einmal der Rauch des Petroleums daran erinnert hätte, daß man nicht ungestraft aus kleinen Menschen reißende Thiere ziehen darf.

In Mühlhausen hatten die Zähler mitunter schweren Stand. Einem derselben erklärte die Frau, ihr Mann sei Schweizer und dürfe nicht gezählt werden. Dann, als sie sah, daß diese Appellation vergeblich sei, bat sie die Zähler mit aufgehobenen Händen und in den rührendsten Worten, ihren Mann aus der Liste zu streichen, „den einen merkt man ja doch nicht", die Familie sei acht Köpfe stark und sie müßten verhungern, wenn der Mann Soldat würde.

In katholischen Gegenden kam es vor, daß die Leute versicherten, ihr Gewissen verbiete ihnen, sich auf die Liste der Freimaurer und Lutherischen setzen zu lassen.

Einige Tage vor dem 1. December war in Straßburg die Mähr verbreitet, und wurde allgemein geglaubt, von Mitternacht bis zum Mittag würden die Thore geschlossen, und es sei Jedermann verboten, aus dem Hause zu gehen. Die Magd erklärte am Morgen des 1. December mit dem Tone, in welchem sich überlegene Schlauheit ausspricht, sie habe das Frühstücksbrod bereits gestern Abend geholt, denn heute dürfe man nicht fort, bis der Zäh-

ler dagewesen sei. Das Brod sei ein wenig altbacken, aber es sei auch nur einmal im Jahre Volkszählung.

Französische Chauvins verkündeten mit beredtem Munde, die Volkszählung werde an den Tag bringen, wie das Land verlassen, die Städte vor allen durch die Auswanderung verödet seien.

Officielle Daten zu geben, ist, wie schon oben gesagt — unmöglich. Was indeß sonst von den Ergebnissen der Zählung bekannt geworden ist, bestätigt die Annahme dieser Verödung nicht im Geringsten. Dafür sprechen die Zählungen in Colmar und Straßburg.

Im Juli 1870 zählte Colmar ohne Militair 23,927 Einwohner; am 1. December dieses Jahres 21,974. Es ergiebt sich somit eine Abnahme von 1,953. Aus Straßburg schreibt ein Correspondent des „Industriel alsacien" in Mülhausen: „Die letzte Zählung hat bewiesen, daß seit der Einnahme von Straßburg 25,000 Einwohner die Stadt verlassen haben. Das ist fast ein Drittel der Bevölkerung, und die Bewegung wird unglückseliger Weise keinen Stillstand haben, denn es scheint nicht, daß das Militairgesetz modificirt werden wird, und zum andern Theil ist die Weise, wie die deutschen Beamten und Journalisten den Art. II. *) des Friedensvertrages auslegen, nicht von der Art, um in den Provinzen Vertrauen zu erwecken."

Die Ziffer 25,000 enthält eine kolossale Unwahrheit. Vor dem Kriege betrug die Gesammtbevölkerung Straßburgs, das Militair eingerechnet, ca. 84,300. In der Zählung vom 1. December 1871 ergaben sich 43,869 männliche und 41,660 weibliche, im Ganzen 85,529 Einwohner, also ca. 1200 Einwohner mehr als bei dem Census von 1866. Die Militairpersonen betrugen damals wie jetzt ca. 7600. Giebt man auch zu, daß die flottirende Bevölkerung wegen des Angebotes von Arbeit zur Zeit stark vertreten ist, so ersieht man doch auch aus den angegebenen Zahlen, daß die Auswanderung aus politischen Gründen keine sehr erhebliche sein kann. Dieß Zahlenverhältniß wird sich auch in den anderen Städten, mit Ausnahme von Metz, wo die Auswanderung stärker ist, wiederholen; auf dem Lande ist die Abnahme nicht so bedeutend, wie in den Städten, in manchen Gegenden des Unterelsaß kaum fühlbar.

So wird es auch im Wesentlichen bis zum 31. September, dem Schlusse der Option bleiben. Die Resultate der letztern lassen sich freilich nicht voraussehen; aber, wie sie auch sein mögen, sie werden Klarheit in die Verhältnisse bringen und nicht hindern, den Artikel II. dem logischen Sinne der Worte entsprechend, dahin zu verstehen, daß, wer sich für die französische Nationalität entschieden hat, auf deutschem Boden vom 1. October ab ein Fremder ist.

---

*) Dieser vielbesprochene Artikel II des Friedensvertrages vom 10. Mai 1871 lautet: „Die den abgetretenen Gebieten angehörigen, gegenwärtig auf diesem Gebiete domicilirten französischen Unterthanen, welche beabsichtigen, die französische Nationalität zu behalten, genießen bis zum 1. October 1872 und mittelst einer vorausgegebenen Erklärung an die competente Behörde die Ermächtigung, ihr Domicil nach Frankreich zu verlegen, um sich dort niederzulassen, ohne daß dies Recht alterirt werden könnte durch die Gesetze über den Militairdienst, in welchem Fall ihnen die Eigenschaft als französische Bürger erhalten bleiben wird. Es steht ihnen frei, ibre auf den mit Deutschland verbundenen Territorien gelegenen Immobilien zu behalten.

Ein Legat.

Dem Holländischen des Gerard Keller nacherzählt von **Adolf Glaser.**

„Niemand da gewesen, Nohr?"

„Nein, Herr Pfarrer, wie gewöhnlich."

Pastor Nadering, der mit einiger Eile herangeschritten kam, sah rasch auf seine Uhr, um zu wissen, wie viel Zeit er zu spät kam, trat dann in die Sacristei, schlug vor dem Lehnstuhl, der am obern Ende des Tisches stand, die Bibel auf und setzte sich etwas weiter auf einen andern Stuhl in die Sonne. Ganz gemächlich legte er das eine Bein über das andere, nahm die neueste Zeitung heraus und begann zu lesen. Wie er da saß, hätte er eine prächtige Studie für ein Genrebild abgeben können und seine äußere Erscheinung trug dazu nicht wenig bei. Nadering war ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, von blühendem und gesundem Aussehen, hellen, fröhlichen Augen, mit einem kahlen Schädel, der von einem Kranz geringelter Locken umgeben war, was dem Gesichte einen besonders lebenslustigen Ausdruck gab und mit dem kurzen untersetzten Körperbau vollständig im Einklang stand. Er war selbstverständlich in Schwarz, aber sowol der Schnitt des Rockes und der Hose, als die gefaltete Wäsche deuteten an, daß er sich nicht zu einer festlichen Zusammenkunft vorbereitet hatte. Welcher Art die Zusammenkunft war, ist diesmal allerdings schwer zu wissen, denn als Nohr ein halbes Stündchen an der offenen Kirchenthür gestanden und in die Luft gesehen hatte, legte er die kurze Pfeife bei Seite, ging an die Thür zur Sacristei und nachdem er angeklopft hatte, steckte er den Kopf hinein und sagte: „Es ist ein Viertel, Herr Pfarrer."

„So, Nohr, ich danke!"

Nadering legte die Zeitung wieder zusammen, steckte sie in die Brusttasche seines Rockes, schlug die Bibel zu, sah nochmals nach seiner Uhr und verließ dann mit den Worten: „Auf Samstag, Nohr!" die Kirche, um nach seiner Wohnung zu gehen.

Nohr sah in der Sacristei nach, ob der Pastor alles in Ordnung gelassen hatte, worauf er die schwere Kirchenthür mit einem so heftigen Schlage zuwarf, daß ein paar Sperlinge, die in der Nähe einander nachhüpften, erschreckt aufflogen; dann suchte er seine kurze Pfeife, und damit war der Donnerstagsmittagsdienst vorbei.

„Guten Tag, Herr Walther!"

„Schön Dank, Herr Pastor", klang es von der andern Seite der Straße, und ein langer Mensch, mit etwas Donquixoteartigem in seiner

Erscheinung, grüßte leichthin mit der Hand, obschon der Pastor, wie es Gebrauch war, den Hut abgenommen hatte. Weit davon entfernt, sich dadurch beleidigt zu fühlen, ging dieser fröhlich auf den Don Quixote zu, reichte ihm die Hand hin und frug:

„Wann kommen Sie denn einmal, Herr Walther, um das Familienportrait bei mir zu sehen?“

„Sofort, wenn es Ihnen paßt, ich habe gerade ein halbes Stündchen Zeit.“

„Schön, das trifft sich gut; auch ich habe noch ein halbes Stündchen bis zum Mittagsessen — und darauf wieder Katechismusunterricht, und soeben erst die Bibelstunde gehalten; ich habe gegenwärtig viel zu thun, da Alles auf mir ruht; glücklicherweise haben wir endlich unsern Mann gefunden.“

So gutmüthig plaudernd, ging der Prediger weiter, rechts und links grüßend, während der Maler, denn Walther war der Maler von Helmstadt, an seiner Seite ging und seine Reputation als Künstler dadurch aufrecht erhielt, daß er so ernsthaft wie möglich vor sich hinsah, als lebe er ausschließlich in der Welt der Ideen, ohne die geringste Gemeinschaft mit der Welt der Wirklichkeit.

„Jeder hat seine Beschäftigung“, sagte er, „ich habe auch die meinige — Donnerstags muß ich immer einen ganzen Tag auf dem Museum verlieren; Sie wissen, daß es dann geöffnet ist.“

„So — nein, das wußte ich eigentlich nicht; ich dachte, es sei immer geöffnet; ei, ei, Donnerstag sagen Sie, das thut mir leid, daß ich da nicht kann, denn sehen Sie, gerade Donnerstag muß ich Bibelstunde halten .... Wird das Museum fleißig besucht?“ fragte er dann, denn sein letztes Wort hatte ihn unwillkürlich auf diese Frage gebracht.

„Mit Unterschied“, sagte Walther, aber diese Erklärung schien ihm selbst nicht zu gefallen, denn er stand mit einem Male still und indem er sich mit übereinandergeschlagenen Armen dem Prediger gegenüberstellte, sagte er mit wehmüthigem Ernste:

„Wollen Sie wol glauben, Herr Pastor, daß beinahe nie Jemand kommt?“

„Was Sie sagen“, versetzte Nadering und schüttelte bedächtig mitleidig den Kopf, während Walther im bestätigenden Sinne ebenfalls den Kopf schüttelte.

„Es ist kein Kunstgefühl in dem Volke, keine Spur.“

„Traurig, traurig“, sagte Nadering.

„Es fehlt jedes Gefühl für höhere Entwickelung.“

„Das ist leider nur zu wahr, Herr Walther — so zum Beispiel“ — Nadering überlegte rechtzeitig, daß der Maler katholisch war und die Mittheilung über die Donnerstags-Bibelstunde daher bei ihm nicht an den rechten Mann kommen würde. Walther war auch nicht sehr neugierig auf das Beispiel, denn das seinige war treffend genug. Er war den ganzen Vormittag auf dem Museum gewesen und kein Mensch hatte sich dort sehen lassen, nur ein paar kleine Jungen waren durch die geöffnete

Thür hineingegangen, um zu sehen, was es dort gebe. Als sie nichts besonders sahen, hatte der Größte die Mütze des Kleinsten in das Vorzimmer geworfen und nachdem dieser sein Mützchen zurückgeholt hatte, waren Beide mit einem lauten Jubelgeschrei wieder fortgelaufen. Das war die einzige Huldigung, welche die Bewohner von Helmstadt an diesem Tage der Kunst dargebracht hatten. Wie es mit der Bibelstunde ging, wissen wir bereits, und so geschah es einen Donnerstag nach dem andern, und mit Recht schüttelten die beiden Herren, Nadering und Walther, den Kopf über den Mangel an höherm Sinn bei ihren Stadtgenossen.

Der Donnerstag war vielleicht auch ein unglücklicher Tag für die beiden Unternehmungen, da es der Markttag und der Hauptversammlungstag für die Clubgesellschaft war. Aber gerade im Hinblick auf das Zusammenströmen von Fremden aus der Umgegend war die Bibelstunde festgesetzt worden und hatte man das Museum für Jedermann unentgeltlich geöffnet. Die Menschen aber kamen wol auf den Markt und zum Theil besuchten sie auch die Clubgesellschaft, aber für die Bibelstunde und das Museum blieb ihnen keine Zeit übrig.

„Wenn es gefällig ist, nach Ihnen", sagte Nadering, nachdem er seine Hausthür geöffnet hatte, und indem er Walther zum Eintreten einlud. Dieser trat ein und sah sich in demselben Augenblicke der Gattin des Predigers gegenüber.

Frau Nadering pflegte ihrem Manne täglich entgegen zu gehen, sobald sie hörte, daß er zu Hause ankam. Es war dies eine von den kleinen Aufmerksamkeiten, welche aus der Zeit stammten, als der Pastor noch schwer an seinen Amtspflichten trug und das Bedürfniß fühlte, sich zu Hause auszusprechen, und welche die liebende Gattin seitdem beibehielt. Obgleich die Zeiten sich verändert hatten und das Predigen und die Krankenbesuche ihn wenig mehr aufregten, würde Nadering doch bei seiner Nachhausekunft die freundlichen Augen nicht gern entbehrt haben, die ihn bewillkommten. Die Frau Pastorin kümmerte sich nicht darum, daß die Welt ihr nachsagte, sie vergöttere ihren Mann! Sie wußte recht gut, daß die Welt oberflächlich urtheilt, und man sich dadurch nicht irre machen lassen darf. Aber wenn Nadering nach Hause kam, sollte er sich auch über sie freuen, und nun brachte er jemand Anderes mit und nicht allein jemand Anderes, sondern sogar diesen katholischen Maler!

Dieser katholische Maler! Wenn es dabei noch bliebe, aber man wußte von sehr gut unterrichteter Seite, daß er ein feiner Jesuit war, so fein, daß er sich den Anschein gab, als habe er mit kirchlichen Angelegenheiten gar nichts zu thun, während doch der Papst ihm den besondern Auftrag gegeben hatte, sich so zu halten, damit er auf diese Weise all' die schändlichen Pläne könne ausführen helfen, welche die Jesuiten im Sinne hatten, namentlich in Bezug auf die protestantischen Bewohner von Helmstadt. Und mit diesem Manne trat Nadering in seine Wohnung ein! Kein Wunder, daß seine Gattin plötzlich zurückfuhr und mit dem ernsthaftesten Gesichte, welches sie machen konnte, das Eintreten des

Jesuiten in ihr Wohnzimmer abwartete. Sie wartete jedoch vergeblich. Die beiden Herren gingen in ein Seitenzimmer und geriethen dort in ein Gespräch über die Kunst, wozu ihnen ein Familienportrait Veranlassung gab, welches Nadering kürzlich aus einer Erbschaft erhalten hatte. Es war ein unterhaltendes Gespräch. Von der Kunst im Allgemeinen kamen sie auf die christliche Kunst und endlich auf Madonnen und Heiligenbilder, und wer Nadering darüber reden gehört hätte, würde nicht begriffen haben, wie er mit dem feinen Jesuiten auf so vertraulichem Fuße stehen konnte. Es war aber auch nicht ganz unbekannt, daß der Pastor von Helmstadt etwas flau in seinem Glauben war und darum stand er bereits vierundzwanzig Jahre an derselben Stelle, da keine Gemeinde nach ihm verlangte. Solch' ein Zweifler, der weder Fleisch noch Fisch war, fand nirgends Beförderung.

Frau Nadering hatte dieses Vorurtheil gegen ihren Mann aus seinem eigenen Munde kennen gelernt, und als er nun so lange mit dem Jesuiten in der Nebenstube blieb, dachte sie, es könne am Ende wirklich etwas daran sein, und sie fand, daß er lieber kurzen Proceß mit solchen Leuten machen sollte und daß er jedenfalls seiner Schwäche und Gutmüthigkeit zu viel nachgab. Namentlich fühlte sie dies jetzt, denn es war ein Brief des nach Helmstadt berufenen zweiten Predigers angekommen, auf dessen Inhalt sie entsetzlich neugierig war, weil sowol ihr Reiseplan für diesen Sommer als auch die Herrichtung der Fremdenstube damit im Zusammenhang stand. Und dies Alles blieb nun wegen dieses Jesuiten noch ein Geheimniß!

„Ich begreife nicht, über was Du mit solchem Menschen so lange plaudern kannst!“ sagte sie verdrießlich, als der Prediger endlich in die Wohnstube kam.

„Nun, nun, liebes Kind, wir haben das Gemälde des Onkels einmal betrachtet.“

„Und was will er dafür geben?“

„Danach habe ich nicht gefragt.“

„Wenn Du noch mit ihm darüber gesprochen und einen guten Preis dafür verlangt hättest!“

„Einen Preis?“ entgegnete Nadering, „ich habe das Bild dem Museum versprochen.“

„Ganz umsonst?“

„Ganz umsonst, natürlich; ich kann nichts mit dem Gemälde machen und Walther meinte auch, daß es nicht viel werth sei, die Hände allein sind gut.“

„Du hast Dich wieder durch diesen Jesuiten übertölpeln lassen.“

„Aber, liebes Weib, nenne Walther doch nicht Jesuit, dazu sind wir denn doch zu verständig — was ist das für ein Brief?“

„Er liegt schon eine Stunde hier. Darum habe ich Dich ja so ungeduldig erwartet; er ist von Rodermann.“

„Und wann wird er ankommen?“

„Du weißt wol, daß ich nicht in Deine Briefe hineinsehe“, sagte

Frau Nadering, noch mit einem Restchen von Aerger, welches jedoch rasch verschwand, als ihr Gemal den Brief laut vorlas, wodurch sie mit ihm zu gleicher Zeit erfuhr, daß der neue Prediger in sechs Wochen seinen Einzug halten werde.

„Das ist nun der siebente, der nach mir hierher kommt“ sagte Nadering etwas verdrießlich, „und alle sind rasch wieder von hier fortgeholt worden, nur den alten Nadering läßt man in Ruhe.“

Seine Frau seufzte, aber sie empfand sofort Reue darüber, sie wollte den Kummer, welchen ihr Mann vielleicht empfand, nicht vermehren und sagte mit einem Blicke aus ihren freundlichen Augen: „Er würde auch nicht gern von hier fortgehen, nicht wahr?“

„Richtig“, erwiederte Nadering, „wir haben hier Alles, was wir wünschen können, und wenn nun ein College kommt, der etwas mehr in der Richtung der Andersdenkenden predigt, hat die Gemeinde auch Alles, was sie verlangt.“

In dieser Hinsicht irrte er sich übrigens, denn obgleich man ihn leiden mochte und ihn gern sah, waren seine Predigten doch bei Niemand beliebt; sie waren, wie man zu sagen pflegte, weder Wasser noch Milch, und keine der verschiedenen Parteien fand bei ihm ihre Rechnung. Wären nicht einige Zuhörer aus persönlicher Anhänglichkeit ihm treu geblieben, so hätte er meist vor leeren Bänken und Stühlen gepredigt. In diesem Punkte war der sonst so hellsehende Mann vollständig blind.

Sechs Wochen später hielt der neue Prediger seine Antrittsrede und einige Wochen darauf verließ Pastor Nadering mit seiner Frau das Pfarrhaus zu Helmstadt, um seine lange projectirte Reise auszuführen, die ihm einige Erholung nach den schweren Amtspflichten und seiner Frau etwas Abwechselung in ihr eintöniges Leben bringen sollte. Die Reise ging nicht sehr weit, denn sie hatten in der Nähe, bei Bekannten und Amtsgenossen, freies Unterkommen, und da Nadering überhaupt noch nicht viel gereist war, so erklärte er es für seine Pflicht, zuerst das nähere Vaterland kennen zu lernen.

Ganz erholt und erfrischt kehrten sie wieder in das Pfarrhaus zurück und noch an demselben Abend kam einer der Aeltesten, um Nadering über das gottesdienstliche Leben während seiner Abwesenheit zu berichten. Natürlich war die Hauptfrage, wie Pastor Rodermann gefalle.

„Ach, neue Besen kehren immer gut, aber wenn er erst so lange hier ist wie Sie, werden wir uns besser kennen.“

„Gewiß“, sagte Nadering, dem diese Bemerkung gerade nicht besonders zusagte, „aber wie gefällt er in seinem Thun und Lassen? Seine Predigten kenne ich.“

„O, sehr gut. Er scheint voll Eifer, voll Feuer, voll Lust zur Sache und ist schon überall gewesen.“

„Und hat er alle Amtsverrichtungen gut wahrgenommen?“

„Ohne Ausnahme — ja; aber warten Sie — Nohr hat mir gesagt, daß er am vergangenen Donnerstag Mittag nicht gekommen sei.“

„Nicht?“ Nadering zog die Augenbrauen bedenklich in die Höhe, „er weiß doch, daß dafür eine Summe ausgesetzt ist?“

Der Aelteste wußte das nicht bestimmt zu sagen, aber abgesehen davon, glaubte er doch auch, daß die Bibelstunde am Donnerstag wol ausfallen könnte.

„Hm“, sagte Nadering, „vielleicht!“ und er zuckte mit den Achseln und schüttelte dann mit dem Kopfe. Es war eine Frage, über welche er sich nicht so bestimmt auslassen konnte. Aber als der Aelteste weggegangen war, sagte er zu seiner Frau: „Ich hoffe nicht, daß unser College an den Einrichtungen rütteln wird, das könnte üble Folgen nach sich ziehen.“

Aber der College hatte dennoch Lust, daran zu rütteln und als die beiden Herren den folgenden Tag zusammentrafen, sagte Rodermann sehr bald:

„College, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen wegen der Donnerstagsbibelstunde.“

„So?“

„Ja, ich glaube, es ist besser, wenn wir sie abschaffen, was mir keine Schwierigkeit zu machen scheint.“

„Im Gegentheil; für diese Bibelstunde besteht ein Legat, was Sie vielleicht schon wissen, es ist dafür ein Capital von fünfundzwanzigtausend Gulden festgesetzt und jeder von uns bezieht jährlich fünfhundert Gulden dafür.“

„Es ist so, aber wie ich höre, kommt nie Jemand; die Herren sitzen im Club, die Damen machen Visiten und die Bürgersleute sind bei der Arbeit.“

„Sie könnten doch aber kommen!“

„Aber sie kommen nicht, und eine Stunde sitzen und auf Menschen warten, die nicht kommen, ist eine Erniedrigung unseres Standes, es ist —“

„College, können Sie die fünfhundert Gulden entbehren?“

„Nein — aber ich werde Ihnen den Vorschlag machen, einen andern Tag und eine bessere Stunde zu demselben Zwecke zu bestimmen; unsere Absicht ist doch, nützlich zu sein.“

„Ganz richtig“, bestätigte Nadering, „aber, College, es geht nicht.“

„Es geht nicht? Nun, lieber Freund, ich bin jünger als Sie, aber ich habe schon andere Veränderungen zu Wege gebracht. In meiner letzten Gemeinde habe ich nicht nur den Sonntagsgottesdienst vollständig verändert, sondern auch das Reglement für die Diakonen umgearbeitet und —“

„Standen damit auch Legate in Verbindung?“

„Nicht, daß ich wüßte, aber das macht mir nicht bange. Unser Leben ist ein Kampf und wir dürfen nicht zurückschrecken, wo es sich um das Wohl der Gemeinde handelt. Soll ich die Sache in die Hand nehmen?“

„Ueberlegen Sie zuvor —“

„Wir müssen das Eisen schmieden so lange es heiß ist. Der geeignete Zeitpunkt ist da: der neue Pastor giebt den besten Vorwand. Sonst sagt man, daß es so lange gegangen ist und auch weiter gehen kann. Wirklich, College, wir dürfen nicht zaudern."

„Und die fünfhundert Gulden?"

„Das Geld müssen wir aus dem Spiele lassen, wir dürfen den Herrn nicht um einiger hundert Gulden willen verrathen."

Radering schwieg und versprach darüber nachzudenken.

Rodermann sah jedoch ein, daß dies lange dauern könne und er beschloß, die Sache unter der Hand zu betreiben. Es währte nicht lange, so kam Radering zu Ohren, daß die beiden Prediger die Absicht hätten, dem Kirchenrathe eine Vorstellung wegen der Donnerstagsbibelstunde einzureichen.

„Unsere Ruhe ist hin", seufzte Radering, „ich wünschte wol, daß ich einen Ruf bekäme."

Es war dies das erste Mal, daß seine Frau diesen Wunsch aus seinem Munde vernahm. Ach, es war sogar der erste Wunsch, den er gegen sie aussprach, ohne daß sie ihn erfüllen konnte.

II. Capitel.

Es war wieder Donnerstag und das Museum war wieder geöffnet. In einem Zimmerchen, gerade groß genug, daß ein Tisch und zwei Stühle darin Platz hatten, saß der Custos, der Maler Walther. Vor ihm auf dem Tische lag an dem einen Ende der geschriebene Catalog der Gemälde und am andern Ende das Foliobuch, in welches sich die Besucher einschrieben; dazwischen stand ein zinnernes Tintenfaß mit den drei unvermeidlichen Gänsefedern, an denen jedoch keine Spur von Tinte zu entdecken war, denn der Name des letzten Besuchers war bereits ganz roth geworden.

Während Walther gedankenlos durch das kleine Fenster hinausblickte, versammelte sich auf dem Marktplatz unten eine Anzahl Menschen um einen Leierkasten, bei welchem ein Vagabond die Bilder, die roh auf ein Stück Leinwand gemalt waren, erklärte, während seine Frau die Orgel drehte und mit dem andern Arm einen Säugling wiegte. Das war zu viel für Walther. Dafür hatte das Volk Zeit und Aufmerksamkeit und nach seinem Museum sah Niemand sich um! Er konnte den Scandal nicht länger mit anhören, stand auf und ging auf eine Thür zu, an welcher ein weißes Papier angeheftet war, mit den Worten:

Heute geöffnet.

Regenschirme und Spazierstöcke am Eingang abzugeben.

NB. Es darf hier nicht geraucht werden.

Das war die Gemäldegalerie von Helmstadt. Es hingen daselbst ungefähr dreißig Bilder von verschiedener Größe und mehr oder minder werthvoll, so weit man sie bei dem mangelhaften Lichte, das rechts und links durch schmale Fenster einfiel, beurtheilen konnte. Walther selbst war der Erste, der dies einsah und seit mehr denn zehn Jahren hatte er

in zahlreichen Eingaben darauf gedrungen, daß das Museum verpflanzt werden möchte. Aber es schien, daß in ganz Helmstadt kein anderes Local zu finden war, als diese alte Thurmstube und für die Gemäldegalerie hatte der Gemeinderath niemals mehr Geld übrig, als die fünfundsiebenzig Gulden, welche durch das Legat Carneval zur Erhaltung der Sammlung ausgesetzt waren.

Bevor Walther noch die Schwelle des Museums überschritten hatte, blieb er stehen. Die Töne des Leierkastens und die Stimme des Auslegers drangen plötzlich viel heller herein, also mußte die Thür geöffnet sein. Wirklich hörte man Fußtritte auf der Treppe, die nach dem Museum führte. Sollte es ein Besucher sein? Walther hätte gern nachgesehen, aber er bezwang sich im Gefühl seiner Würde als Custos und wartete mit gespannter Aufmerksamkeit auf die nahenden Tritte. Endlich war der Besucher oben, aber nun wollte Walther durchaus nicht merken lassen, daß ihn die Ankunft überraschte und er blickte so eifrig in den Catalog, als habe er ihn zum ersten Male und nicht schon seit vielen Jahren jeden Donnerstag vor Augen.

„Herr Walther", begann der Eintretende.

„Ei, Herr Rohr, das treffen Sie gut, es ist gerade Niemand da."

„So — wissen Sie — ich komme eigentlich im Namen meiner Tochter, die —"

„Wenn Sie nur so gut sein wollten, ihren Namen einzuschreiben", unterbrach ihn Walther, indem er ihm das Register vorlegte.

„Ach, das ist nicht nöthig, ich komme nur im Namen meiner Tochter —"

„Das hat nichts zu sagen, Herr Rohr, hier, wenn Sie so gut sein wollen, hinter Nummer 114, das Register ist nicht besonders treu fortgeführt."

„Nein, wirklich nicht, Herr Walther, ich wollte Ihnen nur ein Wort von meiner Tochter Anna ausrichten; sie möchte Sie so gern einmal sprechen und Sie wissen, mit den Krücken kann sie schlecht vorwärts."

„Schön, schön, Herr Rohr, ich komme heute Abend auf ein Stündchen — hier wenn es gefällig ist", und wieder schob Walther dem Küster das Einschreibebuch vor. Rohr konnte sich nicht länger weigern.

„Es wird recht albern aussehen, Herr Walther", versicherte er, indem er vergeblich versuchte die Feder wieder abzugeben —, „ich gehöre ja nur zur Kirche."

„Der gesellschaftliche Stand hat nichts zu sagen", erwiederte Walther, „es giebt Grafen und Barone, die sich nicht um die Kunst bekümmern und dagegen arme, blutarme Menschen, die dafür leben und sterben."

Rohr schrieb seinen Namen hinter Nummer 114, ohne zu bemerken, daß Nummer 113 vor zwei Jahren ausgefüllt war; dann frug er, ob er noch etwas hinzufügen müsse.

„Das Uebrige werde ich selber ausfüllen", sagte Walther, „wir können uns nun ein wenig umsehen."

„Ein andermal“, antwortete Rohr, „ich mußte hier vorüber zur Bibelstunde und da sagte ich zu Anna, daß ich rasch bei Ihnen einmal vorkommen wollte.“

„Es hat nichts zu sagen, Herr Rohr, Sie brauchen nicht länger zu bleiben, als Sie wollen“, und ob Rohr folgen wollte oder nicht, er mußte mit und stand bald neben Walther im Museum.

„Schön, wirklich schön!“ sprach Rohr, ehrerbietig seinen Hut in der Hand haltend, während er den Kopf zurückgeworfen hatte, um ein großes Gemälde zu besehen, welches gerade gegenüber vom Eingang hing, „das ist eine Jagd, nicht wahr, Herr Walther?“

„Richtig“, nickte Walther, „das ist eine Jagd von Wouverman; Verboeckhoven könnte sie nicht schöner gemalt haben. Kommen Sie einmal hierher, von hier aus müssen Sie das Stück besehen.“

Rohr schlich einige Schritte auf den Zehen in der angewiesenen Richtung und erklärte dann, daß es von diesem Standpunkte eigentlich noch schöner sei.

„Aber“, fuhr Walther fort, „dabei müssen Sie sich nicht zu lange aufhalten, Sie sollen noch etwas ganz Anderes zu sehen bekommen, die größten Bilder sind nicht immer die besten.“

„Richtig“, sagte Rohr, „das ist gerade wie bei uns: die längsten Predigten sind auch nicht immer die besten, so eine kurze Nachmittagspredigt, wie wir am vergangenen Sonntag hatten —“

Wenn Rohr auf Predigten zu sprechen kam, war er unbezwinglich. Walther unterbrach ihn noch bei Zeiten und indem er den redseligen Küster an einem Zipfel des Aermels fortzog, brachte er ihn vor ein Portrait. „Das ist ein Raphael, Sie wissen doch, wer Raphael ist?“

Rohr bedachte sich einen Augenblick. „Hat er nicht in —“

„In Amsterdam gelebt“, wollte er fragen, aber Walther wartete die ganze Bemerkung nicht ab.

„Er war der größte Maler, der jemals gelebt hat und von ihm haben wir hier ein Bild, oder wenigstens eine Copie, aber eine Copie von Meisterhand. Und sehen Sie dort die zwei Portraits, ich möchte darauf schwören, daß sie von Miereveld sind.“

Rohr folgte der angedeuteten Richtung und nickte voll Bewunderung.

„Aber sehen Sie, das Juwel unserer Sammlung ist hier“, und damit führte Walther den guten Rohr in eine Ecke, wo ein kleines Bild hing, das Walther ihm als echten Ostade vorstellte.

„Ja, lieber Freund“, sagte er dann, „wir haben hier sehr viel, weit mehr, als die Menschen wissen. Hier ist noch ein Hobbema, zum wenigsten, wenn es nicht von ihm ist, muß es von seinem besten Schüler sein.

Rohr blieb zuletzt lange vor einem Bilde stehen, auf dem ein Bürgermeister mit Schöffen abgebildet war und das ihm besonders gefiel.

„Herr, mein Gott,“ sagte er, „damals sahen solche Herren anders aus, nicht wahr, Herr Walther?“

„Ja, Herr Rohr, ganz anders. Und sie waren auch danach.

Gegenwärtig ist es ein Elend, kein Einziger darunter, der etwas taugt, der Bürgermeister so wenig als der Rest."

Rohr sah sich um und war froh, daß Niemand gegenwärtig war, aber die offene Thür machte ihm bange; mit einem vielbedeutenden Blick sah er nach dieser hin.

„Ja, Rohr", sagte Walther, „sie mögen es hören und Jedermann kann es hören; es ist Keiner darunter, der etwas taugt, das beweisen sie jeden Tag. Kein Einziger sieht sich nach dem Museum um und keinen Groschen haben sie dafür übrig."

„Ich dachte", sagte Rohr ganz bescheiden, „es sei ein festes Sümmchen dafür ausgesetzt."

„Ein Sümmchen? Das ist etwas Rechtes! fünfundsiebenzig Gulden für das ganze Jahr!"

„Hm", seufzte Rohr, der als Küster auch nur fünfundsiebenzig Gulden hatte und die Hälfte seiner Zeit im Dienst verbrachte.

„Aber", fuhr Walther fort, „man soll jetzt auch seinen Lohn nach der Arbeit haben, ich bedanke mich für meine Anstellung und dann mögen sie sehen, wo sie einen Custos hernehmen."

Rohr sah einen Augenblick den Custos forschend an und frug dann zögernd:

„Wenn Sie doch abdanken, Herr Walther, könnten Sie zugleich ein gutes Wort für mich einlegen."

„Was meinen Sie?"

„Nun, sehen Sie, es ist doch nur Donnerstags, und mit der Bibelstunde ließe es sich einrichten, wenn sie überhaupt fortdauert, denn wie ich höre —" Rohr würde weiter geplaudert haben, denn Walther ließ ihn ruhig fortfahren, aber mit einem Male schwieg der Küster, als er zufällig dem Blicke des Malers begegnete, — „Ich hoffe nicht —" fing er darauf an.

„Ich hoffe nicht, Rohr, ich hoffe nicht, daß die Kunst in Helmstadt jemals so tief sinken wird, daß man den Kirchendiener zum Custos des Museums für Alterthümer und der Gemäldesammlung machen wird. Ich hoffe nicht, daß ein Mensch in Helmstadt ist, bei welchem eine so irrsinnige Idee aufkommen könnte."

„Lieber Gott, Herr Walther, Sie müssen das nicht so nehmen; ich dachte, wenn Sie doch nicht bleiben wollten, wäre es vielleicht etwas für mich, Sie sagen ja selbst, daß nicht viele Bewerber dafür auftreten würden."

„Es ist gut, Rohr, lassen Sie uns zu Ende kommen", sagte Walther, indem er eine classische Stellung als beleidigte Größe einnahm.

Rohr konnte nicht begreifen, was er verschuldet hatte; er ging fort und grüßte zum Abschied, obwol sein Gruß nicht beantwortet wurde. Im Weggehen besann er sich noch, daß Walther vergessen haben könne, weshalb er ihn eigentlich aufgesucht und er rief zurück: „Denken Sie auch an Anna, Herr Walther?"

Aber der gekränkte Maler rief dagegen:

„Ich verkehre nicht mit Kirchendienern!“

„Geduld“, dachte Rohr bei sich, „sein Zorn wird sich legen, solch’ ein Künstler ist schnell beleidigt und ich möchte doch wissen, warum ich nicht ebensogut Donnerstags in der Thurmstube sitzen könnte wie er. Es kommt so wie so Niemand. Warte nur, wenn er seinen Abschied nimmt, mache ich doch meine Wege, um es durchzusetzen, namentlich wenn die Bibelstunde ausfällt.“

Während Rohr so überlegte und seinen Weg nach der Kirche fortsetzte, blieb Walther mit übereinandergeschlagenen Armen an der Treppe stehen, als wollte er mit seinen Blicken selbst die Erinnerung an den Mann verscheuchen, der soeben von ihm fortgegangen war. Ein Kirchendiener als Custos! wiederholte er, und warum nicht? Behandeln sie die Kunst nicht danach? Wird man, wenn ich abdanke, etwas Anderes thun, als solch’ einen Menschen oder am Ende den Feldwächter zum Custos zu machen; ja vielleicht sogar den Kerl da unten mit dem Leierkasten, der auch in Bildern macht? Aber ich werde es ihnen einträuken, ich werde dafür sorgen, daß das Museum verkauft wird, und wenn der Gemeinderath nur Geld erhalten kann, wird er es gern abgeben.

Dieser Gedanke, der Walther in seiner heftigen Erregung einfiel, beruhigte ihn mit einem Male. Das war eine herrliche Aussicht. Wenn irgend ein Liebhaber in der Residenz das Museum kaufte, verlor er zwar seine kleine Anstellung, aber die Kunst wurde dann doch nicht tiefer erniedrigt und der Gemeinderath sammt den Bewohnern von Helmstadt konnten ihn nicht länger mit Mißachtung begegnen. Zwar war es für ihn selbst ein Verlust, wenn das Museum fortkam, aber dafür bot ihm die Rache vollständige Genugthuung.

Noch denselben Mittag machte Walther ein Verzeichniß der dreißig Gemälde und der wenigen Alterthümer, die das Museum enthielt. Er berechnete den Werth derselben und war überzeugt, daß sein Vorschlag nicht abgelehnt werden würde. „Niemand wird etwas dagegen einwenden“, wiederholte er sich, als er bald darauf das Thurmzimmer verlassen wollte. Da fiel sein Blick auf das Register der Besucher, welches noch immer aufgeschlagen am Ende des Tisches lag. „Nummer 114 F. C. Rohr“, las der Custos. „Daß der Kerl noch seinen Namen einschreiben mußte! Aber Gott sei Dank, es wird der letzte sein und das spätere Geschlecht soll sehen, warum ich das Museum verkaufen wollte. Schande über Helmstadt!“ Und er schrieb zitternd vor Entrüstung in die Abtheilung für Charakter und Wohnort: „Kirchendiener und Prätendent für die Anstellung als Custos beim Museum für Gemälde und Alterthümer zu Helmstadt.“

Am Ausgang kehrte Walther noch einmal zurück, er hatte in seinem Eifer vergessen, daß die Zeit des jährlichen Schlusses gekommen war und beeilte sich nun, das Papier, welches am Eingang zu dem Museum angeheftet war, mit einem andern zu vertauschen, das die Aufschrift trug: „Geschlossen wegen Reinigung der Locale bis ersten August d. J.“

III. Capitel.

Der Bürgermeister von Helmstadt glich durchaus nicht dem Bilde, welches man sich gewöhnlich von solcher gewichtigen Persönlichkeit zu machen pflegt. Er war kein Mann von starkem Körperumfange mit Stentorstimme und einem Gemisch von Freundlichkeit, Bonhomie, Strenge und Brutalität in seinem Charakter, die gewöhnliche Folge eines langwährenden Verkehrs mit allerlei Personen, über welche er gestellt ist, ohne daß sie doch seine Untergebenen sind, — dieser war ein langer magerer Mann, mit scharfer Stimme und einer unzerstörbaren Trockenheit, Kürze und Ernsthaftigkeit in Allem, was er that und sprach. Er war ein Mann von liberaler Gesinnung, aber er war in seinem Wesen wieder so despotisch, daß die Freisinnigkeit verloren ging. Kleinlich rechtschaffen und starrsinnig festhaltend an Dem, was er für gut und wahr hielt, war der Bürgermeister von Helmstadt ein Mann, mit dem kein Mensch umgehen konnte, einer, der nach seinem Tode eine römische Grabschrift beanspruchen konnte, aber im Leben sehr unangenehm und bei Niemand beliebt war.

Noch bevor die Angelegenheit der Bibelstunde vor ihn gebracht wurde, saß er eines Tages in seinem Arbeitszimmer, als Walther sich anmelden ließ.

„Wenn Herr Walther in Geschäften kommt, soll er sich hierher verfügen; beabsichtigt er einen Höflichkeitsbesuch, so mag er mich im Salon erwarten."

Herr Walther kam in Geschäften und wurde deshalb sogleich vorgelassen. Der Bürgermeister ließ ihn Platz nehmen, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und erwartete die Mittheilung des Malers.

„Herr Bürgermeister, ich wollte mit Ihnen reden wegen des Museums für Gemälde und Alterthümer."

Es entstand eine Pause, in welcher der Bürgermeister bewegunslos sitzen blieb und seinen Besuch anstarrte.

„Wie Ihnen bekannt ist, bin ich der Custos des Museums — ungefähr seit zwanzig Jahren."

Das Haupt der Gemeinde zog ein Notizbuch zu Rathe und berichtigte die letzte Bemerkung mit den Worten:

„Im August werden es neunzehn."

„Neunzehn oder zwanzig gilt gleich, ich wollte es nur erwähnen, um Ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß ich genügend mit dem Museum bekannt bin, über seinen Werth zu urtheilen und die Bedeutung desselben zu beherzigen weiß."

Diese Einleitung hatte Walther sich vorher ausgedacht, das Weitere, was er sagen würde, sollte davon abhängen, wie der Bürgermeister antworten werde. Dieser schwieg jedoch, und Walther war daher genöthigt fortzufahren.

„In diesen Tagen wurde mir ein Gebot für das Museum gemacht."

„Ihnen ein Gebot? Ein Custos ist kein Eigenthümer; die Gemeinde ist Eigenthümerin."

„So ist es, aber eigentlich war das Gebot auch nicht an mich gerichtet; man frug mich nur, ob der Gemeinderath geneigt sein sollte, die Sammlung gegen eine billige Summe abzugeben. Man wollte fünftausend Gulden dafür anlegen.“

Walther schwieg wieder einen Augenblick und erwartete, daß der Bürgermeister bei Nennung dieses Betrags irgend etwas äußern werde. Aber dieser schwieg und als der Maler auch still blieb, sagte der Bürgermeister ganz gelassen:

„Fahren Sie fort!“

„Es ist aus“, sagte Walther, durch diese Behandlung ein wenig entrüstet.

„Wurde der Vorschlag schriftlich gemacht?“

„Hier ist er“, sagte Walther kurz und bündig; „mit meinem Gutachten dabei.“

„Ihr Gutachten ist noch nicht verlangt“, bemerkte der Bürgermeister, indem er das betreffende Schriftstück zurückschob.

Aber das paßte nicht in Walther's Plan, der in dem Gutachten seinem Herzen Luft gemacht hatte und durch allerlei sorgfältig ausgearbeitete und halbversteckte Gehässigkeiten den Herren vom Gemeinderath einmal zeigen wollte, worauf es ankam und wie er darüber dachte.

„Aber Sie werden es nöthig haben.“

„Ich bin der Gemeinderath nicht“, sprach der Bürgermeister, „der Gemeinderath wird beschließen, ob man Ihr Gutachten nöthig hat“, und er schob das Schreiben nochmals zurück.

„Nein“, dachte Walther, „Ihr müßt es schlucken.“

„Mein Herr“, sagte er, „ich bin zu Ihnen gekommen als dem Vorsitzenden des Gemeinderaths, aber mein Gutachten ist an den Gemeinderath gerichtet und nicht an den Bürgermeister.“

„Dann ist es richtig“, sagte dieser, indem er beide Schriftstücke zusammenfaltete. „Wünschen Sie mir in Bezug auf diese Angelegenheit sonst noch etwas mitzutheilen?“

„Nein,“ sagte Walther, indem er aufstand.

„Dann wäre ein persönlicher Besuch wol überflüssig gewesen“, versetzte der Bürgermeister, indem er gleichfalls aufstand.

„Ich habe nur noch hinzuzufügen“, sagte Walther, etwas gereizt, „daß ich meine Entlassung als Custos nehmen will, daß ich mich dafür bedanke, länger so behandelt zu werden, daß kein Korn Ehrgeiz vorhanden ist bei — bei Niemand, und daß man ebensogut den Kirchendiener als den Feldwächter zum Custos anstellen könnte.“

„Die Ernennung Ihres Nachfolgers geschieht durch den Gemeinderath auf Vorschlag des Bürgermeisters und Vorstandes“, sagte das Haupt der Gemeinde mit eisiger Ruhe und zog an der Klingel.

„Ich bleibe bei meiner Entlassung“, sagte Walther auffahrend.

„Davon werde ich den Gemeinderath in Kenntniß setzen.“

Als der Maler draußen war, fielen ihm eine Menge Dinge ein, die er hätte sagen sollen, und je länger er darüber nachdachte, um so

mehr schien es ihm allmälig, als habe er sie wirklich gesagt, so daß, als er vor seiner Hausthür stand, eine gewisse Beruhigung in ihm herrschte, weil er meinte, dem Bürgermeister einmal tüchtig die Wahrheit gesagt zu haben.

IV. Capitel.

Die Erinnerung an den Triumph, den er nach seiner Meinung erlebt hatte, drückte Walther zu schwer, als daß er allein damit hätte fertig werden können. Er kehrte also vor seiner Zimmerthür um und ging nach dem Pfarrhaus. Dabei hatte er nur vergessen, daß es Freitag war und daß das Dienstmädchen deshalb die Weisung hatte, jeden Besuch ein- für allemal mit den Worten „der Herr Pastor sind beim Studiren", abzulehnen. Das Mädchen kam förmlich in Verlegenheit, als sie dies dem katholischen Maler sagen mußte. Doch es mußte gesagt werden und ward gesagt, so daß Walther auch im Pfarrhaus die gehoffte Erleichterung nicht fand. Wohin nun?

Da war es nun eine rechte Fügung, daß ihm Rohr begegnete, dessen wiederholte Aufforderung, sich doch noch einmal nach seiner Tochter Anna umzusehen, er wol Folge leisten durfte; wobei er sich heimlich sagte, daß, wenn es ihm nicht gelänge, das Kirchenhaupt von Helmstadt zum Zeugen seines Triumphes zu machen, doch wenigstens der Kirchendiener davon erfahren sollte.

„Das ist hübsch von Ihnen, Herr Walther, daß Sie auch wieder einmal kommen", sagte Anna, als Walther eintrat, und ihr blasses Gesicht nahm einen lieblichen, einnehmenden Ausdruck an, da es durch den Schimmer der Freude, der bei dem Eintreten des Malers in ihren Augen glänzte, verklärt war.

Walther hatte seinen Triumph vergessen; er fühlte sich im Gegentheil sehr klein, weil er eines unbedeutenden Wortes wegen, das der Kirchendiener gesprochen, seine Schülerin, die einzige, die in Helmstadt die Kunst ernsthaft betrieb, vernachlässigt hatte.

„Ach, Anna, ich habe in den letzten Tagen so viel im Kopfe gehabt — aber ich bin nun hier und ich werde nie wieder so lange fortbleiben. Haben Sie viel gearbeitet in dieser Zeit?"

„Nicht viel, aber doch etwas", sagte Anna, während sie an dem Tische und den Möbeln entlang nach der andern Seite des Zimmers sich mehr schob als ging, um ihre Mappe zu holen. Walther sparte ihr die Mühe dieselbe zu tragen und bald saßen Meister und Schülerin am Tische, betrachteten Zeichnungen und plauderten über die Kunst, während Rohr mit einem zufriedenen Lächeln auf seinem runzeligen Gesichte allerlei Versuche machte, um es noch gemüthlicher und gefälliger werden zu lassen.

Bald machte er sich etwas an der Lampe zu schaffen, damit das Licht besser brenne, dann setzte er Gegenstände zur Seite, die durchaus nicht im Wege standen, oder er fegte mit seinem Taschentuche vermeint-

lichen Staub weg, während er dazwischen kleine Züge aus seiner Pfeife that. Es war ihm anzusehen, wie wohl ihm war; sein Kind hatte ja auch so wenig Genuß, daß solch ein Abend, von dem er wußte, wie viel ihr daran gelegen war, auch ihn glücklich machen mußte. Dabei zeigte sich etwas in seinem Gesichte, das bedeutete: wartet nur, auch ich habe etwas. — Nicht, als ob Rohr auch in der Kunst etwas geleistet hätte, ein einziger Blick in sein runzeliges, unbedeutendes Gesicht und auf seine kurze ungefällige Gestalt mußte sofort jede derartige Vermuthung vertreiben.

Endlich machte er von einer augenblicklichen Pause im Gespräch Gebrauch, um die Einleitung zu seiner Mittheilung anzubringen.

„Herr Walther", begann er, „wir sind von verschiedener Religion."

Walther sprach nie über diesen Gegenstand mit Jemand, und Niemand sprach mit ihm darüber. Er sah daher, ohne Antwort zu geben, so erstaunt auf Rohr, daß der alte Mann etwas verlegen wurde und um sein Vergehen gutzumachen fortfuhr:

„Ich meine, wir dienen Beide demselben Gott auf verschiedene Art —", aber hier fühlte er, daß er sich immer mehr verwickelte, und als Walther ihn noch ernsthafter ansah und kurz sagte: er sei zu solch' einem Gespräche nicht gekommen, ließ der alte Rohr die Einleitung bei Seite und sagte:

„Nehmen Sie es nicht übel, Herr Walther, ich meinte eigentlich ganz etwas Anderes, denn ich wollte Ihnen von unserm Kirchenrathe etwas erzählen, was mit dem Museum in Verbindung steht, aber es ist ein tiefes Geheimniß."

„Morgen ist es durchaus kein Geheimniß mehr, Rohr, denn morgen wird im Gemeinderath der Vorschlag behandelt werden, das Museum zu verkaufen; ich selbst habe das Anerbieten des Kaufs erhalten, unterstützt, und soeben dem Bürgermeister überbracht. Bei dieser Gelegenheit habe ich ihm einmal tüchtig die Meinung gesagt. Ein Geheimniß ist es also durchaus nicht mehr."

Rohr war so entsetzt über den Verkauf des Museums, daß er anfänglich gar keine Worte finden konnte, um Walther in die Rede zu fallen; endlich rief er aus:

„Aber wissen Sie denn nicht, daß die Bibelstunde des Donnerstags aufhört und Alles an das Museum kommt?"

„Was sagen Sie?" fragte Walther rasch.

„Eigentlich darf ich es nicht erzählen, aber wissen Sie, ich muß immer hereinkommen um Federn, oder Tinte, oder dergleichen zu besorgen und so erfahre ich Eines und das Andere, ich darf es eigentlich nicht erzählen, Sie sind aber immer so gut gegen meine Tochter, daß ich es nicht verschweigen kann — es ist eine Ueberraschung — der Kirchenrath wird die Bibelstunde abschaffen, oder vielmehr, es ist schon geschehen, und das Legat dafür kommt an das Museum. Ich glaube, daß es dreißigtausend Gulden beträgt, ich nehme die Zinsen stets in Em-

pfang am Ersten des Quartals, ausgenommen, wenn der Erste auf einen Sonntag fällt, weil Sonntags die Kasse geschlossen ist."

„Nohr, Sie faseln!"

„Wahrhaftig nicht, Herr Walther, ich erzähle, auf mein Wort, Alles, wie es wirklich ist. Als ich das letzte Mal das Geld holte, sagte Pastor Nadering: Sie werden es wohl die längste Zeit geholt haben. Ja, Herr Pastor, sagte ich, ohne zu wissen wie es gemeint war, aber nun ist es im Kirchenrath beschlossen worden und der Vorschlag wird dem Bürgermeister mitgetheilt werden, der darüber zu beschließen hat und wenn er Ja sagt, kommt das Geld an das Museum"

Walther zuckte die Achseln, er verstand des Küsters verwirrte Mittheilung nicht recht, aber immer und immer kam dieser darauf zurück, und nach und nach wurde es dem Maler doch verständlich, daß das Legat Ronceval an das Museum verfallen mußte, wenn die Bibelstunde am Donnerstag aufhörte, und wie Nohr versicherte, hatte der Kirchenrath beschlossen, daß dies geschehen sollte.

Walther ließ den Alten plaudern und gab keine Antwort mehr. Tausend Gulden jährlich für das Museum und eben hatte er den Vorschlag eingereicht, die Sammlung zu verkaufen und das von ihm beigefügte Gutachten dem Bürgermeister aufgedrungen! Und was das Schlimmste war, er hatte seinen Abschied verlangt! Es war, um verrückt darüber zu werden.

Nohr war fast ebenso verdrießlich als Walther selbst, und zahllos waren die mannigfachen Ausrufungen, wodurch er es zu erkennen gab. Anna dagegen suchte den aufgeregten Maler zu beschwichtigen.

„Ach, Herr Walther", sagte sie tröstend, „nehmen Sie sich die Sache nicht so sehr zu Herzen, Sie würden noch größern Aerger gehabt haben, wenn das Museum mehr besucht worden wäre. Vortheil hätten Sie doch nicht davon, und um Vortheil ist es Ihnen auch nicht zu thun."

„Nein, Anna, das wissen Sie, an Vortheil denke ich nicht. Höchstens hätte ich zuweilen eins meiner eigenen Bilder für das Museum erwerben können."

„Ich glaube nicht", sagte Anna darauf, „daß Alles schon verloren ist. Sie haben Ihr Gesuch eingereicht, aber der Gemeinderath hat es noch nicht angenommen, wenn Sie die einzelnen Herren veranlassen, nicht in den Verkauf einzuwilligen, so ist Alles in Ordnung. Bleibt aber das Museum, dann läßt man auch Sie nicht gehen, denn ein Ersatz für Sie ist nicht zu finden."

Solchen Trostgründen konnte Walther sich nicht verschließen.

„Es ist wahr", sagte er. „Morgen gehe ich zu einigen der Herren, die ich kenne, und Alles kann noch wieder gut werden."

„Was mich betrifft", warf Nohr ein, „ich denke nicht mehr an die Stelle." Walther hörte diese Worte nicht, oder gab sich den Schein als habe er sie nicht gehört. Er ging bald darauf fort, um in der Einsamkeit über seine That nachzudenken. Hätte er Alles nur einen Tag früher gewußt, so wäre er Custos eines Museums geblieben, für

welches jährlich mehr als eintausend Gulden zur Verfügung standen. Er begriff nicht, wie er den Verkauf begutachten konnte und bei diesem Gedanken holte er die Abschrift seiner Eingabe an den Gemeinderath aus einer Schublade und überlas sie. Er wunderte sich über die dort angeführten Gründe und es schien ihm, daß er jeden derselben triftig widerlegen könne. Er warf sein Gutachten mit Verachtung auf den Boden, aber er nahm es doch wieder auf und las es nochmals durch. Er begann dann auf einem Stück Papier, welches vor ihm lag, die angeführten Gründe zu widerlegen; anfänglich waren es vereinzelte Gedanken, nach und nach kam Zusammenhang hinein und endlich wurde es ein Artikel mit bestimmter Richtung, bei dessen Durchsicht der Gedanke in ihm aufstieg, daß er dennoch trachten müsse, ihn dem Gemeinderath unter die Augen zu bringen, bevor ein Beschluß über den Vorschlag des Verkaufs gefaßt sei. Wie wäre es, wenn er den Artikel in die Helmstadter Zeitung brächte! Der Redacteur, oder eigentlich die Redactrice, war eine alte Frau, die zugleich Herausgeber, Drucker und Verleger war. Wenn er ihr den Artikel in die Hand spielen konnte, war er sicher, daß er gedruckt wurde, denn die Frau war immer verlegen um Stoff; aber sein Name mußte jedenfalls geheim bleiben.

„Wenn Anna mir hilft, ist Alles geordnet“, sagte er zu sich selbst. „Morgen gehe ich zu Anna.“

V. Capitel.

Der Gemeinderath von Helmstadt war versammelt und auf Veranlassung des Bürgermeisters verlas der Secretair die Eingabe, welche hinsichtlich des Museums vorlag. Herr Ronceval, einer der Väter der Stadt und zugleich ein Nachfolger desjenigen Ronceval, durch dessen Kunstliebe dem Museum das Legat von fünfundsiebzig Gulden zugewandt worden war, sprach gegen den Verkauf, während ein anderer Herr sich bemühte, darzuthun, daß die Sammlung fast nur aus Copien bestehe. Herr Ronceval war der Ansicht, daß ohnehin das Legat nicht anderwärts verwendet werden könne, da der Custos lebenslänglich angestellt sei. Aber der Bürgermeister erklärte darauf, Herr Walther habe seinen Abschied selbst eingereicht und stimme sogar für den Verkauf des Museums. Er forderte dann den Secretair auf, das Gutachten des Malers vorzulesen und dies geschah in so trockner und ausdrucksloser Weise, daß alle Feinheiten, die Herr Walther darin angebracht hatte, verloren gingen, nur der Schluß wurde begriffen, welcher lautete: „Somit hält sich der Unterzeichnete für verpflichtet, den Verkauf des Museums anzurathen, da dasselbe von gar keinem Werthe erscheint für eine Gemeinde, bei deren Gliedern ohne Auswahl die Gleichgiltigkeit sehr hervortritt.“

Selbstverständlich trafen diese Worte die empfindlichste Seite der hochehrbaren Väter der Stadt.

Nach einigen scharfen Anspielungen auf die jesuitische Richtung des Malers wurde vorläufig beschlossen, zu untersuchen, ob über das

Legat von fünfundsiebzig Gulden keine andere Bestimmung getroffen sei, für den Fall, daß das Museum verkauft würde, und die Herren verließen darauf das Zimmer.

Auf der Schwelle von des Bürgermeisters Wohnung begegnete diesem Rohr, der soeben herauskam, und überreichte Ersterem einen Brief, in welchem er durch eine Commission im Namen des Kirchenraths um eine Unterredung ersucht ward. Der Bürgermeister bewilligte dieselbe für den folgenden Nachmittag.

Bei der Zusammenkunft am folgenden Nachmittag ergriff Pastor Rodermann das Wort und setzte in ausführlicher, salbungsvoller Rede auseinander, daß man eingesehen habe, wie die Bibelstunde am Donnerstage durchaus überflüssig sei, da nun in Bezug auf das Legat Ronceval die Bestimmung herrsche, daß es beim Aufhören der Bibelstunde an das Museum fallen solle, so ersuche man den Bürgermeister, als Executor des Testamentes, von dieser Bestimmung abzusehen und im Interesse der Gemeinde von Helmstadt den Willen des Erblassers dahin zu deuten, daß er in jedem Fall das Legat der Kirche zugedacht habe.

„Dieser Vorschlag des Kirchenrathes überrascht mich im höchsten Grade", sagte der Bürgermeister auf die Rede des Pastor Rodermann; „man verlangt vom Executor, nicht zu executiren; wie mir scheint ist ein solcher Vorschlag unmöglich. Der Executor ist nicht der Aussteller des Testamentes."

Einer der Herren von der Commission meinte, der Bürgermeister könne ja ein wenig durch die Finger sehen und thun, als ob die Bibelstunde fortgehalten werde.

Aber der Bürgermeister entgegnete entrüstet, der Mensch habe die Finger nicht zum Hindurchsehen, sondern zum Handeln.

Auch der Notar glaubte ein Wort in der Sache mitreden zu müssen und bemerkte daher, die Bibelstunde habe bereits seit einem halben Jahre factisch aufgehört, da sie vollständig überflüssig gewesen sei.

„Ist dies der Fall", versetzte der Bürgermeister, „dann ist das Legat an das Museum verfallen."

„Haha!" lachte einer der Herren, „das ist leicht gesagt, da aber das Museum verkauft wird, so —"

„Das Museum ist noch nicht verkauft, und tritt dieser Fall ein, so kommt das Legat an Diejenigen, die nach dem Museum dazu berechtigt sind, an die Nachkommen der Familie Ronceval."

Nach dieser Bemerkung entstand eine augenblickliche Pause. Pastor Rodermann überlegte, wie er die in seinem Sinne gänzlich verunglückte Sache wieder redressiren könne.

Noch bevor er jedoch einen Entschluß gefaßt hatte, erklärte der Bürgermeister feierlich, daß die Umstände, die er soeben vernommen habe, ihn in die Nothwendigkeit versetzten, die Zinsen des Legats Ronceval nicht länger auszahlen zu lassen.

„Aber Herr Bürgermeister", entgegnete Rodermann, „das ist unsere

Absicht nicht; wir sind hierher gekommen um einen gütlichen Vergleich mit Ihnen zu besprechen."

„Herr Pastor", versetzte der Bürgermeister, „die Pflicht der Obrigkeit verlangt, daß nach dem Rechte verfahren werde."

„Lassen Sie uns dann dies ganze Gespräch als nicht stattgefunden betrachten."

„Herr Pastor, der Kirchenrath hat officiell eine Unterredung mit dem Bürgermeister verlangt. Ich kann also auf Ihren Vorschlag nicht eingehen."

Pastor Rodermann machte einen letzten Versuch.

„Brüder", sagte er, „wir sind Menschen, und alle Menschen können irren, vielleicht haben wir einen Fehler begangen, aber lassen Sie uns gegenseitig unsere Fehler und Irrthümer nicht so streng beurtheilen, lassen Sie uns mit christlicher Liebe zu Werke gehen, und dem Bruder, der gefehlt hat —"

„Herr Pastor, die Obrigkeit ist eine Sache und das Christenthum eine andere", sagte der Bürgermeister kurz.

Und damit war die Conferenz abgelaufen.

VI. Capitel.

Ganz Helmstadt war in Bewegung, es schien, als sei nur ein Gegenstand der Rede werth und dieser eine war das Legat Ronceval. Man sprach von der Familie des Testators und von den Umständen, wie das Legat ausgesetzt war. Die Einen glaubten, die Ronceval müßten früher katholisch gewesen sein, und sprachen die Befürchtung aus, daß das Geld sammt und sonders nach Rom kommen werde, Andere, die sich schon etwas mehr in der Welt umgesehen hatten, redeten mit Verachtung von dem Museum und von den anderthalb alten Bildern, die Walther von Zeit zu Zeit aufputze.

„Aber", meinte Einer, „Walther hat ja selbst die Anregung dazu gegeben, daß das Museum verkauft werde."

„Ja", meinte ein Anderer, „aber der Artikel in unserer Zeitung, der sich dagegen ausspricht! Wissen Sie schon, wer ihn geschrieben haben soll? Man sagt, daß es die Tochter des Kirchendieners Rohr gewesen sei."

„Richtig, Anna Rohr war es", entgegnete ein Anderer. „In Sparta ertränkte man die gebrechlichen Kinder, hier läßt man sie leben und das ist ganz gut. Aber solch' ein Wesen müßte nicht schreiben, das sollte verboten sein. Die Frauen und die Kirche sind die beiden Dinge, die die Gesellschaft untergraben und was dann noch gut daran bleibt, wird durch die Kunst verdorben, das ist meine Meinung."

Die Nachkommen der Familie Ronceval hielten sich anständigerweise zurück und Einer davon erklärte, als man ihn um seine Meinung frug, er würde gern auf sein Ansprüche verzichten, wenn er nicht befürchten müsse, dadurch Veranlassung zu Streit zu geben, aber er würde nach seinem Gewissen handeln und seine Pflicht als ehrlicher Mann er-

füllen, so bald die Zeit gekommen sei — ein Ausspruch, welcher allgemeine Bewunderung erregte.

Inzwischen legte der Bürgermeister die Hände nicht in den Schooß, er forderte die Aeltesten des Kirchenrathes auf, eine Erklärung abzugeben, ob die Bibelstunde am Donnerstage gehalten werde oder nicht?

In Folge dieser Anfrage fand eine vollzählige Versammlung des Kirchenrathes statt.

Pastor Nadering eröffnete die Sitzung mit einem Gebete, er gab darauf eine kurze Auseinandersetzung über die zu verhandelnde Angelegenheit, und sprach alsdann seine Meinung dahin aus, es sei das Beste, daß man stillschweigend die Bibelstunde wieder fortsetze, denn wenn dieselbe auch keinen Nutzen bringe, so schade sie doch auch nicht.

Darauf folgte Fußgestampf als Zeichen des Beifalls und Scharren als Ablehnung.

„Ehrwürdiger Vorsitzender, werthe Brüder", klang eine Stimme von dem untern Ende des Tisches, „wenn ich die Frage recht begriffen habe, beschränkt sie sich darauf: sollen die Herren Nadering und Rodermann fünfhundert Gulden beziehen für Etwas, das sie nicht thun?"

Lebhafter Tumult unterbrach hier den Redner, aber er fuhr noch lauter fort: „Wir sind hier, meine Herren, unsere Meinung zu äußern und wir haben lange genug darum hin und her gesprochen, um endlich die Sache bei ihrem rechten Namen zu nennen. Aus dem Legat Ronceval werden tausend Gulden an die Pastoren von Helmstadt ausbezahlt für die Abhaltung einer Andachtsstunde, welcher Niemand beiwohnt und die sie deshalb auch gar nicht halten."

„Wer sagt das? sie werden dieselbe halten."

„Ich bitte, mir nicht in die Rede zu fallen, ich habe das Wort."

„Sie machen Mißbrauch davon."

„Sie behaupten Dinge, die nicht zu beweisen sind."

Von allen Seiten erhoben sich Widersprüche; der Redner sollte das Gesagte zurücknehmen, aber er weigerte sich und der Lärm wurde endlich so stark, daß der Präsident auf Schluß der Sitzung antrug.

Drei Tage später fand wieder eine Versammlung statt. Auch diesmal machte Nadering den Vorschlag, die Bibelstunde wieder einzuführen, aber Rodermann entgegnete, es sei unter der Würde des Kirchenrathes sich dem Bürgermeister zu beugen, und darauf hielt er eine feurige und hinreißende Rede, in welcher er die Ansicht seines Collegen glänzend bekämpfte.

Bei der weitern Discussion zeigte sich, daß die Ansichten viel zu getheilt waren, um heute zu einem Resultate gelangen zu können. Die Versammlung wurde daher wieder um zwei Tage hinausgeschoben.

Ehe diese Versammlung zu Stande kam, saß Pastor Nadering bei seiner Frau im Wohnzimmer. Die Frau Pastorin war beschäftigt, seine Bäffchen nachzusehen, während ihr Mann die Zeitung las.

„Du weißt doch", sagte die Frau Pastorin, daß Walther kürzlich

hier gewesen ist? Wahrscheinlich wegen des Gemäldes, das Du ihm versprochen hast."

„Es ist wahr", sagte Radering, „ich hatte ganz vergessen, aber ich will es ihm morgen gewiß senden."

„Aber, lieber Mann!"

„Gerade jetzt, Frauchen; Du weißt, daß eine Streitfrage zwischen dem Kirchenrath und dem Museum schwebt und ich will nicht den Schein auf mich laden, als ob ich deshalb mein gegebenes Wort vergessen könnte. Morgen früh erhält Walther das Bild."

„Wirklich Radering, Du gehst zu weit."

Aber der Pastor gab keine Antwort mehr, denn er war mit einem Male vollständig in seine Zeitung vertieft, in welcher er die Nachricht gefunden hatte, daß er auf der engern Wahl zu dem Pastorat Riethausen stehe. Er theilte es seiner Frau mit. Dieser traten Thränen in die Augen und er selbst war sehr aufgeregt.

„Solltest Du Lust dazu haben?" sagte sie.

„Deine Familie hat dort einigen Einfluß", entgegnete er.

„Ob ich wol einmal schreibe?"

Radering dachte einen Augenblick nach. „Frage darin zu gleicher Zeit an, wie es sich dort lebt; da wir nun fünfhundert Gulden weniger haben werden, ist die Sache wol zu überlegen", versetzte er.

Seit diesem Augenblicke bewegte sich das Gespräch der Eheleute heute ausschließlich um den Ruf nach Riethausen, über die Veranlassung dazu, über die Annehmlichkeiten desselben und über Alles, was näher damit in Verbindung stand.

Am andern Morgen früh wartete Rohr schon in der guten Stube bei Pastor Radering.

„Vorsichtig, Rohr, vorsichtig", sagte der Pastor, während die beiden Männer das Bild in die Kiste legten und einen Strick darum banden.

„Sie sagten also, Herr Pastor, daß ich das Bild erst in mein Haus bringen soll."

„Ja, Rohr, denn wir wissen nicht, ob Walther das Stück gleich auf dem Museum haben will und da er sehr weit wohnt, so würde es nur ein unnöthiges Hin- und Hertragen sein. Sie können ihn also fragen, wo er es haben will und die Kiste so lange in ihre Wohnung setzen."

„Ich werde sie in das Stübchen meiner Tochter bringen, denn Sie wissen doch, Herr Pastor, daß meine Tochter malt."

„Ja, Rohr, und sie findet gewiß darin einen Trost für ihr hartes Schicksal. Es ist wieder ein Beweis, wie liebreich die Vorsehung für Jeden von uns sorgt."

„So denke ich auch, Herr Pastor. Aber wenn sie in ihrem fünften Jahre den Unfall nicht gehabt hätte, glauben Sie, daß sie ohne Talent geblieben wäre?"

„Die Wege des Herrn sind unerforschlich, Rohr. Daß Ihre Tochter malt, ist gut, aber Sie müssen dafür sorgen, daß sie nicht in Zeitungen schreibt, denn das schickt sich für eine Frau noch weniger als für einen Mann."

„Anna schreiben, Herr Pastor? Das arme Kind hat Thränen genug darüber vergossen, nachdem sie in dem letzten „Eingesandt" in der Zeitung all die Gehässigkeiten gegen sich las, dem Himmel sei's geklagt!"

Pastor Nadering zuckte die Achseln. „Lieber Freund", sagte er, „die ganze Geschichte hat eine betrübende Wendung genommen, und wenn sich so Viele einmischen, wird es nur immer schlimmer."

Rohr wollte noch etwas sprechen, aber der Pastor nickte ihm zu, als wollte er sagen: es ist genug; tragt die Kiste nun weg.

Fünf Minuten später stand dieselbe in Rohr's Wohnung, wo bald darauf auch Walther erschien, den er benachrichtigt hatte. Dieser öffnete die Kiste und betrachtete das Bild mit einer Art von Mißtrauen. „Man will mich damit bestechen", murmelte er, „aber wir wollen erst sehen, von welcher Seite der Wind weht. Wir wollen es hier vorläufig stehen lassen."

Als Walther darauf wieder fortgehen wollte, bat ihn Anna um irgend eine Arbeit, und frug, ob er ihr nicht eins seiner Bilder zum Copiren schicken wolle.

„Copiren Sie doch dies Bild hier", sagte er, „dann habe ich zugleich einen Vorwand, weshalb ich es vorläufig zurückbehalte."

Dieser Walther war doch ein feiner Jesuit!

VII. Capitel.

In den nächsten Tagen kam in den Sitzungen des Gemeinderathes der Vorschlag zur Verhandlung, der den Verkauf des Museums betraf, und wir könnten Manches aus den schönen Reden der Gemeinderäthe hier wiederholen; aber da man sich vorläufig nicht einigte, so verzichten wir darauf und verfügen uns inzwischen lieber wieder nach dem Stübchen von Fräulein Anna Rohr, wo wir diese mit ihrem Lehrer vor dem Bilde des Pastor Nadering finden.

„Ein Memmeling?" sagte Walther. „Es ist unmöglich!"

„Memmeling", wiederholte Anna und nickte zustimmend, was jedoch ganz überflüssig war, da Walther bereits sechsmal die Sache selbst untersucht und jedesmal mit derselben Verwunderung ausgerufen hatte, daß er es nicht glauben könne.

„Ein echter Memmeling, es ist ganz undenkbar, und nun in diesem Neste zu sitzen und Niemandem sagen zu können, daß ein echter Memmeling gefunden ist!"

Das gelähmte Mädchen sah den lebhaft erregten Mann mit einem unbeschreiblichen Blicke aus ihren sanften Augen an und ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie sagte: „Und ich —?"

„Es ist wahr, Anna, Sie haben Recht. Aber begreifen Sie denn auch wirklich, was ein Memmeling ist? Nein, Sie können es nicht begreifen. Wenn Sie — aber nein, ich kann es Ihnen nicht sagen —" und wieder ging Walther in dem kleinen Stübchen auf und ab und versuchte es sich selbst abzustreiten, daß es kein Memmeling sein könne, obgleich er wußte, daß es nun doch einmal ein Memmeling war.

Die Entdeckung hatte Anna gemacht, als sie das Bild reinigte, um es zu copiren; sie hatte den Maler sofort zu sich bitten lassen und Beide brachten nun geraume Zeit damit zu, sich über die Entdeckung zu verwundern.

„Ob Pastor Nadering es wissen mag?" fragte Anna endlich, um etwas Abwechselung in das Gespräch zu bringen.

Diese Frage versetzte Walther plötzlich in eine ganz andere Stimmung; er hatte das Bild empfangen, aber nicht angenommen und da es nun ein so werthvolles Stück war, konnte Nadering es zurückverlangen. Er wollte keinen Augenblick versäumen, um die Sache in Ordnung zu bringen, aber freilich, wenn die Gemeinde das Museum verkaufte, wie stand es dann mit dem Bilde? Der arme Walther wußte keinen Rath. Er verwünschte den Augenblick, an welchem er beschlossen hatte, das Museum verkaufen zu lassen, er verwünschte sich selbst, den Gemeinderath, den Bürgermeister und den Pastor, der, seiner Ansicht nach, das Bild auch früher hätte schicken können. Er wußte nicht, was er jetzt thun oder sagen sollte.

„Wäre es nicht am besten, wenn Sie zuerst einmal mit Pastor Nadering redeten?" fragte Anna.

„Nadering?" wiederholte Walther gedankenlos.

„Oder mit dem Bürgermeister?"

„Niemals mit dem, niemals, niemals! Nein, ich werde zum Pastor Nadering gehen und ihm Alles offenherzig sagen, und wenn er das Bild — Aber nein, das wird er nicht thun."

Fünf Minuten später stand Walther im Studirzimmer des Predigers.

Dieser empfing den Maler ganz besonders freundlich.

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen", meinte er, „ich hatte Sie schon früher erwartet. Was giebt es Neues in der Kunst? Sie finden mich in einer vortrefflichen Stimmung. Helmstadt ist zwar ein allerliebster Ort, aber meine Frau hat noch Verwandte in Riethausen; genug, es hat einmal so sein sollen. Wollen Sie eine Cigarre rauchen?"

Walther hatte für nichts Sinn, als für den neu entdeckten Memmeling. „Herr Pastor", sagte er, „Sie fragen mich, was es Neues in der Kunst gebe. Ich weiß eine große Neuigkeit."

„Was Sie sagen!" versetzte Nadering, „aber machen Sie sich's doch bequem und zünden Sie eine Cigarre an. Sind Sie in Riethausen bekannt? Es soll ein angenehmes Leben dort sein."

Walther nickte und sagte dann ziemlich ernsthaft:

„Ich wollte mit Ihnen wegen des Gemäldes sprechen, Herr Pastor."

„Sie haben es doch erhalten? Ich habe Rohr den Auftrag gegeben, Sie davon in Kenntniß zu setzen; aber solch' ein Kirchendiener hat auch mancherlei zu thun und der Mann wird alt. Mein Gott, das werden wir Alle mit der Zeit, wenn wir es nur in Ehren werden, nicht wahr? Ja, ja, Herr Walther, ich habe hier Manches erlebt in Helmstadt."

Der gute Pastor, der soeben sein Berufungsschreiben nach Riethausen empfangen hatte, war durchaus nicht in der Stimmung, Geschäfte

zu verhandeln. Er hätte gar zu gern sich einmal über Eins und das Andere ausgesprochen und da kam ihm Walther gerade sehr gelegen, der in kirchlichen Dingen ohnehin keine Partei nahm. Dieser aber ging auf sein eigenes Ziel los:

„Hören Sie, Herr Pastor", sagte er so laut, daß der Andere allerdings für den Augenblick schweigen mußte, „Sie haben mich gefragt, was es Neues in der Kunst gebe; ich bringe eine große Neuigkeit. Es ist ein Memmeling gefunden worden."

„Ein was?"

„Ein Memmeling!"

„Ei, ei, ich habe die Zeitung noch nicht gelesen, ich lese sie immer erst des Mittags."

„Es steht auch noch nicht in der Zeitung, denn der Memmeling ist **hier** gefunden."

Nun gerieth Nadering doch etwas in Verlegenheit, denn er wußte von Memmeling gerade so viel wie Rohr, der Kirchendiener. Rubens, Raphael, Murillo und Rembrandt, so wie einige neuere Maler waren die Künstler, deren Namen er kannte; aber Memmeling!

„So, so", sagte er, „also hier ist er gefunden?"

„Er ist augenblicklich in meinen Händen. Herr Pastor, wir sind ehrliche Männer, das Bild, das Sie dem Museum geschenkt haben, ist ein echter Memmeling."

„Was Sie sagen! Das ist ja merkwürdig! Nun das freut mich; ich dachte eigentlich, es sei nicht viel daran, und Sie auch, nicht wahr?"

„Damals ja, aber seitdem bin ich nach andächtiger Beschauung zu einer andern Ueberzeugung gekommen. Das Bild ist viel werth und darum — darum wollte ich Sie fragen, ob Sie es noch weggeben wollen?"

„Noch? Ich habe es dem Museum zum Geschenk gemacht und einmal gegeben, bleibt gegeben. Wenn ich es gewußt hätte", sagte Nadering, indem er lachend mit dem Finger drohte, „hätten Sie es nicht bekommen, Herr Walther. Ei, ei, daß ich dem Helmstädter Museum ein so gutes Bild geben mußte!"

„Aber es ist noch nicht angenommen"

„Nicht doch, Herr Walther, nicht doch; ich habe es Ihnen zugesandt und Sie haben es behalten. Es ist nur gut, daß ich meinen Ruf nach Riethausen nicht früher erhalten habe, sonst hätte ich das Bild mitgenommen und Niemand hätte darauf geachtet, daß es ein Memmeling sei. Wer war denn dieser Memmeling eigentlich?"

Walther war halb und halb entrüstet über diese Frage, durch welche der Pastor seine Unkenntniß auf dem Gebiete der Kunst verrieth; aber er fühlte doch große Ehrfurcht vor dem Manne, der seinen Vortheil vergaß und nur sein gegebenes Wort im Auge behielt. Aber vielleicht ahnte dieser gar nicht, was das Gemälde werth sei und um ihm damit zugleich anzudeuten, wer dieser Memmeling war, sagte Walther: „Das Bild, Herr Pastor, ist seine zehntausend Gulden werth."

„Zehntausend? Wenn ich das gewußt hätte, würde ich mich zwei

Mal bedacht haben — und das Bild würde mir auch wol nicht geschenkt worden sein. Nun, das wird das Museum sehr im Preise steigern, wenn es verkauft wird."

„Sie bleiben also bei dem Geschenke?"

Nadering sah einen Augenblick Walther nachdenklich an, aber nur einen kurzen Augenblick, dann sagte er ruhig: „Es thut mir zwar leid, Herr Walther, daß ich das Bild verschenkt habe, aber da es einmal geschehen ist, würde ich unehrlich handeln, wenn ich einen Formfehler benutzen wollte, um es als ungeschehen zu betrachten; überdies habe ich es selbst geschenkt erhalten und nur zwei und einen halben Gulden Porto dafür ausgelegt, diese können Sie mir wieder erstatten und dem alten Nohr ein gutes Trinkgeld geben."

„Herr Pastor, ich habe die größte Ehrfurcht vor Ihnen."

„Aber warum, mein lieber Herr Walther?"

„Wegen Ihrer Rechtlichkeit."

„Aber bester Freund, wir predigen jeden Sonntag den Menschen vor, daß sie rechtschaffen sein sollen und da müssen wir doch auch durch die That unseren Worten Nachdruck geben. Um Eins möchte ich Sie jedoch ersuchen: sagen sie es nicht meiner Frau. Nicht, als ob sie — sie denkt genau ebenso wie ich, aber eine Frau, Herr Walther — Sie sind nicht verheirathet!"

In diesem Augenblick wurde ein anderer Besuch angemeldet und Walther hielt sich nicht länger auf.

Nadering dachte an die ganze Geschichte mit dem Bilde nicht viel mehr, denn es gingen ihm jetzt andere Dinge im Kopfe herum. Fiel ihm das Bild ein, so bedauerte er den Vorfall wol; aber der Gedanke, daß er nach Riethausen berufen sei, verdrängte Alles, denn — „der Herr hat Alles wohlgemacht!"

„Herr Walther mag hereinkommen", sagte der Bürgermeister zu dem Gerichtsboten, als er seinen Brief geschlossen und geklingelt hatte, und Walther wurde in das Bureau gelassen, wo er, wie ein Verurtheilter vor seinem Richter, vor dem Sessel des Gemeindevorstehers stand.

„Hoffentlich habe ich Sie nicht gestört, Herr Bürgermeister, ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Wir haben einen Memmeling erhalten."

Der Bürgermeister bewahrte ein achtunggebietendes Stillschweigen. An was er dachte, war durchaus nicht in seinen Zügen zu lesen und Walther sah sich nach einer Pause genöthigt, seiner Mittheilung eine andere Form zu geben und zu erzählen, daß dem Museum ein Gemälde von hohem Werthe geschenkt worden sei.

„Ich werde die Nachricht darüber abwarten", sagte der Bürgermeister unbeweglich.

„Die bringe ich Ihnen, Herr Bürgermeister."

„Das scheint mir nicht genügend. Wer ist der Geber?"

„Der Herr Pastor Nadering."

„Ich werde von diesem Geschenke des Herrn Pastors Nadering der

Gemeindeverwaltung Nachricht geben, sobald ich schriftlich darüber in Kenntniß gesetzt bin."

„Aber, Herr Bürgermeister, ich habe das Bild schon im Hause, das ist doch mehr als ein schriftlicher Bericht."

„Sobald das schriftliche Anerbieten gemacht ist, wird die Gemeindeverwaltung beschließen, ob das Geschenk angenommen wird."

„Aber bedenken Sie, Herr Bürgermeister, daß wir nicht viel Schwierigkeiten machen dürfen, es handelt sich um ein Bild, das seine zehntausend Gulden werth ist, und wenn wir viel Umstände machen, entgeht es uns am Ende noch."

„Ich erkenne Ihre gute Absicht, Herr Walther, aber der Eifer darf uns nicht verblenden."

Walther verneigte sich, er beschloß sich zu fügen. Aber sein Besuch hatte noch einen andern Grund.

„Herr Bürgermeister", sagte er, „wenn der Gemeinderath das Gemälde annimmt — was er doch sicher thun wird —"

„Ich muß bitten, keine Voraussetzungen in Bezug auf diesen Entschluß zu machen."

„Also wenn er es annimmt, sollte dann wol noch die Rede von dem Verkauf sein können? Bedenken Sie, Herr Bürgermeister, einen Memmeling! In allen Catalogen und Kunstgeschichten wird man den Memmeling von Helmstadt verzeichnet finden. Kunstkenner aus aller Herren Länder werden hierher kommen, um unsern Memmeling zu sehen. Wirklich, Herr Bürgermeister, wir dürfen das Museum nicht verkaufen."

„Herr Walther, ich werde diese Angelegenheit mit den Gemeinderäthen überlegen, sobald ich einen schriftlichen Bericht über die Schenkung erhalten habe."

„Und dann, Herr Bürgermeister, gesetzt den Fall, daß das Museum nicht verkauft wird, würde ich gern die Anstellung als Custos behalten."

„Es steht Ihnen in diesem Falle frei, sich wieder um die Anstellung zu bewerben, es sei denn, daß Ihre Entlassung überhaupt nicht angenommen würde."

„Wenn ich dieselbe zurückzöge, Herr Bürgermeister?"

„Eine Gemeindeverwaltung ist eine öffentliche Behörde, die man nicht heute so und morgen anders behandeln kann; Ordnung ist in jedem Verwaltungszweig nothwendig."

„Darf ich auf Ihre Fürsprache rechnen?"

„Eine gute Sache bedarf keiner Fürsprache"

Der Bürgermeister stand auf und Walther verließ ungetröstet und mißmuthig das Bureau.

Das Erste, das er darauf zu thun hatte, war, mit Pastor Nadering zu sprechen wegen des schriftlichen Anerbietens.

Nadering hatte gerade Katechismusstunde, aber als Walther dringend um einen Augenblick Gehör bat, erschien der Pastor im Sprechzimmer, und alle Schüler benutzten die Gelegenheit, um rasch nachzusehen, aus welchen Bestandtheilen die Rüstung des Glaubens zusammen-

gesetzt sei und wie die seligmachende Gnade mit den guten Werken in Einklang gebracht werde.

„Verzeihen Sie, Herr Pastor, daß ich sie belästige, aber der Bürgermeister verlangt eine schriftliche Mittheilung wegen der Schenkung des Gemäldes, sonst will er nichts davon wissen.“

Nun hatte Nadering am vorigen Abend, trotz seines Ersuchens an Walther, über die Sache zu schweigen, selbst Alles seiner Frau mitgetheilt und diese hatte sich — aber wahrhaftig nicht sehr rasch — darein gefunden, weil es nun doch eine abgethane Sache war, und jetzt kommt Walther, um ihm zu sagen, daß der Bürgermeister nichts davon wissen will, und erzählt ihm das in einem Augenblicke, wo er mit seinen Schülern eins der wichtigsten Capitel bespricht!

„Ich werde mir die Sache überlegen, Herr Walther, aber jetzt kann ich keine Erklärung weiter geben.“ Und im Geiste fühlte er bereits, wie ihn seine Frau wegen der Zehntausend Gulden umarmte.

„Ich glaubte, daß Sie unwiderruflich Verzicht geleistet hätten?“

„Morgen werde ich Ihnen Antwort geben — verzeihen Sie mir, ich habe es heute sehr eilig mit der Vorbereitung zur Prüfung. Adieu, Herr Walther, nehmen Sie das Geleite mit.“

Der Pastor trat in das Zimmer zurück und alle Bücher waren verschwunden, aber sämmtliche Schüler wußten genau Auskunft zu geben über das Zusammenwirken der Gnade und des freien Willens, des Glaubens und der Werke. Die Stunde war denn auch bald vorüber und der Pastor kam nachdenkend zu seiner Frau, denn zehntausend Gulden auf der einen Seite und ein Versprechen, welches er gegeben hatte, ohne zu wissen, was er damit that, auf der andern, gab wol Veranlassung zu ernsten Gedanken.

VIII. Capitel.

„Wie wir vernehmen“, so lautete einige Tage später ein Bericht in der Helmstadter Zeitung, „ist hier am Orte ein Gemälde des berühmten Memmeling entdeckt worden und beabsichtigt der Besitzer, dies Meisterwerk der niederländischen Schule dem hiesigen Museum zum Geschenk anzubieten.“

Niemand achtete darauf. Als aber alle Zeitungen diesen Bericht nachdruckten und selbst die größten fremden Blätter die Gelegenheit ergriffen, um kunsthistorische Notizen über den berühmten Memmeling beizufügen, da begannen die Einwohner von Helmstadt zu begreifen, daß es sich um eine wichtige Angelegenheit handle und es wurde nun überall von dem gefundenen Gemälde und über die Einzelheiten der Entdeckung desselben geredet.

Da erschien plötzlich ein eingesandter Artikel in der Helmstadter Zeitung, welcher das Publicum auf die rechte Spur bringen sollte.

„Herr Redacteur“, lautete dieser Artikel, obschon Jedermann wußte, daß so etwas, wie ein Redacteur in Helmstadt gar nicht vorhanden war und die alte Wittwe, welche die Druckerei mit ihrem Obergehülfen fort=

führte, Alles in das Blatt aufnahm, wenn ihr der Einsender nur bekannt war. — „Herr Redacteur, in Ihrem vielgelesenen Blatte wird von einem Gemälde berichtet, welches man hier gefunden haben soll. Ich will nicht behaupten, daß die ganze Sache eine Erfindung ist, aber ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß in der letzten Zeit viele nachgemachte Gemälde in den Handel gebracht worden sind. Es ist schwer anzunehmen, daß alte, gute Bilder sich so mir nichts dir nichts finden, denn ein wirklich werthvolles Bild pflegt man sorgfältig zu bewahren und nicht zum Aufhängen in eine Thurmstube zu verschenken, wo einige Copien sich befinden, die ohnehin bald verkauft werden sollen. Für die Aufnahme dieser Zeilen würde Ihnen dankbar sein

Ein aufmerksamer Leser."

Die Zeitungsnummer, in welcher dieses „Eingesandt" erschien, war ein Ereigniß in Helmstadt. Jeder las den Artikel und die Meisten bewunderten den gesunden Verstand des „aufmerksamen Lesers". Andere allerdings theilten diese günstige Ansicht nicht, am wenigsten Walther, und in einer der nächsten Nummern las man:

„Der aufmerksame Leser" würde besser gethan haben, zu untersuchen, bevor er spricht, denn sein Geschreibsel beweist seine große Unkenntniß in Sachen der Kunst. Ich habe das Meisterstück des Memmeling genau studirt und hege nicht den mindesten Zweifel über seine Echtheit. Wol werden Gemälde verfälscht, aber in gewinnsüchtiger Absicht, wovon hier keine Rede sein kann. Der Finder hat das Bild in uneigennütziger Weise dem Museum überlassen und die Art, wie er selbst es erhielt, läßt keine Fälschung vermuthen. Ueberdies, wie bereits gesagt, ist das Stück echt, wie ich nach meiner Untersuchung versichern kann. Was die Bemerkung betrifft, daß man werthvolle Bilder sorgfältig bewahre, so scheint der „aufmerksame Leser" nicht zu wissen, wie Hunderte, ja Tausende der ausgezeichnetsten Meisterstücke gefunden wurden, nachdem sie jahrelang im Besitz von Personen waren, die ihren Werth nicht kannten. Man kann sehen, daß der Mann keine andere Zeitung liest als die, deren „aufmerksamen Leser" er sich nennt. Die irrige Vorstellung von dem Verkauf des Museums und sonstige Anspielungen halte ich der Beantwortung nicht werth; der Schreiber hätte besser gethan, seinen Namen unter den Artikel zu setzen, wie dies geschieht von

J. J. Walther, Custos des städtischen Museums zu Helmstadt."

Das schlug ein. Der „aufmerksame Leser" hatte jedenfalls Unrecht; der Artikel von Walther, von diesem unterzeichnet, widerlegte ihn in allen Theilen. Walther war ein ausgezeichneter Mensch, das hatte man immer gesagt, der Andere wird es nun wol bleiben lassen.

Der Andere ließ es denn auch dabei. Aber ein Dritter mischte sich ein und die Zeitung brachte folgenden Artikel:

„Ich halte es nicht für nöthig, meinen Aufsatz zu unterzeichnen, denn es ist mir um die Wahrheit und nicht um Personen zu thun. Herr Ignatius Johannes Walther mag seinen Namen unter die Antwort an den „aufmerksamen Leser" gesetzt haben, damit Jedermann über seine

Kunstkenntniß und Erfahrung in Erstaunen gerathe. Herr Ignatius hat das Bild untersucht, darum, Ihr Bewohner von Helmstadt, darum ist es so! Die Aussprüche dieses Herrn sind unfehlbar, wie die des Papstes und fordern Unterwerfung und Glauben.

„Wir unsererseits huldigen einer solchen Autoritätslehre nicht, wir unsererseits erkennen jedem Individuum das Recht zu, seine eigene Meinung zu haben und selbst wenn Ignatius von Loyola sagen würde: „so ist es", blieben wir doch bei der Frage: wo ist der Beweis? und dieser Beweis ist nicht geführt.

„Wie die Sache sich auch verhalten mag, wir bedauern, daß ein Mann, dessen gesellschaftliche Stellung ihn zu doppelter Behutsamkeit veranlassen sollte, wissentlich oder unwissentlich darin mitgewirkt hat. Wir sind die Letzten, welche in Sachen des Glaubens einseitig oder gehässig auftreten möchten, aber wer berufen ist, einer Gemeinde zum Führer zu dienen, sollte sich alles dessen enthalten, was seinem Rufe einen Makel anheften kann.

Ein Freund der Wahrheit."

„Walther kann hierauf nicht schweigen", versicherte ein Herr im Club einige Tage darauf.

„Walther kann hierauf nicht antworten", sagte ein Anderer, „es ist Hohn und Schimpf."

„Hohn und Schimpf! Ich glaube, daß er dem Lästermaul Eins versetzen wird", sagte ein Dritter, „die Jesuiten sind so, es braucht Einer dem Andern nur einen Wink zu geben und es geschieht."

„Reden Sie mir nicht davon", sagte der Rath Sander, „ich kenne das von meinen Reisen her; aber der Das geschrieben hat, hat Haare auf den Zähnen. Wer, glauben Sie wol, mag es sein?"

Der Gefragte zuckte die Achseln mit vielbedeutendem Lächeln und blickte seitwärts nach einem Tischchen, wo ein Officier und ein junger Advocat saßen. „Meinen Sie?"

„Ich halte den Hauptmann für den „aufmerksamen Leser" und den andern für den „Freund der Wahrheit.""

„Haben die Herren schon die Reichszeitung gelesen?" fragte ein Vierter, der, den Stuhl in der rechten und die genannte Zeitung in der linken Hand, den Anderen sich näherte."

„Nein, was steht darin?"

„Hören Sie: In Helmstadt ist ein kostbares Gemälde entdeckt, welches als ein großer Gewinn für die Kunst betrachtet werden kann. Man hat die Entdeckung dem Herrn Walther zu danken, einem Manne, der sein stilles, ganz der Kunst geweihtes Leben dort in Zurückgezogenheit verbringt und sich ausschließlich mit der ausgezeichneten Gemäldesammlung beschäftigt, welche das Eigenthum jener Gemeinde ist. Das Bild ist vier Fuß breit — Nun ja, hier kommt eine Beschreibung des Bildes, die den Herren wol gleichgiltig sein wird. Aber dann folgt: Es versteht sich von selbst, daß in Helmstadt die unverständige Menge den Namen

Memmeling nicht kennt und das Publicum nicht begreifen kann, wie ein werthvolles Stück verloren gehen und nachher wiedergefunden werden kann. Einige Schreiber haben die Helmstadter Zeitung zu ihrem Werkzeuge erkoren, um ihre Dummheit vollkundig zu machen. Einer, der sich „Freund der Wahrheit" nennt, hat bei dieser Gelegenheit wie ein Schuljunge über Dinge abgeurtheilt, von denen der Bursche nicht den geringsten Begriff hat, wir wollen nicht näher darauf eingehen, denn Herr Walther steht zu hoch, um sich über das Raisonniren von Menschen zu ärgern, die zu früh der Schule entlaufen sind."

„Habe ich es nicht gesagt, daß die Jesuiten zusammenhängen wie Kletten? Kaum ist an den Bienenstock angestoßen, so kommen sie alle heraus, um ihren Stachel zu gebrauchen."

Die „Reichszeitung" ging drei Tage lang von Hand zu Hand. Dann kam die „Fackel" an die Reihe, welche den Artikel des „Freundes der Wahrheit" vollständig abgedruckt und als Bemerkung beigefügt hatte: „Dies ist ein neuer Beweis, wie sehr man vor den Ränken einer gewissen Partei, die im Finstern schleicht, auf der Hut sein muß. Leider hat dies der dabei betheiligte Geistliche nicht beherzigt und sich als ungetreuer Hirte seiner Gemeinde gezeigt."

„Ich habe es immer gesagt, daß Du das Gemälde nicht hättest fortgeben sollen", sagte Frau Radering zu ihrem Manne.

„Ja Kind", antwortete der Pastor, „aber das sagtest Du doch mehr des Geldes wegen, nicht wahr?"

Die Pastorin machte ein böses Gesicht und erwiederte nichts. Ihr Mann schien es darauf abgesehen zu haben, ihr Unrecht zu geben.

IX. Capitel.

Der Gemeinderath hatte sich wieder einmal versammelt, und diesmal stand die Berathung, den Verkauf des Museums betreffend, auf der Tagesordnung.

Pastor Radering hatte den Kirchendiener Rohr abgesandt, um auf den Verlauf der Verhandlung zu achten und dann sofort Bescheid zu bringen, denn das Ehepaar im Pfarrhause erwartete mit Spannung den Schluß. Der ungeschickte Kirchendiener kam jedoch zu früh zurück und brachte die Nachricht, daß der Antrag zurückgezogen sei. Er konnte jedoch weder die Auskunft geben, welcher Antrag, noch ob irgend etwas Weiteres verhandelt worden, und so ließ der Pastor ihn gehen und war froh, als der Mann fort war, denn er fühlte, daß die Einfalt desselben ihn fast zornig machte.

Kaum war Rohr hinaus, so klingelte Walther. Das Dienstmädchen folgte der erhaltenen Weisung, indem es versicherte, daß der Herr Pastor nicht zu sprechen sei. Bei sich selbst glaubte sie, dies ganz besonders geschickt gemacht zu haben und ging in diesem Bewußtsein zur Frau Pastorin, die an der Thür an der Studirstube stand, um zu hören, wer geschellt habe.

„Wer?“ fragte Nadering seine Frau.

„Walther!“

„Walther — laß ihn sofort eintreten.“

„Das Mädchen hat ihn fortgeschickt.“

Dem Herrn Pastor entschlüpfte ein halblauter Fluch. Noch nie war er so böse gewesen und er eilte in seinen Pantoffeln an die Hausthür und riß sie auf.

„Herr Walther!“ rief er, so laut er konnte, und sobald die Vorübergehenden sahen, daß der Pastor Jemanden rufe, stimmten sie mit ein.

„Warten Sie nur, Herr Pastor, ich werde ihn holen“, sagte der Bäckerjunge und ließ seinen Wagen stehen, um Walther nachzulaufen.

„Der Pastor ruft Sie, Sie sollen gleich zu ihm kommen“, sagte der Bäckerjunge, welcher der Ansicht war, daß der Pastor der Erste in der Gemeinde sei und überall zu befehlen habe.

„Sage Deinem Pastor, daß er zu mir kommen kann“, antwortete der Maler und wollte weitergehen, aber glücklicherweise kam ein anderer Mann, der mehr Menschenkenntniß besaß und brachte die Sache in Ordnung. Einige Augenblicke später war Walther in Nadering's Studirstube. Aber der ganze Vorfall war nicht unbemerkt geblieben und es war vorauszusehen, daß die Helmstadter Zeitung und die „Fackel“ ihre Meinung darüber aussprechen würden.

„Man kann Ihnen wol gratuliren, Herr Walther“, sagte der Pastor, „die Sache ist ja wol zu Ende?“

„Das heißt, Herr Pastor, der Verkauf wird vorläufig nicht beschlossen, wie ich voraussagte, und mein Abschied ist auch noch nicht angenommen. Alles Uebrige ist vorläufig unentschieden.“

„Nun, ich werde den Abschluß hier wol nicht mehr erleben. Ich gehe nach Riethausen, wie Sie vielleicht schon gehört haben, und da mein College Rodermann, aus Malice gegen den Bürgermeister und mich, die Bibelstunde nicht wieder einführen will, so wird es wol dabei bleiben, daß das Legat an das Museum fällt. Aber ist denn nichts über das Gemälde gesagt worden?“

„Kein Wort!“

„So — kein Wort. Ei, ei!“ Der Pastor rückte sein Käppchen hin und her. „Wissen Sie, was der Bürgermeister ist —“, sagte er dann — „aber wir wollen nicht darüber sprechen. Hoffentlich finde ich in Riethausen einen andern Gemeindevorstand. Sie müssen einmal nach Riethausen kommen, Herr Walther. Im dortigen Rathhause befindet sich eine Folterbank und andere Alterthümer, eine sehr werthvolle Sammlung! Ich bin mit meiner Frau drei Tage dort gewesen, als der jetzt verstorbene Prediger daselbst wohnte.“

Walther versprach es und verließ darauf das Pfarrhaus. Als er zu Hause ankam fand er eine Bestellung von Rohr, welcher bitten ließ, ihn im Vorbeigehen zu besuchen, und da Walther selbst den Wunsch hatte, Anna zu erzählen, was geschehen war, beeilte er sich sofort, der Einladung zu folgen.

„Was ist denn nun beschlossen worden, Herr Walther?“ fragte Anna, indem sie den Maler mit gespannter Aufmerksamkeit anblickte.

„Alles geht vortrefflich“, entgegnete Walther, indem er ihr die Hand reichte. Anna faßte tief bewegt diese Hand, während ihr die hellen Thränen aus den Augen liefen

„Gott sei Dank!“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer. „O, Herr Walther, wenn Sie wüßten, in welcher Sorge ich um Sie gewesen bin.“

„Ja, wahrhaftig“, bestätigte Rohr, „sie hat ganze Nächte nicht geschlafen.“

Walther blieb bewegungslos stehen und hielt Anna's Hand noch immer in der seinigen. Es wurde ihm so sonderbar zu Muthe. Er, der sein Lebenlang nur an sich selbst und seine Liebe zur Kunst gedacht hatte, der in den Menschen ausschließlich feindlich gesinnte Wesen gesehen, und der so einsam stand, wie selten Jemand, entdeckte mit einem Male, daß ein Wesen für ihn fühlte und wegen seines Schicksals in lebhafter Sorge war, ja, fast mehr als er selbst an Dem, was ihn betraf, Antheil nahm. Aber auch Anna empfand in diesem Augenblicke, daß sie zu viel gesagt hatte; ein tiefes Roth bedeckte ihr sonst so blasses, schön geschnittenes Gesicht und sie entwand sanft ihre Hand der des Malers, dessen dunkles, durchdringendes Auge auf sie gerichtet blieb. Sie ahnte, was in ihm vorging, denn zum ersten Male in ihrem Leben hatte ein solcher Blick sie getroffen. Aber ach! zum ersten Male empfand sie auch recht drückend ihr Unglück; denn wie gern würde sie sich diesen Blicken entzogen haben, wenn ihre gelähmten Glieder es ihr gestattet hätten.

Ihre Aufregung überwältigte sie und sie brach in lautes Schluchzen aus. Walther hatte Mitleid mit ihrer Lage und wollte sich entfernen.

„Nun“, sprach er gutmüthig und tröstend, „ich komme bald einmal wieder und erzähle Ihnen das Uebrige.“

Aber Anna that sich Gewalt an und sagte rasch: „Meinetwegen brauchen Sie sich nicht zu entfernen, es ist schon vorbei, mir ist ganz wohl und ich schäme mich, daß ich mich so kindisch betragen habe.“ Dabei versuchte sie, ihn lächelnd anzusehen.

Walther nahm nun Platz und erzählte den ganzen Verlauf der Angelegenheit. Alles war hängen geblieben und verschoben worden, so daß die Sache nur zurückgezogen zu werden brauchte, um wieder in Ordnung zu sein, und das war auch für die Herren vom Gemeinderath das Bequemste.

„Sie werden nun gewiß mit doppeltem Eifer die Gemäldesammlung in Ordnung bringen“, sagte Anna, ohne den Maler anzusehen, denn sie war noch fortwährend befangen darüber, daß sie ihm vorher ihre Gefühle verrathen hatte.

„Ja“, versetzte Walther seufzend, „das werde ich thun; aber hier in Helmstadt wird nach wie vor Niemand außer Ihnen, Anna, Interesse daran nehmen.“ — Und wieder blieb sein Blick an ihr haften, und wenn er sich nicht rasch entschlossen hätte, seinen Besuch zu beenden, so würde

er sofort bereits etwas gesagt haben, worüber er doch lieber noch erst einmal nachdenken wollte, obgleich er eigentlich schon fest entschlossen war.

„Auf Wiedersehen, Rohr", sagte er, und zu Anna gewendet: „Ich komme bald einmal wieder."

An der Thür blieb er noch einen Augenblick stehen und wollte etwas sagen, aber es kam nicht dazu. „Sollte die gute Anna wirklich ...?" dachte er, und der Gedanke erfüllte ihn so sehr, daß er in der Nacht viele Stunden lang wach blieb. Auch Anna that kein Auge zu.

VIII. Capitel.

„Der Bürgermeister von Helmstadt wünscht Herrn Pastor Nadering zu sprechen und bittet denselben zwischen zwei und drei Uhr auf das Rathhaus zu kommen."

„Warum nicht gar", sagte Nadering, als er diese kurze officielle Einladung empfing. „Ich soll zum Bürgermeister kommen, der sich nicht einmal für das Gemälde bedankt hat? Ich will nicht Nadering heißen, wenn ich das thue."

Aber die Verantwortung für diesen Entschluß schien ihm doch etwas schwer; er ging also sofort nach dem Wohnzimmer, um mit seiner Frau darüber zu sprechen.

Die Frau Pastorin gab ihm unbedingt Recht, er mußte doch seine Würde als Pastor wahren.

Das leuchtete ihm ein, namentlich da er eigentlich gar nicht mehr Pastor von Helmstadt war, seitdem er den Ruf nach Riethausen erhalten und angenommen hatte. Er schrieb also: „Der berufene Pastor von Riethausen ist zu einer Unterredung mit dem Bürgermeister von Helmstadt bereit und wird zu der angegebenen Zeit zu Hause sein."

Nadering war gewiß nicht übelnehmend und Niemand konnte ihm nachsagen, daß er sich selbst überschätzte; aber jener Brief hatte ihn denn doch etwas erbittert und mit klopfendem Herzen setzte er sich gegen zwei Uhr in sein Studirzimmer, um den Bürgermeister, für den Fall, daß dieser kommen würde, zu erwarten. Fünf Minuten nach Zwei wurde geschellt: es war der Bürgermeister. Nun bereute es der Pastor, daß er nicht selbst gegangen war; es wäre eine so kleine Mühe gewesen, und er sah ja auch, daß der Bürgermeister nicht so schlimm sei, wie er geglaubt hatte, sonst würde er nicht zu ihm gekommen sein. Der gute alte Mann machte denn auch viele Entschuldigungen und er würde in diesem Augenblick gern eine Lüge gesagt haben, wäre er nicht zu ehrlich gewesen, eine solche überhaupt zu ersinnen.

„Herr Pastor", begann das Haupt der Gemeinde, „viele Schreibereien verderben oft die Sachen, und da ich die einfache Geschäftsordnung liebe, so komme ich zu Ihnen. Ich wünschte eine kurze Unterhaltung und bitte zugleich auch um eine kurze Unterredung für einen Andern."

„So viel Sie wollen, Herr Bürgermeister, ich werde sehr gern zu Ihnen kommen."

„Ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht rauben. Die andere Persön-

lichkeit wird bald hier sein und wünscht einiges Nähere von Ihnen über das Gemälde zu wissen, welches Sie der Gemeinde geschenkt haben."

„Wofür man sich nicht einmal bedankt hat!" Diese Worte brannten Nadering auf den Lippen, aber er durfte doch dem Bürgermeister gegenüber sich nicht so kleingeistig zeigen, um darauf Gewicht zu legen.

„Ach, das Gemälde, Herr Bürgermeister — es stand mir nicht im Wege, aber ich machte mir auch nichts daraus, ich dachte, im Museum wäre es besser aufgehoben, denn, sehen Sie, ich hatte keine Ahnung davon, daß Streitigkeiten darüber entstehen würden."

Der Bürgermeister hatte gar kein Verlangen, ein langes Gespräch zu führen. Er kam wegen des Gemäldes und erwartete einen Sachverständigen, der kommen sollte, um darüber zu entscheiden, ob kein Zweifel an der Echtheit des Bildes zu finden sei. Der Pastor dagegen hätte gern ein wenig über seine Versetzung nach Riethausen geplaudert und begann damit, dem Bürgermeister zu erzählen, daß seine Frau dort Verwandte habe und was er bereits über das Leben daselbst wußte. Während er im besten Plaudern war, kam der Sachverständige, den der Bürgermeister aus Amsterdam hatte kommen lassen. Dieser richtete eine Menge von Fragen an den Pastor, auf welche der gute alte Mann wenig Auskunft wußte; trotzdem erklärte der Sachverständige, welcher das Bild schon gesehen und untersucht hatte, daß alle Umstände für Echtheit des werthvollen Stückes sprächen.

„Und nun, Herr Pastor", sprach der Bürgermeister, „sage ich Ihnen im Namen der Gemeinde Dank für das Geschenk. Der Secretair ist beauftragt, Ihnen den Rathsbeschluß über die Annahme nebst der officiellen Danksagung zukommen zu lassen."

„Nicht nöthig, Herr Bürgermeister, nicht nöthig — wozu soll sich der Herr Secretair so viel Mühe geben —"

„Ich liebe die Ordnung in jeder Hinsicht, Herr Pastor. Nehmen Sie auch noch den besten Dank für die Aufklärungen, die Sie dem Herrn Sachverständigen gegeben haben."

Und mit festem, langsamem Schritt verschwand der Bürgermeister. Hinter ihm ging der Sachverständige. Letzterer hatte auch bereits mit Walther conferirt, und die Gemeinde konnte versichert sein, daß von Betrügerei oder Nichtverständniß keine Rede sei. Das Bild war ein echter Memmeling. Anna Rohr hatte die Entdeckung gemacht und Walther blieb der glückliche Bewahrer des seltenen Schatzes.

Wir übergehen die vielen Gerüchte, welche über alle die zuletzt erzählten Vorgänge in Helmstadt umliefen. Der Kirchenrath mußte nun endlich wegen der Bibelstunde des Donnerstags Beschluß fassen, und da Pastor Rodermann längst eingesehen hatte, daß die Sache vollständig verloren war, so benutzte er die Gelegenheit, um in schwungvoll überladenen Reden zu erklären, wie der irdische Vortheil allezeit dem Trachten nach dem Reiche Gottes nachgesetzt werden müsse, und er erzielte damit einen solchen Eindruck auf die Aeltesten der Gemeinde, daß diese

sehr geneigt waren, ihm eine Zulage von fünfhundert Gulden anzubieten, um ihn für den Ausfall der Bibelstunde zu entschädigen. Pastor Nadering blieb seiner Ansicht bis zum Schluß getreu und brachte dadurch den ganzen Kirchenrath gegen sich auf.

Nach der letzten Sitzung in dieser Angelegenheit begleitete Pastor Rodermann den Rath Sander nach Hause, denn er hatte sich Tags zuvor mit dessen Schwester, die zwar häßlich und sehr verwachsen, aber auch sehr reich war, verlobt. Zwar ist das Reich des Herrn nicht von dieser Welt und Gold ist nur Staub, aber wenn man es einmal mit in den Kauf erhält, wird der Herr es nicht als Sünde anrechnen. Es war eine Prüfung mehr für den ehrwürdigen Rodermann, er wird dagegen streiten und mit Gottes Hülfe den Sieg erringen

Nur ein kurzes Gespräch und ein Händedruck, dann verließ Rodermann, trotz der Bitten seiner Braut, das Haus des Rathes Sander wieder, um, wie er sagte, dem Kirchendiener Rohr einen Besuch zu machen.

„Ist der alte Mann krank?“ frug der Rath.

„Krank? Ja, sehr krank an der Seele, schwach und nackend im Glauben — wir sprechen später darüber.“

Nachdem Rodermann in der Stube des Kirchendieners Platz genommen hatte, begann er salbungsvoll:

„Ich komme, um ein ernsthaftes Wort mit Ihnen zu sprechen, Rohr. Wie ich höre, haben Sie Absichten mit Ihrer Tochter. Sie wollen dieselbe mit einem Manne verheirathen, der — bei aller Achtung vor seinem Talent — nicht der rechte Mann für sie ist.“

Der Kirchendiener rückte hin und her auf seinem Stuhle; er hatte so etwas erwartet, aber gehofft, daß Pastor Nadering mit ihm davon reden werde und dann hatte die Sache gute Wege, aber dieser — das war ein lästiger Patron.

„Ich rede nicht davon“, fuhr Rodermann fort, „ob Ihre Tochter überhaupt für die Ehe geeignet ist.“

„Nein“, dachte Rohr, „darauf werde ich Dir dienen.“

„Hören Sie, Herr Pastor“, sagte er, „meine Tochter ist mindestens an Leib und Gliedern so gut wie Fräulein Sander, aber davon will ich nicht reden, nur so viel sage ich, kein Mensch hat sich selbst geschaffen und ich glaube nicht, daß es die Absicht des lieben Gottes ist, Jemand zum Krüppel zu machen, um —“

„Mensch, Du vermißt Dich, in die Rathschläge des Allerhöchsten eindringen zu wollen“, donnerte der Pastor. „Wurm, Du empörst Dich gegen Deinen Schöpfer! Soll sich der Töpfer vom Thon sagen lassen, ob er ein Gefäß der Ehre oder der Unehre aus ihm machen darf?“

Rohr war vor Schrecken blaß geworden. Glücklicherweise war seine Tochter mit Walther ausgefahren, um zum ersten Male einen Arzt zu besuchen, mit welchem der Maler wegen ihr gesprochen hatte und der sie elektrisiren sollte. Wäre sie zu Hause gewesen, der alte Mann hätte sich kaum zu fassen vermocht, so aber fühlte er sich den Vorwürfen des zornigen Rodermann gegenüber Manns genug, um ihm entgegen zu treten.

„Der Herr Pastor Radering", begann er —

Aber Rodermann ließ ihn nicht weiter reden, sondern unterbrach ihn mit den Worten: „Suchen Sie nicht Ihre Sünde dadurch zu vergrößern, daß Sie sich auf einen Andern berufen. Gottes Weisheit ist hoch über Eurem beschränkten Verstand erhaben: beugt Euch vor seinem heiligen Namen!"

„Das trachte ich auch zu thun, Herr Pastor, aber —"

„Klopfet an Eure Brust, Rohr, und fragt Euch selbst, ob Ihr Gottes Namen verherrlicht, wenn Ihr Euer Kind der Abgötterei überliefert."

„Aber, Herr Pastor, Walther ist ein guter Mensch und denkt in Glaubenssachen sehr freisinnig."

„Freisinnig!" wiederholte Rodermann. „Verblendeter! Was ist diese Freisinnigkeit anders, als Verleugnung des Höchsten! Das nennen Sie einen Vorzug! So Jemandem wollen Sie Ihr Kind anvertrauen! Wissen Sie nicht, daß Sie die Tochter damit in ihr Verderben rennen lassen?"

„Ich muß bitten, Herr Pastor", sagte Rohr, innerlich bebend, „nicht so weiter zu reden. Sie sind Geistlicher, aber ich bin ein alter Mann und will solche Anspielungen nicht hören. Meine Anna ist nur die Tochter eines Kirchendieners, aber sie ist ein anständiges Mädchen und Niemand soll so von ihr sprechen."

Rohr war aufgestanden. Er war böse, ernsthaft böse. Man konnte ihm sagen, was man wollte, aber Anna durfte man nicht antasten und solche Dinge sollte Niemand von ihr reden.

„Nein, das will ich nicht", murmelte er, indem er noch einmal den Kopf schüttelte.

„Aber, Freund Rohr, ich sage ja nichts Schlechtes von Ihrer Tochter, ich sage nur —"

„Und ich sage, Herr Pastor, daß die Sache Sie nichts angeht, verstehen Sie mich Wenn ich meine Pflicht nicht thue, können Sie mich wegjagen, darüber hat der Kirchenrath zu beschließen; aber über Anna hat der Kirchenrath nichts zu sagen und ich will einmal keine schlechten Redensarten über sie hören."

„Sie scheinen zu vergessen, mit wem Sie reden! Ich komme hierher als Seelsorger der Gemeinde; auf diese Weise empfängt man keinen Geistlichen, am wenigsten, wenn man selbst eine kirchliche Anstellung bekleidet. Aber ich sehe, daß auch hier der christliche Geist nicht durchgedrungen ist. Bruder Rohr, Sie sind tief zu beklagen."

„Das kommt darauf an, Herr Pastor", sagte Rohr, der nun einmal warm geworden war und nicht nachgeben wollte. „Wir haben hier in Frieden gelebt, so lange Ihr Vorgänger und Pastor Radering hier standen, aber seitdem Sie gekommen sind, leben wir in Streit und Unfrieden; ich bin nicht umsonst siebenunddreißig Jahre Kirchendiener gewesen."

Rodermann stand auf. — „Was Sie soeben gesagt haben, paßt

nicht in Ihren Mund. Rohr, ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, um darüber nachzudenken; wenn ich bis dahin nichts von Ihnen vernommen habe, werde ich wissen, was ich als Seelsorger und Mitglied des Kirchenrathes zu thun habe."

Rodermann ging und überließ Rohr seinen Gedanken. Dieser wäre gern zu Pastor Nadering gegangen, aber Nadering war nach Riethausen gereist, wo seine Frau das Maß zu den Gardinen nehmen und die Farbe der Tapeten bestimmen mußte.

Rohr zog an seiner ausgebrannten Pfeife und überlegte. Dann starrte er geraume Zeit nach dem Schränkchen von Eichenholz, zu welchem Anna den Schlüssel hatte. Er wußte wol, was es enthielt; er hatte immer für sein Kind gespart und hätte dies auch bis zu seinem Tode gethan, wenn es nöthig gewesen wäre. Aber Walther hatte genug, um zu leben, und am Ende war es gar nicht passend, wenn der Schwiegervater des Custos des städtischen Museums Kirchendiener blieb. Ueberdies war er alt. Pastor Rodermann gefiel ihm nicht und wer konnte sagen, ob der zweite neue Pastor nicht noch schlimmer war. Weggejagt zu werden oder vor Pastor Rodermann Abbitte thun, war eine Wahl, an die er gar nicht denken mochte. Das Einzige, was ihm übrig blieb, war, seine Entlassung zu fordern.

Als Walther und Anna zurückkamen und die frohe Nachricht brachten, daß der Arzt vollkommene Heilung in Aussicht gestellt habe, hatte Rohr bereits einen festen Entschluß gefaßt, und am nächsten Morgen in aller Frühe zog er seinen Sonntagsanzug an, ging zum Präsidenten des Kirchenrathes und ersuchte diesen, auf Grund seines vorgerückten Alters, ihm eine ehrenvolle Entlassung zu ertheilen. Er kam damit der Anklage des Pastor Rodermann zuvor und diesem blieb nichts übrig, als im Stillen seiner Braut und seinem Schwager zu erzählen, daß er aus Mitleiden mit dem alten Mann sich habe bewegen lassen, nicht selbst auf dessen Entlassung anzutragen.

Sechs Wochen später hielt Pastor Nadering seine Abschiedspredigt und zum letzten Male functionirte Rohr dabei als Kirchendiener und saß auf seinem altgewohnten Platze hinter der Kanzel. Er hätte in Thränen ausbrechen mögen, aber er hielt sich tapfer. Nur einen Augenblick wurde ihm schwer um's Herz, als Nadering sich der Erinnerung der Zurückbleibenden anempfahl und dabei auch Derer gedachte, die ihm in untergeordneter Stellung mit Eifer und Liebe in seinem Beruf beigestanden hätten. Alle blickten dabei nach Rohr, als sei etwas Besonderes an dem alten Mann zu sehen, der siebenunddreißig Jahre lang unbemerkt seinen Dienst verrichtet hatte.

Daß das Legat an das Museum fiel, weiß der Leser; wenigstens hat er es aus dem Vorhergehenden schließen können.

Was das Schicksal der Personen betrifft, so kann ich den Leser versichern, daß Alles genau so gekommen ist, wie er es sich denken wird.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Führe uns nicht in Versuchung.

Der Salon.

Paul und Virginie.

Novelle von **E. Diethoff.**

Draußen war ein heller goldener Spätsommermorgen angebrochen, die Sonnenstrahlen schimmerten durch das lichter werdende Laub, küßten die Sammetwange des Pfirsichs und ruhten mit ihrem Goldschein auf der reifenden Traube. Drinnen in der altmodischen, großen Wirthsstube mit den verräucherten Simsen und gebräuntem Täfelwerk war es kühl und unbehaglich. Es war ein sehr altes Haus mit dicken Wänden, dunklen Fluren und winkeligen Treppen, welche alle sich verschworen zu haben schienen, der Sonne und der Wärme den Eingang zu wehren, es war ein griesgrämiges Haus, das alte Wirthshaus „Zum Vogel Greif", und um es behaglich zu finden mußte man Stammgast sein, eingesessener Bürger und nur des Abends die dunklen, sonnen- und tagscheuen Räume aufsuchen.

Der Mann, welcher am Fenster stand, war weder Stammgast noch bürgerlich in der kleinen Stadt eingesessen, er kannte das Haus also nur von seiner griesgrämigen, lichtscheuen Seite und war nicht sonderlich erbaut davon, er rieb sich die Hände und öffnete das widerstrebende Fenster, um der Sonne Einlaß zu verschaffen. Ein breiter Sonnenstrahl drang ein, hunderttausende von Stäubchen wirbelten und tanzten drinnen, aber der helle Strahl kam nicht weit, er zerbrach kläglich in einer stumpfen, braunen Ecke, welche er sich mühte mit weißem Lichte zu füllen; aber er brachte nicht mehr zu Stande, als einen großen Oelfleck in der directen Beleuchtung sichtbar vortreten zu lassen.

Da klang draußen eine helle, frische Stimme, ein beschwingter Tritt auf dem alten Estrich, in wirbelndem, sausendem Tanze drehten sich die Sonnenstäubchen, der breite Sonnenstrahl machte eine vergebliche Anstrengung, in die Mitte des Zimmers zu dringen, und dem Manne am geöffneten Fenster schien es, als sei ein anderer, sieghafterer Sonnenstrahl durch die geöffnete Thür von der dunklen Flur herein geglitten.

Ein freundlicher Ausdruck zeigte sich auf seinem Gesichte, welches bis jetzt in Temperatur und Stimmung der Wirthsstube sich mehr genähert hatte, und ein paar Schritte vortretend sagte er: „Sieh da, mein junger Freund, so waren Sie der späte Ankömmling, welcher heute Nacht die Ruhe des Vogel Greif und seines unholden Nestes störte?"

Der Eingetretene nahm lachend seinen breitkrämpigen weichen Filzhut von dem krausen röthlich schimmernden Blondhaar, das in seltener Fülle ein kräftiges jugendschönes Angesicht umrahmte. „Ich habe mich wol ein wenig unsanft gemeldet?" meinte er, „und der Vogel Greif in der Nachtmütze hat mir auch kein besonders freundliches Willkommen

gegeben. Aber was wollt' ich machen? Ich war zehn Wegstunden am Tage gegangen und sehr müde!"

„Ich hatte Ihnen meinen Wagen angeboten, junger Freund, und ich glaube, Sie hätten wohl gethan davon Gebrauch zu machen, denn ich zweifle, daß die Wanderung über die Höhen Ihnen den Genuß gewährte, welchen Sie erwarteten und der den Mühen entsprach."

„Nicht doch!" rief der junge Mann lebhaft, „ich bereue es nicht zu Fuße gegangen zu sein, ich habe meiner Mappe ein hübsches Blatt gewonnen. Es kommt nur darauf an, mit welchen Augen man Natur und Landschaft anzusehen versteht und man wird sich selten getäuscht finden. Ein Sonnenstrahl, ein Wolkenschatten ändert oft plötzlich wie mit Magie die scheinbar reizloseste Scenerie."

„Sie haben das beglückte Auge des Künstlers", sprach der ältere Mann, „und tragen den Zauberstab der Jugend mit sich. Der Jugend und der Kunst glückt Vieles. Aber lassen Sie sehen, was Sie geschaffen haben." Der junge Mann öffnete die Mappe, welche er beim Eintreten sorglos auf einen Stuhl gelegt hatte, und entnahm derselben ein flüchtig in Farben getuschtes Blatt, welches bei aller Einfachheit des Gegenstandes eine solche Genialität der Behandlung und solche Poesie in der Auffassung zeigte, daß es wundersam ergriff und ansprach.

Die Skizze zeigte einen Waldbach in enger umbuschter Schlucht, breite Steine lagen in seinem Bette, vom milchigen, schäumenden Wasser umsprüht, über die Steine schritt sorgsam, den Saum des armseligen Röckchens aufhebend, mit nackten Füßen ein Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau, ihr zur Seite sie stützend und leitend ein kräftig hochaufgeschossener Knabe. Angstvoll schien der Fuß des Mädchens zu zaudern, der Oberkörper lehnte sich anmuthvoll, zaghaft zurück gegen den kräftigen Knaben und der sprühende Schaum netzte den vorgestreckten kleinen Fuß. Ein Sonnenstrahl drang schräg durch den Wald, schimmerte auf dem Wasser, den feuchten, moosigen Steinen und tauchte die schöne, geschwisterliche Gruppe inmitten in helles, goldenes Licht. Es war so einfach, so natürlich, so gar nicht gesucht weder in Haltung noch Beleuchtung, dafür aber um so inniger empfunden.

„Das müssen Sie mir malen!" rief der ältere Mann. „Das ist so ein Bild, auf dem der Blick nach einem mühevollen Tagewerk ausruhen mag, das malen Sie mir."

Ueber das schöne Gesicht des jungen Malers ging ein Schatten und mit Trauer im Tone sprach er: „Das ist meine Grenze, Herr Justizrath, ich komme nicht weiter. So wie ich an der Leinwand sitze, fühle ich meine Unzulänglichkeit und was mir klein, was mir in der Skizze genügte, das wird mir unleidlich, unausführbar im größern Maße. Mir fehlt die Ruhe und Muße des Studiums; mit einem Worte: mir fehlt die schulgerechte Leitung der Akademie."

„Sie haben keine Akademie besucht?" fragte der Andere „und warum? bei Ihrem offenbaren Berufe zur Kunst?"

„Mir fehlen die Mittel", entgegnete der Jüngling düster. „Ich

sagte Ihnen schon, daß ich als Modellzeichner in einer Porzellanfabrik angestellt bin. Ich bin ein Fabrikarbeiter — ich habe nur vierzehn Tage Urlaub, um mich als Künstler zu fühlen.

„Aber Sie sind es", sprach drängend der Aeltere. „Jung und talentvoll, wie Sie sind, dürfen Sie sich in dieser Stellung nicht genügen."

Der Jüngling zuckte die Achseln und legte das Skizzenblatt, nachdem er es mit einem liebevollen Blicke angeschaut, in die Mappe zurück. Vor drei Tagen hatte er den alten Herrn zufällig in einer Schmiede am Wege kennen gelernt. Der Fußwanderer hatte freiwillig dort gerastet, der Justizrath, weil die Achse seines Wagens gebrochen war. Beide hatten Gefallen aneinander gefunden, den Aeltern zog die frische Jugendlichkeit und den Jüngling das ruhige Wohlwollen des Alten an.

Jahre lang hätten sie in einer großen Stadt neben- und übereinander wohnen, sich täglich auf der Treppe begegnen mögen und Keiner hätte an dem Dasein des Andern tieferes Interesse gewonnen; aber als sie jetzt einander getroffen vor einer Schmiede in den Bergen, und am Wege saßen, der Eine als der Aeltere auf der rohen Bank vor dem Hause und der Andere auf einem Hauklotz, da ging das Herz und die Rede ihnen auf. Der Aeltere wußte bald, daß der Jüngling mit dem frischen schönen Antlitz, mit der Fülle goldigen Haares Burkhardt heiße, und daß er einen Urlaub benutze, um in Wald und Feld herum zu schweifen, seiner Skizzenmappe neuen Zuwachs zu erwerben. Er hatte ihm den Namen der großen Fabrik genannt, in welcher er angestellt, und zugleich auf die Fragen über das Woher und Wohin geantwortet, daß er seine Jugendzeit in Köln verlebt, aber dort fremd sei, da auch die Eltern, welche nun gestorben, dort fremd gewesen seien. Der Auskunft des Jünglings gegenüber bekannte sich der alte Herr der Justizrath Tümpelein aus der Residenz des Staates zu sein. Geschäfte führten ihn in eine kleine Stadt jenseits der Berge, aber da diese nicht dringender Natur waren, so hatte der Justizrath sich Zeit genommen zu einer kleinen Herbstfahrt, denn das Wetter war schön, die Luft frisch und belebend, vom harzigen Dufte der Tannenwälder und dem Geruche des Heu's von der zweiten Wiesenschur erfüllt.

Der Justizrath bot dem jungen Künstler seinen Wagen zur Mitbenutzung an, und da ein paar Stunden lang der Weg durch monotonen Kiefernwald ging, so hatte der Jüngling angenommen, und sie waren zusammen eine Strecke Weges gefahren. Gern würde der alte Herr den Jüngling als Reisegenossen behalten haben, denn er fand großen Gefallen an seiner frischen Natürlichkeit und an den tüchtigen Kenntnissen in Kunstsachen, welche Dieser bewies; der Justizrath war darin zwar nur Dilettant, aber ein Dilettant von feinem Urtheil und gebildetem Geschmack.

Burkhardt, so sehr ihm der alte Herr auch zusagte, war jedoch nicht Willens sich um den Genuß des freien Schweifens über Berg und Thal bringen zu lassen, um bequem auf sandiger Landstraße ein ihm gleichgiltiges Ziel zu erreichen; dankend hatte er Abschied genommen,

hatte an einer Biegung des Weges sich aus dem Wagen geschwungen und war waldeinwärts geschritten. Als der mühsam um den Berg sich windende Weg einige hundert Fuß abwärts wieder zur gleichen Stelle kam, hatte dem Aeltern von oben herab die frische Stimme seines jungen Reisegefährten zugeklungen, er sang sich und den Vögeln im Walde ein frohgemuth-keckes Reise- und Wanderlied.

Der Justizrath fuhr sich mit einem wehmüthigen Seufzer über die Stirn, er dachte der Tage, da auch er jung gewesen, ein wander- und sangeslustiger Bursche; aber die Tage lagen weit ab, hinter ihm, und vorwärts knarrte der Wagen durch den Sand und über die Feldsteine.

Hier in dem alten Wirthshause zum Vogel Greif hatten die Reisegefährten unvermuthet sich wiedergefunden, und das Interesse an dem Jüngling ward in dem alten Herrn erhöht, als er dessen reizvolle Skizze sah. — „Das müssen Sie ausführen", wiederholte er, „das müssen Sie malen, wir beschicken damit die nächste Ausstellung in der Residenz."

„Mit Hansel und Gretel", lachte der junge Mann, „gemalt von einem Unbekannten?"

„Sie sollten mir nicht lange der Unbekannte sein", entgegnete der Andere, „und was den Titel oder Inhalt Ihres Bildes anbelangt, nun so machen Sie dem Publicum eine Concession, verändern Sie ein Weniges den Pflanzenwuchs, lassen Sie die Farren etwas höher emporschießen und geben Sie dem Lichte eine grellere Färbung, dann nennen Sie es Paul und Virginie — Sie kennen wol die liebliche Dichtung Bernardin de St. Pierre's — ? —"

Der junge Mann stutzte, aber dann rief er lebhaft: „Nein, nein, ich mag den deutschen Wald nicht maskiren, und die Phantasie, zaubervoll wie sie sein mag, bringt doch nie die Wunder der Natur zu Stande. Wenn ich das Bild malen soll, dann lassen Sie mir die Eichen und den Buchenbestand, den Wegrich und die Farren und vor Allem Hansel und Gretel unverändert!"

„Also Sie wollen versuchen das Bild zu malen?" rief der Justizrath erfreut.

„Versuchen, ja — aber wie es mit dem Beendigen wird, das weiß ich leider nur zu gut .... Lassen wir das, es verdirbt mir die Stimmung, zu wissen, daß ich mehr leisten könnte, wenn ich nicht um das Brod arbeiten müßte — und ich bin ein Kind der Gegenwart, ich will an der Gegenwart mich freuen. — Da sehen Sie hinüber, ist das nicht schön und anmuthig? Ein ruhiges Landschaftsbildchen, dem der braune Fensterrahmen als wirksamer Abschluß und Fassung dient" Er deutete mit diesen Worten auf das von dem alten Herrn vorhin geöffnete Fenster, und in der That war es, als sehe man ein freundliches Bild, so in sich abgerundet, so reizend war der Anblick des gegenüber liegenden Hauses. —

Es war ein kleines Haus mit hellem Anstrich und hohem Schieferdach; wie in vornehmer Scheu hatte es sich von der Straße zurückgezogen und lag umgeben von Grün und Blumen. Ein paar alte Bäume,

durch deren sonnenüberglänztes Laub der Morgenwind flatterte, hielten Wache neben dem altmodisch verschnörkelten Gitterthor, ein paar Beete mit Reseda und Monatrosen sandten ihren süßen Duft herüber, Weinspaliere zogen sich dem Hause entlang, ein besonders starker Stock hatte ein Rebendach gebildet und ließ in reicher Fülle die dunklen Burgundertrauben herniederhangen. Die Fenster waren spiegelblank, vor dem Taubenschlag im Giebel saßen glucksend und girrend ein Paar schillernder Tauben, und auf der Dachfirst sonnte sich eine ganze Schaar von weißen Pfauentauben, kein menschliches Wesen war zu sehen, aber auf der Hausschwelle unter dem Rebendach lag schlafend ein großer gelber Spitzhund und über den Kiesweg des Gartens schritt gravitätisch mit hochgehobenem Kamme ein bunter Haushahn. Haus und Garten waren sehr klein, aber über alle Maßen wohnlich und einladend; es war wie eine Illustration zu dem Spruche: „Eine Hütte und sein Herz" — man konnte nicht anders denken, als daß, wenn die Hausthür sich öffnen würde ein junges liebendes Paar erscheinen müßte; daß dieses Häuschen die Wohnung eines Dichters sein müsse, von dem es heißt, „Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein, er führt einen Himmel voll Götter hinein." — Oder wenn es nicht die braunen und die goldenen Locken waren, so mußte es Philemon und Baucis sein, die hier in behaglicher Ruhe ihrer eigenen und des Weltalls Herbstsonne sich freuten. —

„In diesem Häuschen muß das Glück wohnen!" rief der Jüngling.

„Wer weiß", sprach der Alte, „vielleicht auch das Unglück, vielleicht trauert da Enttäuschung und birgt sich ein tiefes Weh."

„Nein, nein!" rief der Künstler, „ich glaube an das Glück, ich glaube immer zuerst daran, auch bei mir selbst. Obschon mir bislang noch kein eigentliches Glück wiederfahren, so hab' ich die Meinung nicht aufgegeben, es müßte mir einmal auf eine ganz besondere, unerwartete Weise zu Theil werden. Wenn Sie einmal hören, ich habe das große Loos gewonnen, so wundern Sie sich nicht darüber, ich habe es Ihnen vorausgesagt, ich glaube an mein Glück, wie an mein Fatum." Er lachte bei diesen Worten den alten Herrn so herzinnig fröhlich an, daß dieser der Bemerkung sich nicht enthalten konnte, die einfache Thatsache seiner Existenz sei schon ein Glücksfall.

„Nun wir wollen sehen, wer Recht hat, Sie oder ich, Herr Justizrath, in Betreff der Bewohner des kleinen Hauses. Frau Wirthin", rief er der Frau zu, welche soeben den Frühstückstisch abräumte, „bitte, sagen Sie mir, wer bewohnt das reizende Häuschen da drüben?"

„Da drüben?" sagte die Wirthin und legte die Hand vor die Augen, gleichsam als könne sie sich, durch den Sonnenschein geblendet, von ihrer Gaststube aus in der Nachbarschaft nicht orientiren; „da drüben wohnt eine alte Jungfer, eine aparte, hochmüthige Person, sie heißt Fräulein Grimm."

„Hu!" schauderte der Künstler, „das klingt ja ganz fürchterlich, „eine alte Jungfer, welche noch dazu Grimm heißt! Herr Justizrath, Sie behalten Recht."

„Ach!“ machte der Justizrath und schob die Brille in die Höhe — „Fräulein Grimm, das ist die Person, um derentwillen ich hierher gekommen; also sie wohnt hier in der Nähe, das ist ja ganz schön, da kann ich mein Geschäft ohne Zeitverlust abmachen.“

„Ach, mein zerronnener Glückstraum!“ sagte in komischer Trauer der junge Mann, „alte Jungfer und Grimm — Grimm und alte Jungfer! Weiße Tauben und Rebenhang, Reseda und Rosen, ihr habt mir gelogen! nur Du, Spitz, Du hast keinen falschen Schein auf dem Gewissen. Sehen Sie, Herr Justizrath, wie er grimmig, wie er knurrt und ärgerlich ist, wahrscheinlich ist Mietz da oben aufgewacht, und wir werden nun auch bald die alte Huldin da an irgend einem der Fenster erscheinen sehen. O holdes Glück, wie hast Du mir gelogen!“

Der alte Herr lachte; „nun Ihre Glücksahnung hat Sie nicht so ganz betrogen. Ich komme nämlich hierher, um laut Testamentsverordnung des Erblassers, welcher mein Client gewesen, der alten Dame den Glücksfall einer ihr gewordenen nicht unbedeutenden Erbschaft zu verkünden.“

„Eine Erbschaft!“ rief der Künstler. „Was in aller Welt thut nur eine so grimmige alte Fee damit? Es muß doch wol wahr sein, daß Fortuna blind ist. Wenn Sie zum Beispiel mir die Erbschaft zu verkündigen hätten, Herr Justizrath —“

„Das würde ich auf mein Wort auch lieber thun“, sagte der alte Herr aufstehend.

„Nun es ließe sich ja vielleicht machen, daß die alte Glückliche mich zu ihrem Erben einsetzte, hängen Sie mich als Codicill an das Testament“, scherzte der Jüngling.

„Ich will sehen, was ich für Sie, den treuen Anhänger der Botschaft des Glücks, thun kann“, sprach der Justizrath, auf den Ton eingehend. „Ich muß jetzt zu der alten Dame hinüber; aber wir essen doch mit einander zu Mittag?“

Der junge Mann schüttelte das blonde Haupt. „Leider nein, wie gern ich auch noch mich Ihrer Gesellschaft, deren Sie mich werth halten, erfreuen würde; aber ich bin kein Freiherr, meine Zeit gehört nicht mir und mein Urlaub läuft in zwei Tagen zu Ende. Ich muß heute Abend an der Bahn in B. sein, und Sie begreifen, daß wenn ich den Weg über die Berge machen will, mir nicht allzuviel Zeit bleibt. Ich würde noch gar gern das Haus der Fee Grimm da drüben für mein Skizzenbuch mir gestohlen haben; aber es läßt sich nicht Alles mitnehmen, auch nicht die bewußte Erbschaft.“

„Es thut mir aufrichtig leid mich von Ihnen trennen zu sollen“, sprach der Justizrath, „erinnern Sie sich meiner, wenn Sie in der Lage zu sein glauben, meines Rathes oder meiner Hülfe zu bedürfen. Besuchen Sie mich an meinem Wohnorte, Sie werden mir allezeit so willkommen sein, wie ein Frühlingstag. Und nun leben Sie wohl, hoffentlich macht das Glück, an das Sie glauben, Ihr Vertrauen zur Wahrheit. Sie sind so recht, wie man sich den Fortunat denken mag, wohlgemuth und harmlos.“ Er bot dem Jüngling die Hand, die dieser herzlich drückte.

„Und wollen Sie, Herr Justizrath, als Andenken an unser Begegnen die kleine Skizze annehmen, die Ihnen so wohl gefiel?" Mit diesen Worten bot der Jüngling dem alten Herrn das Blatt mit den Geschwistern.

Einen Augenblick zögerte der Beschenkte, aber auch nur einen Augenblick lang; dann nahm er, was ihm so freundlich geboten worden, an. „Denken Sie daran, mein junger Freund, daß ich in Ihrer Schuld bleibe und geben Sie mir Gelegenheit diese heimzuzahlen, denn ein alter Mann, wie ich bin, pflegt Ordnung zu lieben. —"

„Ich werde mich schon melden", lachte der junge Mann! „Gott befohlen, Herr Justizrath, und hüten Sie sich vor der Fee Grimm!" —

Sie schüttelten sich noch einmal die Hände, der Jüngling hing seine Wandertasche um, nahm seine Mappe und seinen Rock, der alte Herr trat über die Straße und zog die Glocke an der Gitterthür. Eine bejahrte Magd von wenig geselligem Aeußern erschien und führte den Besucher, nachdem sie seinen Namen vernommen, in ein Zimmer ebener Erde. Dort nahm sie mit energischem Griff einen der an der Wand in Reihen aufgepflanzten Stühle und stellte ihn mitten in's Zimmer, als stumme Aufforderung, gefälligst Platz nehmen zu wollen.

Der Justizrath hatte jedoch von dem Sitze inmitten des Zimmers, der ihm mit einer so einladenden und Behagen erweckenden Höflichkeit war angeboten worden, nicht Gebrauch gemacht, auf- und abschreitend vielmehr den Raum des Zimmers durchmessen und dessen Möblement betrachtet. — Dasselbe war auf's Aeußerste rein und gut gehalten, auch kostbar im Holzwerk und den grünseidenen Bezügen, aber es datirte noch aus der Zeit zu Anfang des Jahrhunderts und zeigte in seinen geraden Linien und Formen den steifen, antikisirenden Styl des Consulats. — Die Seitenlehnen des steifen Sophas ruhten auf vergoldeten Sphynxen, der Marmortisch und die Consolen auf korinthischen Säulchen. Unter dem hohen, schmalen Spiegel befanden sich zwei mit Silhouetten geschmückte Vasen, eine Stutzuhr, auf welcher der bronzene Zeitgott mit der Hippe beim Stundenschlag an die Glocke zu klingen pflegte, deren eintöniges Ticktack allein den Raum erfüllte. Das waren die Ausrüstungsstücke des Zimmers, welches offenbar den Vorzug genoß, Putzstube zu sein, denn es lag eine feierliche, öde Kälte auf Allem und Jedem. Nur die Bilder, welche an den helltapezirten Wänden hingen, athmeten Leben, es war ein Anderes, ein Seltsames, was nicht zu dem Raume stimmen wollte und doch durchaus dazu gehörte, wenn man der Zeit sich erinnerte. Es waren sechs Aquarellbilder, nicht von Meisterhand gemalt, aber mit offenbarem Talent und vor Allem mit Hingebung und Liebe an den Gegenstand.

Der Justizrath war alt genug, um zu wissen und sich zu erinnern, wie noch in seiner Jugendzeit die reizvolle Schöpfung Bernadin de Saint Pierre's, die anmuthig melancholische Dichtung von „Paul et Virginie" die Lesewelt entzückte und die bildende Darstellung beherrschte. Diese sechs Aquarellbilder, waren sie nun eigene Compositionen oder Copien — das war nicht zu entscheiden — stellten Scenen aus dieser ewig

jungen Dichtung dar. Es waren die beiden Mütter, die ihre Kinder in einer Quelle wuschen; es war Paul und Virginie, wie sie sich im Urwald verirrt; und seltsam, diese Darstellung, wie Paul die schwesterliche Gefährtin durch einen wilden Bach leitete, glich so sehr der Skizze des jungen Künstlers, daß der Justizrath glauben mußte, ihm selbst habe dies früher im Abriß einmal gesehene Bild von Paul und Virginie vorgeschwebt, als er das des jungen Künstlers heute morgen betrachtet, und doch konnte er sich nicht erinnern, wann und wo dieses geschehen sein sollte. — Das dritte der Bilder zeigte Virginie an ihrer Quelle und hier fiel es dem Justizrath zum ersten Male auf, daß Virginie, in Widerspruch mit dem Roman, dunkelbraunes Haar, Paul dagegen, wie die folgenden Bilder, besonders der einsame Paul am Meeresstrand, zeigten blondes Haar hatte.

Unzulänglichkeiten in Zeichnung und Färbung entgingen dem geübten Auge des Justizrathes nicht, aber zugleich ergriff ihn die originelle Art der Auffassung und die Wärme, mit welcher der Gegenstand behandelt war. Besonders die beiden letzten Bilder in der Reihe waren ihm auffallend, das eine war Virginien's Abschied von Paul. Hier hatte der Künstler eine weit größere Gluth der Leidenschaft in die Personen gelegt, als der Erzähler es gethan, denn in dem Gedichte tritt das geschwisterliche Verhältniß in den Vordergrund und die heiße, leidenschaftlichere Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau dämmert nur wie durch einen Schleier hindurch. Hier in dem Bilde war das Gefühl, welches den beiden Hauptfiguren des Romans noch ein halb unverstandenes ist, erkannt und ausgesprochen, hier riß sich blutend und schwer ein leidenschaftliches Herz von dem andern. — Der Ausdruck in den Köpfen, die Haltung der Gestalten, das war es, was diesen Bildern Werth gab, sie anziehend machte; denn die Technik vor Allem war mangelhaft, und der landschaftliche Theil, welcher dem Gedichte Bernadin de St. Pierre's einen so hohen Reiz verleiht, da er nach eigener Anschauung schildert, war hier steif und herkömmlichen Modellen nachgebildet. Das war die Indianerhütte, der Palmbaum und die Riesendistel wie die Mode der Zeit sie ohne tieferes Verständniß der Eigenartigkeit der Zonen vielfältig zu den mannigfachsten Zwecken abgebildet und geschildert hatte.

Die letzte der Darstellungen zeigte Virginie auf dem sinkenden Schiffe. Wie der Dichter es erzählt, so stand die jungfräuliche Gestalt da im weißen Gewande, das die Scham ihr verboten abzulegen, selbst um den Preis ihres Lebens; ihre Arme waren über der Brust gekreuzt, ihr Blick mit einem unsagbar innigen Ausdruck dem Lande zugewendet. In den Wogen arbeitete sich vordrängend, Verzweiflung in Ausdruck und Geberde, Paul. Das Bild war unfertig, nur die Gestalt Virginiens, der Kopf Paul's und seine Arme waren vollendet, alles Andere zerfloß im Chaos. Aber gerade dieses Unfertige, dieses verwischte und formlose Farbengewirr gab deutlicher als die höchste Kunst es hätte vorbringen konnen, den Eindruck des rasenden Sturmes, des Aufgelöstseins der Elemente. Fest in der wirren, verschwindenden Masse stand nur die

reine Gestalt des Mädchens, zeigten sich nur der Kopf über dem Wasser und die ringenden Arme des Jünglings, die umsonst nach dem Ziele, der todtgeweihten Geliebten hindrangen.

Der Justizrath war ganz verloren in den Anblick des seltsam ergreifenden Bildes, er überhörte es, daß hinter ihm die Thür sich geöffnet hatte und erst die Anrede der Eingetretenen: „Sie verlangen mich zu sprechen, mein Herr", ließ ihn sich umwenden.

Er stammelte einige Worte der Entschuldigung, denn eben so sehr als das Gefühl, sich in solcher Zerstreutheit befunden zu haben, machte ihn der Anblick der Frau verwirrt, welcher er gegenüber stand. Es war eine Frau von fast über Mittelgröße, deren scharfgeschnittenen Zügen man ansah, wie schön sie einst in ihrer Jugend gewesen sein mußte, zu einer Zeit, ehe Schmerz und Unglück, fremde oder eigene Schuld diesen Zügen harten Ausdruck, diesen dunklen, noch jetzt leuchtenden Augen den argwöhnischen Ausdruck gegeben hatten. Die Dame trug ein dunkelseidenes Kleid mit kurzer Taille und von engem Schnitt wie es vor vielen Jahren, einst da sie jung gewesen, Mode war; um den Kopf hatte sie ein rothes Seidentuch gewunden in der Weise, wie die schöne Josephine Tascher es einst in den Pariser Kreisen zur Mode des Tages gemacht, à la Créole, unter dem Tuche zeigte sich das in Zöpfen geflochtene, noch immer starke, aber bereits sehr ergraute Haar, sie trug keinerlei Schmuck, als an der linken Hand einen schweren Siegelring mit einem geschnittenen Carneol, wie ihn Männer zu tragen pflegen.

Ihr Aeußeres und ihre Haltung waren so verschieden von dem, was man zu sehen gewohnt ist, von dem, was der Justizrath erwartet hatte, daß er einiger Sammlung bedurfte, um den Zweck seines Besuches der Fee Grimm, denn mit diesem Scherznamen seines Reisegefährten nannte er sie in seinem Innern, vorzutragen.

Die Dame hatte mit einer einladenden, aber steifen Bewegung einen der geradlehnigen Sessel an den Marmortisch gestellt, sie selbst nahm steif und geradaufgerichtet auf dem Sopha mit den Sphynxen Platz. Ohne eine Miene zu verziehen hörte sie seinen Bericht an, den nämlich, daß Herr Josef Mettel, der zu Lebzeiten sein Client gewesen, ihn zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt und beauftragt habe, dem Fräulein Grimm die Summe von zwanzigtausend Thalern zu übermachen. —

Erst als er ausgeredet zog ihre Stirn sich zusammen, ihre Lippen preßten sich fest aufeinander, um zu einem harten Lachen sich wieder zu öffnen. „Und mit dieser elenden, erbärmlichen Summe, mit diesem Haufen Geldes, den seine schmutzige Gier zusammengerafft, meinte er sein Leben frei kaufen zu können von dem Fluch, womit ich ihn beladen, den er an mir verdient? — Soll das der Preis sein, um den er schuldenfrei in die Ewigkeit zu treten meinte? — — Ich kann die Quittung über die Schuld nicht ausstellen, denn die Rechnung ist falsch — — — ich will Nichts davon hören. —"

Der Justizrath war so betreten, wie er es in seinem Leben noch

nicht gewesen — — „Wollen Sie die Güte haben, mein hochverehrtes Fräulein, mir zu erklären —“

„Was?“ rief sie mit scharfer Betonung, „ich weiß von Nichts, habe Nichts gehört, als daß Josef Mettel todt ist!“

Der Justizrath glaubte an eine Art Sinnesverwirrung. „Ich hatte die Ehre, mein Fräulein, Ihnen von einem Codicill zu Ihren Gunsten im Betrage von zwanzigtausend Thalern zu sprechen.“

„Ich will Nichts davon wissen.“

„So weisen Sie den Anfall dieser Erbschaft zurück?“

„Das kann ich nicht, denn ich weiß Nichts davon. Josef Mettel hatte kein Recht, seine Schuld an mich frei kaufen zu wollen.“

„Welches auch die ursprünglichen Motive meines Clienten gewesen sein mögen“, sprach der betroffene Mann, der eine Abweisung der Erbschaft am wenigsten vermuthet hatte, „welches auch die mir unbekannten Motive waren, die Thatsache steht fest, daß die benannte Summe Ihnen ohne alle Bedingungen übermacht ist. Wollen Sie die Erbschaft nun aus irgend welchen Gründen nicht antreten, so bitte ich die nothwendigen Formalitäten zu erfüllen, um die Summe Denjenigen zu überweisen, welche nach dem Willen des Erblassers, falls Sie selbst bei seinem Tode nicht mehr am Leben sein sollten, in den Genuß der Erbschaft eintreten würden.“

Wie unnahbar und seltsam die alte Dame sich auch zeigte, wie ihr Benehmen einer Erbschaft gegenüber Allem zuwider lief, was man in dieser Hinsicht jemals erfahren; die Neugier, zu wissen, wer ihre muthmaßlichen Erben sein sollten, überwog, und rasch fragte sie, nicht bedenkend, daß sie soeben noch erklärt habe, von der ganzen Sache Nichts zu wissen: „Wer ist das?“

„Die Bruderschaft zum heiligen Rosenkranz in A .....“, antwortete der Jurist. —

„Die Bruderschaft zum heiligen Rosenkranz?“ fuhr die Dame auf, „ist Josef Mettel fromm geworden vor seinem Ende? Aber allerdings, ein Charakter, erbärmlich wie der seine, war zum Betbruder prädestinirt. Was er mir vermachte, das sollte auch ein Pfennig sein in den Almosenkasten geworfen, in den Ablaßkasten, um die größte Schuld dem Himmel und mir abzukaufen. — Ein schönes Testament! — “

Der Justizrath fand, daß sie zugänglicher ward, trotz des harten, spöttischen Tones ihrer Reden. „Ueberlegen Sie es sich, mein Fräulein, ehe Sie die Erbschaft abweisen. Kommt diese Summe in den Besitz der nach Ihnen Bestimmten, dann ist sie entweder todt, oder sie dient lichtscheuen, den Bestrebungen unserer Cultur und unseres Jahrhunderts feindlichen Interessen. Besitz ist Macht, und Sie haben es dann im Willen, wenn Sie dieses Geld nicht für eigene Zwecke gebrauchen wollen, diese Macht zu den besten, lebendigsten Zwecken anzuwenden.“ Er dachte dabei an seinen jungen, fröhlichen Reisegefährten, der wahrscheinlich soeben über Berg und Thal eilte. Sie schwieg und stützte den Kopf in die Hand, den Blick auf das Geäder des Marmortisches heftend. Dem

Juristen war das Profil ihres Gesichtes zugewendet, und er mußte sich sagen, daß diese großangelegten Züge, diese edle Form der Nase und des Kinns keiner gewöhnlichen Frau gehören konnten, daß es nicht blos eine kindische Laune sei, was die seltsame und seltene Abweisung der Frau bedingte.

Eine Weile verharrte die Frau in ihrem Schweigen und Sinnen, dann ließ sie den Arm sinken, daß die Hand tönend auf die Marmorplatte schlug und mit dem festen Blick ihrer dunkelleuchtenden Augen den Justizrath ansehend, sprach sie nachdrücklich:

„Sie sollen mich nicht für eine launenhafte Närrin halten, Sie sollen wissen, warum ich von diesem Gelde, das dieser Mann mir schenken wollte, Nichts wissen will. Sie scheinen mir ein ehrenwerther, ein wohlwollender Mann zu sein, es ist selten, daß ich das von Jemandem glaube."

„Und doch giebt es deren Viele", lächelte der alte Mann.

„Wir wollen darüber nicht streiten und es nicht erörtern; mein Leben und meine Erfahrungen lehrten mich das Mißtrauen und die Verachtung."

„Ein trauriger Lebensgewinn", warf der Mann ein.

„Ja traurig, unsäglich traurig!" sprach sie wie aus tiefstem Innern heraus, und dann sich wendend deutete sie auf das Bild, welches über dem Sopha hing und Virginie an ihrer Quelle darstellte, voll Unschuld und Liebreiz mit einem Taubenpärchen kosend. — „Und doch war eine Zeit, da ich zu dem Bilde hier saß, und die Welt nicht anders ansah, als durch den rosigen Nebel eines Frühlingsmorgens."

„In der That!" rief der Justizrath, welcher aus den Worten der Dame nur die Bestätigung seines künstlerischen Scharfblickes heraushörte. „In der That! das ahnte ich, das macht diese Bilder so anziehend, daß man ihnen das Portraithafte, das ich möchte sagen Selbsterlebte ansieht und nachempfindet."

Der Blick und die Rede der Frau ward weicher, sie blickte die Reihe der Bilder entlang mit einem Ausdruck von Innigkeit und Rührung, der wie ein Sonnenstrahl auch rauhem Gestein Glanz und Farbe leiht, ihr Anmuth und eine gewisse Jugendlichkeit gab. „Ja wohl, das Erlebte", sprach sie mit einem Seufzer, und dann setzte sie rasch hinzu: „Sind Sie Willens als Erklärung eine Geschichte zu hören? Ist Ihre Zeit nicht zu knapp gemessen?"

Der Justizrath machte eine zustimmde Bewegung.

„Es ist mein Fehler sonst nicht, allzu redselig zu sein", sagte das Fräulein zögernd, wie um sich vor sich selber zu entschuldigen.

„Ich werde Ihr Vertrauen zu schätzen und zu achten wissen, mein Fräulein", sprach der Mann, ihr die Hand über den Tisch bietend. Sie nahm die Hand und drückte sie mit festem Griff, dann begann sie:

„Mein Vater war nach den Begriffen seiner Zeit ein reicher Mann, er war der einzige Sohn eines reichen Hauses gewesen und hatte Gelegenheit genug gefunden, seinem Drang nach Wissen und Leben zu genügen. Er war lange gereist, zumal in Italien hatte er sich viel auf-

gehalten und für dieses Land eine große Vorliebe behalten. Ich war die einzige Tochter einer spät geschlossenen Ehe und in Erinnerung an des Vaters italienischen Aufenthalt mit dem hier seltenen Namen Virginia beschenkt worden.

„Mein Vater war der Hauptbesitzer eines großen Handelshauses, dessen Firma „Grimm und Mettel“ hieß. Das Capital gehörte zum weitaus überwiegenden Theil meinem Vater, aber die Arbeit lag in den Händen seines Theilhabers. Mein Vater starb früh, ich entsinne mich seiner kaum mehr, und meine frühsten, liebsten Jugenderinnerungen haften an unserm Garten vor dem Thor, der, weit und schön angelegt, kunstvolle Grotten, einen Teich und künstliche Felspartien zeigte, über welche sorgsam gespartes Wasser rann. —

„Meine Mutter war eine sinnige Frau und als Wittwe noch mehr der Einsamkeit zugethan als sonst. So machte es sich, daß wir einen großen Theil des Jahres in dem Gartenhause wohnten, welches zwar eng, aber der Mutter, einer Dienerin und mir Raum genug bot.

„Neben unserm prächtigen Garten befand sich ein kleiner Gemüse- und Obstgarten, der den hauptsächlichsten Besitz einer Wittwe bildete, deren Mann als Officier in den Revolutionskriegen geblieben. Meine Mutter hatte Gefallen an der Frau gefunden und sie überredet, in der schönen Jahreszeit unsere Gärtnerswohnung zu beziehen, der unverheirathete Gärtner schlief neben der Geschirrkammer und besorgte auf der Mutter Wunsch den kleinen Garten der Wittwe mit dem unsern.

Ich war entzückt von diesem Arrangement, denn Paul, der Sohn der Wittwe, war mein liebster Spielgefährte. — Das reizende Buch Saint Pierre's wurde damals weit mehr gelesen als jetzt, wo es ziemlich aus der Mode zu sein scheint. Die zufälligen Aehnlichkeiten der zwei befreundeten Wittwen und unserer Taufnamen wurden natürlich bemerkt und söhnten meine Mutter mit meinem Namen aus, welchen sie von da an französisch Virginie aussprach, statt, wie einst mein Vater gewollt, Virginia.

„Paul und ich trieben unsere kindlichen Spiele den Sommer lang zusammen im Garten, um uns im Winter sehr nach einander zu sehnen, denn dann sahen wir uns wenig, da die Wohnung der Officierswittwe zu weit von der unsern entfernt lag und die feinfühlende Frau offenbar der Gastlichkeit des reichen Hauses sich nicht zu sehr verpflichtet fühlen wollte. — Indem sie und ihr Sohn die einsame Ländlichkeit unseres Gartens theilten, gaben sie genau eben so viel als sie empfingen, und meine Mutter, welche Verwandte in der Stadt gar nicht und nur wenig Bekannte besaß, welche ihr zusagten, würde das Aufgeben dieses freundlichen und zwanglosen Zusammenlebens im Garten schmerzlich empfunden haben. Meine Mutter that daher Alles, um es ihrer Freundin angenehm zu machen. Die Gärtnerswohnung, welche überdies geräumiger war als unser Gartenhaus, wurde zierlicher in Stand gesetzt, meine Mutter gab dazu die Mittel, aber ihre Freundin den feinen Geschmack. — Noch jetzt denke ich an diese Gärtnerswohnung zurück, als an das

Anmuthigste, Wohnlichste, was sich finden ließ. — In unserm Stadthause herrschte die steife Pracht des Reichthums, welche wenig benutzt wird, in unserm Gartenhause hatte der etwas capriciöse Geschmack meines Vaters eine italienische Villa in Miniaturstyl herstellen wollen. Wir hatten einen Porticus, gemalte Loggien, aber Alles war wie von Dragant, wie vom Conditor als Tafelaufsatz hergestellt und vor Allem war es wenig wohnlich. — Das Gärtnerhaus dagegen, unter dem Schatten zweier hohen und alten Nußbäume gelegen, mit seiner rebenumwachsenen Veranda und den niedrigen, freundlichen Stuben, aus deren Fenstern man allenthalben auf Blumen und Reben sah, war wohnlich und behaglich im höchsten Grade. Ich hielt mich auch weit mehr dort als in unserer Behausung auf, wol anfangs hauptsächlich deswegen, weil meiner Mutter Nerven den Lärm der Kinder nicht ertragen konnten, Paul's Mutter dagegen nicht nur unser Treiben litt, sondern oft unsere Spielgefährtin war. Sie war eine frische, fröhliche Natur, und weder Kummer noch Mühsal, die ihrem jungen Leben reichlich geworden, hatten es vermocht, die schöne Heiterkeit dieser freigeborenen Seele zu knicken und zu trüben. — Ich denke ihrer, wie man an einen schönen, hellen Sommertag im Winter gern zurückdenken mag, und Paul war ihr Sohn. — Ich habe von Vater und Mutter ein schwergemuthes Naturell empfangen und mir ist die Gabe nicht geworden, das, was ich empfinde, in beredten Worten auszusprechen, ich kann Ihnen daher Paul's schönes, frisches Wesen nicht anschaulich beschreiben; denken Sie sich einen Knaben und einen Jüngling, der Sie an eine hoch schwebende, jauchzende Lerche, an einen frischen Bach erinnern mag, der sich in einem Sprung und Satz vom Felsen schnellt —"

„Ich kenne solche Jünglingsnaturen", unterbrach sie der Justizrath und dachte an seinen Reisegefährten. „Aber fahren Sie fort, Verehrteste, ich bin Ihr aufmerksamster Zuhörer."

Die Dame lächelte. „Ich sagte, ich sei nicht redselig", sprach sie, „und doch merke ich, daß ich in's Plaudern komme, es ist, als ob die langen Jahre des Schweigens den Damm durchbrochen und ich meine Geschichte mehr mir erzählen müßte, als Ihnen. — Ja, es waren schöne, sonnige Kindheitstage und unbemerkt wuchsen wir aus dem Alter der Paradiesesunschuld in die Zeit des Verstehens hinüber. Ich hatte zuerst „Paul und Virginie" gelesen, ehe Paul, welcher im Französischen weiter zurück war, es konnte. Das Buch entzündete mich und durch mich angeregt, las es Paul. Von da an nahm unser Verkehr eine andere Färbung an, wir wußten jetzt, warum man unsere Namen immer so bedeutungsvoll zusammen genannt hatte, wir waren uns nun mehr als den Anderen: Paul und Virginie. — Unser Garten ward zu Isle de France, die Nußbäume mußten es sich gefallen lassen, Palmen genannt zu werden, eine künstliche Tuffsteinpartie mit einer winzigen Grotte, von Epheu und Frauenhaar umwachsen, an deren Fuß sich ein kleines Bassin mit Goldfischen befand, bekam den Namen Virginien's Quelle, der alte Gartner hieß uns Domingo, kurzum, wir bezogen Alles, was uns um=

gab, auf das Gedicht, das wir gelesen, das wir durchlebten. Nur in einem Punkte wichen wir davon ab, wir waren nämlich überzeugt, im Gegensatz zu dem unglücklichen Liebespaar dereinst mit einander recht glücklich zu werden und die Idylle unserer Kindheit ein Leben hindurch zu genießen.

„Da trat das Verhängniß zwischen uns, die Dinge schienen einen andern Verlauf nehmen zu wollen, als im Roman — Paul's Mutter starb. Mit ihrem Tode, der mich tief traf, änderten sich die glücklichen Sommermonde und mir wurde der Garten jetzt ebenso zuwider, als er mir früher theuer gewesen. — Paul hatte von seiner Mutter nicht nur den frohen, krystallklaren Sinn, er hatte auch ihre künstlerischen Anlagen geerbt, er malte und zeichnete mit einem Talent und einer Vollendung, wie man es in unseren Kreisen bisher noch nicht gekannt. Doch glaube ich nicht, daß es ihm in den Sinn gekommen, die Kunst als Lebensberuf zu wählen, meiner handeltreibenden Vaterstadt lagen diese Bestrebungen zu fern und Paul war nie mit wahren Künstlern in Berührung gekommen, hatte nie an Orten urtheilen lernen, wo sie der Welt Etwas bedeuten. Er hatte es dankbar als eine gütige Wendung seines Geschicks angenommen, daß die Freundschaft meiner Mutter ihm einen Platz auf unserm Comptoir, eine Wohnung in unserm Hause erwarb. — — Er war arm, denn die Wittwe hatte von ihrer Pension gelebt, und den Werth des kleinen Gartens verschlang die Krankheit der Mutter und die Ausrüstung des Sohnes.

„Mein Vater hatte bei seinem herannahenden Tode seinen Associé mir zum Vormunde bestellt. Ich will mit diesem so lange Jahre nach seinem Tode nicht rechten, aber ich glaube nicht, daß er mir ein treuer Vormund gewesen, er hatte vor Allem sich und seinen Erwerb im Auge. Sein Erwerb schien ihm auch der meine zu sein, denn es stand ihm als unbestritten fest, daß ich seinen Sohn Josef, welcher etwa zehn Jahre älter als ich war, heirathen solle. — Ich kannte Josef kaum; zur Zeit, da ich meine Idylle mit Paul verlebte, war er in einem fremden Handelshause und kehrte erst zurück, als Paul bereits auf dem Comptoir installirt und meine stets kränkelnde Mutter ihre Stadtwohnung nicht mehr verließ.

„Ich kann nicht sagen, daß Josef mir beim ersten Sehen mißfallen hätte; er war ein hübscher Mensch, und wenn auch in diesem Punkt weit hinter Paul zurückstehend, so übertraf er ihn doch in gewandten Manieren. Paul war mit mir in einem Alter und wenn seine Begabung auch eine weit bedeutendere, sein erlerntes Wissen größer war, so hatte Josef jedoch unbestritten den Vorrang, welchen die Erfahrung von zehn Jahren mehr in der Fremde und auf Reisen giebt. Er behandelte mich zuerst mit der Aufmerksamkeit und Rücksicht, welche eine Dame fordern kann, und ein sehr junges Mädchen wird dafür immer dankbar sein; aber er behandelte Paul, der unser Hausgenosse war, nur sehr obenhin und das verdroß mich. Zwar begriff ich die Disciplin gut genug, um zu wissen, daß auf dem Comptoir der jüngste Commis dem Sohne des

Principals, dem zeitweiligen Procuraträger, nachzustehen habe; aber in unserm Zimmer war Paul mein Bruder, der Sohn der Mutter, die ich wie meine eigene geliebt hatte.

„Von Josef's und seines Vaters Plänen in Betreff meiner ahnte ich nichts, ich lebte harmlos hin, bis ein zufälliges Ereigniß an einem Abend, wo ich Paul von Josef beleidigt glaubte, mich selbst und Paul über die Natur unserer Gefühle für einander aufklärte.

„Ich war ein leidenschaftliches, verwöhntes Mädchen und ich glaube, ich selbst war es, der das Bekenntniß der glühenden Liebe zuerst über die Lippen sich rang. — Paul kannte sein Herz schon länger, er liebte mich, seit er denken konnte; aber er hatte geschwiegen, früher aus knabenhafter Scheu und dann, weil er unsere Verhältnisse als zu ungleich betrachtete. Die Hoffnung und den Wunsch, mich einst zu besitzen, hatte er zwar nie aufgegeben, er wollte arbeiten und erringen, um ein Recht zu haben, mich zu begehren. Jetzt beseligte ihn mein Bekenntniß und befestigte den Entschluß, in der Fremde sich eine Existenz und ein Vermögen zu erwerben.

„Paul und Virginie, unser Lieblingsbuch, hatte durch seine herrlichen Naturschilderungen schon frühe in ihm die Lust nach der Fremde, nach den Herrlichkeiten der Tropenwelt erweckt, und jung wie wir waren spannen wir jetzt goldene Träume und Fäden über den Ocean, um an diesen unser Glück herüberzuleiten.

„Zuerst kamen wir überein, unsern Bund vor der durch ihre Kränklichkeit ängstlichen und reizbaren Mutter geheim zu halten. Wir wollten überhaupt erst dann davon reden, wenn Paul seine Absichten erfüllt habe; und daß er dazu nur der kürzesten Zeit bedürfe, davon hielten wir uns überzeugt, so gut, wie von unserer gegenseitigen Treue.

„Kurze Zeit nach unserm geheimen Verlöbniß theilte mir Paul, dessen Stellung auf unserm Comptoir durch Josef's Animosität nahezu unerträglich geworden war, mit, daß er in Verbindung mit einem unserer bedeutendsten Correspondenten in der Havannah getreten sei. Rascher noch, als wir erwartet, traf die Zusage von dort ein, und als die gewisse Trennung von meinem Geliebten mir nun vor Augen stand, da erst fühlte ich, wie schwer es uns werden dürfte, was wir leichten Herzens unternommen.

„Paul tröstete mich, und wie sehr ich ihn auch geliebt — zum ersten Male empfand ich jetzt seine Ueberlegenheit und fühlte mit steigender Liebe den Mann in dem Jüngling. Er hatte sein Verhältniß zu unserm Hause gelöst und brachte seine letzte Zeit in der Familie zu. Es waren glückliche Tage voll Hoffnung und Wehmuth. Paul benutzte die ihm gewordene Muße dazu, um eine Arbeit zu vollenden, an welcher er schon Jahre lang arbeitete. — Sie sehen Sie hier, die Bilder zu Paul und Virginie."

„Es fiel mir sogleich auf, daß diese Bilder eine so verschiedene Behandlung zeigen, sie steigen von der ersten scheuen, schülerhaften Aus-

führung bis fast zum meisterhaft Genialen. Die Arbeitsdauer von Jahren erklärt das", sprach der Justizrath, wie zu sich selbst redend.

Die alte Dame nickte. „Es ist mir Eines werth wie das Andere. Sehen Sie dort das erste Bild, es mag noch ungeschickt behandelt sein, aber es ist von einer wunderbaren Treue. Das ist die Gärtnerwohnung in unserm Garten, nur wenig verändert, statt der Nußbäume allerdings sind es die Palmen von Isle de France. — Diese Frauen, sehen Sie den schönen, lächelnden Kopf Margarethen's, das ist das Portrait von Paul's Mutter, diese ernste, blasse Frau von la Tour, das ist die meine.

„Paul arbeitete gerad'e an dem letzten Bilde, an dem Untergang des Schiffes und Virginien's, als ein Brief von der Havannah ihn traf, welcher seine unmittelbare Abreise zur Folge hatte; das Bild blieb unvollendet.

„Unser Abschied war kurz, aber leidvoll, mir zerbrach fast das Herz und ich sah, welche Gewalt Paul sich anthat, um seine Fassung zu behalten. Wir besprachen, so gut es sich thun ließ, Alles, wann und wie oft wir uns schreiben wollten; es konnte Niemandem auffallen, daß ich mit meinem Jugendgefährten, mit meinem Pflegebruder Briefe wechselte, und überdies wollte ich der kranken Mutter nach Paul's Abreise möglichst schonend die Mittheilung unseres Verlöbnisses machen.

„Wir hatten die Zeit von Paul's Ankunft berechnet und auch die Zeit, wann mir sein erster Brief zukommen würde, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehnsüchtig ich denselben erwartete; aber Tag um Tag verstrich, ich wartete noch immer vergeblich.

„Da trat eines Morgens Josef bei uns ein, er war kein seltener Gast und die Mutter sah ihn gern. Er hatte einen Brief in der Hand und sagte uns, es würde uns gewiß freuen, zu hören, daß Paul gut in der Havannah angekommen sei; er habe hier einen Geschäftsbrief, von seiner Hand geschrieben, soeben von da erhalten, in einer Nachschrift lasse er sich der Gewogenheit des Hauses empfehlen.

„„Und sonst nichts weiter?" fragte ich, mich mühsam fassend, „hat Paul nicht an mich, nicht an die Mutter geschrieben?"

„Josef lächelte überlegen. „Halten Sie es dem jungen Menschen zu gut, Mademoiselle, daß er von der Macht und dem Reiz der neuen Eindrücke überwältigt seine Pflicht versäumte."

„Ich wandte mich ab, um die emporsteigenden Thränen zu verbergen, meine Mutter ließ sich den von Paul geschriebenen Brief geben, lobte die schöne, feste Handschrift und sprach die Gewißheit aus, daß Paul seinen Weg machen würde.

„Sie trug Josef auf, in der Rückantwort ihre Grüße zu bestellen und fragte mich, ob ich nicht ein Blättchen an Paul beilegen wolle, es würde ihn gewiß freuen. — Ich hatte kaum Fassung genug, um zu verneinen. — Ach, ich hatte ja kaum nach Paul's Abreise ihm einen Brief nachgesandt voll der glühendsten Liebesworte, sehnsuchtathmend, und er hatte in dem neuen Lande noch nicht Zeit gefunden zu mehr als einem flüchtigen Gruß unter einem Geschäftsbrief!

[illegible] hat [illegible] Ritterdame [illegible]
[illegible] ihre Bilder [illegible], wo sie sich selbst redet.
[illegible] und er [illegible] weiß [illegible]
[illegible] das erste Bild, es mag noch ungeschickt behandelt sein,
[illegible] einer wunderbaren Treue. Das ist die Gärtnerin [illegible]
[illegible] Schöne [illegible]
[illegible] von [illegible] de France. [illegible] Diese Frauen, [illegible]
[illegible] Marmontel's, [illegible]
[illegible] Frau von la Tour, das ist die [illegible]
[illegible] an dem letzten Bilde, an dem Unterga[illegible]
[illegible] ein Brief von der Havanna [illegible]
[illegible] eine unmittelbare [illegible] hatte das [illegible]

[illegible] kurz, [illegible] brach fast das Herz
[illegible] Bild [illegible] anthat, um seine Fassung [illegible]
[illegible] wenn [illegible]
[illegible]
[illegible] Boden [illegible]
[illegible] Laura's Abreise [illegible]
[illegible]
[illegible] berechnet und nach die
[illegible] von einer Woche [illegible] wurde, da brauchte [illegible]
[illegible] erwartet [illegible] Tag [illegible]
[illegible]
[illegible] er war sehr selten.
[illegible] Brief in der [illegible]
[illegible], daß [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible] die Wirthe [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] den Brief reden.
[illegible]
[illegible]
[illegible], in [illegible] zu reisen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Wohnung [illegible]
[illegible] zu mehr als [illegible]
[illegible]

Mäßig im Zorn sei alle-
zeit, um klein Ursach'
erheb' nicht Streit;
des Menschen Zorn
gar leicht vergißt,
was recht vor Gott
und Menschen ist.

„Ich schrieb abermals, all' die Qual und Angst meines Herzens goß ich in diesen Brief, und damit man nicht darüber reden möge, daß ich geschrieben, gab ich diesen Brief nicht wie den ersten zur Besorgung dem Comptoirboten, sondern sandte ihn durch mein eigenes Dienstmädchen zur Post. Abermals harrte ich und abermals kam Josef mit einem Briefe aus der Havannah, in welchem die Nachschrift von Paul war. Ich verzweifelte; noch einmal wollte ich schreiben und ihn mahnen, dann sollte es zum letzten Male sein. — Ehe ich jedoch meinen Vorsatz ausgeführt, überraschte mich Josef mit seiner Werbung, ich kann wol sagen, er überraschte mich, denn ich hatte gar nicht an ihn gedacht.

„Josef hatte Welt, er benahm sich nicht zudringlich, aber er fand an meiner Mutter eine starke Stütze; sie rühmte mir seine guten Eigenschaften und konnte meinen Widerstand nicht begreifen. Ich machte Ausflüchte, ich betonte den Religionsunterschied, da Josef katholisch, ich dagegen protestantischer Confession sei. Als mir endlich keine Wahl blieb, so bekannte ich meine Liebe zu Paul. — Meine Mutter war auf's Aeußerste betroffen; obschon die Sache am Ende nur natürlich war, so hatte sie nie gedacht, daß unser gewissermaßen geschwisterliches Verhältniß eine so leidenschaftliche Form annehmen möchte, sie machte sich heftige Vorwürfe diesen Umgang geduldet zu haben und nannte Paul undankbar und gewissenlos. Aber als sie erfuhr, daß Paul seit seiner Abreise mir nicht geschrieben, änderte sich ihre Meinung zu seinen Gunsten, um so mehr, als ich ihr im Bestreben den Geliebten zu rechtfertigen, gesagt hatte, daß meine Lippen zuerst sich zu der Liebe bekannt.

„Sie seufzte tief und nahm mich in ihre Arme:

„Mein armes Kind, ich sehe nun klar, daß Du, hingerissen von Deiner Phantasie und Leidenschaft, Dich über die Stärke von Paul's Zuneigung getäuscht hast. Es war natürlich, daß er Deine Liebe nicht zurückweisen wollte und vielleicht täuschte auch er sich selbst eine Zeit lang über sein Gefühl. Aber nun hat er Zeit zur Ueberlegung gewonnen; er will durch sein Schweigen Dir sagen lassen, was ihm schwer fallen würde zu schreiben, und ich weiß ihm Dank dafür."

„Das war zu viel; denken zu sollen, daß Paul, an dem meine ganze Seele hing, nur aus Erbarmen mit meiner Leidenschaft sich zu mir gewendet habe! Das war zu viel. Dieser Argwohn traf meinen Stolz noch mehr als meine Liebe, ich fühlte mich verschmäht. Aber noch Eins wollte ich versuchen, ich schrieb abermals an Paul, er solle sich rechtfertigen, ich bestimmte ihm die Zeit, wann ich Antwort von ihm haben wollte, im andern Falle würde ich mich als nicht mehr gebunden betrachten. Aber keine Antwort kam; das Letzte, was ich von Paul hörte, war — daß er sich in der Havannah verlobt habe. Ein Steuermann hatte die Nachricht mitgebracht — und dieser Schlag traf!

„Ein paar Tage ging ich umher wie geistesabwesend, meine Mutter vermied es mit mir zu reden. Endlich sagte sie mir, sie habe in Josef's Gegenwart den Steuermann befragt und die Bestätigung der Erzählung erhalten. Sie bat mich mit Thränen, ihrer zu gedenken, mich zu fassen,

es sei ein Irrthum meines Herzens gewesen, ich würde Josef lieben lernen — — und zuletzt sagte sie mir stockend, wie sie glaube, daß unsere Vermögensverhältnisse nicht so glänzend seien, als wir gedacht — des Vaters Reisen, die kostspielige Gartenanlage, der Bau unseres Stadthauses, seine Kupferstichsammlung hätten dem Geschäfte große Summen entzogen; sie habe sich seit ihrer Wittwenschaft nicht um die Abrechnungen gekümmert und Alles in Allem, es sei nicht Eigennutz, wenn Josef um meine Hand werbe, er biete mir weit mehr als ich ihm.

„Was soll ich Ihnen weiter sagen? Ich war müde des Kampfes und ich ward Josef's Verlobte. Ich lebte wie unter einem dumpfen Drucke, wie maschinenmäßig hin, ich sah nicht rückwärts mehr und ich wollte auch nicht vorwärts sehen. Josef war voll Aufmerksamkeiten für mich, aber mir schauderte vor seiner Berührung, seine Zärtlichkeit verursachte mir Pein, und doch hätte ich nicht zu sagen gewußt, was mir ihn zuwider machte. —

„Meine Mutter suchte mich aufzurichten; ihr Wunsch war erfüllt, denn sie glaubte endlich für mein Glück gesorgt zu haben, und in diesem frommen Glauben entschlief sie, ehe noch unser Hochzeittag herangekommen.

„Josef wollte trotz des Trauerfalls den Tag unserer Hochzeit eingehalten wissen, aber ich wiederstrebte. Wie ein Trost stand mir am Sarge meiner Mutter der Gedanke, daß ich nun noch drei Monate habe, drei Monate, ehe ich mein Loos für immer an Josef binden würde. Ich wollte ihm mein Wort halten, ich hatte es ihm nicht nur, ich hatte es meiner Mutter gegeben.

„In den Sarg meiner Mutter legte ich Alles, was mir das Leben von Blüthen geschenkt hatte. —

„Die drei Monate vergingen, unser Haus war bereitet, meine Brautkleider lagen vor mir auf dem Bette, das weiße Atlaskleid, der Myrthenkranz, der Blondenschleier. Ich saß allein und starrte darauf hin mit den gleichen Gefühlen, mit welchen ich mein Todtenhemd betrachtet haben würde; an das Fenster schlugen leise wehende Schneeflocken, ich barg mein Gesicht in meine Hände; da hörte ich hinter mir ein Geräusch und sah mich um.

„Im gleichen Momente stürzte mit wilder Geberde ein Weib vor meine Füße, ich kannte sie — es war meine ehemalige Dienerin, welche meine Mutter entlassen hatte.

„„Mademoiselle!“ schrie sie, „Madmoiselle, um des blutigen Heilandes Willen, vergeben Sie mir!“

„„Was soll ich Dir vergeben, Käthe?“ fragte ich und bemühte mich die Hände der Knieenden von meinem Kleide zu lösen. —

„„Meinen Betrug“, stöhnte sie, „ach, meinen Betrug an Ihnen. — Aber Herr Mettel bot mir Geld, viel Geld und das Geld hat mich elend gemacht.“

„„Geld, für was?“ fragte ich fast athemlos.

„„Für Ihre Briefe an Paul.“

„Ich riß mich los von der Knieenden, ich faßte nach meinem Kopfe, stieß einen wilden Schrei aus —

„„Die Reue läßt mir Tag und Nacht keine Ruh'"", wimmerte die Unselige „und das Geld hat mich elend gemacht, ich bin ärmer als zuvor — —"

„Ich stieß sie von mir, ich rannte zum Zimmer hinaus, im Vorbeistreifen hing sich der Myrthenkranz an mein Kleid, ich riß ihn los und trat darauf, ich stürzte durch Zimmer und Galerien, händeringend mir nach die Magd.

„Im Saale traf ich Josef; er stand mit dem Rücken gegen den Kamin, so ruhig und selbstzufrieden, als habe er nie das Geringste gethan, um einem Herzen Leid zuzufügen, er trällerte ein Liedchen; aber er unterbrach sich, als er meiner ansichtig ward. —

„„Mein Gott, Virginie, wie siehst Du aus!" rief er und kam auf mich zu.

„„Rühre mich nicht an, Bube!" knirschte ich, „steh' mir Rede, was hast Du mir gethan? wo sind meine, wo sind Paul's Briefe?"

„Er ward todtenbleich, aber er sagte dennoch, „ich verstehe Dich nicht, was willst Du?"

„Lüge nicht!" schrie ich, „oder ich stelle vor dem ganzen Hause die Genossin Deines Verbrechens Dir gegenüber!"

„Er zuckte die Achseln und stellte sich wieder vor den Kamin.

„„Josef!" rief ich, „Josef, wenn noch ein Funken von Menschlichkeit in Dir ist, so stehe mir Rede, gieb mir die Briefe!"

„„Du bist viel zu erregt, um ruhig mit Dir reden zu lassen", sagte er kühl.

„„Ich bin ganz ruhig", sagte ich und setzte mich bebend an den Tisch, denn meine Füße hielten mich nicht mehr.

„Er blieb am Kamin stehen. Es seien allerdings Briefe in seinem Besitze, sagte er; aber ich solle es ihm danken, wenn er die ganze Angelegenheit mit so viel Delicatesse behandelt habe.

„Ich weiß nicht mehr, was ich darauf erwiederte; aber sein Vater kam dazu, es gab eine überaus heftige Scene, nach welcher ich meinen festen Entschluß erklärte, nie und nimmer die Frau des Mannes zu werden, der mich also betrogen.

„Josef und sein Vater verließen das Haus, ich schloß mich in mein Zimmer ein, allen Fragen, Jedem ausweichend. — Am Abende brachte man mir ein Packet; Josef, welcher nach Hamburg abgereist war, hatte ein paar gleichgiltige, höfliche Worte dazu geschrieben. Das Packet enthielt meine Briefe, die niemals abgesandt, und die Briefe Paul's die mir vorenthalten worden. — Ich las sie, las, bis es mir dunkel wurde vor den Augen, alle diese Worte der Liebe, der Hoffnung, der Treue, der Klage — und nun erst fühlte ich recht, was ich verloren! Aber ich mußte Gewißheit haben.

„Durch Befreundete ließ ich nach der Havannah schreiben. Die Nachricht kam zurück, Paul sei in dem Hause, in welchem er war, sehr

beliebt gewesen, man würde ihn gern gehalten haben, aber eine melancholische Stimmung habe sich seiner bemächtigt, und er sei gerade, als er von unserm Hause die Verlobung der Tochter mit dem Sohne des zeitweiligen Chefs erfahren habe, in ein gefährliches Nervenfieber verfallen; er habe sich von demselben zwar erholt, aber da er das Klima der Havannah nicht mehr vertragen, sich nach dem Norden, wahrscheinlich den Vereinigten Staaten, gewendet.

„Von einer Verlobung war nicht die Rede. Der Steuermann, der auch meine gute Mutter zu täuschen gewußt, war eine von Josef's Creaturen. —

„Ich löste alle meine Beziehungen zu dem Geschäfte, ich konnte es, denn ich war großjährig. Was mir blieb war weniger, als selbst ich erwartet hatte, ich verkaufte Haus und Garten und zog mich hierher zurück, von Paul habe ich nie wieder gehört."

Die alte Dame schwieg und auch der Justizrath saß im Schweigen. — — „Sie haben Hartes erlebt", sprach er endlich, „und ich mag mir denken, wie Sie aus dieser Hand kein Geschenk nehmen möchten. Aber wie ich es ansehe, wird Ihnen kein Geschenk, sondern nur die Heimzahlung des Ihnen Gehörenden. Herr Josef Mettel war in seinen letzten Lebensjahren ganz in den Händen der Geistlichkeit. Die einfache Schuld ohne Zinsen Ihnen heimzuzahlen, mag wohl der Rath seines Beichtvaters gewesen sein, denn auf diesen Rath deutet der Anfall an die Bruderschaft, falls Sie nicht mehr am Leben seien. Ob und wie Josef Mettel seine Schuld an Ihnen gesühnt und noch sühnen soll, das überlassen wir billig einem höhern Richter. In Betreff des Capitals aber liegt Ihnen meiner Ansicht nach eine Pflicht ob. „In Ihren Händen kann es lebendig sein, Sie müssen es bewahren vor der falschen Verwendung. Lassen Sie diese Summen schönen, edlen Zwecken dienen, weihen Sie sie nicht dem Tode, fördern Sie damit das Leben und die Kraft Lebender."

„Ich bin fremd geworden im Leben" sagte die Dame düster.

„Lassen Sie mich unter den vielen Wegen, die Sie wählen können, Ihnen einen zeigen!" rief der Justizrath mit ausbrechender Lebhaftigkeit. „Ich kenne einen Jüngling, frisch und muthig, talentvoll wie Sie Ihren Geliebten beschreiben, eine schöne, edle Kraft, die sich mühsam verzehrt in der Tages- und Lohnarbeit. Geben Sie diesem die Mittel vom Handwerker zum Künstler emporzusteigen, und in diesem Erfolg wird Ihr Leben viel von seiner Bitterkeit verlieren."

„Und verdient der Jüngling wirklich so sehr Ihre Befürwortung?" sprach sie mit dem ihr fast zur Natur gewordenen Mißtrauen.

„Hier eine Skizze, die er mir schenkte", sprach der Justizrath und entnahm seiner Brieftasche das Blatt. Die Frau griff darnach, sie blickte darauf und ein Aufschrei starb auf dem geöffneten Munde.

„Paul Burkhardt", las sie und ließ das Blatt sinken.

Der Justizrath nahm es an sich, er trat an das Fenster, er rieb an seiner Brille, ja da stand ganz deutlich: „Paul Burkhardt."

„Wer ist er? wo ist er?" rief die Frau.

„Er ist fort!" antwortete der Justizrath. —

„Fort! fort! aber das ist unmöglich!" rief die Dame, „um der Barmherzigkeit willen, schaffen Sie mir den jungen Menschen, ich muß wissen, wie er zu dem Rechte kommt Paul Burkhardt zu heißen, und ein Blatt zu malen, das ein Blatt aus meinem Leben zu sein scheint?"

„Was ist es, das an diesem Namen Sie so erregt, hieß Ihr Freund so?" fragte der Justizrath. —

„So hieß er", antwortete sie in fieberhafter Erregung auf- und abgehend, „wo kann ich den Jüngling finden?"

„Ich bin mit ihm gereist", sprach der Mann, „vor Ihrer Thür trennten wir uns, aber wenn Ihnen daran gelegen, so will ich den jungen Mann veranlassen mir über seine Familienbeziehungen zu berichten. Indessen, meine Verehrte — der Name ist kein ungewöhnlicher und Sie mögen darauf vorbereitet sein, daß mein Schützling in gar keinen Beziehungen zu Ihrem Jugendfreunde steht."

„Wol möglich", sprach sie, sich fassend, „ich weiß, daß Viele dieses Namens leben. Aber nennen Sie es immerhin kein gewöhnliches Begegnen, daß Ihr Interesse mit meinem theuersten Erinnern zusammentrifft. Und nun eine Bitte, gönnen Sie mir Zeit bis heute Nachmittag, mich über die Erbschaft zu entscheiden. Lassen Sie mich Briefe und Abrechnungen noch einmal durchsehen, ich glaube wol, daß ich übervortheilt wurde, als ich das Meine aus dem Geschäfte löste; aber ich möchte mir durch den Durchblick von gewissen Papieren meines Vaters die größere Glaubwürdigkeit verschaffen."

„Erlauben Sie mir, Ihnen behülflich zu sein", sprach der Justizrath, „mein Auge ist geübter in Geschäften. Wollen Sie die nöthigen Papiere vorbereiten, ich werde dann am Nachmittage mich einfinden." Er empfahl sich mit einem Händedruck von der Frau, wol bemerkend, daß diese hauptsächlich Zeit gewinnen wollte, um ihre große Erregung niederzukämpfen.

Wol war kein Tag vergangen, ohne daß die Geschichte ihrer Liebe und ihrer Leiden ihr gegenwärtig gewesen; aber in einer Reihenfolge erzählt, wie heute, hatte sie Beides noch nie. Verborgen von der Welt und abgeschlossen hatte sie in ihrer grünen Einsamkeit gelebt, Niemandem hatte sie sich vertraut; dieser Tag jedoch, an welchem sie den Tod des Gehaßten erfahren, hatte ihr die Lippen geöffnet, und sie schien Alles noch einmal durchleben zu müssen.

Es ließ sie nicht in dem Zimmer, sie wollte hinaus in's Freie. Auf der Treppe begegnete ihr die alte Magd.

„Käthe", sprach sie, „Josef Mettel ist todt, er hat an Dir gesündigt wie an mir."

„Gott mag richten", sprach die alte Magd die Hände zusammenfaltend, „und Ihnen, Fräulein, für das Erbarmen, das Sie an mir bewiesen, noch eine gute Stunde geben vor Nacht und einen Lohn da drüben."

„Eine gute Stunde vor Nacht!" seufzte die Frau. „Mein Lebens-

pfad war trübe, und ich werde wohl aus dem Dämmern in das Dunkel gehen, ohne die Sonne noch einmal gesehen zu haben."

Sie ging an der alten Magd vorbei und stieg hinab in den mittagshellen Garten. Sie durchschritt die sonnigen Wege und wandte sich rückwärts dem Hause nach einem kleinen Gehölz, das den Fuß des Hügels bedeckte, an welchen ihr Garten sich lehnte; dort war es schattig und still am Mittag, dort wollte sie rasten und zur Ruhe kommen.

Ein kräftiger, harziger Duft strömte ihr entgegen, eine warme, balsamische Luft; goldene Sonnenlichter spielten auf dem moosigen Boden, da und dort, wo Laubholz zwischen den Föhren sich zeigte, hatte dieses schon die rothgelbe Färbung des Herbstes angenommen, nur eine stattliche Linde stand da mit glänzenden Blättern, als dürfe ihr die Mahnung des Welkens nicht nahen. Unter der Linde lag ein breiter moosiger Stein, bequem wie ein Ruhebett, sie hatte oft dort gesessen und nach ihrem Häuschen hinüber geblickt, das von hier sich gar lauschig und freundlich wie eine Blume im Grün oder ein Vogel im Nest zeigte.

Auch heute lenkte sie den Schritt wieder hin, aber als sie durch die Büsche trat, sah sie die Gestalt eines Schlafenden darunter.

Durch die Blätter und Aeste der Linde fiel warmes gedämpftes Licht auf den Schläfer. Sein rechter Arm ruhte unter dem Haupte und die Linke sank lässig herab. Röthlich blondes Lockenhaar fiel schimmernd von einer weißen, breiten Stirn zurück, die Brust hob sich, langsam unter regelmäßigen Athemzügen und um den Mund spielte ein Lächeln; wahrscheinlich zeigte der Traumgott dem Schlummernden die Wunder seines Reiches.

Im Grase lag eine Wandertasche, und neben einer geöffneten Mappe bunte Stifte und eine angefangene Zeichnung: es war ihr Haus, wie es sich von hier den Blicken bot, mit den Reben am Balcon und dem taubenumschwirrten Giebel.

Wie selbst im Traume stand die Frau vor dem Schläfer und wagte kaum zu athmen, um Das nicht zu stören, was sie für eine Vision, für einen Trug ihrer Sinne hielt. Denn vor ihr lag, ähnlich wie er ihr nur je im Traume wieder erschienen, der Geliebte, der Freund ihrer Jugend — — „Paul!" leise kaum wie ein Hauch entrang der Name sich ihrem Munde, der Schläfer regte sich, aber er schlief weiter; „Paul!" rief sie, da richtete er sich auf und sah mit großen, erstaunten Augen die seltsame Frau vor sich, die Mittagsonne über ihm durch die Wipfel scheinen.

„Du heißest Paul Burkhardt?" fragte die Frau kaum sich bewegend, aber ihre ganze Seele zitterte in ihrer Stimme. —

„Wahrhaftig, man muß mir meinen Namen wieder in's Gedächtniß rufen, damit ich mich besinne, daß ich es wirklich bin", sagte der junge Mann aufstehend. — „Ich wollte zu dieser Zeit schon über die Berge sein, aber im Vorübergehen ließ ich mir beikommen das kleine Haus zu zeichnen und bin darüber, wie ich merke, eingeschlafen — kein Wunder, denn ich habe gestern einen tüchtigen Marsch gemacht und es ist warm. Aber

entschuldigen Sie, Madame —", und er nahm seinen grauen Filz vom Boden auf, „entschuldigen Sie, wenn ich mir erlaube mein Erstaunen darüber auszudrücken woher Sie meinen Namen kennen? Ich habe zwar heute Morgen schon meine Vermuthung in Betreff einer Fee Grimm ausgesprochen und ich glaube, mein Schlaf war auch so ein Stück Zauberei. —"

Die Frau lächelte, vielleicht das erste Mal seit langer Zeit.

„Ich glaube, meine Kenntniß natürlich erklären zu können; ich sprach Ihren Reisegefährten. —"

Der Jüngling ward verlegen. „Aha, so habe ich wol die Ehre Fräulein Grimm vor mir zu sehen?"

Die Frau nickte. — „Wollen Sie mir ein paar Fragen beantworten, mein Sohn?"

„So weit es mir möglich ist, mit Vergnügen, mein Fräulein — aber Sie sehen, ich habe mich verschlafen — und — mein Weg ist noch weit über die Berge. —"

„Meiner Fragen sind nur wenige: wie hieß Ihr Vater?"

„Paul Burkhardt, wie ich."

„Woher war er?"

Der Jüngling nannte den Namen ihrer eigenen Vaterstadt, und wie im Taumel griff sie nach einer Stütze, ihr starker Körper bebte.

Der junge Künstler erschrak und führte die zitternde, fast zusammenbrechende Frau nach dem Sitze, auf welchem er geruht — — „Sie sind sehr bewegt, Madame, Sie haben meinen Vater gekannt?"

„O sehr, sehr gut", antwortete sie.

Der Jüngling sah starr, fast scheu auf die seltsame Gestalt im rothen Kopftuch.

„Wo ist Dein Vater?" fragte sie nun.

„Er ist todt."

Ihr Haupt sank auf die Brust, es war still ringsum, nur ferne im Holz hackte ein Specht und der Wind regte leise das sonnenbeschienene Laub.

Nach einer langen Pause begann sie wieder: „Hat Dir Dein Vater nie von Virginie gesagt? nie von Paul und Virginie?" — Sie sah mit dem Ausdruck unsäglichster Spannung, tiefsten Grames in das bewegte schöne Jünglingsantlitz. Dieser schüttelte den Kopf, zwei große Thränen rollten langsam über ihr Gesicht.

„Von Ihnen nicht, aber dies Buch hier gab er mir als theuerstes Andenken, ich solle mich nie davon trennen."

Mit diesen Worten griff Paul nach der Tasche und nahm ein kleines, in Maroquin gebundenes Buch daraus, das Spuren vielen Gebrauches zeigte. „Mein Vater las oft in diesem Buche, er las darin auf seinem Todtenbette noch und oft sah ich Thränen in seinen Augen, wenn er, es weglegend, darüber sann."

Das Gesicht der Frau klärte sich auf, aber die Thränen strömten reichlicher, „das ist mein", sprach sie, „in diesem Buche lasen wir zusam-

men, ich gab es ihm zum Andenken da er schied. Sieh' hier unsere Namen, ich schrieb den Namen Paul und er den Namen Virginie auf die erste Seite, und hier das Datum des Tages, als er von mir schied — ach, schied auf ewig! — den 25. April 1811. — —"

Wieder ward es still, die Frau preßte das kleine Buch an ihre Lippen, an ihr Herz. „So hat er doch noch meiner gedacht!" ging es wie ein Frühlingswehen durch ihre verdüsterte Seele.

„Komm, mein Sohn", sprach sie endlich. „Du sollst mir von ihm sagen, von Dir und — — von Deiner Mutter."

Und wieder die alte, stolze Haltung annehmend schritt sie mit ihm den Weg entlang zu ihrem Hause, und bis sie dort hingekommen, wußte sie Alles; denn es war wenig zu berichten.

Paul Burkhardt war von der Havannah nach dem Norden gegangen, in Cincinnati hatte er ein Geschäft gegründet und, wie es schien, einsam gelebt, er hatte Vermögen erworben und als mit den Jahren die Lust nach der Heimat sich wieder geregt, da hatte er sein Geschäft aufgegeben und sich nach Europa gewendet. In Newyork hatte er zufälliger Weise Gelegenheit gefunden, eine junge Auswandrerin, deren Eltern auf der Ueberfahrt gestorben, zu schützen, und das junge Mädchen hatte die Liebe des ältern Mannes geweckt und erwiedert. Sie war seine Frau geworden und mit ihm nach Europa zurückgekehrt.

In Köln ließen sie sich nieder, dort starb jedoch bei der Geburt des Knaben die junge Frau, und den Wittwer, der, um sich zu zerstreuen, in gewagte Speculationen sich eingelassen, verfolgte das Mißgeschick; er verlor sein Vermögen, er verlor seine Gesundheit und sein Sohn war verwaist, ehe er das Jünglingsalter noch erreicht hatte. Das war die einfache Geschichte Paul's.

Entfernte Verwandte hatten sich seiner wenigstens in so weit angenommen, daß er die höheren Classen der Realschule hatte besuchen können, dann war er auf sich gestellt gewesen, er hatte gearbeitet, um zu leben, gemalt und auf das Glück gehofft, das ihm heute nun im Schlafe genaht war.

Er ging mit der Freundin seines Vaters, er sah die Bilder, die dieser einst vor Jahren gemalt, in die er all' seine Seele gelegt hatte, er stand mit tiefer Rührung vor dem unfertigen Bilde und blickte auf den Schwimmer, der seines Vaters Züge trug, und der vergeblich mit den Wogen rang — der wie ein Phantom vor sich die Gestalt der Jugendgeliebten im Chaos versinken sah.

Am Nachmittage kam der Justizrath, staunend, und freudig begrüßte er den jungen Gefährten, „Sie sind der rechte Fortunat", sprach er, „das Glück giebt es den Seinen im Schlafe."

Draußen im Vorsaal aber stand die Herrin bei ihrer alten Magd. „Käthe", sprach sie, „die helle gute Stunde vor der Nacht ist gekommen. Den Jahren meiner Einsamkeit und Oede will noch ein Tag der Hoffnung werden. Ueber das Grab hinaus legt mir Paul seinen Sohn und mein Liebesandenken an das Herz, und Josef Mettel giebt mir das

Vermögen dem Jüngling Das zu sein und zu leisten, was ihn fördern mag zum guten, glücklichen Menschen. Die alte Schuld ist gesühnt, und ich nehme Josef's Vermächtniß an mit dem Tage, an dem ich Paul's Erbschaft angetreten. Gieb mir die Hand, Käthe; heute habe ich Dir vollständig verziehen, was Du einst verblendet an mir gesündigt."

„Gottes Segen", schluchzte die alte Magd.

„Ja, Gottes Segen über ihn", sprach ihre Herrin hellen Auges, „ich habe Ursache dankbar und versöhnlich zu sein, denn mir ist viel geworden, ich habe mir im Alter einen Sohn erworben."

„Mit vollem Herzen will ich Ihnen das sein", sprach Paul, der die letzten Worte gehört; sie faßte seine Hand und ihm tief in die Augen sehend sprach sie bewegt: „Ja, Du bist Deines Vaters Sohn und aus Deinen Augen blickt mich noch einmal der Strahl des Frühlings wieder an! —"

Ein paar Jahre waren vergangen, als in der großen Kunstausstellung der Hauptstadt ein Bild die Bewunderung des Publicums, die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog; es bot viel in der Gegenwart und versprach noch mehr für die Zukunft. Und vor das Bild trat der junge Künstler, der es geschaffen, an seinem Arme eine ernste, alte Dame führend. Aus seinem Auge lachte das Glück und der Frohsinn und auch sie, die einst so Einsame, in ihrem Schmerz Versteinerte, auch sie war glücklich, denn sie sah den Liebling geschätzt und geehrt, sie sah ihn auf gutem Wege, sie sah ihn in den Reihen der Besseren stehen und befriedigt wendete sie den Blick und ließ ihn haften auf dem Bilde, das er geschaffen und das der Katalog nannte: „Paul und Virginie."

Nach dem Sturm.

Auf athm' ich froh — denn schon verhallt
Der Stürme wilder Reigen;
Es sinkt der müdgerung'ne Wald
In traumverlornes Schweigen.

Doch neu belebt vom frischen Hauch
Abschüttelt er den Schrecken;
Es dampft empor der Morgenrauch
Aus Moos und grünen Hecken.

Die Vögel bergen länger nicht
Das Köpfchen bang im Neste,
Und fluthend bricht das Sonnenlicht
Herein durch Busch und Aeste.

Tiefinnen fühlt von Sturm und Braus
Auch mein Gemüth den Segen,
Und fröhlich klingt mein Lied hinaus
Dem jungen Tag entgegen!

Wilhelm Buchholz.

Aus der Welt der Arbeit und Maschinen.

Von Dr. G. Lewinstein.

Seit einigen Jahren ist die sociale Frage in einer Weise in den Vordergrund gedrängt worden, welche ängstliche Gemüther ganz gewaltig erschüttert hat, indem sie glaubten, das Streben des Arbeiterstandes nach Verbesserung seiner Lage werde eine Umwälzung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse herbeiführen, und wenn man auch nicht gleich an die „Theilung" und die gewaltsame „Vernichtung des Capitals" glauben wollte, so nahm man doch an, daß die andauernde Steigerung des Arbeiterlohnes unserer Industrie einen tödtlichen Stoß versetzen, sie unfähig machen müsse, auf dem Weltmarkt zu concurriren, und daß so unser Nationalwohlstand leiden würde. Solche Befürchtungen erscheinen Denjenigen, welche sich mit der historischen Entwickelung des Nationalwohlstandes vertraut gemacht haben, vollständig unbegründet; diese wissen, daß es eine „sociale Frage" gegeben hat, so lange als überhaupt ein Mensch zum Vortheil eines Andern eine Arbeit verrichtet hat, und daß sie eine Nothwendigkeit ist; denn das Streben der Arbeiter nach Verbesserung ihrer Lage ist der Sporn, der sie zu einer Erhöhung ihrer Leistungen, sei es in qualitativer oder quantitativer Hinsicht treibt, und somit einzig die Verbesserung und Ausdehnung der Industrie möglich macht.

Wenn aber einerseits die Arbeiter ihre Lage zu verbessern streben und auch theilweise verbessern, so ruft ihr Streben andererseits das Bestreben der Industriellen hervor, sich von dem Arbeiter und besonders von dem Arbeiter als Facharbeiter möglichst unabhängig zu stellen, und der Erfolg, den dieses Streben gehabt hat, zeigt sich in der Fähigkeit der verschiedenen Nationen, auf dem Weltmarkt in Concurrenz zu treten. Diese Concurrenzfähigkeit hängt nicht, wie vielfach angenommen wird, allein von der Zugänglichkeit des Rohmaterials und von der Höhe des Arbeiterlohns ab, sondern es wirken dabei noch andere Factoren mit, welche wesentlich in dem Bestreben sich concentriren, die Fortschritte der Technik zur Anwendung zu bringen, und wo dies im erhöhten Maße geschieht, da wird der Erfolg auf dem Weltmarkt nicht ausbleiben. So sehen wir, um ein recht auffälliges Beispiel zu wählen, zu unserm großen Erstaunen, daß Deutschland gerade in einer Branche, in der wir alle natürlichen Vorbedingungen einer guten Entwickelung haben, in der Metall- und speciell in der Eisenindustrie den anderen Nationen nachstehen muß. Wir haben das Rohmaterial in ausgedehnten, an den verschiedensten Stellen Deutschlands liegenden Eisenlagern, wir haben Kohlen, wir haben fleißige und geschickte Arbeiter und wir haben schließlich einen billigern Arbeitslohn als die beiden Nationen, welche in diesem Zweige den Markt beherrschen, als die Engländer und als die Amerikaner, weshalb gelingt es uns nicht, ebenbürtig in Concurrenz zu treten?

Die Beantwortung dieser Frage zeigt uns den Weg, welchen der menschliche Geist in der Neuzeit der Entwickelung der socialen Frage angewiesen hat. Es ist dies die Durchführung des Principes, die Maschine an die Stelle der menschlichen Arbeit zu setzen, und so einestheils die Groß-Industriellen möglichst unabhängig zu machen von den Arbeitern und andererseits den Arbeiter möglichst wenig anzustrengen, also die Abnutzung seines Körpers zu verringern und gleichzeitig, da sich bei der geringern Zahl mensch-

licher Arbeiter der zum Arbeitslohn bestimmte Theil der Fabrikationskosten auf wenigere Personen vertheilt, den Arbeitern einen höhern Lohn zu bezahlen. Zur möglichsten Ausbildung dieses Principes ist man in England und Amerika, besonders aber in letzterm Staate, durch den hohen Arbeitslohn und den großen Mangel an Arbeitern, welchen selbst eine rege Einwanderung nicht beseitigen kann, gedrängt worden, und die Hartnäckigkeit, mit welcher man in Deutschland sich gegen die möglichst ausgedehnte Durchführung dieses Principes gesträubt hat, trägt die Schuld daran, daß wir auf dem Weltmarkt gerade in der Metallindustrie so weit zurückstehen.

Ein Laie wird den Kopf schütteln und es bei den jetzigen Verkehrsmitteln für unmöglich halten, daß ein Land, welches alle Vorbedingungen für eine Industrie hat, deren Entwickelung nicht fördert, weil es die Errungenschaften der anderen Länder nicht acceptiren will. Leider ist die Thatsache nicht fortzuleugnen, und noch vor ganz kurzer Zeit erklärte, als von der Einrichtung einer Fabrik nach amerikanischem System die Rede war, einer unserer größten Eisenbahnindustriellen, daß die Anlage einer solchen Fabrik in Deutschland eine Unmöglichkeit sei; wir haben bei uns, so äußerte er sich, denkende Arbeiter, und diese können nicht dazu benutzt werden, mechanisch eine Maschine zu bedienen.

Dieser Ausspruch, so schön und so schmeichelhaft für den Arbeiter er auch klingt, ist doch nur eine Phrase, aber leider eine Phrase, welche sich als ein Hemmschuh für unsere Industrie erwiesen hat. Der Arbeiter, welcher eine Arbeit verrichtet, welche eine Maschine verrichten könnte, fungirt in dem Augenblicke, wo er dies thut, nur als Maschine, und unterscheidet sich von solcher eigentlich nur durch drei Punkte — nämlich dadurch, daß er erstens langsamer arbeitet als die Maschine, daß er zweitens theurer arbeitet als die Maschine und daß er drittens schlechter arbeitet als die Maschine, denn eine Maschine arbeitet einmal wie das andere Mal, während auch der geschickteste Arbeiter beeinflußt wird durch seine Stimmung und durch seine Verdauung, welche ja die Sicherheit seiner Hand und die Gleichmäßigkeit seines Auges regeln. Wie sehr in Bezug auf die Gleichmäßigkeit der Arbeit der Vortheil auf Seiten des Geschäftsbetriebes mit Maschinen ist, dafür liefert die Uhrenfabrikation einen recht deutlichen Beweis. Bei uns, wo ein großer Theil der Uhren durch Handarbeit angefertigt wird, braucht der Arbeiter, welcher aus den einzelnen Theilen eine Uhr zusammensetzt, etwa eine Stunde, und er erhält einen erhöhten Lohn, weil er die einzelnen Theile passend machen muß. Anders in Amerika; dort setzt ein ganz gewöhnlicher Arbeiter, sobald er eingeübt ist, eine sogenannte Remontoiruhr, wie solche jetzt bei uns massenweise aus Amerika importirt werden, in einer Minute zusammen, und zwar ist ihm dies besonders dadurch möglich, weil alle einzelnen Theile, die mit sehr genau arbeitenden, theilweise sehr complicirten Maschinen angefertigt werden, so gut gearbeitet sind, daß jeder Theil ohne die geringste Nachhülfe an seine Stelle gesetzt werden kann.

Daß dies richtig ist, wird jedem Laien einleuchten, denn wenn irgend ein Stück durch die Maschine überhaupt gearbeitet werden kann, so wird die Maschine, da sie ganz mechanisch einmal wie das andere Mal arbeitet, dieses Stück natürlich besser machen als es mit der Hand angefertigt werden kann, und es muß uns unbegreiflich erscheinen, warum man sich so lange gegen die Einführung dieser Arbeitsmethode sträubte.

Aber die Concurrenz und der rege Verkehr unter den einzelnen Nationen

gestatten heut' nicht mehr ein Abschließen gegen die Vortheile, welche die Technik in irgend einem Land errungen hat, und so verbreitete sich auch allmälig die Kenntniß von dem Fabrikbetriebe mit Arbeitsmaschinen in Deutschland, und was unsere Techniker von Fach verschmähten, das nahm ein Kaufmann, welcher durch den Betrieb einer Niederlage amerikanischer Maschinen die vortreffliche Construction und den billigen Preis derselben kennen gelernt hatte, auf, und zwar unternahm er es, eine Maschine, welche bei aller Vortrefflichkeit doch ihres hohen Preises wegen bei uns nicht in dem Maße Verbreitung fand, wie dies in Amerika der Fall war, bei uns ganz nach amerikanischer Manier zu bauen.

Es war vor zwei Jahren, als Ludwig Löwe zuerst mit der Idee hervortrat, eine nach amerikanischem Muster eingerichtete Nähmaschinenfabrik in Berlin zu errichten, und trotz der Schwierigkeiten, welche ihm die absprechenden Urtheile unserer großen Industriellen in den Weg legten, gelang es ihm Personen zu finden, welche gleich ihm von der Vortrefflichkeit der Idee überzeugt waren. Im Frühjahr 1870 ging Löwe nun nach Amerika, um dort persönlich die neuesten und besten Einrichtungen kennen zu lernen, und was vielleicht einem Techniker nicht gelungen wäre, das gelang dem Kaufmann; er erhielt nämlich Zutritt zu allen Fabriken, und sammelte so eine Reihe von Kenntnissen, welche dem neuen Unternehmen trefflich zu statten kamen. Nach drei Monaten kehrte er beladen mit den besten, für seinen Zweck tauglichen Werkzeugmaschinen und begleitet von zwei Ingenieuren, welche lange Jahre in amerikanischen Fabriken gearbeitet und die Art und Weise der dortigen Arbeit genau kennen gelernt hatten, nach Europa zurück, und nun begann auf dem Grundstück der Gesellschaft der Bau der Fabrik. Derselbe wurde trotz des ausbrechenden Krieges ruhig weiter geführt und im Spätsommer 1871 war das Gebäude in all' seinen Theilen vollendet. Jetzt steht der Bau, zwei stattliche vierstöckige Häuser in Rohziegelbau, welche einen Platz begrenzen, auf welchem sich die Dampfmaschine, die Gießerei und die Vorrathskeller befinden, fertig da, und in allen Räumen herrscht eine rege Thätigkeit. Aber schon als das erste Stockwerk fertig war, begann in diesen Sälen die Aufstellung der Werkzeugmaschinen, durch welche man die eigentlichen Arbeitsmaschinen, d. h. die Maschinen, welche die einzelnen Theile der Nähmaschinen arbeiten sollten, anfertigen wollte, und während die Maurer und Zimmerer an der Vollendung des Gebäudes arbeiteten, begann hier unten schon die Arbeit mit den Werkzeugmaschinen. Es war dies ein wundersames Arbeiten, und mancher deutsche Arbeiter hat den Kopf geschüttelt, wenn er sah, wie die leitenden Ingenieure nach vorhergegangenen Berechnungen die einzelnen Theile der Maschine stellten und nun einen Eisenklotz hineinlegten, welcher sich nur durch die Arbeit der Maschine in einer complicirten Weise in eine Stanzform u. dergl. verwandeln sollte. Aber es geschah Alles, wie es die „Fremden" voraussagten; die einzelnen Stücke wurden mit einer Schnelligkeit und einer Genauigkeit fertig, welche durch Handarbeit niemals zu erreichen ist.

Mit der Vollendung des Gebäudes waren auch die nothwendigen Arbeitsmaschinen fertig, und im Herbst 1871 konnte die Fabrikation der Nähmaschinen beginnen. Diese Fabrikation ist, und hierin tritt der Vortheil des amerikanischen Systems hervor, fast vollständig unabhängig von der größern oder geringern Fähigkeit der Arbeiter. Der an der Arbeitsmaschine beschäftigte Arbeiter — und in den meisten Fällen besorgt ein Arbeiter mehrere Ar-

beitsmaschinen — hat weiter nichts zu thun, als darauf zu merken, daß seine Maschine in regelmäßigem Gange bleibt, und daß die zu bearbeitenden Rohstücke richtig eingesetzt werden. Geschieht dies, so muß natürlich ein Stück genau so wie das andere werden, und wenn man aus den einzelnen Theilen, deren die Nähmaschine mehr als hundert zählt, eine Maschine zusammensetzen will, so ist es vollständig gleichgiltig, welches Stück man nimmt: sie müssen alle ohne die geringste Adjustirungsarbeit an einander passen. Hierdurch wird erreicht, daß erstens die Zusammensetzung der einzelnen Nähmaschinen eine leichte, schnelle und wenig kostspielige ist, zweitens daß eine Maschine genau so arbeitet wie die andere, und drittens, daß, falls ein Theil zerbrechen sollte, die Reparatur der Maschine eine einfache und leichte ist, indem man sich aus der Fabrik nur ein neues Exemplar des zerbrochenen Theiles braucht kommen zu lassen, um dasselbe an seine Stelle zu setzen: es muß ohne Weiteres passen.

Es werden also jetzt bei uns in Berlin Nähmaschinen angefertigt, welche den amerikanischen an Vortrefflichkeit nicht nur nicht nachstehen, sondern dieselben vielfach in Bezug auf die Construction übertreffen, da bei der Anlage der Berliner Fabrik die neuesten Verbesserungen in der Construction der Nähmaschinen benutzt worden sind. Außerdem aber müssen die Berliner Maschinen, da in Deutschland der Arbeitslohn bedeutend geringer ist als in Amerika, natürlich auch bedeutend billiger als die amerikanischen sein, so daß die Berliner Concurrenz in Deutschland selbst sehr schnell den Sieg erringen wird. Aber auch für den Export dieser Maschinen wird sich ein weites Feld öffnen; bis jetzt konnte Berlin nur für einzelne Theile des Zollvereins, für Oesterreich und Rußland arbeiten; jetzt kann es auch auf den westlichen Märkten, besonders in England, mit Amerika in Concurrenz treten. Die neue Fabrik ist so eingerichtet, daß sie jährlich 30—35,000 Maschinen, etwa das Dreifache von dem, was bis jetzt in Berlin fabricirt wurde, fertig stellen kann, und wir zweifeln nicht, daß nach diesem ersten gelungenen Versuch sehr bald ähnliche Fabriken entstehen werden, so daß eine große Steigerung der Berliner Production mit Bestimmtheit zu erwarten ist. Wenn nun auch in Folge der größern Zuverlässigkeit und der größern Billigkeit im Inland selbst der Verbrauch von Nähmaschinen sehr bedeutend steigen wird, so wird doch immer noch ein sehr großer Theil der Maschinen in's Ausland gehen. Wir wollen hoffen, daß auch in diesem Kampfe des Eisens gegen das Eisen Deutschland Sieger bleibt.

Aber abgesehen von dieser Ausdehnung des Marktes für die deutsche Industrie bietet gerade diese Fabrikation ein interessantes Beispiel, wie die Technik in der Ersetzung der Menschenkräfte fortschreitet und dabei sich nicht, wie man vielfach annimmt, die Lage der Arbeiter verschlechtert, sondern im Gegentheil verbessert. Die Arbeit in der Fabrik begann mit der Thätigkeit der Werkmaschinen, durch welche die Fabrikations- oder Arbeitsmaschinen gefertigt wurden, und diese wiederum liefern die Nähmaschinen, welche die Näharbeit auf mechanischem Wege ausführen. Auf diese Weise wird eine sehr große Menge von Arbeitskraft erspart, denn die Fabrik müßte, um ohne solche Arbeitsmaschinen, die gleiche Anzahl von Nähmaschinen fertig zu stellen, zehnmal mehr Arbeiter anstellen als sie jetzt thut, und sie wäre außerdem in der Wahl ihrer Arbeiter beschränkt. Jetzt kann sie jeden beliebigen Arbeiter nehmen, sobald er nur aufmerksam bei der Bedienung der Maschine ist, und sie kann die wenigen Arbeiter besser bezahlen. Das dies

geschieht ist eine Thatsache; die schlechtesten Arbeiter, gleichsam die Lehrjungen, verdienen, bei zehnstündiger Arbeitszeit, wöchentlich 5 Thlr., die besseren Arbeiter 10 bis 12½ Thlr. und die besten erhalten 15 Thlr. Das ist ein Lohn, wie ihn sonst in Deutschland nur Arbeiter bekommen, die durch jahrelange Uebung in ihrem Fache eine besondere Geschicklichkeit erlangt haben; hier kann ihn jeder erhalten, wenn er nur die Fähigkeit hat, schnell die fertigen Stücke in der Arbeitsmaschine durch Rohstücke zu ersetzen, um recht viel fertig zu stellen.

Das Product dieser Arbeit, die Nähmaschine, dient dazu, die Arbeit unserer Nähterinnen zu ersetzen resp. dieselben in den Stand zu setzen sechs bis acht Mal so schnell zu arbeiten, als früher. Man hätte nun meinen können, daß dadurch der Arbeitslohn für die Nähterinnen herabgedrückt werden würde, aber im Gegentheil, früher erhielt eine Nähterin 10—15 Sgr. täglich, jetzt erhält sie 25 Sgr. bis 1 Thaler. täglich. Man sieht also, daß wenn Alles, so viel wie möglich, mit der Maschine gemacht wird, nicht nur die menschliche Arbeitskraft geschont, bessere und zuverlässigere Arbeit erzielt wird, sondern daß damit auch gleichzeitig die Bezahlung der Arbeiter steigt; wir haben also ein gewisses Recht zu der anfänglich aufgestellten Behauptung, daß die Verbreitung der amerikanischen Fabrikations- und Arbeitsmethode der Weg ist, welchen die Neuzeit für die Entwickelung der socialen Frage vorschreibt.

Das Glück ist stumm.

Verlange nicht, daß ich's Dir sage,
Selbst nicht zur Leier zartem Ton,
Was ich im vollen Herzen trage —
O, jedes Wort, es wäre Hohn.

Schließ' meinen Mund mit Deinem Munde,
Der mit so weichen Lippen küßt;
Lies nur in meiner Augen Grunde,
Wie froh Dich meine Seele grüßt.

So halte liebend mich umschlungen
Und laß mich träumen, nur kein Wort!
Es flieht vor laut geschwätzigen Zungen
Vielleicht der ganze Zauber fort.

Wenn einst Dir aus verwelkten Zügen
Nicht mehr der ganze Himmel lacht,
Dann will ich sie zurücke trügen
Die Zeit, die selig uns gemacht.

Dann sollen meine Lieder zeigen,
Wie ich Dich liebte und warum. —
Jetzt laß uns glücklich sein und schweigen,
Mein liebes Kind, — das Glück ist stumm.

H. Marbach.

Karl von François.

Ein deutsches Soldatenleben.

Nach hinterlassenen Memoiren von **Clotilde von Schwartzkoppen.**

Im Bivouak bei Culm bis zum 15. September.

Eines Tages lag ich mit mehreren Officieren in meiner Strohhütte, als der Regimentsadjutant, Lieutenant von Trussow, auf uns zugesprengt kam und schon von Weitem ein Papier emporhielt.

„Gratulor François!" rief er näher kommend — „Du bist Stabsrittmeister geworden. Hier ist der Ukas."

Meine Freude war groß und da noch mehrere Belohnungen für das Regiment eingegangen waren, so entstand ein allgemeiner Jubel. Ich gab eine große Bowle Punsch zum Besten.

Spätere Anmerkung: Dieses Avancement hatte ich dem Gefecht vom 15. November 1812 zu danken, wo Miloradowitsch Turnow's und meinen Namen notiren ließ. Turnow hatte dafür den Wladimirorden erhalten.

Am andern Tage lag ich wieder mit mehreren Officieren auf der nämlichen Stelle und wieder sprengte Trussow, aus dem Hauptquartier zurückkehrend, auf uns zu.

„Gratulor François! Du bist Rittmeister geworden!" rief er.

Ich glaubte, er scherze und wolle wieder eine Bowle haben. Aber als er den kaiserlichen Befehl zeigte, sah ich wol, daß er im Ernste gesprochen. Ich freute mich zwar sehr, aber es that mir leid, daß meine Kameraden meine Freude nicht recht aufrichtig theilen konnten, da eine Bevorzugung in meinem Glücke lag. Ich bekam nun eine eigene Escadron und der Rittmeister Dillionow, bei dessen Schwadron ich als jüngster Officier eingetreten war, mußte mir die seine geben. Doch ward wieder eine Bowle Punsch auf mein Wohlsein geleert.

Den 15. September.

Abermaliges Vorgehen auf Dresden. Wir stießen in der Gegend von Dohna auf feindliche Uebermacht und gingen wieder in unsere alten Positionen im Tepliser Thal zurück. Eine Flintenkugel tödtete mir mein drittes Pferd unter dem Leibe.

Den 15. bis 30. September.

Wir bezogen unser altes Bivouak bei Culm. Vierzehn Tage lang herrschte anhaltendes Regenwetter. Wir feierten das Alexanderfest mit zweitausend Kanonenschüssen und Generalsalven der Infanterie. Die Bivouakfeuer der Armee gewährten Abends einen schönen Anblick.

Den 30. September.

Wir marschirten über Brixen, Annaberg, Zwickau nach Gößnitz. In einem Dorfe, eine Stunde von der Stadt entfernt, stießen wir auf feindliche Cavallerie und hatten ein brillantes Gefecht.

Den 2. October.

Weiter nach Altenburg. Hier machte ich eine Ehrensache mit dem Rittmeister Melzer ab, welcher in Gegenwart preußischer Officiere schlecht von der russischen Armee (seiner eignen Armee) gesprochen hatte. Meine russischen Kameraden wurden mir deshalb sehr zugethan. Melzer in der Hand verwundet.

Den 3. October.

Wir marschirten nach Borna, wo meine Escadron auf Feldwacht kam. Ich wurde durch überlegene Cavallerie angegriffen und durch die Stadt geworfen, stieß aber dabei auf unsere Reserve und wir warfen den Feind wieder zurück.

Den 5. October.

Da ich des Landes sehr kundig war, wurde ich zum General Wittgenstein nach Zwickau beschieden und beauftragt, fortwährende Recognoscirungsritte nach Leipzig zu machen. Ich nahm mehrere Kaufleute fest, welche den Franzosen in Leipzig Wein und Lebensmittel zuführen wollten. Die Waaren wurden an Hettmann Platow abgegeben, einen der Kaufleute aber, welcher nicht uninteressante Papiere bei sich hatte, lieferte ich selbst bei General Wittgenstein ab.

Den 7. October.

Ich erhielt Befehl, mein Regiment zu verlassen und im Wittgenstein'schen Hauptquartier beim General d'Auvray (meinem alten Chef aus der Campagne von 1812) Adjutantendienste zu thun.

Den 9. October.

Im Wittgenstein'schen Hauptquartier zu Nieder-Mölbis eingetroffen.

Den 10. October.

Ein sonderbarer Zufall waltete bei dem heute erfolgten Tode meines alten, sechzigjährigen Husaren. Derselbe wurde in der Scheune beim Haferdreschen von einem Schlagfluß getroffen. Im selben Augenblick riß sich sein altes, sonst sehr ruhiges Pferd im Stalle los, bäumte sich wüthend auf und stürzte ebenfalls todt zu Boden.

Zwischen Mann und Pferd bestand ein langjähriges Verhältniß. Der alte einsilbige Soldat, der mit Niemand gern verkehrte, pflegte im Stalle lange und zärtliche Reden an sein Pferd zu halten, die ich im Vorübergehen oft mit Verwunderung hörte. Als ich ihn einst danach fragte, wurde er ganz unwirsch und verdrießlich und meinte, das Thier sei sein einziger Angehöriger auf Erden.

Lager bei Borna, den 11. October.

Ich schreibe diese Zeilen kurz vor dem Ausrücken zum Gefecht. Vielleicht sind es meine letzten. Ich weiß nicht, warum ich heute so besonders schwermüthig bin. Wenn eine Kugel mich träfe, mir sollte es recht sein. Mein Tod würde Niemand kümmern. Sie wissen ja daheim nicht einmal, ob ich überhaupt noch am Leben bin.

Der Trompeter bläst zum Aufsitzen, ich eile mit meinem General in's Feld.

Den 12. October.

Wir hatten ein hitziges Cavalleriegefecht. Beim Ausreiten begegnete mir ein altes Weib. Ich dachte: „Das stimmt, der Teufel schickt seine Großmutter voraus." Aber die Kugeln pfiffen dennoch an mir vorbei. Wir haben brav gefochten und gesiegt.

Karl von Francois.

Bomsen, den 13. October.

Den ganzen Tag war Gefecht. Vorbereitung zum großen Trauerspiel der Schlacht, Tausende von Kugeln schienen mir den Tod zu bringen. Die Franzosen sind geschlagen. Ich bin hundemüde — nasses Stroh ist mein Lager — keinen Bissen Brod.

Den 14. October.

Großes Cavalleriegefecht bei Liebertwolkwitz.

Den 15. October.

Wir haben Waffenruhe. Alles rüstet zur großen Schlacht.

Den 16. October.

Um 9 Uhr begann der Kampf. Nie habe ich einen ähnlichen Kanonendonner vernommen. Unser Corps stand südlich von Leipzig bei Wachau und Liebertwolkwitz. Der Tag war anfangs düster, aber bald drang die Sonne durch und zerstreute alle Wolken. Die heitere Witterung hielt an bis zum Abend. Doch nur um so furchtbarer erschien das ununterbrochene Morden; der Erfolg schwankte hin und her.

Als einmal die französische Cavallerie von Murat Befehl erhielt, auf unsere Infanterie und Cavallerie einzuhauen, dieselbe auch wirklich warf und einige Kanonen nahm, ließ Alexander seine Gardekosacken vorrücken. Hierdurch wurden alle russischen Truppen mit neuem Muthe beseelt, denn sie glaubten, der Kaiser sei selbst mit im Kampfe. Alles machte Front gegen den Feind, man warf ihn und nahm die eroberten Geschütze wieder. In dieses Cavalleriegefecht ward auch ich verwickelt, als ich einen Befehl an den General Kleist zu überbringen hatte. Ich that meine Schuldigkeit und kämpfte wacker mit. (Spätere Anmerkung: ich erhielt dafür den goldenen Säbel der Tapferkeit.)

Mit einbrechender Nacht hatte der Kampf ein Ende, ohne daß hier oder dort ein entschiedener Sieg errungen war. Tiefe Stille folgte auf das ungeheure Getöse des Tages. Todte und Lebende ruhten aus. Ich war noch lange wach und sah auf die brennenden Dörfer und auf die Menge der Bivouakfeuer, die um Leipzig ein einziges großes Flammenmeer zu bilden schienen. Mein armes Sachsen!

Den 17. October.

Die Nacht in Mölbis. Eine Ruhe, furchtbarer als der Kampf. Die Waffen werden in Stand gesetzt, Munition wird vertheilt; auf Morgen erwartet man die Entscheidung. Es herrscht eine ernste Stimmung. Die Theile des Schlachtfeldes, welche man übersehen kann, erscheinen wie mit ruhenden Schafherden bedeckt, die aber in Wirklichkeit aus nichts Anderem als nackt ausgezogenen Leichnamen bestehen.

Den 18. October.

Die Schlacht ist geschlagen, der Sieg unser. Eine halbe Million Menschen, die Völker fast der ganzen civilisirten Welt, standen sich im blutigen Kampfe von Morgens bis Abends gegenüber. Was kann der Einzelne von sich berichten? Ich lebe und bin unversehrt.

Den 19. October.

Wir sind in Leipzig. Die Stadt erobert. 105 Kanonen genommen. 15,000 Gefangene gemacht. Napoleon auf dem Rückzug.

Den 26. October.

Ich werde Adjutant beim Fürsten Gortschakoff, welcher die Belagerung von Erfurt leiten soll.

Den 29. October.

Wir recognoscirten bei Erfurt. Der Fürst hielt mit seiner Suite auf der Schwedenschanze beim Steiger, als einige Kanonenkugeln uns nöthigten, die Stellung zu wechseln.

Gegen Abend ging die Ordre ein, welche Fürst Gortschakoff mit seinem Corps von der Belagerung abberief und dieselbe dem General Ziethen übertrug.

Den 30. October.

Ich kehre in Wittgenstein's Hauptquartier zurück.

Den 1. bis 25. November.

Marsch über Gotha, Eisenach, Hanau u. s. w.

Den 25. November.

Heute traten wir den Marsch nach Stuttgart an.

Wie mein Herz klopft, wie alle Bilder meiner furchtbaren Vergangenheit in mir aufleben! Wen werde ich wiedersehen? Wie wird der Schauplatz so entsetzlicher Leiden und Schicksale auf mich wirken! — Sie haben mich um eines jugendlichen Fehlers willen gehetzt und verfolgt wie einen Verbrecher; sie haben die Bauern mit Knütteln aufgeboten gegen den unglücklichen Flüchtling. Meines Lebens, meiner Ehre, meiner Freiheit sollte ich beraubt, der bürgerlichen Verachtung preisgegeben werden! Aber Gottes Gnade hat mich beschützt. Ich kehre wieder als ein freier Mann, als ein geachteter Officier in den Reihen einer großen siegreichen Armee. Wer möchte mir jetzt noch etwas anhaben? Selbst König Friedrich nicht, meines neuen Souverains neuester Bundesgenosse.

Am 8. December war ich über Waiblingen in Cannstadt angelangt, hatte dort für das am andern Tage nachkommende Wittgenstein'sche Hauptquartier Quartier gemacht und war mit Extrapostpferden nach Eßlingen geeilt

Es war 7 Uhr Abends, als ich dort ankam. Ich stieg in meinem ehemaligen Speisequartier, dem „goldnen Löwen" ab, und ging dann, selbst unerkannt, durch die mir nur gar zu wohlbekannten mondbeschienenen Straßen. Das Herz drohte mir zu zerspringen, als ich die Glocke am Schumann'schen Hause zog. Was werden sie sagen, wenn sie mich sehen? Werden sie auch noch gesund und am Leben sein, und sich meiner Rückkehr freuen können?

Eine fremde Person öffnete die Thür und berichtete gleichgültig auf mein hastiges Fragen, der Kaufmann Schumann habe das Haus verkauft und sei in eine andere Straße gezogen. Sogleich eilte ich dorthin.

Unangemeldet trat ich in's Familienzimmer. Die Eltern erhoben sich befremdet bei meinem Anblick. Sie waren recht alt geworden in den fünf Jahren, wo ich sie nicht gesehen hatte. Die erwachsenen Töchter, mit denen ich damals getanzt und geplaudert hatte, schienen nicht mehr im Hause zu sein; nur zwei hübsche junge Mädchen von etwa sechszehn und siebzehn Jahren starrten mich aus großen blauen Augen verwundert an.

Da sagte ich zu der Einen: „Du bist Röschen Wiedersheim."

Und zu der andern: „Röschen Schumann, was macht die flachsköpfige Puppe mit der abgestoßenen Nase?"

„François, es ist François!" riefen Eltern und Kinder wie aus einem Munde. Ich wurde umhalst und geküßt, reichliche Freudenthränen flossen,

die beiden Röschen hingen an mir, als ob sie noch die eilfjährigen kleinen Mädchen von ehemals wären.

„Aber wo ist Deine Schwester Doris?“ sagte ich mit bewegter Stimme zu Röschen Wiedersheim.

„Wir müssen zu ihr!“ hieß es einstimmig.

Ich ging mit den Mädchen voran, nach der Wiedersheim'schen Wohnung. Die alten Schumann's versprachen zu folgen. Vor Doris' Thür bat ich meine Begleiterinnen zu warten.

Doris war etwas leidend und lag auf dem Sopha, den blassen feinen Lockenkopf in ihre schmale Hand gestützt.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie, befremdet über die russische Uniform und meinen ungenirten Eintritt.

Ich erwiederte in gebrochenem Deutsch, daß ich Anweisung auf Quartier habe.

Aber schon bei dem ersten Ton meiner Stimme veränderten sich ihre Züge.

Sie sah mich tief und forschend an.

„Karl! Karl! Mein Herzensfreund!“ rief sie dann plötzlich und warf sich schluchzend in meine Arme.

Jetzt trat die ganze Familie ein und wir blieben den Abend beisammen. Des Fragens und Antwortens war kein Ende. Der alte Schumann braute selbst die Bowle und die freundliche Mama ließ oftmals ihr Strickzeug sinken, um meinen Erzählungen besser zuhören zu können. Wahrlich, so guten treuen, aufrichtigen Freunden, wie diese waren, wird man selten im Leben begegnen.

Gegen Morgen fuhr ich nach Cannstadt, besorgte dort meine Geschäfte und kehrte Nachmittags nach Eßlingen zurück.

Die Kunde meiner Wiederkehr hatte sich wie ein Lauffeuer im ganzen Städtchen verbreitet. Von allen Seiten strömten meine Bekannten herbei, um mir ihre ungeheuchelte Freude zu bezeugen. Einen köstlichen Genuß gewährte mir das Wiedersehen meines alten Freundes, des braven würdigen Geistlichen, welcher mich zum Tode vorbereitet hatte. Auch hier flossen Freudenthränen. Ich hatte viel gelitten, mehr als mancher Andere zu ertragen vermöchte, aber das wonnige Dankgefühl, welches mich beim Empfang so vieler Liebesbeweise durchdrang, läßt sich mit Worten nicht beschreiben.

Da ich wieder nach Cannstadt zurück mußte, so verabredete ich mit meinen Freunden für den folgenden Tag ein Rendezvous in einem ländlichen Gasthofe halbwegs Eßlingen. Dort verlebte ich noch einmal glückliche Stunden.

Am 10. December marschirte unser Armeecorps durch Stuttgart. Ich mußte vorausreiten, dasselbe beim Könige melden und anfragen, ob er es en parade an sich vorbei defiliren lassen wollte.

Ein eigenes Gefühl war es doch, so Auge in Auge dem Monarchen gegenüber zu stehen, der mich einst so leidenschaftlich behandelt hatte. Er fixirte mich einige Augenblicke scharf, schien aber eine in ihm aufsteigende Erinnerung nicht weiter zu verfolgen.

Am 13. December, als das Corps nach Waldenbuch aufbrach, mußte ich es dem Könige abermals melden und fragen, ob er es zu sehen wünsche. Er bejahte, faßte mich aber diesmal noch schärfer in's Auge.

„Sie heißen?“

„von François, Ew. Majestät zu Befehl.“

Der König winkte, ich war entlassen.

Am 3. Januar gingen wir bei Fort Louis über den Rhein. Die Campagne in Frankreich von 1814 brachte uns anfänglich nicht viel Interessantes; Märsche und wieder Märsche, dazwischen leidliche Quartiere. Die Einwohner empfingen uns ohne lebhaft ausgesprochenen Haß, in einer Art dumpfer Verzweiflung. Sie hatten den Glauben an das Glück ihrer Heere verloren. Napoleons stolze Tiraden machten keinen Eindruck mehr, Alles sehnte sich nach Frieden.

Wir gingen durch das Elsaß und Lothringen über Luneville, Nancy, Toul &c.

In Toul (am 26. Januar) lag ich bei einem alten Geizhals in Quartier, den ich gründlich mores lehrte. Er bewohnte ein großes, stattliches Haus, aber ich ward in ein entlegenes Hinterzimmer geführt, wo der Alte am Kaminfeuer saß und mich ebenfalls Platz zu nehmen nöthigte. Auf sein Befragen, ob ich zu essen verlange, erwiederte ich, daß ich von einem langen Marsche käme. Hierauf ward einer alten, grämlich aussehenden Haushälterin geklingelt und derselben die Weisung ertheilt, daß ich noch nicht gespeist habe.

Nach einer Weile erschien die Alte wieder mit einem Topfe in der Hand und von einem alten Kater begleitet. Sie stellte den Topf am Kaminfeuer nieder, der Kater setzte sich daneben und schien sein Gericht zu bewachen; wenigstens schnüffelte er einige Male hinein.

Unterdessen war ein Couvert auf den Tisch gelegt worden. Die Haushälterin nahm den Topf vom Feuer, schüttete seinen Inhalt auf den Teller und nun ward ich eingeladen, es mir schmecken zu lassen.

Da aber riß mir die Geduld. Ob so ein vermaledeiter Franzose glaube, daß ein russischer Rittmeister mit seinen Katzen speisen werde? fuhr ich auf. Ich rief sogleich meinen Husaren. Derselbe erzählte, daß er einquartirt sei wie ein Hund, wunderte sich aber, auch mich nicht besser aufgenommen zu sehen, da doch in der Küche nach Kräften gesotten und gebraten würde, indem der Schwiegersohn des Wirthes große Gesellschaft habe. Wenn ich mich davon überzeugen wolle, fügte er hinzu, so brauchte ich nur im großen Vorderflur die dritte Thür rechts zu öffnen; man säße da eben bei Tisch.

Ich befahl dem Husaren, in dem gegenüberliegenden Hause für mich Quartier zu nehmen und dagegen die dort untergebrachten zwölf Kosacken herüber zu holen.

Hierauf setzte ich mich ruhig wieder beim Kaminfeuer nieder. Mein Wirth, der ebenso wenig wie seine grämliche Haushälterin von unserer russisch geführten Unterhaltung etwas verstanden hatte, machte einige nichtssagende Entschuldigungen; die böse alte Person aber blieb mit untergeschlagenen Armen und einem hämischen Grinsen auf der Schwelle stehen.

Plötzlich ging die Thür auf; wie ein Huhn mit gesträubten Federn flog die Alte zur Seite und mit klirrendem militairischen Schritt traten meine zwölf Kosacken in die Stube.

Nun erschraken sie doch, die mürrischen alten Gesichter! Ich erklärte dem Hausherrn, daß die Kosacken bei ihm im Quartier bleiben würden, da man die Ehre, einen Officier zu beherbergen, so wenig zu schätzen gewußt habe; diese Gäste aber würden sich besser wie ich mit dem Kantschu in der Hand das Nöthige zu verschaffen wissen, weshalb ich ihm von vorn herein eine gute Aufnahme empföhle.

Der Wirth und die Haushälterin legten sich nun auf's Bitten. Sie betheuerten, daß sie Nichts im Hause hätten und vom Drange des Krieges arg mitgenommen wären. — Ich würdigte sie keiner Antwort, sondern commandirte:

„Marsch, Flur, dritte Thür rechts!"

Mein Husar ging voran, die Flügelthüren sprangen auf und wie im Theater sahen wir plötzlich eine glänzende Gesellschaft von Herren und Damen an festlich geschmückter Tafel vor uns sitzen.

Bei unserm Eintritt fuhr Alles von seinen Sitzen empor. Der Schwiegersohn wollte sprechen; ich nahm ihm das Wort und sagte, daß ich an der mir zu Theil gewordenen Aufnahme erkannt habe, welche Gesellschaft hier im Hause die angemessenste sei. Deshalb erlaube ich den Herren aufzustehen; die Kosacken würden die leergewordenen Stühle zwischen den Damen einnehmen und sich übrigens manierlich betragen.

Man kann sich das Gekreisch und Entsetzen der Damen denken, als die Kosacken sich nun wirklich näherten, die Herren bei Seite schoben und sich an deren Stelle ruhig niederließen. Natürlich wollten sie Alle zur Thür hinausstürzen. Ich hieß sie aber Platz behalten und gab erst nach einigen Minuten, um etwaige Excesse zu vermeiden, ihnen und den übrigen Gästen die Erlaubniß, sich zu entfernen. Nur der Wirth — er war französischer Oberst außer Diensten — mußte bleiben, um den Kosacken die Honneurs an seiner Tafel zu machen. Dieselben rapportirten mir am andern Morgen, daß es ihnen an nichts gefehlt und der Champagner fast besser geschmeckt habe, wie der beste Branntewein.

Von Toul gingen wir am 28. Januar über Vaucouleur, nach Joinville, der ersten, geplünderten Stadt, auf die wir in diesem Feldzuge stießen. Hier vereinigte sich das Wittgenstein'sche Corps mit dem bayrischen des General Wrede. Der Feind stand nur zwei Stunden von uns entfernt.

Von hier aus weiter in der Richtung auf Paris. Ich hatte die große Freude, für die Schlacht bei Dresden den Annenorden vierter Classe und eine Entschädigung von tausend Rubeln für meine dortige unbedeutende Verwundung zu erhalten.

Am 12. Februar wohnte ich gelegentlich einer Recognoscirung der Einnahme von Nogent bei. Die Stadt brannte an allen Ecken und war größtentheils schon erobert, als wir eintrafen. Nur zwei- bis dreihundert Franzosen vertheidigten sich wie Verzweifelte aus verschanzten Häusern. Die Kugeln flogen wie gesät. Auch ich ward durch den Mantel geschossen.

Einen eigenthümlichen Eindruck machte ein hübsches, wohlgekleidetes Kind von vier oder fünf Jahren, welches ruhig auf der Straße spielte und die Kugeln in seinem Schürzchen zusammenlas. Die Einwohner mußten es bei der allgemeinen Flucht verloren oder vergessen haben. Gott weiß, wo die arme Mutter verzweifelnd nach ihm die Hände rang!

Am 27. Februar machten wir bei Bar-sur-Aube das erste große Gefecht in dieser Campagne mit. Der Kampf war heiß, der Sieg aber unbestritten unser. Fürst Gortschakoff nahm die vom Feinde besetzten Höhen. Ich war so glücklich bemerkt zu werden und erhielt später in Folge dessen meine Ernennung zum Major.

Am 2. März hatten wir ein Gefecht vor den Thoren von Troyes. Am 4. nahmen wir Troyes, nach vorhergegangenem Kampf. Ich erhielt dafür den Annenorden dritter Classe.

Als ich nach Einnahme der Stadt während der Abenddämmerung die Ställe noch einmal revidirt hatte und auf einem einsamen, zwischen Gärten hinführenden Fußpfade nach meinem Quartier zurückkehrte, hörte ich plötzlich ein fernes Geschrei. Ich blieb stehen und horchte. Da stürzte, von zwei Kosacken verfolgt, ein schönes junges Mädchen mit fliegenden Haaren aus einem Garten heraus und fiel leblos bei mir nieder. Schon hatte der eine Kosack sie am Kleide gefaßt. Im nämlichen Augenblick aber war mein Säbel über den Häuptern der beiden Unmenschen geschwungen. Sie erkannten die Uniform eines ihrer Officiere und ergriffen die Flucht.

Das Mädchen, sobald es ein wenig zu sich gekommen war, umklammerte meinen Arm und zog mich mit flehender Geberde mit sich fort. Ich folgte, ohne ihre Absicht zu verstehen. Wir kamen durch den Garten in ein von Außen sauber und behaglich aussehendes Haus. Aber welche Gräuel und Verwüstung im Innern!

Mehr denn fünfzig Kosacken waren eingedrungen, die ihrer Plünderungs- und Zerstörungswuth den vollen Zügel schießen ließen. Die Bewohner flohen schreiend und jammernd von einer Stube in die andere. Nur eine alte Frau, die Großmutter vermuthlich, saß still und ergeben auf einem umgestürzten Kasten und drehte den Rosenkranz zwischen ihren zitternden Fingern.

Das schöne Mädchen, welches mich hierher geführt, aber noch immer die Sprache nicht wiedergefunden hatte, deutete mit angstvoller hülfefordernder Miene um sich her. Ich begriff, daß ich mich im Hause ihrer Eltern befand und war schon dabei, mit Säbel und Kantschu wacker auf die elenden Plünderer los zu schlagen. Zum Glück hat das Wort Subordination in der russischen Armee eine sehr wirksame und präcise Bedeutung. Nach wenigen Minuten schon war das Haus von seinen Eindringlingen gesäubert. Die gerettete Familie umringte mich mit Betheuerungen ihres lebhaftesten Dankgefühls; nur Madeleine — so hörte ich das schöne Mädchen nennen — sah mich stumm, aber darum nicht minder beredt aus ihren schwarzen, feuchtgewordenen Augen an.

„Sie ist im Kloster erzogen und wieder für's Kloster bestimmt", entschuldigte die Mutter die Schüchternheit ihrer Tochter.

Armes Ding! Nur auf einen Augenblick in die Welt hinaus zu kommen, um so schreckliche Eindrücke zu empfangen!

Es war längst mein Wunsch gewesen, meiner Dienstleistung als Adjutant entbunden zu werden und in mein Regiment zurückzukehren. Am 9. März wurde mir auf meinen Antrag diese Erlaubniß zu Theil. Ich meldete mich bei dem Regimentschef Grafen Pahlen, mußte noch einige Tage bei demselben adjutantiren und wurde dann zum Regiment entlassen.

Am 21. März bei Arcis-sur-Aube führte ich zum erstenmal wieder meine Escadron. Wir hatten hitzige Cavalleriegefechte unter dem General Pahlen zu bestehen. Am 23. März schwamm ich mit der ganzen Escadron durch die Aube und nahm einige Pikets Infanterie gefangen; am 20. kamen wir auf dem Schlachtfelde von Lafère Champenoise an, als die Schlacht noch im vollen Gange war. Wir fielen dem weichenden Feinde mit ganzer Kraft in Rücken und Flanke und verfolgten ihn hitzig. Ich nahm mit meiner Escadron fünf Kanonen, warf zweimal zwei Cürassiercolonnen und machte viele Gefangene. Nach dem Gefechte belobte mich General Pahlen, welcher

seinerseits vom Großfürsten Constantin die gebührende Anerkennung empfangen hatte, öffentlich für die bewiesene Bravour.

Ich wurde zum Wladimirorden vorgeschlagen.

Ein eignes Geschick fügte es, daß wir an jenem Tage an der Seite meines ehemaligen württembergischen Jägerregimentes kämpften. Rittmeister W., dessen persönlich feindseliges Benehmen den Anlaß zu meinem Unglück gegeben hatte, befehligte die der meinen zunächst stehende Escadron. Wir nahmen keine Notiz von einander, einen kurzen militairischen Gruß abgerechnet, den wir einmal im Vorübersprengen wechselten. Ich glaube aber, daß er mich erkannt hat.

Wir bivouaquirten die Nacht in St. Remy, marschirten andern Tages nach dem Dorfe Villenoxe und stießen dort auf 600 Mann feindliche Infanterie, welche sich in den Weinbergen festgesetzt hatte. Die schwarzen Meerkosacken, als gute Schützen bekannt, saßen ab und tiraillirten mit den Franzosen, während meine Escadron und andere Don'sche Kosacken möglichst geschlossen in die Weinberge folgten.

Die Franzosen, aus lauter jungen Conscribirten bestehend, waren unseren alten erfahrenen Soldaten nicht gewachsen. Sie wurden größtentheils gefangen oder niedergemacht und man konnte sich eines Gefühls von Mitleid nicht erwehren für eine Nation, die durch den Ehrgeiz eines unersättlichen Machthabers gezwungen wurde, ihre Ernte so unreif zu schneiden.

Ein blutjunger schmächtiger Mensch von höchstens siebzehn Jahren sollte eben von einem Kosacken niedergemacht werden. Ich sah es und rief noch rechtzeitig Pardon. Auf mein Geheiß mußte sich der junge Franzose an meinen Steigbügel hängen und, um ihn besser schützen zu können, warf ich ihm einen russischen Mantel über. So brachte ich ihn glücklich aus dem Gefecht und behielt ihn bei mir bis zur Einnahme von Paris.

Seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit war grenzenlos. Er hieß Auguste Dupire, war aus Lille in Flandern, guter Leute Kind und von einem so hübschen einnehmenden Gesicht, daß es mich selbst in der Hitze des Gefechts frappirt hatte.

Am 31. März war Paris genommen worden.

Wir lagen in Guigner, nicht viele Meilen von Paris entfernt, und hatten, auf die glückliche Kunde hin, natürlich nichts Eiligeres zu thun, als uns auf unsere Pferde zu werfen und die moderne Wunderstadt zu besichtigen. Auf dem Vendômeplatz fiel uns die Statue Napoleon's auf, welche mit weißer Leinwand behangen war. „Man habe ihm das Sterbehemd angezogen", meinten die Pariser mit ekelhaftem Witz. Dieses Volk hat vor einer gefallenen Größe nicht mehr Respect als vor einer todten Katze.

Und nun war wieder Friede in der Welt. Das Wort hatte ordentlich einen ungewohnten und glückseligen Klang, denn was man in den letzten acht Jahren etwa darunter hätte verstehen können, war doch nur die zeitweise verzweifelte Niederlage des einen Theils gewesen, während der andere Theil ihm hohnlachend den Fuß auf die Brust setzte. Jetzt aber hatte die gerechte Sache gesiegt, und auch der eifrigste Franzosenfeind konnte sein Schwert beruhigt in die Scheide stecken. Von den erneuten Stürmen des kommenden Jahres ahnte man ja noch nichts.

Es ist eigenthümlich, wie unter veränderten Verhältnissen auch unsere Gefühle vor- oder rückwärtsfluthen. Seit fast dritthalb Jahren hatte ich weder aus der Heimat etwas vernommen, noch eine Kunde von mir dorthin

gelangen lassen. Ich war todt gewesen für die Meinen, wie ich mir bei jenem trutzigen Abschiede im Jahre 1812 gelobt hatte. Wol hatten sich meine Gedanken noch zuweilen in schmerzhafter Erinnerung rückwärts gewandt, aber schnell und gewaltsam suchte ich solche Stimmungen stets zu unterdrücken.

Einsam dastehend in einem unbekannten Lande, einer fremden Nation dienend und in einem niedern Grade beginnend, unkundig der Sprache, der Gesetze und selbst der mir obliegenden Pflichten war mir nichts Anderes übrig geblieben, als einen ausschließlichen Bund mit meinem Sabel zu machen, daß wir Zwei immer die Ersten sein wollten in der Gefahr, um entweder das Glück zu erzwingen, oder in einer stillen kühlen Soldatengruft das Ende aller Leiden zu finden. Ach, es war mir nicht schwer geworden, diesen Bund zu halten. Das Bewußtsein meiner Verlassenheit gab mir eine Geringschätzung des Lebens, die der Tollkühnheit gleich sah. Wenige Tage vergingen, wo ich nicht einem tausendfach drohenden Tode gegenüber stand, aber kaum eines Tages weiß ich mich zu erinnern, wo ich diesem Tode nicht als einem willkommenen Freunde entgegen gesehen hätte.

Erst als die Sonne des Glückes mir wirklich ein wenig zu scheinen begann, als ich bemerkt ward und in gesicherte Verhältnisse emporstieg, als mir meine Vorgesetzten ihre Anerkennung und meine Kameraden ihre Freundschaft zuwandten, fing ich an wieder etwas frohere Gefühle zu hegen.

Nun aber sollte der eingetretene Friede, welcher die Geschicke der Völker so wohlthätig entschied, auch das eiserne Band, das ich selbst um mein Gemüth gelegt hatte, vollends zersprengen.

Die wilde Blutarbeit war beendet, ein frohes Aufathmen ging durch die Welt, Bürger und Soldaten, Freund und Feind sah man wieder einträchtig beisammen. Unter den Kameraden hörten die ewigen Kriegs- und Schlachtengespräche auf. Die Interessen der Heimat traten wieder in den Vordergrund. Man sprach von der Rückkehr nach Hause, von dem lange entbehrten Familienleben, Keiner war unter Allen, der nicht auf irgend ein zärtliches Wiedersehen gehofft hätte.

Auch bei mir erwachte die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach meinen Brüdern in ihrer ganzen natürlichen Stärke. So schmilzt der Schnee von den Bergen, wenn die Frühlingssonne kommt, und an dem darunter frisch hervorsprossenden Grün werden wir inne, daß die Erde während ihrer scheinbaren Erstarrung nichts von ihrer alten Trieb- und Lebenskraft verloren hat.

Ich machte den Rückmarsch durch Frankreich, Holland und einen Theil der Rheinlande bei meinem Regimente mit. Dann nahm ich Urlaub nach Sachsen und eilte mit Extrapostpferden dorthin. Nicht zu beschreiben sind die Gefühle, die mich auf dieser Reise erfüllten. Je mehr ich mich der heimatlichen Gegend näherte, je wohlbekannter mir jede Stadt, jedes Dorf, jede Windmühle, jedes Stück Wiesen- und Ackerland entgegenlachte, je lebhafter malte mir meine Phantasie die Freude und Ueberraschung des bevorstehenden Wiedersehens.

Denn dieses Wiedersehen sollte ein anderes werden als die beiden ersten Male. Wol erinnerte ich mich jenes unfreundlichen Wintertages im Anfang des Jahres 1812, da ich als ein hoffnungsloser armer Teufel mit schwerem Herzen einsam hinausgezogen war in die weite Welt. Jetzt stand die warme lachende Julisonne am wolkenlosen blauen Himmel, um dem lange Ver-

schollenen und Todtgeglaubten bei seiner Rückkehr in die Heimat zu leuchten. Ich war ein Mann in gesicherter Lage und Stellung, mit Ehren und Auszeichnungen geschmückt, der sich ohne Ueberhebung sagen durfte, daß er alles dieses nur seiner eigenen ausdauernden Kraft und Entschlossenheit verdanke. Wer möchte es mir verargen, daß neben dem lebhaften Dankgefühl gegen die Vorsehung, welches in solcher Stunde wol jedes fühlenden Menschen Herz durchdringt, auch ein kleiner persönlicher Stolz einstiger ungerechter Verkennung gegenüber sich regte?

Ich hatte meine Pferde nach Kemberg bestellt und ritt von dort aus zuerst nach Pralau, dem Gute meines Schwagers. Drei junge Mädchen saßen plaudernd auf der steinernen Vortreppe des Hauses, als ich in den Hof sprengte. Es waren meine inzwischen herangewachsenen Schwestertöchter, Lisette und Mathilde, und meine anmuthige Cousine Charlotte von Brück. Lottchen erkannte mich zuerst.

„Es ist Karl, beim wahrhaftigen Gott! es ist Vetter Karl!" rief sie aufspringend und mich in ihre Arme schließend.

Jubelnd ward ich in's Haus geführt, Vater, Mutter, Kinder, Knechte, Mägde, die alte Muhme aus der Giebelstube und selbst Phylax, der blinde Haushund, kamen eiligst herbei. Es war ein Jubel, kaum zu beschreiben. Das ganze Herz ging mir dabei auf und ich mußte bis in die Nacht hinein erzählen. Am andern Morgen eilte ich weiter nach Niemegk, wohin über Nacht durch reitende Boten die ganze Verwandtschaft entboten worden war. Jeder Schatten frühern Grolls oder Mißverständnisses war wie in den Fluthen des Oceans begraben. Meine Brüder kamen mir entgegen geritten, ihre Frauen umgaben mich mit Aufmerksamkeiten aller Art, selbst die sparsame Schwägerin Emilie hatte mir zu Ehren ihre beste Staatshaube aus dem Kasten genommen und wirklich aufgesetzt. Aber Einer fehlte im Kreise und ich hatte seinen Namen schon mehrmals auf den Lippen gehabt.

„Wo steht jetzt unser Bruder Adolf?" fragte ich endlich.

Ein momentanes schmerzliches Stillschweigen erfolgte. Dann sagte Friedrich:

„Wir wollen ihn an seiner stillen grünen Grabstätte besuchen. Er ist im vergangenen Jahr in der Schlacht bei Dennewitz an der Spitze einer preußischen Compagnie verwundet worden und wenige Tage später hier auf unserm väterlichen Gute gestorben. Schade um sein junges fröhliches Leben! Aber manchen Kameraden, der das seine in einem fremden Lande für eine feindliche Sache hergeben mußte, hat es doch härter getroffen."

VIII. Schluß.

> Und wie der Friede kam und mehr und mehr
> Die Bahn sich ebnete, da bannte er
> Mit alter ungetheilter Kraft und Weise
> Sein heißes Herz in häuslich enge Kreise.

Bis hierher war ich mit der Durchsicht der vorstehenden väterlichen Memoiren gekommen und zugleich zu der Ueberzeugung gelangt, daß ich an unsers Helden Statt jetzt selbst wieder die Feder ergreifen und das Wenige, was zu berichten noch übrig bleibt, in eine kürzere und gedrängtere Form zusammenfassen dürfe.

Ein altes Sprichwort sagt, daß der Mensch immer auf seine ersten Neigungen wieder zurückkommt. So waren denn auch noch nicht viele Friedensmonate vergangen, als François von Neuem seinem alten Lieblingsgedanken, unter preußischer Fahne zu dienen, nachzuhängen begann. Nachdem ihm durch den Generaladjutanten König Friedrich Wilhelms III. die Versicherung zugegangen war, daß man ihn, sobald er aus russischen Diensten entlassen sei, in der preußischen Armee anstellen werde, kam er um seinen Abschied ein. Derselbe ward ihm auf ehrenvolle Weise gewährt. Am 11. Mai 1815 erhielt er dann seine Ernennung zum preußischen Major und Adjutanten des Generals Grafen Henkel, und machte in dieser Eigenschaft die zweite Campagne in Frankreich bis zum zweiten Pariser Frieden mit. Bei Ligny hat er zum letzten Mal im Feuer gestanden, bei Belle Alliance kam seine Brigade an, als die Schlacht schon gewonnen war.

Eine lange Reihe von glücklichen Friedensjahren folgte nun auf die stürmisch bewegte Jugendzeit. François stieg rasch empor in seiner militairischen Laufbahn; mancherlei Orden und Auszeichnungen wurden ihm auch von seinem preußischen Kriegsherrn zu Theil. In der ersten Hälfte der vierziger Jahre commandirte er als Generalmajor die 16. Inf. Brigade zu Trier, später ward er zum Commandanten von Minden und zum Generallieutenant ernannt. In allen seinen dienstlichen Verhältnissen besaß er im hohen Grade die Liebe und Achtung seiner Kameraden. Eine große Humanität und Herzensgüte zeichneten ihn aus, trotz seines noch immer zuweilen heftig aufbrausenden Temperaments. Er sorgte für den gemeinen Soldaten und vertrat den jüngern Officier, wo er dessen Sache für gerecht hielt, unbekümmert um die Gunst oder Ungunst seiner eigenen Vorgesetzten. Sein Charakter, obgleich nichts weniger als zur Intimität geneigt, war doch jedem Hochmuth fremd. Er hatte immer nur den Menschen und niemals den Stand vor Augen. Deshalb war er auch überall, wo er hinkam, bei den Bürgern äußerst beliebt, und die geselligen Spaltungen zwischen Civil und Militair, von denen damals so viel die Rede war, konnten in seinem Bereiche nicht aufkommen.

In Minden, dem Ort seiner siebenjährigen Commandantenthätigkeit, herrschte aufrichtiges Bedauern bei seinem Abgange. Der glänzende Fackelzug, den die Bürgerschaft ihm darbrachte und an welchem sich fast das ganze Städtchen mit lautem Hochruf betheiligte, bewies am Besten die allgemeine herzliche Anerkennung, welche sein amtliches und persönliches Wirken hier gefunden hatte.

Um aber auf seine Privatverhältnisse zurückzukommen, müssen wir bemerken, daß François sich bereits im Jahre 1817 mit Betty, der einzigen Tochter des Bankdirectors von Vangerow zu Magdeburg vermält hatte. Das junge Mädchen war kaum der Schule entwachsen, ein in stiller Häuslichkeit erzogenes, blauäugiges blondes Patricierkind, als es Herz und Hand an den wettergebräunten Krieger mit den kecken Zügen und den abenteuerlichen Schicksalen verschenkte.

Dieser wettergebräunte Krieger aber sollte ein so treuer und liebevoller Familienvater werden, daß seine Gattin ihre Wahl nicht zu bereuen hatte. Es lag nichts Laues und Halbes in François' Charakter. Was er einmal ergriff, das ergriff er mit ganzem Gemüth; und die meisten Conflicte seines frühern Lebens sind aus einem Uebermaß, niemals aber aus einem Mangel an Empfinden hervorgegangen.

Im Jahre 1847 hatte François das Unglück, seine Gattin zu verlieren. Eine immer noch schöne und blühende Frau, war sie zur Cur und Pflege einer leidenden Tochter nach Ems gegangen, um dort, wo so Viele von langem Siechthum genesen, nach kurzer Krankheit in der Kraft und Fülle ihres Lebens dahingerafft zu werden.

François' Schmerz über diesen Verlust war ebenso leidenschaftlich als nachhaltig. Er hat ihn während seines ganzen Lebens nicht überwunden. Die Liebe zu seinen Kindern, der Dienst, welcher seine äußere Thätigkeit forderte und seine gesellschaftliche Stellung, die ihn ein Haus zu machen nöthigte, gaben ihm zwar mit der Zeit das Aussehen eines theilnehmenden und oft sogar heitern Mannes wieder. Aber der düstere, melancholische Hang, welcher neben aller natürlichen Lebhaftigkeit von Jugend auf in ihm gelegen hatte, trat doch jetzt stärker und anhaltender hervor und war selten mehr ganz zu verscheuchen.

Dazu kam noch, daß vom Jahre 48 ab auch die politischen Verhältnisse anfingen, ihm die Welt zu verleiden. Das Alter hat selten mehr ein warmes und ungeschmälertes Verständniß für werdende Zustände. Es sieht nur die Zerbröckelung ihm lieb gewesener Verhältnisse und was wir Jüngeren einen Uebergang nennen, das scheint ihm bereits das Ende der Dinge zu sein. Denn sein nächster Uebergang führt in eine andere Welt. So hielt auch François seine Zeit und seine Welt für abgeschlossen. Er zog sich in's Privatleben zurück und wohnte erst einige Jahre in Halberstadt, wo er zu seinem harmlosen Ergötzen noch mancherlei Reminiscenzen an den keden Schillstreich aus seiner Jugendzeit wiederfand. Später übersiedelte er nach Potsdam, um in der Nähe seiner dort verheiratheten jüngsten Tochter zu leben. Seine Kinder hatten Alle das väterliche Nest schon verlassen, die einzige hinterbliebene Tochter seines Lieblingsbruders Friedrich aber hielt ihm freundlich und liebevoll Haus.

Nach Außen hin hatte François wenig Verkehr. Von den treibenden, arbeitenden Elementen der Gesellschaft fühlte er sich durch den eigenen Ruhestand gewissermaßen ausgeschieden und für den kleinen Klatsch und die engherzigen stereotypen Interessen, die in manchen anderen Kreisen herrschten, fehlte ihm der Sinn. Lieber als zu einem unbefriedigenden Umgange nahm er daher seine Zuflucht zu philosophischer und religiöser Betrachtung und Lectüre, die ihn von jeher angezogen hatte. Tiedge's Urania, Zschocke's Stunden der Andacht, Bode's gestirnter Himmel und Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, die seit lange seine Lieblingsbücher gewesen waren, wurden jetzt mit erhöhtem Eifer hervorgesucht und studirt.

In mancher schönen sternhellen Sommernacht saßen wir mit dem in solchen Stunden heiter belebten Greise auf dem von einer prächtigen rothen Kastanie überschatteten Balcon seines Hauses und redeten, an jene, wenn auch schon etwas altmodischen Schriften anknüpfend, von Gottes großartiger Schöpfung, der Unsterblichkeit unserer Seele und der muthmaßlichen Gestaltung unserer künftigen Existenz. In der letzten Zeit seines Lebens aber trug es der Thomas von Kempis mit seinem unerschütterlichen Glauben über alle andere Schrift und Betrachtung bei ihm davon.

Die schöne Sommerzeit pflegte indessen nicht nur philosophisch durchplauderte Nächte, sondern noch manche andere nicht minder wohlthuende Abwechslung und Zerstreuung in François' einförmige Tage zu bringen. Sein unter dem Mühlenberge bei Sans-souci freundlich gelegenes Haus war

schon seit lange der Mittel- und Sammelpunkt für die ganze zahlreiche Verwandtschaft und oft bis unter das Dach hinauf mit Gästen gefüllt. Enkel, Kinder, Schwiegerkinder, Neffen, Nichten und Cousinen, alte Freunde und Kriegskameraden waren sicher, eine freundliche Aufnahme hier zu finden. Die Gastlichkeit, die er erweisen konnte, war des Greises letzte Lebensfreude und wurde vielleicht unbewußt noch erhöht durch ein bescheidenes Selbstgefühl, wenn er seine jetzige, Anderen Schutz und Obdach gewährende Lage mit der Schutz- und Heimathslosigkeit seiner Jugendjahre verglich. Darum aber erstreckte er diese Gastlichkeit nicht blos auf die heiteren, liebenswürdigen Gäste, die Jedermann gern sieht. Fast noch mit mehr Befriedigung nahm er die Hülf- und Freudelosen auf. Eine arme, alte, ungeschickte Verwandte, welche überall zur Last war, verlebte in seinem Hause die einzigen glücklichen Zeiten ihres Lebens; eine bejahrte Kindermuhme, die durch einen Unfall zum Krüppel geworden war, führte er auf allen seinen Umzügen mit sich herum und war stets darauf bedacht, ihr ein hübsches, sonniges Stübchen zu geben.

Am 9. Februar 1855 wurde François von seiner irdischen Laufbahn abberufen. Er hatte die Zahl seiner Jahre fast auf siebenzig gebracht und das Leben hätte ihm fürder nur noch nehmen, nichts mehr geben können. So dankten wir Gott für einen Tod, der ihm die Gebrechen des eigentlichen Alters ersparte.

Eines aber hätten wir ihm doch noch gegönnt: einen ahnungsvollen Vorausblick auf die politische Entwickelung unserer letzten Jahre. Er hätte dann nicht mehr sagen können, daß er seine Zeit überlebt habe. Die Saat und Ernte aus seiner Jugendzeit, von dem kleinen, so hochherzig unternommenen und so tragisch gescheiterten Schillzuge an bis zu den siegreichen Völkerschlachten bei Leipzig und Waterloo ist ja erst in unseren Tagen bei Düppel und Königsgräz, bei Metz, Sedan und Paris zu ihrem letzten reichsten Schnitt gekommen. Freilich liegt mancher brave Schnitter unter den Garben begraben. So auch François' noch einziger Sohn, der als Führer der Avantgarde bei Erstürmung der Spichernhöhen, von fünf feindlichen Kugeln getroffen, einen kühnen und opferwilligen Soldatentod auf dem Schlachtfelde starb. Er war der erste gefallene General von deutscher Seite, dessen Namen die Krieges- und Siegesdepeschen des Jahres 1870 in die Heimath berichteten. Sein Grab liegt in dem grünen Grunde, den die Bewohner Saarbrückens in dankbarer Erinnerung „Ehrenthal" genannt haben, nur wenige Schritte entfernt von dem Grabe eines jüngeren François, welcher ebenfalls hier sein Blut für das Vaterland verspritzte. Ein einfacher Marmordenkstein, der sich über demselben erhebt, trägt die schönen Worte aus den Sprüchen Salomonis: „Rosse werden zum Streittage bereitet, aber der Sieg kommt vom Herrn."

Italienische Volkslieder*).

Die Volkspoesie ist mit den einblättrigen Feld- oder Waldblumen zu vergleichen; es ist jedoch eine Blume, die nicht immer auf gleiche Weise wächst. Manchmal wird sie, so zu sagen, aus dem Boden selbst und wie ungesäet entstehen; ein ander Mal ist es, als ob sie aus einem verirrten, und in Gärten und Treibhäusern durch den Wind geraubten Keime erwachsen wäre, der auf ein verwildertes Feld gefallen, zur ursprünglichen Einfachheit zurückkehrt, obgleich er in Farbe und Duft immer noch etwas von seiner gebildetern Abkunft behält. Unter allen Volksliedern tritt dies am auffallendsten hervor in den italienischen Liebesliedern. Im Grunde ein wahres Naturkind, ist der Italiener auch zugleich das raffinirteste der Menschenkinder, das complicirte Product der mannigfaltigsten Cultur und Geschichte. In der Stadt wie auf dem Lande lebt der Nachkömmling der alten Italiker und Römer mitten unter den Ueberresten und Symbolen zweier Mythologien und Civilisationen, die sich nach einem langen Kampfe gewissermaßen versöhnt haben. Auf der einen Seite sieht er die Ruinen der antiken Tempel, die restaurirten und bewunderten Statuen der Götter und Göttinnen des Olymps; auf der andern Seite, in seinen prachtvollen Kirchen, auf seinen Straßen und Wegen findet er ein Volk von Heiligen beider Geschlechter, umgeben von unzähligen Erinnerungen aus dem fürstlichen und patrizischen Leben des Mittelalters und der Renaissancezeit; und auf die natürlichste Weise spiegeln sich all' diese bunten Erscheinungen in seiner Phantasie wieder, und verleihen auch seiner Poesie diesen gemischten Charakter von Naivetät und Künstlichkeit, von Reminiscenz und Spontaneität, von Einfalt und ritterlicher Galanterie, der ihr ganz eigen ist. Der Mann aus dem Volke in Italien macht die Cour — wenigstens in Liedern, wie ein Cavalier, der seinen Ovid und Petrarca, „l'Adone e il Cortegiano", gelesen hat. Seine Liebeslieder sind graziöse Madrigale, hübsche Complimente in Versen, die er nach allen Regeln der Courtoisie an seine Dame, „alla sua dama", sendet. Diese kleinen poetischen Blumensträuße von sechs bis acht Zeilen heißen gewöhnlich „Rispetti", Ehrfurchtsbezeugungen, respectvolle Grüße; dieser Name ist charakteristisch genug.

In einem Buche gesammelt, haben diese kleinen Stücke den Fehler einer allzu häufigen Aehnlichkeit. Alle haben ungefähr dasselbe Repertorium

*) G. Pitré, Canti popolari Siciliani, 1870.
J. Caselli, Chants populaires de l'Italie.
G. Tigri, Canti popolari Toscani.

von Metaphern, und sind in ihren schmeichelhaften Vergleichungen abwechselnd einfach und ländlich, oder prachtsüchtig und übertrieben — wenn anders man von Uebertreibungen reden kann bei Leuten, denen Uebertreibung ebenso angeboren ist, wie Einfachheit und Natürlichkeit. All' diese Volksdichter bedienen sich in ihren Improvisationen der Sonne und des Mondes, der Madonna und des Cupido, und all' der Bilder der Theologie und der Mythologie wie einer und derselben Sprache des täglichen Lebens.

„Der Mond ist gekommen und hat geklagt
Vor dem Angesicht der göttlichen Liebe;
Er sagt, er wolle nicht mehr am Himmel bleiben,
Du hättest ihm seine Pracht genommen;
Und er klagt, und klagt so sehr:
Seine Sterne hat er gezählt, und sie sind nicht mehr alle da,
Und es fehlen ihm zwei, und die hast Du:
Es sind die zwei Augen, die Du an der Stirn trägst."

———

„Als Du geboren wurdest, ward die Schönheit geboren,
Die Sonne, der Mond kamen Dich anzubeten.
Der Schnee gab Dir seine schöne Farbe,
Die Magdalena ihre blonden Flechten.
Cupido lehrte Dich die Herzen treffen,
Cupido lehrte Dich die Pfeile schießen,
Deine Reize haben mich bezaubert."

Die „Rispetti" werden schriftlich an die Geliebte gesandt, oder als Abend- oder Morgenlieder vorgesungen; die Form bleibt sich jedoch gleich: es ist immer ein kleines Stück von sechs oder acht Zeilen mit Reim oder Assonanz. Hier eine Serenade:

„Gehe, Schöne, gehe schlafen.
Das Bett sei Dir von Veilchen gemacht,
Es mögen Dir zu Häupten
Zwölf Sterne kommen und drei Sonnenstrahlen.
Es möge Dir der Mond auf die Stirne kommen,
Gedenke mein, Du Tochter eines Grafen,
Und möge der Mond über Deinem Haupte stehen,
Gedenke mein, Du lebende Lilie,
Und es mögen Dir die Sterne zu Füßen sinken.
Gedenke meiner, wenn Du aufstehst,
Dies Morgenlied wird die Schöne wecken.

„Steh auf, meine Schöne, schlafe nicht mehr,
Laß Dich nicht mehr vom Schlafe bezwingen.
Vier Worte habe ich Dir zu sagen,
Und alle viere sind von Gewicht.
Das erste, o Schöne, daß Du mich sterben lässest;
Das zweite, daß ich Dir sehr gut bin;
Das dritte, daß ich Dir empfohlen sein möchte;
Das letzte, daß ich in Dich verliebt bin."

Kürzer noch als der „Rispetto", jedoch von demselben naiv-galanten und schmeichelnden Charakter ist der „Stornello", eine Art von Epigramm in drei Zeilen, deren zwei letzten den Reim oder die Assonanz von der ersten Zeile empfangen, die gewöhnlich der Name einer Blume ist, welche der Dichter so zu sagen der Geliebten mit seinen Versen anbietet — oder vielmehr mit ihr austauscht; denn die „Stornelli" werden mehrstimmig gesungen. Der Geliebte fängt z. B. so an:

Kornblume!

Wer wird ihn Dir anstecken, den Goldreif?
Wer wird sie berühren, Deine weiße Hand?

Die Schöne antwortet:

Schilfblume!

Bete von Herzen zur Madonna,
Daß sie den Papa und die Mama Ja sagen lasse.

Oder aber:

Haideblume!

Wo Du vorübergehst, da wächst das Gras,
Und da blühet es im Monat Mai.

Apfelblüthe!

Ich möchte mit meinem Schatz ein Stündchen plaudern;
Wär' dieses Stündchen ein ganzer Tag!

In diesem Wechselgesang, so wie in den Rispetti, wetteifern beide Geschlechter in offenherziger Verliebtheit. Sie sehen sich sogar dabei so ähnlich, daß der Leser, wie jener Geistliche dem modern costümirten Brautpaar gegenüber, manchmal fragen möchte: „Welcher von Ihnen ist eigentlich die Braut?"

„Sei hier willkommen, o Jüngling,
Wie ein Festtag in der Woche.
Du bist schöner, wie eine Jasminblüthe,
Glücklich, wer Deine Dame sein wird!"

Der „Giovannino" hätte gewiß nur einige Wortendungen zu ändern, um diese „Declaration" zu eigenem Gebrauche umzugestalten.

Was die weiblichen „Rispetti" vorzüglich auszeichnet, das ist eine lebhaftere, oft mit Eifersucht vermischte, ausgelassenere Zärtlichkeit. In einem hübschen toscanischen „Rispetto" beklagt sich ein junges Mädchen bei ihrer Freundin, die ihr ihren Geliebten entführt hat:

„Gefährtin, der ich mich vertraute,
Und Dir alle meine Geheimnisse sagte;
Und Du warest verliebt in meinen Schatz (mio damo),
Und ich Aermste merkte es nicht!
Gefährtin, warst Du, und Gefährtin wirst Du sein;
Und meinen Schatz, den giebst Du mir wieder!"

Diese Zärtlichkeit und Artigkeit, der italienischen, und besonders der toscanischen Volksdichter, verleugnet sie nie, auch nicht im Ausbruch der Eifersucht und bei den leidenschaftlichsten Vorwürfen. Die weiblichen Lieder sind in dieser Beziehung besonders wirklich rührend:

„Die Schmerzen, die Du mir machst, ich schreibe sie alle nieder,
Es kommt eine Zeit, da wir sie lesen werden,
Und wir werden sie lesen Blatt für Blatt.
Je mehr Schmerz Du mir machst, desto mehr bin ich Dir gut.
Und wir werden sie lesen Seite für Seite;
Je mehr Du mir Schmerzen machst, desto höher stehst Du bei mir in Gnaden."

„Und ich habe Dir mein armes Herz gegeben,
In einem weißen Tüchlein schick' ich es Dir.
Und schicke es Dir mit so vielen Schmerzen;
Jüngling, ich empfehle es Dir,

Und ich empfehl' es Dir an, so viel ich kann.
Ich sage nicht mehr **mein** Herz, denn es ist jetzt Dein.
Und ich empfehle es Dir recht, recht sehr;
Ich sage nicht mehr **mein** Herz, denn es ist Dein."

„Erinnerst Du Dich nicht, wie Du mir sagtest,
Daß Du mich so aufrichtig liebtest?
Wenn eine Stunde verging, wo Du mich nicht sahest,
Suchtest Du mich mit den Augen unter den Leuten.
Nun siehest Du mich, und sagst mir nicht Lebewohl,
Als wär' ich Deine Dame nicht gewesen:
Nun siehst Du mich, und kennst mich nicht,
Als ob ich Deine Dame nicht gewesen wär'.

Diesen Proben möchten wir noch ein hübsches Lied anreihen, dessen Wehmuth und zarter Ausdruck gewiß auch einen weiblichen Charakter verräth:

„Am ersten Tage des Monats Mai
Ging ich in den Garten, eine Blume zu pflücken,
Und ich fand dort ein wildes Vögelein,
Das von Dingen der Liebe redete.
O Vöglein, das von Florenz kommt,
Lehre mich, die Liebe, wie fängt sie an?
„Die Liebe fängt an mit Klingen und Singen,
Und endet später in Schmerzen und Thränen.""

Es wäre interessant, die Volkslieder der verschiedenen Gegenden Italiens mit einander zu vergleichen, und zu zeigen, wie die Gemüthsart der verschiedenen Völkerschaften sich darin ausspricht, überall und immer lieblich und graziös, — feiner und galanter im Toscanischen, feierlicher in Rom, schelmisch und geschwätzig in Neapel, in Sicilien sinnlich und ungestüm. Dies würde jedoch die Grenzen überschreiten, in denen wir uns halten müssen.

Es sei uns nun als Schluß gestattet, noch ein Wort über eine andere Gattung der Volkspoesie zu sagen, die Italien eigen, in Sicilien aber besonders blüht. Was für ein Gegenstand, denkt man wol, mag es sein, der außer der Liebe die poetische Ader des Sicilianers besonders begeistert?

Das Gefängniß!

In gewissen Gegenden Italiens spielte das Gefängniß, „il carcere", und spielt vielleicht noch heute im Volksleben eine große Rolle. Wenn es jedoch ein Wesen giebt, das eben so wenig wie der Vogel zum Käfigleben geschaffen ist, so ist es der Italiener. Dem Vogel gleich, beklagt auch er im Gesang die verlorene Freiheit und Liebe. Was ihn aber gar zu sehr ärgert, das ist: daß das Gefängniß, welches doch früher sein Gutes hatte, von Tag zu Tag sich verschlechtert. Damals wie heute besaßen freilich diese unfreundlichen Monumente schon Riegel und Gitter im Ueberfluß; möglich blieb es jedoch ihren Bewohnern, den Kopf aus dem Fenster zu stecken, zu plaudern und zu lachen mit den Passanten; man konnte sich sogar kleine Leckerbissen oder ein bischen Geld, an einen Bindfaden gebunden, heraufholen. Jeder Reisende hat vor noch nicht zwanzig Jahren solche Scenen in Neapel oder Palermo erleben können. Das war das alte patriarchalische Gefängniß der Bourbonen. Unbarmherzige Kerkermeister für freie Denker und Politiker, die sie, nach altem Brauch, lebendig begruben, waren diese guten Könige doch väterliche Wirthe für arme, übrigens

loyale Teufel, denen man nur etwaige Diebesstücke oder kleine Mordversuche vorzuwerfen hatte. Die vermaledeiten Piemontesen sind aber gekommen und haben Alles geändert. Darüber muß man mit den braven Leuten von Palermo reden, die noch das Glück gehabt, „ihre Zeit“ im alten Gefängniß, in der „Vicaria vecchia“ abzusitzen. „Quello ci era carcere!“ „Das war ein Gefängniß!“ — sagte einmal einem Volksliedersammler (G. Pitrè) eine gute Alte in Palermo, deren lieber Mann eben in's neue Gefängniß, in die „Vicaria nuova“ der Piemontesen eingesteckt worden. „Das war ein Gefängniß! Man war da wie zu Hause! Ich konnte ihn alle Tage sehen, diese liebe Seele von Turiddu (Diminutiv von Salvatore, Turi, Turiddu, Turiduzzu, Toto), und nicht nur, daß ich ihn sehen konnte, sondern auch ihn küssen und ihn an meine Brust drücken. Daran werde ich immer denken, an die Tage, wo ich bei ihm saß; nachher haben sie ihn in die „Vicaria nuova“ geführt, wo, nachdem diese Piemontesen gekommen, sie sogar verboten haben, zu singen.“ — Und wie wurde da gesungen in der „Vicaria vecchia“! Wie wurde sie selber besungen, denn es endete damit, daß man sie lieb gewann, und nicht mehr verlassen wollte.

„Kerker, du mein Leben, glücklich Haus,
Wie wol gefällt mir's, in Dir zu weilen!
. . . .
Da nur finde ich die Brüder und Freunde,
Geld, gute Kost und ruhige Fröhlichkeit;
Draußen sind meiner Feinde die Menge,
Und arbeite ich nicht, so sterbe ich vor Elend.“

Man kann sich die Folgen eines Strafsystems denken, wo die Gefangenen einer Strafanstalt sich schließlich als die Gäste einer Schweizer Pension betrachten. Einmal entlassen, thun sie ihr Möglichstes, um wieder hineinzukommen.

Wie es dem Piemontesen gelingt, diesen gemüthlichen Zuständen ein Ende zu machen, haben wir schon oben gesehen. Dies letzte Lied mag noch ein Zeugniß davon geben:

„Ich bin geworfen in die Vicaria nuova,
Darinnen sterbe ich begraben.
Ich bin hineingesteckt in eine Höhle,
Da geht eine Leiter von hundert Stufen hinunter:
Lebend steigt man hinein, todt kommt man heraus:
Lebendig haben sie mich da in's Grab gelegt.“

Das Piemontesische System ist gewiß das wahre. Bis der Sicilianer den Abscheu vor der Sünde gelernt hat, kann die Scheu vor'm Gefängniß für ihn der Weisheit Anfang werden. Diese großen Kinder, welche nie eine ernste Zucht gekannt haben, sind noch mehr naiv als cynisch, und werden gewiß nicht unverbesserlich sein. Sagt das Sprichwort nicht: „Böse Menschen haben keine Lieder?“

Ch. Marelle.

Nur eine Thräne.

Skizze von V. H. L.

„Jeder Glückliche hat ein Mal geweint vor Schmerz, jeder Unglückliche ein Mal vor Lust."
Jean Paul.

An einem schönen Frühlingsabend zu Anfang der fünfziger Jahre saß ich neben meinem Gatten im Schauspielhause und staunte die engelhafte Schönheit eines jungen Mädchens an, welches ich mich nie zuvor gesehen zu haben erinnerte. „Es ist Fräulein Auguste B.", sagte dieser, „fürwahr ein reizender Kopf und eine talentvolle Künstlerin. Schade nur, daß sie bereits im Keime gebrochen ist, bevor sie sich ganz entfalten konnte." — Erst jetzt bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß dieses schöne, junge Geschöpf sich nur mit Schwierigkeit bewegte. „Aber um Gotteswillen, was fehlt ihr denn?" rief ich erschüttert und zu tiefem Mitleid hingerissen. Mein Mann zuckte die Achseln. „In Folge eines traurigen Verhältnisses und schwerer Erkrankung welkt sie dahin. Das Roth auf ihren Wangen ist schon Abendroth!"

Die Vorstellung nahm ihren Fortgang, aber weder das Stück selbst, noch die glänzenden Repräsentanten der Rollen vermochten mich heute noch zu fesseln. Fortdauernd und unbezwingbar kehrten Phantasie und Mitgefühl zu dem armen, schon in kaum erschlossener Blüthe geknickten Mädchen zurück und selbst die poetische Darstellung Hendrichs' und die holdselige Erscheinung der Fuhr übten auf mich nicht mehr die gewöhnliche Anziehungskraft.

Tage und Wochen verstrichen, ohne daß ich wieder von Fräulein Auguste gehört oder irgend ein äußerer Umstand sie mir zurückgerufen hätte. Nur im Verkehr mit einer alten, bewährten Freundin, Professorin C., deren gastliches Haus sich Künstlern und Literaten stets mit Vorliebe öffnete, kam das Gespräch auf dieselbe und ich hörte, daß sich das Uebel sehr rasch verschlimmerte und sie bereits von der Bühne verschwunden sei. „Ach, dieses Schauspielerleben", seufzte ein freundlicher, älterer Herr, dessen dünnes Haar ein edel geschnittenes, geistvolles Antlitz umrahmte. „Wer so viel wie ich davon gesehen und so viele, ursprünglich gut angelegte und reich begabte Naturen daran zu Grunde gehen sah, der muß es recht von Herzen hassen lernen. Dieses Fräulein B. ist wieder ein lebendiges Beispiel davon!" — „Wissen Sie mehr von derselben? O bitte, erzählen Sie doch, Herr Geheimrath", fiel meine Freundin lebhaft ein. „Ich bin so alt, daß ich auf dieser Breterwelt gar manches Auftauchen, Sterben und Verderben schon mit erlebt habe. Ein so jäher Umschwung wie bei diesem unglücklichen Geschöpf ist mir aber doch glücklicherweise selten vorgekommen. Wer wird Shakespeare's rosige, reizende Julia in dieser hinschwindenden Gestalt suchen und wer sich träumen lassen, daß seitdem kaum zwei Jahre verflossen sind!"

Der Geheimrath seufzte noch tiefer und es schien mir, als sähe ich es hinter der feinen goldenen Brille feucht schimmern. „Wie entsetzlich traurig", sagte er dann, „und zumal, da hier keine Hülfe mehr denkbar und die einzige Frage nur ist, wann diese Leiden beendigt sein werden? Ich habe diese Auguste von Kindheit an gekannt und ihr ein aufrichtiges Interesse ge-

widmet. Sie war die Tochter ehrenwerther Bürgersleute und zeichnete sich schon früh durch Geist, Phantasie und wunderbare Lieblichkeit aus. Freilich verband sich damit auch eine große Eigenwilligkeit und hervortretende Eitelkeit, über welche Eltern und Lehrer häufig zu klagen hatten. Ihre zahlreichen Geschwister, minder, aber glücklicher begabt, lernten schon früh sich ihr Brod in bescheidener, aber redlicher Weise verdienen, indessen die Eltern Augusten's, welche mit so bedeutenden und schwierigen Anlagen Nichts anzufangen wußten, das kaum herangewachsene Mädchen zu fremden Leuten und endlich in ein Ladengeschäft gaben. — Natürlich erregte daselbst ihre glänzende Schönheit sofort großes Aufsehen und wenn auch Auguste den vielfachen, sich ihr bietenden Versuchungen jetzt noch widerstand, so trugen doch diese Verhältnisse sicher nicht zu ihrer Veredelung bei. — Mehr als ein Mal sprach ich mit den Eltern, warnte dieselben und machte ihnen Augusten's strenge Ueberwachung und Zurücknahme in ihr Haus zur Pflicht. Aber sie begegneten damit bei dem Mädchen selbst, welches an der leichten Arbeit und den vielen anscheinenden Huldigungen bereits Vergnügen fand, einem so energischen Widerstreben, daß sie davon abstanden und sich gekränkt und verletzt mehr und mehr von ihr zurückzogen. Leider fiel gerade in diesen Zeitpunkt ihre Bekanntschaft mit einem alten, für hübsche, junge Mädchen stets besonders eingenommenen Schauspieler. Herr X. wandte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel und Vorspiegelungen auf, um nunmehr Auguste für die Bühnenlaufbahn zu gewinnen, wozu ihn sein Director, der dieselbe zufällig gesehen, noch durch besondere Versprechen ermuthigt hatte. Sobald ich von der Sache hörte, verfehlte ich nicht, das Mädchen zu warnen und mit allem Eifer wohlmeinender Ueberzeugung dagegen zu sprechen. Aber was vermochte die Ansicht eines uneigennützigen Freundes, der hier einzugreifen außer Stande war, gegen die blendenden, vielversprechenden Vortheile des neu erwählten Lebensberufes? — Daß man Auguste ohne alle Vorkenntnisse und nur auf ihre Persönlichkeit hin sofort an der P'schen Bühne engagirte, erschien nunmehr selbstverständlich. Auch hatte es der Director durchaus nicht zu bereuen, denn die junge Debütantin übertraf bezüglich ihres Talentes die kühnsten Erwartungen und ihre Fortschritte waren in jeder Hinsicht überraschend zu nennen. So wurde aus der zuerst nur durch ihre Erscheinung frappirenden Anfängerin binnen kaum Jahresfrist der erklärte Liebling des Publicums und die ersten Bühnenleiter begannen ihr Augenmerk auf sie zu richten. Auguste schwelgte in den Triumphen der Eitelkeit und ungeahnter künstlerischer Erfolge und wünschte sich täglich Glück, rücksichtslos ihren eigenen Weg gegangen zu sein. Da trat die bisher glücklich überwundene Versuchung in ihrer verlockendsten Gestalt an sie heran und der verderbliche Hauch der sie umgebenden Verhältnisse vereinte sich mit ihrer Leidenschaft, um sie einem hochbegabten, aber gewissenlosen Mann in die Arme zu treiben. — Leiblich und geistig gebrochen verließ er sie und Sie sehen, wohin es mit dem armen, allerdings nicht schuldlos mißleiteten Wesen gekommen!" — Der Geheimrath schwieg und auch wir fühlten uns wenig geneigt, die Unterhaltung fortzusetzen. Nur auf dem Heimwege erschloß ich meinem Mann über diese Angelegenheit nochmals mein Herz und mir wurde wenigstens die Beruhigung, zu erfahren, daß man sich um die pecuniäre Lage der Unglücklichen bekümmern und ihren ziemlich hoffnungslosen Leiden jede erreichbare Erleichterung gewähren wolle.

Kennt Jemand von meinen Lesern Helgoland oder hat er gar eine Badesaison auf der röthlich schimmernden, einsam aus dem Meer auftauchenden Felseninsel verlebt?

Es war im Jahre 1855, daß ich matt und erholungsbedürftig dorthin kam und somit wenig in Stimmung war, näher auf fremde Menschen und Verhältnisse einzugehen. Gewöhnlich fragt das Leben aber wenig danach, ob wir einen Umstand oder eine der wunderbaren Verkettungen, welche dasselbe sichtbar oder unsichtbar um alle Athmenden schlingt, gerade wünschenswerth finden. Es sagt: „Da habt Ihr die Sache. Seht zu, was Ihr daraus machen könnt und macht um Gottes und um Eurer selbst willen etwas Gutes daraus. Alles Uebrige laßt Euch dann nicht kümmern!" — Diese und ähnliche Gedanken stiegen in mir auf, als ich an einem sonnigen Septemberabend am Meeresstrande saß und sich mir plötzlich eine bekannte und doch auch wieder meiner Erinnerung nicht gegenwärtige Erscheinung näherte, eine kranke, blasse Dame, die in einem kleinen Wagen vorübergefahren ward. Wo hatte ich diese zarte, sich matt und nachlässig gegen die Kissen lehnende Frauengestalt gesehen? Wo diese schwermüthigen Augen schon früher erblickt, die sich jetzt so prüfend auf mich richteten? — Noch besann ich mich vergeblich darauf, als mein Mann zu mir trat. „Wie sieht sie aus, die Aermste!" sagte er, dem langsam davonrollenden Wagen mit den Augen folgend. „Ihr Zustand soll sich, wie ich hörte, noch bedeutend verschlimmert haben!" — „Du kennst sie also, lieber Mann? O wer ist sie doch? Ich finde durchaus nicht heraus, wo ich diese arme Leidende bereits angetroffen habe." — „Das glaube ich wol, Marie, denn die Umstände haben sich kaum mehr als sie selbst verändert. Erinnerst Du Dich nicht mehr der Schauspielerin Auguste B., die vor einigen Jahren in den „Verwaisten" spielte?" — „Himmel, ist es möglich? Ich wußte wol, daß sie von der Bühne verschwunden und ziemlich hoffnungslos sei. So gebrochen hätte ich sie mir aber doch niemals vorgestellt!" — „Sie ist vollständig gelähmt; sprich sie doch an, wenn Du ihr einmal wieder begegnen solltest!" — „Ach, ich möchte nicht erst darauf warten, Gustav! Darf ich nicht lieber direct zu ihr gehen und mich überzeugen, ob ich ihr irgend wie nützlich sein kann?" — Mein Gatte schaute mir fest und zärtlich in's Gesicht. — „Nicht viele Frauen würden diese Frage thun, Marie, aber ich freue mich, daß Du zu ihnen gehörst. Wo Verlassenheit und Körperleiden einen solchen Grad erreicht, dürfen wir wol die Erwägung des Werthes oder Unwerthes aus dem Spiele lassen. Sie hat schwer gefehlt, aber noch schwerer ist sie gestraft worden." — Ich zog mein Tuch fester um mich, denn mich fröstelte, und stumm lehnte ich mich auf meines Gatten Arm. In welchen Abgrund hatten mich diese wenigen Worte abermals blicken lassen! — — —

Eine prachtvolle Mondscheinnacht lag über Helgoland. Einzelne Sterne funkelten am Himmelsgewölbe und ein Licht nach dem andern blitzte vom Oberlande und aus den am Strande befindlichen Fischerhäusern, als ich mich einem derselben näherte. „Fräulein Auguste B. noch zu sprechen?" redete ich einen wettergebräunten Fischer an, den man mir als Herrn Olsen, den Hauswirth der Gesuchten, bezeichnet hatte. Er blickte mir ziemlich verdutzt in's Gesicht, polterte die schmale Treppe hinauf und öffnete eine der niedrigen Thüren, welche sich zu beiden Seiten der obern Hausflur zeigten. „Mutter, da ist eine Dame, welche die Demoiselle drinnen sehen will", sagte er, über die Schulter fort mit der Hand auf mich deutend. Eine sehr alte Frau.

welche mit dem Ausbessern von Netzen beschäftigt war, saß an dem Fußende des Bettes, auf dem die Leidende ruhte. Diese erhob sich ein wenig und starrte mich mit offenbarer Ueberraschung an. „Sie irren sich wol?" sagte sie schroff, sobald ich meinen Namen genannt. „Die Baronin von N. wohnt auf der andern Seite." — „Ich kenne diese Dame nicht, und bat um Erlaubniß, Sie, mein Fräulein, besuchen zu dürfen", betonte ich. „Da ich gehört, daß sie leidend und ohne weitere Begleitung hier in Helgoland sind, meinte ich nicht zudringlich zu sein, wenn ich mich einmal persönlich von Ihrem Ergehen überzeugte. Hoffentlich habe ich die Stunde nicht so gewählt, daß ich Ihnen lästig falle!' — Das Zimmer war nur schwach erhellt, aber trotzdem nahm ich das glühende Erröthen wahr, welches Augusten's Gesicht überflog und ihm einen flüchtigen Schimmer seines frühern Reizes verlieh. „Verzeihung, gnädige Frau, aber ich meine, Sie wissen nicht — ich kann nicht glauben, daß — —" — Sie bedeckte ihr Antlitz mit den Händen. — „Alles oder wenigstens weit mehr, als Sie ahnen, weiß ich von Ihnen", sagte ich, schnell einen Stuhl ergreifend und denselben an das Lager ziehend. Noch immer sprachen ihre Blicke Zweifel und Erstaunen aus. „Gehen Sie, Mutter Olsen", bedeutete sie dann der Alten. „Diese Dame hat die Güte, zu mir zu kommen, und so bitte ich Sie, mich allein mit ihr zu lassen." — Die Alte gehorchte und bald saßen wir uns wie längst Bekannte gegenüber. Ich erzählte Augusten, wie sie schon bei ihrem damaligen Auftreten meine Theilnahme gewonnen und wie dieselbe sich durch die Bekanntschaft des Geheimraths und seine Mittheilungen noch gesteigert habe. — „Wirklich? Er dachte noch an mich und fühlte noch etwas Anderes als Tadel und Vorwurf dabei?" rief sie warm. „Ach, daß ich ihm damals gefolgt wäre!" — Die Thür öffnete sich und Fischer Olsen legte einen Brief auf den Tisch, um sofort das Zimmer wieder zu verlassen. Auguste griff hastig danach, aber nur, um das feine, mit einer verschlungenen Chiffre gesiegelte Couvert zu durchreißen und in die entfernteste Ecke zu schleudern. Entsetzt sah ich in ihr geisterbleiches, von Leidenschaft und Haß entstelltes Gesicht und auf die mageren Hände, die wie im Fieberfrost zitterten. „Was? Er wagt es noch ein Mal, an mich zu schreiben!" stieß sie heftig hervor und ballte krampfhaft die Rechte. „Ist es nicht genug, daß er mich schändlich belogen, getäuscht und betrogen, daß er mich elend zu Grunde gerichtet und zu Dem gemacht hat, was ich bin? Soll ich auch noch, trotz meiner bestimmten Weigerung, in irgend welcher Beziehung zu ihm zu bleiben, diese nutzlosen, mich immer erneut erschütternden Vorspiegelungen und falschen Betheuerungen wider Willen in den Kauf nehmen lernen?" — „Aber, liebes Fräulein, wie können Sie durch einen Brief in solche Aufregung gerathen und noch dazu, wenn Sie ihn zu lesen verschmähen?" sagte ich vorwurfsvoll. „Ist es vernünftig, seinen Gefühlen, wie berechtigt sie an und für sich auch sein mögen, eine solche Gewalt über sich einzuräumen?" — Sie schwieg einen Augenblick, stützte den Kopf auf die Hand und sah mich fest an. „Sie meinen es gut", sagte sie dann; „aber Gottlob, daß Sie keine Ahnung haben, was es heißt, durch einen Menschen, den wir mit allen Kräften unseres Herzens, mit allem Vermögen unserer Seele geliebt, so grausam verrathen, in seinen heiligsten Gefühlen verletzt und der Sünde und Schande erbarmungslos anheimgegeben zu sein! Hören Sie mich an und vielleicht werden Sie mich besser verstehen!" — Ich bat sie, ein anderes Mal wieder kommen zu dürfen, da sie mir heute und nach dem soeben empfangenen Eindruck für weitere

Mittheilungen nicht kräftig genug erscheine. Sie verneinte dies indessen bestimmt. „An mir ist Nichts zu schonen", sagte sie bitter, „und je eher es zu Ende geht, je besser für mich. Doch lassen wir das. Ich wollte Ihnen erzählen, wie dieses Alles sich zugetragen."

Und sich fester in die Kissen lehnend, fuhr sie fort: „Sie wissen, daß sich der Schauspieler W. in mein Vertrauen gedrängt und wie sich seine verheißungsvollen Vorspiegelungen einer ruhmreichen, glänzenden Künstlerlaufbahn meiner Phantasie und Eitelkeit bemächtigt hatten. An ein glänzendes Leben gewöhnt, fiel es mir nicht ein, dem Rufe meiner Eltern zu folgen und dasselbe mit harter Arbeit und stiller Entbehrung zu vertauschen. — Auch die mahnende Stimme meines Gewissens und des Geheimraths fand damals kein Gehör, denn, wie gesagt, ich sah nur die Lichtseiten des erwählten Berufs und war berauscht davon. Vorläufig gestaltete sich auch Alles nach Erwarten und ging sogar noch darüber hinaus. Herr W. gab mir unentgeltlichen Unterricht und der Director, dessen erklärter Liebling ich bald geworden, benutzte den unbedeutendsten Fortschritt in meiner Ausbildung, um mich auf das Vortheilhafteste herauszustellen. Er zog mich in sein Haus wie in seinen Bekanntenkreis und bald überschüttete man mich sowol von Seiten des Publicums als auch in Privatkreisen mit Beifall und Auszeichnung. Ach, daß ich damals einen wahren Freund besessen, der mir den Abgrund gezeigt, über dem ich unter schillernden Blumen wandelte! So nahm ich den Falschen dafür und Unerfahrenheit und Leichtsinn vereinten sich mit Leidenschaftlichkeit und Zuneigung, um mich rettungslos in's Verderben zu stürzen."

Das arme Mädchen hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit steigender Erregung fort: „Was soll ich Ihnen noch sagen, das Sie nicht selbst vermuthen oder gehört haben werden? — Herr v. M — ich zittere, wenn ich seinen Namen nenne — ist ein schöner, vornehmer Mann, dessen vielseitige Begabung nur von seiner Herzlosigkeit übertroffen wird. In einer Gesellschaft bei dem Director selbst lernte ich ihn kennen und von dem ersten Moment an heuchelte er eine unbezwingliche Leidenschaft, die ich leider bald mit einer aufrichtigen erwiederte. Es versteht sich von selbst, daß er mich mit Aufmerksamkeiten überschüttete, mich in jeder Weise suchte und mir seine hingebendste Liebe, wie die Redlichkeit seiner Absichten unablässig betheuerte. Thörichter Weise zweifelte ich nicht daran. Ich ließ mir willig vorschwatzen, „wie nur die Rücksicht auf einen alten, höchst aristokratisch gesinnten Onkel, dessen einziger Erbe er sei, ihn zu dieser Geheimhaltung bestimme", und zweifelte an der Ehrenhaftigkeit seiner Versicherungen um so weniger, als ich mich allmälig zu einer bedeutenden Künstlerin zu entwickeln begonnen. Hielt ich doch bereits einen glänzenden Antrag aus der Residenz in meinen Händen und las und hörte ich doch tagtäglich von Verbindungen hochgestellter Personen mit Schauspielerinnen und Künstlerinnen, die in Stellung und Leistungsfähigkeit nicht über mir standen. So hatte der gewissenlose Mann nach jeder Seite hin leichtes Spiel und verstand es vortrefflich zu benutzen. Fern sei es von mir, meinen unseligen Fehl beschönigen oder mich in Ihren Augen rechtfertigen zu wollen. Ich weiß, was ich jetzt bin, aber auch zugleich, daß nie ein Weib schmählicher getäuscht, herzloser behandelt worden ist, und dafür mag ihn die Strafe Gottes treffen, da mein Haß ihn nicht erreichen kann!"

Die letzten Sätze wurden mit einem Gemisch von Bitterkeit und Zorn hervorgestoßen, das mich durchschauerte. — „Nein!" rief ich bewegt, „nehmen Sie dieses furchtbare Wort zurück; wer selbst nicht schuldlos ist, sollte An-

dere nicht so hart verdammen. Vergeben Sie, liebe Auguste, so wird auch Ihnen vergeben werden!"

„Nie, nie", murmelte sie dumpf vor sich hin und schüttelte den Kopf. „Er hat mich ehrlos und elend gemacht und ich kann und will ihm nicht verzeihen und sollte ich ewig dafür verloren sein! Fluch ihm und mag er die Folterqualen, welche er mich mit leichtem Achselzucken erdulden hat lassen, dereinstmals alle selbst durchleben. Dieses hoffe und erflehe ich bis zu meinem letzten Athemzuge!" — Tief betrübt erhob ich mich. „So kann ich nichts weiter für Sie thun", sagte ich traurig, „als Sie in meine Gebete schließen. Ich beklage Sie tief, aber weit mehr um Ihrer Herzensverbitterung als um Ihrer Leiden willen. Möge Gott Ihre freventlichen Bitten nicht erhören und Ihnen und uns Allen ein milder Richter sein!"

Schnell und ohne Weiteres verließ ich sie und athmete erst frei auf, als ich mich auf dem Kiesweg am Strande befand. Es war nicht sehr weit bis zu unserer Wohnung, aber ich hatte den Strandweg zu gehen und freute mich der erquicklichen Seeluft und des himmlischen Friedens, den die kleine Insel und das große Meer athmeten. In mein Zimmer gelangt, fand ich meinen Gatten noch nicht anwesend und benutzte die mir bleibende halbe Stunde zu stiller Einkehr und Betrachtung des soeben Erlebten, indem ich mich aus dem Fenster lehnte. Ein tiefer Frieden, wenn auch mit Wehmuth gemischt, zog in mein Herz, als ich so hinaus in die klare Vollmondnacht blickte und dem Rauschen der Wogen zu meinen Füßen lauschte. Das eben ist ja der Zauber der Natur und vor Allem des Meeres, daß es bei ewigem Wechsel zugleich doch wieder den Reiz des Unveränderlichen entfaltet. Darum wirkt auch dessen Anblick stets so tröstlich oder erfrischend anregend oder beruhigend auf mich, je nachdem ich mich des Einen oder des Andern besonders benöthigt fühle. Heute war es das Letztere und ich hätte viel darum gegeben, der armen Auguste etwas von dieser wohlthuenden Stimmung mittheilen zu können!

Es war stürmisch im Schlesierlande; von Zeit zu Zeit zogen sich dunkle Wetterwolken zusammen und ergossen sich in schweren Regenschauern. Alle Gipfel des Gebirges hatten sich verhüllt und in den Thälern war es naß und frostig. Es war, mit einem Worte, durchaus kein Wetter, wie es Reisende lieben, aber wenn es auch alle Wonnen des Wonnemondes in sich vereinigt hätte — die unfreiwillig sitzen gebliebenen Passagiere zu Altwasser würden es dennoch abscheulich gefunden haben. Auch ich befand mich unter den Letzteren und hatte die Hiobspost: „Der Zug ist versäumt!" mit großer Enttäuschung und mühsam verhaltenem Aerger vernehmen müssen. Vergeblich suchte ich meine Aufmerksamkeit auf die immerhin noch vorhandenen Vorzüge, welche sich in Gestalt einer dumpfigen Wirthsstube und einer in Fett schwimmenden Cotelette offenbarten, zu richten. Vergeblich sagte ich mir und ließ mir von einzelnen Reisegefährten sagen: „Wie viel schlimmer es noch gewesen, wenn wir Arm und Bein gebrochen hätten oder gar von an einander prallenden Maschinen zerschmettert worden wären. „Die unfreiwillige Geduldsprobe, zu der ich meinen, mich in Warmbrunn erwartenden Gatten verurtheilt sah, machte mir liebenswürdige Gelassenheit sehr schwer, wenn nicht unmöglich. Recht von Herzen verstimmt und gelangweilt von der Aussicht eines mehrstündigen Wartens, setzte ich mich in eine, an ein kleines Kämmerchen grenzende Fensterecke und schloß die Augen. Die Thür der Kammer

war geöffnet und hatte mir bei flüchtigem Hinblick zwei Herren gezeigt, die sich dorthin zu einem Glase Bier zurückgezogen hatten. Das Organ des Einen, eines weißhaarigen Greises, der mir den Rücken zukehrte, erschien mir bekannt, doch wußte ich nicht, wohin ich es zu bringen hatte. Der Andere, ein mittelgroßer Mann mit scharf markirten Zügen, war mir gänzlich fremd. Ich weiß nicht, ob die Delicatesse gebietet, sich auch bei solchen Gelegenheiten von einer öffentlich geführten, zufällig belauschten Unterhaltung zurückzuziehen. Jedenfalls versäumte ich dies, da mich der Gegenstand derselben sofort zu lebhaft interessirte und mir eine seit Jahren fast vergessene Lebensepisode vergegenwärtigte. „Ja, ich versichere Sie, es war ein furchtbarer Eindruck, Herr Geheimrath", sagte der Fremde. „Denken Sie sich das Mädchen in äußerster Bedürftigkeit bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit entstellt und dabei in einem Seelenzustande — ich hätte es niemals für möglich gehalten! Wir Aerzte erfahren Mancherlei; aber etwas Schlimmeres ist mir selten vorgekommen! Obgleich schon eine geraume Zeit dazwischen liegt, mag ich mir die Sache noch jetzt kaum vergegenwärtigen." — „Und ist sie denn wirklich bis zu ihrem Tode von demselben Haß gegen diesen Herrn v. M. erfüllt geblieben?" fragte der Andere. „Konnte kein geistlicher Zuspruch, keine Gewißheit ihres baldigen Endes die arme Auguste versöhnlicher stimmen?" — Der Arzt, denn dies war der Fremde augenscheinlich, schüttelte den Kopf. „Anfangs war wenig davon zu merken", sagte er, „denn die Arme war eben eine ungewöhnliche, in jeder Beziehung leidenschaftliche Natur und dabei von einer außerordentlichen Reizbarkeit. Bis zu wenigen Minuten vor ihrem Ende hatte Niemand, ohne ihre Aufforderung, nur auf Herrn v. M. anzuspielen gewagt, und erst dann fing sie selbst von ihm zu sprechen an. „Ich möchte wol wissen, wo er jetzt ist und wie er die Nachricht von meinem Tode aufnehmen wird", sagte sie plötzlich. „Vermuthlich ist sie ihm eine große Erleichterung, denn es ist, wie ich glaube, selbst dem herzlosesten Menschen nicht angenehm, sich von einem lebenden Geschöpfe so aus tiefster Seele gehaßt zu wissen. Und wie habe ich das gethan! — Welche zahllosen Heimsuchungen und Verwünschungen habe ich in den hundert schlaflosen, martervollen Stunden auf sein Haupt herabgerufen! Möchten sie nicht eine allzu umfassende Erhörung finden!" — Ich sagte ihr, daß ich dies von Herzen hoffe und Gott danke, diese Aeußerung von ihren Lippen vernommen zu haben. Sie schien darauf noch Einiges erwiedern zu wollen, aber der Todeskampf begann und ich konnte nichts mehr verstehen. Jedenfalls war diese Hindeutung das Einzige, was auf eine Milderung ihres Sinnes schließen läßt, und ich möchte sie daher um Vieles nicht missen. Von allem Traurigen, was ein Mann in meiner Stellung erlebt, bleibt die Wahrnehmung eines solchen innerlichen Zugrundegehens doch stets das Traurigste." — Der schrille Pfiff einer unerwartet nahenden Locomotive schnitt hier das Gespräch ab und ließ mich, wie alle erneut auf Erlösung hoffenden Passagiere, rasch emporfahren. Kaum fand ich in dem Wirrwarr des Augenblicks noch die Zeit, dem Geheimrath, meinem alten Bekannten, flüchtig die Hand zu schütteln und einige abgebrochene Reden und Fragen mit ihm auszutauschen. Er bemühte sich, mir bei der Sammlung meiner Packete behülflich zu sein und sich zu vergewissern, daß dieser Zug wirklich nach Warmbrunn gehe. Dann drängte Alles nach dem Perron hinaus. Die Herren griffen nach ihren Hüten und Mantelsäcken und die Damen spannten, wie elektrisirt, die Schirme auf, um sich vor den erneut und unerbittlich niederrauschenden

Regenfluthen zu schützen. Erst in einem, mir durch die Gefälligkeit des Geheimraths gewonnenen Damencoupé behaglich situirt, begann ich mich zu sammeln; Augusten's erstes Erscheinen auf der Bühne, unser Zusammentreffen in Helgoland mit meinem sich daran knüpfenden Besuch, der traurige Körper- und Seelenzustand der Unglücklichen, ihre tiefe Verbitterung und die nunmehrige trostlose Erfüllung ihres Geschicks — dieses Alles glitt in dem lebendigsten äußern und innern Zusammenhang an meinem Geistesauge vorüber und versenkte mich tief in die Abgründe und Räthsel des menschlichen Lebens und menschlichen Herzens. — Wie geringfügig sind doch oft die Veranlassungen und anscheinenden Zufälligkeiten, an denen das Glück und der Seelenfriede von tausend und abertausend Menschen Schiffbruch leidet!

Ganz in diese und ähnliche Betrachtungen verloren, beachtete ich kaum das Halten des Zuges auf der nächsten Station und ebensowenig den Wechsel der Personen in unserm Coupé. Träumerisch schaute ich aus dem Wagenfenster der entgegengesetzten Seite, als sich plötzlich eine weiche Hand auf meine Schulter legte und ich in das gute, ehrliche Gesicht der Professorin C., meiner lieben, alten Freundin blickte. Wir waren Beide hoch erfreut über dieses ungeahnte, uns Beiden so angenehme Zusammentreffen und noch mehr über die frohe Aussicht, die nächsten Wochen gemeinsam in dem schönen Warmbrunn zuzubringen. Ein Wort gab das andere und nachdem wir uns gegenseitig über unsere wichtigsten Erlebnisse und Familienbeziehungen orientirt, stand ich nicht an, ihr das soeben vernommene Ende ihres alten Schützlings Auguste mitzutheilen. Die Professorin hörte mit herzlicher Theilnahme zu, sah betrübt und sinnend vor sich nieder und schüttelte den Kopf.

„Wunderbar, mehr als wunderbar", sagte sie dann tief bewegt. „Es giebt, wie ich hier abermals erfahre, Dinge und Begegnisse, die man selbst erlebt haben muß, um sie für Wahrheit zu halten. Wer, glauben Sie wol, daß der erste und schwerste Kranke gewesen ist, der mir in diesem Frühjahr in Rehme siech und an Krücken entgegen kam? — Kaum traute ich meinen Augen, als ich in diesem gelähmten Hoffnungslosen Augusten's treulosen Geliebten erkannte, der, wie der dortige Arzt mir sagte, genau an demselben Uebel erkrankt, welchem die Aermste unterlegen ist. Sie können sich kaum vorstellen, was ich empfand, als ich den noch vor Kurzem so blühenden, in Fülle der Kraft und Gesundheit strahlenden Mann so plötzlich von Leiden entstellt und gänzlich contract wieder sah. — Und wenn ich damit nun das soeben Gehörte, die traurige Gemüthsverfassung des armen Mädchens mit ihren tausendfach auf diesen Menschen herabgerufenen Verwünschungen zusammenstelle — soll man da — sagen Sie mir, Beste — eher an ein trauriges Spiel des Zufalls oder an das gerechte Walten der so unablässig heraufbeschworenen Nemesis glauben?" — „Fragen Sie das nicht, theure Frau", entgegnete ich tief erschüttert, „denn wer wollte es zu entscheiden wagen? Alles, was ich sagen kann, ist: daß ich dieses Erlebniß zu den ergreifendsten meines Herzens zähle und dasselbe niemals vergessen werde. Mögen Andere tadeln, richten und verdammend den Stein aufheben. Ich kann und werde im Hinblick auf Auguste und ihr Schicksal stets nur eine Thräne haben!"

Theater-Erinnerungen.

Von G. zu Putlitz.

V.

Die mannigfachen Anregungen, die ich durch die Pariser Theater empfing, mußten nothwendig wieder zu neuer Production auffordern, und so benutzte ich denn auch die Frühstunden des Tages, in denen das bunte und so anziehende Treiben der gewaltigen Stadt sich noch nicht entwickelt hatte, ein fünfactiges Lustspiel „Knüpfen und Lösen" zu schreiben, dessen Plan ich freilich aus der Heimat mitgebracht hatte, der also ganz deutsch war, dessen Ausführung aber entschieden den Stempel Pariser, französischer Theatereindrücke trug. Das wurde dem Stück zum Nachtheil. Die kleinen Dialogpointen, die die französischen Schauspieler sich so vortrefflich zubringen und im Zusammenspiel auszuarbeiten verstehen, für die das pariser Publikum so feines Verständniß hat, nicht in lautem Beifall, aber in heiterer Erregung, die, mit halb geflüstertem Ruf durch die Zuschauerreihen rauscht, kommen in Deutschland nicht zur Geltung, und fanden ihre Aufmunterung auch höchstens im Wiener Burgtheater früherer Zeit. Dafür fehlten meinem Stück die drastischen Wirkungen, wie man sie nun einmal in Deutschland für das Lustspiel verlangt, oder verwischten sich, wo sie da waren, durch eine Miniaturmalerei der breit dazwischen liegenden Scenen. Die königliche Bühne in Berlin nahm zwar das Stück an, beanstandete aber die Aufführung, so daß ich es später zurückzog und es am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin zur Aufführung brachte, wo es einige Mal mit anständigem Achtungserfolg gegeben wurde. Diese Bühne hatte damals, sogar für das Lustspiel, einen sehr glücklichen Aufschwung genommen, und besaß dafür Kräfte von entschiedener Bedeutung. Vor Allen Anton Ascher, der fleißige Regisseur und sehr talentvolle Darsteller, füllte das Fach der Bonvivants glänzend aus und brachte zum Beispiel die „Journalisten" von Freitag und den „Königslieutenant" von Gutzkow, beides Stücke die die königliche Bühne zurückgewiesen hatte, und erst viele Jahre später in's Repertoir mit Glück aufnahm, zu lange aushaltender Geltung. Knaak, der unwiderstehliche Komiker und Ottilie Genée, eine Specialität an drolliger drastischer Komik, standen nicht nach, und auch die jüngeren Kräfte griffen tüchtig mit ein. So will ich denn nur erwähnen, daß Ascher und die Genée den gescheiterten „Salzdirector" für Berlin wieder zu Ehren brachten, einen kleinen Schwank von mir „Liebe im Arrest" mit durchschlagendem Erfolg gaben, wenn auch ein paar spätere Versuche, die ich der Bühne übergab, spurlos, aber das gerechter Weise, verschwanden. Ich hatte diese so vollkommen vergessen, daß es mir begegnet ist, daß ich, freilich viele Jahre später, den Titel des einen verunglückten Stückes „Spielt nicht mit dem Feuer", für ein ganz anderes, glücklicheres annahm, und an den älteren ungerathenen Namensbruder erst wieder durch allerkomischste Verwechselungen beider Stücke erinnert wurde. Wie gesagt, „Knüpfen und Lösen" hätte vielleicht eine deutschere Bearbeitung und dadurch ein besseres Schicksal verdient, mir aber wird das Stück immer eine angenehme Erinnerung bleiben an die genußreichen Pariser Tage, in denen es entstand.

Von der Geselligkeit der glänzenden Weltstadt lernte ich Nichts kennen, war doch meine Zeit ohnehin reichlich ausgefüllt, und nur ein Haus hatte sich mir geöffnet, das mir unvergeßlich sein würde, auch wenn es nicht das

einzige gewesen wäre. Frau Unger-Sabatier, die einst so gefeierte Sängerin, lebte im Winter in Paris, sonst in ihrer Villa in Florenz, oder auf ihrem Gute im südlichen Frankreich. Ich hatte ihre Bekanntschaft schon früher in Florenz, in ihrer künstlerisch geschmückten Villa gemacht, war sehr erfreut sie in Paris wiederzufinden, und wurde freundlich von ihr aufgenommen. Allwöchentlich versammelte sie einen kleinen Kreis von Freunden in ihrem Salon, und bot ihm musikalische Genüsse, an denen sie sich selbst, mit zwar fast verschwundener Stimme, aber mit solcher Meisterschaft des Gesanges und dramatischen Ausdrucks, mit so geistvoller Auffassung betheiligte, daß sie die Hörer unwiderstehlich mit fortriß. Dabei war sie so anspruchslos natürlich, so wohlwollend und aufmunternd, daß man sie ebenso lieb gewinnen als bewundern mußte. Sie hatte damals eine Schülerin, die Tochter einer früheren Collegin aus Dresden, Emmy la Grua. Von der Natur war das noch ganz junge Mädchen überreich für den mit Begeisterung gewählten Künstlerberuf ausgestattet. Schönheit, glänzende Stimme, unverkennbare dramatische Begabung bewies sie uns schon in dem kleinen Salon ihrer mütterlichen Lehrerin. Eine reiche Vorbildung hatte sie bereits mitgebracht. Der Vater war Italiener, die Mutter früher selbst geschätzte Sängerin, und so lernte und sprach das einzige, auf's Sorgsamste erzogene Kind die lebenden Sprachen, jede mit der Fertigkeit der Muttersprache, und war musikalisch von der Mutter vortrefflich vorbereitet auf die letzte Ausbildung, die ihr die Freundschaft der Frau Unger-Sabatier gesanglich und dramatisch so aufopfernd und mütterlich ertheilte. Die Proben ihrer Fortschritte, die Emmy la Grua an den musikalischen Abenden ihrer Meisterin gab, hatten etwas überaus Reizendes. Der Ernst, mit dem die Aufgabe von Beiden ergriffen wurde, die Unermüdlichkeit, um Vollendetes zu erreichen, die Freude an dem Gelingen, mußte die Zuhörer mitfortreißen, und Alle nahmen auch so warmen Antheil an den sich vor ihnen so glänzend entwickelnden Künstlerhoffnungen des jungen Mädchens, die schon in wenig Monaten die Feuerprobe des ersten öffentlichen Auftretens bestehen sollten, als wäre es eigenes Geschick. Einem Versuch der Stimme in den weiten Räumen der Großen Oper, an einem Nachmittage, als das Haus leer war, wohnten wir Alle bei, und er fiel so glänzend aus, daß der anwesende Auber die junge Sängerin sofort für die Hauptrolle seiner neuen Oper „L'enfant prodigue" verlangte, und der Director der Pariser Oper, wenn auch vergebens, versuchte, Emmy la Grua in Paris zu fesseln. Das Theater in Dresden, mit dem die Kunstnovize bereits einen Contract auf ein Jahr abgeschlossen hatte, löste denselben nicht, und so mußte es bei dem ersten Auftreten in der Vaterstadt Dresden bleiben.

Aber es waren nicht allein musikalische Genüsse, die der Salon Unger-Sabatier bot. Kunst, Literatur, Wissenschaft nach allen Seiten wurde besprochen, und namentlich deutsches Wissen und Schaffen fand den Boden einsichtsvollster Beachtung. Bei der Wirthin, die deutsches Herz und deutsches Wesen bei der reichen Anerkennung, die ihr das Ausland gezollt hatte, immer treu bewahrt hatte, war das natürlich, aber auch bei dem Gatten, einem liebenswürdigen Franzosen, fand man nicht allein gründliches Kennen unserer Literatur, eine überraschende Fertigkeit in der Sprache, sondern er zeigte sich auch bald als vortrefflichen Uebersetzer Schiller's. Was ich von seiner Tell-Uebersetzung kennen lernte, verrieth das eingehendste Verständniß des Originals, und eine glückliche, natürliche Wiedergabe. Dabei hatte

Herr Sabatier in seiner biedern schlichten Umgangsweise einen Zug deutschen Wesens im besten und edelsten Sinne des Wortes. Außer mir fanden sich von Deutschen auch noch Professor Adolf Stahr, Fanny Lewald, die mir bereits von Berlin befreundet war, und der liebenswürdige Moritz Hartmann ein in dem Salon Sabatier, und Letzterm, fast einem Altersgenossen, schloß ich mich schnell freundschaftlich an. Sein Eingreifen in die Politik des Jahres 48 hatte ihn gezwungen Deutschland zu verlassen, aber nicht gehindert, sein warmes Dichtergemüth auch im Auslande frische, poetische Blüthen entfalten zu lassen. Das Geschick der Verbannung hatte seinem Wesen feste männliche Selbstständigkeit, den Ernst reiferer Jahre gegeben, und nichts von der schnellen jugendlichen Empfänglichkeit und poetischen Begeisterung des Jünglings genommen. So war der Verkehr mit ihm überaus anziehend und manchen Plan späterer Arbeiten haben wir gemeinsam besprochen. Die Erinnerung an den Umgang mit ihm zieht sich durch meine liebsten Pariser Erlebnisse, wie ich auch oft noch des belehrenden Verkehrs mit Professor Stahr dankbar gedenke, dessen Gelehrsamkeit und feines Kunsturtheil mir für Galerien und Kunstsammlungen, vielleicht ohne es zu wissen, schon im Gespräch, die Auffassung erleichterte und erweiterte. Dazu Fanny Lewald's wunderbar schnelle Beobachtungsgabe, die mit einem Blick oft mehr gesehen hatte als wir Männer in einer Stunde, darunter vieles, was uns ganz entgangen wäre. Damals stand die Autographenmanie in Paris in voller Blüthe, und da hatte Fanny Lewald einen leichten und angenehmen Ausweg gefunden. Wir Vier setzten uns um einen Tisch und schrieben uns gegenseitig Billete, anknüpfend an das Erlebniß des Tages, Entschuldigungen für nicht eingehaltene Verabredungen, Vorschläge für ein Zusammentreffen am nächsten Tage. Diese Billets wanderten dann in die unersättlichen Mappen der Autographensammlungen.

So war es Spätherbst geworden und diese Anfänge versprachen einen genußvollen und lehrreichen Winter, den ich ganz in Paris zuzubringen beschlossen hatte. Auch die Theater rüsteten sich zur Saison, schon wurden Novitäten angekündigt, und einige der hervorragendsten Berühmtheiten der Bühne sollten erst zurückkehren, so die Rachel, die ich kurz vorher in Berlin gesehen und kennen gelernt hatte, ohne in den vollen Enthusiasmus einstimmen zu können, den sie bei den meisten Anderen erweckte. Jedenfalls war sie eine Genialität, wie die Bühne aller Zeiten nur wenige besessen hat, aber einentheils hatte sie mit der phrasenhaften Zopf-Unnatur der sogenannten classischen französischen Tragödie zu kämpfen, anderntheils hatte sie selbst, vielleicht durch das überstürzte Gastiren, daß sie zuerst einführte, verleitet, ein Haschen nach speculirtem Effect ausgebildet, das oft mehr pathologisch als künstlerisch wirkte. Daß daneben Blitze höchster Schönheit aufleuchteten, wer könnte das leugnen? Vielleicht wäre ich ihr gerechter geworden hätte ich sie auf ihrem heimischen Boden in würdigerer Umgebung gesehen, als bei ihren Gastrollen im Auslande. Wenigstens hoffte ich das, und erwartete ihre Rückkehr nach Paris mit Ungeduld. Die aber, wie so viele andere Genüsse, die erst die neue Saison verhieß, sollte mich, wider Erwarten, nicht mehr in Paris treffen.

Ganz unvermuthet kam in der ersten Hälfte des November die Trauerkunde von dem plötzlichen Tode des preußischen Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg und fast zugleich mit ihr die Nachricht der Mobilmachung der Armee und schwer drohender politischer Conflicte, die hernach in dem

Opfertode des berühmten Schimmels von Bronzell ihren tragischen Höhepunkt, und in der Olmützer Conferenz ihre mehr als friedliche Lösung fanden. Mich aber, der ich bei einer Mobilmachung sofort in die Landwehr eintreten mußte, rissen diese Nachrichten unerbittlich aus meinen pariser Studien und Freuden. Kaum konnte ich meine Sachen schnell genug zusammenpacken, und zu Abschiedsbesuchen blieb mir keine Zeit.

An jenem Tage sollte die italienische Oper eröffnet werden und Henriette Sontag als Somnambula, zum ersten Mal in Paris seit ihrem Rücktritt von der Bühne und Verheirathung mit Grafen Rossi, wieder auftreten. Das Ereigniß erregte ungewöhnliche Spannung und ein heftiges Für und Wider über das Wagniß, obgleich Gräfin Rossi bereits in London bewiesen hatte, daß sie in ihrem Fach immer noch die erste Sängerin der Welt sei.

Gerade dieser Beweis, im Auslande gegeben, machte die Pariser mißtrauisch. Man will sich dort seinen Enthusiasmus selbst machen, noch mehr, man nimmt anmaßend das Recht in Anspruch, daß ohne den Werthstempel Pariser Anerkennung überhaupt keine Berühmtheit existirt. Wir deutschen Landsleute der Gräfin hatten schon oft genug in dem Zweifel Lanzen für die Sängerin brechen müssen, und so war es natürlich, daß wir den Wunsch hatten, Alle der ersten Aufführung beizuwohnen. Aber es war unmöglich zum Eröffnungsabend der italienischen Saison ein Billet zu bekommen, denn der kleine Rest von Plätzen, den das Abonnement frei ließ, war seit Monaten mit Beschlag belegt. Wir hatten uns also auf die Wiederholungen vertrösten müssen, mir aber, am Abend vor der Abreise von Paris, war jede Aussicht abgeschnitten, vielleicht für das Leben, dieses Wunder der Bühne, von dem das Kind den lauten Enthusiasmus gehört hatte, das dann, ein lange entrückter Schatz, aus dem Schacht anderer, glänzender Lebensverhältnisse, wieder für die Oeffentlichkeit gehoben war, zu sehen, zu hören und seinen Zauber zu empfinden.

Das machte den Abschied von Paris noch schwerer, und so kam ich verstimmt und müde von der Hetze des Aufbruchstages in die Restauration, in der ich in der letzten Zeit zu Mittag zu essen pflegte. Kapellmeister Karl Eckert, ein Berliner Landsmann, und längst Bekannter, damals auf besondern Wunsch der Gräfin Rossi an der Pariser italienischen Oper angestellt, hatte mich in diese Restauration eingeführt, wo wir uns vor Beginn der Theater zu treffen pflegten. In Deutschland oder Italien würde man das Local eine Künstlerkneipe genannt haben, in Paris trug es einen andern, zwar auch bescheidenen Namen, und doch versammelte es viel aufstrebende Künstlerschaft, die mit geringeren Mitteln als Hoffnungen sich in dem Eldorado der Kunst, in Paris zusammenfand. Immerhin wehte die Luft künstlerischen Werdens durch die Räume. Ich fand auch heute Karl Eckert und klagte mein Leid, jedenfalls aber nicht in der Absicht oder gar mit der Bitte, daß er Abhülfe schaffen solle; hielt ich doch diese für unmöglich, und war doch auch Das, wo er hätte allenfalls helfen können, nur ein Theil von dem, was ich durch meine Abreise schweren Herzens aufgeben mußte. Eckert that auch nicht als ob er einen Wunsch durchhöre, und nur als ich Abschied nehmen wollte, bat er mich in einem nahen Caffé noch eine halbe Stunde auf ihn zu warten. Ich that dies arglos, aber die halbe Stunde war noch nicht vergangen, als er mit freudigem Gesicht, ein Theaterbillet in der Hand, das er besonders für mich vom Impresario Lumley erbeten hatte, eintrat. Ich kann versichern, daß diese Freundlichkeit

sehr wesentlich dazu beitrug mir über die Abschiedsverstimmung fortzuhelfen und mir jedenfalls eine Lebenserinnerung gab, die unvergeßlich bleibt und die mich immer wieder an die freundschaftliche Gefälligkeit des Landsmannes erinnern wird.

Die Stimmung für Henriette Sontag war also, wie ich schon oben sagte, eine getheilte im Publicum, das damals in der italienischen Oper in Paris, dem einzigen Theater, das sich ganz frei hielt von der sonst schon übermäßig herrschenden Claque, allein den Ausschlag des Erfolges gab. Die berühmte Sängerin trat auf, aber kein Zeichen des Beifalls, den schon ihr Name berechtigt hätte, empfing sie. Die Wohlgesinntesten verlangten, sie solle sich ihren Pariser Ruhm selbst erringen. Ja, man fühlte ein stilles Widerstreben gegen die Anerkennung. Wir Freunde der Sängerin saßen da, in banger Spannung. Aber schon nach dem ersten Erscheinen, den ersten Tönen, ging es flüsternd durch die Ränge: „Ist das wirklich Henriette Sontag, die Mutter erwachsener Kinder, die Sängerin, die uns vor zwanzig Jahren auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes entzückte?“ In der That schien die Sontag, trotz einer gewissen Fülle ihrer Gestalt, so jugendlich in Erscheinung und Anmuth der Bewegungen, so frisch im Klang der Stimme, daß die schnell erfundene Fabel es sei nicht die Mutter, sondern die Tochter Rossi, die den Ruhm Henriette Sontag's erneue, nicht unwahrscheinlich schien. Aber nun entfaltete die Sängerin die unvergleichliche Kunst des Gesanges, für die keine Schwierigkeit zu existiren schien, und vernichtete damit nicht nur jene Fabel, sondern überwand auch im Sturm jedes Vorurtheil und eroberte spielend, lächelnd den vorenthaltenen Beifall, der schon nach dem ersten Finale mächtig hervorbrach, und nun, immer gesteigerter, bis zum Schluß der Oper vorhielt. Damit war das Schicksal der italienischen Saison entschieden und Henriette Sontag in allem Glanz für Paris adoptirt.

Eins ist der wunderbaren Frau durch ihr wechselvolles Leben, das sie durch die Noth des untergeordneten Theatertreibens, dann durch allen Rausch künstlerisch höchster Erfolge, durch den Glanz äußerer gesellschaftlicher Stellung führte, treu geblieben: eine ununterbrochene Kette von Huldigungen, die sie auch nicht allein durch ihr Talent, sondern durch Anmuth, Liebenswürdigkeit, und ein ebenso menschlich gütiges als künstlerisch ernst begeistertes Herz verdiente.

Und doch, trotz der fieberhaften Theilnahme, mit der ich den Erfolg jenes Abends theilte, konnte mir diese Nachtwandlerin den Eindruck nicht verwischen, den eine andere Darstellerin der Rolle, Jenny Lind, unvergeßlich, gerade in dieser Partie, zurückgelassen hatte. Wenn diese, an Kunst des Gesanges, an eigentlich italienischem Styl, ja fast an Schönheit der Stimme der Sontag nachstand, so überragte sie dieselbe doch in ihrer eigenthümlichen selbstgeschaffenen Auffassung, der ein wunderbar rührender Schmelz der Stimme unwiderstehlichen und unvergeßlichen Reiz verlieh.

Ein Jahr später sah ich die Sontag in London als Regimentstochter, die sie mit dem Uebermuth eines vierzehnjährigen Mädchens sang und darstellte, aber erst wieder ein Jahr darauf, zum letzten Mal, in Hamburg, in voller Entfaltung ihrer Gesangs- und Darstellungskunst, das Höchste bietend, was mir überhaupt von der Bühne entgegengetreten ist — ihre Susanne in Mozart's Figaro. Mag vielleicht eine virtuose Italienerin ihre Somnambula, eine coquette Französin ihre Regimentstochter erreichen können: die Susanne des

deutschen Meisters war in der Wiedergabe der deutschen Henriette Sontag unübertrefflich vollendet, und das ebenso im Gesang als im Spiel.

Auch in Hamburg mußte sich die Künstlerin ihren Erfolg erst erobern. Man war darüber verstimmt, abnorme Preise zu zahlen, um eine Sängerin zu hören, die, wie man wußte, das vierzigste Lebensjahr überschritten hatte. Außerdem hatte die Hamburger Bühne gerade damals eine Sängerin im Fach der Sontag, die man mit Recht sehr schätzte, aber die eine nicht unbedeutende Partei von Theaterhabitués mit Unrecht für unübertrefflich hielt. Diese Partei nahm nun die Erfolge der Sontag wie eine Beleidigung und Herabsetzung des heimischen Lieblings und es verlautete von einer beabsichtigten Demonstration für diesen am ersten Abend, an dem die beiden Sängerinnen zusammen auftreten würden. Das wußte das ganze Publicum und ungeschickte, aber wohlwollende Absicht benachrichtigte durch anonyme Briefe sogar Gräfin Rossi davon, und warnte und beschwor sie, nicht im Figaro zu singen, da ihre Hamburger Rivalin als Page auftreten solle. Henriette Sontag legte die Warnungsbriefe ruhig bei Seite und erschien als Susanne auf der Bühne. Und nun umspielte, umsang sie den Pagen, den sie keinen Moment aus den Augen ließ, zog ihn so in ihr Spiel hinein, daß es unmöglich gewesen wäre dem Cherubim, der zufällig nur mit Susanna zugleich auf der Bühne erscheint, auch nur den geringsten Beifall zu spenden, der nicht nothwendig und ganz der Susanna mitgegolten hätte. Daß dieser Beifall nun immer ein wahrer Sturm war versteht sich von selbst, aber er blieb auch der Susanna allein treu, und nie ist ein verdienterer einer Künstlerleistung gespendet worden.

Als der Vorhang über der Vorstellung der Somnambula im November 1850 in Paris gefallen war, hatte ich Abschied genommen von den Freuden der berauschenden Stadt. Von den Freunden aber hatte ich nicht Zeit gehabt Aschied zu nehmen, und namentlich bei dem Kreise, den der Salon Unger-Sabatier vereinigte, that mir das sehr leid. Wie freundlich war ich überrascht ihn fast vollständig auf dem Bahnhof zu finden, als ich am andern Mittag abreiste. Freilich war er nicht meinetwegen gekommen, wußte man doch nicht einmal von meinem übereilten Aufbruch, aber auch Emmy la Grua und ihre Mutter reisten mit demselben Zuge ab, und so wurde das Abschiednehmen für mich fast zum unerwarteten Wiedersehen, bei den Meisten freilich zum letzten.

Ich reiste mit der jungen Sängerin und ihrer Mutter in einem Coupé, und es ist leicht begreiflich, daß die Kunst, das Theater, die glänzende Zukunft der Künstlerin, die in acht Tagen, mit dem Contract für die nächste Saison in Paris in der Tasche, in Dresden debütiren sollte, lebhaft besprochen wurde, dazu meine freilich viel bescheideneren Hoffnungen, die Pariser Theaterstudien schriftstellerisch zu verwerthen. Es war ein heiterer, hoffnungsreicher Nachklang genußreicher Tage in Paris. Mutter la Grua war mit unserm Gespräch nicht einverstanden. „Wozu", flüsterte sie uns zu, mit Hinweis auf die anderen Mitreisenden im Coupé „aller Welt gleich sagen, daß man vom Theater ist?"

„Freilich", erwiederte die Tochter, „es könnte anmaßend klingen, wenn man sich eines Berufes rühmt, in dem man sich noch nicht erprobte; aber ich bin nun einmal so stolz auf denselben, würde ihn mit keinem Reichthum, keiner Krone der Welt vertauschen und kann ihn also auch nicht verschweigen."

In Cöln nahm ich Abschied von den Damen und bin Emmy la Grua

nicht wieder begegnet, obgleich sie in Paris, Wien, Petersburg erfolgreich auftrat und sich von der Newa bis zum Ebro einen guten Künstlernamen machte, jetzt sogar, wie ich glaube, selbstleitend an der Spitze eines Opernunternehmens in Spanien steht. Sie ging wirklich, schon für die nächsten Tage, Erfolgen entgegen, ich verlebte den Winter, der mir den bunten Wechsel des genußreichen Lebens in der Weltstadt hatte zeigen sollen, fast einsam, in zum Theil kläglichen Dorfquartieren in der Lausitz als Landwehrlieutenant.

VI.

Die Militairpflicht, die mich so plötzlich aus Paris zurückgerufen hatte, dauerte bis in den Frühling 1851 hinein und machte jede literarische Arbeit unmöglich. Im Sommer reiste ich nach Brüssel, blieb zur Cur vier Wochen in Ostende, ging mit Freunden nach London zur Industrieausstellung, aber auf zu kurze Zeit, um die dortigen Theaterzustände kennen zu lernen. Dann über Paris zurück, das mir, nach dem überfüllten Treiben der Themsestadt, leer, nüchtern, kleinlich erschien, und im Vergleich zum vergangenen Jahre vorkam, wie der verlassene, verstaubte Ballsaal nach dem rauschenden Feste. Den Winter brachte ich in Berlin zu, und damals wurden meine Stücke im Friedrich-Wilhelms-Theater gegeben, wie ich es schon früher erwähnte. Wie gesagt, diese Aufführungen förderten weder die Lust zur Production, noch erhoben sie den Muth dazu. Ich war deprimirt, zweifelte an der eigenen Fähigkeit und gab eigentlich jeden fernern Versuch, für das Theater schriftstellerisch thätig zu sein, auf. Welcher Schriftsteller wäre nicht solchen Stimmungen immer wieder unterworfen? Der dramatische Dichter wird aber am meisten unter ihnen leiden. Ihm giebt eine Stunde Antwort auf die Frage, ob das Resultat seines Strebens der Hingabe aller seiner Kräfte werth ist, und wenn diese Antwort ein neuer Zweifel, keine ermuthigende Zustimmung ist, folgen ihr Tage und Monate lähmendster Muthlosigkeit. An dieser Stimmung krankte damals bei mir jeder Gedanke an neue Production.

Da war einmal, ich meine in den Januartagen 1852, auf einem Diner mein Nachbar der Componist Friedrich von Flotow, den ich schon früher bei Gelegenheit der Aufführung der „Großfürstin" kennen gelernt hatte. Seine musikalischen Studien hatte der mecklenburgische Edelmann in Paris gemacht, und sich dann durch „Stradella", noch mehr durch „Martha" zum allerbeliebtesten deutschen Operncomponisten gemacht, obgleich seine Compositionsweise wie seine Schule, und man kann hinzufügen seine Libretti, durchaus französisch waren. Zuerst bei der Großfürstin hatte er es mit einem ganz deutschen Text versucht. Ich entsinne mich noch, daß ich mehrere Jahre, ehe ich Flotow kennen lernte, zu Charlotte Birch-Pfeiffer kam, um einen historischen Lustspielstoff zu besprechen, zu dem mir eine kleine geschichtliche Novellette im Feuilleton der Kölnischen Zeitung die Anregung gegeben hatte. Unsere Verkehrsweise hatte, neben der aufrichtigsten Freundschaft, die wir uns gegenseitig bewährten und bewahrten, den Ton einer fortwährenden, heitern Neckerei angenommen. Die Freundin wollte meinen Lustspielstoff nicht hören, sie hätte keine Zeit und könne sich überhaupt nicht stören lassen. Sie suchte verzweifelnd nach einem Stoff zu einem Opernlibretto, für Friedrich von Flotow, der schon am nächsten Tage kommen wolle, und dem sie fest versprochen hätte, ihn mit einem fertigen Vorschlag zu empfangen. Ich sah wol ein, daß ich mit meinem Lustspielstoff nicht zur Besprechung kommen würde,

denn so oft ich anfing hielt sich Charlotte Birch-Pfeiffer die Ohren zu und versicherte, wenn ihr noch andere Pläne dazwischen kämen, würde sie gar nichts finden. Aber ich wollte nun eimal meinen Stoff aussprechen und rief halb neckend: „Nun gut, so will ich Ihnen zuerst einen Operntext entwerfen." Frau Dr. Birch-Pfeiffer merkte in ihrer Noth die List nicht, und ließ sich erzählen. Es war mein Lustspielsujet, das ich vortrug, aber immer mehr erheiterte sich das Gesicht der Zuhörerin, und mit heiterer Schadenfreude hörte ich sie hier und da ein Duett, einen Actschluß mit effectvollem Finale sofort in meinen Plan hinein entwerfen. Als sie mir aber schließlich glückselig um den Hals fiel und freudestrahlend versicherte, meine Freundschaft hätte sie aus aller Noth und Verlegenheit gerettet, konnte ich doch nicht anders, als meine Zeitungsnovelle aus der Tasche zu ziehen und ihr meinen Stoff zu überlassen, ja ich gestand lachend ein, daß ich ihr eine Grube gegraben hätte, in die ich nun selbst gefallen sei. Charlotte Birch-Pfeiffer holte nun großmüthig aus ihrem Bücherschranke einen alten, vergilbten Volkskalender, in dem sie einen „prachtvollen" dramatischen Stoff gefunden und sich aufbewahrt hätte, den sie mir nun als Gegengabe überlassen wolle — aber den habe ich nicht gebrauchen können, wie man überhaupt selten einen Stoff verwerthen kann, den man nicht selbst gefunden hat. Für das fernere Schicksal meiner mir verloren gegangenen „Großfürstin" behielt ich aber Interesse und kam zu einer der ersten Aufführungen der Birch-Pfeiffer-Flotow'schen Oper besonders nach Berlin, wobei ich die Bekanntschaft des Componisten machte.

Wie gesagt, mehrere Jahre später war ich Flotow's Tischnachbar und wir waren gleich im lebhaftesten Gespräch über das uns Beiden so nahe angehende Theater. Flotow, der damals wieder eine Oper mit Charlotte Birch-Pfeiffer arbeitete, fragte mich ganz harmlos, ob ich ihm wol eine kleine, einactige Oper, die bereits in Paris aufgeführt sei, für die deutsche Bühne bearbeiten wolle, und ich ging schnell darauf ein; ja, ich begleitete ihn sofort nach dem Essen in seine Wohnung, wo er das kleine französische Libretto heraussuchte und mir mitgab. Als ich schon Tags darauf meine Ansicht über den immerhin ansprechenden Stoff mittheilte, aber mein Bedenken gegen eine einactige Oper für Deutschland nicht zurückhielt, beschlossen wir sofort, nur die Grundidee beizubehalten und aus dem Stoff eine dreiactige Oper zu machen, für die Flotow gleich die Musik seiner französischen Operette über Bord warf. Auch mein Libretto behielt so wenig von dem ursprünglichen Plan, daß wir unversehens in der Collaboration einer ganz neuen Oper waren, die uns Beide so interessirte und zu schneller Arbeit spornte, daß die halb fertige Oper mit Charlotte Birch-Pfeiffer, die auch niemals fertig geworden ist, bei Seite geschoben wurde. Darin aber verstand die Freundin, und mit Recht, keinen Spaß und es gehörte wirklich unsere ganze gegenseitige Freundschaft und Aufrichtigkeit dazu, daß diese Rivalität sie in nichts erschütterte. Der arme Flotow freilich mußte den vollen Zorn der gekränkten Schriftstellerin aushalten und nicht unbedeutende Geldopfer bringen, was er aber mit heiterstem Humor that. Wir waren ja im Unrecht und die Freundin im vollen Recht, denn wer konnte es ihr zumuthen, ihre Zeit, ihre Productionskraft unnütz vergeudet zu haben? Sie hat später ihren Text „La Réole", zu dem obenein der König Friedrich Wilhelm IV. den historischen Stoff selbst gegeben hatte, mit dem Wunsche, ihn von der Birch-Pfeiffer und Flotow zu einer Oper gestaltet zu sehen, einem andern Componisten anvertraut, aber keinen Erfolg damit gehabt.

So hatten wir uns unsere Oper „Indra“ erkämpft und waren gleich mit solchem Eifer an die gemeinsame Arbeit gegangen, daß, als mich Geschäfte schon in den allerersten Frühlingstagen für längere Zeit auf mein Gut riefen, Flotow sich schnell entschloß, mich dorthin zu begleiten, um die Arbeit, die so frisch im Zuge war, nicht einen Tag unterbrechen zu müssen. Das bescheidene, einsame Landhaus, mit dem noch bescheidenern Comfort, des unverheiratheten und damals den größten Theil des Jahres abwesenden Wirthes schreckte den auf der Höhe seiner Erfolge stehenden Componisten nicht, im Gegentheil, er belustigte sich daran mit liebenswürdigstem Humor, und wir Beide hatten schnell eingesehen, daß diese Abgeschlossenheit von allen störenden Eindrücken, dies Zusammenleben und Zusammenarbeiten für einen Zweck, vom Morgen bis zum Abend, unserer Arbeit nur vortheilhaft sein konnte. Mochten wir nun am flackernden Kaminfeuer mit der Cigarre sitzen, mochten wir unsere Spaziergänge machen durch die noch ganz winterlich kahlen Felder, unsere Gedanken und Besprechungen waren wie am Clavier oder am Schreibtisch immer bei unserer Oper, die sich dann auch überraschend schnell förderte. Ebenso leicht, als es sich mit dem immer zufriedenen Componisten lebte, ebenso vortrefflich arbeitete es sich mit ihm. Seine genaue, in Paris gewonnene Kenntniß der technischen Anforderungen der Bühne ließ niemals auf zeitraubende Abwege kommen, und die schnelle Empfänglichkeit, mit der er eine zusagende Situation, bequem componirbare Verse sofort in Musik setzte, war ungemein anregend. So entsinne ich mich, daß wir uns viele Tage gemüht hatten, aus einer ganzen Literatur indischer Poesien den Stoff und Ton für ein besonders zu markirendes Lied herauszufinden, aber vergebens. Wir wollten zu Tisch gehen und Flotow hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen, um sich umzuziehen, da fiel mir ein, alle Vorbilder fallen zu lassen und selbstständig zu schaffen, was wir so ohne Erfolg gesucht hatten. In wenig Minuten waren meine Verse aufgeschrieben, eigentlich nur, um den Mitarbeiter zu fragen, ob ihm Stoff und Form so ungefähr zusagend wären. Ich ging zu ihm, während er seinen Anzug schnell vollendete, las ich ihm meine Versskizze vor und gleich sah ich ihm an, daß sie zündete und er einverstanden war. „Legen Sie Das nur unausgearbeitet auf's Clavier und machen Sie sich auch fertig, bei Tische werde ich Ihnen schon sagen, ob ich Das gebrauchen kann.“ Nach zehn Minuten wollte ich ihn abholen, denn die Suppe war inzwischen aufgetragen, aber: „Fertig!“ rief er mir entgegen, und wirklich war in nicht mehr als einer Viertelstunde die beste Nummer der Oper, das sogenannte Waldlied, in Dichtung und Composition entstanden, und ich habe kein Wort, Flotow keine Note daran geändert.

Ohne Streit ging es zuweilen auch nicht ab, wenn der Componist einmal den Versen bei der Composition beliebig Füße zugesetzt oder fortgestrichen hatte, die jedem metrischen Gefühl Hohn sprachen, oder ein Wort, mitunter einen ganzen Vers auf den Vocal A verlangte, oder gar bei einem Ensemble, weil er die Stimme brauchte, eine Figur mit hineinzog, die nach dem Plan des Stückes absolut nicht auf der Scene sein konnte, aber gegenseitige Concessionen, meist freilich von meiner Seite, suchten auch diese oft heftig genug verfochtenen Differenzen zu schlichten. Wir hatten uns auch dafür unser technisches Wort gebildet. Flotow hatte erzählt, wie ihn einmal in Paris bei einer kleinen Soirée die Wirthin des Hauses an das Clavier führte, mit der Bitte, etwas zu spielen. Das Clavier war aber derartig verstimmt und die Saiten zerrissen, daß es ganz unbrauchbar war und er sich

damit entschuldigte. Da zuckte die Dame des Hauses nur die Achsel und sagte, die Entschuldigung zurückweisend: „Ah Monsieur, quand on a du talent!“ Wenn nun Einer vom Andern Etwas verlangte und mit der aufbrausenden Versicherung, das sei unmöglich, zurückgewiesen wurde, sagte Jener nur: „Ah Monsieur, quand on a du talent!“

Die Redensart hat uns damals manche vermeinte Unmöglichkeit möglich gemacht und ich habe sie später bei meiner Schweriner Bühnenleitung oft variirt mit Glück verwandt.

Nun fühlt man sich niemals productiver, auch für neues Schaffen, als während der Production und je mehr, je frischer und leichter sie sich gestaltet. So machten wir auch bereits für eine ganze Reihe von Opern Pläne und hielten unsere Schaffenskraft für unerschöpflich. Aber an der „Indra“ blieb noch immer zu thun und so faßten wir den Plan, um uns unser ländliches Zusammenarbeiten zu verschönen, eine kleine Oper gemeinsam zu schaffen und dieselbe an Ort und Stelle mit befreundeten Dilettanten aufzuführen. Der Plan wuchs immer lebendiger und bald hatten wir eine zweiactige Oper fertig, die freilich an eine Dilettantenaufführung auf dem Lande Anforderungen machte, deren Erfüllung unmöglich erschien. Aber unser Wahlspruch „quand on a du talent!“ half auch hier. Meine Familie war gekommen, und Mutter und Schwestern hatten die Mühen der Häuslichkeit, Einladungen, Mitwirkung bereitwillig übernommen. Wilhelm Camphausen, mein langjähriger Freund, den die Natur mit allen Talenten so reich überschüttet hatte, sagte zu, die Decorationen zu malen, seine schöne, musikalisch begabte Frau, mitzusingen. Nach allen Seiten, wo wir nur von einem musikalischen Dilettanten hörten, flogen die Briefe mit Einladungen, und nach allen Himmelsgegenden zogen wir, zur Mitwirkung werbend, aus. Nach und nach füllte sich das Haus zu den Vorbereitungen, ein kleiner Holzstall, der mit einer Seite an den Garten stieß, wurde ganz zum Theater umgebaut, der sommerlich leere Kornboden zum Malersaal umgeschaffen. Die Costüme (die Oper spielte in der Zopfzeit) wurden zusammengebracht, und fast alle waren Originalcostüme, wie sie hie und da in der Nachbarschaft als Andenken an Großeltern und Urgroßeltern in den Familien noch aufbewahrt waren. Camphausen malte schon fleißig den Vorhang und die beiden Decorationen mit künstlerischer Hand, das Orchester, zusammengestellt aus den begabtesten Musikern der Nachbarstädte, studirte. Die Mitwirkenden kamen Einer nach dem Andern aus allen Kreisen, viele dem Hause bis dahin ganz fremd, aber Alle fügten sich schnell dem gemeinsamen Zwecke ein, sei es mit einer Solopartie, sei es bescheiden aufopfernd im Chor. Vom Morgen bis zum Abend wurden die Proben mit unermüdlicher Ausdauer abgehalten, oft an mehreren verschiedenen Orten studirt, und der Eifer, die Kraft des Einen wuchs immer an denen des Andern. Bald waren es in der That keine Dilettanten mehr, wie man schon einzelne Kräfte, gleich als sie kamen, weit über dilettantische Anlagen und Ausbildung hinaus bezeichnen konnte: es waren Künstler, den gemeinsamen Zweck mit aufopferndster Hingabe fördernd.

So lebten sich Alle in eine kleine Wilhelm Meisteriade hinein auf dem der ausübenden Kunst sonst fremden Boden eines märkischen Landsitzes, es entstand in der That mit allem seinen Reiz ein improvisirtes, künstlerisches Vagabondenthum im liebenswürdigsten und edelsten Sinne des Wortes, jene Romantik, die uns Ludwig Tieck in seinem „Jungen Tischlermeister“ so bunt und lockend schildert. Der Tag der Aufführung des „Rübe-

zahl", so hieß die kleine Oper, rückte heran und schön die Generalprobe am Vorabend bot ein eigenthümliches Bild. Da die Dienstboten des Hauses, die Ortsangehörigen des Dorfes der Aufführung nicht beiwohnen konnten, war ihnen gestattet in die Generalprobe zu kommen. Diese Erlaubniß war bekannt geworden, und da auch in den Nachbardörfern sich die Kunde verbreitet hatte, daß bei uns etwas ganz Absonderliches vorbereitet werde, strömte eine solche Masse von Männern, Frauen, Kindern, oft noch als Säuglinge, zusammen, daß der kleine Zuschauerraum, der kaum einhundertfünfzig Personen zu fassen vermochte, überfüllt war von der doppelten Zahl und doch noch der größte Theil vor der Thür bleiben mußte. Das drängte sich hinein und heraus, denn die Meisten wollten nur sehen, was denn eigentlich da vorginge, und dabei, mitten in das Brausen und Schwatzen und Drängen dieser Zuschauer hinein, ging die costümirte Generalprobe ihren Gang weiter; geputzte, zum Theil mit Brillanten übersäete Schauspieler aus der vornehmen Gesellschaft vor einem Parquet von Arbeitsleuten, Bauerfrauen, schreienden Kindern. Die einmal entfesselte Fluth dieser Zuschauer war nicht mehr zu hemmen, und da sie doch mannigfache Störungen verursachte, die aufhielten, war die Mitternacht eines lauen Augusttages längst überschritten, ehe der Vorhang über dieser wunderlichen Generalprobe fiel. Die Aufführung hatte nun Gäste aus Nah und Fern versammelt und ging so sicher, so ohne irgend eine Spur dilettantischen Ungeschicks, daß man mit dieser kleinen Operngesellschaft, die übrigens vortreffliche musikalische Kräfte und schauspielerische Talente vereinigte, sich überall hätte sehen lassen können. Dabei kamen in dem kleinen Raum, bei der exacten Einstudirung durch den Componisten, der discreten und verständnißvollen Ausführung, feine Schattirungen und Effecte zur Geltung, von denen die große Bühne nichts weiß.

Als sich dann der freundliche und wirklich poetisch angewehte, künstlerisch gehobene Kreis schneller als er sich zusammengefunden hatte, löste, und die Nüchternheit nach der Erregung folgte, beriethen Componist und Librettist, was nun wohl mit ihrem über ihr Erwarten gelungenen Werkchen geschehen könne. Wir täuschten uns gründlich über dasselbe. Wenn Dilettanten es so hätten zur Geltung bringen können, was müßten nicht Künstler aus demselben machen, meinten wir, und uns müsse es leicht sein, es zu einer dreiactigen Oper zu erweitern. Das war der größte Irrthum. Hätten wir die kleine Operette gelassen wie sie war, hätte sie sich vielleicht auch auf der großen Bühne eine bescheidene Stelle erobert; aber in der Umgestaltung, in der gerade ihr Vorzug, eine anmuthige Naivität, verloren ging, in der Vieles dünn, fadenscheinig und der leichte Aufbau zur Gebrechlichkeit eines Spielzeuges ausgerenkt wurde, konnte sie keinen Eindruck machen. Herr von Küstner, damals schon nicht mehr Generalindentant der Berliner Königlichen Schauspiele, schüttelte gleich den Kopf, als er nur den Namen „Rübezahl" hörte, denn er versicherte, der Stoff sei ominös und in seiner nun schon langen Theaterpraxis sei bereits eine ganze Reihe von Rübezählern durchgefallen. Trösten wir uns also damit, daß gegen das Verhängniß des Titels nicht zu kämpfen war und lassen wir ihm einen Theil der Schuld an dem geringen Erfolg auf der großen Bühne unseres umgestalteten, aber nicht verbesserten Werkes, das nichtsdestoweniger nicht für den Componisten und Dichter allein, sondern für einen großen Kreis eine unvergeßlich liebenswürdige und poetische Lebenserinnerung geblieben ist.

Unsere „Indra" hatte dafür einen recht freundlichen Erfolg aller Orten.

Zur ersten Aufführung gelangte die Oper, und zwar, während man schon in Wien und Berlin an derselben studirte, in Stettin, wo der Director Hein das kleine geschmackvolle Theater mit Umsicht und einer für ein Unternehmen auf eigene Gefahr überraschend glänzenden Ausstattung leitete. Flotow, der Verleger der Oper, der so früh verstorbene vortreffliche Hofmusikhändler Bock und ich fuhren an einem bitterkalten Wintertage hinüber, um der Vorstellung beizuwohnen, und Erfahrungen, die wir dabei machen könnten, für Berlin und Wien zu benutzen. Es war eine heitere Fahrt und sehr vergnügt kamen wir in Stettin an, wo uns Director Hein auf dem Bahnhofe erwartete. Unter einigen kleinen Anfragen, die er über Anordnung und Inscenirung stellte, fragte er auch: „Wünschen Sie die „Indra", als Afrikanerin braun oder weiß?" Damals hatte Meister Meyerbeer mit seiner „Afrikanerin" noch nicht alle Sänger und Sängerinnen Europa's braun angestrichen, aber ich hatte auch schon daran gedacht, daß ein gefärbter Teint der Figur etwas Charakteristisches geben müsse. „Ihre Primadonna wird sich das nicht gefallen lassen", erwiederte ich. „O gewiß!" sagte Director Hein lächelnd, „das sei meine Sorge."

Als am Abend die arme Indra auftrat, die zufällig hochblond war und nun Gesicht und Haar in einem Farbenton hatte, so daß der Kopf auf dem weißen Gewändern aussah, wie ein brauner Propfen auf weißer Flasche, erschrak ich doch und meine Nachbarin im Theater rief entsetzt: „Mein Gott, wie sieht die aus, sie ist nie schön, aber so schauderhaft habe ich sie noch nie gesehen!" Indessen die Sängerin sang gut, die Oper, sehr geschmackvoll ausgestattet, ging überhaupt vortrefflich und machte freundlichen Eindruck, der sich dann auch in Berlin wiederholte, wo Frau Köster-Schlegel, aber nicht braun gefärbt nach der Stettiner Erfahrung, eine poetische rührende Figur aus der Indra schuf, und namentlich mit dem so schnell gedichteten und componirten Waldliede einen großen, wohlverdienten Erfolg errang. Ihr und ihrem liebenswürdigen Manne, dem talentvollen Dichter Hans Köster, hatte ich mich damals freundschaftlich angeschlossen, und wo uns das Leben später wieder zusammenführte, sind diese Beziehungen dieselben geblieben. Wie Frau Köster damals das Werk, an dem ich wenigstens halben Antheil hatte, so künstlerisch förderte und der Gatte so freundschaftliche Theilnahme für dasselbe bethätigte, konnte ich mehrere Jahre später seine dramatische Dichtung „Ulrich von Hutten" in Schwerin nach besten Kräften fördern und gemeinsam mit dem liebenswürdigen Ehepaar die Spannung der ersten Aufführung, das Zagen und den Erfolg theilnehmend miterleben. Solche erste Aufführungen sind die Campagnejahre der Künstler und Dichter. Das Gemeinsam-Erleben zählt doppelt für die Freundschaft.

Mit der geglückten „Indra" und dem, für die große Bühne wenigstens, verunglückten „Rübezahl", schließt aber meine Thätigkeit als Operntextdichter. Friedrich von Flotow siedelte ganz nach Wien über, und machte dadurch ferneres Zusammenarbeiten unmöglich und wo ich es mit einem andern Componisten versuchen wollte, schlug es fehl.

Inzwischen hatte ich meine eigene Häuslichkeit gegründet. Das Leben war ein anderes geworden und die Production mußte es auch werden. Aber die Fäden, die sich damals knüpften, schlugen in das neue Leben hinein, und meine Beziehung zu Flotow sollte später noch einmal in meine Thätigkeit für die Bühne unerwartet und einflußreich eingreifen.

Bergentrückt.

Eine nordische Geschichte von **M. Goldschmidt** in Copenhagen.

Als die Burg Oebelburg auf der Insel Furland noch an jener Stelle stand, wo jetzt nur schwache Erhebungen im Terrain von einstmaligem Leben und Anbau Kunde geben, war auch in der Nähe der Burg ein kleiner See. Jenseits des kleinen Sees streckten sich Aecker und Korngefilde bis zum viel besprochenen, sagenhaften „Rothen Stein". Der rothe Stein aber erscheint aus der Ferne wie ein geschlossenes Thor in der Anhöhe, die wellenartig vom Hochlande oder wilden Land herabsteigt.

Am Ufer des Sees wandelte eines Wintervormittags ein Ehepaar, der Burgherr und seine junge Frau. Die strenge Kälte war noch nicht eingetreten. Der See war ohne Eis; aber die kleinen Wellen hatten in der Nacht das Gras am Rande des Sees benetzt, und die zurückgelassenen kleinen Tropfen waren zu Eis geworden, so daß jeder Grashalm am Gestade gleichsam eine kleine Eisglocke um den Hals trug, und wenn jetzt ein leiser Wind sich erhob, schlugen die Glöckchen an einander und brachten eine seltsame Musik hervor. Jedesmal, wenn der Wind kam, und die Halme sich wiegten und klangen, bog die Burgfrau horchend das Haupt, und endlich sagte sie: „Wie wunderbar!"

„Was ist wunderbar?" frug ihr Gemahl.

„Die Melodie."

„Die Melodie?" rief er aus; „welche Melodie? Wo ist sie?"

„Ich weiß nicht . . . . . es ist, als erklänge der See und auch die Erde und die Luft, und als könnte ich die lieblichen Töne ergreifen und nachsingen — — horch, da sind sie wieder . . . . so —"

Sie machte einen Versuch, hielt aber gleich inne, schamhaft über ihre eigene Stimme, die, obgleich schön und weich, das Wunderliebliche, das aus der Natur in ihrer Seele wiederhallte, nicht zu beherrschen und zu gestalten vermochte.

„Ach, das ist die Melodie!" sagte der Burgherr lachend und rief seinem Hunde: „Hector! Hallo!"

Ihr war es, als griffe seine Stimme in die Töne wie eine harte Hand unter kleine, zarte Wesen; aber bald hatte sich das Ehepaar so weit entfernt, daß Nichts gehört werden konnte, und sie vergaß oder bestrebte sich die kleine, sehr kleine Begebenheit zu vergessen.

Der Winter ward strenger und verging, und nach ihm kam der liebliche Frühling und der volle, warme Sommer.

Es war eines Abends im Juni oder Juli. Der Burgherr und

seine Frau saßen im Garten. Es rührte sich in der milden, hellen Nacht kein Lüftchen; märchenhaft erglänzte der Mondschein auf den weißen Aepfel- und Birnenblüthen, die im Garten umher lagen. Die ganze Welt schien athemlos, den Himmel erwartend oder in sich aufnehmend, still zu stehen. Nur die Espe an der Hausthür bewegte bisweilen ihre silbernen Blättchen, als erreichte sie ein geheimnißvoller Seufzer der Natur, ein süßer Seufzer mit Schauer vermischt. Und so still es auch war, konnte man doch, wenn man sich horchend hingab, Laute in der Stille vernehmen. Es summte in der Luft, und es schwirrte im Grase; es klang nirgends und überall; es waren Laute ohne Sinn und doch Laute eines seltsamen, freudigen Lebens, das mit klugen Augen sich nahete, sich versteckte, einen Purzelbaum schlug, sich verwandelte. Die Thurmuhr schlug, und während die Schläge sich im Raume dehnten, waren sie wie eine ernsthafte Stimme, die allem Versteckten und Geheimnißvollen Stille gebot, bis es deutlich wurde, daß die Stimme Nichts mehr wollte oder vermochte. Dann fing all' das kleine Leben von Neuem an, es tanzte, schwirrte, zirpte, hüpfte, rieselte, und bei dem leichten Winde, der sich erhob, schlugen die Blätter der Espe mit metallähnlichem Klang an einander, und die Kronen der anderen Bäume wogten mit schwachem Rauschen.

„'S ist doch seltsam", sagte die junge Burgfrau

„Was ist seltsam?" frug ihr Gemahl.

„Nichts . . . . . Du würdest nur über mich lachen."

„Nein, was ist es? Laß hören. Was ist seltsam?"

„Ja, aber Du darfst nicht böse werden. Es war mir auf einmal, als sammelte sich eine außerordentliche Menge kleiner, lichter Wesen, viel, viel kleiner als Kinder, und sie stellten sich im Kreise um den Apfelbaum und wollten tanzen, und der Apfelbaum ward eine alte Frau, die zu singen anfing — und es war dieselbe wundervolle Melodie, die die Glöckchen im Winter am See spielten!"

Ihr Eheherr spürte einen ihm selbst unerklärlichen Haß gegen diese Melodie, die er nie gehört hatte, und er sagte mißmüthig: „Ich bin nicht böse; aber ich rathe Dir, Dich vor solchen Phantasien in Acht zu nehmen, damit es Dir nicht wie der tollen Gertrud, des Schmiedes Tochter, ergehe."

„Wie war es denn mit ihr? Was geschah ihr?"

„Was ihr wirklich geschah, ist mir nicht bekannt. Als Kind hörte ich davon, und das einzig Wahre, das sich ereignete, war wol nur, daß sie ihre eigenen Phantasien und Träume nicht ertragen konnte."

„Aber, wie waren ihre Phantasien, was träumte ihr?"

„Ich weiß wirklich nicht. Sie hatte ihren Kopf mit Märchen angefüllt bekommen, die hier in müßigen Stunden erzählt werden. Vielleicht hat man Dir auch schon vom Rothen Stein, der Musik macht, vorgeschwatzt."

„Doch nicht. Giebt's einen solchen Stein? Wollte ein wahnsinniges Mädchen den Stein singen hören?"

„Ob sie damals schon toll war, weiß ich nicht, sie schien aber nicht so. Sie war, sagt man, ein hübsches Mädchen und hätte einen rechtschaffenen Bauer heirathen können, verlor aber ihn und den Verstand obendrein, weil sie den Rothen Stein wollte singen hören. Sie ging dahin und rief den Sänger; aber vermuthlich konnte sie die Gemüthsbewegung nicht ertragen; sie wurde ohnmächtig im Felde gefunden und kam nie wieder zu Sinnen."

„Konnte sie denn nicht sprechen? Sagte sie nicht, ob sie Etwas gesehen oder gehört?"

„Wie Du frägst! Sie wurde ja ohnmächtig aufgefunden."

„Ja, aber was hatte sie ohnmächtig gemacht?"

„Ihre Phantasien und ihre Angst, natürlicher Weise. Uebrigens, was sie zuweilen gesehen zu haben behauptete, war eben nicht schlimm, nur ein bischen demüthigend für ein hübsches Mädchen."

„Wirklich? Was war es?"

„Ein alter Mann wäre aus dem Stein getreten und hätte ihr gesagt: Du bist es nicht."

„Wann war das? Wie lange ist es her?"

„Beim Himmel, Du Närrin, Du frägst als ob es je gewesen! Es war ja nur des Schmiedes tolle Gertrud, die es im Traume sah!"

Am folgenden Morgen hatte der Burgherr einen Besuch bei einem Nachbar abzustatten, und während er gegen Südosten ritt, ging sie gen Nordwest, dem See entlang, durch die Kornfelder, bis sie den Stein sah. Obgleich noch auf der Insel fremd und mit der Gegend unbekannt, konnte sie sich nicht irren: da stand der Rothe Stein wie ein geschlossenes Thor in einem Festungswalle, wie eine vermauerte Oeffnung zum unbewohnten Höhenland, wie ein Siegel auf einem Geheimnisse. Dahinter lag das unbewohnte Land, in gewaltiger Stille, als erwarte es nur ein Wort um den Zauber zu brechen und das Ungeheure zu sagen.

Sie sagte bebend: „Ich rufe den Sänger."

Im selbigen Augenblick bewegte sich der Stein, und ein junger Mann stand hinter der Oeffnung. So wie der Gesang von den Eisglöckchen und vom Apfelbaum gelautet hatte, so sah er aus. Er war der Gesang in menschlicher Gestalt, und sie ging zu ihm wie zu Einem, den sie vorher mit geschlossenen Augen gesehen, den sie als Bild im Innern getragen, den sie als sichtbar erwartet hatte, um ihm zu sagen: „Ich bin Du, und Du bist ich."

Die Oeffnung, die durch die Bewegung des Steins sich gezeigt hatte, führte in keine Höhle oder Vertiefung; sie war wie ein Thorweg: auf der andern Seite zeigte sich das weite Land und der blaue Himmel. In der Entfernung schien ihr das Land eine dürre nackte Haide; aber ohne sie zu überraschen, erwies sich diese Auffassung bei jedem Schritte, den sie that, mehr und mehr unrichtig. Was neulich blaß erschienen war, stand bei ihrer Annäherung in Farbenpracht, was das Ansehen von

welkem Gesträuch gehabt hatte, erwuchs zu schattigen Bäumen, und als sie, durch den Thorweg geschritten, an seiner Seite stand, war das Ganze eine unendliche Landschaft, unendlich fremd in ihrer Pracht und doch so traulich bekannt wie der Garten, wo sie als Kind gespielt.

Er sagte das einzige Wort: „Du bist es!" und reichte ihr die Hand, und im Augenblick, als ihre Hand die seinige berührte, stand ein Schloß da, still und schweigend und ohne Bedienung; aber das Schloß selbst schien zu leben und sie mit innigen, verwandten Augen anzusehen. Auch war es nicht ganz still und lautlos; denn sobald ihr Fuß die erste Marmorstufe betrat, erklang durch das Gebäude und wiederhallte von den Bäumen, aus der Erde, aus der Luft, sanft und wiegend die Melodie, die die Eisglöckchen und der Apfelbaum gesungen. Und wieder nach einiger Zeit ertönte es wie von der Thurmglocke, ernst und mahnend und Schweigen gebietend; so wie aber der letzte Schall verhallte, fing die zaubervolle Musik mit neuer Frische und Innigkeit an und trug sie wie ein Fluß den Nachen zwischen duftenden Urwäldern.

Es kam ihr vor, als bezeichnete das Läuten der Thurmglocke jedes Mal einen neuen Tag; sonst war keine Zeit für sie da. Nie in ihrem frühern Leben hatte sie so viel gesprochen und gehört als jetzt, und dennoch waren es der Worte nicht viel. Aber wenn sie früher sich ausgesprochen hatte, waren die Worte wie aus der Hülle ihrer Seele gekommen; jetzt kamen sie aus der Seele selbst, oder jedes Wort war ein Hingeben ihrer Seele, und dennoch behielt sie sie: das war ihr eine unversiegbare Quelle des seltsamsten Genusses. So auch, wenn er sprach. Es kamen seine Worte zu ihr nicht wie bleiche Schatten eines Gedankens oder Gefühls, das seiner selbst nicht habhaft werden kann; sein Wort war eine Entdeckung, die sie in ihrem eigenen Innern machte, in seiner Stimme fand sie sich.

Sie frug ihn einmal, aus welchem Geschlecht er sei, und er antwortete: „Ich stamme auf mütterlicher Seite vom Vogel Phönix, und unserm Blut ist bestimmt, daß wir nur einmal lieben, und verlieren wir die Geliebte, verbrennen wir uns selbst und werden auf's Neue geboren. Keiner aber weiß, wo und wie die Wiedergeburt stattfindet."

So seltsam ihr auch das Wort klang, sie verstand es. Die Sache schien ihr, obgleich nicht natürlich, doch höher und richtiger als die gewöhnliche Natur.

Es war Nichts, worüber sie sich nicht aussprechen konnten, selbst die Thurmglocke nicht ausgenommen.

Sie frug ihn: „Nicht wahr, sie ruft mich?"

Er antwortete: „Ja, sie ist das Gesetz."

„Kann er hier hereindringen?"

„Nein, hier herein nicht. Allem können wir widerstehen; es wird das Recht unserer Liebe und unseres goldenen Glückes von der ganzen Natur anerkannt. Wenn aber Jemand im Namen des Gesetzes auf den Stein klopft und Dich ruft — doch davon haben sie keine Kunde."

Als dann die Glocke wieder ertönte, schien es ihr nicht ein Zurück-

rufen, sondern ein sonderbarer Ruf, ein beinahe väterliches Mahnen an eine Sühne, der sie geweiht war, und die jeden Tag an Größe und Heiligkeit wuchs, und eines Tages sagte sie angstvoll: „Hast Du keine Armen hier, denen wir beistehen können? Bist Du nicht ein König in diesem Lande, und können wir nicht weit, weit in Dein Reich hinausgehen und Großes verrichten?“

Und so wie sie es gewünscht, geschah es im selbigen Augenblick, ihre Gefühle wurden Handlungen; aber wohin sie auch gingen, es klang ihnen in Zwischenräumen die Glocke nach, und er sagte traurig: „Wir sind doch immer nahe am Stein und können hören, wenn angeklopft wird.“

— Indessen hatte sie der Burgherr natürlicher Weise gleich bei seiner Rückkehr vermißt, und als er auf alle Nachfrage die Antwort erhielt, daß man sie über das Feld in der Richtung nach dem Rothen Stein hatte gehen sehen, und daß sie zweifelsohne darin „bergentrückt“ worden war, mußte er es zuletzt selbst glauben und frug bei alten, erfahrenen Leuten um Rath. Sie erklärten einstimmig, die Kirchenglocke müßte herabgenommen und drei Tage und Nächte vor dem Stein geläutet, und wenn sie dann herauskäme, dürfte ihr kein Wort über ihre Abwesenheit gesagt werden.

Die Kirchenglocke wurde demgemäß herabgenommen und drei Tage und drei Nächte lang vor dem Stein geläutet; aber der Stein gab seine Beute nicht wieder.

Jetzt erinnerte sich der Burgherr, daß seine Frau von einem Klang, einer Melodie, die aus den Eisglöckchen und dem Apfelbaum ertönt wäre, mit großer Vorliebe und Innigkeit gesprochen hatte, und es kam ihm in den Sinn, daß diese Melodie, wenn sie aufgefunden und vor dem Stein gesungen werden könnte, sie herauslocken möchte. Er versprach daher Denjenigen eine große Belohnung, die die Melodie entdecken und singen könnten; es meldeten sich auch Mehrere, und sie wurden am Stein geprüft; allein er blieb unbewegt.

Viele Mittel noch versuchte der Burgherr, alle vergebens, bis er eines Tages, als er allein vor dem Stein stand, und die Hoffnung ganz aufgebend, weggehen wollte, unwillkürlich, wie zum Abschied, mit der Hand auf den Stein schlug und sagte: „Sie war ja doch nach göttlichem und menschlichem Gesetz die Meine!“

Da war es ihm, als erbebte der Boden, und indem er sich zur Flucht umkehrte, sah er seine Frau am Rande des Kornfeldes schlafend liegen. Er eilte zu ihr und hob sie in seinen Armen auf um sie nach Hause zu tragen. Ihre Wangen waren wie von Thau benetzt und ihre Lippen kalt, als er sie küßte. Sie erwachte, sah ihn mit einem sonderbar fremden Blicke an und frug: „Bin ich lange weg gewesen?“

„Nein, ich vermißte Dich erst seit heute morgen“, antwortete er mit beinahe unbewußter Geistesgegenwart.

Er brachte sie nach Hause und lud seine Verwandten und die adeligen Damen der Umgegend ein, um ihr Gesellschaft zu leisten. Er erzählte ihnen genau Alles, was sich ereignet, was er mit eigenen Augen

gesehen, wie er sie am Rande des Feldes gefunden hatte, so daß sie eigentlich nicht als jemals verschwunden anzusehen wäre. Das Unerklärliche aber, daß sie dennoch als verschwunden erschienen war, bat er sie, dem Rath der erfahrenen Leute gemäß, nie vor ihr zu berühren. Was die Verwandten und die adeligen Damen dabei dachten, wird nicht erwähnt; sie versprachen aber seinem Wunsch zu willfahren.

Als sie nun Alle versammelt waren, fanden sie es sehr schwer eben von der Sache nicht zu reden, die alle ihre Gedanken beschäftigte; aber Eine von ihnen, die am Hofe gewesen und eine Conversation zu führen verstand, begann von dem Unfalle zu sprechen, der eben ein kleines Mädchen getroffen hatte: es war von einer jungen Kuh niedergerannt worden. Eine andere Dame frug: „Weß Kuh war es?“ und die Antwort war: „Des Küsters graue.“ Es war aber des Küsters graue während ihrer Abwesenheit auf die Welt gekommen, davon durfte nicht geredet werden, und man brach in Eile auf.

„Wir sind vielleicht auch besser allein“, sagte der Hausherr.

Sie saßen wieder einmal im Garten. Es war ein Septemberabend, mild und sternenhell und völlig lautlos, wie Erinnerung ohne Hoffnung. Nichts schwirrte im Grase, Nichts summte in der Luft; die Natur begehrte Nichts mehr vom Jahre, hatte keine Sehnsucht mehr, keine Orakel für das menschliche Herz.

Plötzlich sagte sie: „Es klopft!“

„Wo?“ frug er, beinahe ängstlich.

„Im Apfelbaum.“

„Es mag ein Vogel gewesen sein, der an einen Ast pickte.“

„Ja, es klopfte . . . . . es war kein Vogel . . . . und es war auch nicht im Apfelbaum.“

„Wo war es denn?“

„Ich weiß nicht . . . . . in allen Bäumen.“

Am nächsten Tage, während er nicht zu Hause war, befahl sie alle Diener und Arbeiter in den Garten, hieß sie alle Bäume umhauen und alle Blumenbeete niederpflügen, um einen Kohlgarten daraus zu machen.

Als er nach Hause kam, sagte sie ihm: „Jetzt wird nicht mehr geklopft werden.“

Er fand es seltsam, war indeß froh, daß sie sich von ihrem Wahn befreit hatte — als sie ausrief: „Ja, es klopft!“

„Wo denn?“ frug er.

„Im Hause! . . . . In meiner Kammer!“

Sie gingen hinein; er hörte keinen Laut, und es war Niemand da, und er sagte: „Siehst Du, Du hast Dich geirrt.“

Sie legte beide Hände auf die Brust und sagte: „Es klopft an beiden Seiten des Steins — an beiden Seiten!“

Es regte sich in ihm ein dunkler, tiefer Groll gegen den Stein, und er entschloß sich ihn aus der Welt zu schaffen; früh am nächsten Morgen sandte er Arbeiter dahin, um ihn auszugraben und zu zerschlagen.

Er steckte aber weit tiefer, als man gedacht, und am Abend schien die Arbeit des ganzen Tages nur ein kleiner Anfang.

Es fing an zu dunkeln; aber plötzlich leuchtete in der Stube auf der Burg ein heller Schein von außen her, und der Burgherr und seine Frau traten hastig zum Fenster.

„O“, sagte er, „es ist Haidebrand. Sie werden sich drüben ein Feuer gemacht haben und sind unvorsichtig gewesen.“

„Wer hat Feuer gemacht? Wo?“ frug sie.

„Am Stein. Ich habe sie geschickt den Stein herauszugraben.“

„Und jetzt brennt der Stein?“

„Nicht der Stein, sondern das Haidekraut.“

„Das Haidekraut! Gewiß!“

Immer heftiger loderte das Feuer, bald wie ein Meer vor dem Winde wogend, bald sich mit langen, zackigen, knisternden Zungen gen Himmel erhebend, bald sich in große Flammen spaltend wie ein Vogel, der die Flügel ausstreckend fortfliegen möchte, aber zurückgehalten wird. Große Wolken trieben am Himmel; bald wurden sie vom Feuer purpurroth gefärbt, bald traten sie in Dunkelheit zurück; sie waren wie schwebende Zuschauer, die am Todeskampfe des Vogels Antheil nahmen.

Mit einem Male schlug die Flamme himmelhoch empor und sank dann wieder tief zusammen, und sie rief aus: „Jetzt stürzte das Schloß ein . . . . . jetzt flog der Vogel davon!“

Er wurde von diesem Ausruf nicht gar sehr überrascht; denn obgleich er nicht selbst ein brennendes Schloß zu sehen geglaubt hatte, kam ihm doch durch ihre Worte die Vorstellung, das Bild, und er sagte halb befriedigt zu sich selbst: „Wenn ich angeregt werde, kann ich auch Phantasie haben.“ Und sich zu ihr kehrend sagte er lächelnd: „Das Schloß gebe ich zu, den Vogel sah ich aber nicht, der wird im Feuer gestorben sein.“

„Du hast Recht!“ antwortete sie.

Die ganze Nacht hindurch glühte das Feuer, und erst gegen Morgen war das Ganze eine trübe, rauchende Brandstätte.

Der Hausherr nahm seine Flinte und pfiff seinem Hund, um die Stätte zu besuchen und vielleicht unterwegs einen Hasen zu schießen. Auf dem Rückweg sah er in der Richtung seines Hauses einen dichten Rauch, und voll Besorgniß und Angst beschleunigte er seinen Gang. Bald sah er, daß seine Furcht nicht grundlos gewesen war: die Burg stand in Flammen, und als er athemlos sich näherte, sah er zu seinem noch größern Entsetzen seine Frau auf der Thurmzinne, von Flammen umgeben, während seine Leute im Hofe stier aufblickten.

„Eine Leiter! Eine Leiter!“ schrie er gebietend und verzweiflungsvoll.

„Durch Feuer zur Wiedergeburt!“ rief sie zu ihm hinab und verschwand in den Flammen.

À ma mère!

Eine Erinnerung aus den jüngsten Kriegstagen.

Von **Arnold Wellmer***).

I.

„Meiner Mutter!" Weiter kein Wort!

Ich stand auf dem kleinen freundlichen Kirchhofe von Petit Chesnay, einem verlassenen Dorfe zwischen Versailles und Paris, in der Richtung nach St. Germain zu, vor einem stattlichen weißen Marmordenkmale und las immer wieder — gedankenvoll und gedankentraurig auf dem Grabsteine nur die drei Worte: A ma mère . . .

Wer war die Mutter, die hier namenlos ruhte? Wer war das Kind, das der Mutter diesen Grabstein gesetzt hatte und seinen und ihren Namen nicht nannte? Und warum nicht?

Ich wußte Alles. Hatten doch Clairy und Madelon mir erst gestern Abend im Coeur d'or zu Grand Chesnay, dicht vor dem vergoldeten Gitterthore von Versailles, die trostlose Geschichte dieses namenlosen Grabes erzählt und erröthend ihre schönen, dunklen, traurigen Augen dabei niedergeschlagen. Und Papa Grissot, der Wirth vom Goldnen Herzen und der Vater von Clairy und Madelon, hatte grimmig dazu genickt und zwischen den Zähnen einen häßlichen Fluch gezischt — einen leidenschaftlichen, französischen Fluch gegen Louis Napoleon Bonaparte, der sich vor wenigen Monaten noch stolz nennen durfte: Kaiser der Franzosen!

* * *

In dem kleinen sauberen Café restaurant Coeur d'or war ich durch die Officiere der reitenden schlesischen Feldartillerie bekannt geworden und hatte an Papa Grissot manche Partie Billard und Trictrac verloren und an dem

---

*) Wir benutzen den Anlaß, den obige Veröffentlichung unseres geschätzten Mitarbeiters uns giebt, um auf ein höchst interessantes und reichhaltiges Buch desselben aufmerksam zu machen, welches soeben die Presse verlassen hat: „Bruder Studio! Studentengeschichten aus vier Jahrhunderten von Arnold Wellmer" (Berlin, Gerschel, 1872). Arnold Wellmer, welcher sich zuerst in weiten Kreisen durch seine vortrefflichen, ungemeines Aufsehen erregenden, mit „W. v. R." gezeichneten Kriegsberichte der „Neuen Freien Presse" bekannt gemacht (vielleicht die frischesten und farbenreichsten, die von einer deutschen Feder während des Krieges überhaupt geschrieben worden sind), entrollt in seinem neuen Buch eine Reihe bunter, gestaltenvoller Bilder aus dem deutschen Studentenleben, von dessen ersten Anfängen bis auf die Gegenwart — von den Tagen des Auszugs der deutschen Studenten aus Prag „vor 500 Jahren", bis zu den jüngstvergangenen, wo „Bruder Studio for ever!" — kein anderer als Fürst Bismarck! — florirte. Von einem Hauche wahrer Poesie durchweht, gemüthvoll und sprudelnd von einem kecken im besten Sinne studentischen Humor, gewährt dieses Buch eine sehr anregende Lectüre nicht nur für „Bruder Studio", und die, die es waren oder noch werden wollen, sondern ganz allgemein für jeden Leser und jede Leserin, denen diese originellen Geschichten ebenso sehr gefallen werden, als der muntere Ton, in denen der Verfasser sie erzählt.

Die Red. des „Salon".

Büffet, wo Clairy und Madelon stets neben einander hinter Batterien von Grog- und Liqueurgläsern und bunten Fläschchen saßen und nie lachten und nur traurig lächelten, den Winter hindurch ein wenig Französisch und viel junges, banges, französisches Herzweh kennen gelernt.

Madelon trauerte und bangte um ihren Verlobten, der bei Sedan gefangen und nach Deutschland transportirt worden war. Im October hatte er zuletzt aus Ulm geschrieben, daß er sich krank und müde fühle und daß ihn Sehnsucht nach seiner Madelon und nach Frankreich verzehre . . . und dann war auf alle Briefe der Braut keine Antwort mehr gekommen. War Pierre todtkrank, oder gar schon gestorben? — Dazu kam die Sorge beider Schwestern um ihren lieben jungen Bruder François, der — fast noch ein Knabe — beim Beginn des Krieges heimlich in die Mobilgarde eingetreten war und jetzt zu der Besatzung des Mont Valérien gehörte und hungern und frieren mußte, während den deutschen Siegern im warmen Coeur d'or die Cotelettes mit Champignons und die Hühnchen mit Kastanien so gut schmeckten. Als nach dem Ausfall am 19. Januar französische Gefangene durch Chesnay nach Versailles geführt wurden und Vater Grissot und seine Töchter angstvoll vor der Thür standen und ihre Augen suchend durch die Reihen irrten— da hatte ihnen ein Bekannter zugerufen: François sei bei Buzanval verwundet — er wisse aber nicht, ob gefangen, oder auf den Mont Valérien zurücktransportirt oder — — todt! In den Lazarethen von Versailles, in dem großen glänzenden „Salle des glaces" des Residenzschlosses der Ludwige, wo am Tage vorher mit hellem Jubel Deutschlands junger Kaiser die ersten Huldigungen der deutschen Fürsten und des deutschen Heeres empfing und wo vierundzwanzig Stunden später Hunderte von jungen, deutschen und französischen Kriegern bluteten und wimmerten und unter dem Messer der Aerzte zuckten — nicht selten im letzten Todeszucken . . . da fragten wir umsonst nach François Grissot . . . Wir hatten den ehrlichen Vater Grissot und seine guten, sittigen, traurigen Töchter lieb gewonnen und achten gelernt. Wir trauerten mit ihnen. Clairy und Madelon haben nie über ein französisches Wort von deutscher Zunge erröthen dürfen, nie vor einem deutschen Blick die Augen senken brauchen. Und Weihnachten saßen sie mit ihrem traurigen Lächeln mit unter unserm funkelnden, fröhlichen, deutschen Weihnachtsbaum.

Der Vater und die Töchter waren auch stets freundlich und dankbar gegen uns — gegen den Feind, gegen den Sieger — und wußten mit großem Tact ein Zusammenplatzen der deutschen und französischen Herzen und Zungen im Goldenen Herzen zu verhüten. Trat ein Franzose in's Local, von dem Papa Grissot wußte, daß er ein wenig Deutsch verstand, so flüsterte er uns sicher zu: „Reden Sie mit Vorsicht, meine Herren, er versteht die preußische Sprache (la langue prussienne!) sehr gut!" Väterlich warnte er uns vor seinem lieben Nachbar vis-à-vis, Mr. Bouillon, dem fetten Talg- und Fellhändler, der regelmäßig in seiner kurzen, blauen Blouse und den großen schwarzen Holzschuhen Abends im Coeur d'or erschien und sich Glas auf Glas Absynth mischte und seine langen rothen Ohren nach jedem deutschen Wort hinschlenkerte und die großen runden Augen stets noch größer aufriß, wenn wir ihn plötzlich deutsch anredeten, und den runden, dicken, rothborstigen Kopf hastig dazu schüttelte: „Je ne comprends pas, Monsieur — je suis un pauvre Français!" — „Er lügt, er versteht jedes Wort Preußisch so gut, wie Ihr. Er hat lange in Luxembourg gelebt und deutsche

Felle gekauft. Er ist ein Spion, ein Fuchs. Seht doch nur seinen rothen Kopf an. Hütet Euch, meine Freunde, vor seinen langen Ohren!" — sagte Papa Grissot nachher immer in großer Erregung.

Der kurze, dicke Mr. Bouillon haßte die Deutschen redlich, aber er mästete sich noch redlicher mit ihrem Fett und ihren Fellen. Er kaufte für wenige Sous die Felle und den Talg von den vielen, vielen Hammeln, die damals von Deutschland vor Paris geschlachtet und aufgegessen wurden. Mit den Blut- und Fleischabgängen, wenn sie in ein gewisses Stadium der Vergänglichkeit verduftet waren, mästete Mr. Bouillon auf seinem Hofe wol ein halbes Hundert allerliebster kurzbeiniger Hühnchen und mit diesen wieder seine eigene Rundlichkeit. Als aber unsere Soldaten die Hammel im Kreislaufe der Monate so sehr haßten, wie Mr. Bouillon die deutschen Soldaten, und ihre ganze Liebe auf Mr. Bouillons niedliche fette Hühnchen richteten, bis sie aus lauter Liebe auch das letzte aufgegessen hatten — da schwoll Mr. Bouillon's blaue Blouse förmlich zum Luftballon auf von dem gährenden Drachengift in seinem lieben Herzen.

„Wenn er könnte, er würde Euch Alle wie Ratten vergiften!" sagte Papa Grissot.

„Poison? — Gift?" schrie der Vorpostencommandeur, der draußen in Vaucresson hauste und gern zu den guten Champignoncotelettes des Coeur d'or hineinkam und sich immer abwechselnd von Clairy und Madelon ein Glas Knickebein nach dem andern „mit doppelter Courage" mischen ließ.

Und der arme Major, der wegen seines tollkühnen Muthes sonst einen so großen Ruf unter seinem schlesischen Volke hatte, wurde dies Wort „Gift" nicht wieder los aus seinem Herzen. Er aß sogar in dem freundlichen Coeur d'or keine Cotelette mehr, ohne daß Pipinet, Papa Grissot's kluger Affenpinscher, davon vorher die Hälfte verschlungen hatte, und Clairy und Madelon mußten jedes Gläschen Knickebein kosten, das sie ihm mischten. Als aber der Major in einer Zeitung gelesen hatte: „In Rouen hat ein Kramladeninhaber vier Preußen vergiftet, die bei ihm einquartirt waren. Er hat ihren Tod mit seinem Leben bezahlt. Sein letztes Wort war: Ich habe meine Pflicht als Franzose erfüllt. Möge Jeder desgleichen thun und Frankreich wird bald seiner Feinde entledigt sein . . .", da schauderte unser armer alter Freund schon bei jedem Bissen, bei jedem Schluck, den er Andere genießen sah. Er kam sogar nicht mehr in unser Goldenes Herz. Die Kameraden sagten kopfschüttelnd: „Die Vergiftungsfurcht ist bei dem Alten zur fixen Idee, zur Krankheit geworden. Er geht gar nicht mehr aus seinem Bau, aus den Vorposten heraus. Und dort setzt er jede Stunde sein Leben tollkühn, ja mit übermüthiger Laune auf's Spiel. Sein Haus in Vaucresson hat er erst verlassen, als Onkel Bullrians (Mont Valérien) Granaten keinen Dachziegel davon mehr ganz gelassen hatten. Aber, anstatt sich zurückzuziehen, ging er nur noch weiter und ganz unnützer Weise vor. Jetzt haust er mit seinem armen Burschen in einem noch ziemlich ganzen Hause vor Buzanval. Dort haben wir ihn gestern besucht. Er zeigte uns voll Stolz seine Granatensammlung und braute einen famosen Grog. Die Zuckerhüte dazu lieferte ganz warm Onkel Bullrian. Der Alte läßt auch Sie, Doctor, einladen, ihn draußen in seiner Einsamkeit zu besuchen. Das gäbe ein famoses Feuilleton. Und auf dem Rückwege können Sie einen Abstecher nach Schloß Beauregard machen . . ."

„Ah! Die Gräfin de Beauregard! Wo ist die schöne Engländerin, Mademoiselle Clairy?"

„Sie ist todt!" . . . und Clairy und Madelon erzählten mir mit leiser stockender Stimme und niedergeschlagenen Augen von dem traurigen Grabe auf dem Kirchhofe von Petit Chesnay, dessen weißer Marmorstein nur die drei Worte zeigt: „A ma mère! — weiter kein Wort, keinen Namen . . . weil der Sohn, der seiner Mutter hier dies Denkmal setzte, sich des Namens, der Vergangenheit seiner Mutter schämt . . .

Giebt es wol eine traurigere Scham für ein armes Menschenherz als die Scham eines Kindes über seine Mutter — eine unsterbliche Scham, die sogar über's Grab hinaus fortlebt? Und doch muß dies Kind seine Mutter geliebt haben, noch lieben — denn liegt nicht diese Liebe in dem einfach herzlichen Widmungswort: A ma mère?

Es bleibt doch das wunderlichste Ding — unser Menschenherz mit seinen Problemen und Contrasten!

* * *

Es war in den letzten Tagen des Januar, als ich dem alten närrischen Vorpostencommandeur dort draußen in seiner Höhle zu Buzanval und dem traurigen namenlosen Grabe auf dem Kirchhofe zu Petit Chesnay meinen Besuch machen wollte. Die bitterliche Kälte, die um Weihnachten und Neujahr herum vor Paris Millionen grimmigster deutscher Flüche über die Erfindung französischer Kamine ausgepreßt hatte, war überwunden. Der schöne helle Morgen voll Sonnenglanz und Frühlingsduft und Kanonengebrüll lockte mich hinaus. Ja, die deutschen Kanonen hatten noch nie so laut, so ununterbrochen gegen das trotzige Paris gebrüllt, das nun schon Monate lang hungerte und verhungerte und sich noch immer nicht der eigenen Vernunft und der deutschen Gnade ergeben wollte, wie an diesem Morgen. In den Avenuen knospeten schon die uralten Linden, die einst den französischen Königsglanz zu Versailles umgrünt hatten, und in den Zweigen zwitscherten die Vögel hell in das dumpfe Kanonengebrüll hinein. Vor der Präfectur, an deren Fenster Deutschlands junger Kaiser lehnte und auf dessen Dache Preußens Königsfahne wehte, spielte Militairmusik:

„Das Band ist zerschnitten,
War Schwarz, Roth und Gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen;
Und unsre Burg ist Gott!"

Dasselbe Lied August von Binzer's, das einst — vor einem halben Jahrhundert deutsche Jünglinge auf Jenas Markt so traurig sangen — ein Abschiedslied der aufgelösten allgemeinen deutschen Burschenschaft, deren kühnste Träume ja weiter nichts hofften, wollten, als was jetzt am 18. Januar im Versailler Königsschloß so fröhlich fertig geworden war: Deutschlands Einheit und Einigkeit! Und dies Lied war viele, viele traurige Jahre hindurch in Deutschland verboten — und wer es dennoch sang, ward als Demagoge eingesperrt . . .

„Die Einigkeit erregte
Bei Guten selbst Verdacht . . ."

Und heute wurde dies Lied so fröhlich und frei vor Deutschlands Kaiser gespielt. Die Zeiten sind eben besser, lichter, gesunder geworden.

Da kamen die Avenue de Paris herauf zwei Equipagen gerollt. Sie sahen wie Trauerkutschen aus. Schwarz waren die Wagen, schwarz die Pferde, ganz schwarz gekleidet die Kutscher und Diener auf dem Bock. Und die Männer in den Kutschen sahen erst recht wie Trauergefolge aus. In dem ersten Wagen saß ein stattlicher Mann mit todtblassem Gesicht und weißen Locken und langflockigem weißen Bart und großen traurigen Augen ... Mr. Jules Favre! Er kam nach Versailles, um über den Frieden zu unterhandeln — viel, viel demüthiger und einsichtsvoller, als vor vier Monaten zu gleichem Zweck nach dem Rothschild'schen Schlosse Ferrières zu Mr. de Bismarck. Und Mr. Jules Favre zu Ehren — vielleicht sogar auf seinen Wunsch — brüllten die deutschen Kanonen heute so laut und anhaltend, wie noch nie zuvor. Sie sollten dem harthörigen, halsstarrigen Paris eine heißere Sehnsucht nach Frieden einflößen.

Ich aber ging in den flimmernden, dröhnenden Morgen hinein — durch verwüstete Dörfer, an zerschossenen Villen und zerstörten Gärten ... und vielen, vielen rauchgeschwärzten Trümmerhaufen vorüber. Und je weiter ich kam, desto grausiger wurden des Krieges Verwüstungen, desto größer die Trümmerhaufen. Nirgends eine Spur von französischem Leben. In den unheimlichen Häusern, die noch nicht ganz zerschossen waren, hatten sich die deutschen Vorposten eingerichtet, so gut und so schlecht es eben ging. Wie sich aber Alle, Alle nach Deutschland sehnten! Auf meinen guten Passirschein und auf meinen deutschen fröhlichen Gruß und Handschlag kam ich durch. In Vaucresson aber riethen sie mir dringend, bei ihnen zu bleiben und guten Glühwein zu trinken, denn weiter hinaus fange es an fürchterlich zu werden. Onkel Bullrian habe es heute ganz besonders auf La Celle St. Cloud und Bouzanval abgesehen. „Aber, wenn der Major es dort aushält ..." wandte ich ein. „Ja, der hat den Teufel im Leibe — dem thun die Granaten nichts!" war die lachende Antwort.

Ich ging weiter. Der Mont Valérien feuerte unaufhörlich. Seine Hauptbatterieen spielten freilich gegen die preußische Batterie I im Park von St. Cloud, einzelne Geschütze streuten aber auf's freigebigste ihre Granaten nach Malmaison, Bougival, wo deutsche Vorposten standen, und besonders auf die Höhe bei La Celle St. Cloud, wo Onkel Bullrian die Errichtung neuer deutscher Batterieen zu fürchten hatte. Vor Bouzanval, dem einst so reizenden Sommersitze des Prinzen Murat, sah ich einen Mann auf mich zukommen, der schwer zu tragen schien ... Ist's möglich? — Richtig, unser alter Major. „Und was tragen Sie so schwer unter Ihrem Paletot?"

Lächelnd wickelte er seinen alten verblichenen Paletot auf und zeigte mir eine große uncrepirte Granate. „Noch ganz warm!" lächelte er. „Soeben erst von Onkel Bullrian's Feuerherd angelangt ..."

„Aber um's Himmels Willen, Herr Major, wenn das Ding jetzt crepirt ..."

„So crepiren wir Beide wahrscheinlich mit!" sagte er mit einem wahren Kindeslächeln. „Ein ehrlicher Soldatentod!"

„Pardon! Ich bin ja aber gar kein Soldat, Herr Major!"

„Mitgegangen — mitgefangen — mitgehangen! Es kommt Alles auf Eins heraus. Aber jetzt wollen wir meinen Schatz in Sicherheit bringen und es uns in meiner Häuslichkeit ein wenig bequem machen. Doctor, Sie

sollten eigentlich ein guter Kamerad sein und die Granate ein Endchen tragen. Sie ist verdammt schwer. Aber ich sage Ihnen vorher: lassen Sie das Herzblättchen fallen, so haben wir nachher schwerlich Zeit, daß ich Ihnen schön Dank sagen kann!"

Ich muß bekennen, ich habe unter meiner seltenen Last weidlich Angst geschwitzt und den alten Major in's Pfefferland gewünscht und während des ganzen Feldzuges nie eine solche Sehnsucht nach Deutschland verspürt, wie in jenen Minuten . . . bis wir eine wunderliche kleine Villa, ein Paar Hundert Schritt rechts von Buzanval, nach St. Cloud zu, erreicht hatten. Die Villa war ziemlich regelmäßig — dreieckig! Aber nicht durch die Laune des Baumeisters, sondern durch eine Riesengranate des Mont Valérien, die sehr sauber die vierte Ecke und damit die halbe Villa fortgeputzt hatte. Nur das Dach ragte ziemlich vollständig über diese Leere hinaus. „Das ist mein Tusculum, Doctorchen. Sie sollen mal sehen, wie behaglich es drinnen ist. Und so bequem: man braucht nicht mal eine Thür zu öffnen, um in's Haus zu treten . . . Jetzt aber lassen Sie mich das Zuckerpüppchen tragen. Sie könnten auf diesen ungewohnten Trümmerwegen stolpern und das kann das Kindchen nicht vertragen. Ist es nicht sehr freundlich von dem französischen Onkel da drüben, daß er gerade der unbewohnten Ecke meines Häuschens gestern Abend seine Visite machte?"

Fast hätte ich mich auf dem gottlosen Wunsche ertappt: Hätte er doch die andere Ecke gleich mitgenommen, so könntest Du eilends in civilisirtere Gegenden entfliehen . . . So aber mußte ich dem alten Major über Steinhaufen und Balken und Möbeltrümmer nachklettern — in einen unheimlichen halben Speisesaal hinein, an dessen Rückwand noch ein großes Büffet von geschnitztem Eichenholz stand, reich mit kostbar gemaltem Porzellan und blanken Britanniaaufsätzen zum Wärmen der Speisen besetzt — gerade als wäre eine reiche, glückliche Familie vor einigen Stunden erst vom Dejeuner aufgestanden Schwarze Serviettenbänder von Horn lagen in einem Körbchen, jedes mit einem Silberplättchen versehen und den Namen: Henry — Anatole — Louis — Jeannette — Anne — und um einige waren Papierstreifen geschlungen mit den Namen von fröhlichen Gästen aus Paris . . .

„Und hier ist mein Museum!" sagte der Major und schlug eine grüne Portière zurück und öffnete eine Thür.

„Wahrscheinlich auch Dein Mausoleum, alter Freund!" — dachte ich.

Es war die Bibliothek und das Schreibzimmer des Hausherrn gewesen. Auf den Gestellen fehlten aber schon viele Bücher. „Damit läßt sich famos Feuer in den sacramentschen Kaminen anmachen!" sagte mir nachher Freund Käse, des Majors Leibbursche. Sonst war die Bibliothek noch wohlerhalten und mit weichen Teppichen und grünen Sammetfauteuils behaglich ausgestattet. In dem großen weißen Marmorkamin mit dem deckenhohen Goldspiegel brannte ein lustiges Feuer. Auf diesen Kamin stellte mein Major behutsam seine theure Granate — zu einem Dutzend wolconservirten Geschwistern in allen Größen. Auch auf den Bücherschränken, neben den Büsten von Voltaire, Lamartine, Rousseau, Racine u. A. standen ganze uncrepirte Granaten oder seltene Granatsplitter. Der Holzrahmen der Matratze an der Wand ruhte auf sechs aufgerichteten Vierundzwanzigpfündern. Cigarrenschaale und Aschbecher waren „wundervolle" Granathälften. Die Feuerbänke im Kamin bestanden aus halben Granaten. Als Fußschemmel harrten ganze gefüllte Granaten dicht vor dem Feuer . . . Und wenn eine

jetzt in's Rollen kam . . . Wahrhaftig, ich griff mir einige Mal nach meinem Kopf, ob ich ihn denn wirklich noch hatte!

Und mit welchem Entzücken der Alte mir sein französisches Granatensortiment zeigte und erklärte! Er nahm sogar einen Feuerbrand aus dem Kamin, sie gehörig zu beleuchten. Mir wurde immer schwüler dabei zu Muth. Ich glaube fast, ich hätte die Granate segnen können, die durch ihr Platzen diesem grausamen Spiel ein Ende gemacht hätte. Und ich sollte hier auch noch Gastfreundschaft genießen! Um keinen Preis wollte der alte Herr mich ungetränkt und ungesättigt fortlassen. Er war glückselig, Jemanden zu haben, dem er sein Museum zeigen konnte. Er trauerte schon jetzt darum, daß er es nicht ganz mit nach Deutschland nehmen könne. „Denn Sie wissen, Doctor, die Polizei zu Hause hat wunderliche Lebensansichten . . .“

Käse wurde gerufen . . . Käse kam nicht, antwortete nicht, „Die Memme hockt sicher wieder im Keller!“ und der alte Herr donnerte mit einigen Granatstücken gegen den Fußboden. Da erschollen unter uns dumpfe Töne und es stampfte herauf . . . näher und näher. Die Thür that sich auf und es trat herein und sagte in Grabestönen: „Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister.“ Es sah aus wie eine in einen schäbigen fleckigen Commismantel geknöpfte Dreihellersemmel: oben dick — in der Mitte dick — unten dick. Der obere Semmelknopf war am täuschendsten: so rund und gelb und nichtssagend. Es war aber ein Menschenkopf mit kurzen gelben Haaren und gelblichen Augen und einem „Teint“, der wie eine einzige große Sommersprosse aussah. Eine Nase ist mir wirklich nicht aufgefallen — wol aber ein Mund so breit, als ob das Bäckermesser ihn mit besonderer Wollust in den Teig gerissen habe. Um den Hals trug der Kopf ein großes Stück einer grünseidenen Fenstergardine gewürgt. Der grüne Reflex gab der Semmel das verdächtige Ansehen des Halbgaren, Nichtganzausgebackenen. Das Ganze war aber: Käse, Sebastian Thimotheus Käse aus Grüneberg, Kammerdiener, Leibkoch, Museumsverwalter &c. des Majors.

„Wie gefällt Dir die neue Granate, Käse, die da auf dem Kamin steht?“

„Recht niedlich, Herr Oberstwachtmeister — aber ich wollt' wirklich, es wäre schon vorbei!“

„Was vorbei?“

„Nun das Indieluftfliegen, zu Befehl!“ sagte Käse treuherzig in seinen tiefsten Grabestönen.

„Memme, denkt immer nur an sich! Was giebt's zu essen?“

„Comme toujours, Herr Oberstwachtmeister: Erbswurstsuppe und Hammelkeule . . .“

Es war wirklich nicht unsere Henkersmahlzeit, wie ich bei jedem Bissen dachte. Aber die Tafelmusik, die der Mont Valérien dabei aufspielte, werde ich nie vergessen. Der herrliche Wein, den Käse in seinen Mußestunden irgendwo entdeckt hatte, half über manche Küchenscrupel hinweg.

Wehmüthig sah Käse mir beim Abschied nach. „Und wenn Sie die Geschichte in die Zeitungen schreiben, Herr Doctor, wie der Herr Oberstwachtmeister mit allen seinen Granaten in die Luft flog — dann schreiben Sie noch dazu: sein treuer Sebastian Thimotheus Käse aus Grüneberg flog mit ihm! — Das wird mir eine Tröstung und eine große Ehre sein . . .“ Thränen erstickten seine Stimme.

„Doctor“ — sagte der Major draußen beim letzten Händeschütteln wichtig und leise zu mir — „Ihr Schriftgelehrten wollt doch auch keine schlechten Menschenkenner sein. Haben Sie den Käse ordentlich angesehen? Trauen Sie ihm zu, daß er mich lebendigen Leibes vergiften könnte, um nur fort aus meinem Granatenmuseum zu kommen? Der Kerl liebt meine Granaten nicht . . .“

Nein, ich traute das dem ehrlichen Käse nicht zu. Und die Zukunft hat mein Vertrauen glänzend gerechtfertigt. Käse und sein Major sind längst in Frieden und mit siebzehn Ctr. französischer Granaten nach Schlesien zurückgekehrt. Aber noch heute muß ich oft daran denken: Lieber Himmel, wie ist's nur möglich, daß Du solche Gegensätze in einem tapfern Majorsherzen zulassen kannst: — diese Granatensucht und jene Giftfurcht?

* * *

Auf der Straße von Bougival nach Versailles zurück kam ich an eine lange Parkmauer. Dahinter sollte also Schloß Beauregard liegen. Aber nirgends war eine Einfahrt zu sehen. Die beiden Thore an den Parkecken nach Bougival-Paris und nach Versailles zu waren in „Tambours“ verwandelt — vorgebaute Pallisadenhalbkreise. Die derben ungeglätteten Baumstämme hatte der schöne alte Park geliefert. Zwischen den Baumstämmen waren schmale Lücken für Gewehrläufe, die Straße nach allen Seiten hin zu bestreichen. Die ganze Parkmauer hatte man mit Schießscharten versehen, geschossene Mauerlücken durch eingerammte Baumstämme ausgefüllt. Schloß und Park Beauregard waren also eine kleine Festung. Wie hineinkommen? Nirgends eine Menschenseele zu sehen. Ich entschloß mich, auf gut Glück beim letzten Tambour überzuklettern. Aber kaum saß ich oben auf den Baumspitzen — so donnerte es mir zu: „Halte! ou je vous brûle la cervelle . . .“

Himmel! War ich etwa anstatt nach Chateau Beauregard an einen von den Franzosen besetzten Park vor Paris gerathen? Ich war wie vom Blitzstrahl betäubt. Wie ein Vogel auf der Leimruthe klebte ich rathlos auf den Pallisaden und Toussaint-Langenscheidt waren wie eingerostet in meiner Kehle.

„Vous vous rendrez prisonnier ou . . .“

„Liebster Freund, wie können Sie mit Ihrem Französisch einem ehrlichen Landsmann einen solchen Schreck einjagen!“ athmete meine friedliche Lunge erleichtert aus. Ich zog meinen großen, einstens weißen „v. Podbielski; vor Paris nichts Neues! Großes Hauptquartier Sr. Maj. des Königs“ aus der Brusttasche meines kriegszerfahrenen Sommerrocks — war ich doch im Sommer in den Krieg gezogen, mit dem Versprechen, in vier Wochen als Sieger heimzukehren! — ließ diese Friedenstaube zu den Füßen des lieben blauen deutschen Kriegsbruders, in dessen Gewehrlauf ich noch immer verzweifelt gerade, fast bis auf der gewundenen „Seele“ Grund hinabblicken konnte, niederflattern: „Voilà! ma légitimation, mon brave!“ — und sprang erst auf das „Gewehr in Ruh!“ dem großen Hauptquartier nach. Zum Glück in die Arme eines leichtlebigen breslauer Studenten hinein, der mich jubelnd an sein Herz schloß und mir sogleich eine große rothe Weinflasche aus der geheimen Schatzkammer seines Brodbeutels kredenzte: „Gott sei Dank! doch endlich — endlich eine mittrinkende Brust unter diesen langweiligen kahlen Baumlarven! Eine Stunde und $34^3/_4$ Minuten habe ich schon allein auf diesem

gottvergessenen einsamen Posten trinken müssen. Und wäre nicht hin und wieder ein Lebenszeichen — ein glühender Gruß durch die Bäume gesaust . . . bei Madame de Beauregard's ruhelosem schönen Schatten, der Nachts durch diese unheiligen Hallen wimmern soll — ich wäre hier längst zum Hamlet geworden! Aber trinken Sie doch — bester Burgunder aus Madame Piscatore's Weinkeller dort oben. Und wir haben noch Vorrath für einige Monate Belagerungsdurst . . ."

„Ah! Madame Piscatore! Richtig, sie war ja seit zwei Jahren die glückliche Besitzerin des stolzen Chateau Beauregard. Und ich hatte Madame selber schon oft gesehen — in der deutschen Relaispost der Avenue de Paris zu Versailles, die auch französische Briefe besorgte. Am Schalter saß ein junger, hübscher, lustiger Postsecretair, der das Französische recht flott radebrechte und bei den Französinnen ganz außerordentlich beliebt war. Die böse deutsche Welt behauptete sogar: Mesdames und Mesdemoiselles kämen nur deßwegen so oft auf die deutsche Post, um mit Mr. le joli Prussien ein wenig zu parliren und zu coquettiren und zu lachen . . . Zu Weihnachten kamen sie Alle, um sich den närrischen, großen, blanken, deutschen Weihnachtsbaum im Postzimmer anzusehen und darüber sich halb todt zu lachen und ihrem süßen, jungen Postadonis allerlei Leckereien und hübsche Andenken zu bringen. Zu diesen Verehrerinnen deutscher Blüthe gehörte auch Mad. Piscatore, selber schon bedenklich über die Blüthe hinaus. Der Verehrte erzählte mir: „Madame heiße eigentlich Fischer und sei eine reiche Bremenserin. Sie finde aber, „Piscatore" klinge in Versailles und Paris nobler — und diese Noblesse erlaubten ihr ihre reichen Mittel. Seit sie vor zwei Jahren Chateau Beauregard gekauft habe, wolle sie überhaupt von Deutschland nichts mehr wissen. Das wüßte aber auch der Brigadestab, der draußen im Schloß Beauregard liege, und Madame sei die Alternative gestellt, täglich für vierundzwanzig Officiere das Dejeuner und Diner hinauszuliefern oder ihr Schloß in ein Lazareth verwandelt zu sehen . . . Madame habe, Gift im Herzen, das Erstere vorgezogen. Seit der Zeit aber und seit Prinz Karl von Preußen in ihrer schönen Equipage spazieren fahre, hasse sie die Prüssiens mehr als die eingefleischteste Französin . . ." Andere setzten hinzu: „Nur den preußischen Post-Beau liebe sie — fürchterlich und hoffnungslos. Der ziehe die Soupers einer französischen Engländerin vor."

. . . Also dieser Madame Piscatore guten Burgunder trank ich mit meinem lustigen breslauer Studenten im Tambour des Parks von Beauregard. Der Gute verlangte nicht einmal, daß ich mich über den Tambour rückwärts concentrire. Ich mußte ihm nur beim letzten Schluck und Händedruck versprechen: was auch kommen möge — ihn und seinen Tambour niemals gesehen zu haben! Dann schlug ich mich dankbaren Herzens rechts in die Büsche — und immer sacht bergan, einem weißen Gebäudeschimmer entgegen!

Welch' ein großer und großartiger Park! Wie ein Wald — wol eine Meile weit dehnt er sich aus. Und wie schön muß es erst unter diesen herrlichen alten Bäumen sein, wenn der Frühling mit ihren jungen Blättern spielt und singende Vögel sich drin schaukeln, wenn wolgepflegter Rasen sich unter ihnen sammetgrün dehnt, durchglüht von Flieder- und Rosenbosquets und muschelgefaßten Beeten mit Aurikeln, Tulpen und Ranunkeln, wenn schöne, schlanke Frauen gleich lichten Riesenblumen durch die Bäume blinken und fröhliche Kinder sich auf den Weihern in goldblitzenden Gondeln schau-

keln und ihr helles Lachen so friedlich, so glücklich, so kinderrein zum sonnenblauen Himmel hinauf klingt . . .

Ja, so wandelte hier einst jene schöne, schlanke, englische Frau, die jetzt draußen unter dem weißen Marmorstein auf dem nahen Friedhofe von Petit Chesnay so still und — namenlos ruht . . . und so spielte und lachte hier damals auch jenes glückliche Kind, das die Worte Sünde und Schande noch nicht ahnte und seine schöne Mutter so zärtlich liebte und Den mit seinem fröhlichsten Lachen ausgelacht hätte, der so grausam sein konnte, in dies Kindesherz die Giftworte zu träufeln: „Dereinst wirst Du Dich des Namens Deiner Mutter schämen — sogar über ihr Grab hinaus . . . Unglückliches Kind . . .!"

Und dann stand ich auf der Terrasse vor Schloß Beauregard. Ein vornehmes graziöses weißes Gebäude, leicht und sommerlustig. Die hohen Bogenfenster der langen Gartenfront gehen bis auf die Terrasse herab. Wenn sie an Sommerabenden geöffnet waren und durch die gold- und spiegelblanken Säle glitzerte eine diamantenfunkelnde, lustrauschende Gesellschaft . . . und von der Terrasse herein strömten die Orangenbäume ihren süßen Duft . . . welch' ein Sommernachtstraum von Erdenglanz und Lebensglück, von Lust und Herrlichkeit und — — Lüge!

Ja, an diese Lüge mußte ich denken, auf der öden, winterkahlen, verwilderten Terrasse von Chateau Beauregard! Und all' jener Glanz erblich mir zu faulem Weidenholz, das nur im Finstern trügerisch zu leuchten vermag. Und doch — wie grausig viel schamrothe Sünde und schamlose Schande hat dazu gehört, diesen faulen Erdenglanz: Chateau Beauregard, aufzubauen . . .!

Mich fröstelte. Und mir graute fast am hellen Tage vor den leichenduftathmenden Gespenstern der Vergangenheit auf der einsamen Schloßterrasse . . .

In den hohen Gartensälen leuchteten lustige Kaminfeuer. Belagerungsmüde Officiere saßen vor dem Kamin am Kartentisch und bei Mad. Piscatore's gutem Burgunder.

Wie große Vogelbauer springen an jedem Flügel der Gartenfront hohe runde grüngegitterte Glashäuser vor. Darin standen die erstorbenen — verdursteten und erfrorenen — köstlichen Orangenbäume und andere fremdzonige Gewächse in Kübeln und Töpfen — und zwischen diesen Leichen wandelten langsam, schläfrig, traumhaft preußische Posten auf und ab, das Gewehr im Arm, die fröstelnden Finger wechselweise in die weiten grauen Mantelärmel geschoben — die Gedanken wol daheim in Deutschland . . . eins und zwei — eins und zwei . . . .

Und von drüben herüber brummten wild, kampfzornig die deutschen und die französischen Kanonen . . .

Keine Menschenseele kümmerte sich um mich. Wie in einem verwunschenen Schlosse wanderte ich frei umher, von der Terrasse durch die Höfe von Schloß Beauregard mit den prächtigen Stallungen und Remisen und Wirthschaftsgebäuden — und dann langsam weiter durch den Park.

Ich kam an ein reizendes Parkwärterhäuschen im Schweizerstyl. Soldaten hatten ihr Quartier darin aufgeschlagen. Sie sagten mir: „Dort im Grunde liege Petit Chesnay — die kleine weiße Kirche mit den wenigen Häusern . . ."

Dort also sollte ich es finden, das Ende dieser stolzen Herrlichkeit von

Chateau Beauregard ... neben jenem weißen Dorfkirchlein ein — namenloses Marmorgrab ...

Gedankenvoll stieg ich in's Thal hinab — — zwischen Feldern, auf denen theils noch die Herbstfrucht faulte, dann aber auch trotz Kanonengebrüll der friedliche Pflug hoffnungsvolle Furchen zog!

Kirche und Kirchhof liegen auf dieser Seite am Anfange des Dorfes. In der ersten Hausthür lehnte ein deutscher Reitersmann und schaute in die große rothe Sonne, die nicht weit vom Untergange war. Die kurze Soldatenpfeife war ihm darüber ausgegangen. Sie hing in der rechten Hand schlaff nieder. Ob er wol an die deutsche Sonne dachte — weit — weit? Er sang ein wehmüthig Reiterlied ...

„Ach wie bald! ach wie bald
Welket Schönheit und Gestalt!
Prahlst Du gleich mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen —
Ach, die Rosen welken all'!"

Eine hohe weiße Mauer umgiebt den Friedhof hinter dem Kirchlein. Junge dunkelgrüne Tannen und Cypressen ragten über die Mauer auf. Die Pforte war geschlossen. Ich läutete. Die ferne Glocke schrillte heiser. Sie war gesprungen. Endlich hörte ich es heranschlürfen, langsam und schwer. Der Riegel wurde mühsam zurückgeschoben. Ein widerlicher Duft von Knoblauch und ordinärstem Absynth quoll mir entgegen. Ein altes, abschreckend häßliches Weib in schweren Holzschuhen, eine Männerblouse über die zerlumpten Röcke gezogen, stand vor mir. Graues Haar hing ihr wirr um das verwitterte Gesicht und ein einzelner langer, gelber Zahn über die eingefallene Unterlippe nieder. Sie blinzelte mich mit den entzündeten Augen scheu an.

Ich nannte den Namen Mad. de Beauregard ...

Da lachte sie heiser — cynisch auf: „Diable! la belle Anglaise! Peste! Vous venez trop tard, mon beau ... Voilà!"

Voller Ekel wendete ich mich ab. Die Trunksucht ist in Frankreich unter den Weibern des Volkes viel mehr verbreitet, als unter den Männern. Und von der Frivolität dieser verthierten Weiber hat das deutsche Herz keine Ahnung — Gott sei Dank!

Ich ging allein den schmalen Weg weiter — zwischen den jungen Tannen und beschnittenen Buchs- und Taxusbäumchen und den vielen Gräbern mit den Namentafeln und den glitzernden Perlenkränzen und Gipsenglein und bunten Bildchen mit knieenden Trauergestalten vor grasgrünen Gräbern, von Trauerweiden überhangen, mit großen gelben Schmetterlingen oder Stiefmütterchen und den Widmungen: A mon frère! Priez pour lui! — A ma belle fille! Une larme pour moi! ...

Und dann stand ich vor einem einsamen Grabe zwischen schlanken, immergrünen Cypressen und einem großen, prunkenden weißen Marmorstein und dem Worte! A ma mère! ... Und weiter nichts!

Ich stand lange da — gedankenvoll und gedankentraurig!

---

* * *

Es war in den ersten Maitagen 1839. Londons schöner Hyde-Park lachte schon in voller Frühlingspracht frisch und saftgrün, blühend und duftend, sonndurchblitzt und menschendurchrauscht.

Am Anfange von Rotten-Row, der großen Reitallee, die nach Kensington-Gardens führt, lehnte im Schatten unter einer Ulme ein schlankes, junges Mädchen, in der Hand ein Körbchen mit Veilchensträußen. Sie war gar ärmlich gekleidet, die kleine Blumenhändlerin. Das dünne Kattunkleidchen war überall zu kurz und zu eng und vom vielen Waschen ganz verblichen. Und dennoch sah die Kleine hübscher aus, als ihre geputzten Concurrentinnen, die sich mit prunkenden Mairosensträußen und glitzernden, lachenden Augen zudringlich an die vornehmen Reiter drängten und ein häßliches Wort, sogar einen kleinen Hieb mit der Reitgerte nicht übel nahmen. Sie hatte ein feines, süßes Kindergesicht, nur etwas zu mager und blaß, mit großen, traurigen, blauen Augen und langes, golbglänzendes Haar, in natürlichen Locken in den Nacken zurückgestrichen. Die schlanke Figur hatte das Eckige der Unreife schon fast ganz abgestreift und in allen Bewegungen etwas ungemein Leichtes, Elastisches, Anmuthiges. Sie trat an keinen Reiter heran, um ihre Veilchen anzubieten. Und Niemand kam zu ihr, einen Strauß zu fordern. Ja, wenn es noch März gewesen wäre! Jetzt waren die Veilchen längst aus der Mode. Und sie hatte keine anderen Blumen. Die letzten Veilchen hatte sie mühsam draußen am Parksaum im Schatten gesucht und der Parkwärter hatte sie zuletzt fortgejagt. Sie stand heute zum ersten Mal öffentlich mit Blumen aus. Die Mutter hatte es nie leiden wollen, obgleich sie so sehr, sehr arm war und als Arbeiterin für ein Puppengeschäft Mühe hatte, sich und ihr Kind durchzubringen. Und seit zehn Tagen lag die Mutter an der Auszehrung nieder und im Hause war kein Brod und kein Geld. Der Puppenhändler wollte auch keinen Vorschuß mehr geben. Da hatte die Mutter es erlaubt, daß Eliza Veilchen pflückte und in den Hydepark zum Verkauf trug. Aber vorher hatte sie ihr Kind an sich gezogen und ihr zitternd-zögernd ein keusches Wort zugeflüstert: „Laß Dich durch keine Schmeichelei, durch kein Geld verlocken zur Sünde! Nimm nur für Deine Blumen Geld an. Höre auf Niemanden, der Dir schöne Kleider verspricht und sagt, Du sei'st schön. Sie lügen. Ich weiß es. Ich war auch einst jung. Kehr' zurück zu mir so rein und gut, wie Du gehst. Gott segne Dich, meine Eliza!“

Einen einzigen Versuch hatte Eliza gemacht, und war gleich den anderen Blumenmädchen in die Reitallee hinausgetreten und hatte ihre Veilchen im Körbchen in die Höhe gehalten ... Ein Sonnenstrahl fiel durch die Bäume auf ihr goldenes Haar und ihre reine Stirn ... Das junge Mädchen hatte keine Ahnung davon, wie schön sie in ihrer anmuthigen Haltung sei ... Und ein vornehmer Reiter hatte sein Pferd dicht vor ihr parirt und sie mit so seltsamen Augen angeschaut und ihr Geld versprochen — viel Geld — sündlich viel Geld ... Aber er hatte keine Veilchen dafür verlangt ... Die hatte er wol nicht einmal gesehen ... Eliza sollte nur mit seinem Diener mitgehen ...

Da hatte sie mit einem Mal das zitternde zögernde Wort der kranken Mutter verstanden. Und sie war weinend in den Schatten der Platane geflohen. Sie hatte aber doch gehört, wie er lachend davon geritten war...

Eliza hatte nicht wieder den Muth gehabt, ihre armen Veilchen zum

Kaufe anzubieten. Sie hatte noch keinen Penny verdient. Und die Sonne wollte bald untergehen. Viele schöne geputzte Ladies ritten mit ihren Cavalieren schon nach Hause — gewiß zum Diner mit einem warmen Süppchen und einem guten Stück Roastbeef und Pudding, wie Eliza vorige Weihnachten bei der Puppenhändlerin zu essen bekommen hatte . . .

Das junge Herz wuchs ihr so sehnsüchtig nach ein wenig Lebensglück und nach Roastbeef und Pudding. Und sie sollte hungernd zur kranken, hungernden Mutter zurückkehren — ohne einen Penny . . .

Nein, sie mußte noch einen Versuch machen bei einer schönen, reichen Lady. Die sahen ja Alle so glücklich und gut aus, wie lichte Engel . . . Und schüchtern, demüthig trat sie mit ihrem erhobenen Blumenkörbchen auf eine junge Lady — wol kaum vierzehn Jahre alt — mit taubensanften Augen, von röthlich goldenen Locken umflattert, im prächtigen Reitkleid von dunkelblauem Sammet zu und sagte leise: „Bitte, Mylady, kaufen Sie mir ein einziges Sträußchen ab — aus Barmherzigkeit . . .“

„Fort! Verworfene, Unverschämte oder . . .“

Schon sauste Mylady's Reitgerte auf Eliza's Hand nieder, daß die Blumen in den Weg fielen. Schluchzend bückte das Mädchen sich, zitternd, verwirrt suchte sie die Sträußchen zusammen — — bis eine Stimme sie aufschreckte: „Kind, sie werden Dich überreiten!“

Sie sah auf — zu einem Reiter. Er war sicher dreißig Jahre alt und nicht schön, nicht lustig — und er bot ihr kein Geld und verlangte nichts von ihr. Er sah sie unter gesenkten Augenlidern prüfend an. Dann nickte der für die kleine Gestalt zu schwere Kopf mit der gelbblassen Gesichtsfarbe und der großen energischen Nase wie im Selbstgespräch leise, zufrieden und eine sanfte einschmeichelnde Stimme sagte: „Kind, was fehlt Dir?“

Da ging ihr das ganze bange, junge Herz auf und sie erzählte dem guten, sanften Herrn Alles — von ihrer kranken Mutter und ihrer großen Noth . . . Und zuletzt ritt der gute, sanfte Herr neben ihr her bis an das armselige Häuschen, in dem die Mutter krank lag. Und vor der Thür nahm er einen Veilchenstrauß aus dem Körbchen und drückte ihr ein Geldstück in die Hand — eine echte blanke Guinea . . . Mit einem guten Wort ritt er davon! Und er hatte für das viele Geld wirklich weiter nichts verlangt, als einige wilde Veilchen! Es gab also doch noch Engel auf Erden! O, wie sie diesen Engel liebte und segnete! Und wie der Mutter die gute, heiße Suppe wohlthat, die sie für das Geld aus der nächsten Garküche holte — und ihr erst das Stück Roastbeef und Pudding, das sie auf Geheiß der Mutter für sich mitbringen mußte. In ihr Gebet und in ihren Traum schloß sie den guten, sanften Engel aus dem Hydepark mit ein! Sie hatte beim Aufwachen nur den einen Wunsch: ihn wieder zu sehen!

Und sie sollte ihn wiedersehen — bald — oft — nur zu oft . . . Als die Mutter nach einigen Wochen gestorben und begraben war — folgte Miß Eliza Howard ihrem Freunde, Prinz Louis Napoleon Bonaparte, in eine hübsche, kleine Wohnung nach Kensington. Sie wußte längst, daß er kein Engel war. Sie wußte, warum er ihr jenes erste Geldstück gegeben und so gut und sanft und väterlich zu ihr gesprochen hatte. Er hatte sich zu jenen Veilchen bald noch eine andere Blüthe von ihr geraubt. Der hatte sie viele Thränen nachgeweint. Aber sie liebte ihn — den ersten Mann! Und er war auch gut gegen sie, brachte ihr schöne Kleider und allerlei blankes Spielzeug. Oft zog er sie kosend auf den Schooß und spielte mit ihren

Locken und sagte: „Kind, Du trägst einen königlichen Namen, eine Katharina Howard war einst Königin von England . . . und Du hast eine schönere Stirn für ein Königsdiadem. Ich werde nach Frankreich gehen und Dir — uns eine Krone holen . . .“

Sie lachte — und als Prinz Louis Napoleon Bonaparte Anfang August 1840 mit dem Grafen Montholon, dem General Voison und dreiundfünfzig anderen Abenteurern und einem zahmen Adler auf dem gemietheten Londoner Dampfer „The city of Edinburgh“ Londons Hafen verließ — da stand Miß Howard am Quai und weinte bitterlich . . . Und nach wenigen Tagen wußte sie, daß der König von Frankreich sich die Krone nicht hatte nehmen lassen wollen und daß der Vater ihres ungebornen Kindes gefangen war. Boulogne hatte zuerst gestaunt, als die wenigen Abenteurer am Morgen des 6. August in die Stadt einzogen, voran ein Enkel des alten Kaisers und über seinem Napoleonshute mit einigen verborgenen leckeren Fleischstückchen theatralisch der flatternde zahme Adler, der jedes Mal einen scharfen Schrei ausstieß, wenn des Prinzen Begleiter die Hüte schwenkten und riefen: „Es lebe der Kaiser!“ — dann hatte Boulogne über diesen Komödiantenzug gelacht und die Nationalgarde den neuen Kaiser und seine Getreuen schmucklos gefangen genommen.

Und bald darauf mußte die arme Kathi Howard sogar noch hören: die Pairskammer habe ihren Prinzen wegen Hochverraths zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt und der grausame König Louis Philipp ihn auf die Citadelle von Ham geschickt . . .

Lebenslänglich! Und sie war noch so jung und so schön! Das sagten ihr viele glänzende Lords — und so oft und so glühend, bis sie schon nach einem Jahre selber glaubte: zu jung und zu schön, um für einen lebenslänglichen Gefangenen ihr Leben vertrauern zu dürfen. Und überdies — sie und ihr Kind wollten leben und das einmal gekostete Leben in Ueppigkeit und Glanz und Trägheit schmeckte so gut, daß sie es nicht mehr entbehren mochte. Der Vater ihres Kindes hatte ihr geschrieben, daß der Rest seines Vermögens auf diesem Kaiserzuge verbraucht sei, daß er nichts mehr für sie thun könne, als ihr die Freiheit wiedergeben. Er hatte sogar den Muth und das Herz gehabt, leise durchklingen zu lassen: bei ihrer Schönheit werde es ihr an Freunden nicht fehlen . . .

Und so finden wir Miß Howard schon nach einem Jahre als Herrin glänzender Salons in Mayfair, einer von Londons eleganten Straßen . . . und Englands reichste leichtsinnigste Jugend gefangen in den goldenen Netzen ihrer Locken. Wie schön die arme Eliza geworden war — und wie goldgierig! Und wie wunderbar schnell sie es gelernt hatte, ihren vielen süßen Freunden mit Grazie die goldenen Schwungfedern auszuziehen! Ja mancher Goldvogel ließ gern das letzte Federchen fahren — eine so liebliche, bezaubernde Katze war sie geworden, die arme kleine Veilchenverkäuferin von Hyde-Park. Aber es gab doch Stunden in der glänzenden Miß Howard Leben, in denen sie gern alle Pracht und alles Gold und allen — Schmutz und alle Sünde für die Armuth und den Hunger und die — Unschuld jenes Veilchenmädchens hingegeben hätte.

Und dann — nach sechsjähriger Trennung — trat er plötzlich in ihr Boudoir . . . Und sie vergaß in der Secunde alle Sünde und Schande — sie flog ihm jubelnd wie ein Kind an den Hals . . . Er war ja wieder da — er, ihre erste, ihre einzige Liebe — der Vater ihres Kindes . . . Prinz

Louis Napoleon, am 25. Mai 1846, mit Hülfe seines treuen Dieners Charles und als Maurer verkleidet von der Festung Ham entflohen . . .

Er verbarg ihr nicht, wie arm er aus Frankreich heimgekehrt sei — arm an Geld, aber um so reicher an goldenen Hoffnungen. Frankreich stehe an dem Vorabend einer kostbaren, kleinen Revolution und bald werde es heißen: Le roi est dépossédé — vive l'empereur . . .! wenn er nur das nöthige Geld dazu auftreiben könne . . .

Aber sie war ja reich — eine Millionärin! Sie gab ihm Alles — zu seinen „hohen" Zwecken. Und er nahm ihr Geld — ihr vieles, schmutziges Sündengeld ohne Ekel, ohne Erröthen an. Der Zweck heiligt die Mittel — dem Reinen ist Alles rein! Er hatte sich in den sechs Jahren Stillleben zu Ham immer mehr zum großen Philosophen mit jesuitischer Hinterthür ausgebildet.

„Kind, ich werde Dir bald glänzend danken — in Frankreich — in Paris!" — er war sehr gerührt dabei.

Sie lächelte und ordnete sich die schönen, goldenen Locken. Sie dachte wieder an eine kleine, funkelnde Krone, wie ihre Namensschwester sie ja auch einst getragen habe — und wie gut ihr das stehen würde.

Zu dem Golddurste war der Ehrgeiz gekommen, die Sucht nach Kronenglanz und Herrschermacht. Miß Howard sah sich im Traume schon im Purpurhermelin der Kaiserin Josephine und auf den Stufen des goldenen Thrones ihre beiden kleinen, goldlockigen Mädchen spielen . . . Prinzessinnen von Frankreich, Töchter des Kaisers der Franzosen. Ihr armer thörichter Kopf faßte nicht die Gefährlichkeit solcher Kronenträume. Er hatte längst wieder vergessen, wie bald und traurig Königin Katharina Howard ihre funkelnde Königskrone verloren hatte . . . zugleich mit ihrem schönen blonden Haupte . . .

Der Prinz war dies Mal wirklich ein guter Prophet gewesen — Dank Miß Howard's Gold! Dies ekle Sündengeld war einer der Hauptdämonen, die in Paris, in Frankreich im Februar 1848 die Revolution entzündeten. Der Bürgerkönig Louis Philipp floh vor diesem Brande — verkleidet, unter dem Namen eines Mister Smith, in einem Fiacre von der Place de la Concorde aus Paris — nach England . . . Prinz Louis Napoleon Bonaparte kam, gelockt von diesem lustigen Revolutionsfeuer, verkleidet, unter falschem Namen, mit Miß Howards Gelde am letzten Februar nach Paris und hielt sich einige Tage im Hôtel du Rhin, Place Vendôme, verborgen — abwartend! Aber nicht unthätig! Nein, unterminirend, wühlend, auf der Lauer, den Todtschläger im Aermel . . . Und der kleine Mann dort oben auf der Vendômesäule entflammte täglich auf's Neue seinen Ehrgeiz, seinen Muth, seine Selbstsucht . . . Miß Howards Geld zauberte an alle Schaufenster von Bilderhändlern, in alle Zeitungskioske der Boulevards, an alle Straßenecken, in den Mund aller Bänkelsänger von ganz Paris — von ganz Frankreich die Bilder und Namen und Historien und Tugenden und Heldenthaten von Louis Napoleon Bonaparte, dem Märtyrer von Straßburg und Ham, und von seinem Onkel, dem großen Kaiser und Märtyrer von St. Helena . . . und in die Hände der grande nation Broschüren auf Broschüren, in denen der Bürger Louis Napoleon Bonaparte in immer neuen einschmeichelnden Variationen das Volk von Frankreich — den Handarbeiter seinen „treuesten Freund" nennt . . . Und der Rest von Miß Howard's Guineen reichte gerade aus, Herrn von Lamartine, den idealen Friedensprediger, von dem Präsidentenstuhl der Republik herabzudrängen und

am 20. Decbr. 1848 den biedern Bürger Louis Napoleon Bonaparte unter Pauken und Trompeten hinaufzuheben . . .

Miß Howard war dem theuren Louis bereits im Herbst nach Paris gefolgt und hatte mit ihren kleinen Töchtern in der Rue Ciry Nr. 14 ein freundliches Hôtel bezogen. Sie war die Erste, die dem Präsidenten zu der erstiegenen wichtigsten Stufe zum — Kaiserthron gratulirte.

Ueber Paris dunkelt ein unfreundlicher nebelschwerer Abend. Es ist der 1. Decbr. 1851. Die Uhr der St. Augustinerkirche hat soeben die zehnte Stunde geschlagen. Das klang fast traurig durch die feuchte, dicke Luft. Um so lustiger rauscht die Tanzmusik aus dem kleinen prächtigen lichtfunkelnden Palais an der Ecke des Faubourg St. Honoré durch die kahlen Bäume der Elyséeischen Felder. Es sind echte Wiener Klänge: lockend und hüpfend und einschmeichelnd. Tänze von Strauß und Lanner wechseln ab. Sie werden auch echt Wienerisch gespielt. Der Walzerkönig von der Donau ist mit seinem Orchester nach Paris gekommen. Johann Strauß dirigirt die Tanzmusik auf dem Balle, den der Präsident der Republik Frankreich, Bürger Louis Napoleon Bonaparte, heute Abend im Palais Elysée giebt. Diese Musik hält trotz des rauhen Abends noch ein Dutzend „Bürger“ und „Bürgerinnen“ und einige Trupps Gamins unter den erhellten Fenstern fest. Die Jungen pfeifen die Melodieen mit und rennen, die Hände in den Hosentaschen, im Tanzschritt, fröstelnd auf und ab und in den Tanzpausen stimmt bald der Eine die Marseillaise an oder Des Lampions, bald ein Anderer die scheußliche: Madame Veto avait promis . . . oder das harmlose:

„Madame à sa tour monte
Mironton mironton mirontain . . .“

Aber sie sehen sich doch vorher erst behutsam um, ob nicht ein Sergent de Ville in der Nähe ist, denn es ist bekannt, daß der Präsident der Republik und der Polizeipräfect de Maupas solche Volkslieder nicht besonders lieben.

Im Palais Elysée sind nur selten Feste und diese nicht gerade wegen ihres Glanzes berühmt. Mr. le Président macht durchaus kein Geheimniß daraus, daß er keinen Sous im Vermögen hat. Hat doch Miß Howard erst kürzlich bei Mr. Motaut, dem Wechsler im Palais Royal, für 450,000 Francs protestirte Wechsel des Prinzen Louis Napoleon Bonoparte eingelöst. Und, mon Dieu, mit 600,000 Francs Präsidentengehalt kann man in Paris keine großen Sprünge machen . . . das weiß ganz Paris — das *soll* ganz Paris wissen.

Aber heute sind alle Säle und Salons des Palais Elysée geöffnet und glänzender erleuchtet und lustdurchwogter und toilettendurchrauschter, als gewöhnlich. Unter den alten hundertjährigen Krystallkronleuchtern, die schon auf die lüsternen Schäferspiele und schamlosen Saturnalien einer Pompadour und eines Ludwig XV. und dann auf die verrückten blutrothen Orgien der blutrothen Republik Frankreich niederfunkelten, die des übermüthigen, leichtlebigen Murat Zauberfeste und kecke Extravaganzen, die graziösen Tänze der anmuthigen Kaiserin Josephine und die — Thronentsagung des verzweifelnden Kaisers Napoleon I. beleuchteten, unter denen der schöne glänzende Kaiser Alexander von Rußland märchenhafte Bälle gab und tanzte und lachte und liebte . . . und unter denen nach kaum fünf Jahren der Katafalk des ermordeten Herzogs von Berry stand . . . unter denselben lichtstrahlenden, farbenflimmernden Krystallen dreht sich heute die schöne leichtfüßige, leichtherzige Jugend

der zweiten „ewigen" Republik Frankreich. Freilich fehlt der alte, stolze, grollende Adel der Bourbons und der Orleans . . . Tant mieux! Um so lustiger und ungenirter geht es bei den Festen des Palais Elysée zu — so ungenirt, daß die Gesandtinnen Mylady Cowley, Baronin Hübner, die Gräfinnen Hatzfeld und Kisseleff und ihre Töchter regelmäßig durch Migräne oder Zahnschmerzen verhindert sind, auf den Bällen des Präsidenten der Republik Frankreich zu erscheinen. Mr. le Président lächelt bei solchen Entschuldigungen stets sehr mitleidig, aber doch ziemlich malitiös. Die Herren Gesandten sind nicht so prüde. Sie plaudern an den Spieltischen, sie scherzen mit den schönen Damen der Republik — und sie lauschen und beobachten. Dafür sind sie ja Diplomaten. Sie haben überdies ihren stolzen Gattinnen und Töchtern versprochen, ihnen alle Taschen voll neuester Chronique scandaleuse aus dem Palais Elysée mit nach Hause zu bringen. Und sie sind noch nie mit leeren Taschen heimgekommen. Dafür sorgen Mr. Bonoparte und seine „gemischte" Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist auch heute Abend gemischt — sogar ziemlich stark. Aber das macht das Bild nur bunter, interessanter.

Lassen wir unsern Blick zunächst durch die Reihen der Tänzerinnen gleiten . . . Sie sind fast Alle schön, viele sogar sehr schön — doch die wenigsten Französinnen. Spanien, Italien, England und Amerika haben ihre Schönheiten gesendet. Sie strahlen in Diamanten und prunkenden Namen. Aber es würde nicht Allen leicht werden, den Besitztitel dieser Namen und Diamanten aufzuweisen.

Diese große, üppig gerundete Dame mit den lachenden Augen und vollrosigen Wangen und dem sinnlichen Lächeln — am Arme des starken, sechs Fuß hohen blonden Tänzers ist die Prinzessin Mathilde, die Tochter des Exkönigs von Westphalen. Sie war an den reichen, russischen Fürsten Anatole Demidoff verheirathet, konnte aber des Tyrannen Eifersucht und Knute nicht gut ertragen und zog sich mit ihrem theuren Freunde, dem schönen blonden holländischen Grafen Nieuwerkercke, ihrem augenblicklichen Tänzer, und 200,000 Rubel Jahrgehalt, die der Gatte auf Befehl seines Czaren zahlen muß, nach dem lustigen Paris zurück. „Leben und leben lassen!" ist ihr Motto Seit ihr Vetter Louis Napoleon Präsident der Republik ist, macht Madame la princesse mit Lust und Cordialität und ohne eine Spur von Prüderie die Honneurs des Palais Elysée. Kaum hat sie sich vom Tanze glühend, in einen Fauteuil niederfallen lassen, so ist sie schon von ihren anderen Freunden umringt. Sie scherzt laut mit dem witzigen Plauderer und philosophischen Atheisten St. Beuve, den amüsanten Schriftstellern Jules Sandeau und Octave Feuillet und dem Maler Eugène Giraud. Feuillet lächelt der Freundin eine witzige Zweideutigkeit in's Ohr — sie schlägt ihm dafür mit dem goldenen Fächer auf den Mund . . . aber ihr lautes ungenirtes Lachen übertönt die Tanzmusik. Dann eilt die Prinzessin zu einem alten Herrn in Marschallsuniform und erzählt dem cher papa das kostbare, wenn auch mehr als derbe Bonmot des lieben Feuillet wieder. Sie weiß als gute Tochter, daß der lustige König von Westphalen, jetzt Gouverneur des Invalidenhôtels, dergleichen noch immer gern hört. Monseigneur Jerôme hat auch mit der Krone die „Lustickeit" nicht verloren. Er lacht über das pikante Wort seiner guten Tochter, bis sein vieldurchstürmtes Gesicht ganz braunroth strahlt — und die üppig schöne Dame an seiner Seite lacht mit ihm. Sie nennt Spanien ihr Heimatland und die glühenden dunklen Augen,

das schwarze, perlendurchflochtene Haar mit dem Granatstrauße, dessen Röthe vor der Gluth der fast zu schwellenden Lippen erbleichen muß, stimmen mit dieser Aussage überein. Und nach Heimatschein, Sittenzeugniß, Adelsdiplom fragt Niemand im Palais Elysée, nicht mal nach einem abhanden gekommenen Gatten. Madame de Paiva ist gattenlos. Aber sie ist keine trauernde Wittwe. Sie hat sehr viele herzliebe Freunde, die ihr das Leben vergolden. Und sie versteht Monseigneur prächtig zu unterhalten ... Dort tanzt soeben die feurige Marquise de la Marimas mit dem Grafen Walewsky vorüber. Madame de Paiva kennt die Marquise noch aus Spanien und viele lustige, pikante Geschichten von ihr und von ihrem eleganten Tänzer. Mr. le Comte interessirt den König von Westphalen sehr lebhaft. Er nennt ihn vor aller Welt und sogar mit einem Anflug von Rührung: mon cher neveu! Er denkt dabei der alten lustigen Zeiten, wo man sich am Hofe von Kassel einige Tage hindurch allerlei hübsche Geschichtchen zulachte: von der augenblicklichen Laune des Olympiers Napoleon, auf Erden auch Kaiser der Franzosen genannt, für eine gluthäugige schöne Polin, Gräfin Walewska. Einige Monate darauf, im Mai 1810, wurde in Polen auf Schloß Walewice das Gräflein Walewsky geboren. Mama nannte das Kind stolz ihren kleinen Napoleon ... und in den dreißiger Jahren huldigte Paris dem schönen Sohne des großen Napoleon. Louis Philipp zog ihn gutmüthig an seinen Hof und der Herzog von Orleans zeichnete ihn offen durch seine Freundschaft aus. Der junge Graf mit seinem Napoleonsgesicht und dem „Nimbus seiner Abstammung" wurde von den Orleans auf alle Weise protegirt. Seine militairische Carrière begann und — endete er als Husarenhauptmann. Das genügte aber seinem Ehrgeize nicht. Den hatte er vom Vater geerbt, aber leider nicht auch dazu dessen Geist und Energie. Er griff nach dem Lorbeer des Politikers, Diplomaten und Schriftstellers. Er schrieb politische Broschüren und Lustspiele und Verse ... man lachte den „Sohn des Kaisers" aus. Mr. Thiers, Ministerpräsident Louis Philipp's, sandte in rührender Verehrung des Vaters den Sohn mit ziemlich harmlosen diplomatischen Aufträgen nach England und dann als Gesandten an die unwichtigsten Höfe. Auf die Nachricht von der Präsidentschaft seines lieben Vetters flog Graf Walewsky, Vertreter der Regierung Louis Philipps zu Buenos-Ayres, mit allen übrigen Napoleoniden nach Paris, um möglichst viele Fetzen von der neuen blanken Herrlichkeit zu erhaschen. Der Präsident der Republik Frankreich belohnt den treuen Vetter mit dem Gesandtschaftsposten am Hofe zu Neapel. Der schöne Graf, längst berühmt in den Pariser Salons durch seine Unwiderstehlichkeit bei den Frauen und durch sein Liebesverhältniß mit der genialen Tragödin Rachel, erobert sich in Florenz die Hand einer schönen Erbin aus dem reichen Patriciergeschlechte Ricci und weilt jetzt in Paris, um seine Gemahlin am „Hofe" seines Vetters vorzustellen ... Madame de Paiva, von der Pariser goldenen Jugend auch kurzweg: Madame de l'escalier genannt, weil Niemand majestätischer und mit so viel enthüllter Schönheit die Treppe der Opéra comique, für die Madame eine besondere Passion hat, zu ersteigen vermöge, erinnert den lustigen König Jerôme lachend an den kostbaren Witz der Rachel, die in ihrem mütterlichen Stolz ihre beiden kleinen Walewskys einst zu einem costümirten Kinderballe als petits généraux Bonapartes mit Dreimaster und langer Napoleonsweste nebst Zubehör herausputzte ... le roi Jerôme amüsirt sich köstlich dabei.

Diese schöne Tänzerin in dem gelben, diamantenbesäeten Atlaskleide,

mit den dunklen Feueraugen und den schwarzen glitzernden Locken ist die Gräfin Castiglione. Ihr Tänzer, der junge, leichtsinnige und verschwenderische Graf Camerata, und seine Mutter, die in dem Spielzimmer mit dem greisen Marschall Exelmann ihre Partie Ecarté spielt, haben sich plötzlich — seit der Präsidentschaft des Prinzen Louis Napoleons — erinnert, daß auch sie das Glück haben, zu der großen Vetterschaft der Napoleoniden zu zählen, und daß es die Pflicht aller armen Verwandten sei, dem aufsteigenden Napoleonischen Adler wenigstens mit den Augen und offenen Börsen zu folgen, stets bereit an der — Raubbeute Theil zu nehmen. Madame la Comtesse und ihr junger Sohn sind also schleunigst von Italien herangeflattert. Aber die Adlerbeute ist noch sehr bescheiden. Sie beschränkt sich auf einige armselige Spatzen für den eigenen Magen. Die Camerata's werden auf die Zukunft vertröstet. Mr. le Comte erhält überdies den Rath, sich nach einer reichen Erbin unter den Damen des Palais Elysée umzuschauen. Aber das Herz des feurigen Italieners hat schon gewählt — eine arme und zum Ueberfluß sogar tugendhafte junge Schönheit. Er weist die Hand einer reichen Banquierstochter zurück. Der Vetter Präsident zuckt die Achseln — lächelnd, ironisch, verächtlich. Er kann augenblicklich nichts weiter für den theuren Cousin thun. Die Republik hat scharfe, mißtrauische Augen. Aber einst — o, vielleicht bald, findet sich die Gelegenheit, der Mama eine goldene Verwandtschaftspension und dem Vetter eine einträgliche Staatsrathsstelle zuzuwenden . . . Und die Cameratas haben hoffnungsvolle Herzen. Sie leben lustig und weitherzig weiter von ihren 1500 Piastern italienischer Revenuen — und von einigen hunderttausend Francs Pariser Schulden . . . Und das Ende? — O, wer in dieser Stunde des Glanzes und der Lust der strahlenden Gräfin Castiglione zuzuflüstern wagte: Halt ein! In kurzen zwei Jahren ist dieser Arm, der Dich jetzt in Jugendkraft im rauschenden Wirbel dreht, erstarrt — dies lachende Auge gebrochen — diese schöne leuchtende Stirn von einer kleinen garstigen Bleikugel zerrissen . . . und diese warmpulsirende zierliche Hand, die durch den Handschuh hindurch in der Deinen glüht, hat die Todeskugel gegen die eigene Stirn gerichtet — — weil Napoleon III. Kaiser von Frankreich dem armen Vetter seine Spielschulden von 250,000 Francs nur unter der Bedingung bezahlen will, daß der Graf Camerata die kaiserliche Maitresse Miß Howard heirathe . . . Die schöne Gräfin würde sicher dem ungalanten Propheten in's Gesicht lachen, wenn auch nur, um das fröstelnde Grauen hinweg zu lachen . . . Und doch sind die schwarzen Fäden der Zukunft schon geknüpft — sie zittern bei den Jubelklängen von Strauß und Lanner . . . aber sterbliche Augen sind so glücklich blind, sie nicht zu schauen.

Die dicke rothe Dame in dem purpurrothen goldgestickten Sammetkleide, ein wahrer Juwelenladen, in einer Blumennische des Ballsaales etablirt, ist Madame Fould. Sie selber aber überstrahlt alle ihre Diamanten. Sie strahlt in dem entzückenden Bewußtsein: Monseigneur le Président könnte schwerlich solche Feste geben, wenn Mr. Fould ihm nicht drei Millionen Francs geborgt hätte . . . „A propos, Mr. de Morny, wann werden wir denn endlich den allerliebsten kleinen Staatsstreich haben, der uns solange versprochen ist und der Mr. Fould seine Millionen wieder bezahlen wird?“ wendet sich der Juwelenladen mit coquettem Fächer- und Augenaufschlag zu einem stattlichen Herrn mit geistvollen Marmorzügen, einem Kopf, wie nach der Antike gemeiselt, und vornehmen Manieren.

Mr. de Morny ist in der „Gesellschaft" von Paris als der Bruder des Präsidenten bekannt und geehrt. Diese Gesellschaft nimmt nicht den geringsten Anstoß daran, daß er die Frucht einer verbotenen Liebe — ja, des Ehebruchs ist. Seine Mutter war die Königin Hortense von Holland, sein Vater der Graf Flahault de la Billarderie, ein tapferer General des Kaisers. Heimlich wurde das Kind am 23. October 1811 zu Paris geboren und unter dem Namen de Morny im Hause der dem Napoleonischen Hofe vertrauten Frau von Souza, der Gemahlin des portugiesischen Gesandten, erzogen. Erst nach dem Tode der Königin Hortense erfuhr die Welt von dieser Schuld einer liebebedürftigen und liebenswürdigen Frau. Gleich seinem Vetter, dem Grafen Walewsky, fand der lebenslustige, witzige Uhlanenlieutenant de Morny auf seinen Geburtsschein hin am Hofe der Orleans offene Thüren und Herzen. Man erinnerte sich auch wieder an Talleyrand's Wort, der den kleinen Morny einst bei einem Schulexamen seine schnellen schlagenden Antworten geben hörte und lächelnd sagte: „Ce petit bonhomme sera ministre un jour!" — Aber plötzlich zog Mr. de Morny seine Uniform aus, für die er sich in Algier das Kreuz der Ehrenlegion geholt hatte, und wurde bei Clermont — Runkelrübenzuckerfabrikant. Auch hier zeigte sich seine practische Begabung. Er erwarb ein großes Vermögen und verdoppelte es durch allerlei, wenn auch nicht immer ganz reinliche Speculationen. Seit 1842 in die Kammer gewählt, wurde Morny seinem Bruder-Präsidenten in der gesetzgebenden Versammlung die treueste und kräftigste Stütze. Er findet jedoch auch jetzt noch Zeit und Kraft, seine goldenen Speculationen fortzusetzen. Denn Mr. de Morny braucht Geld — viel Geld für seine kostspieligen Liebhabereien und Gewohnheiten. Er liebt Frauen, Rennpferde und die üppigsten Vergnügungen. Seine glücklichen Speculationen müssen die Mittel dazu liefern. Sie reichen sogar aus, dem Bruder-Präsidenten in kleinen und großen Nöthen goldene Vorschüsse zu machen. Diese Speculationen haben ihn auch mit Herrn und Madame Fould in freundlichste Berührung gebracht. Mr. Fould bewundert aufrichtig das goldene Genie an dem Sohne einer Königin — und Madame sonnt sich so gern in den öffentlichen Huldigungen des witzigen Cavaliers und berühmten Don Juan's!

„Wann wir den Staatsstreich haben werden?" sagt Mr. de Morny lächelnd, und legt die rechte Hand auf die goldene Lehne von Madame's Stuhl. „O, meine schöne Freundin, er hat ja schon begonnen . . ."

Madame lacht herzlich über diesen neckischen Einfall und wagt sogar eine kleine zärtliche Fächerattaque auf den Glacée ihres Cavaliers. „Sie sind kostbar, Monsieur, noch kostbarer als die Agenten des Herrn von Maupas, die das arme Paris nun schon seit sechs Monaten jede Woche ein Mal durch das blutige Gespenst erschrecken: heute Nacht wird der Präsident einen Staatsstreich loslassen . . . Und Paris verbrachte die ersten solcher Staatsstreich-Nächte stets unter Waffen und unter grimmigem Zähneknirschen . . . und am Morgen, da . . ."

„Ja, da schämte Paris sich gründlich seiner tollen Gespensterfurcht und schlief die nächste Nacht nur um so fester . . . A propos, Madame, haben Sie Ihren Lafontaine noch inne?"

„O mon Dieu, wie sollte ich wol . . . Es sind ja hundert Jahr her, seit ich ihn bei meiner Bonne las . . . Aber welche neue Bosheit führen Sie gegen mich armes unbelesenes Geschöpf im Schilde, mein Herr Gelehrter?"

„Ich bitte Sie nur, Madame, morgen gegen Mittag, wenn Sie Ihre

Chocolade trinken, Lafontaine's Fabel von dem Wolf und dem Schäfer nachzulesen ... denn dann werden die fettesten Schafe schon verspeist sein ..."

„Und dann?"

„Nun, dann wird der Schafstall gründlich reingefegt ..."

„Von wem, Monsieur?"

„Pah! Von wem denn sonst, Madame, als von Besen und Besenstiel ..."

„Und Sie, Monsieur?"

„O, ich habe die Ehre, ein wenig Besenstiel mitzuspielen ..."

Madame Fould glüht förmlich vor Lachen und Vergnügen über die witzigen Einfälle ihres Cavaliers. Lachend verspricht sie, morgen die Fabel von dem Wolf und dem Schäfer zu lesen, sobald sie den Ball ausgeschlafen habe.

„Haben Sie bemerkt, daß Mr. de Thorigny heute Abend auf dem Feste fehlt?"

„O ich glaube auch, daß Mr. le Ministre sehr der Ruhe bedarf ..."

„Ich hörte ihn als Minister des Innern rühmen?"

„Ja, ja, Madame, er war ein recht tüchtiger Minister der Republik!"

„Sie sind zerstreut, Monsieur ... Sind vielleicht die Augen der schönen Spanierin dran Schuld? Ihre Blicke flattern beständig hin zu Eugenien's Quadrille — o, ich sehe Alles, Mr. de Morny. Aber Sie werden ein guter Bruder sein ... Der Prinz interessirt sich sehr für die schöne Spanierin, mehr als — Mylady Howard lieb ist ... Sehen Sie doch nur die Dolchblicke an, die Mylady's schöne Augen auf ihr vis-à-vis schleudern ..."

Die Spanierin tanzt in der Quadrille mit dem schönen Herzog von Sesto. Man sagt in Paris, daß sie von Herzen gern mit ihm tanze! Und wie sie tanzt! So feurig und dabei doch so graziös, wie nur eine Spanierin tanzt! Und wie schön sie ist — die Schönste auf dem Balle. Ja, schöner als Mylady Howard, die mit dem jungen Prinzen Jerôme Napoleon ihr vis-à-vis bildet.

Die Spanierin nennt sich Eugenie, Gräfin Teba. Sie ist schlank und elastisch, ihre Bewegungen sind überaus anmuthig. Ihr reiches goldblondes Haar hat einen leisen röthlichen Schimmer, das liebliche Gesicht möchte man blumenhaft nennen und die dunkelblitzenden mandelförmigen Augen bilden einen pikanten Contrast zu dem schneeigen Teint. Die Toilette ist sehr geschmackvoll: weiße Seide, Perlen und weiße Rosen.

Auch Mylady Howard ist noch schön, blühend, aber eine Blüthe, an der das Leben und die Sünde, die Liebe und der Haß leidenschaftlich genagt haben — und in dieser Stunde noch ruhelos weiter nagen. Mylady haßt — haßt ihr schönes vis-à-vis mit der wild flackernden Gluth der Eifersucht ... Und dieser Haß macht ihr Lächeln sogar häßlich, wenn die Tanztour die Hände der Tänzerinnen zusammenführt.

Diese schöne schlanke energische Hand der Spanierin! O, Mylady kennt diese Hand schon seit vielen Jahren. Sie hat einst unter dieser Hand geweint ...

Vor vielen Jahren bot ein armes kleines Veilchenmädchen im Londoner Hyde-Park einer schönen jungen Amazone im dunkelblauen Reitkleide ihre Sträuße an ... und die vornehme Dame, fast noch ein Kind den Jahren nach, schlug mit ihrer Reitpeitsche lachend auf die unschuldige bittende Hand des Veilchenmädchens ...

Und nach vielen Jahren standen sich jene schöne Amazone mit den

dunklen Taubenaugen und dem rothgoldigen Haar und dem Engelsgesichte — und jenes Veilchenmädchen eines Tags in den Festsälen des Palais Elysée zu Paris gegenüber und sagten sich lächelnd Artigkeiten . . . Mylady Howard hatte in der spanischen Gräfin Eugenie de Teba sogleich die Lady aus dem Hyde-Park wieder erkannt, die einst so grausam gegen sie gewesen war. Aber sie schwieg darüber, selbst gegen Monseigneur, ihren Freund. Denn bald sah sie, daß der Prinz sich lebhaft für die schöne spanische Gräfin interessirte und daß diese einer Kaiserkrone sicher ihre Liebe zu dem Herzoge von Sesto opfern würde . . . Und wer war diese Spanierin?

O, Mylady sparte kein Geld, Alles zu erfahren. Und für Geld erkundschafteten Pariser Polizeispione ihr Alles!

Im Jahre 1825 wohnte in Paris, Chaussée d'Antin Nr. 8 eine Madame de Montijo, die sich Gräfin Teba nennen ließ, obgleich sie ihr Recht auf den Grafentitel nicht nachweisen konnte. Sie stammte aus einer ausgewanderten schottischen Familie und war eine geborene Kirckpatrik. Herr v. Montijo schloß sich der Siegesfahne des Kaisers Napoleon gegen sein Vaterland Spanien an und mußte, als Napoleon's Stern untergegangen war, als Landesverräther aus der Heimat fliehen. Seine Gattin trennte sich von ihm in Paris und hielt Chaussée d'Antin Nr. 8 kleine lustige Zirkel für galante Frauen und alte und junge Lebemänner. Auch grüne Tische für rollendes Gold fehlten in diesem Salon nicht. Madame lebte aus den Börsen ihrer Freunde. Zu diesen zählte der junge elegante Dichter Prosper Mérimée. Im Mai des folgenden Jahres präsentirte Madame de Montijo ihrem zärtlichen Freunde ein reizendes Töchterchen. Mr. Merimée war wenig erbaut davon. Das Kind erhielt in der Taufe den pompösen Namen: Eugenia Maria de Montijo de Guzman, Comtesse de Teba . . . und wurde dann von der Mutter aus Geschäftsrücksichten in eine Säuglingspension gegeben. Die Geschäfte gingen aber dennoch nicht sonderlich glänzend. Wegen Schulden verschwand Madame de Montijo plötzlich nach England. Einige Jahre lebte sie dort herrlich und in Freuden, ganz in Pariser Weise. Als ihre Tochter mit dreizehn Jahren ihre Ausbildung in Paris unter den Augen des Herrn Prosper Mérimée vollendet hatte, rief die Mutter sie zu sich nach London. Mama war entzückt, wie lieblich Eugenia erblüht war. Sie war schon erwachsen und fast wurde Madame de Montijo eifersüchtig auf die Huldigungen, die das junge Alt-England ihrer Tochter darbrachte. Aber diese Huldigungen waren sehr solider Art: vollwichtige Guineen und Reitpferde und kostbare Schmucksachen. Nach einigen Jahren verschwanden Madame und Mademoiselle de Montijo wieder aus dem Hyde-Park und aus London. Im Mai 1842 fand die Pariser Polizei Veranlassung, den Damen in ihrer eleganten Wohnung, Place Vendôme, einen nächtlichen Besuch zu machen. Der Knall einer Pistole hatte sie herbeigelockt. Die Wächter des Gesetzes mußten jedoch die Thür sprengen. In den hell erleuchteten Salons herrschte die größte Verwirrung. Die Ueberreste eines luxuriösen Soupers, halbgeleerte Champagnerflaschen und Gläser standen und lagen wüst umher, einzelne Kartenblätter und Goldstücke blinkten auf dem Teppiche . . . bleiche, verstörte Gesichter starrten die Polizei an . . . und im Nebenzimmer schwamm in seinem Blute ein junger Mann . . . Er hieß Henry und war Kassirer einer Staatskasse . . . Er hatte im Salon der Frau von Montijo nicht nur sein Vermögen verspielt, sondern auch eine bedeutende Summe aus der ihm anvertrauten Kasse . . . Beim Entfliehen des letzten Louisd'or drückte er

eine Pistole auf sich ab . . . Die Kugel war zum Glück nicht tödtlich — zum Glück für Madame de Montijo und ihre Tochte Eugenie. Die Damen hielten es aber doch für gerathen, auf einige Jahre nach Madrid zu verschwinden . . . Am 1. April 1848 bewohnte Frau von Montijo mit ihrer Tochter Eugenie die dritte Etage der Rue St. Antoine, Nr. 10. Der Mouchard von Mylady Howard rapportirte über diese Zeit aus dem amtlichen Geheimregister der Pariser Polizei wörtlich: „Frau von Montijo, genannt Gräfin Teba, Wittwe eines spanischen Refugié, Herrn von Montijo, Grafen Teba. Der Grafentitel nicht anerkannt. Frau von Montijo hat kein nachweisliches Einkommen; verkehrt mit älteren inactiven Officieren von gutem Vermögen und lockeren Sitten. Verdacht verbotenen Spiels. Wohnung comfortable eingerichtet; 1800 Francs Miethe. Tochter Eugenie, hochblonde Schönheit mit feiner Turnüre, hat viele Anbeter, war Veranlassung eines Rencontres zwischen Oberst Sourvilliers und Capitain Flausaul. Zu ihren begünstigten Anbetern gehören der spanische Herzog von Osunna, der junge reiche Brasilianer Mansilla, der seiner Angebeteten täglich einen prächtigen Blumenstrauß sendet, und der Graf von Montfort, von seinen Freunden auch Prinz Jérôme Napoleon genannt, Sohn des Ex-Königs von Westphalen, . . . Seit aber Madame de Montijo und ihre Tochter wieder Place Vendôme wohnen und Mr. le Président ihren Salon und die Damen das Palais Elysée besuchen, sind alle anderen Anbeter abgewiesen. Mademoiselle Eugenie ist tugendhaft geworden. Nur der schöne Herzog von Sesto wird von ihr öffentlich bevorzugt. Die bösen Zungen behaupten: als Blasebalg für das leidenschaftliche Herz des Herrn Bonaparte, das schon so gefährlich Feuer gefangen hat" — — gefährlich für die Kronenträume von Mylady Howard . . .

Verschmähte Liebe und verzehrende Eifersucht haben den Prinzen Jérôme Napoleon und die weltbekannte Maitresse seines Vetters zu Freunden, zu Verbündeten gemacht und auch heute Abend zusammen in diese Quadrille geführt — als vis-à-vis ihrer schönen Feindin. Der junge dicke Prinz, mit dem bleichen Broncegesichte des kaiserlichen Onkels, hat überdies ein instinctives Ahnen, daß die schöne verführerische Spanierin seinem Einflusse auf den Präsidenten — den Zukunftskaiser gefährlich werden könnte . . . Er ist aber sehr vorsichtiger Natur und beschränkt sich in seinem Kampfe gegen Mademoiselle de Montijo und ihre intriguante Mutter zunächst auf das Hetzen fremder Zähne . . . Und er versteht es brillant, die kleinen blanken Zähne von Miß Howard zu hetzen.

„Mylady, haben Sie schon das neueste Bonmot unseres schönen vis-à-vis gehört? Mademoiselle de Montijo antwortete vorhin meinem theuren Vetter auf ein zärtliches Flüsterwort mit süßem Lächeln: „Monseigneur! Der Eingang zu meinem Herzen*) . . . ist nur durch die Kirche." — Ist das nicht kostbar — lustig, Mylady? Alle Welt in diesem Saale findet das Wort sehr geistreich und sehr — practisch!"

Mylady antwortet nicht. Aber mit einem hellen Klirren fällt die eine Hälfte ihres goldenen Fächers zu Boden. Mylady hat ihn selber zerbrochen. Sie mußte in dieser Minute etwas vernichten . . . gleichviel was! Ihr Gesicht ist blaß und verzerrt und ihr Athem pfeift durch die festverbissenen Zähne. Die Augen der ganzen Quadrille sind auf Mylady gerichtet. Ein

*) Der Originalausdruck Ihrer weiland kaiserlichen Majestät war noch etwas stärker und vielsagender, aber nicht ganz — salonfähig!

Die Redaction des „Salon."

spöttisches Lächeln spielt um den schönen feingeschnittenen Mund der Spanierin. Aber im nächsten Augenblick stößt er einen kleinen Schrei aus. Mylady hat in der Tanztour die zarte Hand gepreßt, daß der Handschuh platzte.

„Monseigneur, der Damenkrieg hat begonnen!" sagt in der nächsten Fensternische der Oberstlieutenant Fleury leise und beugt sich dabei lächelnd zu dem Ohre eines unscheinbaren Mannes im bürgerlichen Frack nieder, der sich nachlässig, bequem, schläfrig in seinen Fauteuil zurücklehnt. Die graublauen Augen sind halb geschlossen, die Gesichtsfarbe ist gelblich blaß und erschlafft hängen die Wangenmuskeln nieder. Und doch hat dies Gesicht eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem stattlichen, eleganten, heitern Herrn von Morny. Natürlich! Monseigneur, Präsident der Republik Frankreich, nennt ja in vertrauten Stunden den Runkelrübenzuckerfabrikanten von Morny seinen lieben Bruder!

„Fleury! Ich weiß, Sie lieben Mylady nicht und fürchten, ich könnte mein Wort halten und sie einst zur Kaiserin der Franzosen machen wollen. Seien Sie ruhig. Ich bin kein romantischer Jüngling. Ich setze meine Zukunft um keiner Weiberliebe willen auf's Spiel. Ich will Ihnen den Beweis geben. Herr de Maupas — ein Wort!"

Der Polizeipräfect beugt sich ebenfalls zu den müden Lippen des Präsidenten nieder. Dieser flüstert:

„Lassen Sie Mylady Howard durch Ihre schlauesten und verschwiegensten Spione überwachen, aber so discret, wie möglich. Ich bin Mylady zur Dankbarkeit verpflichtet. Ich möchte nur verhindern, daß Mylady etwa aus Eifersucht gegen Mademoiselle de Montijo etwas — Unüberlegtes ausführt. Sie verstehen mich!"

Herr von Maupas versteht vollkommen. Lächelnd giebt er dem Präsidenten die Versicherung, daß Mylady durch ihre eigenen Spione, die sie für ihre geheimen Missionen gegen Madame und Mademoiselle de Montijo schon längst benutzt und glänzend bezahlt, auf's Beste und Wohlfeilste bewacht werde. Monseigneur bewundert Herrn von Maupas aufrichtig.

„Alle Vorkehrungen für diese Nacht getroffen?"

„Alles in bester Ordnung, Monseigneur. In allen Cafés und Restaurants wurde heute mal wieder herzlich über die lustige Geschichte von dem famosen Staatsstreiche gelacht, der heute Nacht losbrechen soll . . ."

„Ich sehe Sie nachher noch in meinem Cabinet, Herr de Maupas, um noch einmal mit Ihnen die bewußte Liste durchzugehen . . . Persigny, ich bin müde und möchte mich zurückziehen, Ihren Arm!"

Die letzten Worte an Persigny sind laut gesprochen, fast als sollten sie nicht in dieser intimen Fensternische verklingen. Monseigneur erhebt sich mühsam, wie kreuzlahm. Ist doch in Paris das Gerücht von der beginnenden Rückenmarksschwindsucht des Präsidenten verbreitet und geglaubt. Am Arme des derben, markigen Persigny, dem man den Wachtmeister vom vierten Husarenregiment trotz seiner Balltoilette noch immer ansieht, erscheint des Präsidenten Gestalt mit den kurzen Beinen, dem aufgeschwemmten Bauche und dem großen gedunsenen Kopfe nur noch hinfälliger.

Monsieur de Persigny ist der treueste Freund des Prinzen Louis Napoleon. Das Memorial de St. Hélène hat ihn zu einem glühenden Bonapartisten gemacht. Er wagte in den ersten Regierungsjahren Louis Philippes zu schreiben und drucken zu lassen: . . . „Die Napoleonische Idee ist die im achtzehnten Jahrhundert so viel gesuchte Tradition, das wahre gesellschaftliche

Gesetz der modernen Welt, das Symbol der westlichen Nationalitäten . . ." Mit dieser Visitenkarte trat er in Arenenberg vor den Neffen seines vergötterten Märtyrers von St. Helena . . . mit diesem Motto zog er für dessen Erben den Degen in Straßburg und dirigirte in Boulogne den famosen lebendigen Napoleonischen Adler über dem Haupte des „Kaisers"... Für dies Wort und diese Thaten büßte er Jahre lang im Gefängniß, bis Louis Philipp vertrieben und sein Napoleon in Paris des Onkels Carrière einschlug.

Mit einem eigenthümlich schwankenden, schaukelnden Gange schreitet Monseigneur langsam durch den Saal und die Spielzimmer. Es ist gerade Tanzpause. Seinem cher oncle wünscht der Präsident mit einem zärtlichen Händedruck eine angenehme, seinem dicken Vetter eine lustige Nacht. Mademoiselle de Montijo erhält ein scherzhaftes Compliment über die Grazie ihres Tanzes, Mylady Howard — kein Wort, kein trauliches Nicken, keinen Blick . . . „Ein Wort, Mr. Vieyra!" — Der kleine schwarzbraune häßliche, portugiesische Jude, der in seiner blanken Coloneluniform der Nationalgarde nur noch häßlicher aussieht, tritt mit einem vertraulichen Grinsen vor den Präsidenten. „Mr. Vieyra, Ihre Trommler und Trompeter haben heute mein musikalisches Ohr auf's tiefste beleidigt, ich wünsche sie in den nächsten Tagen nicht zu hören . . ."

Der Colonel grinst: „Monseigneur haben zu befehlen! Ich verbürge mich, daß Monseigneur nicht früher Nationalgardensignale zu hören bekommen, bis die Trommler und Trompeter besser dressirt sind!"

Mr. Fould und der Kriegsminister General Leroy de St. Arnaud, der einst als Schauspieler ausgepfiffen wurde und deshalb zum Schwerte griff, sitzen am Spieltische. General Canrobert, klein, dick, mit einem runden, blanken Müllergesicht und glatt hintenüber gekämmtem Haar, wie ein Predigtamtscandidat, steht als Zuschauer hinter dem Millionair Fould.

„Wie steht die Partie, General?"

„Monseigneur, gut! Alle Spieler werden ihr Bestes thun!" sagt Canrobert mit dem Tone der Ehrlichkeit, der Ueberzeugung.

Der Präsident drückt ihm die Hand: „Ich weiß es, General. Wir werden siegen! Ich sehe Sie noch einige Minuten bei mir!"

Der Prinz hat sich still in seine Gemächer zurückgezogen. Das hat keinen störenden Einfluß auf das rauschende Ballfest in den Gesellschaftssälen. Man ist es an Monseigneur gewohnt, daß er „aus Gesundheitsrücksichten" um elf Uhr vor seinen Gästen unsichtbar wird. Man ist es auch gewohnt, daß bald nachher seine Vertrauten: Morny, dessen Schulfreund Edgar Ney, Fleury, der Schwadronchef Yvelin de Neville, Persigny . . . und zuweilen sogar einzelne Damen ebenfalls in den Ballsälen unsichtbar werden. Man weiß, daß es dann beim kleinen Souper in dem Privatsalon des Präsidenten sehr lustig und ungenirt zugeht. In den hocharistokratischen Hôtels des legitimistischen Faubourg St. Germain nennt man diese intimen Soupers mit Damen sogar kurzweg: orgies, bacchanales! . . . Aber, wenn das Faubourg St. Germain doch in dieser Minute einen Blick in das Cabinet des „rückenmarkschwindsüchtigen Aventuriers" werfen könnte! Es würde wenigstens an Mr. Bonaparte den guten — Schauspieler anerkennen! Keine Spur mehr von schleppendem Gange, Kreuzschwäche, Schlaffheit, Abspannung! Kein „verlorner Mann" mehr! Die Haltung ist straff, der Gang elastisch, die Geste lebendig, das Auge blitzt — Alles zeugt von der unbeugsamen Hartnäckigkeit eines Holländers und der lebhaften Entschlossenheit eines

Franzosen! Und Franzose ist Monseigneur durch seine Mutter, die Königin Hortense — Holländer durch den Admiral Verhuel — seinen Vater! — Es giebt heut auch kein lustiges Souper mit Damen. Die Vertrauten, die Getreuen stehen in ernster, fast ehrerbietiger Haltung vor — dem Erben seines Onkels. Und während in einem andern Theile des Palais Elysée die Tanzmusik rauscht, die Freude hüpft ... während Paris schläft ... geht der Prinz Louis Napoleon in seinem Arbeitscabinet mit seinen bewährtesten Acteurs noch ein Mal — zum letzten Mal die wichtigen Rollen durch, die sie längst einstudirt haben — die Rollen zu dem großen glänzenden neuen Stück: „Der Staatsstreich", mit dem Paris morgen früh aus dem Schlaf geweckt werden soll!

Und der Vorhang rollt auf — ein trüber, nebelschwerer Morgen! Neugierig — staunend — wüthend liest Paris an den Straßenecken zwei Proclamationen des Präsidenten — „des Retters der Republik Frankreich" an das französische Volk — und an die französische Armee. Der Präsident löst die Nationalversammlung auf, um dem Volke die geschmälerte Freiheit wiederzugeben — — dann verspricht er, seiner Macht zu entsagen und sein Schicksal auf's Neue in die Hände des französischen Volkes zu legen ... Und welche süßen Versprechungen für die Armee: Krieg und Beute und Freiheit ... Diese Proclamationen hat der Director der Staatsdruckerei, Herr von St. Georges, unter den Flintenläufen der Municipalgarde über Nacht drucken lassen. Die Nationalversammlung ist nicht nur gesprengt, die wichtigsten und gefährlichsten Deputirten, wie Cavaignac, Leflô, Changarnier u. A. sind verhaftet ... Herr von Morny hat dem Minister des Innern, Herrn von Thorigny, im Bett einen Besuch gemacht und sich demselben als Nachfolger vorgestellt ... Der Colonel Vieyra hält alle Trommler und Trompeter der Nationalgarde eingesperrt, um die dem Ohre des Prinz-Präsidenten so unangenehmen — Sammelsignale zu verhindern ... St. Arnaud und Canrobert stehen an der Spitze ihrer Soldaten bereit, den Proclamationen ihres Gebieters energischen Nachdruck zu geben.

Da versteht das Volk erst die Tendenz des neuen Stücks ... Es schreit: Wir sind verrathen — betrogen! Der Präsident mordet die Republik ... Auf die Barrikaden! auf die Barrikaden!

Und das Wort wird zur That ... Drei Tage lang wüthet der Barrikadenkampf in den Straßen von Paris ... Die Soldaten ermüden und verlieren immer mehr an Terrain.

Herr von Morny muß sich eingestehen, daß er die Macht der Besen und Besenstiele überschätzt hat ... Die Republik läßt sich nicht so leicht wegfegen.

Da beginnt General Canrobert auf Befehl Monseigneurs in seiner Art auszufegen ... Von der Porte St. Martin aus fegt er in wenigen Nachmittagsstunden des 4. December die Boulevards mit Kartätschen rein ... rein von Barrikadenkämpfern! Dafür liegen aber um so größere Leichenhaufen da und rothes Menschenblut fließt durch die Straßen ...

Ueber Leichen — durch Blutlachen hält der Sieger Prinz Napoleon Bonaparte, Herrscher über die Republik Frankreich, seinen Triumphzug durch Paris ...

Paris — Frankreich ächzt unter einer Militairdictatur.

Es sind nur noch 30,000 widerspenstige Republikaner zu verhaften, unschädlich zu machen. Von diesen werden 6153 nach Lambessa — nach

Cayenne in die Verbannung — in den Tod gesendet . . . oder man läßt sie in französischen Gefängnissen und — Irrenhäusern verschwinden . . .

Und über's Jahr, wiederum am 2. December, spielt der glänzende Schlußact des blutigen Staatsstreichs: mit Pauken und Trompeten und bengalischer Beleuchtung präsentirt sich Napoleon III. seinem getreuen Volk und der verdutzten Welt als Kaiser der Franzosen.

. . . Eliza Howard, warum weinst Du — Du allein unter dem Jubel aller Bonapartisten? Hast Du nicht seit Jahren von dieser glänzenden Kaiserkrone geträumt — für ihn und für Dich und für Deine beiden holden kleinen Mädchen? Ja, geträumt!

* * *

Durch die Tuilerien rauschen die ersten Kaiserfeste, jubelt heute Abend ein glänzender costümirter Ball.

Welch' eine schöne poetische Maske — und zugleich die kostbarste in allen Sälen! Glitzernde meergrüne Seide umwogt die schlanke, stolze Gestalt mit dem reichen, lose niederfließenden Goldhaar! Große helle Diamanttropfen und kostbare Perlen blitzen aus der Seide, aus dem Haar und der duftigen Silberwolke auf, die auf dem Haupte durch ein großes Corallenanker befestigt ist und wie Meernebel im Mondschein niederfließt . . .

Die Maske stellt das Meer vor!

Eine graziöse Andalusierin hüpft am Arme eines rothfrackigen englischen Officiers durch die Menge und flüstert eifrig mit ihm.

Der Kaiser ist nicht maskirt.

Der rothe Engländer tritt an ihn heran. Er nimmt die Gesichtsmaske ab. Es ist Lord Cowley, der englische Gesandte. „Sire!“ sagt er fast unehrerbietig erregt — „ich erfahre soeben, daß unter jener Maske des Meeres hier eine Dame anwesend ist, die sich in London nicht des besten Rufes erfreute . . . Wenn jene Dame sich nicht vor dem Demaskiren entfernt, so würde ich mich zu meinem Bedauern als Repräsentant Ihrer Majestät der Königin von England gezwungen sehen, mit Mylady, meiner Gemahlin und meinen Töchtern den Ball zu verlassen . . .“

„He da! mein tapferer Sarazene — ein Wort!“ Dies Wort sagt der Kaiser dem Sarazenen in's Ohr. Der lächelt unter der Halbmaske hervor — höhnisch. Dann verbeugt er sich und huscht durch die Masken. Dem „Meer“ bietet er den Arm. „Auf Befehl des Kaisers, Mylady, habe ich die Ehre, Sie an ihren Wagen zu führen . . .“

Mylady stutzt, als habe sie nicht recht gehört — dann entflieht ihren Lippen ein kurzer jäher Schrei . . . Den Arm des Sarazenen stößt sie zurück . . . „Mr. de Fleury, ich hasse, ich verachte Sie . . . und nehmen Sie sich in Acht, noch ist unser Spiel nicht aus — meine Partie nicht verloren . . . Sagen Sie das auch jener Andalusierin — Mademoiselle de Montijo . . .“

Das Meer“ rauscht davon — aus dem Saal — aus den Tuilerien . . Rachegedanken im Herzen . . . Sie weiß nur zu gut, von welcher Seite ihr dieser neue Schlag gekommen ist . . . O, wie sie die graziöse „Andalusierin“ haßt . . .

Aber warum wird Mylady so todtenbleich — warum perlen ihr große kalte Tropfen auf der Stirn — warum muß sie sich an der Thür ihres üppigen Boudoirs in ihrem schönen kleinen Hôtel Rue Bury Nr. 14 festhalten, um nicht ohnmächtig zusammenzubrechen?

Ihr Hôtel ist von der geheimen Polizei besetzt, in ihrem Boudoir empfangen sie der Polizeipräfect de Maupas und Mr. Mocquard, Geheimsecretair des Kaisers ... Und alle Schränke, alle Schiebladen, alle Casetten und geheimsten Fächer sind geöffnet — durchwühlt. Alle Bilder sind aus den Rahmen gelöst. Alle Polster, Teppiche aufgetrennt.

„Mylady! auf Befehl des Kaisers!“ sagt der Polizeipräfect mit eisiger Geschäftsmiene.

Mylady flirrt es vor den Augen ... Aber plötzlich — jäh, wie eine angeschossene Tigerin, springt sie auf ein kostbares Malachittischchen zu, das einst der Königin Amélie gehört hat ... Auf dem Tischchen hat sie ein wunderschönes Aquarellbild im goldverzierten, geschnitzten Elfenbeinrahmen entdeckt ... Das Bild zeigt zwei reizende goldlockige Mädchenköpfe, lächelnd, zärtlich aneinandergeschmiegt ... Es sind die Töchter von Mylady — es sind die Töchter des Kaisers der Franzosen ... Und was hat der Vater diesen Kindern und — dem ungeborenen und ihrer Mutter versprochen — geschworen! Die gesetzliche Anerkennung und einen Antheil an der Krone von Frankreich! Und die Briefe, die Beweise ...

Das Bild entfällt Mylady's zitternder Hand. Das Glas zerbricht klirrend auf der Malachitplatte ... Dem Bilde fehlt die Rückseite -- fehlen die dahinter verborgenen Briefe und Documente von der Hand Louis Napoleon Bonapartes ... Briefe der Liebe — Betheuerungen der Dankbarkeit — geschriebene Schwüre.

Mit einem wilden, heisern Schrei bricht Mylady in einem Fauteuil zusammen ... Sie weiß jetzt, daß sie ihre Partie verloren hat.

Leise, beruhigend spricht Herr Mocquard mit seiner einschmeichelnden Stimme auf sie ein — im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers ... Der Kaiser wünscht, daß Mylady den Comte de Beauregard heirathe ... bald — morgen! Mr. le Comte und seine schöne Besitzung: Chateau Beauregard ist zwar stark verschuldet, aber der Kaiser wird Alles zahlen — die Schulden des Grafen mit 500,000 Francs und außerdem seine Verpflichtungen gegen Madame la Comtesse mit 3 Millionen ... nach und nach — so bald das seiner viel in Anspruch genommenen Kasse irgend möglich ist ... Der Kaiser wünscht, daß die Trauung morgen früh elf Uhr in aller Stille stattfinde und daß Madame la Comtesse gleich nach der Trauung in Begleitung von Mr. Chares Bure, dem treuen Milchbruder und Kassirer des Kaisers, und Mr. Briffault, dem ehemaligen Mitgliede der Constituante, Paris verlasse, um ihre beiden Töchter einem Landpastor bei Heidelberg zur Erziehung zu überbringen ... Mr. Briffault werde dort bleiben und die Erziehung überwachen ... Der Kaiser wünscht, daß Mylady vernünftig sei.

Aber Mylady ist halb wahnsinnig — aus Weh, aus Scham, aus Verzweiflung, aus Wuth! Die ganze lange Nacht hindurch. Sie kann den Gedanken nicht los werden: und in diesem Augenblick lächelt der Mann, dem ich Alles geopfert habe, im Ballsaal der Tuilerien mit jener Andalusierin — jener Eugenie Montijo, die um keinen Sonnenstrahl reiner dasteht, als Eliza Howard.

Doch am andern Morgen — es ist der 22. Januar 1853 — ist Mylady — vernünftig! Sie fährt mit Mr. le Comte de Beauregard zur Trauung — und dann mit den Trauzeugen Bure und Briffault und ihren beiden Töchterchen auf der Straßburger Bahn aus Paris fort ... In Straßburg liest sie in der Zeitung ein Telegramm: „Der Kaiser hat heute

die Staatskörper in die Tuilerien berufen und ihnen eröffnet, daß er Mademoiselle Eugenia Maria de Montijo de Guzman, Comtesse de Teba heirathen und zur Kaiserin der Franzosen erheben werde. Stolz nennt der Kaiser sich selbst einen Parvenu — ein ruhmwürdiger Titel, wenn man emporkommt durch die freie Abstimmung eines großen Volks. Die fremden Prinzessinnen auf dem Throne Frankreichs haben dem Lande nie Glück gebracht. Meine Heirath ist nur eine Privatangelegenheit. Die Person, welcher ich den Vorzug gegeben habe, ist von hoher Abkunft, Französin mit dem Herzen, durch Erziehung, durch das Andenken des Blutes, das ihr Vater für die Sache des Kaiserreiches vergossen hat. Als Spanierin hat sie das für sich, daß sie in Frankreich keine Familie hat, der man Ehren und Würden zu verleihen braucht. Mit allen Vorzügen der Seele begabt, wird sie die Zierde des Thrones sein, wie sie am Tage der Gefahr eine seiner Stützen sein wird. Katholikin und fromm, wird sie dieselben Gebete, wie ich, für Frankreich an den Himmel richten; anmuthig und gut wird sie — dies ist meine feste Hoffnung — in derselben Stellung die Tugenden der Kaiserin Josephine wieder aufleben machen . . ."

Todtenbleich — starren, thränenlosen Auges, wie eine Leiche, fährt die Gräfin Beauregard mit ihren Kindern und ihren Wächtern weiter nach Heidelberg . . .

Starr und bleich lehnt sie acht Tage später, am 30. Januar, im Schatten eines Pfeilers der Kirche von Notre Dame . . . Sie hat kein Auge für den Kirchenpomp und Kaiserglanz rings umher — sie sieht nur neben dem Manne, der ihr und ihren Kindern gehört, eine fremde Frau stehen — engelhaft schön, der Gürtel des weißen, duftigen Gewandes und der Schleier von Diamanten blitzend, im goldig leuchtenden Haar ein frischer, jungfräulicher Kranz von Orangen . . . und vor dieser schönen Braut steht der Erzbischof von Paris und spricht feierliche Worte, die ein Band knüpfen für's Leben . . .

Da kommt Leben in die starre Frau hinter dem Kirchenpfeiler . . . Ihr Gesicht verzerrt sich und sie stürzt vor, um den Orangenkranz aus den Locken der kaiserlichen Braut zu reißen . . . Aber eine eiserne Hand umspannt ihren Arm . . . Sie schaut in das kalte, graue Auge des Hrn. de Fleury . . .

Im prachtvollen, goldstrahlenden Wagen fahren der Kaiser und die Kaiserin der Franzosen in die Tuilerien . . . In den Straßen stehen die Pariser Kopf an Kopf und jubeln: „Vive l'empereur! Vive l'impératrice! Vive la belle Eugénie!" — Nur Père Grillon, der dicke, greise Cafetier des Palais Royal schüttelt bedenklich den Kopf und flüstert seiner Nachbarin zu: „Madame Bourbachon, ein ominöser Wagen — ich sah in demselben vor vierzig Jahren des ersten Napoleon's Sohn — unsern kleinen König von Rom — zur Taufe nach Notre Dame fahren . . . Und was ist aus ihm geworden? Er ist in Wien gestorben — in der Verbannung, in der Gefangenschaft! Denken Sie an Père Grillon, wenn Sie es erleben, daß der Kaiser und die schöne Kaiserin nicht auf Frankreichs Throne sterben . . ."

„O, das werden wir Beide nicht erleben, Père Grillon, denn sonst gäb's keine Gerechtigkeit mehr auf Erden. Die Kaiserin ist nicht nur die schönste Frau von Frankreich, sondern auch die beste, die frömmste, die wohlthätigste! Hat sie doch sogleich, als sie hörte, die Stadt Paris wolle ihr einen Hochzeitsschmuck für 600,000 Frcs. schenken, unsern Gemeinderath bitten lassen, für diese Summe ein Waisenhaus zu erbauen . . ."

„Hm! hm! Mère Bourbachon, wer bezahlt's? Ihr, ich — wir! Es ist leicht aus anderer Leute Taschen wohlthätig zu sein . . .“

Und nach drei Jahren, im März 1856, steht Père Grillon wieder neben Madame Bourbachon, der reichsten Fischhändlerin der Markthalle, in der Rue Rivoli und sieht aus den Tuilerien einen prachtvollen, goldüberladenen Riesenwagen langsam, schwerfällig herausrollen und in diesem Wagen in den Armen einer glänzend geschmückten Palastdame der Kaiserin ein Häufchen Spitzen auf weißem, mit goldenen Adlern gestickten Atlaskissen . . .

Das Volk schreit jubelnd: „Vive le prince impérial, vive l'empereur, vive l'impératrice . . .“ Der kaiserliche Prinz fährt zur Taufe nach Notre Dame.

Père Grillon schüttelt wieder bedenklich sein weißes Haupt: „Madame Bourbachon, theure Freundin, ich begreife den Kaiser wirklich nicht! Erst dieser ominöse Hochzeitswagen — und jetzt schickt er gar seinen Sohn und Thronfolger in dem Krönungswagen Karl's X. zur Taufe . . . O, ich erkenne den Wagen ganz bestimmt wieder, wenn man auch die goldenen Lilien herausgebrochen und dafür an allen Ecken und auf dem Dache massiv silberne, vergoldete Napoleonsadler angebracht hat . . . Der Unglückswagen bleibt doch derselbe und es wäre ein Wunder, wenn le Prince impérial Napoleon Eugen Louis Johann Joseph nicht etwas von dem Kronenunglück seines Vorfahrers in diesem Wagen erbte . . .“

„Ihr krächzt ja wie ein Unglücksrabe, Père Grillon . . . Seht doch nur mal auf jenes Fenster . . . Wahrhaftig, das ist Mad. de Beauregard mit ihren schönen Töchtern und dem kleinen dreijährigen Knaben . . . der ist nicht in einem goldnen Wagen zur Taufe gefahren und ist doch auch ein Sohn des Kaisers . . . Welche schönen Diamanten Mad. la Comtesse hat! . . . Parbleu! Wissen möcht' ich aber doch, mit welchen Gefühlen des Kaisers alte Maitresse dieser prächtigen Taufe eines Thronerben — sie kostet 800,000 Frcs. — zuschaut . . .“

„Man sagt, daß der Kaiser wieder ihr Freund geworden ist und sie oft und heimlich in Chateau Beauregard besucht und daß Mad. la Comtesse nächstens bei Hofe vorgestellt werden soll . . . Was die Kaiserin dazu wol sagen wird?“ Père Grillon findet dabei nichts Bedenkliches. Sind doch Mad. de Maintenon und Mad. de Pompadour öffentlich am Hofe zu Versailles empfangen.

Aber Père Grillon, ein so guter Unglücksrabe er sonst auch sein mag, täuscht sich doch, wenn er glaubt, daß l'Impératrice Eugenie ihre Todfeindin Mad. de Beauregard in den Tuilerien empfangen werde. Die Kaiserin ist fromm und verabscheut die Liebschaften ihres Gatten und sogar seine „Freundschaft und Dankbarkeit“ für Mad. de Beauregard voll sittlichster Entrüstung. Sie haßt die Diamanten der Gräfin Beauregard, die ihr stets in einer Theaterloge gegenüberstrahlen, wenn die Kaiserin die Oper besucht . . . weil diese Diamanten schöner und reicher sind, als die kaiserlichen . . . Sie haßt die jungen, schönen, unschuldigen Mädchen neben der Gräfin Beauregard — weil sie jung und schön und unschuldig sind und . . . weil der Kaiser seine Töchter liebt und immer hartnäckiger darauf besteht, daß die Kaiserin diese Damen in den Tuilerien empfange . . .

Ganz Paris ist boshaft gespannt: wer in diesem Damenkriege voll Thränen und Intriguen und unsauberster Kabalen siegen werde. Beide Damen haben ihre Anhänger und — Hetzer. Die Kaiserin wird von der päpstlichen Hofpartei unterstützt und gehetzt — die Gräfin Beauregard unter-

stützen und hetzen der Prinz Napoleon und seine Partei und jene Hofcreaturen, für die Geld — Geld ist, mag's auch aus einer Kloake stammen. Und die Gräfin Beauregard ist reich — eine Millionärin! Bis zum Jahre 1855 hat der Kaiser ihr von dem „geborgten“ englischen Sündengelde nebst kaiserlichen Zinsen 5½ Millionen Frcs. zurückgezahlt . . . und die Verpflichtungen Louis Napoleon's gegen Miß Howard sind hiermit noch nicht erfüllt. Am 24. Juli 1855 schreibt die Gräfin Beauregard von ihrem Schlosse aus an des Kaisers Vertrauten und Secretair Mocquard: „Ich zähle auf Sie. Sie werden so viel Leiden ein Ziel setzen. Der Kaiser ist zu gut, als daß er eine Frau, die er einst zärtlich geliebt, in einer falschen Stellung lassen könnte . . .“

Und fast scheint es, als sollte die Maitresse über die Gattin siegen. Schon ist vom Kaiser der Empfangstag in den Tuilerien für die Gräfin Beauregard und ihre Töchter festgesetzt . . . Da greift die Kaiserin zu einer verzweifelten, aber tödtlichen Waffe: nach einer heftigen überlauten Scene mit dem Kaiser in dessen Arbeitszimmer verläßt sie plötzlich, ohne Reisevorbereitungen und mitten im Winter Paris und geht nach — Schottland! Von hier aus droht sie, nie in die Tuilerien zurückzukehren, wenn eine Beauregard dort öffentlich empfangen werde . . . Diesen famosen Kriegsplan hat der Beichtvater der Kaiserin ersonnen.

Die Kaiserin kehrt aus Schottland zurück. Die Gräfin Beauregard wird nicht öffentlich in den Tuilerien empfangen. Aber der geheime Krieg zwischen diesen beiden Frauen spielt noch Jahre lang fort . . .

Dann findet man eines Morgens die Gräfin Beauregard — einst Miß Howard — in ihrem prächtigen Schlosse todt im Bett . . .

Der Damenkrieg ist aus.

* * *

Es dunkelte immer tiefer auf dem kleinen Friedhofe zu Petit Chesnay — und immer wilder, schauriger, drohender brüllten die preußischen Festungsgeschütze gegen Paris . . . Und wie traurig blinkte mich der prunkende weiße Marmorstein aus dem Tannen- und Cypressengrün an! — der Grabstein, der keinen Namen trug, weil der Sohn, der ihn gesetzt hatte, sich des Namens seiner Mutter schämte . . . schämen mußte!

A ma mère! Kein Wort weiter! Und doch liegt in diesen drei Worten die ganze Liebe und das große Leid eines edlen tieftraurigen Kindesherzens.

Der junge Graf Beauregard hat gleich nach dem Tode seiner Mutter das schöne Schloß Beauregard verkauft und Frankreich verlassen. Er lebt still, unbekannt mit seinen Schwestern in England. Wir wissen, daß sein Vater und die Kaiserin und der kaiserliche Prinz dort auch längst ein Asyl gefunden haben — als Flüchtlinge, als Verbannte . . . Der Vater, den der unglücklichen Eliza Howard Kinder nicht lieben können . .

Als ich den Friedhof verließ — gedankenvoll, traurig, sang der deutsche Soldat gegenüber heimwehmüthig und sehnsüchtig ein altes Lied vom Rhein:

„Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.“

Um Mitternacht hörte das Kanonengebrüll plötzlich auf. Am Abend des 27. Januar war der Waffenstillstand durch Jules Favre und den Grafen Bismarck gesichert. Der Friede stand in naher Aussicht.

Am andern Morgen ging ich hinaus nach Trianon und sah mir die beiden prächtigen Wagen an, den kleinern, in dem der König von Rom zur Taufe und die Kaiserin Eugenie zur Trauung nach Notre Dame gefahren waren, und den goldenen Riesenwagen, der Karl X. als Krönungs- und dem kaiserlichen Prinzen als Taufwagen gedient hatte . . .

Und was war übrig geblieben von all' diesen Königs- und Kaiserherrlichkeiten? Zwei goldblanke Wagencuriositäten, die der Remisenschließer täglich den deutschen Siegern gratis zeigen mußte.

Wer wol zunächst in dem goldenen königlichen Krönungs- und kaiserlichen Taufwagen von den Parisern umjubelt wird?

* * *

Vor wenigen Wochen flog zu mir nach Deutschland ein guter, kleiner glückstrahlender Brief von dem blanken Büffet des Coeur d'or zu Grand Chesnay . . . Mademoiselle Clairy Grissot schrieb: „Monsieur! Gestern wurden Madelon und Pierre — der also, wie Ihr hieraus erseht, nicht in Eurem eisigen Deutschland erfroren ist — in der Kirche zu Petit Chesnay ein glückliches Paar. Madelon sah reizend aus in dem weißen Brautkleide und dem blühenden Orangenkranze in ihrem schönen, schwarzen Haar. Bei dem Hochzeitsmahle waren wir sehr vergnügt. Es war in dem großen Billardzimmer servirt, wo Ihr mit den guten, deutschen Officieren damals unter dem bunten, brennenden Tannenbaume so fröhlich Weihnachten feiertet und Gänsebraten mit Kastanien aßt und sehr viel Punsch trankt und zuletzt gar mit Madelon und mir tanzen wolltet — aber uns war zu traurig zum Tanzen um's Herz. Gestern haben wir jedoch getanzt, denn Bruder François und Mr. Pierre waren wieder da und gesund und so sehr lustig — und der böse Krieg ist auch vorbei und all' das Entsetzliche, Gräßliche, das über uns kam, als Ihr — nos amis les bons ennemis — aus Versailles und Chesnay fortgegangen waret. Wißt Ihr denn schon, Monsieur, daß unser Nachbar, Mr. Bouillon, der fette Talg- und Fellhändler, der so gern spionirte und dessen Hühnchen Euren Soldaten so gut schmeckten, draußen in Satory erschossen ist? Er wurde als Spion der Pariser Commune ertappt. Sonst hätte er uns sicher in seiner bösen Weise gestern die fröhliche Hochzeit verdorben. Hättet doch Ihr, Monsieur le journaliste et Messieurs, les bons et joyeux officiers prussiens hier sein können! Wie hätten wir mit einander tanzen wollen! Denkt Euch, cher père holte in seiner Herzensfreude einen Korb seines besten Champagners nach dem andern herbei — von derselben Sorte, die er beim Abschied mit Thränen in den Augen für Euch entkorkte, denn er hat Euch lieb, Messieurs — und hatte zuletzt sogar ein Räuschchen (une petite ivresse). Und Mr. Pipinet — Ihr habt doch unser Hündchen nicht schon vergessen? — war auch ganz närrisch vor Vergnügen. An Euch, Monsieur, habe ich gestern aber ganz besonders denken müssen, als wir in die Kirche gingen und ich aus den Tannen und Cypressen den weißen, traurigen Grabstein herüber blinken sah mit den Worten: „A ma mère!" Ihr hattet ja stets ein so großes Interesse für diesen Stein und seine Inschrift und für die Geschichte der unglücklichen Frau, die unter ihm ausruht von Sünde und Schande . . . Pauvre comtesse de Beauregard! . . . Pauvre fils! . . ."

Auf der Friedensinsel.

Eine Herbstelegie vom Genfersee.

„Fremdling, komm' in das schöne Montreux und sieh' es und lebe!"
Lebe auf von dem Druck, der Dich im Norden umfing.
Weichet, Ihr herbstlichen Nebel zurück! Verhall' in der Ferne
Dumpfes Geräusch der Stadt, das mich zu lang schon umhallt!
Dringe, Du südliche Sonne hervor und bringe den Lenz mir
Wieder zurück, um den ach! mich der Norden betrog.
Duftet das Veilchen nicht dort? Und wenn die Granate verblühet,
Spendet die Rose nicht hier immer noch Blüthe und Duft?
Schüttle nur, herbstlicher Wind, aus des Nußbaums ragender Krone
Mit den Früchten zugleich röthliche Blätter herab!
Immer noch bleibt uns genug des Grüns, auch wenn schon der Berge
Ragende Gipfel der Schnee weiter und weiter umhüllt;
Und was das Auge erfreut, das kräftigt zugleich auch die Seele,
Bläuliche Fluthen des Sees, mächtiges Alpengebirg!
Ja, hier athme nun auf und genieße die köstlichen Stunden,
Hier nur ist Lebensgenuß, hier nur ist Leben allein.
Freundlich nimmt Dich Natur an ihren erwärmenden Busen
Und der verlorene Sohn kehrt zu der Mutter zurück.

* * *

Schimmernde Strahlen auf bläulicher Fluth! Ihr flüsternden Wellen,
Deren sich drängendes Heer grüßend das Ufer berührt!
Und Ihr, kreisend im Flug, Ihr leichtbeflügelten Möven! —
Alles lockt mich zu Euch, lockt mich hinaus auf den See.
Und schon rühr' ich das Ruder, schon dehnt sich die Brust, schon umweht mich
Kühlender Hauch und es rauscht plätschernd am Kahne die Fluth.
Rasch durchschneidet das gleitende Boot die ruhige Fläche,
Während bewundernd der Blick schweift zu den Höhen empor.
Sagt, wie halt' ich es fest, dies Bild? Aus Gärten und Wiesen
Sanft an's Ufer gestreckt, hebt sich das stille Clarens.
Dort an der Straße prangt Vernon mit stattlichen Häusern,
Aber das liebe Montreux klettert den Hügel hinan
Bis zu dem Kirchlein am Wald, das, wie der Hirt auf die Heerde,
Niederblickt auf das Dorf, das seinen Sockel umkränzt.
Horch! Nun erschallt von dort der Ruf der schwingenden Glocke,
Orgelklang und Gesang klingt bis zur Tiefe herab.
Klingt bis herab zu mir, der ich hier im schaukelnden Kahne
Mit andächt'gem Gefühl fei're den heiligen Tag.
Ja, ich danke Dir, mächtiger Geist, der die Räume der Welten
Immer noch selig durchfließt, wie er sie mächtig erschuf.
Der auf Schwingen des Sturmwinds fährt, der im Rauschen der Wogen
Spricht, wie im Flüstern des Hauchs, der jetzt das röthliche Laub
Schüttelt aus hoher Krone des Baumes, der wieder im Lenze
Dann dem verdorreten Strauch Blätter und Blüthen erweckt;
Ja, ich danke Dir, schaffender Geist, für dies Wunder der Schöpfung,
Das mit strahlendem Glanz rings mir das Auge umgiebt!
Bin ich der Schmetterling nur, der auf duftiger Blüthe sich schaukelt,
Dank für den sel'gen Moment, den ich genießend durchlebt! —

* * *

So, hier raste, Du mir Gefährte in wonnigen Stunden,
Sanft hingleitender Kahn! Schnell nun an's Ufer im Sprung!
Und nun lass' Dich begrüßen, Du wunderliebliches Eiland,
Grünender Fleck, den hierher spielend einst warf die Natur.
Wie Du so sanft Dich erhebst, umfaßt mit schützender Mauer,
Die von der Scholle zurück halte die nagende Fluth,
Bist Du ein Tisch für Gäste des Sees, eine Rast für den Fischer,
Bist Du ein Zufluchtsort träumerisch einsamem Sinn?
Insel des Friedens nennt Dich das Volk! So bist Du der Eintracht
Bild, wie der dreifache Schwur, der auf dem Rütli erklang?
Denn wiewol Du gewiß auch der dürftigsten Hütte nicht Raum giebst,
Heben drei Bäume doch hier schattige Zweige zur Höh'.
Auch hat hier nicht allein, auf Deiner Scholle der Friede
Seinen Tempel erbaut; über die Fluthen des Sees
Hat er die Schwingen gebreitet zur Ruh; er weht von der Berge
Ragenden Gipfeln herab bis zu dem Hüttchen am Strand.
Aber so war es nicht stets; hier tobte der Kampf und die Streitlust,
Fesseln dem Freiheitsdurst schmiedete hier Tyrannei.
Auch an dem friedlichen Ufer des Sees erweckte den Wehruf
Menschlicher Leidenschaft blutig verwirrendes Spiel.
Und dort ragt ihr noch immer, ein Denkmal finsterer Zeiten,
Graue Mauern Chillons über den Fluthen empor.
Unglückseliger Mann, den dort an die Säule gefesselt
Jahre des Unglücks hindurch hielt die verblendete Wuth!
Menschen erbarmten sich nicht, bis mitleidsvoller die Kette
Endlich zersprang und der Fuß freier die Säule umschritt.
Und Du grubst in die Wand Dir mühsam Staffeln zur Stütze
Deines Fußes, Du hobst Dich zu der Luke empor,
Die das spärliche Licht des Tages Dir gab und Du schautest
Mit geblendetem Aug' wieder die sonnige Welt;
Sahst den bläulichen See, der Deinen Kerker umspülte,
Dessen Fluthengeräusch oft Dich gewiegt in den Schlaf.
Sahst die schneeigen Höhen der Riesenberge, zu deren
Gipfel die Freiheit längst war aus den Thälern entfloh'n.
Sahst auch dieses Inselgestad' und es wehte wie Freude,
Aus dem Flüstern des Laut's wehte wie Trost es Dir zu.
Aber den stärkenden Trost erst brachten die Genien des Kerkers
Schlaf und lieblicher Traum, der Dir die Seele umfing.
Bilder der Freiheit sahst Du dann zukünftiger Zeiten,
Sahest, für das Du gekämpft, glücklich dies Volk und befreit.
Sieht nun Dein seliger Geist der Träume schöne Erfüllung,
Sieht er den Sohn des Gebirgs so wie den Bürger der Stadt,
Sieht er den Winzer im Feld sich erfreuen des köstlichen Gutes,
Dem Deines Herzens Schlag galt und Dein muthiges Wort?
Ja, es hat sich erfüllt, was einst die Edlen erstrebten,
Und zu den Besten des Landes wird auch Dein Name gezählt.
Und Du, der Freiheit Held, Bonivard, fort lebst Du im Liede,
Wenn Dein Kerker schon längst tief in den Fluthen versank.

W. Rullmann.

Eine Erinnerung an Ludwig Feuerbach.

Von Dr. J. Duboc.

Es war im Herbst des Jahres 53. Goldener Sonnenschein blitzte durch die Baumwipfel und durchschnitt mit Lichtstreifen die schattige Landstraße, auf der ich, von Nürnberg kommend, in einem gemietheten Hauderer langsam dahinrollte. Der gemächliche Schlenderschritt des Fuhrwerks lud zur Betrachtung der anmuthigen Gegend ein, aber ich genoß im Ganzen wenig von den freundlichen Eindrücken um mich her, da die gespannte Erwartung eines lange beabsichtigten Besuchs bei einem verehrten Mann mich in einiger Erregtheit erhielt. Nur freute ich mich der gewissermaßen philosophischen Ruhe, die im Nachmittagssonnenschein und der milden herbstlichen Beleuchtung über Berg und Thal ausgebreitet lag. Diese Stimmung eines sich selbst genügenden Gleichmuths galt mir als gute Vorbedeutung, sie paßte in meiner augenblicklichen Auffassung auf's Beste zu der Wissenschaft, die uns zuruft: nec ridere, nec lugere res humanas fas est sed intelligere (nicht lachen, nicht trauern soll man über die menschlichen Dinge, sondern sie verstehen lernen), die unsere Seelen über Freude und Schmerz hinweg zur Erkenntnißruhe erhebt. Ich vergaß freilich dabei, daß Ludwig Feuerbach, dem mein Besuch zugedacht war, den Philosophen nur gelten ließ als denkenden Menschen, in innigem Verband mit allem menschlichen Leiden und Empfinden, daß auf ihn jener spinozistische Weisheitsspruch daher nur im eingeschränktesten Maße Anwendung finden konnte. Die ersten Worte Feuerbach's erinnerten mich alsbald daran. Denn als ich ihm endlich gegenüberstand, ich, meiner jugendlichen Keckheit mich wohl bewußt, mit einigermaßen verlegenen Blicken zu dem gereiften, mir an Jahren und Wissen so weit überlegenen Manne emporschaute, sagte Feuerbach, nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren, mit Beziehung auf das weite transatlantische Reiseziel, das ich mir gesteckt hatte: „Ja, ich möchte auch lieber den Spaten führen als die Feder für dies undankbare Geschlecht.“ Dieser Ausspruch ungeduldigen Eifers, der sich meinem Gedächtniß lebhaft einprägte, konnte auf eine allgemeine tiefe Verbitterung hinzudeuten scheinen. Aber dem war nicht so. Feuerbach, dem bereits viele literarische Erfolge geleuchtet, dessen Hauptwerk, „Das Wesen des Christenthums“, mehrere Auflagen erlebt hatte, dessen wissenschaftliche Stellung und Bedeutung überhaupt eine ausgezeichnete und festbegründete war, Feuerbach war weder in der Lage noch in der Stimmung des mürrischen Philosophen von Frankfurt, der während seines ganzen Lebens den Verdruß, von dem „Unsinnschmierer“ Hegel *) verdunkelt zu sein, nicht verwinden konnte. Die Mißstimmung, die sich in jener Bemerkung Luft machte, entsprang viel eher dem Unbehagen, in der besten Kraft des Mannesalters nicht

---

*) Zum Beleg: „Will Dich Verzagtheit anwandeln, so denke nur immer daran, daß wir in Deutschland sind, wo man gekonnt hat, was nirgendwo anders möglich gewesen wäre, nämlich einen *geistlosen, unwissenden Unsinn schmierenden*, die Köpfe durch beispiellos hohlen Wortkram von Grund aus und auf immer desorganisirenden Philosophaster, ich meine unsern theuren Hegel, als einen großen Geist und tiefen Denker ausschreien“ ꝛc.

(Schopenhauer, Vierfache Wurzel S. 39.)

denjenigen ausgebreiteten Kreis einer öffentlichen Thätigkeit gefunden zu haben, der in vieler Beziehung seinem ganzen Wesen am Besten entsprochen haben würde. Obwol schon zu jener Zeit durch die langjährige Gewohnheit des in sich gekehrten Philosophirens der Gabe der lebendigen Rede fast entwöhnt, machte Feuerbach doch sofort auf Jeden, der ihm näher trat, den Eindruck, als ob die Einsamkeit des beschaulichen Denkerlebens sein Wesen nicht genügend erschöpfe. Eine durchaus wehrhafte, streitbare Natur, von ausgezeichneter polemischer Kraft, von vortrefflichen Gaben des Humors und der Satire, lebhaft angeregt und anregend, gut gelaunt und schlagfertig war Feuerbach nach dieser Seite seines Wesens wie geschaffen dazu, den Mittelpunkt einer akademischen Lehrthätigkeit, eines mit Begeisterung dem Vortragenden folgenden Zuhörerkreises zu bilden. Er selbst hatte zwar nicht die gleiche Ueberzeugung. Ihm kostete es, wie er noch in der Vorrede zu der Biographie seines Vaters bekennt, immer große Ueberwindung, aus der Studirstube in die Visitenstube zu treten und dem Publicum seine Aufwartung zu machen, und er meinte, daß sein Thätigkeitstrieb sich weniger am Schreiben und Lehren, als am Lernen und Studiren befriedige. Aber es ist doch sehr möglich, daß hierbei allerlei unwillkürliche Täuschungen mit unterliefen. Wer die Ergebnisse seiner Studien in zehn starken Bänden niederschreibt und veröffentlicht, bei dem ist es offenbar mit der Abneigung gegen das Lehren und Schreiben nicht allzu schlimm bestellt. Und ebenso, wenn es Feuerbach große Ueberwindung kostete, vor das Publicum zu treten, so ist es doch andererseits ganz gewiß, daß es ihm noch größere Ueberwindung gekostet haben würde, dies zu unterlassen. Wie seinen Vater, Anselm von Feuerbach, der sich selbst höchst „ehrgeizig und ruhmgierig" nennt, aber Beides stets nur im Dienst der Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit war, beseelte auch Ludwig Feuerbach derselbe ehrgeizige, aber den Ehrgeiz nur im Dienst der Wahrheit befriedigende Trieb. Die staatlichen und politischen Verhältnisse machten von vornherein jede öffentliche Thätigkeit für ihn unmöglich und verlegten dadurch den Schwerpunkt seines Wirkens und Schaffens in die Einsamkeit der Studirstube und die Thätigkeit des Privatgelehrten; Feuerbach selbst hat in seinen Schriften mehrfach über den Mangel einer officiellen Stellung seiner Wirksamkeit gescherzt. Er nennt es eine Signatur eines Philosophen, kein Professor der Philosophie, und eines Professoren der Philosophie, kein Philosoph zu sein. Aber wenn er dies übersehen konnte und auch wirklich übersah, so war es nicht das Gleiche mit dem seiner Naturanlage entsprechenden Bedürfniß einer größern Schaubühne für seine Thätigkeit. Daß er 48 dem Verlangen vieler seiner Verehrer, vor die Oeffentlichkeit zu treten, nachgab und vor einem gemischten Zuhörerkreis in Heidelberg Vorlesungen über das Wesen der Religion hielt, beweist genügend, daß er gegen Anregungen nach dieser Richtung hin nicht unempfänglich war. Gerade diese Vorlesungen, die den achten Band seiner gesammelten Werke bilden, hatten noch in ihrer Nachwirkung Feuerbach eine außerordentliche Popularität verschafft. Seine religionsphilosophischen Anschauungen, die dort einfacher und verständlicher als in irgend einer andern seiner Schriften vorgetragen sind, hatten eine weitreichende Verbreitung erlangt und so weit die Massen des Volks, namentlich der Arbeiterstand, von der Bewegung des Jahres 48 ergriffen worden waren, konnte man sicher sein unter ihnen auch auf zahlreiche Anhänger, wenn auch nicht auf ebenso viele Kenner Feuerbach's zu treffen. Insofern konnte dieser also nicht gerade jetzt mit allzu großem

Schlittenfahrt.

Recht von einem undankbaren Geschlecht sprechen. Ich machte Feuerbach darauf aufmerksam, ich schilderte ihm die Wahrnehmungen, die ich in vielfältiger Berührung mit den Arbeiterkreisen gemacht, Feuerbach schien erfreut, ohne für jetzt auf das Thema weiter einzugehen. Er wandte sich vielmehr nun den leiblichen Bedürfnissen eines von längerer Fahrt zur Rast gelangten Gastes zu, indem er aus einer Ecke des Zimmers her einen Schinken hervorholte und mir denselben nebst Butter und Brod auf seinem mit mannigfaltigen Schriften bedeckten Tisch vorsetzte. Während er so mit freundlicher Bereitwilligkeit einen Imbiß improvisirte, hatte ich Muße, das Aeußere des wegen seines Atheismus verfehmten Denkers, der meistens lebhaft im Zimmer auf- und abschritt, zu mustern. Feuerbach war damals neunundvierzig Jahre alt. Er war von mittlerm, gedrungenem Wuchs. Seine Bekleidung bestand aus einer grauen bayrischen Joppe und Beinkleidern aus ähnlichem Stoff und dieser Anzug vermuthlich, so wie die markigen, wettergebräunten Züge verliehen ihm in meinen Augen etwas Waidmännisches. Der Kopf mit dem kurzgeschnittenen dunklen Haar, der mächtigen Stirn, dem festen Mund, den lebhaften, nicht allzu weit geöffneten Augen war sehr gut geformt. Ein gewisser classischer Ernst beherrschte die strengen Züge, in denen das Lächeln offenbar kein allzu häufiger Gast war, wenn auch gewisse Linien um Augen und Mundwinkel die satyrische Ader verriethen, die in vielen seiner Kritiken so reich ergiebig sprudelt.

Feuerbach's Wohnort, ein bei dem Dorfe Bruckberg in der Nähe von Ansbach belegenes Schloß, gehörte zu den beneidenswerthesten. Er selbst preist die landschaftlichen Reize desselben in einem in die gesammelten Werke aufgenommenen Brief an L. Buhl. Erst auf diesem deutschen Dorfe habe er Optik, die Kunst zu sehen, gelernt und erst die dortige reine Luft habe ihm den Staub der Berliner Staatsphilosophie aus dem Gehirn getrieben. Und wol mochte er so sagen. Es wehte wirklich eine selten reine, gesunde, würzige Luft um die auf mäßiger Berghöhe belegenen Schloßräume. Ringsumher öffnete sich ein freundliches, fruchtbares Land mit Feldern und Wäldern, Thälern und Bächen und in verschwenderischer Fülle umgab der Segen unzähliger Obstbäume, anderen ehrwürdigen Bäumen gesellt, den anmuthigen Wohnsitz des Philosophen. Feuerbach war gewohnt, stundenlang lesend und studirend unter den Bäumen umherzuwandeln, keine denkbare Störung konnte ihm hier begegnen und Nichts zerstreute ihn als etwa, daß er gelegentlich ein paar Rehe mit abgefallenem Obst fütterte. Dieses Glück, das ihm in so seltenem Maße zu Theil wurde, das Leben im innigsten Verein mit der Natur mit dem Leben im Gedanken verbinden zu können, verlieh seiner Liebe zu seinem ländlichen Musensitz eine so nachhaltige und tiefe Färbung, daß die später durch äußere Verhältnisse veranlaßte gezwungene Aufgabe desselben erschütternd auf ihn einwirken mußte.

Das Leben Feuerbach's war, wie kaum zu erwähnen nöthig, ebenso wie seine nächste häusliche Umgebung, seine Einrichtung und seine Gewohnheiten von äußerst einfacher Beschaffenheit. Das lebhafte Interesse, mit dem er die politische Entwickelung verfolgte, veranlaßte ihn, sich den Luxus einer regelmäßig beim Morgenkaffee erfolgenden Lectüre der „Allgemeinen Zeitung" zu gestatten. Er pflegte dabei Das, was er im Auf- und Abgehen las, in kurzen, vor sich hin gesprochenen Sätzen zu kritisiren und bei dem von dem seinigen weit abweichenden politischen Standpunkt des Augsburger Blattes häufig scharf zu tadeln.

Abends vereinigten die Kellerräume des Schlosses, welches dem Schwager Feuerbach's gleichzeitig zum Betrieb einer Porzellanfabrik diente, einige Nachbarn, es wurde ein Glas Bier getrunken und ein ländlicher Discurs über diejenigen Themata gehalten, die auf dem Lande Jedem am geläufigsten sind, Preise der Bodenerzeugnisse und Ausfall der Ernten. Feuerbach nahm, eine Pfeife schmauchend, mit Ernst und, wie es den Anschein hatte, Sachkenntniß an diesen Auseinandersetzungen Theil. Er ruhte auf diese Weise aus von den Strapazen des Denkens, aber nur um dasselbe neugestärkt in später Abendstunde wieder aufzunehmen und unermüdlich fortzusetzen, denn noch nächtlicher Weile schimmerte das Licht aus dem Studirzimmer des Philosophen durch die Baumwipfel.

In dieses nur durch den Wechsel der Jahreszeiten einigermaßen modificirte Leben trat von Außen wenig Abwechslung. Ein gelegentlicher Besuch eines Freundes aus Ansbach, oder, wie in meinem Fall, ein aus der Ferne einkehrender Verehrer, dem gastlich Quartier geboten wurde, waren anscheinend die einzigen Unterbrechungen der gewohnten Lebensweise. Ein gewisser stillschweigend ausgesprochener, von geistlicher Seite besonders nachdrücklich aufrecht erhaltener Bann schien den Philosophen im Uebrigen wie mit einer socialen Isolirschicht zu umgeben. Wir erlebten, daß, in einem Wirthshaus der Umgegend eingekehrt, der Tisch, an dem wir Platz nahmen, sich alsbald auffallend leerte, so daß wir allein blieben. Feuerbach scherzte darüber und mir blieb es zweifelhaft, ob in diesem Zurückziehen lediglich Zufall oder Methode war. Jedenfalls stand es mit anderen ähnlichen Auftritten in auffallender Uebereinstimmung und konnte bei dem Einfluß der Geistlichkeit auf die ländliche Bevölkerung auch keineswegs auffällig erscheinen. Feuerbach war übrigens nicht geneigt dies übel zu vermerken. Er war sich seines einsamen Denkerglückes, dem ein inniges Familienleben in schönster Weise ergänzend zur Seite ging, zu wohl und zu stolz bewußt, um anders als scherzend auf die kleinen Steine zu deuten, die Unverstand und Amtseifer ihm in den Weg zu schleudern bemüht waren. Und auch auf sein äußerliches Verhalten blieben derartige Vorkommnisse ohne verstimmenden Einfluß. Er war in Gesellschaft und beim Glase Bier, dem er die Geneigtheit des geborenen Bayern entgegenbrachte, ein aufgeräumter Erzähler, der in liebenswürdigster Weise die Unterhaltung würzte und jede Person und jede Meinung gelten ließ — Letzteres allerdings mit einigen Ausnahmen, namentlich mit Ausnahme des damals sehr in Schwung begriffenen Tischrückens, welches er, ebenso wie alles spiritualistische Treiben, mit unerbittlicher Schärfe zu geißeln pflegte.

Während meines Aufenthalts in seinem Hause pflegte mir Feuerbach die Nachmittage zu widmen. Wir durchstreiften dann die freundliche nähere Umgebung seines Wohnsitzes, wobei Feuerbach mich angelegentlich auf alle anmuthigen Punkte aufmerksam machte, namentlich gehörte ein verschlungener Waldweg, der mit einem Wasserfall endigte, zu seinen Lieblingsspazierwegen. Unsere Unterhaltung bezog sich hauptsächlich auf philosophische Gegenstände. Ich hatte mir diejenigen Punkte niedergeschrieben, die mir besonders wichtig waren, und mit großer Geduld, einer Geduld, die bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit das schönste Zeugniß für seine humane Sinnesweise war, ging der Philosoph ebenso mündlich auf meine vielen Kreuz- und Querfragen ein, wie er schon vorher die gleiche Mühe brieflich nicht verschmäht hatte. Ich andererseits mußte ihm von der Schopenhauer'schen Philosophie erzählen, die

er nur dem Namen nach kannte, von dem wiedererstandenen Ding-an-sich, welches der Wille sei, von der Identität des Willens mit jeder strebenden Kraft in der Natur durch Sonderung desselben vom Bewußtsein, von der Lösung aller Lebensräthsel durch die Verneinung des Willens zum Leben u. s. w. Feuerbach lächelte bitter. „Und wir", sagte er, „die wir uns einbildeten, den Menschen aus dem Morast der absoluten Philosophie herausziehen zu können, um ihn zu befähigen in Zukunft das rein Menschliche darzustellen, während die laterna magica irgend beliebiger transcendentaler Vexirkünste nur aufgesteckt zu werden braucht, um sogleich wieder ein gläubiges Publicum um sich zu versammeln! Auch das Schimpfen über Hegel muß jeden Verständigen als unwürdig und kindisch anwidern. Lesen Sie meine Grundsätze der Philosophie der Zukunft. Dort ist Hegel kritisch überwunden, weil er fortentwickelt, weil aus der Philosophie des Absoluten die Nothwendigkeit der Anthropologie nachgewiesen und abgeleitet ist. Es wird mir immer vorgeworfen, daß meine Schreibweise lückenhaft, meine Schriften Fragmente sind, obwol dieser Vorwurf auf gänzlichem Mißverstand beruht. Diese Schrift war aber etwas Vollständiges und ohne Lücken; warum ist sie so gut wie gar nicht beachtet worden, können Sie mir das erklären?" — „Ich könnte die Erklärung vielleicht darin suchen", sagte ich, „daß die Schrift 1847 erschien, also unmittelbar darauf von den Ereignissen der bewegten politischen Zeit überholt wurde, aber ich meine der Grund liegt noch anderswo. Der Bruch mit Hegel und seiner Philosophie hat sich eigentlich revolutionair vollzogen, eine unantastbare Autorität stand er gestern noch da, bis irgend Jemand die Entdeckung machte, daß er weder unantastbar noch Autorität sei und alle Welt nun aufschrie und zu toben begann. Da paßte nun Schopenhauer, der die ganze Zeit schon auf eigene Faust getobt hatte, ausgezeichnet hinein. Ist nicht von jeder naturwüchsigen Revolution, wie reinigend und wohlthätig dieselbe auch wirken mag, etwas summarische Rohheit des Verfahrens und Ausdrucks unzertrennlich? Und das ist's wol vor Allem, was wir bei diesen allerdings widerlichen Vorgängen vor Augen haben. Was Ihre Grundsätze der Philosophie der Zukunft angeht, so mögen dieselben augenblicklich noch so unbeachtet zu Boden gleiten, während der prunkende Tafelaufsatz der Schopenhauer'schen Philosophie alle Blicke auf sich gerichtet hält, die Zukunft wird sie unfehlbar aus dem Staube wieder hervorsuchen müssen und zu Ehren bringen, weil der ganze Entwickelungsgang der Zeit darin aufgezeichnet ist." — „Sie haben Recht", sagte Feuerbach, „man lebt aber in der Gegenwart und denkt unwillkürlich immer wieder daran, von ihr befriedigt zu werden, ohne ein Recht dazu zu haben. Ich habe es übrigens bereits selbst ausgesprochen, daß die gegenwärtige Zeit eine Zeit raffinirter Illusionen und vettelhafter Vorurtheile und unfähig sei, einfache Wahrheiten zu würdigen."

Feuerbach hatte gerade damals die Herausgabe des literarischen Nachlasses seines Vaters beendet und ein Werk geschaffen, welches die höchste Objectivität des Verfahrens auszeichnet. Die subjective Persönlichkeit des Sohnes trat nur in dem einen charakteristischen Umstand zu Tage, daß er das den zwei Bänden des Nachlasses vorgesetzte Bild seines Vaters ohne die vier Orden erscheinen ließ, welche auf dem Originalbild sichtbar sind. Eine Reise, welche er bei dieser Gelegenheit literarischer Zwecke halber unternommen hatte, führte in Leipzig seine polizeiliche Ausweisung herbei und hatte ihm überhaupt die politische Misère des Vaterlandes wieder näher vor Augen geführt. Er glaubte nicht an eine baldige Besserung dieser Ver-

hältnisse, hielt aber trotz seiner demokratischen Gesinnung seinen Blick fest auf Preußen gerichtet. „Wie eine wahre Wißbegierde", pflegte er zu sagen, „sich auf Alles erstreckt, was werth ist gewußt zu werden, aber auch auf nichts Anderes, so sollten die wahren politischen Triebe der Nation sich nur auf Preußen richten und alles Andere aus dem Spiel lassen, weil bei dem Andern doch nichts herauskommt." Mit bewegtem Herzen und erweiterter Seele schied ich nach acht Tagen aus der Nähe des verehrten Mannes und der mir lieb gewordenen Umgebung, indem ich eine Erinnerung davon trug, die mir für's Leben geblieben ist.

Viel später sah ich Feuerbach wieder. Es war vor sechs oder sieben Jahren in Berlin, wo er unangemeldet und unvermuthet, aber hochwillkommen plötzlich in mein Zimmer trat. Ich fand ihn trotz des langen Zeitraums, der zwischen jetzt und damals lag, äußerlich wenig verändert. Nur die Unfähigkeit für den Meinungsaustausch mittelst des lebendigen Wortes hatte noch zugenommen. In Berlin, das stets von einem einzigen gewaltigen Echo des redefertigsten Zungenverkehrs zu erdröhnen scheint, war er, wie seiner Zeit vor ihm Rückert, gewissermaßen eine Abnormität. Seit jener Zeit haben den Philosophen schwere Schicksalsschläge getroffen, er verlor sein Vermögen und wenn ihn auch die Schillerstiftung in den Stand setzte, der äußersten materiellen Lebensnoth die Spitze zu bieten — wobei der Verwendung des verstorbenen Dichters Julius Hammer und des Schulraths Bormann dankbar gedacht werden möge — so war er doch genöthigt sein geliebtes Bruckberg zu verlassen und fortan in sehr eingeschränkten Verhältnissen zu leben. Vor anderthalb Jahren hat ihn ein leichter Schlaganfall getroffen und zuverlässige Mittheilungen aus der Familie bezeichnen sein Befinden als körperlich zwar ziemlich befriedigend, den Zustand seines Geistes aber trotz vollen Bewußtseins gleichwol als gebrochen. Dies Verhängniß ist ein so schweres, daß es uns unstatthaft erscheint, ein Wort darüber hinzuzufügen.

Es ist hier nicht der Ort, Feuerbach's außerordentliche Verdienste um die Bereicherung der Wissenschaft, die Originalität seines Denkens, den Umfang seines geistigen Vermögens, seine bahnbrechende Stellung am Ausgangspunkt eines Zeitabschnittes in der philosophischen Entwickelung auch nur anzudeuten, nur an die folgenden Worte Moleschott's möge noch erinnert werden, an die jede gerechte Würdigung Feuerbach's anzuknüpfen haben wird: „Will man die herculische That, an welcher in unserer Zeit ein großer Theil der Menschen, ja unbewußt vielleicht die ganze Menschheit arbeitet, so weit sie forscht, an einen Namen knüpfen, dann hat Ludwig Feuerbach diese That vollbracht. Durch ihn ist die menschliche Grundlage für alle Anschauung, für alles Denken ein mit Bewußtsein anerkannter Fels geworden."

Direct von den Pontons.

Wir saßen vor einigen Tagen im Club täglicher Stammgäste im Café des mille Colonnes, in Brüssel. Man plauderte über Tagespolitik, Theater, Kunst, schönes und schlechtes Wetter. Da öffnete sich die Thür und hereintritt ein guter Bekannter, ein ehemaliger Verbannter des zweiten Decembers.

Seit der Belagerung von Paris war er wie verschollen. Niemand hatte etwas von ihm gehört. Man wußte nur, daß der ehemalige Volksrepräsentant, trotz seiner siebzig Jahre, nach Paris sich durchgeschlagen, dort die Muskete des Nationalgardisten auf die Schulter genommen, und glaubte, derselbe sei bei einem Ausfall oder bei irgend einer andern Gelegenheit verunglückt.

„Nun", rief man von allen Seiten, während ihm Jeder beide Hände zustreckte, „wo kommen Sie denn her?"

„Ich", antwortete er trocken, ohne daß eine Muskel in seinem Gesicht zuckte, und als handle es sich von der natürlichsten Sache der Welt, „ich komme direct von den Pontons."

„Von den Pontons? Sie!" so ertönte es wie allgemeiner Schrei des Unglaubens.

„Zu dienen, meine Herren. Und, daß ich auf harter Diele schlief und auch die Nahrung nicht gerade so verlockend war, um sich den Magen daran zu verderben, war nicht einmal meine größte Pein. Was mir wehe that, was mich halb zu Tode ärgerte war der Umstand, daß die Galeere, auf welcher ich mich mit 1250 unschuldigen und schuldigen Leidensgefährten befand, Napoleon hieß und mir das Bischen Luft, das wir täglich eine Stunde einschnappen konnten, durch die Büste des Elenden vergällt wurde, welche am Vordertheil des Schiffes die weltbekannte Cäsarenfratze zur Schau trug als hätte es gar keinen 2. December gegeben . . ."

„Aber wer hatte Sie denn auf die Pontons geschickt?"

„Wer? Herr Thiers, der den Satz practisch durchführt, eine Republik sei nur regierungsfähig und haltbar ohne Republikaner, und Letztere daher möglichst hinter Schloß und Riegel auflagert."

„Aber es bedurfte doch eines Grundes?"

„Ich war Gouverneur des Palais Bourbon unter der Commune. Verbrechen genug, wie Sie gleich hören werden. Mir haben es allerdings die Versailler zu danken, wenn sie jenen Palast der Nation unversehrt wiederfanden. Ich stand förmlich Tag und Nacht Wache. Eines Tages schoß dem General Bergeret die Idee durch den hohlen Kopf, im Sitzungssaal grauleinene Erdsäcke für die Barrikaden von den Patriotinnen nähen zu lassen. Schon kamen die Weiber von allen Seiten herbei. Ich aber schloß die Thür und bemerkte dem General: „das wäre ja eine reine Schmach! Fehlt es etwa an Räumen in Paris?" fragte ich, „wollen Sie den Palast und seine werthvolle Bibliothek der Gefahr der Plünderung aussetzen?" — „Bah", erwiederte mir der Communardengeneral, „das Volk soll auch einmal die Palastfreuden genießen." — Meine inständigen Bitten bewogen ihn trotzdem schließlich Contreordre zu geben. So gab es tägliche Scenen. Ich mußte überall auf meiner Hut sein, und namentlich jeder Ueberrumpelung zuvorkommen. Der

Palast war allerdings bewacht, aber die Schildwachen gehorchten mir nicht, und ich fürchtete sie zuweilen mehr als alle Anderen. Gleichzeitig mußte ich das zahlreiche, im Palast wohnende Dienstpersonal mit meinem Schutz decken.

„Am 22. Mai, als die Versailler in Paris einrückten, rüstete sich Alles. Ich blieb ganz allein zurück in dem Riesengebäude. Am andern Tage kam ein Officier mit einem kleinen Detachement, um den Palast zu besetzen.

„Wer sind Sie, und was thun Sie hier?“ frug er.

„Ich bin Gouverneur des Palais Bourbon; die Commune hat mich ernannt und ich bin auf meinem Posten.“

„„Es giebt keine Commune mehr. — Und warum haben sie nicht wie die meisten ihrer Chefs die Flucht ergriffen?“

„„Warum sollte ich fliehen? Ich habe keinen Grund dazu; arretiren Sie mich, wenn Sie wollen . . .“

„Der Officier schaute sich um und sagte mir dann im Fortgehen: „Sie sind mein Arrestant; meine Leute sollen den Eingang bewachen, bis ich weitere Verhaltungsmaßregeln erhalten.“

„Sprach's und entfernte sich wirklich; der Mann war menschlich, er wollte mir Zeit geben, um zu entfliehen, denn er wußte es recht gut, daß es andere unbesetzte Ausgänge gab. Es fiel mir aber gar nicht ein dies zu thun. Was konnte man mir anhaben? Ich hatte von einer de facto und gesetzlich bestehenden Regierung einen Verwaltungsposten angenommen, hatte das meiner Obhut anvertraute Object wieder abgeliefert, wie ich dasselbe gefunden, warum sollte ich fliehen? Ich blieb.

„Zwei Stunden später kam derselbe Officier zurück. Er erschrak, als er meiner ansichtig ward. Darauf hatte er sichtlich nicht gerechnet. — „Ja“, murmelte er zwischen den Zähnen, „als Beamten der Commune muß ich sie vor den Profoß führen lassen. . .“

„„Thun Sie Ihre Pflicht. Ich bin bereit.“

„Er rief einige seiner Leute und so marschirten wir zur nächstgelegenen Kaserne, zum Profoß. Kaum war ich in dem improvisirten Sitzungssaal, so sah ich mich von einem Dutzend Soldaten umringt, die sämmtlich die Mündungen ihrer Chassepots gegen mich richteten. — „Das ist ein Luxus“, sagte ich zu ihnen gewandt, „den Sie sich ersparen können. Sie machen mir keine Angst und ich denke nicht an Flucht, sonst wäre ich nicht hier. . .“

„„Ihr Name“, unterbrach hier die harte Stimme des Profoß . . .

„„Jacques B . . . . . s.“

„„Ihr Alter?“

„„Siebzig Jahre.“

„„Ihr Beruf?“

„„Ehemaliger Volksrepräsentant.“

„„Das ist kein Beruf.“

„„Ich habe seitdem keinen andern gehabt. . .“

„„Sie bekleideten ein Amt unter der Commune?“

„„Ich war Gouverneur des Palais Bourbon.“

„„Treten Sie zur Linken“, sagte er nach kurzem Besinnen.

„Ich that wie mir befohlen, verstand aber gar nichts von einer so prompten Aburtheilung, und ein neben mir stehendes Individuum war dergestalt in sich zerknittert, daß ich auch nicht die Möglichkeit sah, einen Blick mit ihm zu wechseln. Kaum war ich übrigens einige Minuten dort, wo man mich hingeschoben, als ein junger elegant gekleideter Mensch, den ich in mei-

nem Leben nicht gesehen, rasch in's Zimmer stürzte, und dem Profoß einige Worte in's Ohr flüsterte.

„„Begeben Sie sich auf die rechte Seite, Jacques B . . . . .s", sagte mir der Profoß mit merklich erregter Stimme — „Sie können von Glück sprechen . . ."

„Man führte mich ab und sperrte mich in einen Stall, wo es von Gefangenen wimmelte. Das Alles ging so rasch, daß ich noch gar nicht zur Besinnung gekommen war, als plötzlich der schwere, dröhnende Schritt eines Detachements Soldaten ertönte; wir lugten durch die Spalten der hier und da der Reparaturen bedürftigen Thür und sahen ein Dutzend Männer und Jünglinge, die man assortirte. — „Wohin führt man diese denn?" frug ich.

„„Still!" flüsterte bebend und rasend mein Nachbar, indem seine Hand wie Blei auf meiner Schulter ruhte und sich stemmte. — Dann fiel eine Salve, zwei, drei — so viele, als man der Individuen eben vorbeigeführt. Ich begriff endlich . . . „Das waren Jene", sagte mein zähneklappernder, todtbleicher Nachbar, „die auf die linke Seite zu treten angewiesen waren . ."

„Den nächsten Morgen, nach einer Nacht, wie sie Dante in seiner Hölle nicht so grausig ersonnen, wurden wir, einer Heerde gleich, mehrere Tausende baarhaupt auf der Place Amsterdam in der fürchterlichsten Sonnenhitze zusammengepfercht; nach mehrstündigem Warten marschirten wir alsdann nach Versailles und von dort nach Brest, wo die Zahl der auf den Pontons befindlichen Gefangenen an 12,400 Köpfe betrug."

„Und wie lange blieben sie dort?"

„Sechs Wochen. Es war ein hartes Leben, besonders des schrecklichen Jammers halber, der uns umgab, denn nur Wenige wußten sich wie ich in's Unvermeidliche zu schicken.

„Uebrigens hatte man wenig Zeit zum Kopfhängen und Träumen. Wir waren stets ganz unter uns in den zwei Zwischendecks; die Besatzung kam nie mit den Gefangenen in Berührung.

„Wollten wir nicht dem Ungeziefer und der Krankheit erliegen, so mußte für die äußerste Reinlichkeit gesorgt werden. Das war denn auch meine Hauptbeschäftigung und nachdem ich einmal einen widerspenstigen Communarden mit einem Faustschlag zu Boden gestreckt, muckste Keiner mehr und Jeder kam den Befehlen des gebildeten Reinlichkeitsausschusses mit der größten Pünktlichkeit nach.

„Um fünf Uhr Morgens gab ein Trompetenstoß das Signal zum Aufstehen; dann hieß es für Diejenigen, welche so glücklich waren, eine Hängematte zu haben, dieselbe eiligst zusammenzurollen und hierauf mit Allen gemeinschaftlich den Raum zu säubern und durch das Meerwasser die Stickluft zu bekämpfen und zu entfernen. Um acht Uhr bekamen wir eine Suppe mit einigen wenigen darin herumschwimmenden Mehlklumpen und ein ziemlich großes Stück Brod; damit mußte man es bis Mittags aushalten, wo wieder eine zweite, weder verbesserte, noch vermehrte Suppenvertheilung stattfand; um drei Uhr Nachmittags durfte man eine Stunde auf dem Verdeck freie Luft einathmen. Welch' eine herrliche Rhede — ich hatte Zeit und Muße, sie zu studiren — und immer wieder in allem Jammer sagte ich mir zum Trost: Welch' herrliches Land ist doch mein Frankreich!

„Um sechs Uhr abermals Suppe und Brod. Um acht Uhr mußte Alles schlafen oder wenigstens durfte Keiner mehr in dem Zwischendeck auf den Beinen sein.

„Die Ordre ward aber leider Gottes nicht vom Ungeziefer befolgt. Unsere Nächte waren wirliche Tantalusqualen. An Schlaf war gar nicht zu denken. Ich kam dadurch zuletzt in einen so schrecklichen Zustand der Aufregung, daß der Commandant des Pontons, ein sehr humaner Soldat, mir sagte: „Ich habe Sie krank gemeldet und werde Sie in's Hospital bringen lassen, dann können Sie sich wenigstens einmal auskleiden und in einem Bett schlafen. Das wird Sie kräftigen."

„Mit welcher Wollust ich mich auf den schneeigen Leinentüchern ausstreckte, nachdem ich vorher ein Bad genommen, davon kann nur Der sich eine Idee machen, der weiß, was es heißt, drei Wochen lang stets unausgekleidet geblieben zu sein.

„Nach drei Tagen kehrte ich wieder auf's Ponton zurück und meine Ankunft wurde fast gefeiert. Ich war die Vorsehung der Hungernden. Da ich nur wenige Bedürfnisse hatte, so sparte ich meine Brodrationen und konnte somit manchen jungen, bellenden Magen meiner Leidensgenossen zum Stillschweigen bringen.

„So vergingen noch einige Wochen. Da ließ mich eines schönen Morgens der Commandant auf's Verdeck rufen und erklärte mir, ich sei frei.

„Drei Beamten des Palais Bourbon war es gelungen, bei Thiers, dem sie mein Wirken und die Dienste geschildert hatten, welche ich erwiesen, meine bedingungslose Infreiheitsetzung zu erzielen.

„Frei! Ich besann mich keinen Moment, wollte von Niemandem etwas sehen noch hören; ich setzte mich auf die Eisenbahn, nachdem ich vorher eine Karte bis nach Brüssel gelöst."

Dies Alles erzählte uns der alte Republikaner in dem trockensten, einfachsten, lächelndsten Tone der Welt. Er sprach wie Einer, der die Abenteuer einer Vergnügungsreise erzählt. Die anderen Besucher und Gäste des Cafés, wie die Garçons lauschten Alle gespannt mit geöffnetem Mund, Viele hielten es für Spaß.

Aber ich, der ihn kannte und die feine, versteckte Ironie herauszufühlen wußte, ich merkte wol an seinem Blick, an der Art und Weise, wie er die Worte „Thiers" und „Versailles" aussprach, welch' furchtbarer Haß und Zorn in seinem Innern wühlten.

Es war doppelt schmerzlich und wahrhaft shakespearisch, in so leichtem Ton von diesen tragischen Vorgängen sprechen zu hören. Wie Diesen gab es Tausende und abermals Tausende, die dasselbe Schicksal und noch unverdienter erlitten und die Alle den Rachegedanken in tiefster Brust trugen. — Welcher Tag, wenn die Communarden ihrerseits je wieder Gericht halten sollten! . . .

Der Held dieser Skizze, welche nur das eine Verdienst der vollen Wahrheit hat, hatte als Volksrepräsentant 1848—49 die Specialität des Unterbrechens in der republikanischen Legislative. Manches jener historisch gewordenen geflügelten Worte, welches die gewandtesten Kammerredner außer Fassung brachte, ging von ihm aus.

Unter dem Kaiserreich, während dessen die hier lebenden Exilirten stets die Eventualität einer siegreichen Revolution und die Rückkehr nach Frankreich besprachen, pflegte er zu sagen:

„Steht die Republik wieder auf, so erbitte ich mir eine Stelle, welche Niemand von meinen Collegen will."

„Und welche?"

„Die eines Vicepräsidenten der Republik. Alle meine Collegen verlangen Präsidenten zu werden, so habe ich dann die besten Aussichten, an's Ziel meiner Wünsche zu gelangen."

Seine hiesigen Freunde boten dem greisen republikanischen Kämpfer eine erkleckliche Summe an, da man wußte, daß er, aller Hülfsquellen baar, als Gärtner seinen Lebensunterhalt verdiente.

Jacques B . . . . s aber nahm auch keinen Groschen an. „Ich kann arbeiten", sagte er, „und habe Ueberfluß am Nöthigen."

„So nehmen Sie die Summe", sagten wir, „und vertheilen Sie dieselbe unter Ihre Landsleute (es sind nämlich sehr viele Communarden hierher nach Brüssel geflüchtet, Andere, die in Freiheit gesetzt, haben es ebenfalls vorgezogen, ihr Vaterland zu meiden)."

„Um keinen Preis", erwiederte der Exgouverneur des Palais Bourbon, „sie sollen arbeiten, wie ich; denn Arbeit soll, muß und kann allein uns erlösen."

Max Sulzberger.

Schlittenfahrt.

Schneelandschaft rings und überall;
Mit Schellengeklingel und Peitschenknall
In pelzverbrämten Schlitten
Spazieren fährt die lust'ge Welt,
Die tief im Winter so Fasching hält;
Das sind so nordische Sitten.

In grüner nicht, in silberner Zier
Erglänzt das ganze Forstrevier;
Ist das ein Prachtvergnügen!
Vor meinen Augen aber quillt
Herauf ein anderes Winterbild
Mit ernstgefurchten Zügen.

Abseits im Walde stand ein Baum,
Ach, einen schöneren gab es kaum,
Der sank im Herbst darnieder.
Das ist im Walde so die Art;
Jetzt macht er seine Schlittenfahrt
Und nimmer kehrt er wieder.

Einst war er grün, nun ist er todt;
Holzknechte bringen ihn mit Noth
Durch tiefverschneite Wege;
Derweilen zieht mit Peitschenknall
Und Schellengeklingel der Carneval
Durch's silberne Waldgehege

Johann Tobias Wagner.

Ein Curiosum aus dem alten Berlin von **George Hiltl.**

An einem sehr schönen Nachmittage des Junimonats im Jahre des Heils 1730 — also unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's I. — war in Berlin, in der Nähe des Spandauer Thores ein ziemlich bedeutender Auflauf von Menschen jeden Alters, Standes und Geschlechts. Das ist durchaus nichts Neues — auch nichts Ungewöhnliches, denn Berlins Insassen haben von jeher großen Hang zu Aufläufen gezeigt und sind leicht erregbarer Natur, wie die meisten Großstädter. Es war an dem besagten Tage aber zu dem besagten Auflauf ein besonderer Grund vorhanden. Die sehr erregte Menge umstand nämlich eine der großen, schwerfälligen Carossen, welche durch ihre Ausstattung sehr leicht erkennen ließ, daß sie einem Manne aus den höchsten Ständen als Beförderungsmittel diente. Und so war es auch. In jener Carosse saß der Geheime Staatsminister Seiner Majestät: Herr von Thulemeier. Der Minister fuhr — oder wollte eben fahren — und zwar durch das Thor, nach seiner ländlichen Besitzung, die vor Berlin gelegen und ihm als Erholungsort nach den ziemlich anstrengenden Arbeiten diente. Herr von Thulemeier trat diese Erholungsfahrt in Begleitung seiner Gemahlin an und war nicht wenig erstaunt, als sein Wagen plötzlich an der Ecke der Rosenstraße angehalten wurde.

Als der Minister sich nach der Ursache dieser Hemmung erkundigen wollte, gerieth er in neues Staunen, denn der Wagenschlag wurde geöffnet und es zeigte sich die sehr lange und dürre Gestalt eines schwarzgekleideten Mannes, dessen keineswegs einnehmende Gesichtszüge der Frau Ministerin insbesondere Schrecken einflößte.

„Was soll das heißen?" sagte der Minister, der den Schwarzen sogleich erkannt hatte.

„Es soll heißen", antwortete dieser sehr kurz, „daß ich dem Kutscher zu halten befehle, weil ich Ihrer Excellenz eine Frage vorzulegen habe."

Obwohl der Minister wüthend war, denn es blieben sofort einige Leute stehen, so überwog doch die Neugier seinen Zorn und er machte eine Geberde des Zugeständnisses. „Fragen Sie?" sagte er.

„Ich will wissen", fuhr der Schwarze fort, „ob Sie die Erlaubniß des Königs haben, nach Ihrem Landsitze fahren zu dürfen? Ob Sie eine Nacht außerhalb Berlin zubringen dürfen, oder ob Sie als Minister nicht die Pflicht haben stets auf Ihrem Posten zu bleiben — da doch Niemand wissen kann, ob nicht Etwas vorfällt, wozu die Gegenwart eines Ministers erforderlich ist?"

Herr von Thulemeier blieb stumm vor Entsetzen über diese Dreistigkeit — seine Gattin aber that einen leisen Schrei der Entrüstung und sank in die Kissen des Wagens. — Dieser Schrei lockte nun wohl eben jene Menschenmenge herbei, welche den Wagen neugierig umstand. Der Minister hatte sich indessen von seinem Staunen erholt und begann den Frager nun mit einem Schwall von bösen Redensarten zu tractiren, welche Jener indessen sehr stolz und verächtlich hinnahm indem er, wie die Berichte sagen, „als ein Triumphator durch die Volksmenge promenirte". Der Minister von Thulemeier war

aber zu einem raschen Entschlusse gekommen. Er fuhr nicht auf seinen Landsitz — sondern direct nach Potsdam zum König, woselbst er sich bitter über die ihm zugefügte Behandlung beklagte. Der König hörte diese Geschichte mit an. Aber die von Thulemeier erwartete große Genughtuung erfolgte nicht. Der König sagte nur: „In der Sache hat Wagner ganz Recht — nur hat er darin gefehlt, daß er es Euch auf offener Straße und bei angehaltnem Wagen gesagt hat — er wird dafür einen Rüffel kriegen."

Der König war also im Grunde der Ansicht wie der Schwarze: daß Minister eigentlich keine Nacht außerhalb der Hauptstadt zubringen dürfen und Herr von Thulemeier war trotz des Rüffels, den der Schwarze erhalten sollte — und bei des Königs Gewissenhaftigkeit auch sicher erhalten hat — nicht erbaut von der Allerhöchsten Entscheidung. — Aus der Antwort des Königs hat man ersehen, daß der schwarze, sehr impertinente Frager, der Ministercarossen auf offener Straße anhielt, „Wagner" hieß. Wer war aber nun Herr Wagner?

Er war ein zu jener Zeit in Berlin ebenso gefürchtetes als bekanntes und außerdem eigentlich mystisches Individuum. Wagner hatte den Posten eines Generalfiscals inne. Das war der höchste Richterposten im Lande. Im Jahre 1731 bekleidete dieses Amt der Geheime Justiz- Hof- und Gerichtsrath Wilhelm Duhram. Eines schönen Tages ward Duhram plötzlich abgesetzt und erhielt statt seines frühern bedeutenden Gehaltes nur 400 Thaler. Alle Welt war nun höchlichst gespannt den Nachfolger kennen zu lernen. Als solcher erschien eines schönen Tages der Kürassier Tobias Wagner, vom Regiment Papstein und stellt sich dem Collegium als Generalfiscal mit 800 Thalern Gehalt vor, welche der König aus den bisherigen Gehaltsummen des Duhram entnahm. Er ließ außerdem für den neuen Generalfiscal eine besondere Instruction ausarbeiten. Das größte Erstaunen bemächtigte sich des Gesammtpersonals im Collegium und vergeblich forschte man nach den Studien des Herrn Wagner; indessen genügte das bei dem König, daß Herr Wagner ehemals Rector im Blankenburgischen gewesen und eine „Bibliothek für die Soldaten" herausgegeben hatte. Man forschte weiter nach und erfuhr, daß Wagner ursprünglich kein Kürassier — sondern Schulmeister, Gelehrter, Schriftsteller, gewesen sei. Ein Zeitgenosse sagt von ihm: Er sei zwar ein sehr gelehrter Mensch gewesen, dem es aber an Conduite gemangelt habe, weshalb er denn auch „erschröckliche Nörgeleien angezettelt habe". Es ist nun nicht bekannt, in wie weit der damalige Herzog von Braunschweig-Wolffenbüttel diese „erschröcklichen Nörgeleien" nicht für angemessen und mit seinem Landesgesetze vereinbar fand; genug, der Rector erhielt eines Tages den Abschied und die Polizei den Befehl „den Nörgelnden über die Grenze zu schaffen".

Tobias war demnach in einiger Verlegenheit, da auch bereits um jene Zeit für die nörgelnden Schulmeister sich nicht allzuleicht Anstellungen fanden. In dieser Lage sah er sich veranlaßt, Deutschland auf einige Jahre den Rücken zu kehren. Er ging nach Rußland. Tobias Wagner muß eine Art von Sonntagskind gewesen sein, denn neben mancherlei Unglück hatte er doch immer wieder viel gute Anerbietungen. So lächelte ihm denn das Glück in Petersburg, wo er eine Stelle als Erzieher bei dem Sohne des damals allmächtigen Fürsten Mentschikoff erhielt. Bekanntlich sind aber diese Günstlinge der Czaren und besonders der Czarinnen — nicht entschieden sicher gestellt. „Es würde" — um mit Shakspeare zu reden — „Niemand

eine Leibrente auf ihren Kopf nur für anderthalb Stunden kaufen wollen." — Wagner hatte sich aber sehr bedeutend an die Familie Mentschikoff attachirt und stand sich außerordentlich gut dabei — bis plötzlich die ganze Herrlichkeit der Mentschikoffs zusammenbrach und damit endigte, womit die meisten Herrlichkeiten russischer Günstlinge endigten: mit einer Fahrt auf der Kibitka nach Sibirien. Daß Wagner nach dem Sturze seines Gönners in Petersburg keine Aussichten mehr hatte, ist begreiflich. Er versuchte nun wieder nach Deutschland zu kommen und fiel bei Königsberg preußischen Werbern in die Hände. Wie es zuging, daß der Schulmeister und Rector gerade unter die Kürassiere gesteckt wurde, ist nicht zu erklären; soviel steht fest, daß er plötzlich in den Schwadronen des Kürassierregiments Papstein erscheint. Auf frühere Lebensweise, Atteste über Führung &c. kam es damals nicht an; wenn Einer in die Uniform gesteckt wurde, so fragte man denn auch nicht ein Mal danach: was Herr Wagner in Braunschweig getrieben habe. — Zu einer Zeit, wo Parolebefehle ausgegeben wurden: „Daß Seine Majestät hinfüro keine Officiers mehr anstellen wollen, welche die vier Species nicht leidlich rechnen und ihren Namen leserlich schreiben können", mußte Tobias Wagner für ein gelehrtes Phänomen gelten. Es scheint, daß er auch verstanden habe, sich in Respect zu setzen und seine Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen, das heißt: den Officieren bei verschiedenen Gelegenheiten dergestalt zu imponiren, daß bald andere Regimenter die Papsteiner um den gelehrten Kürassier beneideten.

Da König Friedrich Wilhelm I. von allen Ereignissen und Vorfällen, welche seine Soldaten betrafen, die genaueste Notiz nahm, so wurde er bald genug von den „Meriten" des Herrn Wagner unterrichtet. Dem König genügte es schon, daß Erstens: Wagner kein Juriste war, er hatte bekanntlich einen instinctiven Widerwillen gegen Rechtsgelehrte. Zweitens erfreute es ihn absonderlich, daß ein Kürassier auch einmal den Schwarzröcken einige Nüsse zum Knacken geben konnte — und so kam es denn, daß der Geharnischte plötzlich sich als „ein von Seiner Majestät Angestellter und ernannter Generalfiscal" präsentirt, worüber denn doch, selbst bei den Bewunderern des gelehrten Wagner, einiges Erstaunen herrschte.

Wie immer und in allen Verhältnissen die Emporkömmlinge am brutalsten und rücksichtslosesten auftreten, wenn sie aus dem Staube hervorgetreten sind, so ging es auch mit Herrn Wagner in diesem Falle Er fing einen ganz „gräulichen Spectakel und Rumor" an, warf Diesen und Jenen, der ihm nicht behagte, zur Thür hinaus, setzte ab, stellte an, wie es ihm gutdünkte und befleißigte sich einer so consequent innegehaltenen Grobheit, daß er durch dieselbe sich bald genug Ruf in Berlin verschaffte und eine populäre Figur wurde, der freilich Jedermann gern aus dem Wege gehen mochte. Bis zu welchem Grade von Anmaßung er sich verstieg, lehrt die kleine, Anfangs dieses Aufsatzes mitgetheilte Episode von der Belästigung des Ministers. — Wagners Macht erstreckte sich sehr weit. Er verwaltete — wahrscheinlich in Folge seines Rufes als Gelehrter — auch das Amt eines Censors und es läßt sich annehmen, daß er diese Function mit besonderer Strenge ausübte, wobei er sicher durch den König alle nur mögliche Unterstützung fand, weil Friedrich Wilhelm sehr viele, selbst harmlose Bücher als verderbliche Werkzeuge zur „Trubulirung solider Lebensweise" ansah. Wagner kümmerte sich um Alles — seine Thätigkeit gefiel dem Monarchen sehr, der alle Leute schätzte, die sich ruhig, fleißig und als „Männer auf Posten" zeigten. Es

wurden daher manche Beschwerden gegen ihn von Wagner selbst glücklich bekämpft. Indessen rührten sich doch Verschiedene, denen des Generalfiscals Tyrannei unerträglich wurde; sie richteten nicht viel aus.

Den ersten Stoß jedoch erhielt der Generalfiscal, als er mit seinen tyrannischen Maßregeln den Frauen Schwierigkeiten bereitete und das schöne Geschlecht wider sich ins Treffen rief.

Seit dem Jahre 1720 bestand nämlich in Preußen — seltsam genug — ein Kattun-Edict. So sonderbar das klingt, war der umsichtige, haushälterische König doch bei Erlaß dieses Edictes von sehr richtigen Grundsätzen ausgegangen. „Daß das Geld im Lande, ist der lapis philosophorum", pflegte der König zu sagen. Nun gingen aber für bedruckten Kattun und Zitz große Summen Geldes zum Lande hinaus, weil jene Stoffe nur im Auslande gefertigt wurden. Der König indessen war emsig bedacht, die Wollfabrikation seines Landes zu heben und legte deshalb eine so hohe Steuer auf ausländische Kattune, daß diese fast für Niemanden zu erlangen gewesen wären, hätte die Behörde das Edict mit aller Strenge aufrecht gehalten. Im Verlaufe von elf Jahren war es jedoch immer weniger beachtet worden, bis Herr Wagner zum Generalfiscal ernannt wurde. Sofort setzte er dieses Edict wieder in Kraft. Ein großes Rundschreiben ward in den Provinzen umhergeschickt. Generalvisitationen wurden angeordnet, die Steuerbeamten erhielten scharfe „Instructiones" und überall begann die Kattunjagd. Es wurde nichts geschont und Wagner's Kattunfänger drangen in die stillen Häuser, untersuchten Kisten und Kasten — wehe! wenn sie ein Stücklein Zitz oder Kattun fanden: der unerbittliche Wagner belegte die Besitzer der Stoffe mit ganz ungeheuren Geldstrafen.

Dieser entsetzliche Amtseifer beschwor nun einen allgemeinen Sturm der Damen gegen den Generalfiscal herauf. Naturgemäß wendeten sich die hart betroffenen Frauen an ihren nächsten Beschützer, ihre Ehegatten. Sie stachelten diese zum energischen Handeln gegen Tobias Wagner's Edicte auf; glückliche, ruhige Ehen, idyllische Haushaltungen wurden gestört und rauh durchstöbert — das war zu viel. Die Männer zeigten sich als wahrhafte Ritter und es regnete plötzlich, innerhalb eines Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden, eine solche Menge von Bittschriften auf die Generaldirection hernieder, daß diese am Ende sich nicht zu retten wußte und den König bat: dem Eifer des Generalfiscals Zügel anlegen zu wollen. Der König wurde in der That unwillig. Er hatte bisher die Anordnungen des Fiscals gutgeheißen, sah aber denn doch ein, daß solche Maßregeln der größten Willkür Thür und Thor öffneten. Wagner erhielt daher den Bescheid: er solle mit der Kattunrevision inne halten, „alleweile die Leute nicht chikaniret, sondern nur zu einer regelmäßigen Steuer-Extraction angehalten werden sollten."

Die höheren Beamten, denen Wagner längst ein Dorn im Auge gewesen, jubelten über den Rüffel — die Frauen saßen triumphirend auf ihren Kattunballen. Wagner war aber noch nicht mit seinen Chikanen zu Ende. Da man ihm nicht das Publicum Preis gab, fiel er über die ihm näher stehenden Beamten her und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sich an ihnen zu reiben. Es entstand daher eine Art von Ligue gegen ihn und es scheint, als hätten die Verbündeten mit großem und schnell herbeigeführtem Erfolge gearbeitet, denn es zuckte urplötzlich ein Blitzstrahl auf Wagner nieder. Wer die Wolke eigentlich geladen — wie es möglich war, den Funken

auf den Generalfiscal zu schleudern? Das ist nie recht bekannt geworden — besonders auffällig aber ist es, wie dieses Schleudern mit so großer Gewalt geschah, daß es den Anschein gewinnt, als hätte Herr Generalfiscal Wagner doch ganz absonderliche Dinge getrieben; denn am 16. October des Jahres 1732 wurden die Berliner durch eine in den „Wochen-Nachrichten" befindliche Notiz überrascht und — erfreut, welche folgendermaßen lautete:

> „Gestern Nachmittags um fünf Uhr wurde der Generalfiscal Johann Tobias Wagner aus der deutschen Komödie geholet und in die Haubtwache gebracht, dann aber im Stockhause krumm geschlossen."

Einige Tage später heißt es:

> „Wagner ist wieder loß gekommen. Die Sache ist gewesen, weil er das bekannte Scriptum über die Jülich-Bergische Succession sonder Censur hat drukken und öffentlich verkaufen lassen."

Diese Angabe war es eben, welche im Publicum keinen Glauben fand und alle Welt in Berlin, wo Wagner überall gefürchtet — nirgends geliebt war — zu der Annahme brachte, daß der Generalfiscal doch wohl noch allerlei „Allotria getrieben haben müsse." Es konnte nämlich kein Mensch begreifen, daß Wagner krummgeschlossen worden, weil er den Verkauf eines Buches gestattet, welches ganz zum Vortheil des Königs von Preußen sprach. Man sah indessen die schwere Strafe, eine Strafe wie sie die gemeinsten Verbrecher erduldeten, und wie sie Wagner oft genug über Andere verhängt hatte, als gerechte Wiedervergeltung an; für die Charakteristik jener Zeit ist sie von besonderer Wichtigkeit, denn sie liefert den Beweis, wie es mit der Justiz beschaffen war, wenn ein Mann ohne jegliches Verhör sofort zu der schrecklichen Pein des Krummschließens verurtheilt werden konnte.

Wagner wurde durch diesen unangenehmen Zwischenfall nicht curirt, sondern fuhr fort insolent zu sein, weshalb seine Feinde ihm, wohl durch des Fiscals muthmaßliche Vergehungen wider ihn gewaffnet, eine neue Ueberraschung bereiteten. Vier Wochen nach dem Krummschließen erfreute die Berliner eine neue Nachricht, Herrn Wagner betreffend: „Am siebzehnten wurde", sagen die „Nachrichten", „der Generalfiscal Wagner, ob er gleich todt krank, im Bette lag, aus seinem Hause in einer Porte-Chaise mittelst einer Wache aus seinem Quartier nach der Haubtwache gebracht und daselbst unter die Schwitzbanke gestochen (!) weil (man höre) seine Frau einem Capitain Nahmens von Goltze, da er sie schlagen wollen, mit Ohrfeigen aus dem Hause geworfen." Daß im Publicum seltsame Gerüchte umhergingen, darf nicht Wunder nehmen, denn es bleibt wenigstens nicht recht erklärlich, weshalb ein so hoher Beamter unter die „Schwitzbank gestochen", also gefoltert wird, wenn seine Frau einem Capitain Ohrfeigen giebt.

Allem Anschein nach stand diese Ohrfeiggeschichte mit einer durch den Officier geleiteten Haussuchung in Verbindung, die ungünstig für Wagner ausgefallen sein mag. Er muß nach diesem Ereignisse nicht wieder in die Höhe gekommen sein; zwar wankte er noch einige Zeit in den Straßen Berlins umher, verschwand dann aber ebenso plötzlich wie er gekommen. Niemand weiß, wie er geendet. Schon 1733 im März, also zwei Monate nach der Bekanntschaft mit der Schwitzbank, erscheint Justizrath Gerbett in Berlin als Fiscal.

Im Frühroth.

Germania stehet auf Felsenhöh'
Im funkelnden Waffengeschmeide,
Es wogt ihr Haar, wie ein goldener See,
Um ihres Nackens blendenden Schnee
Und nieder zum Schwert in der Scheide.

Um's Haupt geschlungen den Lorbeerzweig,
Ruht sinnend am Schild sie von Golde,
Und blickt hinab auf ihr weites Reich,
Das sie geschützt vor fränkischem Streich
Mit eigenem Leib, die Treuholde!

Im Osten glühet des Frühroths Schein,
Da Unten beginnt sich's zu regen —
Da segeln Schiffe, mit Korn und Wein
Beladen, hinab den grünen Rhein,
Ein reicher, ein schwimmender Segen!

Ein freier Bauer pflüget das Feld
Und summt eine friedliche Weise;
Der Knappe fröhliche Einfahrt hält
In seines Bergschachts dunkle Welt,
„Glück auf" zur gefährlichen Reise!

Dort wirft ein Fischer die Netze aus
Und hebet frohlockend sie wieder,
Mit reicher Beute kehrt er nach Haus
Und pflückt am Weg einen Blumenstrauß,
Der Liebsten zum Schmucke am Mieder.

Ein Mühlrad rauschet im Wiesenthal,
Die stäubenden Tropfen sie blinken
Wie Diamanten im Sonnenstrahl
Und stürzen hinab am Brückenpfahl —
Ein ewiges Steigen und Sinken!

Die Müllerin lehnt am Rosenstrauch,
Die lächelnden Lippen sie schweigen,
Es küssen die Lüfte nach keckem Brauch,
Wie stürmische Freier, ihr Stirn und Aug' —
Die Nachtigall singt in den Zweigen.

Rings Wohlstand nur und friedlich Gedeih'n,
Als drohten nie feindliche Mächte; —
Germania schaut es und lächelt darein,
Um's Antlitz strahlet der Freude Schein
Und feierlich hebt sie die Rechte:

„Herr Gott im Himmel! beschirm dies Land
Und wolle vor Allen es segnen!
Doch ich hier Oben auf steiler Wand
Will Wache halten — das Schwert zur Hand —
Und jeglicher Unbill begegnen.

„Der Himmel ist klar so weit ich schau,
Doch kämen auch Wetter gezogen
Von Westen und Ost — mein Volk vertrau! —
Fest steht der Einheit heiliger Bau
Und fest Deine Zinnen und Bogen!

„Wo ist die Hand, vermessen genug
Die frevelnden Schläge zu wagen?
Und wagt sie's dennoch, so sei's ihr Fluch,
Denn wie einst Siegfried den Drachen erschlug
So werd' ich zu Boden sie schlagen.

„Und nimmer wird es zum zweiten Mal
Nach meinem Schwert sie verlangen;
D'rum muthig! Du Volk nach Gottes Wahl!
Der Freiheit goldener Morgenstrahl
Ist leuchtend Dir aufgegangen!"

Eine deutsche Frau.

Bamberg, im Januar 1872.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig —